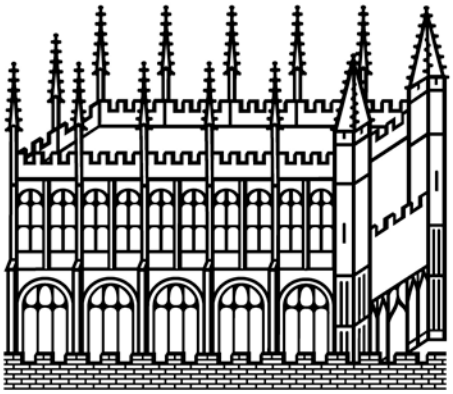


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





673

Soc. 3011 d 71

1922

VERHANDLUNGEN

DER

NEUNZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

BRAUNSCHWEIG

VOM 26. BIS 29. SEPTEMBER 1860.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN ABBILDUNGEN.

LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1861.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Inhalt.

Seite.

I. Bekanntmachung 1
II. Bekanntmachung 1
III. Tagesordnung 2
IV. Verzeichnis der Mitglieder nach den Heimatsländern geordnet 3
V. Vorbereitende Sitzung 8
Eröffnungsrede des Präsidenten 8
Ansprache des Oberbürgermeisters der Stadt Braunschweig 23
Ansprache des Vicepräsidenten 24
Constituierung der Versammlung 25
Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen.
VI. Erste allgemeine Sitzung 33
Vortrag des Director Dr. *Eckstein* aus Halle zum Gedächtnis von Friedrich von Thiersch 33
Vortrag des Prof. Dr. *Petersen* aus Hamburg über die älteste Poesie der Griechen als gemeinsame Quelle Homers und Hesiods 36
Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. *Kirchhoff* aus Altona über die phonischen Figuren . 43
Zweite allgemeine Sitzung 56
Antrag des Prof. Dr. *E. Curtius* aus Göttingen 56
Bericht des Director Dr. *Eckstein* 57
Vortrag des Director Dr. *Rein* aus Crefeld über die römische Phalerä 58
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. *Urlichs* aus Würzburg über das Nereidenmonument von Xanthos 61
Anträge des Bibliothekar Dr. *Bethmann* aus Wolfenbüttel: B. G. Teubner's griechische Schriftprobe betreffend 69
Vortrag des Director Dr. *Lübker* aus Parchim über die charakteristischen Unterschiede des Euripides von Sophokles 70
Dritte allgemeine Sitzung 80
Vorlesung des Director *Gravenhorst* aus Bremen: deutsche Bearbeitung von Sophokles König Oedipus 80

Seite.

Schlussworte vom Vicepräsident Dr. *Jeep* und Prof. Dr. *Haase* aus Breslau 80

Verhandlungen der pädagogischen Sektion.

VII. Vorbereitende Sitzung 83

Verzeichnis der zur Vorbereitung für die Besprechung veröffentlichten Thesen . . 83

Erste Sitzung 86

Zweite Sitzung 97

Verzeichnis der Theilnehmer an der pädagogischen Section 111

I.

Bekanntmachung

die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten betreffend.

Die Unterzeichneten, durch die vorjährige Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Wien mit dem Auftrage beehrt, zu der neunzehnten im Sept. dieses Jahrs in Braunschweig zu haltenden Versammlung die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen und die Leitung derselben zu übernehmen, glauben durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse vollkommen gerechtfertigt zu sein und nur im Interesse der gedachten Versammlung selbst, der eine möglichst grosse Betheiligung aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes wünschenswerth ist, zu handeln, wenn sie die Versammlung für dieses Jahr aussetzen. Das Präsidium der vorjährigen Versammlung hat sich um so mehr damit einverstanden erklärt, je mehr zu wünschen sei, 'dass die glücklich angeknüpfte Verbindung zwischen deutschen Schulmännern und Philologen ausserhalb und innerhalb Oesterreichs durch den Besuch der nächsten Versammlung fortgesetzt werde, wozu in diesem Jahre keine Aussicht sei.' Im speciellen Interesse derjenigen Männer, welche aus Oesterreich zu der Versammlung gehen möchten, wird daher auch von dieser Seite gewünscht, dass ihr Zusammentreten um ein Jahr verschoben werde. Indem wir uns gern der Hoffnung überlassen, dass die im vorigen Jahre zu Wien mit freudiger Theilnahme begrüsste 'Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich' durch die nachfolgenden Versammlungen immer mehr werde gefördert werden, und dass der Versammlung ferner kein Hindernis in den Weg treten wird, werden wir nicht ermangeln im nächsten Jahre dem uns gewordenen Auftrage zu entsprechen und rechtzeitig die Versammlung zu berufen.

Braunschweig und Wolfenbüttel, Anf. Juli 1859.

G. T. A. Krüger. J. Jeep.

II.

Bekanntmachung.

Mit höchster Genehmigung wird die im vorigen Jahre ausgesetzte neunzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 26. bis 29. Sept. d. J. zu Braunschweig stattfinden. Indem die Unterzeichneten sich beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, erklären sie sich gern bereit, Anfragen und Wünsche, die sich auf die Theilnahme an der Versammlung beziehen, zu welcher nach § 4 der Statuten 'jeder

Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, berechtigt ist,' entgegenzunehmen und zu erledigen. Zugleich bitten sie um vorläufige Anzeige der von einzelnen Theilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Braunschweig und Wolfenbüttel, den 6. Juni 1860.

G. T. A. Krüger. J. Jeep.

III.

Tagesordnung.

Dienstag, den 25. September.

8 Uhr Abends. Begrüssung auf dem Altstadt-Rathhaussaale.

Mittwoch, den 26. September.

9 Uhr. Vorbereitende Sitzung (im Landschaftshause). Gesang der Liedertafel. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung des Bureaus und der Sectionen.

12½ Uhr. Gabelfrühstück auf dem Altstadt-Rathhaussaale.

1½ Uhr. Fahrt nach Wolfenbüttel.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft auf dem bezeichneten Rathhaussaale.

Donnerstag, den 27. September.

8—10 Uhr. Sitzung der pädagogischen Section im Locale des grossen Clubs.

10—2 Uhr. Erste allgemeine Sitzung im grossen Saale des Landschaftshauses. Gleichzeitig Sitzung der Orientalisten im blauen Saale desselben Hauses.

2 Uhr. Mittagsmahl (à Couv. 25 Sgr.) im Altstadt-Rathhaussaale.

6½ Uhr. Festvorstellung im Herzogl. Theater (Lessing's Emilia Galotti). *

Freitag, den 28. September.

8—10 Uhr. Sitzung der pädagogischen Section.

10—2 Uhr. Zweite allgemeine Sitzung. Gleichzeitig Sitzung der Orientalisten.

2 Uhr. Mittagsessen.

5 Uhr. Schlusssitzung. Vorlesung des 'Königs Oedipus von Sophokles' in deutscher Bearbeitung durch Dir. Prof. *Gravenhorst* aus Bremen.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft. Beleuchtung des Marktes und des Rathhauses durch bengalische Flammen.

Sonnabend, den 29. September.

Fahrt nach Harzburg.

---

*) Wegen eines in der Nähe des Theaters ausgebrochenen Brandes muste diese Vorstellung auf den folgenden Tag verschoben werden. Die Festvorstellung wie die am 26. und 29. September veranstalteten Eisenbahnfahrten verdankte die Versammlung der Gnade Sr. Hoheit des Herzogs und des Hohen Herzogl. Staatsministerium.

IV.

Verzeichnis der Mitglieder nach den Heimatsländern geordnet.

(Die zu Ehrenmitgliedern ernannten Herren siehe in dem Protokoll über die vorbereitende Sitzung.)

Anhalt.

Bernburg:
1. Director und Professor Dr. Francke.
2. Professor Dr. Günther.
3. Professor A. Nicolai.

Dessau:
4. Schul- u. Consistorialrath Dr. Ritter.
5. Oberlehrer Dr. Schütze.

Kŏthen:
6. Schulrath und Director Kramer.

Zerbst:
7. Professor Dr. W. Corte.
8. Oberlehrer F. Kindscher.
9. Director Schulrath Dr. Sintenis.

Bayern.

Erlangen:
10. Hofrath, Professor und Studienrector Dr. Döderlein.
11. Professor Dr. Heinr. Keil.
12. Studienlehrer M. Lechner.

München:
13. v. Martini, k. russ. Staatsrath.

Würzburg:
14. Hofrath und Professor Dr. Urlichs.

Braunschweig.

Ahlum
15. Superintendent Schedel.

Blankenburg:
16. Oberlehrer Brökelmann.
17. Oberlehrer Dr. G. Lange.
18. Director Dr. Schütte.

Braunschweig:
19. Waisenhauslehrer Apel.
20. Professor Dr. W. Assmann.
21. Director des Realgymnasiums Dr. Berglein.
22. Oberlehrer Dr. H. Birnbaum.
23. Kreisrichter Bode.
24. Commissär Bolte.
25. Studiosus der Landwirthschaft Bolte.

Braunschweig:
26. Oberlehrer Dr. Fr. Brandes.
27. Professor Brandes.
28. Dr. iur. Dedekind, Hofrath und Professor am Colleg. Carol.
29. Referendar Dr. iur. Dedekind.
30. Oberlehrer Dr. H. Dürre.
31. Pastor F. Freist.
32. Dr. med. B. Franck, Director des heil-gymnastischen und orthopädischen Instituts.
33. Oberlehrer Dav. Giffhorn.
34. Lehrer H. Günther.
35. Obergerichtsadvocat Häusler.
36. Director Dr. Hartwig.
37. Oberlehrer F. von Heinemann.
38. Professor O. von Heinemann.
39. Oberlehrer Heller.
40. Hofrath Henneberg.
41. Bankier Hilzheimer.
42. Obergerichtsadvokat Hornig.
43. Waisenhauslehrer Jeimke.
44. Pastor Klügel.
45. Oberlehrer K. Koch.
46. Director Professor Dr. G. T. A. Krüger, Präsident der Versammlung.
47. Dr. phil. W. Kubel.
48. Professor Dr. W. Lachmann.
49. Schulinspector Lang.
50. Geheimer Rath Langerfeldt.
51. Hofbuchhändler Ed. Leibrock.
52. Dr. Lemcke.
53. Director Dr. Lüttge.
54. Collaborator R. Mack.
55. Stadtrath Dr. iur. Meier.
56. Cand. phil. O. Meier.

Braunschweig:
57. Dr. Heinr. Meyer.
58. Oberlehrer Dr. T. Müller.
59. Ordinarius H. Niemeyer.
60. Cand. theol. Fr. Niemeyer.
61. Pastor Oberhey.
62. Gymnasiallehrer A. Olfe.
63. Redacteur der Reichszeitung Dr. Otto.
64. Oberlehrer H. Peters.
65. Superintendent Fr. Pfeifer.
66. Cand. phil. Ritter.
67. Pastor Rossmann.
68. Gymnasiallehrer Rossmann.
69. Oberlehrer W. Sack.
70. Schulinspector Sattler.
71. Dr. phil. C. Schiller.
72. Hauptmann und Professor am Colleg. Carol. Schleiter.
73. Dr. E. Schrader.
74. Cand. theol. H. Schrader.
75. Waisenhauslehrer Skerl.
76. Oberlehrer C. Spengler.
77. Cand. phil. Ad. Steinmeyer.
78. Pastor W. Steinmeyer.
79. Cand. theol. R. Steinmeyer.
80. Referendar Stünkel.
81. Professor am Colleg. Carol. Dr. L. Ph. Sy.
82. Hof- und Dompredi ger Dr. theol. Thiele.
83. Cand. theol. W. Tunica.
84. Medicinalrath Dr. med. Uhde.
85. Buchhändler Ed. Vieweg.
86. Buchhändler Heinr. Vieweg.
87. Pastor A. Weber.
88. Professor am Colleg. Carol. G. C. F. Werner.
89. Pastor Witting.

Helmstedt:
90. Oberlehrer Th. Cunze.
91. Oberlehrer Dr. Daubertz.
92. Oberlehrer Dr. Hausdörffer.
93. Director Professor Dr. Hess.
94. Oberlehrer W. Knoch.
95. Oberlehrer Dr. Petri.

Holzminden:
96. Director Dauber.
97. Oberlehrer Dr. Lerdloff.
98. Collaborator Dr. Marx.
99. Oberlehrer Dr. Pätz.
100. Oberlehrer Dr. Schaumann.

Kattenstedt:
101. Pastor Münck.

Lesse:
102. Cand. theol. W. Kellner.

Sauingen:
103. Pastor Morich.

Seesen:
104. Lehrer Dr. Fels.
105. Lehrer Morich.

Wenden:
106. Pastor Nicolai.

Wolfenbüttel:
107. Probst und Superintendent Apfel.
108. Bibliothekar Dr. Bethmann.
109. Oberlehrer Aug. Cunze.
110. Cand. phil. Drewes.
111. Director Dr. Ph. Ehrenberg.
112. Cand. theol. W. Hille.
113. Director Professor J. Jeep, Vicepräsident der Versammlung.
114. Oberlehrer Dr. Jeep.
115. Oberlehrer H. Lungershausen.
116. Stud. phil. L. Poppendieck.
117. Oberlehrer Rosenbaum.
118. Oberlehrer Dr. Schäfer.

Bremen.

Bremen:
119. Gymnasialdirector Professor Gravenhorst.
120. Professor Dr. Hertzberg, Vorstand der Handelsschule.
121. Oberlehrer Dr. Pletzner.
122. Dompredi ger Schmelzkopf.
123. Dr. phil. Ad. Torstrick.

England.

Cambridge:
124. Collaborator Sidgwick.

London:
125. Studiosus Hedgman.
126. Privatlehrer H. Oberdieck.

Frankfurt.

Frankfurt a. M.:
127. Professsor Dr. Fleckeisen.

Frankreich.

Paris:
128. Professor Dr. J. Oppert.

Hamburg.

Hamburg:
129. Professor Dr. Chr. Petersen.
130. Professor Dr. Redslob.

Hannover.

Celle:
131. Director Brock.
132. Conrector Dr. Ebeling.
133. Collaborator Haage.
134. Oberlehrer J. Helms.
135. Subrector Langreuter.
136. Oberlehrer Nordtmeyer.

Clausthal:
137. Professor Dr. Muhlert.

Clausthal: 138. Collaborator Dr. Pertz.
139. Oberlehrer Dr. Schuster.
Emden: 140. Director Dr. Schweckendieck.
Göttingen: 141. Professor Dr. Theod. Benfey.
142. Professor Dr. Bertheau.
143. Professor Dr. E. Curtius.
144. Professor Dr. H. Ewald.
145. Gymnasiallehrer Fick.
146. Gymnasialdirector Dr. Geffers.
147. Collaborator Hentze.
148. Repetent H. Jeep.
149. Gymnasiallehrer Dr. Lattmann.
150. Professor Dr. E. v. Leutsch.
151. Conrector H. D. Müller.
152. Hofrath Professor Dr. Herm. Sauppe, der Z. Prorector der Universität.
153. Rector Schöning.
154. Cand. phil. Seeburg.
155. Professor Dr. Wüstenfeld.
Goslar: 156. Cand. phil. W. Himly.
Hannover: 157. Director Dr. Ahrens.
158. Oberlehrer Dr. Bruhns.
159. Schuldirector Dr. H. Dieckmann.
160. Rector Dr. R. Kühner.
161. Collaborator Mejer.
162. Collaborator Dr. A. Müller.
163. Lehrer Sander.
164. Schulrath C. Schmalfuss.
Hildesheim: 165. Conrector Hachmeister.
166. Oberlehrer Runge.
167. Conrector E. Ziel.
Ilfeld: 168. Conrector Hahmann.
Lingen: 169. Collaborator Dr. Aug. Francke.
Lüneburg: 170. Collaborator Dr. K. Abicht.
171. Director Hoffmann.
172. Conrector Dr. Lahmeyer.
173. Collaborator Dr. Sauvin.
174. Collaborator Steinmetz.

Hessen-Darmstadt.

Giessen: 175. Professor Dr. Ludw. Lange.

Holstein.

Altona: 176. Gymnasiallehrer Kirchhoff.
Glückstadt: 177. Collaborator Dr. Harries.

Kurhessen.

Cassel: 178. Gymnasiallehrer Dr. Gross.
Fulda: 179. Gymnasiallehrer Körber.
180. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann.
Marburg: 181. Professor Dr. Cäsar.
182. Professor der Theologie Dr. theol. Henke.

Lübeck.

Lübeck: 183. Oberlehrer Dr. A. Baumeister.
184. Professor C. Prien.

Mecklenburg.

Güstrow: 185. Director Dr. Raspe.
Neustrelitz: 186. Schulrath Professor Dr. Eggert.
Parchim: 187. Director Dr. Lübker.
188. Oberlehrer Dr. A. Mommsen.
189. Oberlehrer Dr. W. Pfitzner.
Rostock: 190. Professor Dr. Fritzsche.

Nassau.

Wiesbaden: 191. Regierungsrath Dr. Firnhaber.

Oesterreich.

Wien: 192. Professor Dr. E. Hoffmann.
193. Dr. Leo Reinisch von der Universitätsbibliothek.

Preussen.

Aachen: 194. Oberlehrer Dr. J. Savelsberg.
Aschersleben: 195. Director der Realschule Dr. Hüser.
Berlin: 196. Dr. ph. Ascherson.
197. Professor Dr. Herrig.
198. Dr. ph. Krüger.
199. Professor Dr. Lepsius.
200. Rector Dr. Mahn.
201. Oberlehrer Dr. Fr. Dav. Müller.
202. Professor Dr. Petermann.
203. Professor Dr. Plötz.
204. Professor Dr. J. Richter.
205. Professor Dr. Weber.
Breslau: 206. Professor Dr. Haase.
207. Professor Dr. Rud. Westphal.
Cöln: 208. Professor und Bibliothekar Dr. Düntzer.
Cösfeld: 209. Gymnasiallehrer Esch.
210. Gymnasiallehrer Dr. theol. und phil. Teipel.
Crefeld: 211. Director Dr. A. Rein.
Danzig: 212. Oberl. Dr. Fr. Strehlke.
Dortmnnd: 213. Prorector Dr. Böhme.
214. Oberlehrer Schramm.
Eisleben: 215. Professor Gerhardt.

Elberfeld: 216. Gymnasiallehrer Dr. Crecelius.
217. Gymnasiallehrer Dr. Gid. Vogt.
Frankfurt a. d. O.: 218. Conrector Dr. Reinhardt.
Glogau: 219. Director des evang. Gymn. Dr. Klix.
Greifswald: 220. Professor Dr. Hertz.
221. Professor Dr. Susemihl.
Gütersloh: 222. Oberlehrer Dietlein.
Halberstadt: 223. Gymnasiallehrer Dr. W. Drenckmann.
224. Professor Dr. Rehdantz.
225. Gymnasialdir. Dr. Theod. Schmid.
226. Seminardirect. Steinberg.
227. Gymnasiallehrer Dr. H. Willmann.
Halle a. d. S.: 228. Oberlehrer und Docent Dr. Arnold.
229. Professor Dr. Bergk.
230. Professor Dr. Bernhardy.
231. Mathematiker C. Brinkmann.
232. Oberlehrer Dr. Dryander.
233. Director Dr. Eckstein.
234. Professor Dr. Haym.
235. Realschullehrer Hölzke.
236. Inspector Dr. Liebmann.
237. Oberlehrer Dr. Nasemann.
238. Professor Dr. Pott.
Hamm: 239. Gymnasiallehrer Schnelle.
240. Director Dr. Wendt.
Herford: 241. Gymnasiallehrer Dr. Faber.
242. Gymnasiallehrer Nieländer.
Kempen: 243. Director Dr. Schürmann.
Königsberg i. d. N.: 244. Oberlehrer Heyer.
245. Director Dr. Nauck.
Königsberg i. Pr.: 246. Director des Friedrichs-Collegiums Dr. Horkel.
247. Provinzial - Schulrath Dr. Schrader.
Landsberg a. d. W.: 248. Gymnasiallehrer Dr. Hudemann.
249. Oberlehrer A. Pfautsch.
Liegnitz: 250. Inspector Dr. F. Meister.
Luckau: 251. Quartus Dr. Lipsius.
Magdeburg: 252. Gymnasiallehrer Gerland.
253. Gymnasiallehrer F. Gloël.
254. Oberlehrer Dr. Götze.
255. Stadtschulrath Grubitz.
Magdeburg: 256. Provinzial - Schulrath Dr. Heiland.
257. Gymnasiallehrer Hildebrand.
258. Oberlehrer Dr. Ilberg.
259. Probst und Director Dr. G. W. Müller.
260. Gymnasiallehrer Dr. Ortmann.
261. Regierungsrath Dr. Schulz.
262. Director und Professor Wiggert.
Merseburg: 263. Gymnasiallehrer Dr. Gloël.
Minden: 264. Oberlehrer Haupt.
Mühlhausen: 265. Conrector Dr. Hasper.
Mülheim a. d. R.: 266. Oberlehrer Dr. Andresen.
Münster: 267. Gymnasialdirector Ferd. Schulz.
Neustettin: 268. Director Dr. Röder.
Quedlinburg: 269. Subrector Kallenbach.
Rastenburg: 270. Professor Dr. Kühnast.
Salzwedel: 271. Oberlehrer Dr. Hahn.
272. Gymnasiallehrer Henkel.
273. Gymnasiallehrer Dr. Steinhart.
Schulpforte: 274. Rector Dr. Peter.
275. Professor Dr. Steinhart.
Schwelm: 276. Reallehrer Guericke.
Siegen: 277. Realschullehrer Dr. Gerhard.
Stendal: 278. Gymnasiall. Ludw. Götze
279. Director Dr. Krahner.
280. Oberl. Dr. Schötensack.
Stettin: 281. Professor W. Langbein.
282. Provinzial - Schulrath Dr. Wehrmann.
Tilsit: 283. Prorector Dr. Düringer.
Torgau: 284. Professor Rothmann.
Wernigerode: 285. Rector Bachmann.
286. Lehrer Dr. Ebeling.
287. Oberl. Dr. Förstemann.
Wittenberg: 288. Oberlehrer Stier.
289. Gymnasiall. Dr. Wentrup.

Russland.

Dorpat: 290. Staatsrath Professor Dr. Mercklin.
Petersburg: 291. Mag. Philos. Lugebiel.
292. Professor A. Schiefner.

Sachsen (Königr.)

Dresden: 293. Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert.

Dresden: 294. Oberlehrer Dr. Helbig.
295. Rector a. D. Rüdiger.
Grimma: 296. Professor Dr. Rud. Dietsch.
297. Oberlehrer Dr. B. Dinter.
Leipzig: 298. Professor Dr. Anger.
299. Professor Dr. Brockhaus.
300. Professor Dr. Bursian.
301. Professor Dr. Fleischer.
302. Professor Dr. Wachsmuth.
Meissen: 303. Professor Oertel.
Plauen: 304. Director Professor Dr. Palm.
305. Gymnasiallehrer Dr. Schubart.

Sächsische Herzogthümer.

Altenburg: 306. Geh. Rath Dr. von der Gabelentz.

Eisenach: 307. Professor Dr. iur. W. Rein.
Weimar: 308. Professor Dr. Lothholz.
309. Gymnasiallehrer Dr. Meurer.
310. Hofrath und Oberbibliothekar Dr. Preller.
311. Gymnasiallehrer Dr. Schubart.

Schweiz.

Basel: 312. Professor Dr. Dor. Gerlach.
313. Dr. Merian.
314. Privatdocent Dr. Ed. Wölflin.
Bern: 315. Professor Sprenger.

Württemberg.

Maulbronn: 316. Ephorus des evangel. Seminar Dr. Bäumlein.
Rottweil: 317. Stadtpfarrer Dr. Wolff.

Das Verzeichnis von Freitag, dem 28. September, welches erst nach vollendetem Satz des obigen in die Hände des Herausgebers kam, enthält noch folgende Theilnehmer:

aus **Braunschweig:** Dr. phil. Sommer, Lehrer,
aus **Göttingen:** Oberschulinspector a. D. und Bibliotheks-Accessist E. Krüger,
Bibliothekar Dr. W. Müldener,
Carl Müller,
aus **Hannover:** Oberlehrer Dr. W. Wiedasch,
aus **Coblenz:** Gymnasiallehrer Dr. Schwerdt.

Die Zahl sämmtlicher in den officiellen Verzeichnissen aufgeführter Theilnehmer belief sich demnach auf 323.

Berichtigt wird, dass der unter Braunschweig Nr. 38 aufgeführte Prof. O. von Heinemann unter Bernburg zu setzen ist.

V.

Vorbereitende Sitzung.

Mittwoch den 26. September 1860, 9 Uhr Vormittags.

Nachdem die verehrliche Liedertafel die Versammlung durch Vortrag einer Stelle aus Schiller's Künstlern, componiert von *Felix Mendelssohn-Bartholdy*, begrüsst hatte, hielt der Präsident, Dir. Prof. Dr. *G. T. A. Krüger* folgende Eröffnungsrede:

Hochzuverehrende Herren!

Ein ganzes Jahr später, als auf der letzten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Wien beschlossen wurde, hat unsere Stadt die Ehre Sie in ihrer Mitte zu begrüssen. Die Verantwortlichkeit für diese Verspätung trifft zunächst das von Ihnen gewählte Präsidium, und so muss ich Ihnen gegenüber es als meine erste Pflicht ansehen, mich und den mir beigeordneten geehrten Amtsgenossen wegen unserer Säumnis zu rechtfertigen, oder wenn eine Rechtfertigung nicht gelingen sollte, wenigstens um Entschuldigung und um Nachsicht mit einer gewis verzeihlichen irrigen Ansicht zu bitten, welche es uns rathsam erscheinen liess, die auf das vorige Jahr bestimmte Versammlung auf das gegenwärtige Jahr zu verschieben.

Ihnen allen, meine Herren, ist es noch im frischen Andenken, was für Gefahren in der ersten Hälfte des vorigen Jahres, von dem verhängnisvollen Neujahrsgrusse an bis zu dem alle Welt überraschenden Friedensschlusse, unser deutsches Vaterland bedroheten, und was für ein Unheil innerhalb dieser Zeit über den Staat hereinbrach, der zuletzt in seiner Hauptstadt unsern Verein gastlich aufgenommen und sein Interesse an den Bestrebungen desselben durch eine zahlreiche Betheiligung seiner gelehrten Mitbürger an demselben an den Tag gelegt hatte. Eine Zeit, in welcher man überall, so weit die deutsche Zunge reicht, jeden Augenblick schien zu dem Schwerte greifen zu müssen, um die bedroheten Gränzen zu vertheidigen, war wahrlich nicht dazu geeignet Versammlungen, wie die unsrige, zu veranstalten. Indem wir diese Ansicht als eine hinreichend gerechtfertigte, wenigstens bei der Mehrzahl der Theilnehmer an derselben, glaubten voraussetzen zu dürfen, veröffentlichten wir in der Mitte des vorigen Sommers den Beschluss, die Versammlung für jenes Jahr auszusetzen, namentlich auch mit Rücksicht darauf, dass auf eine Betheiligung an derselben aus weiterer Ferne, und am wenigsten von dorther schien gerechnet werden zu dürfen, wo unserm Vereine zuletzt so freundlich die Bruderhand gereicht war. Unmittelbar darauf folgte freilich der Friedensschluss, der manchem vielleicht als ein Vorbote günstigerer Zeiten für das Zusammentreten unseres den Studien des Friedens gewidmeten Vereins noch in jenem Jahre erscheinen mochte. Allein

nahe genug lag auch die Erinnerung an das bekannte *timeo Danaos et dona ferentes:* eine Besorgnis, die sich ja auch nichts weniger als unbegründet erwiesen hat, wenn auch unser Vaterland von den Verwicklungen und Kriegen, zu denen jener Friedensschluss den Keim in sich trug, nicht unmittelbar berührt worden ist. Wir konnten es daher nicht für rathsam halten, den einmal gefassten und veröffentlichten Entschluss sofort wieder zu ändern und die Versammlung noch für jenes Jahr zu berufen, da noch immer gewitterschwangere Wolken genug über unserm Haupte schwebten, und die Gemüther zu der Zeit, wo der veränderte Entschluss hätte bekannt gemacht werden müssen, noch nicht die Ruhe wieder gewonnen haben konnten, deren unser Verein zu einem ungestörten gemüthlichen Zusammensein zu bedürfen schien. Durch eine solche Verschiebung unserer Zusammenkunft um ein Jahr ist unser Verein zwar um die Früchte gebracht, welche schon jenes Jahr ihm hätte tragen können. Desto reichere Früchte dürfen wir aber unstreitig für dieses Jahr von demselben erwarten, um so mehr, da die Hoffnung auf eine so zahlreiche Theilnahme, wie sie im vergangenen Jahre schwerlich zu erwarten gewesen sein würde, uns nicht getäuscht hat.

Ihrer Beurtheilung, meine Herren, muss ich es nun anheim stellen, ob Sie diese Gründe, welche uns zur Aussetzung der Versammlung im vorigen Jahre bestimmten, als triftig und stichhaltig anerkennen können und wollen, und ob wir vor Ihnen dieserhalb hinreichend gerechtfertigt dastehen. — Sollte dies indessen nicht der Fall sein, so hoffen wir doch auch von Seiten der strengern Beurtheiler unseres Verfahrens wenigstens einer nachsichtsvollen Entschuldigung gewis sein zu dürfen.

Schon zu verschiedenen Malen ist bei der Wahl des Versammlungsortes für unsern Verein die Aufmerksamkeit auf Braunschweig gerichtet gewesen; doch machten Gründe verschiedener Art diese Wahl bisher unmöglich. Dass dieses Mal, wo den Statuten des Vereins zufolge wieder eine Stadt des nördlichen Deutschlands für die Zusammenkunft desselben zu bestimmen war, die Wahl bei dieser meiner Vaterstadt stehen geblieben ist, das ist es, wofür ich nicht blos hocherfreut in meinem Namen Ihnen den aufrichtigsten Dank sage, sondern im Namen der gesamten Stadt und der hohen und höchsten Behörden, welche die Auszeichnung, die durch Ihre Anwesenheit unserer Stadt widerfährt, nach Gebühr zu schätzen wissen. — Braunschweigs Name darf sich wohl rühmen im Auslande einen guten Klang zu haben; dafür zeugt wenigstens der Umstand, dass es in den letzten Decennien schon oft der Versammlungsort für Vereine der verschiedensten Art gewesen ist, von denen, wie ich glaube ohne alle Anmassung behaupten zu dürfen, keiner von der hier genossenen Aufnahme ganz unbefriedigt von uns geschieden ist.

Darf ich mich aber auch auf das Zeugnis eines hochachtbaren Mannes berufen, der einst mit zu den Stiftern unsers Vereins gehörte, so erlauben Sie mir hier noch des Urtheils zu gedenken, welches einst *Jacob Grimm* in seiner Gedächtnisrede auf *Carl Lachmann* *) über dessen Geburtsstadt aussprach, indem er Braunschweig eine Stadt nannte, 'wo gute Sitte herkömmlich fortgepflanzt werde, eine Stadt, die lange Zeit in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig grosse Männer in sich gezeugt und genährt, und fast immer einen freien Sinn bewahrt habe'.

In dieser Vaterstadt unsers *Lachmann*, einer zugleich durch ihr Alter ehrwürdigen Stadt, welche im Begriff ist, im nächsten Jahre das Fest ihres tausendjährigen Bestehens zu

*) S. 3.

feiern, heisse ich daher Sie, verehrte Herren, herzlich willkommen, und wünsche dabei nichts mehr, als dass durch Ihren wenn auch nur kurzen Aufenthalt in derselben Ihnen Gelegenheit dargeboten werden möge, das so eben erwähnte Urtheil Jacob Grimms durch eigene Erfahrung bestätigt zu sehen.

Gross ist zwar der Abstand unserer Stadt von der Stadt, welche vor zwei Jahren Sie in Ihren Mauern gastlich aufnahm. Allein nicht der äussere Glanz einer Kaiserstadt ist es, welcher unsern Verein fesselt und anzieht. Auch kleinere Städte haben jederzeit seinen Wünschen und Bedürfnissen genügt, wenn nur ein herzlicher Empfang ihm gewährt wurde. Und dass es an Beweisen von diesem Ihnen hier nicht fehlen werde, dafür glaube ich mich verbürgen zu dürfen.

Indem Sie aber Braunschweig zu Ihrem Versammlungsorte wählten, und zugleich mir einen lieben Amtsgenossen aus Wolfenbüttel beiordneten, darf ich voraussetzen, dass Sie auch die Nähe des durch seine vor allem dem Philologen wichtigen litterarischen Schätze ausgezeichneten, uns so nahe verbundenen Wolfenbüttels mit ins Auge fassten, welches Ihnen für Manches, was Sie hier vielleicht vermissen, einen reichen Ersatz darzubieten im Stande ist; — die Nähe der Stadt, in welcher vor zweihundert Jahren ein hochgebildeter und gelehrter Fürst die Bibliothek gründete, die noch bis auf diesen Tag in weiter Ferne sich eines wohlverdienten Rufes erfreut, und gewiss schon manchem unter Ihnen für seine Studien nicht unerhebliche Hülfsmittel gewährte; — die Bibliothek, welche ausserdem einst den Mann zum Vorstande hatte, den unser Land in der letzten Periode seines Lebens mit Stolz den Seinen nennen konnte, und dessen von Meisterhand geschaffenes Standbild jetzt unserer Stadt zu einer ihrer Hauptzierden dient, *Gotthold Ephraim Lessing*.

So freudig ich indessen auch durch die nicht geahnte Wahl unseres Braunschweig zu dem Orte der gegenwärtigen Versammlung überrascht wurde, — eine Wahl, welche, auch wenn sie noch hätte abgelehnt werden können, nachdem sie ohne unser Wissen bereits definitiv getroffen war, von keiner Seite zurückgewiesen sein würde, — so kann und darf ich es Ihnen, hochverehrte Herren, doch nicht verbergen, wie sehr die auf mich gefallene Wahl zum ersten Vorstande und Leiter Ihrer Verhandlungen in derselben mich in Verlegenheit gesetzt hat. Mit Freuden habe ich mich zwar in Verbindung mit meinem verehrten Collegen den Geschäften unterzogen, welche die Vorbereitungen zu dieser Versammlung mit sich führen; denn ich würde mich selbst eines grossen Undankes gegen den Verein schuldig erkannt haben, dem ich selbst, so oft ich Gelegenheit hatte an seinen Versammlungen Theil zu nehmen, die genuss- und lehrreichsten Stunden verdankte, wenn ich irgend eine Mühwaltung, zu der mich meine Kenntnis der hiesigen Oertlichkeit und hiesiger Verhältnisse befähigte, hätte von mir weisen wollen. Allein je höher ich die Ehre zu schätzen weiss, welche Sie durch Ihre Wahl mir erwiesen haben, um so tiefer fühle ich, wie wenig ich in anderen Beziehungen den Erwartungen werde entsprechen können, zu denen Sie von dem, den Sie an diesen Platz gestellt haben, berechtigt sind. — Um der noch lebenden Ihnen allen wohlbekannten Meister vom Stuhle, die vor mir an dieser Stelle gestanden haben, nicht zu gedenken — ich soll also Ihnen gegenüber die Stelle einnehmen, die einst ein *Friedrich Jacobs*, ein *Gottfried Hermann*, ein *Karl Friedrich Hermann* und der nun auch heimgegangene *Friedrich Thiersch* zu vertreten gehabt haben. Ich selbst habe das Glück gehabt, diese Heroen der Wissenschaft in unseren Versammlungen von Angesicht zu schauen; und wenn ich jetzt sie und viele andere, unter deren Auspicien dieselben bis jetzt gehalten sind, mir vergegenwärtige, da sinkt mir

der Muth, und gern würde ich Sie bitten, noch jetzt zu dem, was weiter dem Präsidium in Ihrem Kreise obliegt, aus Ihrer Mitte einen geeigneteren und würdigeren zu wählen, wenn ich nicht fürchten müste, hiedurch gegen die Statuten des Vereins zu verstossen und unvorhergesehene Verlegenheiten zu bereiten. Wenn ich daher in das Unabänderliche mich füge, so kann dies nur geschehen im Vertrauen auf eine Nachsicht, die ich wenigstens durch das Bestreben, meinen Verpflichtungen nach besten Kräften nachzukommen, zu verdienen suchen werde, um die ich aber dessenohngeachtet auf das Dringendste zu bitten für meine erste Pflicht halte.

Noch ehe ich aber diese Bitte in specieller Beziehung auf den Vortrag an Sie richte, welchen Sie nach geschehener Begrüssung dem Herkommen gemäss an dieser Stelle von mir zu erwarten berechtigt sind, wie könnte ich es unterlassen den Gefühlen Worte zu geben, die sicherlich Sie alle, meine Herren, in diesem Augenblicke gleich mir bewegen, bei dem Gedanken, dass nun auch der Mann aus unserer Mitte geschieden ist, dem zunächst nebst unserm verehrten Freunde *Rost*, welchem leider durch unerwartet eingetretene Hindernisse die längst beabsichtigte Theilnahme an der gegenwärtigen Versammlung unmöglich gemacht ist, unser Verein sein Entstehen verdankt, und der, so oft die Umstände es ihm vergönnten, demselben seine thätigste Theilnahme zuwandte. Wir betrauern aber nicht blos den Verlust *Friedrich Thierschs*, welcher in dem verwichenen Jahre unsern Verein betroffen hat, sondern auch eines andern Mitgliedes, welches zuletzt in Erlangen in Gemeinschaft mit unserm hochverehrten *Döderlein* die Verhandlungen unserer Versammlung leitete, *Fr. Nägelsbachs*, des berühmten Philologen und Theologen, den schon im Anfange des vorigen Jahres der Tod noch in den Jahren männlicher Kraft aus unserer Mitte genommen hat. — Vielleicht nur wenigen unter Ihnen ist es bekannt oder aus eigener Erfahrung erinnerlich, dass beide zusammen gerade der ersten Versammlung des im Jahre 1837, in den glänzenden Tagen des hundertjährigen Jubiläums der Göttinger Universität gestifteten Vereins, zu Nürnberg im J. 1838 in verschiedener Weise vorstanden, *Thiersch* als Präsident, *Nägelsbach* als Schriftführer, welcher ausserdem, so wie Thiersch die Versammlung mit einer Ansprache eröffnet hatte, dieselbe mit einem Abschiedsworte schloss, in dem er zugleich seine anerkannte Meisterschaft in der Sprache beurkundete, welcher eines seiner wichtigsten philologischen Werke gewidmet ist. — Was dem einen wie dem andern unsere Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange verdankt, ist zu bekannt, als dass es hier noch einer besondern Erwähnung bedürfte. Darf ich aber in einem Worte den Eindruck zusammenfassen, den die persönliche Erscheinung des ersteren in unserm Vereine, so oft wir das Glück hatten ihn in unserer Mitte zu sehen, gewiss auf einen jeden von uns gemacht hat, so weiss ich kein passenderes dafür zu finden, als das Horazische Wort, welches der verewigte *Nägelsbach* in der eben erwähnten Schlussrede auf ihn anwandte, indem er hinwies auf die *mitis sapientia Thierschii, quae nostram societatem congregavit*,*) und als das Homerische τοῦ ῥα ἀπὸ στόματος μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή, welche wir zu bewundern hatten, so oft er unter uns als Redner auftrat: die Rede, welche nun auf immer auch für uns verstummt ist. Und was wäre zu kürzester Bezeichnung des ganzen Wesens des andern geeigneter, als das Zeugnis, welches sein verehrter Amtsgenosse bei der ihm gewidmeten Trauerfeier von ihm ablegte, indem er ihn bezeichnete als einen ganzen Mann, der sich frei

*) S. Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Nürnberg 1838, S. 51.

von Selbstsucht wie irgend einer hielt, und mit aller Wärme des Gemüths und der Liebe, und dabei mit gleicher Festigkeit sein Leben in rein sittlichen Bestrebungen aufgehen liess'. *)

Doch nicht blos diese beiden Männer sind es, welche seit unserer letzten Versammlung der Tod unserm Vereine entrissen hat. Auch noch ein Mitstifter desselben, damals noch eine Zierde der Georgia Augusta, der jüngere von dem berühmten Brüderpaare, das in unzertrennlicher Gemeinschaft der Studien die Förderung deutscher Sprachkunde und Sprachwissenschaft zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, *Wilhelm Grimm*, ist dahin geschieden; — und auch der Mann endlich ist nicht mehr, den die zu Göttingen versammelten Philologen, im Begriff unsern Verein zu gründen, an ihre Spitze beriefen, um in Otfried Müllers Hause unter seinen Auspicien die Statuten desselben festzustellen, *Alexander von Humboldt*, der Mann, dem (wie einst Fr. Jacobs in seiner Abschiedsrede **) vor der Versammlung zu Gotha sich aussprach) 'vor unzähligen andern Geist und Gemüth im reichsten Maasse, Wissenschaft im weitesten Umfange, Schärfe der Beobachtung, Tiefe der Forschung, und mit alle dem die Gabe der Rede, das *sapere* und *fari* verliehen war', 'diese Zierde deutschen Adels und deutscher Wissenschaft', für welche ihm vergönnt war bis zum höchsten Ziele des menschlichen Lebens ununterbrochen thätig zu sein.

Wohl geziemt es also unserm Vereine, dieser aller in der heutigen Versammlung zu gedenken, und in stiller Wehmuth ihren Manen den Tribut unserer Verehrung darzubringen. Darf ich hoffen, nur in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, wenn ich gleich bei diesem ersten Zusammentritt unserer Versammlung dieses vierfachen schmerzlichen Verlustes gedachte, so bitte ich Sie, zum Zeichen Ihrer Zustimmung und zur Beurkundung Ihrer Gefühle bei der Erinnerung an denselben sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Nachdem die Versammlung durch allgemeines Aufstehen ihre vollste Zustimmung zu erkennen gegeben hatte, fuhr der Redner fort:

Gedenke ich jetzt der manigfachen inhaltreichen und gelehrten Vorträge, mit welchen die Männer, die vor mir das von Ihrer Güte, meine Herren, jetzt mir übertragene Ehrenamt bekleideten, unsere Versammlungen eröffnet haben, und bemesse ich danach die Ansprüche, die Sie an dergleichen Vorträge zu machen gewohnt und berechtigt sind, so fühle ich aufs Neue, wie sehr ich Ihrer Nachsicht bedarf, indem ich Ihnen nichts darzubieten vermag, wodurch die Wissenschaft, der wir angehören, in irgend einer Weise gefördert würde, und was von dieser Seite Ihr Interesse in Anspruch nehmen könnte.

Indem ich aber zwar den angesehensten Vertretern philologischer Wissenschaft gegenüber stehe, erkenne ich doch zugleich in einer grossen Anzahl von Ihnen hochachtbare Amtsgenossen in dem Berufe, welcher der Vorbereitung auf diese Wissenschaft, sowie auf die höheren wissenschaftlichen Studien überhaupt gewidmet ist. Ich stehe als Schulmann hier auch vor Schulmännern, die neben der Pflege philologischer Wissenschaft, welche die Grundlage unseres Gymnasialunterrichts ausmacht, es als ihre Hauptaufgabe erkennen, als Lehrer und Erzieher, und im umfassendsten Sinne des Wortes als Bildner der ihnen anvertrauten Jugend thätig

---

*) Oeffentliche Reden mit einem Anhange pädagogischer und philologischer Beiträge von Dr. *Ludwig Döderlein*. Frankfurt a. M. und Erlangen 1860. S. 241.

**) S. Verhandl. deutscher Philologen und Schulmänner zu Gotha 1840, S. 117.

zu sein, um dieselben für die Studien empfänglich zu machen, welche sie einst unter der Leitung akademischer Lehrer zu betreiben bestimmt sind.

Ohne die logische Richtigkeit der Trichotomie bestreiten zu wollen, derzufolge unser Verein statutenmässig aus Philologen, Schulmännern und Orientalisten besteht, erlaube ich mir doch eine Dichotomie als ebenso richtig an die Stelle derselben zu setzen, oder eine andere Trichotomie, sofern auch solche Gelehrte im Fache der classischen oder orientalischen Philologie dem Vereine angehören, die ohne ein Lehramt auf Universitäten oder Schulen zu bekleiden, sich demselben angeschlossen haben. Abgesehen aber von diesen theilt sich die Gesamtheit unsers Vereins in solche, welche entweder ein akademisches Lehramt oder ein Schulamt verwalten, mit Ausnahme der wenigen, die in der seltenen, sei es günstigen oder ungünstigen Lage sind, beide Aemter mit einander zu verbinden. — Dem Lehramte gehört also die bei weitem grösste Mehrzahl der hier Versammelten an; und so mag es denn wohl mir als Schulmann gestattet sein, wenn ich von dem Amte, das eben mir als Lehrer obliegt, den Stoff zu den Betrachtungen hernehme, für welche ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke erbitte.

Indem ich nämlich neben den Schulmännern, die unserm Vereine angehören, auch eine nicht geringe Anzahl akademischer Lehrer in dieser Versammlung erwarten durfte, richtete sich unwillkürlich mein Blick auf eine Betrachtung des Schulamts im Vergleich mit dem akademischen Lehramte; und wenn gleich nur das erste aus eigner langjähriger Erfahrung mir bekannt ist, so liegt doch auch das andere dem Schulmanne nicht so fern, dass es demselben nicht möglich sein sollte, von der Stellung und dem Berufe des akademischen Lehrers sich eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung zu machen und bei einer Vergleichung beider von der Wahrheit sich nicht zu entfernen. — Gestatten Sie mir demnach bei dieser Betrachtung einige Augenblicke zu verweilen. Denn wenn auch ein *Nägelsbach* als akademischer Lehrer nach der Versicherung seines Freundes *Döderlein* *) zeitlebens das bleiben wollte, was er bis zu seiner vornehmern, von ihm aber keinesweges als höher betrachteten Thätigkeit geheissen hatte, ein Schulmeister, und wenn dieser selbst es erst kürzlich ausgesprochen hat, dass er die über vierzig Jahre bekleidete γυμνασιαρχία für seinen Hauptlebensberuf halte, ohne darüber die ihm zugewiesene akademische Thätigkeit zu vernachlässigen **), so muss ja wohl in dem Schulamte etwas liegen, was auch der Beachtung des akademischen Lehrers nicht unwerth ist.

Rede ich übrigens von dem Schulamte überhaupt ohne nähere Bestimmung, so bedarf es wohl kaum der Bemerkung, dass ich hier besonders das Schulamt des Gymnasiallehrers im Auge habe, welches durch die Studien, die es voraussetzt, in näherer oder entfernterer Beziehung zu dem akademischen Lehramte steht: während ich bei dem Blicke auf dieses letztere die akademischen Lehrer insgesammt, nicht bloss diejenigen ins Auge fasse, die etwa als Philologen den künftigen Gymnasiallehrer auf sein Lehramt vorzubereiten haben.

Die wissenschaftliche Vorbereitung also ist es, welche das Schulamt, von dem hier die Rede ist, und das akademische Lehramt mit einander gemein haben. Von einem gemeinschaftlichen Anfangspunkte gehen beide Aemter aus, und selten wird schon bei dem Beginn der akademischen Studien, wenn auch der Philologe bei denselben seine Bestimmung für das

*) A. a. O. S. 242.

**) A. a. O. im Vorworte.

Lehramt im Allgemeinen im Auge haben mag, mit Bestimmtheit im voraus das eine oder andere von beiden Lehrämtern als dasjenige bezeichnet werden können, worin er dereinst zu wirken berufen sein wird.

Sie alle wissen es ja, meine Herren, wie oft der Weg zu dem akademischen Lehramte, auch ohne dass es von vorn herein darauf abgesehen war, durch das Schulamt hindurch geführt hat. Um noch lebender nicht zu gedenken, brauche ich nur an bekannte Heroen unserer Wissenschaft zu erinnern, die von dem Schulkatheder auf den akademischen Lehrstuhl versetzt wurden. *Joh. Matth. Gesner*, *Fr. Aug. Wolf*, *Joh. Heinr. Voss*, *Carl Lachmann*, *Fr. Thiersch* waren eher Schulmänner als akademische Lehrer. Auch *Schneidewin* gehörte einst dem hiesigen Gymnasium als Lehrer an, und einen unserer noch lebenden berühmtesten Orientalisten, der die Hindeutung auf ihn an dieser Stelle mir erlauben möge, hatte ich vor Jahr und Tag die Ehre in Wolfenbüttel wenigstens auf kurze Zeit meinen Collegen zu nennen.

Kaum aber dürfte es bezweifelt werden, dass selbst dieses Hindurchgehen durch eine schulmännische Wirksamkeit ein nicht zu verachtender Gewinn für eine akademische Thätigkeit ist. Die Gelehrsamkeit aller dieser Männer konnte allerdings auf dem Felde akademischer Wirksamkeit reichere Früchte tragen, als in dem engern Kreise der Schule. Schwerlich aber wird man einem Gelehrten im übeln Sinne nachsagen, er sei zu gelehrt für die Schule, sobald er nur aus der Fülle seines Wissens jedesmal das hervorlangt, was der Sache und seinen Schülern am angemessensten ist. *) Im entgegengesetzten Falle würde freilich der Schule mehr mit einem Lehrer gedient sein, der zwar nicht heute erst lernen muss, was er morgen lehren soll, — dessen Wissen indes sich in engern Gränzen hält, so dass er weniger in Gefahr ist, über das Maass des für die Schule Geeigneten hinauszugehen und in das Gebiet akademischer Vorträge hinüberzuschweifen: — vorausgesetzt dass es ihm an den übrigen Eigenschaften nicht fehlt, durch welche, ausser einer genügenden wissenschaftlichen Bildung, die Befähigung zum Schulamte bedingt ist.

Einer genügenden, sage ich; dieses Genügende aber wird sich nach den Ansprüchen richten, welche auf den verschiedenen Stufen des Schulunterrichts an das Wissen und Können des Lehrers zu machen sind. Denn gleich in dieser Hinsicht unterscheidet sich der Beruf des akademischen Lehrers von dem des Schulmannes, dass, so schätzenswerth auch bei diesem ein Umfang und eine Tiefe des gelehrten Wissens ist, welche für den akademischen Lehrstuhl ausreichen würde, doch bei ihm ein solches Wissen nicht eine unerlässliche Bedingung ist, ohne welche eine erfolgreiche Wirksamkeit in seinem Berufe nicht Statt finden könnte.

Der Akademiker soll und muss in seinem Lehrfache auf der Höhe der Wissenschaft stehen. Je mehr er seine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange beherscht, desto mehr ist er befähigt, auch seine Zuhörer in das Innere ihres Heiligthums zu führen, welches dem Schüler noch nicht aufgethan werden kann. Und eben darum wird man bei den Anforderungen an den Schulmann auf den Besitz dieser Befähigung gern verzichten, sobald dieser nur

---

*) 'Es mag der Eitelkeit schmeicheln, wenn von einem Lehrer gesagt wird, er sei zu gelehrt für die Schule; besser und rühmlicher wird es sein, wenn er aus der Fülle seines Wissens jedesmal nur das hervorlangt, was der Sache und seinen Schülern am angemessensten ist.' *Fr. Jacobs* a. a. O. Seite 15.

nicht etwa sich selbst von vorn herein von der Verpflichtung zum unablässigen Weiterstreben in seiner Wissenschaft entbunden glaubt, und schon an dem, was er zum unmittelbaren Gebrauche für seinen Unterricht bedarf, genug zu haben glaubt. Denn um hier an ein beherzigungswerthes Wort von *Thomas Arnold*, den berühmten Rector von Rugby, zu erinnern: 'nur so lange ist jemand tüchtig zu lehren, als er selbst täglich lernt'. *)

Der akademische Lehrer ist es ferner, von dem man auch meistens, und mit Recht, eine litterarische Thätigkeit erwartet, durch welche er zur Erweiterung des Gebietes seiner Wissenschaft beitragen soll. Dem Schulmanne wird man es gern gestatten, wenn er sich darauf beschränkt, nur von den durch andere gemachten Fortschritten der Wissenschaft sich in Kenntniss zu erhalten, um das von andern gefundene, so weit es statthaft ist, für seinen Unterricht zu verwerthen. Bei dem allen wird es selbst dem akademischen Lehrer nicht zum Vorwurfe, vielmehr zum Lobe gereichen, wenn er eben sein Lehramt noch über seine litterarische Thätigkeit setzt, und bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen vor allem die zu seinen Füssen sitzenden Zuhörer ins Auge fasst, durch deren Belehrung mittelst des lebendigen Wortes er wenigstens ebenso viel Nutzen stiften kann, als durch die Schriften, welche den Ruhm seiner Gelehrsamkeit in der ganzen gelehrten Welt zu verbreiten bestimmt sind. Gestand doch selbst *Fr. Aug. Wolf*, dass er es nie als seine Aufgabe betrachtet habe, Schriftsteller zu sein, sondern dass er nur habe Lehrer sein wollen. **) Und was er als solcher bei seinen Schülern gewirkt, und wie hoch er in dieser Beziehung über andern akademischen Lehrern gestanden hat, das ist zu bekannt, als dass es vor Ihnen, meine Herren, einer besondern Erwähnung bedürfte.

Gern wollen wir Schulmeister also es andern überlassen, auf dem Felde litterarischer Thätigkeit vorzugsweise ihren Ruhm zu suchen. Unsere Lorbeeren wachsen auf einem andern Felde; unser Feld ist die Schule, und wenn es auch eine Quinta oder Sexta ist, in der wir den ersten Grund zu den höheren Studien legen, für welche unsere Schüler vorbereitet werden sollen. Denn kein Verständiger wird den tüchtigen Lehrer dieser Classe, der ganz das ist, was er sein soll, geringer achten als den Lehrer einer Prima, dessen Schüler von den Studierenden auf der Universität nur noch um einen Schritt entfernt sind. Zu beklagen aber ist der Lehrer, der die Sorge für seine Schule nur als sein Nebenwerk, und seine Studien an sich (nicht um der Schule willen) für die Hauptsache ansieht, so dass er vielleicht alle die Stunden für verloren achtet, die er nicht diesen, sondern nur seinen Schülern zu widmen verpflichtet ist.

'Habe innige Liebe,' sagt *Fr. Aug. Wolf* in dem Entwurfe einer allgemeinen Instruction für die gelehrten Schulen Deutschlands, — 'habe innige Liebe zu allen den Studien, die du treibst, und zu den Jünglingen, die deiner Bildung anvertraut sind; doch, wo Collisionen entstehen, die grössere Liebe zu den letztern.' ***)

Hierbei darf ich Sie auch wohl an ein Wort aus den pädagogischen Bekenntnissen eines

---

*) *Thomas Arnold.* Aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Englischen des *A. P. Stanley*, m. Anm. von *Karl Heintz*. Potsdam 1847. S. 126.

**) Vorr. zu den Analecten. S. VII.

***) *Fr. Aug. Wolf* über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolfs litt. Nachlasse zusammengestellt von *Wilh. Körte*. Quedlinburg und Leipzig 1835. S. 85. Wenn übrigens dort gedruckt steht: 'Habe einige Liebe usw.', so leidet es wohl keinen Zweifel, dass diese Lesart nur auf einem Druckfehler beruht.

Ihnen allen wohlbekannten Universitätslehrers und Gymnasiarchen erinnern, wo er sagt: *) 'Wen das Subject des Lernenden mehr interessiert als das Object des Lehrstoffes, der ist ein geborner Schulmann; wer das umgekehrte Interesse hegt, der eignet sich mehr zu einem akademischen Lehrer. Der letztere wird von seiner Classe heim eilen, um für seine rein wissenschaftlichen Bestrebungen nicht mehr Zeit zu verlieren, als seine Amtspflicht erheischt.' — 'Umgekehrt,' setzt eben derselbe hinzu, 'höre ich eine mir wohlbekannte Person, welche am Gymnasium und Universität zugleich zu lehren hat, und beiden Berufspflichten mit gleicher Liebe und Treue vorstehen möchte, wohl bisweilen klagen, dass sie auf dem akademischen Katheder sich von der grössern oder geringern Aufmerksamkeit und Theilnahme der Herren Zuhörer abhängiger fühle, als einem Universitätslehrer eigentlich zukomme, indem sie nicht vermöge, über dem Objecte die Subjecte zu vergessen oder zu ignorieren.'

Wenn aber Quintilian (II 9) sagt: *discipulos id unum moneo, ut praeceptores suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse non quidem corporum sed mentium credant:* so lassen sich die Objecte und Subjecte dieses Satzes mit Fug und Recht auch umkehren, und der Spruch behält seine volle Wahrheit, wenn er so gefasst wird: *praeceptores moneo, ut discipulos suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse discipulorum, non quidem corporum sed mentium credant.* Ja, der rechte Schulmann ist nur der, der ein väterliches Herz seinen Schülern entgegen bringt und der nicht seine Wissenschaft selbst höher schätzt, als die durch sie zu bildende Jugend. Denn 'nicht die Wissenschaft, sondern die durch die Wissenschaft zu bildende Seele ist das Ziel des Gymnasiums' **). Oder um dasselbe in einem Worte von *Thomas Arnold* kurz zusammen zu fassen: 'das Geschäft eines Lehrers, ebenso wohl wie das eines Pfarrers, ist die Seelsorge'. ***)

So bescheiden denn wir Schulmänner, wenn auch der eine oder andere von uns sich rühmen kann, in diesem oder jenem Zweige der Wissenschaft an Gelehrsamkeit es den akademischen Lehrern gleich zu thun, und jedem akademischen Lehrstuhle Ehre machen würde, — wir bescheiden uns gern, dass für unser Schulamt nicht ein solcher Umfang des gelehrten Wissens erforderlich ist, wie für den akademischen Beruf; und öfter befinden wir uns in der Lage, von den Männern der Wissenschaft, welche die akademischen Lehrstühle inne haben, lernen zu können und lernen zu müssen, als dies umgekehrt der Fall ist. — Der gelehrteste unter uns ist aber auch am häufigsten genöthigt, in seinem Unterrichte eine gewisse Resignation zu üben, indem er anscheinend das Beste von dem, was er weiss, seinen Schülern noch vorenthalten muss, und gerade in dem verständigen Maasshalten beim Unterrichte sein Lehrgeschick zu beweisen hat. Ausserdem befindet sich der Schulmann nicht selten in der ungünstigen Lage, nicht blos der Anregung, sondern auch der Mittel zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung entbehren zu müssen, welche dem akademischen Lehrer schon durch seine äussere Stellung, zumal an einer mit grossartigen Hülfsmitteln für wissenschaftliche Studien aller Art ausgerüsteten Universität zu Gebote stehen.

Wenn wir aber in dieser Beziehung versucht sein könnten, nicht ohne einen gewissen Neid aus der niedern Sphäre des Schullebens auf die höhere des akademischen Lebens hin-

---

*) *Ludwig Döderlein*, Reden und Aufsätze. Erlangen 1842. S. 235.

**) *Heiland*, die Aufgabe des evangelischen Gymnasiums, S. 47, in der trefflichen Rede über Grundlagen, Mittel und Ziele der Gymnasialbildung.

***) A. a. O. S. 60.

zublicken, so bietet doch dem Schulmanne, der nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen seinem Amte sich zugewandt hat, dieses Amt gar vieles dar, was der akademische Lehrer, so gern er es auch haben möchte, doch in seinem Amte meistens vergeblich suchen wird. Das Schulamt, meine ich, hat Freuden, die für das, was der Schulmann im Vergleich zu dem akademischen Lehrer entbehrt, und für das, was auf den ersten Blick vielleicht als eine weniger erfreuliche Seite dieses Amts in die Augen fällt, reichen Ersatz geben. Aber freilich nur der Schulmann wird diese Freuden geniessen können, den nicht blos das Interesse an den Gegenständen seines Unterrichts, sondern in gleichem Maasse, ja noch mehr als dieses die Liebe zu der Jugend selbst dem Schulamte zugeführt hat. Das ist ja ein Hauptunterschied zwischen dem akademischen Lehrer und dem Schulmann, dass, während jener sich vorzugsweise mit der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Zuhörer zu beschäftigen hat, diesem nicht blos die Sorge für den Unterricht seiner Schüler, sondern, so weit dies möglich ist, auch für ihre Erziehung obliegt: zwei Aufgaben, die jeder ächte Schulmann als unzertrennlich von einander zu betrachten gewohnt ist. Entspringen aus dieser Verbindung für den Schulmann auch manche dem akademischen Lehrer fremde Sorgen und Mühen, so ist sie doch eben andererseits eine Quelle von Freuden, welche dem letztern ebenso fremd sind.

Doch auch schon die ganze Art des Unterrichts, welche die Schule als solche erfordert, hat für den Schulmann, den das vorhin erwähnte Wort eines Altmeisters auf dem Schulkatheder wie auf dem akademischen Lehrstuhle als den gebornen Schulmann charakterisierte, einen Reiz, den die akademische Lehrweise nicht haben würde.

Schon die von Alters her gebräuchliche Bezeichnung der Studierenden ihren Lehrern in den Collegien gegenüber als Zuhörer deutet darauf hin, dass von jenen zunächst nur Vorträge über die zu lehrende Wissenschaft erwartet werden. Dabei liegt ihnen keine weitere Sorge ob, als dass diese Vorträge den Anforderungen der Wissenschaft selbst entsprechen, so wie dem Grade der Vorbildung, welche sie bei ihren Zuhörern im Allgemeinen voraussetzen dürfen. Wie diese Vorträge von den einzelnen Zuhörern aufgefasst und zu einem geistigen Eigenthum gemacht und weiter verarbeitet werden, danach zu fragen sind sie wenigstens nicht verpflichtet; und niemals wird sich der das Wesen der akademischen Lehrweise gänzlich verkennende Vorschlag verwirklichen lassen, der vor einigen Decennien zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen ganz von einander unabhängigen Reformern dieser Lehrweise*)

*) Theremin und Diesterweg. S. Dr. *Franz Theremin* über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. Berlin 1836, und Herr Dr. *Diesterweg* und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Dr. *Heinrich Leo*. Leipzig 1836, S. 120 ff. — Wir können es uns nicht versagen, hierbei an ein Wort *Schleiermachers* in seinen 'Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne, nebst einem Anhange über eine neu zu errichtende im J. 1808' (W. W. I, 1 S. 574 u. ff.) zu erinnern, welches wir in der bei der vorjährigen Jubelfeier der Universität zu Berlin erschienenen an interessanten auf die Stellung und die Aufgabe der akademischen Lehrer überaus reichen Schrift von *Jürgen Bona Meyer* (Gedanken über eine zeitgemässe Entwicklung der deutschen Universitäten, Hamburg 1860) S. 74 wiederholt finden: 'Man sollte meinen, das Gespräch könne am besten das schlummernde Leben wecken und seine ersten Regungen hervorlocken, wie denn die bewunderungswürdige Kunst des Altertums in dieser Gattung noch jetzt dieselben Wirkungen äussert. Es mag auch so sein zwischen zweien, oder wo aus einer ganzen Menge einer als Repräsentant derselben mit Sicherheit kann aufgestellt werden, oder wenn einzelne die niedergeschriebenen trefflichen Werke dieser Art geniessen und gleichsam das dargestellte an sich wiederholend durchleben. Allein es muss wohl nicht so sein unter vielen und in

ausgieng, dass die Vorträge der akademischen Lehrer sich in sokratische Unterredungen mit ihren Zuhörern verwandeln sollten, damit dem Lehrer Gelegenheit dargeboten würde, sich von der Art der Auffassung des gelehrten zu überzeugen, und zugleich dem einen oder andern seiner Jünger je nach seiner Individualität Anregungen zu geben, welche der blos akroamatische Vortrag nicht darbieten könne.

Ein grosser Theil dieser Zuhörer ist ferner in jedem neuen Semester dem Docenten selbst neu, und nur der kleinere Theil derselben tritt ihm vielleicht durch persönliche Bekanntschaft näher und hat Gelegenheit auch ausserhalb der Vorlesungen Belehrungen zu empfangen. Insgemein bringen nur diejenigen Vorträge und die Leitung solcher Institute die Studierenden ihren jedesmaligen Lehrern näher, in denen es auf die Vorbereitung zu der Praxis des künftigen Berufs abgesehen ist. Die Theilnahme an denselben fällt für die Studierenden selbst aber in der Regel erst in die letzte Zeit ihrer Studien, und was bei solchen Vorträgen oder in solchen Instituten von Seiten der akademischen Lehrer für die Gesamtbildung ihrer Schüler geleistet werden kann, das greift doch aus nahe liegenden Gründen viel weniger tief in dieselbe ein, als was der tägliche Verkehr des Schulmanns in seinen Lehrstunden zu leisten vermag, wenn er in seinem Unterrichte überall das Bedürfnis des Lernenden gehörig ins Auge zu fassen und nach diesem seine ganze Lehrweise einzurichten versteht. Hiermit ist aber eben das bezeichnet, was einen Hauptunterschied zwischen der Stellung des akademischen Lehrers und des Schulmanns den Zuhörern und den Schülern gegenüber ausmacht, und wonach auch

---

der neueren Zeit, weil doch ohnerachtet so mancher erneuerten Versuche das Gespräch nie als allgemeine Lehrform auf dem wissenschaftlichen Gebiete aufgekommen ist, sondern die zusammenhängende Rede sich immer erhalten hat. Es ist auch leicht einzusehen, warum. Unsere Bildung ist weit individueller als die alte, das Gespräch wird daher gleich weit persönlicher, so dass kein einzelner im Namen aller als Mitredner aufgestellt werden kann und das Gespräch eine viel zu äusserliche nur verwirrende und störende Form sein würde. Aber der Kathedervortrag der Universität muss allerdings, weil er Ideen zuerst zum Bewustsein bringen soll, doch in dieser Hinsicht die Natur des alten Dialogs haben, wenn auch nicht seine äussere Form; er muss danach streben, einerseits das gemeinschaftliche Innere der Zuhörer, ihr Nichthaben sowohl als ihr bewustes Haben dessen, was sie erwerben sollen, andererseits das Innere des Lehrers, sein Haben dieser Idee und ihre Thätigkeit in ihm, recht klar ans Licht zu bringen. Zwei Elemente sind daher in dieser Art des Vortrags unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen, die Darlegung des muthmasslichen Zustands, in welchem sich die Zuhörer befinden, die Kunst sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen und den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst, und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muss alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muss nicht erzählen was er weiss, sondern sein eigenes Erkennen, die That selbst, reproducieren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntnis unmittelbar anschaun und anschauend nachbilden.' Ganz dieselben und ähnliche Gedanken, fährt der Verf. der vorhin erwähnten Schrift fort, haben später *Mayerhoff*, *Leo*, *Thiersch*, *Rosenkranz* und andere gegen *Theremins*, *Diesterwegs* und *Bischofs* Forderungen und gegen den Vorschlag des preussischen Cultusministeriums im Vormärz geltend gemacht. Auch *Savigny* (in seinem Aufsatz über Wesen und Werth der deutschen Universitäten, in *Rankes* histor.-polit. Zeitschrift Bd. 1, 1832. S. 575) entwickelt dieselben Ideen über die Güte des Kathedervortrags, warnt aber dabei zugleich vor dem Beurtheilen desselben nach seiner leicht bestechlichen [bestechenden] Aussenseite. Der wahre Grund der Wirksamkeit der Universitäten bestehe, sagt er, in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers. Und derjenige Lehrer werde diese Wirkung vorzugsweise hervorzubringen geschickt sein, in welchem das Geschäft der wissenschaftlichen Gedankenentwicklung am sichtbarsten hervorträte.

die Befähigung zum akademischen Docenten und zum Schulmann sich unterscheidet. Das lernende Subject ist es, welches der Schulmann bei allem, was er lehrt, speciell im Auge haben muss, und wenn er ganz das ist, was er sein soll, auch im Auge haben wird.

Ist aber nur unter besondern Umständen und in einzelnen Fällen dem akademischen Lehrer eine speciellere Kenntnis seiner Zuhörer möglich, so entgeht ihm auch bis auf wenige Ausnahmen die Gelegenheit, an den einzelnen die Früchte seiner Bemühungen zu beobachten, und er entbehrt damit der Freude, die dem Schulmanne, wenn nicht etwa das Misgeschick ihm eine ganz unbefähigte Generation von Schülern zugeführt haben sollte, gewis in jeder Lehrstunde zu Theil wird, wenigstens zu Theil werden kann: ich meine die Freude sich selbst davon zu überzeugen, dass er, wo nicht an allen, doch an einigen oder selbst an der Mehrzahl nicht ohne Erfolg gearbeitet hat. — Die der Schule eigentümliche Lehrweise selbst ist es, welche diese Möglichkeit herbeiführt. Die Schule darf und soll ja selbst auf der obersten Stufe durch die Art ihres Unterrichts nicht in das Gebiet der Universität hinüber greifen; auch wo der Schulunterricht der Natur des Lehrstoffs zufolge zunächst in Vorträgen bestehen muss, da darf sich derselbe doch nicht damit begnügen, bloss schwarz auf weiss nach Hause tragen zu lassen, was in irgend einer Lehrstunde von noch so fleissigen Zuhörern und Nachschreibern aufgezeichnet ist. Die Schule hat fortwährend Rechenschaft darüber zu fordern, wie das vorgetragene aufgefasst ist, und der Wechselverkehr der erotematischen Lehrart zwischen Lehrern und Lernenden, die sich jedenfalls auch auf den obern Stufen, geschweige denn auf den niedern, mit der akroamatischen verbinden muss, ist ja eben das Charakteristische des Schulunterrichts. In der richtigen Anwendung dieser Methode zeigt sich aber das wahre Lehrgeschick, welches allerdings dem einen mehr als dem andern von Natur verliehen ist, aber auch, wo die natürliche Anlage dazu vorhanden ist, doch erst in der Schule selbst durch fleissige Uebung erworben werden kann. In der That es wäre kein besonderer Ruhm ein guter Lehrer zu sein, wenn die rechte Lehrgabe schon mit der Gelehrsamkeit selbst gegeben wäre. Was einer als Lehrer zu leisten vermag, das lässt sich daher schwerlich jemals selbst durch die strengste wissenschaftliche Prüfung an den Tag bringen, und die glänzendsten Ergebnisse derselben geben noch keine Bürgschaft für ein erfolgreiches Wirken in der Schule.

Wir Schulmänner wissen ja alle aus hinreichender Erfahrung, wie wenig Interesse manchen Gegenständen des Unterrichts, mit denen wir namentlich in den unteren Classen Jahr aus Jahr ein uns zu beschäftigen haben, abgewonnen werden kann. Aber das was uns selbst uninteressant oder weniger interessant ist, ja selbst in Folge beständiger Wiederkehr langweilig erscheinen muss, so zu behandeln, dass die Theilnahme des Anfängers, dem das zu lernende noch neu ist, dafür geweckt wird, und durch allerlei Kunstgriffe der Methode es seiner Fassungskraft nahe zu bringen, das ist das Geheimnis, welches der Anfänger im Lehramte selbst erst den Meistern in diesem Fache abzulernen beflissen sein muss. — Dies ist es aber auch, was den Unterricht auf niederen Stufen oft schwieriger macht, als den Unterricht in höheren Classen, und darum wollen wir alle Ehre den Virtuosen in der Unterrichtskunst widerfahren lassen, die ohngeachtet ihrer wissenschaftlichen Befähigung zum Unterrichte auf den obersten Stufen doch nicht zu gelehrt sind, um sich auch der Fassungskraft der unmündigen und Schwächeren anzupassen, und wollen nicht vornehm auf sie als Elementarlehrer herabsehen. Mit Recht, glaube ich, werden wir, sofern nicht blos der Grad der Kenntnisse eines Lehrers abgeschätzt werden soll, das Urteil: er kann erst in den unteren Classen

unterrichten, in den Lobspruch verwandeln: er ist schon zu dem Unterrichte in den unteren Classen befähigt.

Hiermit treten wir freilich in Widerspruch mit der gewöhnlichen, oft freilich durch die Verhältnisse gebotenen Einrichtung, derzufolge den noch ungeübten und weniger erfahrenen Anfängern im Lehramt zunächst die unteren Classen zur Uebung ihrer Kunst angewiesen werden: als ob hier der Spruch gälte: *experimentum fiat in corpore vili.* Doch steht glücklicher Weise die Sache so schlimm nicht, als sie auf den ersten Blick scheinen könnte. Ein jeder von uns hat ja irgend einmal sein Lehrgeld geben müssen. Hat er denn auch als Anfänger bei den Anfängern in methodischer Hinsicht seine Missgriffe gemacht, so hat er als junger Lehrer vielleicht für dieselben vollen Ersatz gegeben, wenn er nur mit frischer jugendlicher Liebe den Kleinen entgegen kam und durch diese Liebe zu den lernenden Subjecten es sich leicht machte, sie selbst für seine Person und damit zugleich für die Objecte seines Unterrichts zu gewinnen. Gewis ist, der Anfänger im Lehramte, der vielleicht eben aus einem philologischen Seminar ausgetreten ist, überhaupt erst vor kurzem die akademischen Hörsäle verlassen oder akademische Preisfragen rühmlich gelöset hat, würde nach dem Maasse seiner Kenntnisse eher befähigt sein, vor Studierenden einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten, als die Elemente der lateinischen Sprache den Sextanern einzuüben. Allein er würde ein sehr ungünstiges Vorurteil hinsichtlich seiner Befähigung zum Schulamt erwecken, wenn er wegen seines gelehrten Wissens sich zu vornehm dünkte, in die Classen hinabzusteigen, in denen er selbst einst den ersten Grund zu allen seinen gelehrten Studien zu legen genöthigt war.

Doch ich habe bis jetzt den Schulmann neben dem akademischen Docenten nur als Lehrer ins Auge gefasst, dem der Unterricht seiner Schüler anvertraut ist. Allein schon vorhin wurde angedeutet, „dass es für den ächten Lehrer zu den Unbegreiflichkeiten gehöre, wie die zwei Aufgaben, Unterricht und Erziehung, sich trennen lassen“,*) welche dem Lehrer unbestreitbar in gleichem Maasse obliegen, und wie eben dies die Seite ist, die dem Schulamt für den Lehrer, der an dem Subjecte des Lernenden in jeder Beziehung ein Interesse nimmt, einen Reiz giebt, dessen der akademische Beruf, auch wenn er die volle wissenschaftliche Befähigung für denselben besässe, für ihn entbehren würde.

Der akademische Docent hat ja, wie schon gesagt, insgemein die Studierenden nur als Zuhörer seiner Vorträge vor sich. Mag auch mancher von diesen, wenn er nicht mit der erforderlichen sittlichen Reife zur Universität entlassen sein sollte, der Erziehung noch so sehr bedürftig sein: die Akademie ist berechtigt, die Erziehung, deren der Schüler mehr oder weniger noch bedarf, als vollendet anzusehen; und wenn auch die akademische Obrigkeit auf das sittliche Verhalten der Studierenden ein wachsames Auge zu haben verpflichtet ist, so fällt doch für sie, und noch mehr für den einzelnen Docenten die Theilnahme an der sittlichen Ausbildung der Zuhörer weg, welche nur das Bedürfnis wissenschaftlicher Ausbildung ihm zugeführt hat.

Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt zwar auch die Schule nur eine Unterrichtsanstalt und unterscheidet sie als solche von Erziehungsanstalten im engeren Sinne des Worts; auch liegt es auf der Hand, dass das, was während der Schulzeit, die nur den kleinsten Theil des Tages in Anspruch nimmt, von dem Lehrer für die Erziehung seiner Schüler geschehen kann, gegen das, was das Haus und die ganze Umgebung des Schülers ausserhalb

*) Worte *Döderleins*, Reden und Aufsätze S. 135.

der Schule zu dem Gelingen oder Misslingen derselben beiträgt, von geringerem Gewichte ist. — Nur wo das Haus ebenso der Schule Helfer ist, als die Schule des Hauses Helferin sein soll, lässt sich von den Bemühungen der Schule um die Erziehung der ihr anvertrauten Jugend ein sicherer Erfolg erwarten. — Als Erziehungsanstalt aber wirkt die Schule auch ohne diesen Namen zu führen einerseits schon durch alle in den Unterrichtsgegenständen selbst liegenden ethischen und religiösen Elemente, sobald nur der Lehrer dieselben für die Bildung seiner Schüler in rechter Weise zu benutzen und fruchtbar zu machen versteht, andererseits aber durch ihre ganze innere Einrichtung und alle die Verpflichtungen, welche sie ihren Schülern auferlegt, ohne deren Erfüllung die Schule nicht bestehen kann und durch welche das Lernen in der Schule selbst zugleich zu einer sittlichen Uebung gemacht wird. Was ich meine, das bedarf vor Ihnen, meine Herren, keiner weiteren Ausführung. Dass aber unsere Schüler diesen Verpflichtungen wirklich nachkommen, dass der Geist des Gehorsams und des Fleisses, der Geist christlicher Zucht und Ordnung in unseren Schulen der herschende sei oder werde, das ist es, worüber wir Lehrer mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu wachen haben: und dieser Theil unseres Amtes legt uns Pflichten auf, deren Erfüllung oft mit grösseren Schwierigkeiten verknüpft ist, als der Unterricht selbst. Hier ist das Gebiet, auf welchem selbst die grösste Gelehrsamkeit nicht ausreicht; hier handelt es sich um pädagogische Einsicht und Erfahrung, welche Strenge und Milde in rechter Weise mit einander zu verbinden weiss, und so wie es bei der Behandlung des Lehrstoffs darauf ankommt, den Bedürfnissen der Individuen möglichst ihr Recht widerfahren zu lassen, so gilt es auch hier in der Behandlung der Einzelnen das Rechte zu treffen, um sie dahin zu führen, dass sie aus freier Liebe zu allem Guten das thun, was im entgegengesetzten Falle durch die Furcht vor Strafe von ihnen erzwungen werden könnte oder müste. Diese richtige Handhabung der Schulzucht, in welcher die Liebe stets der Gerechtigkeit und der Strenge das Gleichgewicht halten muss, ist unstreitig eine unserer wichtigsten und schwierigsten Aufgaben. Die Lösung derselben aber wird wiederum dem Lehrer am besten gelingen, 'den das Subject des Lernenden mehr interessiert, als das Object des Lehrstoffes.' Denn nur ein solcher wird eine ebenso grosse, ja vielleicht eine noch grössere Freude daran haben, wenn er einen einzelnen Schüler von sittlichen Verirrungen zurückgeführt hat, als wenn es ihm gelungen ist, einer ganzen Classe das richtige Verständnis irgend eines Lehrgegenstandes zu eröffnen.

Wo aber dem Schüler in dem täglichen Verkehr mit seinen Lehrern sich von selbst die Bemerkung aufdringt, dass nur sein Wohl in sittlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht es ist, welches der Lehrer unablässig im Auge hat, da muss sich von selbst bei der Mehrzahl der Schüler ein Verhältnis des Vertrauens und der Pietät gegen den Lehrer bilden, welches diesem über manche Schwierigkeiten hinweg hilft, die vielleicht einzelne ihm in den Weg legen: ein Verhältnis, welches, je fester es in der Schulzeit begründet wurde, desto länger sicherlich noch über diese Zeit hinaus dauert. Denn gewis ist es, dass, wenn irgend ein Schüler seinen ehemaligen Lehrern noch im höheren Alter ein liebevolles und dankbares Andenken bewahrt, dasselbe insgemein noch mehr aus der Erinnerung an dasjenige entspringt, was er ihrer liebe- und gemütvollen Behandlung als Erzieher, als an alles, was er ihrem Unterrichte als Lehrer verdankt. Nicht zu viel aber glaube ich zu behaupten oder der Erfahrung zu widersprechen, wenn ich bei einem Vergleiche des Schulamts mit dem akademischen Lehramt dieses als die Seite bezeichne, welche dasselbe vor dem letzteren voraus hat,

und welche ebenfalls den Schulmann für vieles, worin er hinter dem akademischen Lehrer zurücksteht, zu entschädigen im Stande ist.

Es ist allerdings ein herrliches Wort, welches der gegenwärtige Rector der Universität zu Berlin, der ehrwürdige *Böckh*, bei dem Antritte seines Rectorats gesprochen hat, indem er sich dahin erklärte, „dass er das Verhältnis der Lehrenden und der Lernenden an der Universität nicht als ein kaltes und gemütloses auffasse, dass vielmehr nach seiner Ansicht eine wechselseitige Zuneigung gegen einander eintreten müsse, welche auch die sicherste Grundlage des Verhältnisses der akademischen Obrigkeit zu den Studierenden sei.“*) — Mit wie viel grösseren Schwierigkeiten aber eine solche gegenseitige Stellung der Lehrenden und Lernenden auf der Universität als auf der Schule verknüpft und wie viel seltener sie bei den ersteren zu finden sei, lehrt die Erfahrung.

Wie dürfte ich aber unerwähnt lassen, dass dieser Einfluss, den der Lehrer auf die Erziehung seiner Schüler haben soll, ganz besonders durch seine ganze Persönlichkeit bedingt ist, wenn er seinen Schülern nicht blos hinsichtlich seines Wissens, hinsichtlich seiner Gelehrsamkeit als ein Vorbild vor Augen steht, sondern auch hinsichtlich seines Charakters und seiner ganzen sittlichen Haltung in und ausser der Schule? — Nicht als ob ich meinte, dies sei von geringerer Bedeutung im Betreff des Verhältnisses eines akademischen Lehrers zu der studierenden Jugend überhaupt und namentlich zu seinen Zuhörern. Allein schwerlich ist es zu bestreiten, wenn der Fall eintritt, dass diese den Mann, dessen Gelehrsamkeit sie zu verdienter Bewunderung hinreisst, nicht auch in seinem Leben sich zum Muster nehmen können, — dass in diesem Falle dennoch der Schaden ungleich geringer ist, als wenn etwa der Lehrer einer Schule entweder in der Schule selbst es an den Tugenden fehlen lässt, zu denen seine Schüler zu erziehen er schon durch sein Amt verpflichtet ist, — oder wenn sein Leben ausserhalb der Schule nicht von Aergernis frei ist, so dass seine Schüler nur etwa an seine Worte, aber nicht an seine Werke gewiesen werden können, um diese sich zum Vorbilde ihrer Bildung zu nehmen.

Ja auch das Verhältnis der Lehrer zu einander in dem Lehrercollegium einer Schule, wenn es ganz so ist, wie es sein soll, ist hinsichtlich seines Einflusses auf die sittliche Bildung der Schüler von anderer Bedeutung, als dieses Verhältnis unter den akademischen Lehrern, welche nicht durch das Band einer solchen Gemeinschaft mit einander vereinigt sind, wie die Lehrer an derselben Schule. Zwar auch jene bilden eine Corporation, deren Zusammenwirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke nicht blos der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung der studierenden Jugend von grösster Bedeutung ist. Allein das Band, welches sie zusammenhält, ist nie so eng und kann nicht so eng sein, wie die Verbindung unter den Lehrern einer Schulanstalt, sobald nur alle ihrer gemeinschaftlichen Aufgabe sich jederzeit bewust und von demselben Geiste der Treue und Liebe zu ihrem Berufe erfüllt sind. Dann aber werden die verschiedenen Gaben und Kräfte, die in ihnen vereinigt sind, allein nur auf das eine Ziel wissenschaftlicher Bildung und sittlicher Veredlung ihrer Schüler gerichtet sein, und wer das Glück hat einem solchen Vereine anzugehören, der wird dann mit Sicherheit darauf rechnen dürfen, in den Bemühungen des andern zur Lösung dieser Aufgabe stets eine Stütze seiner eigenen Bemühungen zu finden.

Doch es ziemt mir nicht, in Ihrem Kreise, meine Herren, bei einer weitern Ausführung

*) Nach den Mittheilungen in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1860, Hft. 3. S. 153.

dieser noch von Niemand bezweifelten Thatsache zu verweilen. Schon zu lange habe ich Ihre gütige Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu Betrachtungen, durch die ich keinem unter Ihnen etwas neues zu sagen im Stande war. Halten Sie es einem in dem Amte, das jederzeit die Freude und das Glück seines Lebens gewesen ist, alt gewordenen und von seinem Ziele nicht allzuweit mehr entfernten Schulmanne zu gute, wenn er es gewagt hat, in diesen Betrachtungen sein Glaubensbekenntnis über das, worauf nach seiner Ueberzeugung die wahre Freudigkeit in der Führung dieses Amtes beruht, vor Ihnen auszusprechen. Dass unser Verein nicht blos die Förderung gelehrter philologischer Studien unter den zu ihm gehörenden Schulmännern sich zur Aufgabe gemacht hat, sondern eben diesen die Gelegenheit darbieten will, auch nach der pädagogischen und didaktischen Seite hin durch Verhandlungen über Fragen aus den verschiedensten Gebieten des Gymnasialunterrichts für die Schulpraxis einen Gewinn aus der Theilnahme an dem Vereine davon zu tragen, das ist ja deutlich genug durch das Bestehen einer pädagogischen Section in demselben anerkannt. Trügt mich nicht ein Blick in die mir bekannt gewordenen Verhandlungen des Vereins, so hat sich das Interesse für diese Section im Laufe der Jahre mehr und mehr gesteigert, und die in derselben gepflogenen Verhandlungen werden für die Theilnehmer nicht ohne Früchte geblieben sein. Dass es daran auch bei der diesjährigen Versammlung ebenso wenig fehlen werde, als an einem reichen Ertrage für die Förderung unserer Wissenschaft durch die Vorträge und Discussionen in den allgemeinen Versammlungen wie im freundschaftlichen Privatverkehr, zu dem das Zusammensein so vieler angesehener Vertreter der Wissenschaft die Veranlassung darbietet, das ist der Wunsch und die Hoffnung, mit der ich diese meine anspruchlosen Bemerkungen schliesse, und indem ich Ihnen, meine Herren, für die denselben geschenkte Aufmerksamkeit danke und sie nochmals Ihrer nachsichtsvollen Aufnahme empfehle, erkläre ich die neunzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten hierdurch für eröffnet.

Hierauf hielt der Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig, *Caspari*, folgende Ansprache:

Gestatten Sie mir, meine hochgeehrtesten Herren, vor dem Beginne Ihrer Verhandlungen Sie auch im Namen der Stadt bei uns willkommen zu heissen.

Von den Fürsten aus dem Stamme der Welfen, welcher in den Braunschweigischen Landen seit Jahrhunderten segensreich geherscht hat, haben manche, durch eigene geistige Bildung ausgezeichnet, Interesse an den Wissenschaften und insbesondere für das classische Altertum im Lande zu verbreiten sich bemüht. Dafür zeugt die verhältnismässig grosse Anzahl von Gymnasien, welche wir besitzen und welche dieselben gestiftet oder doch erhalten haben; es zeugt dafür die Gründung der Universität zu Helmstädt und später des Collegii Carolini in hiesiger Stadt, so wie unsere von dem verehrten Herrn Vorredner bereits erwähnte berühmte Bibliothek zu Wolfenbüttel, und die Männer, welche an jenen Anstalten gewirkt haben und noch wirken, und von denen manche, wie ich wohl behaupten darf, zu den Zierden ihrer Wissenschaften zu zählen sind, haben sie in jenem Bestreben kräftig unterstützt.

Ihre Bemühungen sind aber auch, wie ich wohl sagen darf, nicht ohne Erfolg geblieben. Der Sinn für altclassische Bildung und damit auch für Geistescultur im Allgemeinen ist in unserm Lande und in unserer Stadt geweckt und selbst in den Zeiten des Materialismus lebendig erhalten, wie die nicht unbedeutende Zahl Braunschweigischer Schulmänner und Philologen

beweist, die in andern deutschen Staaten wirkt. Deshalb haben die Verhandlungen Ihres Vereins schon lange unser Interesse erregt, da wir überzeugt sind, dass das Streben einer Versammlung von Männern, welche durch Geist, Kenntnisse und Erfahrung in so wichtigen Zweigen der Wissenschaften glänzen, nicht fruchtlos sein kann.

Zu einer grossen Freude gereichte uns deshalb die Nachricht, dass unsere alte Stadt von Ihnen, hochgeehrte Herren, für Ihre neunzehnte Versammlung ausersehen sei. Die aufgeklärte, freisinnige Denkungsweise unseres verehrten Landesherrn und unserer Landesregierung sichert Ihnen für Ihre Verhandlungen volle Freiheit, ohne welche allerdings auf geistigem Gebiete eine Wirksamkeit undenkbar ist, und der bei so manchen ähnlichen Gelegenheiten bewährte gemütliche Sinn der Braunschweiger wird Ihnen, wie ich hoffe, Ihren Aufenthalt in unserer Stadt zu einem angenehmen und die Erinnerung daran zu einer erfreulichen machen.

In dieser freudigen Erwartung heisse ich Sie, meine hochgeehrtesten Herren, im Namen der Behörden dieser Stadt und der ganzen Stadt in unsern Mauern nochmals herzlich willkommen.

Die Versammlung bezeugte durch allgemeine Erhebung von den Sitzen ihren herzlichen Dank für die freundliche Gesinnung, mit der sie willkommen geheissen ward.

Der Vicepräsident Director *Jeep* aus Wolfenbüttel übernahm jetzt den Vorsitz, indem er folgende Worte an die Versammlung richtete:

Meine Herren!

Erlauben Sie mir, dass auch ich Sie willkommen heisse! Möge es Ihnen in dem Braunschweigischen Lande wohl gefallen und Gott, der alle unsere Anschläge, wenn sie Fortgang haben sollen, segnen muss, Ihnen für die Zwecke unseres Zusammenseins Kraft verleihen und dazu ein frisches und fröhliches Herz!

Sie haben mich meinem Freunde *Krüger*, dem für diese Versammlung gewählten Präsidenten, als Gehülfen beigegeben. Für das Vertraun, welches Sie mir dadurch bewiesen haben, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Nur fürchte ich, dass Sie in mir nicht den rechten Mann getroffen haben. Denn einerseits habe ich an den bisherigen Versammlungen der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten leider nicht Theil nehmen können, und kenne daher den üblichen Gang der Verhandlungen nur aus den darüber gedruckten Berichten, welche, wie gut sie auch abgefasst seien, doch immer nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit geben. Ausserdem kann ich, aus den Räumen des Schulhauses und dem gewohnten Kreise meiner Amtsgenossen und Schüler hervorgezogen, nicht ohne eine gewisse Scheu und Zaghaftigkeit vor dieser so grossen und ansehnlichen Versammlung auftreten. Deshalb bitte ich Sie, meine Herren, mit meinen Leistungen billige Nachsicht zu haben, und diese meine Bitte bei allem, was ich sage oder thue, im Sinne zu behalten. Dafür will ich Ihnen im einzelnen mit weiteren Entschuldigungen, die schliesslich doch wenig bessern, nicht zur Last fallen, sondern den mir gewordenen Auftrag, so gut als ich vermag, auszuführen versuchen.

Es wurde hierauf zur Bildung des Bureaus geschritten und nach dem Vorschlage des Präsidiums zu Schriftführern bestellt:

die Herren Professor Dr. *Dietsch* aus Grimma,
Oberlehrer *K. Koch* aus Braunschweig,
Conrector Dr. *Lahmeyer* aus Lüneburg,
Collaborator Dr. *Abicht* ebendaher,
Collaborator *Steinmetz* desgl.

Die genannten nahmen für das ihnen geschenkte Vertrauen dankend die auf sie gefallene Wahl an.

Nachdem hierauf der Schriftführer Prof. Dr. *Dietsch* die Statuten*) und die Mitglieder des Vereins verlesen hatte, theilte der Vicepräsident ein Begrüssungsschreiben des Herzoglichen Consistoriums mit und schlug dem Vereine vor, folgende Herren als Ehrenmitglieder zu den Versammlungen einzuladen:

---

*) **Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.**

§. 1. Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a. das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b. die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c. die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d. grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2. Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3. In diesen Versammlungen finden statt:

a. Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b. Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c. zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d. Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a.* für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b.* Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§. 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 8. Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben. †

† Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten gieng aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. §. 8 wurde in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg hinzugefügt.

die Mitglieder des Herzoglichen Staatsministeriums:
Geheim. Rath *von Geyso*, Exc.,
Geheim. Rath *Langerfeldt*,
Geheim. Rath *von Campe*;
die Mitglieder des Herzoglichen Consistoriums:
Staatsminister *Schulz*, Exc.,
Consistorialrath *von Strombeck*,
Consistorialrath Abt Dr. *Hille*,
Consistorialrath Abt Dr. *Ernesti*,
Obergerichtsrath *Rhamm*,
Consistorialrath *Hirsche*;
ferner Hofmarschall *von Münchhausen*,
Geh. Hofrath *Eigner*,
Generalsuperintendent *Hessenmüller*,
Oberbürgermeister *Caspari*,
Landsyndikus *Oestreich*.

Die Versammlung trat diesem Vorschlage einstimmig bei.

Der vorsitzende Vicepräsident fuhr fort:

Es ist zunächst die Commission zu ernennen, welche über die Wahl des Ortes und der Präsidenten der nächsten Versammlung zu berathen und Vorschläge zu thun hat. Es liegen aber auch noch einige Gegenstände vor, für die wir die Berathung durch eine Commission beantragen zu müssen glauben. Es hat nemlich erstens die Buchhandlung *B. G. Teubner* in Leipzig sich erboten den Verlag nicht allein der diesmaligen Verhandlungen, sondern auch aller künftigen zu übernehmen.*) Ferner haben wir aus den gemachten Erfahrungen einen Antrag an die Versammlung zu bringen. §. 3 litt. *c.* der Statuten heisst es: 'Es finden statt zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das Präsidium bekannt gemacht werden.' Diese Bestimmung ist ebenso wenig von uns, als von den Präsidenten der früheren Versammlungen erfüllt. Wir haben zwar im Monat August d. J. ein Programm drucken lassen und dieses versandt. In demselben ist von manchem anderen die Rede: Vorträge aber die gehalten, Fragen die besprochen werden sollen, sind darin nicht genannt und konnten von uns nicht genannt werden, weil wir ungeachtet vieler Aufforderungen nur von dem Herrn Professor *Rehdantz* in Halberstadt vor Aufstellung des

*) Die Motivierung lautet in dem an den Präsidenten Dir. Prof. Dr. *Krüger* gerichteten Schreiben: 'Der Umstand, dass seither die Verhandlungen der Philologenversammlungen jedesmal in einem anderen Verlage erschienen sind, scheint mir der Verbreitung derselben wenig förderlich zu sein, da es schwer fällt den Jahrgang aufzufinden, in welchem ein Vortrag, wegen dessen hier und da ein Exemplar der früheren Verhandlungen gesucht wird, enthalten ist. Ich glaube, es würde in dieser Beziehung von wesentlichem Nutzen sein, wenn die Verhandlungen ein für allemal durch mich veröffentlicht würden, indem sie dann leichter zu finden sind und durch die Aufnahme in meinen philologischen Catalog mit specieller Inhaltsangabe auch dem Publicum immer von neuem wieder vorgeführt werden. Wollen Sie der diesjährigen Versammlung einen darauf bezüglichen Vorschlag machen, so wird es mir angenehm sein. Ich weiss zwar, dass irgend ein Gewinn für mich nicht zu erwarten ist, doch werde ich gern bereit sein, auch auf diese Weise mein Interesse für die philologische Wissenschaft zu bethätigen.'

Programms die feste Zusage eines Vortrags erhalten hatten. Es scheint also, wenn das jedesmalige Präsidium in Zukunft die Statuten nicht blos verlesen lassen, sondern sie auch wirklich ausführen soll, eine Einrichtung erforderlich zu sein, durch welche dies möglich gemacht wird. Das einfachste wäre nun freilich die Worte des §. 3 'welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium bekannt gemacht werden' zu streichen. Dazu können wir aber nicht rathen. Denn wir halten es für höchst wünschenswerth, ja für nothwendig, dass sowohl die zusammenhängenden Vorträge, als auch die zu besprechenden Thesen eine gewisse Zeit vor der Versammlung bekannt gemacht werden. Daher erlauben wir uns den Vorschlag zu machen, dass 1) für jede nächste Zusammenkunft oder auch für mehrere auf einander folgende vier Männer (zwei aus Süddeutschland, zwei aus Norddeutschland) erwählt werden, damit diese im Verein mit dem Präsidium für rechtzeitige Zusagen von Vorträgen und Thesen Sorge tragen; 2) es dem jedesmaligen Präsidium nicht nur erlaubt, sondern auch zur Pflicht gemacht werde, sich zu diesem Zwecke mit den kleineren Versammlungen von Philologen und Schulmännern (z. B. der mittelrheinischen und der in Oschersleben) in Verbindung zu setzen. Eine engere Verbindung der Versammlung der Philologen Deutschlands mit jenen kleineren Vereinen dürfte auch in anderer Hinsicht den Zwecken beider förderlich sein. Jedenfalls würde die grössere Versammlung dadurch eine nicht zu verschmähende Grundlage und die kleineren manigfache Anregung erhalten. Uebrigens sind wir weit davon entfernt diese unsere Anträge sofort zur Abstimmung bringen zu wollen: wir wünschen nur, dass die Versammlung eine Commission zur Berichterstattung über dieselben ernenne, und beantragen dass dies dieselbe sei, welche über den nächsten Versammlungsort zu berathen hat. Es gehören zu derselben ausser dem gegenwärtigen Präsidium die gewesenen Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen, Hofrath Prof. Dr. *Döderlein* aus Erlangen, Director Dr. *Eckstein*, Prof. Dr. *Gerlach* aus Basel, Professor Dr. *Haase* aus Breslau. Zur wünschenswerthen Verstärkung schlagen wir die Herren Regierungsrath Dr. *Firnhaber* aus Wiesbaden und Professor Dr. *Fleckeisen* aus Frankfurt a. M. vor.

Die Versammlung trat diesen Anträgen allenthalben einstimmig bei.

Von Begrüssungsschriften waren eingegangen und bereits im Empfangsbureau den eintretenden Mitgliedern überreicht worden:

1) Die Primaner-Arbeiten gegen Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Martineums zu Braunschweig und des Gymnasialwesens überhaupt. Der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Gesammtgymnasiums zu Braunschweig gewidmet von Dr. *G. T. A. Krüger*, Director und Professor. Braunschweig, Druck von Gebr. Meyer. (38 S. 4.)

2) Germaniae philologis Brunsvigam congressis hac quasi tessera hospitali S. D. Gymnasium Guelferbytanum interprete *Justo Jeep*. Insunt aliquot loci ex Ciceronis orationibus in usum scholarum editis. Guelferbyti typis Bindseilianis. (15 S. 4.)

3) Geschichte des Schulwesens, besonders der lateinischen Stadtschule zu Helmstedt. Erste Abtheilung. Verfasst von *Wilhelm Knoch*, Oberlehrer. Zur Begrüssung der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Lehrercollegiums herausgegeben von Dr. *P. K. Hess*, Prof. u. Dir. des herzogl. Gymnasiums zu Helmstedt. Braunschweig, Druck von F. M. Meinecke. (66 S. 4.)

4) Der Freiherr vom Stein. Ein christlicher Staatsmann, geschildert von Dr. *Gustav Lange*. Der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Gymnasiums zu Blankenburg gewidmet vom Verf. Blankenburg, Druck der Hof-Buchdruckerei von W. Kircher. (42 S. 4.)

5) Philologis Germaniae per dies XXVI—XXIX m. Septembris Brunsvigae congregatis commentationem de Atye et Adrasto conscriptam offert *Augustus Baumeister*. Lipsiae impressum apud B. G. Teubner 1860. (16 S. 4.)

Nachdem hierauf noch zur Bildung der Sectionen aufgefordert und bemerkt worden war, dass Herr Prof. Dr. *Assmann* die Theilnehmer an der pädagogischen Section, Herr Generalsuperintendent Dr. *Hessenmüller* die Orientalisten in ihre Sitzungslocale führen würden, wurde die Sitzung geschlossen.

Bei der am Nachmittage nach Wolfenbüttel unternommenen Fahrt wurden den Besuchern des herzoglichen Archivs durch dessen Vorstand Archivrath *Schmidt* folgende höchst interessante altehrwürdige Urkunden vorgelegt:

A. Kaiserliche Urkunden.

1. König Ludwig nimmt das Stift Gandersheim in Schutz und ertheilt demselben, neben der Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Grafen Bruno und Otto, das Recht der Wahl einer Aebtissin. a. 877. (Mit 1 aufgedrücktem Siegel.)
2. Ein zweites Exemplar der vorstehenden Urkunde. (Mit 1 Siegel.)
3. König Ludwig schenkt dem Stifte Gandersheim die Dörfer Tennisteti und Heriki. a. 877. (Mit aufgedrücktem Siegel.)
4. König Otto I. schenkt dem Kloster Helmstedt die Zehnten der Villen Helmonstedi, Bassallo, Sedorp, Sedorp und Uuormstedi. a. 952. (Mit aufgedr. Siegel.)
5. Kaisers Otto II. Ehepacten mit der griechischen Prinzessin Theophanu. a. 972. (Violettes Pergament mit Goldschnitt; ohne Siegel.)
6. Kaiser Otto II. schenkt der Aebtissin Gerbirg in Gandersheim das Prädium Bulceshuson. a. 973. (Mit aufgedr. Siegel.)
7. Kaiser Otto III. ertheilt dem Stifte Gandersheim, unter Verleihung des Königsbannes, das Recht, in Gandersheim Zoll zu erheben, Markt zu halten und eine Münze anzulegen. a. 990. (Mit aufgedr. Siegel.)
8. Kaiser Heinrich überlässt dem Stifte Gandersheim Darneburc, Badfeldun und Rediborun. a. 1008. (Mit aufgedr. Siegel.)
9. Kaiser Lothar bestätigt die Fundation des Klosters St. Egidii in Braunschweig. a. 1134. (Das Siegel ist beschädigt.)
10. Derselbe bestätigt die Schenkung der Villa Berbisleve an das Stift Walkenried. a. 1134. (Mit aufgedr. Siegel.)
11. König Konrad II. bestätigt dem Stifte Walkenried die tauschweise erworbene Hälfte des Reichsdorfes Hildeuuinesborne. a. 1140. (Mit dem sehr gut erhalt. Siegel.)
12. Kaiser Friederich I. ermächtigt das Stift Walkenried Reichsgüter zu erwerben. a. 1157. (Mit aufgedr. Siegel.)

13. Kaiser Otto IV. nimmt die Braunschweigischen Bürger in Schutz und befreit sie von allen Abgaben und Zöllen im Umfange des Reiches. a. 1199. (Das angehängt gewesene Siegel fehlt beinahe gänzlich.)
14. Desselben Schutzbrief für das Stift Walkenried. a. 1209. (Mit anh. Siegel.)
15. Desselben Testament. a. 1218. (Mit anh. Siegel.)
16. Kaisers Friedrich II. Schutzbrief für d. Stift Walkenried. a. 1215. (Mit anh. Siegel.)
17. König Heinrich VII. bestätigt dem Stifte Walkenried seine sämtlichen Privilegien. a. 1223. (Mit anh. Siegel.)
18. Königs Wilhelm Schutzbrief für das Kloster Marienberg. a. 1252. (Siegel ist beschäd.)
19. König Rudolf I. erneuert und bestätigt die von Friedrich II. zu Erhaltung des Landfriedens errichtete, ganz eingerückte Constitution. a. 1281. (Dieses in deutscher Sprache abgefasste Dokument hat der Professor Herrmann Conring, laut seines beiliegenden Briefes, dem Herzog August dem Jüngeren geschenkt. Das Siegel ist abgefallen.)
20. König Adolf bestätigt die Privilegien des Stifts Walkenried. a. 1295. (Mit anh. Siegel.)
21. König Albrecht I. nimmt das Kloster Marienthal in Schutz und bestätigt demselben verschiedene angekaufte Güter. a. 1302. (Mit einem Bruchstücke des Siegels.)
22. König Heinrich bestätigt die Privilegien des Stiftes Walkenried. a. 1309. (Mit anh. Siegel.)
23. König Ludwig desgleichen. a. 1323. (Mit anh. Siegel.)
24. Kaiser Karl IV. erneuert und bestätigt alle Freiheiten und Gerechtigkeiten des Klosters Riddagshausen. a. 1377. (Mit 1 Contrasigill.)
25. König Wentzlaw belehnt den Grafen Burkhard von Reinstein. a. 1385. (Das anh. Contrasigill ist beschädigt.)
26. Königs Sigismund Lehnbrief für die Aebtissin Agnes zu Gandersheim. a. 1417. (Mit dem anh. Siegel.)
27. Kaiser Friedrich III. ertheilt dem Herzoge Heinrich zu Braunschweig-Lüneburg das Recht, in Hessen einen neuen Zoll anzulegen. a. 1442. (Mit 1 schönen, wohl erhaltenen Contrasigill.)

B. Urkunden Braunschweigischer Herzöge.

28. Herzog Heinrich von Sachsen (der Löwe) schenkt dem Kloster Riddagshausen das Dorf Ritdageshusen und einige andere Güter. a. 1146. (Mit aufgedr. Reitersiegel.)
29. Derselbe beurkundet, dass Graf Liudolf von Peine das Gut Herwardessen dem Kloster Riddagshausen übergeben habe. a. 1160. (Siegel fehlt.)
30. Derselbe giebt dem Kloster Riddagshausen einige Güter in Lismoderothe, Ottenrothe, Herdenrothe, Winetorp und Quernhem. a. 1161. (Das anh. Reitersiegel ist beschädigt.)
31. Derselbe schenkt in Gemeinschaft mit seinem Sohne (dem Pfalzgrafen) Heinrich dem Kloster Walkenried das Eigentum der demselben von den Ministerialen v. Medehem verkauften Güter zu Nore. a. 1191. (Mit dem wohlerhaltenen, aufgedr. Siegel, darstellend einen rechtsschreitenden Löwen mit der Umschrift: *Sigillum Henrici ducis.*)

32. Pfalzgraf Heinrich beurkundet, dass Friedrich v. Veltheim 3 Hufen in der Altenwiek zu Braunschweig dem Stifte St. Blasii daselbst verkauft habe. a. 1196. (Mit anh. Reitersiegel.)
33. Herzog Otto (das Kind) tauscht von dem Stifte St. Blasii den von den Bürgern Braunschweigs zu entrichtenden Zins von 30 *denarii piscinales* genannten *solidis* gegen Ländereien in Allenem und Sampleben ein. a. 1235. (Von den beiden Siegeln ist das zweite zerbrochen.)
34. Herzog Albert (der Grosse) bezeugt, dass die Brüder von Dalem dem Stifte St. Blasii die Advokatie über Güter in Schöppenstedt resigniert haben. a. 1260. (Mit 1 Siegel.)
35. Herzog Heinrich (der Wunderliche) ertheilt der Stadt Duderstadt das Braunschweigische Recht. a. 1279. (Die beiden angehängt gewesenen Siegel fehlen.)
36. Herzog Albert (*pinguis*) schenkt dem Rector des Altars St. Bartholomei in der Stiftskirche St. Blasii einen Hofplatz. a. 1295. (Mit anhängendem sehr schönem Siegel.)
37. Herzog Otto, Comtur zu Süpplingenburg, beurkundet den zwischen dem Hause Süpplingenburg und dem Kloster Marienthal wegen des Astbruches errichteten Vergleich. a. 1304. (Mit 2 Siegeln.)
38. Herzog Otto (der Milde) erlaubt dem Stifte St. Blasii in Braunschweig, die Stiftsgebäude zu erweitern. a. 1322. (Mit 3 Siegeln.)
39. Der Herzöge Magnus und Ernst Huldebrief für die Stadt Braunschweig. a. 1345. (Mit 2 Siegeln.)
40. Herzog Magnus (*torquatus*) befreiet das Kloster Riddagshausen von der Verpflichtung Jäger und Jagdhunde zu halten. a. 1369. (Mit 1 Siegel.)
41. Die Herzöge Bernd und Heinrich überweisen die Herschaft Braunschweig ihrem Bruder, dem Herzoge Friedrich. a. 1388. (Mit 2 Siegeln.)
42. Bündnis zwischen denselben Herzögen, den Landgrafen zu Thüringen, den Herzögen Friedrich und Otto zu Braunschweig und dem Landgrafen Hermann zu Hessen. a. 1402. (Mit 9 Siegeln.)
43. Verbündnis zu einem Landfrieden zwischen den Herzögen Bernd und Heinrich zu Braunschweig, dem Erzbischofe zu Mainz, dem Landgrafen zu Hessen und dem Herzoge Otto zu Braunschweig. a. 1405. (Mit 5 Siegeln.)
44. Bestätigung und Verbesserung des zwischen dem Erzbischofe von Magdeburg, den Bischöfen zu Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Minden und den Herzögen Bernd, Heinrich, Friedrich, Otto, Erich und Otto zu Braunschweig errichteten Landfriedens. a. 1410. (Mit 10 Siegeln.)
45. Erbverein zwischen den Herzögen Bernd und Heinrich. a. 1415. (Mit 34 Siegeln.)
46. Herzog Wilhelm ratificiert den wegen Theilung der Länder Braunschweig und Lüneburg von dem Landgrafen zu Hessen errichteten Vertrag. a. 1428. (Mit 1 Siegel.)
47. Erbvergleich zwischen den Herzögen Wilhelm, Wilhelm und Friedrich einer-, und Heinrich andererseits, wegen der ihnen von dem Herzoge Otto abgetretenen Göttingenschen Lande. a. 1442. (Mit 7 Siegeln.)
48. Die Herzöge Heinrich und Erich ratificieren die von ihrem Vater, dem Herzoge Wilhelm, gemachte Theilung. a. 1495. (Mit 12 Siegeln.)

48*a*. Erbvertrag zwischen den Herzögen Heinrich dem Aelteren und Heinrich dem Jüngeren wegen des Landes Göttingen. a. 1511. (Mit 2 Siegeln.)

C. Urkunden von Päpsten, Concilien, Bischöfen und anderen Personen.

49. Des Papstes Eugen III. Protectorium für das Kloster Marienzell. a. 1147. (Mit der Bulle.)
50. Des Papstes Alexander III. Bestätigung des Güterbesitzes des Klosters St. Egidii in Braunschweig. a. 1179. (Mit der Bulle.)
51. Des Papstes Alexander IV. Verordnung, dass Niemand ohne seinen Specialbefehl von dem Stifte St. Blasii in Braunschweig Abgaben fordern solle. a. 1254. (Mit der Bulle.)
52. Des Papstes Clemens V. Bestätigung des von seinem Vorgänger dem Cistercienser-Orden verliehenen Privilegiums. a. 1309. (Mit der Bulle.)
53. Papst Innocenz VII. ertheilt den Archidiaconen zu Stockem das Recht, die ausserhalb der Stadt Braunschweig delinquierenden Geistlichen zu bestrafen. a. 1405. (Mit der Bulle.)
54. Papst Nicolaus V. erklärt den Rath der Stadt Lüneburg aller Aemter, Ehren und Güter verlustig, wenn er nicht seinem Processe gegen die an der Sülze zu Lüneburg berechtigten Stifter und Klöster entsage. a. 1453. (Mit der Bulle.)
55. Des Papstes Pius V. Breve, worin Herzog Heinrich d. J. zu Braunschweig und Lüneburg aufgefordert wird, Abgeordnete zum Tridentiner Concile zu schicken. a. 1560. (Mit dem Fischerringe.)
56. Der Decan des Stifts St. Crucis in Hildesheim, als Commissar des Concils zu Basel, ertheilt dem Probste Ludolf von Helen in Lüchow einen Indulgenzbrief. a. 1438. (Mit dem wächsernen Siegel des Concils.)
57. Das Concil zu Basel verleiht dem Vicar Volkmar von Anderten die Pfarre zu St. Fabian und St. Sebastian in Lutter. a. 1439. (Mit dem bleiernen Siegel des Concils.)
58. Urkundliche Erklärung, dass Bischof Branthago zu Halberstadt die Kirche St. Magni in Braunschweig geweiht und ihr die benannten Villen überwiesen habe. a. 1031. (Mit aufgedr. Siegel.)
59. Conrad, Bischof von Halberstadt, überträgt dem Kloster Riddagshausen Güter in Mascherode. a. 1208. (Mit bleierner Bulle.)
60. Bischof Volrad von Halberstadt bestätigt dem Kloster Marienthal verschiedene Güter. a. 1272. (Mit 3 Siegeln.)
61. Bischof Ludwig und Decan Gerhard zu Minden befreien die Brüder v. Ebinghehusen vom Kirchenbanne. a. 1344. (Die Urkunde ist durch ihre Kleinheit bemerkenswerth.)
62. Ablassbrief für die, welche das Kloster St. Ludgeri in Helmstedt an gewissen Tagen besuchen oder dasselbe beschenken. a. 1347. (Mit ausgemalten Initialen.)
63. Notariatsinstrument über einen Rechtsstreit zwischen den Minoriten in Braunschweig und den Capellanen zu St. Martini, St. Andreä und St. Petri daselbst. a. 1363 *XIV. m. April. usque ad diem XIII. m. Octobr.* (12 Ellen lange Urkunde.)
64. Herrmann v. Zuza schenkt der Aebtissin Bertradis zu Gandersheim das Patronatrecht an der Kapelle im Dorfe Zuza. a. 1377. (Mit vergoldeten Initialen.)

---

65. Diplomatarium des Stifts Steterburg mit dem *Chronicon Stederburgense.* (Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh.)

Der grössere Theil der Besucher wandte sich aber der herzoglichen Bibliothek zu, wo sie von deren Vorstand, Dr. *Bethmann*, mit einer herzlichen Ansprache begrüsst wurden.*) Derselbe gedachte des Segens, welchen die Sammlung solcher Schätze, wie sie hier vereint seien, der Wissenschaft bringe, erinnerte an die Verdienste, welche sich die Gründer der Bibliothek und ihre früheren Vorstände, namentlich *Lessing*, um dieselbe erworben, und bezeichnete als seine freudige Hoffnung, dass der heutige Tag Vielen der Anlass zu einer umfänglichern Benützung der Bibliothek werden werde; denn auf dem Maasse und auf der Weise, wie sie benützt werden, beruhe der Werth der mit so vieler Mühe und grossen Kosten gesammelten Schätze. Er erwähnte darauf, wie er schon seit mehreren Jahren bemüht gewesen sei einen Verein der Bibliotheken zu Stande zu bringen, der die Benützung der auswärtigen erleichtere und dieselben doch vor Verlusten schütze; die Bibliotheken übernähmen die Entlehnung der Werke unter ihrer Garantie und überliessen sie unter den von ihnen gestellten reglementsmässigen Bedingungen zur Benützung des einzelnen Gelehrten; bereits seien viele Bibliotheken dem Vereine beigetreten und er hoffe, dass derselbe sich noch mehr ausbreiten werde, wozu die Anwesenden gewis nach ihren Kräften beitragen würden. Hierauf erläuterte derselbe die in der herlichen Rotunde auf dem grossen Tisch und in Glasschränken ringsumher ausgestellten Seltenheiten, namentlich die alten Handschriften.

---

*) Leider ist Hr. Bibliothekar Dr. *Bethmann* verhindert gewesen, die zugesagte und mehrmals erbetene Niederschrift seiner Ansprache einzusenden.

Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen.

VI.

Erste allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 27. September 1860, 10 Uhr Vormittags.

Der Vorsitzende, Director Professor Dr. *Krüger*, setzte zunächst die Tagesordnung dahin fest:

1) Vortrag des Director Dr. *Eckstein* aus Halle zum Gedächtnis von *Friedr. von Thiersch.*

2) Vortrag des Prof. Dr. *Petersen* aus Hamburg über die älteste Poësie der Griechen als gemeinsame Quelle Homers und Hesiods.

3) Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. *Kirchhoff* aus Altona über die phonischen Figuren.

4) Vortrag des Hofraths und Prof. Dr. *Urlichs* aus Würzburg über das Nereidenmonument von Xanthos.

Director Dr. *Eckstein:*

Die Ankündigung des Herrn Präsidenten von dem Inhalte meines Vortrags dürfte in Ihnen, verehrte Anwesende, Erwartungen erwecken, denen ich zu entsprechen keineswegs gesonnen noch im Stande bin. Wie dürfte ich es wagen einen Mann, wie *Fr. von Thiersch*, in seinen umfassenden Bestrebungen und grossen Erfolgen zu würdigen und zu beurteilen, hier in diesem Kreise, in welchem wir den *princeps discipulorum* desselben, den ehrwürdigen *Döderlein*, zu begrüssen die hohe Freude haben. Das muss die Aufgabe dankbarer Schüler, näher stehender Freunde, ebenbürtiger Fachgenossen sein. Wohl aber geziemt's sich hier in Braunschweig, das *Thiersch* bereits 1842 zum Versammlungsorte vorgeschlagen hat und wo wir in dem Jahre seines Todes tagen, kurz an das zu erinnern, was unser Verein dem verewigten Meister dankt.

In Thüringen, der Geburtsstätte vieler ausgezeichneter Philologen, geboren, in Naumburg und der Schulpforta, an der sein Herz mit frischer Jugendliebe hing, vorbereitet, in Leipzig und Göttingen gebildet, fand er die Stätte einflussreichster und gesegnetster Wirksamkeit in Bayern, wohin er bereits im März 1809 berufen war. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das neue engere Vaterland; in der Zeit der Befreiungskriege betheiligte er sich bei den militärischen Uebungen der Studierenden in München, im Jahre 1814 stiftete er mit dem edlen *Kapodistrias* die Hetäria der Musenfreunde in Wien, an die sich später die politische Hetäria anschloss, und die sittliche, wissenschaftliche und politische Hebung der Hellenen, die Befreiung Griechenlands von dem türkischen Joche ward eine Aufgabe seines Lebens, die er, der edelste unter den Philhellenen, durch Wort und That zu erfüllen eifrigst bemüht war.

Neben dem Lehramte, in dem er die meisten Gymnasiallehrer Bayerns als Schüler gehabt hat, ruhte die litterarische Thätigkeit nicht; die griechische Grammatik hat seit 1812 durch vier Auflagen in ihrem reformierenden Streben wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen erhalten; die kunstvolle Uebertragung Pindars wurde im Jahre 1820 *Jahn*, dem Turnmeister, gewidmet und schmerzlich beklagt, dass eine kampfgeübte und ruhmbegierige Jugend unsern Festen fehle; für die archäologischen Studien gaben die Reisen in Italien (1826), die Epochen der bildenden Kunst (1829), eine Menge akademischer Abhandlungen neue Gesichtspunkte und gründliche Aufschlüsse, und das allgemeine Gebiet der Aesthetik haben die 1846 erschienenen Vorlesungen allen Gebildeten erschlossen. Kritik und Erklärung der alten Schrift- und Kunstwerke übte er mit gleicher Meisterschaft.

Noch weiter greift sein Wirken für das gelehrte Schulwesen. Wie er theoretisch in der Schrift 'über gelehrte Schulen mit besonderer Berücksichtigung auf Bayern' dem Realismus gegenüber die classischen Studien mit gutem Erfolge vertreten hatte, so konnte er auch praktisch in der einflussreichen Stellung, welche die Gunst des Königs und das Vertrauen der Regierung ihm gewährte, in dem 1829 erschienenen Unterrichtsplan für die bayrischen Gymnasien und Lateinischen Schulen seine Grundsätze organisatorisch zur Geltung bringen. Als im Jahre 1835 die drei Bände über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien erschienen, da begann ein neuer Kampf. Rasche, auch wohl harte Urteile über Einrichtungen und Personen gaben Aergernis; Staatsbehörden und Einzelne sahen sich zur Rechtfertigung genöthigt, aber der Kern des Streites lag wieder für ihn in dem Kampfe für den Humanismus.

Und in diese Zeit fielen 1837 die glänzenden Tage der hundertjährigen Jubelfeier der *Georgia Augusta;* es galt, bei dem Feste einer Universität, die zuerst den Alterthumsstudien in Deutschland den Weg gezeigt hatte, die classische Jugendbildung zu befestigen, eine Einigung über die höchsten Interessen derselben herbeizuführen und in dem Sinne der edelsten Humanität allgemein anregend und ermunternd zu wirken. Dazu sollte unser Verein wirken, dessen Begründung *Thiersch*, der Professor, mit unserm *Rost*, dem Schulmanne, und wenn ich nicht irre, mit *Ritschl* auf der Reise von Gotha nach Göttingen erwogen und hier unter den Auspicien *Alexanders von Humboldt* und unter der Mitwirkung der zu der Festfeier versammelten Philologen die ersten Statuten festgestellt hat. So ist unser Verein wesentlich eine Schöpfung von *Thiersch*, er hat ihm, wie einem lieben Kinde, die hingebendste Aufopferung bewiesen. Bei der ersten Versammlung in Nürnberg (1838) übertrug man ihm einstimmig die Leitung der Verhandlungen, in Mannheim (1839) war er Vicepräsident, in Gotha (1840), Bonn (1841), Kassel (1843) und Dresden (1844) betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen. Wenn nun unangenehme Vorfälle, deren störende Erinnerung nicht aufgefrischt werden soll, ihn veranlassten, sich längere Zeit von dem Vereine fernzuhalten, so konnte er doch 1851 der Einladung seines Freundes *Döderlein* und dem Drängen der Freunde nicht widerstehen und gern erinnere ich mich der frohen Stimmung, die uns in seinem gastlichen Hause ergriff, als er erklärte, 'ich werde bestimmt nach Erlangen kommen'. Freudig wurde sein Wiedererscheinen begrüsst und die Abfassung einer Adresse beantragt, wobei der Altmeister *Böckh* blos einwarf, dass dies längst hätte geschehen müssen, und in beredten Worten von dem nun auch schon heimgegangenen *Nägelsbach* übergeben. Seitdem ist er nur noch in Stuttgart (1856) gewesen, wohin ihn die besondere Vorliebe für das württembergische höhere Schulwesen und seinen wackeren Lehrerstand gezogen hatte. Als nach den schönen Tagen seines

funfzigjährigen Jubiläums am 18. Juni 1858, welches das gesammte gelehrte Deutschland gefeiert hatte, die körperlichen Kräfte zu schwinden begannen und auch das Gedächtnis die alten Dienste ferner nicht leisten wollte und die geistige Frische erlahmte, da habe ich kurz vor der Wiener Versammlung den edeln Greis noch einmal zu sprechen die Freude gehabt und aus seinem Munde noch einmal vernommen, wie sein Herz an unserem Vereine hieng und mit welchen Hoffnungen er die Vereinigung mit den österreichischen Fachgenossen begrüsste.

So viel über seine äusserliche Theilnahme an unserem, an seinem Vereine; wie viel weiter ging seine wissenschaftliche Betheiligung! In Mannheim hat er einen Vortrag über das Verhältnis und das gemeinsame Interesse der humanistischen und industriellen Bildung unserer Zeit gehalten; in Gotha seine Ansichten über einen allgemeinen Schulplan und über die Parallelgrammatik entwickelt; in Kassel über den dritten Chorgesang der Antigone gesprochen; in Dresden weitaussehende Pläne über wissenschaftliche Militärerziehung gegeben und in Gegenwart der königlichen Familie über die Aufführung von dramatischen Werken der Griechen und Römer auf den neuen Theatern geredet. Am Abend desselben Tages wurde die Antigone auf dem Dresdener Hoftheater in seltener Vollendung aufgeführt; dem Enthusiasmus der Zuschauer setzte *Lachmann* mit feiner Ironie die Bemerkung entgegen, dass es sich für einen loyalen Staatsbürger und guten Christen — es war im Jahre 1844 — kaum gezieme, an dem Schicksale der griechischen Heldenjungfrau solchen Antheil zu nehmen. In den weiten Räumen des Kaffeehauses auf der Terrasse vereinigte sich am Abend die Versammlung zu heiterer Geselligkeit. Wie sehr neben dem *συμφιλολογεῖν* auch das *convivium* und selbst das *συμπόσιον*, freilich in Sokratischer Beschränkung, zu den Zwecken unseres Vereins gehöre, sollte *Thiersch* an jenem Abend bewähren. Den griechischen Fes auf dem Kopfe, fröhlich gestimmt, sammelte er um den Meister *Godofredus* einen kleineren Kreis; Freund *Rost* bereitete kunstfertig das edle Getränk und bei dem Glase sassen wir, ebenso mit ernsten Untersuchungen über das eben gesehene Stück und die griechische Bühne überhaupt, wie mit heiterm Scherz wechselnd, bis nach Mitternacht und folgten freudig erregt der Aufforderung von *Thiersch*, *Hermann* nach seiner Wohnung das Geleit zu geben. Die lebhafteste Unterhaltung dauerte auch auf der Strasse fort; wir führten zur grossen Verwunderung, jedoch unbehelligt von den durch ihre Behörde vortrefflich instruierten Nachtwächtern, diesen Plan aus. Doch verzeihen Sie, meine Herren, diese vielleicht ungehörige Abschweifung.

Wie bei solchen Vorträgen *Thiersch* 'süsser als Honig' die Rede von der Zunge floss, so zeigte sich die seltene Gabe der Beredsamkeit auch bei der Debatte, für die ihn überdies sein reiches, stets präsentes Wissen ganz besonders befähigte. Gleichviel ob eine geschichtliche oder pädagogische, eine philologische oder archäologische Frage zur Erörterung vorlag, immer konnte er auf dieselbe eingehen und wuste mit feinem Sinn und Geschmack Treffendes zu bemerken, mit Wohlwollen und Milde Schroffes zu beseitigen und mit seltener Klarheit seine Gedanken zu entwickeln. Immer hörte man ihn gern, auch wenn man seine Ansicht nicht billigen konnte.

Dies Talent werden wir nicht mehr in unserer Mitte bewundern; er ist am 25. Februar in einem tiefen Schlummer schmerzlos entschlafen. Ihn dürfen wir glücklich preisen, weil er in einem thatenreichen Leben auch das schöne Gelingen edelster Bestrebungen geschaut hat, die Mitwelt ihn allgemein als den Vater der philologischen Studien in Bayern, als den *praeceptor* nicht blos *Bavariae*, sondern, wie den Magister *Philippus*, auf dessen Vorbild er, der selbst Theologie studiert und seinen protestantischen Glauben bei der berüchtigten Kniebeugungs-

frage (1844) entschieden vertheidigt hatte, die deutschen Philologen gern verwies, als *praeceptor Germaniae* anerkannt hat. An uns wird es sein das schönste Vermächtnis, das der deutsche Mann uns in diesem Vereine hinterlassen hat, festzuhalten und das von ihm hier begonnene Werk fortzuführen. Sprache und Wissenschaft ist das festeste Band der Volkseinheit und so möge denn unser Verein zu deutscher Einigkeit und Einheit auch an seinem Theile beitragen.

Aber nicht blos das Wort des Dankes gebührt den Verdiensten *Thiersch's* um diese deutschen Philologen-Versammlungen; ich erlaube mir an die Versammlung einen Antrag zu stellen, auch durch ein sichtbares Zeichen unsere Dankbarkeit zu bethätigen. Den grossen Meistern der Wissenschaft sind im Auftrage unseres Vereins durch einen trefflichen Künstler in Gotha Medaillen gewidmet, welche deren wohlgetroffene Bildnisse zieren. Wir besitzen dergleichen bereits von *F. A. Wolf*, *Niebuhr*, *Fr. Jacobs* und *K. O. Müller;* bei der Dresdener Versammlung ist auf *G. Hermanns* Anregung eine Medaille auf *Reiz* geprägt. Lassen Sie uns beschliessen in gleicher Weise die Verdienste von *Fr. Thiersch* zu ehren.

Die Versammlung erhob sich einstimmig für den zuletzt gestellten Antrag.

Prof. Dr. *Chr. Petersen* aus Hamburg hielt darauf folgenden Vortrag:

Die älteste Poesie der Griechen als gemeinsame Quelle Homers und Hesiods.

Um von vorne herein die Besorgnis fern zu halten, dass ein so reichhaltiges Thema mehr Zeit in Anspruch nehme, als einem einzelnen Vortrage gestattet werden kann, schicke ich die Bemerkung voraus, dass ich weder eine eingehende Schilderung noch eine umfassende Beweisführung beabsichtige, sondern versuchen werde, meine Ansicht, welche wie jede Lösung dieser Aufgabe eine Hypothese bleiben wird, in wenigen aber klaren Umrissen darzustellen. Es mag bedenklich scheinen, eine schon grosse Zahl von Hypothesen noch zu vermehren. Und doch denke ich, wenn es in die Hunderte geht, kommt es auf eine mehr oder minder nicht an. Auch möchte meine Ansicht kaum neu zu nennen sein: denn ich will es versuchen verschiedene Ansichten über verschiedene Dinge mit einander in Beziehung und dadurch, wenn auch in modificierter Gestalt, wie ich natürlich hoffen muss, ins richtige Licht zu setzen. Wenn ich dabei an die Ergebnisse anderer Wissenschaften anknüpfe, so wird die classische Philologie dieselben, wenn auch nicht prüfen können, doch hypothetisch und als Analogie anwenden dürfen auf Fragen, die sie auf eigenem Gebiet nicht hat erledigen können.

In der Untersuchung über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte kommen uns nicht, wie bei unsern grossen mittelalterlichen Epopöen ältere und gleichzeitige Chroniken und Geschichtschreiber zu Hülfe. Bisher sind wir nur auf die Gedichte selbst, die Bruchstücke der Lyriker und einige spätere Berichte angewiesen und bei letzteren ist es oft zweifelhaft, was Ueberlieferung und was blosse Vermutung Späterer ist. Die Forschungen der letzten Jahre scheinen mir neue Stützpunkte zu gewähren in der vergleichenden Litteraturgeschichte und in der vergleichenden Mythologie. Bei jener denke ich an die Zurückführung des deutschen Epos auf seine historischen und mythischen Elemente. Diese eröffnet uns einen Blick in die ältesten religiösen Vorstellungen der Indo-Germanischen oder Arischen Völker, zu denen bekanntlich auch die Griechen gehörten. Gestützt auf die Ergebnisse der vergleichenden Sprachkunde haben die Sanscritphilologen eine Ansicht begründet, die immer mehr Anerkennung gewinnt, dass die Mythologie und die mit ihr eng verbundene

Poesie dieser sprachlich verwandten Völker hervorgegangen ist aus der Auffassung der Natur unter dem Bilde menschlicher Verhältnisse. In den Ergebnissen der vergleichenden Mythologie finde ich einen Stützpunkt der Homerischen und Hesiodeischen Fragen, in so fern ich es für nachweisbar halte, dass dieselben nicht ohne eine klare und bestimmte Vorstellung vom Ursprunge und von der Entwickelung der Mythen vollständig beantwortet werden können. Auf Erklärung unserer heimischen Mythologie hat *Wilhelm Mannhardt* diese Ergebnisse angewandt in seinen Germanischen Mythen Berlin 1858. Für Erforschung der Griechischen Religion in ihrer ältesten Gestalt sind dieselben ausgebeutet von *Alfr. Maury: Histoire des Religions de la Grèce antique. Tome I. Paris 1857.* In gleichem Umfange berücksichtigt beide Völker *J. G. v. Hahn* in seinen mythologischen Parallelen, Jena 1859 und *F. L. W. Schwartz:* der Ursprung der Mythologie, dargestellt an Griechischer und Deutscher Sage, Berlin 1860. Mögen die Erklärungen im einzelnen auch noch so sehr von einander abweichen und darum noch weiterer Untersuchung bedürfen, im Ganzen bestätigen sie das von *P. W. Forchhammer* (*Hellenica.* Berlin 1837) für die Griechische Mythologie geltend gemachte Princip, jedoch nur in der Beschränkung, in der ich dasselbe aufgefasst habe (Allg. Hallische Literztg. 1839 Ergänzungsbl. Nr. 66—71), wie auch *Preller* im ersten Theil seiner Griechischen Mythologie. Leipzig 1854, (Theogonie und Götter) dasselbe anerkannt und durchgeführt hat. *Forchhammer* hat ganz kürzlich seine Ansicht, ohne die von *Preller* und mir geforderte Beschränkung oder Modification anzuerkennen, vertheidigt im *Philologos* Bd. XVI. H. 3. S. 385 f. (der Ursprung der Mythen).

In der mythischen Auffassung der Natur thut sich ein Hauptunterschied kund, welcher der Sprachverwandtschaft entspricht. Die Semitischen Völker finden den Mittelpunkt des Naturlebens in den grösseren Gestirnen, der Sonne, dem Monde, den Planeten, die Arier in der Atmosphäre, ein Unterschied, der offenbar seinen Grund hat in der klimatischen Verschiedenheit der von beiden Völkerfamilien bewohnten Länder.

Die Griechen brachten ihre Weltanschauung, nach der das Leben ihrer Götter in den Erscheinungen der Atmosphäre und deren Einfluss auf die Erde sich bewegt, aus dem Ursitz der Arischen Völker mit in die später von ihnen bewohnten Länder, wo sich dieselbe nach der Eigentümlichkeit der neuen Wohnsitze eigentümlich gestalten und im gleichen Maass mehr von den Ansichten der verwandten Völker entfernen muste.

Scheint nun die Mythologie, wie sie uns schon in den ältesten Gedichten der Griechen entgegentritt, eine ganz andere, indem die mythischen Gestalten ein so rein menschliches Wesen angenommen haben, dass die Naturbedeutung auf den ersten Blick gar nicht mehr zu erkennen ist, so muss eine geraume Zeit der Entwickelung und Umgestaltung dazwischen liegen. Es wird gestattet sein, nach dem herkömmlichen Gebrauch jene Urzeit die Pelasgische, die spätere historische Zeit nach der Dorischen Wanderung die Hellenische zu nennen. Wie ist nun in dem zwischen beiden anzunehmenden Zeitraum die bezeichnete Umwandlung vor sich gegangen? oder wie ist die Naturbedeutung der Mythen verloren gegangen? Aus dem Wesen der Griechischen Mythologie und den historisch bekannten Verhältnissen des Volks ergibt sich mit einer gewissen Nothwendigkeit, dass in dieser Zwischenzeit drei Perioden der Entwickelung zu unterscheiden sind. Auf die Einwanderung muss eine Zeit gefolgt sein, in der die Griechen nach den durch die sich kreuzenden Gebirgszüge gebildeten zahlreichen Thälern in eben so viele Völkerschaften sich theilten, die in Sprache, Religion und Sitten auseinander giengen. Diese Zeit der individuellen Entwickelung kann der Bedeutung des Namens

nach, wenn er auch später eine engere Beschränkung erhielt, die Aeolische Periode genannt werden. Diese Zeit ist es, der die Griechische Mythologie ihren Reichtum verdankt, indem sie sich in jeder Völkerschaft nach der Beschaffenheit des Wohnsitzes eigentümlich gestaltete, so dass eine Gottheit zu mehreren ward, indem z. B. Zeus Gemalin in einigen Gegenden den älteren Namen Dione behielt, in andern Hera, in andern Latona genannt wurde, in andern die Pallas Athene sich von ihr absonderte, die bei späterem Austausch der Vorstellungen alle für verschiedene Göttinnen anerkannt wurden. Dazu kam, dass in jeder Landschaft Berge, Quellen, Flüsse und anders gestaltete atmosphärische Erscheinungen zu eben so vielen Heroen und Heroinen wurden. In dieser Richtung ist die Griechische Mythologie von *K. O. Müller*, *E. Gerhard* und *Hnr. Dietr. Müller* erforscht. Dabei kommt allerdings die Frage in Betracht, ob in Hellas vor den Griechen ein Volk verschiedenen Stammes gewohnt habe, welcher Völkerfamilie dasselbe angehörte, und welchen Einfluss dasselbe auf die Griechen geübt habe. So schwer es sein wird die erste Frage zu verneinen, so wird doch gestattet sein, hier davon abzusehen, mit der Voraussetzung, dass solcher Einfluss nicht überwiegend war. Dasselbe mag von dem früheren Einfluss auswärtiger Völker gelten, obgleich derselbe stärker gewesen zu sein scheint.

Mit Nothwendigkeit folgt aus der Beschaffenheit der Griechischen Mythologie, dass später eine Zeit eingetreten sei, in der die Mythen der verschiedenen Landschaften ausgetauscht, mit einander verschmolzen, ja zu einem Ganzen vereinigt wurden. Dazu können Wanderungen, Verkehr und Unterwerfung des einen Volks durch das andere beigetragen haben. Doch genügt dies alles nicht, um die Erscheinung zu erklären, dass alle Götter und Heroen wirklich zu einer Art System, wie in der Theogonie und Genealogie vorliegt, vereinigt sind. Dazu genügte kaum die Oberherschaft eines Stammes, obgleich dieselbe eine solche Verschmelzung sehr erleichtern muste. Dazu war vielmehr das geistige Uebergewicht einer Völkerschaft erforderlich, welche die Mythen der verwandten Stämme als gleichberechtigt anerkannte und in sich aufnahm. Diese Gestaltung der so verschmolzenen Mythen zu einem Ganzen durch eine ältere, d. h. vorhomerische Poesie ist die Aufgabe dieses Vortrages. Die Ueberlieferung der Griechen kennt eine solche alte Poesie und schreibt sie den Thrakern zu, die aber nicht, wie Viele annehmen, Barbaren gewesen sein können, sondern Griechen gewesen sein müssen. *Curtius* hat in seiner Griechischen Geschichte wahrscheinlich gemacht, dass in älterer Zeit der Ionische Stamm ein Uebergewicht, eine Art Oberherschaft gehabt hat, wie nach den Homerischen Gedichten später die Achäer. Das erkennen wir an, ohne aber die Annahme von einer Wanderung der Ioner von Kleinasien über das Aegäische Meer zuzugeben. Das Ergebnis unserer Untersuchung, dass das Uebergewicht des Ionischen Stammes mit jener Blüte der Thrakischen Poesie zusammenfällt, vorausnehmend, erlauben wir uns, diese Periode die Thrakisch-Ionische zu nennen.

Aber es bedarf noch der Erklärung, wie die Mythen ihre Naturbedeutung verloren und ein so ganz historisches Ansehen angenommen haben. Diese Veränderung ist auch bei den stammverwandten Völkern vor sich gegangen. Unsere deutsche Mythologie liegt uns in dieser Umwandlung in den Epopöen des Mittelalters vor, und eine ähnliche Umgestaltung hat dieselbe in den Sagen und Märchen erfahren, die sich bis auf unsere Tage im Munde des Volks erhalten haben. Doch haben diese letzteren die mythologische Gestalt oft reiner bewahrt, als die epische Verarbeitung. Die Indische Mythologie dagegen, wie die nordische, können wir in allen Stufen dieser Umwandlung verfolgen, so dass sie eine Anwendung auf die Griechische

gestattet. In der eben bezeichneten Thrakisch-Ionischen Periode kann diese Umwandlung, wenn auch begonnen, doch nicht beendigt sein; denn die Theogonie, die als Haupterzeugnis derselben bezeichnet werden kann, beweist, dass zur Zeit ihres Ursprungs die Naturbedeutung noch im Bewustsein lebte. Wir werden demnach auf die Zeit der Achäischen Herschaft hingewiesen, in der mit der Entstehung des eigentlichen Epos die theogonische Poesie in den Hintergrund treten muste. Deshalb haben wir diese Achäische Periode als die Zeit des Ueberganges noch nicht zur Hellenischen gerechnet. Von dieser Umwandlung, welche die Naturbedeutung nicht kennt oder nicht kennen will, die zunächst eine Folge war von dem Geschmack, den kriegerische Fürsten und Völker an Thaten, besonders an Kriegen und Seezügen fanden, hat sich noch ein mythologischer Ausdruck in der Sage von der Blindheit der epischen Sänger erhalten, die sich schon bei *Homer* findet, *Il.* II 594:

— dort, wo die Musen
Findend den Thrakier Thamyris einst des Gesanges beraubten,
Der aus Oechalia kam vom Eurytos; dann sich vermessend
Prahlt' er laut, zu singen ein Lied, und sängen auch selber
Gegen ihn die Musen, des Aegiserschütterers Töchter.
Doch die Zürnenden straften mit Blindheit jenen und nahmen
Ihm den holden Gesang und die Kunst der tönenden Harfe.

Die Blindheit, die sich am Demodokos, am Homer selbst und noch später am Stesichoros wiederholt, scheint eben bei den früheren die Nichtkenntnis der Naturbedeutung der Mythen oder das Absehen von derselben, beim Stesichoros dagegen die Unkenntnis der mystischen Anwendung zu bedeuten. Die Beraubung des Gesanges mag den Uebergang des eigentlichen Gesanges zur Lyra in den declamatorischen Vortrag des Epos ausdrücken sollen.

In dieser Achäischen Zeit mischte sich historische Ueberlieferung ein und ward so mit dem Mythos verschmolzen, dass es immer schwer, oft unmöglich ist, diesen epischen Heroenmythos in seine mythischen und historischen Bestandtheile zu zerlegen.

Während der Wanderungen und Kriege, durch welche die Achäische Herschaft unterging, änderten die meisten Griechischen Staaten ihre Bewohner, und die verschiedenen Stämme wurden vielfach durch einander geworfen und gemischt. Mit Veränderung der Zustände muste unter so lange dauernden Kämpfen auch die Poesie leiden und ging an den meisten Orten gänzlich unter. In Ionien, das am frühesten zur Ruhe kam, erblühte aus den Trümmern derselben die Homerische, in Böotien die Hesiodeische Poesie.

Blicken wir wiederholend auf die bisherige Betrachtung zurück, so fällt die Entstehung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte in den Anfang der Hellenischen Zeit, welcher eine lange Zeit der Entwickelung vorhergieng, in der wir wieder mehrere Perioden unterscheiden, nämlich die Pelasgische, in welcher die Griechen nach Abtrennung von andern Arischen Völkern noch in der ursprünglichen Einheit verharrten, die Aeolische, die Zeit der Spaltung in zahlreiche Völkerschaften, die Thrakisch-Ionische, in der diese Völkerschaften unter Oberherschaft des Ionischen Stammes zum Bewustsein ihrer Verwandtschaft gelangten und diese in der Thrakischen Poesie ihren Ausdruck fand, und die Achäische, in der die Herschaft der Achäer der Poesie die geschichtliche Richtung gab und den Uebergang zum Hellenentum machte.

Um die Homerischen und Hesiodeischen Gedichte für Erforschung dieser früheren Zustände benutzen zu können, muss Zeit und Ort ihres Ursprungs vorher festgestellt sein. Bei

der fast unübersehbaren Manigfaltigkeit der Ansichten und der Unmöglichkeit, eine derselben in wenig Minuten fester zu begründen, muss ich mich begnügen, die meinige in kurzen Worten auszusprechen und bitten, sie als Hypothese gelten zu lassen, die eben in der Beziehung zu den Folgerungen und in der Combination mit andern Hypothesen eine Prüfung zu bestehen haben und darin vielleicht sich bewähren wird. Ich bin der Ansicht, dass im Anfang des zehnten Jahrhunderts v. C. die Ilias von einem ausgezeichneten Dichtertalent aus älteren Liedern zusammengesetzt und zu dem Ganzen, wie wir es besitzen, ergänzt ist, die Odyssee aber nach älteren Liedern und Sagen von demselben oder einem gleichzeitigen, gleich talentvollen Dichter im Geiste seiner Zeit wie aus einem Guss gedichtet ist, beide jedoch später einzelne Interpolationen erlitten haben, ungefähr wie *G. W. Nitzsch* in seinen früheren Schriften, besonders aber in dem Artikel 'Odyssee' in der Hallischen Encyclopädie ausgeführt hat.

Hesiods Theogonie halte ich aus älteren Bruchstücken verschiedener Dichter, wenn auch nicht planlos, doch ziemlich unorganisch zusammengesetzt, wie *G. F. Schömann* nachgewiesen hat (*De compositione Theogoniae. Gryphisw.* 1857. Opusc. II. p. 475. bes. p. 502. *De interpolationibus Theogoniae.* Gr. 1848 u. 49. Opusc. II. p. 424. bes. p. 450.), nicht aber erst, wie er auch nachzuweisen sucht, zu Pisistratus Zeit von einem frechen Betrüger, sondern vom Hesiodos selbst. Auch sie enthält, wie sie uns vorliegt, spätere Einschiebsel und Zusätze, aber wenn auch etwas mehr als *Schömann*, doch weniger als *Göttling* annimmt. Die Werke und Tage halte ich für ein mehr selbstständiges Werk desselben Hesiodos, in das er aber ebenfalls ältere Bruchstücke zum Theil von grösserem Umfange aufgenommen hat (*Schömann:* de aetatibus generis humani. Gr. 1842. Opusc. II. p. 305, bes. p. 317). Auch dies Gedicht enthält, wie es vorliegt, nicht nur Einschiebsel, sondern ist am Ende sogar umgearbeitet (*Chr. Petersen:* über die Geburtstagsfeier bei den Griechen. Jahrbücher für class. Philologie Suppl. II. S. 339).

Aber nicht blos über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte, sondern auch über deren Verhältnis zu einander muss man eine klare Vorstellung haben, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen über die frühere Zeit.

Nehmen wir Hesiods Angaben über seine Lebensverhältnisse als beglaubigt an, so tritt uns die Frage entgegen, und man darf derselben nicht ausweichen: Hat Hesiods Vater, als er aus dem Aeolischen Kyme in Askra einwanderte (Op. 634), die Homerischen Gedichte gekannt und, wenigstens einen grossen Theil, mitgebracht und seinem Sohne mitgetheilt? Da sich davon in Hesiods Gedichten keine Andeutung findet, die Abweichung von Homer in gar vielen Vorstellungen dagegen spricht, die Uebereinstimmung in Sprache, Mythologie und selbst das Vorkommen derselben Verse eine andere Erklärung zulässt, die ganze Geschichte der Homerischen Poesie, auch nach den sonst so weit auseinander gehenden Ansichten der neuen Kritiker dem widerspricht, so muss man diese Frage mit Nein beantworten.

Hat Hesiod von der Homerischen Poesie keine Kenntnis gehabt, so kann er dasjenige, worin er mit ihr übereinstimmt, nicht ihr verdanken, sondern es muss einer gemeinsamen Quelle entstammen. Der epische Dialekt kann dann nicht erst, wie *Curtius* anzunehmen scheint (Gr. Gesch. I. S. 111), in Smyrna aus Mischung des Aeolischen und Ionischen Dialekts entstanden, sondern muss in älteren Gesängen aus der früheren Heimat herübergebracht sein. Aus derselben Quelle muss Hesiod mit seiner Sprache auch den Hexameter und die gemeinsame Grundlage seiner Mythologie entlehnt haben. Ueber diese Quelle belehrt er uns aber selbst deutlich genug. Denn wenn er erzählt, dass er als armer, ungebildeter

Hirte am Helikon von den Musen zu seiner Poesie begeistert sei, so kann das nichts anders heissen, als dass er dort verbunden mit dem Musendienst ältere Poesie vorfand, die er sich aneignete und zu grösseren Ganzen vereinigte (ὁμηρεῦσαι), und nach deren Muster er selbst dichtete. Es ist aber längst aus den seine Theogonie einleitenden Musenhymnen entnommen, dass der Musendienst vom Olympos nach dem Helikon gekommen sei, dass also am Olympos der Sitz einer früheren Poesie zu suchen sei, auf die Homer eben so klar und bestimmt hinweist, indem auch er die Musen die Olympischen nennt, das Land am Fuss des Olympos mit dem Namem Pierien bezeichnet, aus dem nach Hesiod der Gesang stammt und von dem bei ihm die Musen auch die Pierischen heissen, und indem Homer wie Hesiod den beschneiten Berg Olympos zum Wohnsitz der Götter macht. Die eben dort wohnenden Pierer oder Thraker — man kann das Volk zum Unterschiede von den späteren gleichnamigen Barbaren die Pierischen Thraker nennen — waren also das Volk, von dem die älteste Poesie der Griechen im sogenannten epischen Dialekt ausgieng.

Diese Ansicht kann keineswegs auf Neuheit Anspruch machen, sie ist längst und wiederholt von *K. O. Müller* Orchomenos S. 381 u. f., Prolegomena zur Mythologie S. 218 u. f. und Gesch. der Griech. Litteratur I. S. 43 u. 142 ausgesprochen; *Fr. Thiersch*, *G. Hermann*, *K. Ferd. Ranke* und *B. Thiersch* haben ähnliche Ansichten aufgestellt, aber von den wenigsten Kritikern sind die in Betracht kommenden Fragen in ihrem Zusammenhange unter einander und mit der Entwicklung der Religion genügend erörtert und daher auch nicht in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Homerischen und Hesiodeischen Poesie gehörig gewürdigt worden.

Es kann nicht die Aufgabe meines auf wenige Minuten beschränkten Vortrags sein, aus dem, was Homer und Hesiod übereinstimmendes haben, ein zusammenhangendes Bild von dem Wesen und dem Umfang jener Pierisch-Thrakischen Poesie zu entwerfen, noch weniger die daraus sich ergebenden Folgerungen auszuführen. (Vergl. *Fr. Thiersch* über die Gedichte des Hesiodos usw. in den Denkschriften der Münchner Akademie 1813; *M. Isler* quaestionum Hesiodiarum specimen. Berolini 1830. p. 23; *Schoemann* Opusc. II. bes. 2. comparatio theogoniae Hes. cum Homero.) Doch wird es gestattet sein in Gestalt von Thesen einige Hauptergebnisse zusammenzustellen, die nicht nur einander durch die innere Uebereinstimmung stützen, sondern auch dann einen Beweis für ihre Richtigkeit liefern, wenn sie die Verhältnisse und Zustände Griechenlands, die uns in der historischen Zeit entgegentreten, am besten und vollständigsten erklären.

1) Die Pierischen Thraker gehörten dem Ionischen Stamme an, wie der gleiche Dialekt im Homer, Hesiod, der Orphischen Theogonie und als herkömmliche Sprache der Orakel beweist.

2) Die Verbreitung ihrer Poesie erklärt sich aus der Herschaft des Ionischen Stammes, mit der die Blüte ihrer Poesie zusammenfällt.

3) Die Beimischung Aeolischer Sprachformen im epischen Dialekt erklärt sich aus der Verbreitung dieser Poesie auch über die Aeolischen Stämme und aus der Rückwirkung derselben bei der Aufnahme ihrer Mythen in die Pierisch-Thrakische Poesie.

4) Die Pierischen Thraker sind Erfinder des Hexameters, indem sie zwei kürzere Verse der älteren Zeit von je drei mit Längen verbundenen Hebungen, in denen schon der dakty-

lische Rhythmus vorwaltete, wie von *Th. Bergk* (über das älteste Versmaas der Griechen, Freiburg 1854) nachgewiesen ist, zu einem Verse verbanden.

5) Diese Poesie hieng eng zusammen mit dem Dienst der Musen, so wie dem des Apollon, der bei den Pierischen Thrakern zuerst von Zeus abgesondert und zu einer selbständigen Gottheit erhoben ist. Die mythischen Hyperboreer und Lykier, auf die in der Ueberlieferung sein Ursprung zurückgeführt ward, sind, wenn nicht rein mythische Völker, eben diese Pierischen Thraker.

6) In die Zeit der Ionischen Herschaft und der Blüte der Pierisch-Thrakischen Poesie fällt auch die Besitznahme des Delphischen Orakels durch Apollon.

7) Dieser Poesie verdankt die Theogonie in ihren verschiedenen Systemen ihren Ursprung, indem der Widerspruch der reich entwickelten Mythen bei der Freiheit der Dichter es nicht zu einem allgemein anerkannten System kommen liess, weshalb nicht nur dasjenige, worin Homer und Hesiod übereinstimmen, sondern auch manches, worin sie abweichen, wie z. B. die Anfänge der Theogonie, aus älterer Zeit stammt.

8) Die Pierisch-Thrakische Poesie beschränkte sich aber keineswegs auf die Theogonie, sondern bearbeitete auch die Stammsagen, d. h. die religiösen Ueberlieferungen aller Griechischen Völker, zu denen sich dieselbe verbreitete. Diese Poesien bilden den Kern nicht nur der Ilias und Odyssee, der Hesiodeischen Theogonie, wie der Werke und Tage, sondern auch der kyklischen und anderer dem Hesiodos zugeschriebenen Gedichte, namentlich des Katalogs und der Eöen.

9) Zur Zeit der Achäerherschaft ist der physische Sinn der Mythen zurückgedrängt und grössten Theils verloren gegangen, dagegen historische Elemente in grösserem Umfange zugemischt, wie bei den Deutschen seit der Völkerwanderung, und dadurch die epische Poesie entstanden, die nach der Griechischen Völkerwanderung in Ionien und Böotien neu erblühte.

10) Demnach können in einem Mythos zweierlei historische Elemente stecken, aus der Zeit des Ursprungs und aus der Zeit der epischen Gestaltung oder Umdichtung.

11) Vom mythischen Kern der Ilias ist der Aeakidenmythos Ionischen Ursprungs, aber schon in Thessalien auf die Achäer übergegangen, der Pelopiden-(Atriden-)mythos Achäischen Ursprungs.

12) Der mythische Kern der Odyssee reicht bis in die Pelasgische Urzeit zurück, und die verschiedenen Gestalten, die derselbe in der Aeolischen Zeit angenommen hat, sind später zu einem Ganzen verschmolzen.

13) Mit der ursprünglichen Gestalt der Mythen erhielt sich hie und da auch der ursprüngliche physische Sinn in der Tempelsage, weshalb oft die erst in spätern Schriftstellern überlieferten Formen der Mythen in Verbindung mit Festgebräuchen die Grundelemente für die Erklärung der Mythen bilden.

14) Aus Pierien stammt auch der Kern der Orphischen Theogonie, in die aber fremde Elemente aufgenommen wurden, als ein Theil der Pierischen Thraker, an den Pangaeos und Rhodope versetzt, mit benachbarten Völkern verschmolzen und deren Mythen annahmen. In dieser neuen Gestalt verbreitete sich die Orphische Theogonie über Lesbos nach Hellas, so wie nach Phrygien und von da mit neuen Zusätzen erweitert in wieder anderer Gestalt auch nach Hellas.

15) Diejenigen, welche in Thrakien am Pangäos und in Phrygien die Griechische Theogonie erweiterten, waren sich noch der physischen Bedeutung bewust, welche sich hier auch in den Mysterien erhalten hat.

16) Onomakritos und die andern Freunde des Peisistratos haben die Orphische Theogonie in ähnlicher Weise redigiert, wie die Homerischen und Hesiodeischen Gedichte, d. h. als redliche Männer mit gewissenhafter Beachtung der Ueberlieferung, nicht selbst gemacht, nicht einmal interpoliert. Grade die Anklage und Strafe des Onomakritos wegen einer Interpolation beweist, dass ihn sonst kein Vorwurf trifft. Die Einschiebung einzelner Verse in den Homer aus politischen Gründen werden dem Solon und Peisistratos zur Last gelegt. Die Angaben, welche Onomakritos und andre Pythagoreer zu Verfassern der Orphischen Theogonie machen, beruhen nicht auf Ueberlieferung, sondern sind nur Ansichten späterer Kritiker, was in Beziehung auf die Orphische Theogonie auch ziemlich allgemein anerkannt ist. (Vergl. *Chr. Petersen* der delphische Festcyclus. Hamburg 1853. S. 24 u. N. 42.) Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass andre Gedichte, die Orpheus' Namen tragen, erst zu Peisistratos Zeit entstanden sind.

Diese Thesen, welche zusammen mit den im Vortrage über Homer, Hesiod und die Entwickelung der Religion ausgesprochenen Ansichten ein Ganzes bilden, stehen und fallen grossen Theils mit einander. Es soll in ihnen der Beweis geliefert werden, dass die Fragen über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte nicht genügend beantwortet werden können, ohne dass die Entwickelung der Religion und des Mythos mit in Betracht gezogen wird. Ob es mir gelungen ist, die wichtigsten Momente, welche hier von Bedeutung sind, scharf genug zu bestimmen und in den richtigen Zusammenhang zu setzen, darf vielleicht einer weiteren Prüfung empfohlen werden. Der Gegenstand ist viel zu schwierig, und zu umfassend, um hier nach allen Seiten in mündlichem Austausch der Gedanken gründlich erwogen zu werden. Wenn indes der Vorstand glaubt, es sei nicht ungeeignet, die eine oder andre Frage zu besprechen, so weit es ohne den gelehrten Apparat zur Hand zu haben, möglich ist, so soll es mir sehr erwünscht sein, Einwendungen und Bedenken zu vernehmen. Dazu möchte sich am meisten der Hauptsatz eignen, den ich durchzuführen gesucht habe, dass Poesie und Mythos sich mit einander entwickelt haben, dass also die Geschichte der Poesie, und dazu gehört die Homerische wie die Hesiodeische Frage, nicht ohne Rücksicht auf die Entwickelung des Mythos behandelt werden dürfe. Dieser Zusammenhang ist es, der mich bestimmt, die Ausbildung der Homerischen Gedichte nicht erst in die Zeit zwischen der Dorischen Wanderung und Peisistratos zu setzen. Sonst müsten sich Spuren der religiösen Entwickelung dieser Zeit finden, die wir aus den Bruchstücken der Kykliker und Lyriker kennen. Davon aber ist ausser den Interpolationen des 11. Buchs der Odyssee keine einzige Spur und selbst diese gehören nicht erst den Pythagoreern am Hofe des Peisistratos, sondern einer viel frühern Zeit an, wie aus dem, was ich in den Schriften über das Zwölfgöttersystem und über den Delphischen Festcyclus dargethan zu haben glaube, sich ergeben wird.

Da sich auf die Frage des Präsidenten Niemand zum Worte meldete, so stattete jener dem Redner den Dank für den gehaltenen Vortrag ab und gab dem Gymnasiallehrer Dr. *Kirchhoff* aus Altona das Wort zu dem Vortrage, zu welchem vorher folgende gedruckte Vorlage an die Mitglieder vertheilt worden war:

Horat. Carm. IV. 10.

O crudelis adhuc et Veneris muneribus potens
Insperata tuae cum veniet pluma superbiae,
Et quae nunc humeris involitant deciderint comae,
Nunc et qui color est puniceae flore prior rosae,
Mutatus, Ligurine, in faciem verterit hispidam;
Dicens, heu quotiens te speculo videris alterum:
Quae mens est hodie cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

THEOGNIS.

Bergk Poet. lyr. pag. 403.

Ἄ δειλὴ πενίη, Τί-μένεις Προλιποῦσα πάρ' ἄλλον
Ἄνδρ' Ἰέναι, μὴ δή μ' Οὐκ Ἐθέλοντα φίλει·
Ἄλλ Ἴθι καὶ δόμον ἄλλον Ἐπ-Οίχεο, μηδὲ μεθ' ἡμέων
Αἰεὶ Δυστήνου Τοῦδε Βίου μέτεχε.

ibid. pag. 406.

ΓουδΕνα Θησαυρὸν Παισὶν Καταθήσῃ Ἀμείνω
Αἰδοῦς, Ἥ τ' Αγαθοῖς Ἀνδράσι, Κύρν', Ἕπεται.

TYRTÆUS ibid. pag. 316.

ἁ φιλοχρηματία σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ Γοὐδέν.

SOLON ibid. pag. 342.

οὐδὲ μάκαρ Γοὐδεὶς πέλεται βροτός, ἀλλὰ πονηροὶ
πάντες, ὅσους θνητοὺς ἠέλιος καθορᾷ.

Zwei Choranfänge aus der Antigone.

Πολλὰ τὰ δεινὰ, κοὐδὲν Ἀν-Θρώπου δεινότερον πέλεΙ·
Τοῦτο καὶ πολιοῦ πέρΑΝ Πόντου χειμερίῳ νότωΙ

Ἔρως ἀνίΚατε μάχαν,
Ἔρως, ὃς ἐν Κτήμασι πίπτεις,

Die Parodos der Antigone mit den dazu gehörenden Trimetern.

Ἰσμήνη.

Ἀλλ' οὖν προμηνύσῃς γε τοῦτο μηδενὶ
τοὔργον, κρυφῇ δὲ κεὖθε· σὺν δ' αὕτως ἐγώ.

Ἀντιγόνη.

Οἴμοι, κατανδα· πολλὸν ἐχθίων ἔσει
σιγῶσ', ἐὰν μὴ πᾶσι κηρύξῃς τάδε.

Ἰσμήνη.

θερμὴν ἐπὶ ψυχροῖσι καρδίαν ἔχεις.

Ἀντιγόνη.

Ἀλλ' οἷδ' ἀρέσκουσ' οἷς μάλισθ' ἁδεῖν με χρή.

Ἰσμήνη.

εἰ καὶ δυνήσῃ γ'· ἀλλ' ἀμηχάνων ἐρᾷς.

Ἀντιγόνη.

Οὐκοῦν, ὅταν δὴ μὴ σθένω, πεπαύσομαι.

Ἰσμήνη.

ἀρχὴν δὲ θηρᾶν οὐ πρέπει τἀμήχανα.

Ἀντιγόνη.

εἰ ταῦτα λέξεις, ἐχθαρεῖ μὲν ἐξ ἐμοῦ,
ἐχθρὰ δὲ τῷ θανόντι προσκείσῃ δίκῃ.

Ἀλλ' ἔα με καὶ τὴν ἐξ ἐμοῦ δυσβουλίαν
παθεῖν τὸ δεινὸν τοῦτο. πείσομαι γὰρ οὐ
τοσοῦτον οὐδὲν, ὥρτε μὴ οὐ καλῶς θανεῖν.

Ἰσμήνη.

Ἀλλ, εἰ δοκεῖ σοι, στεῖχε· τοῦτο δ' ἴσθ', ὅτι
Ἄνους μὲν ἔρχῃ, τοῖς φίλοις δ' ὀρθῶς φίλη.

ΧΟΡΟΣ.

Στροφὴ α'.	Ἀντιστροφὴ α'.
ΑκτὶΣ ἈεΛΙου, τὸ Κάλ-Λιστον ἙπταΠύλΩΙ ΦανὲΝ	ΣτάΣ Δ' ὑπὲρ ΜελάθρΩν Φονί-Αισιν ἈμφιΧανῶΝ ΚύκλΩΙ
ΘήβΑΙ ΤῶΝ προΤέρων ΦάοΣ,	ΛόγχαιΣ ἙπτάΠυλοΝ ΣτόμΑ,
ἘΦάνθης Ποτ', ὦ χρυσέας Ἀμέρας βλέφαρον,	ἜΒα, πρὶν Ποθ' ἀμετέρων ΑἵμάτωΝ γένυσιν
Διρκαίων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα,	ΠλησθῆναΙ τε καὶ στεφάνωμα πύργων
Τὸν λεύκΑσπιν ΝύκΤ' ἀγρόθεν ΦῶτΑ ΒάντΑ ΠανΣαγίᾳ	ΠευκάΓενθ' ἥΦαιστον Ἐλεῖν· ΤοῖοΣ Ἀμφὶ Νῶτ' ΕτάθΗ
ΦυγάδΑ πρόδρομον ὀξυτόρῳ	ΠάταγοΣ ἄρεος, ἀντιπάλῳ
ΚινήΣασΑ ΧαλίνωΙ·	ΔυσΧείρωμΑ ΔράκοντΙ.

Σύστημα α'.

ΤΟΝ ἐφ' ἡμετέραΙ Γᾷ ΠολυνείκηΣ
ἈρθεὶΣ νεικέωΝ Ἐξ ἈμφιλόγωΝ
Κοινῆς λαίαΣ, Ὀξέα κλάζωΝ,
Αἰετὸς ὣς γᾶΝ Εἰς ὑπερέπτΑ
Λευκῆς χιόνοΣ Πτέρυγι στεγανόΣ,
Λεὼν ἀργείωΝ Πολλῶν μεθ' ὅπλωΝ
Ξὺν Θ' ἱππoΚόμοιΣ Κορύθεσσιν.

Στροφὴ β'.

ἈντίτυπΑ δ' ἐπὶ γΑΙ πέσε ΤανταλωθεὶΣ
ΠυρφόροΣ, ὃς τότε μαινομένΑΙ ξὺν Ὅρμ ΑΙ

βακχεύων ἐπέπνει
ῥιπαῖς ἐχθίστων ἀνέμων.
εἶχε δ' ἄλλα τὰ μέν,

Αλλα δ' ἐπ' ἄλλοις ἐπενώμα Στυφελίζων
ΜέγαΣ Ἄρη Σ ΔεξιΟΧειροΣ

Σύστημα β'.

ἑπτΑ λοχαγοὶ γὰρ ἐφ' ἑπτὰ Πύλαι Σ
ταχθέντεΣ ἴσοι πρὸς ἴσους ΕἸΙΠΟΝ
ζηνὶ τροπαίῳ πάγχαλκα τέλη,
πλὴν τοῖν στυγεροῖν, ὧ πατρὸς ἑνὸς
μητρός τε μιᾶς φύντε καθ' αὑτοῖν
δικρατεῖς λόγχας στήσαντ' ἔχετον
ΚοινΟΥ ΘανάτΟΥ Μέρο Σ Ἄμφω.

Ἀντισύστημα α'.

ζεὺς γὰρ μεγάλης γλώσσης ΚόμπουΣ
ὑπερεχθαίρει, καί σφας Ἐριδὼ Ν
πολλῷ ῥεύματι προρνισσομένους
χρυσοῦ, καναχῆς, ὑπεροπτίας,
παλτῷ ῥιπτεῖ πυρὶ βαλβίδων
ἐπ' ἄκρων ὁρμῶντ' ἤδη νίκην
Τυφῶ Γε ΤύπουΣ Τ' ἀλαλάξαι.

Ἀντιστροφὴ β'.

Ἀλλ Α γὰρ Ἄ μεγαλώνυμος ἦλθε ΝίκΑ
ΤΑΙ πολυαρμάτῳ ἀντιχαρεῖσΑ ΘήβΑΙ,

ἐκ μὲν δὴ πολέμων
τῶν νῦν θέσθε λησμοσύναν,
θεῶν δὲ ναοὺς χοροῖς

Παννυχίοις πάντας ἐπέλθωμεν, ὁ Θήβας
Δ' ἐλελίΧθων ΒάκχιοΣ Ἄρχοι.

Ἀντισύστημα β'.

Ἀλλ' ὅδε γὰρ δὴ βασιλεὺς ΧώραΣ,
Κρέων ὁ μενοικέως, Ἐπιστὰς Ἄρχω Ν
Νεωστὶ νεοχμὸς, Νεαραῖσι θεῶν
Ἐπὶ συντυχίαις Χωρεῖ, τίνα δὴ
μήτιν ἐρέσσων, ὅτι σύγκλητον
τήνδε γερόντων προὔθετο λέσχην
Κοινῷ ΚηρύγΜατι ΠέμψαΣ.

Κρέων.

Ανδρες, τὰ μὲν δὴ πόλεος ἀσφαλῶς θεοί
πολλῷ σάλῳ σείσαντες ὤρθωσαν πάλιν·

Der Vortragende begann:

Hochgeehrteste Versammlung!

Haben ältere Männer, die vor mir an dieser Stelle standen, sich rechtfertigen zu sollen geglaubt, so geziemt um so mehr dem jüngeren, der zum ersten Mal vor dieser Versammlung auftritt, ein kurzes Wort der Rechtfertigung und Entschuldigung. Sie, meine Herren, die ich unsere Führer nennen darf, sind ja gewohnt und berufen, dem unvollkommenen neben dem gereiften Ihre Aufmerksamkeit eine Weile zu schenken, und trotz aller Mängel in dem dargebotenen doch den Kern der Wahrheit zu erkennen, der weiterer Entwicklung fähig ist. Sie selber haben neue Bahnen gefunden, und soll die Jugend Ihnen nicht strebend nachfolgen? Selbst der Irtum führt ja der Wahrheit näher denn er zeigt, welchen Weg man nicht ein-

zuschlagen hat. Im Vertrauen denn hierauf trage ich ein weniges von einer Sache vor, die mich seit sechs Jahren beschäftigt hat, und worin leider mancher Fehltritt von mir gethan ist, aber — das ist meine Ueberzeugung — ich doch im ganzen in der richtigen Richtung gegangen bin, zu einem reichen, schönen Lande hin, dessen grosse Ernte einzusammeln es vieler und kenntnissreicherer Kräfte, als die meine ist, bedarf. Ich gehe zur Sache.

Ich habe einen Vortrag über phonische Figuren angekündigt und muss diesen Ausdruck zunächst erklären. Ὁμοιόφωνον heisst der Gleichklang, der Reim; ὁμοιόαρκτον, wenn die Anlaute, ὁμοιοτέλευτον, wenn die Auslaute ähnlich sind. Ich lasse das erste Glied des zusammengesetzten Wortes weg und verstehe unter phonischen Figuren, phonischen Schematen bestimmte symmetrische Stellungen der An- und Auslaute, kurz gesagt Reimfiguren. Man wirft ein, dass der Reim im Griechischen und Lateinischen immer auf die Flexionssilben würde gefallen und also eintönig geworden sein. Ganz richtig, wenn man von unserem modernen Endreime ausgeht, und diesen massenhaften Reim als den einzigen ansieht, oder doch ganz vorwiegend an diesen denkt. Aber gibt es nicht auch einen Reim der Anlaute, einen Anreim? und kann man den Endreim nicht auf einen oder zwei Auslaute beschränken, so dass man eine grössere Zahl der reimenden Laute nur seltner und mit dem Zweck irgend einer Auszeichnung gebraucht? Dann fällt die Eintönigkeit weg. Und um sogleich die Sache auszusprechen, der griechische Reim bestand nicht in der Wiederkehr derselben Laute, sondern derselben Lautclassen an bestimmten Stellen. Wie in der Edda die Vocale als solche reimen, so thun es im Griechischen und bei Horaz die Labiale, die Dentale, die Gutturale; so gehört unter den Vocalen z. B. α und αι, ο und ω und ου zusammen; so können Vocale, Nasale, Muten als solche gegeneinander stehen. Ob die Griechen das haben hören können? Ich denke doch, wer *muta* mit *liquida* in der Position von *muta* mit *spirans* hat unterscheiden können — und wer von uns fühlt das nach? — der hat auch Dentale von Labialen durchs Gehör, ja recht eigentlich durch das Gefühl im Munde unterscheiden können.

Nun ist ferner bekannt genug, dass die Alten vielfältig zu Anfang allitteriert und auch gleiche Ausgänge gesucht haben. Ist denn das nur zufällig geschehen und wie es der Geist im einzelnen Fall eingab, oder sind dafür bestimmte Gesetze vorhanden? Ich denke letzteres. Denn die Griechen, und als ihre Nachahmer die Römer, haben jeden Kunststoff behandelt und in die schärfsten Formen gebracht, und diesen allein hätten sie liegen lassen? Und warum? denn gekannt haben sie ihn; das zeigen ja eben jene ὁμοιόαρκτα und ὁμοιοτέλευτα, auf welche man längst aufmerksam geworden ist, Haben sie ihn aber nach bestimmten Gesetzen geordnet, nach welchen dann? Gewiss nach denselben, wornach sie das übrige in der Dichtkunst ordneten. Demselben Gesetze des Rhythmus unterwarf der Dramatiker die Quantität des Lauts in der Metrik, die Höhe des Lauts in der Musik, die Form der Gebehrde in der Orchestik, und eben dies einheitliche, dies *componere totum* ist das Charakteristikum der antiken Dramatik, unbeschadet dass neben den einheitlichen Gesetzen jede der dadurch verbundenen Künste in dem so entstehenden Ganzen auch noch ihre eigentümlichen Formen ausbildet und ihre besonderen Wege geht. So muss es also auch mit der Phonik gewesen sein, wenn nicht ein schreiender Misklang in das ganze Kunstwerk kommen soll, und meine Thesis ist nun die, dass den metrischen Schematen, in denen die Quantität des Lauts aufs schärfste geordnet ist, phonische Schemata der Laute nach ihrer Qualität entsprechen, aber so, dass gerade die letzteren das *componere totum* zur Hauptaufgabe haben und sich anschliessend an die metrischen diese zugleich entwickeln und in höhern Gruppen ordnen. Anders bei uns. Eine

Strophe von so und so viel gleichen, aber mit Hebung und Senkung abwechselnd endenden Versen wird zwar auch durch entsprechende Endreime gegliedert, und als Ganzes abgerundet; wenn dann aber mehrere gleiche Strophen in einem Liede sich folgen, so geht zwar in guten Gedichten eine schöne Gliederung des Gedankens durch dieselben mit einem gewissen geordneten Gegensatz der Strophen, aber die Form drückt das nicht aus, und es könnten eben so gut noch Strophen hinzukommen, als weggelassen werden, ohne dass man es aus der Form merken könnte und diese irgend einen Schaden litte. Es ist also da kein Organismus vorhanden, und der grosse Vorzug der Alten ist, dass sie die Composition des Gedankens, dieses so wichtige Moment, auch ausdrückten. Und das ist ja eben Künstlers Art, dass er dem geistigen Ideal die vollendetste sinnliche Form gibt. Meine Herren! Es fällt mir nicht ein, Ihnen den Genuss der Poesie zerstören, Ihnen einen Horaz und Theognis, oder gar einen Sophokles zerpflücken, Ihnen die herliche Blume zerreissen zu wollen. Aber betrachten muss man doch das einzelne. Und so verhält es sich denn, um bei einer einfachen Form zunächst stehen zu bleiben, so; dass derselbe Gedanke, der die Wahl der Strophe für ein melisches Lied bestimmte, so dass die Hauptgliederungen des Gedankens sich in denen der Strophe ausdrücken, derselbe sich auch im ganzen Melos auslebt; und so ist das Melos die Entwicklung der Strophe, ja in einfachsten Fällen des Monostichons. Es ist damit, wie in der gothischen Baukunst, wo aus dem Spitzbogen, dem das gleichseitige Dreieck zu Grunde liegt, und einigen wenigen anderen mathematischen Formen alle Formen und Verhältnisse, ja selbst die Hauptregeln der Construction entspringen.

Ehe ich nun dieses zunächst an der horazischen Ode zeige, nur noch die kurze Bemerkung, dass ich, um dem Auge zu Hülfe zu kommen, gewisse Schemata derselben mit fetten Buchstaben bezeichnet habe, und dass in den Stücken aus Theognis und Sophokles derselbe Zweck durch die grossen Buchstaben hat erreicht werden sollen, während alles übrige klein gedruckt ist. Indessen sind es nicht alle Schemata der durchcomponierten Lieder, sondern nur ausgewählte, die ich so angedeutet habe.

Ich gehe nun zu der Ode Carm. IV, 10, in welcher ein Monostichon entwickelt ist. Dasselbe besteht aus einer Tripodie, einer Dipodie und einer Tripodie, zusammen aus acht Füssen. So beginnen die 8 Verse mit 3 Vocalen *O*, *I*, *E*, in den Worten *O*, *Insperata*, *Et*, 2 Nasalen *N* und *M* in den Worten *Nunc*, *Mutatus*, drei Muten nämlich einer von jeder der 3 Classen *D*, *Q*, *V* in den Worten *Dices*, *Quae*, *Vel*. Dieses Schema ist noch mehrmals vorhanden und ich habe auch die Stellung von 6 zu 2 Versen bezeichnet; in dieser sind die ersten und letzten Worte des schliessenden Distichons *Quae fuit — Vel genae*, die also mit dem Chiasmus von Guttural Labial, Labial Guttural anlauten, wärend die anderen 6 Verse keine solche chiastische Stellung haben. Der Inhalt des Distichons sind die wichtigen Worte des Ligurinus, wärend in den 6 Versen diese vorbereitet und begründet werden. Es kann nun ferner die Dipodie einmal mit der vorderen und einmal mit der hinteren Tripodie zusammengenommen werden, und so entstehn die *numeri* 5 zu 3 oder 3 zu 5. In dem ersteren Verhältnis bilden dem Gedanken nach 5 Verse den Vordersatz, 3 den Nachsatz; es ist zu Anfang der Dipodien bezeichnet. Die Schlussdipodien des Pentastichons und des Tristichons schliessen mit dem Anlaut *i* in den Worten *in* und *incolumes;* das Pentastichon fügt dazu die nähere hemiolische Gliederung 3 zu 2 durch die hinzutretenden labial anlautenden Glieder — *volitant* und *faciem*. Eine solche Auflösung eines Worts, wie *involitant*, in seine beiden Theile mit Rücksicht auf das phonische Schema nenne ich die phonische Chorisis, das Gegentheil, die Verknüpfung von Worten zu einem mit

Bezug auf das phonische Schema die phonische Enklisis und Proklisis. Die drei Dipodieen des Tristichons sind nun aber in einer Weise an die vorderen drei Tripodieen desselben angeschlossen, wie es in dem Pentastichon nicht der Fall ist. Die ersten beiden Reihen beginnen dental mit *D* und *T* in *Dices* und *te*, die zweiten guttural mit *Q* und *c* in *Quae* und *cur*, die dritten labial mit *V* und *i* in *Vel* und *incolumes*. Aber wie so labial? *i* ist doch nicht etwa labial? Es hängt das mit der Aussprache des lateinischen *V* und mit dem Griechischen zusammen und ich habe diese Classificierung in einer Menge von Fällen gefunden. Das Digamma ist bekanntlich nach Quintilian *medius quidam V et I litterae sonus*, und Kaiser Claudius wollte das consonantische *V* durch das Zeichen des auf den Kopf gestellten Digammas vom vocalischen *U* unterscheiden, wie er auch für den Mittelton von *i* und *u* das Zeichen des griechischen Spiritus asper einführen wollte, eine für die phonische Auffassung des letzteren, worüber nachher ein Wort, höchst bedeutsame Thatsache. Durch jenen Umstand ist nun ein Anknüpfungspunkt für die Verknüpfung von *v* mit *i* gegeben und ich darf auch noch das geltend machen, dass gewisse Dinge mitunter in früheren Zeiten wohl begründet entstehen, die sich dann festsetzen und selbst bei veränderten Umständen behaupten, z. B. bei anders gewordener Aussprache die alte Schreibart. Dieses Schema 5 zu 3 ist nun aber auch noch durch Ausreime bezeichnet und zwar an den fünf Dipodieen und den fünf hinteren Tripodieen des Pentastichons, welche beide hemiolisch mit einander verknüpft sind, nämlich für den Arithmos 3 durch *Veneris* zu *potens* mit *s* und *s* in der Thesis und durch *veniet volitant* zu *superbiae comae* mit *t t* und *ae ae* in der Arsis und dann für den Arithmos 2 durch *puniceae rosae*, *faciem hispidam* mit *ae ae* und *m m*. Im Grossen aber ist dann wieder der Arithmos 3 die Arsis, der Arithmos 2 die Thesis. Es sind also die fünf ersten Dipodieen durch Auslaute mit den fünf ersten hinteren Tripodieen, die 3 letzten Dipodieen durch Anlaute mit den 3 letzten vorderen Tripodieen verknüpft: also in umgekehrter Ordnung, einer sehr häufigen Weise. — Ausser diesem epiditritischen Schema von 5 zu 3 ist aber auch noch das andere von 3 zu 5 vorhanden; und in diesem Gegensatz ist jedesmal die Dreizahl als die phonische Thesis, die Fünfzahl als die phonische Arsis anzusehen, welche Namen ich allgemein gebrauche. Das Verhältnis 3 zu 5 nun hat an den hinteren Tripodieen zuerst in dem Arithmos 3 die labiale Arsis *muneribus pluma* und die Thesis mit einem isolierten dentalen Anlaut *deciderint;* dann in dem Arithmos 5 hemiolisch erst die 3 Labialen von *flore*, *verterit*, *videris*, dann die zwei Nasale von *non non*. Dazu aber treten an den Schlüssen der 3 und 5 vorderen Tripodieen und der 3 und 5 hinteren Pentapodieen in den Schlussversen des Tristichons und Pentastichons die Ausreime *humeris comae* zu *animis genae*. — Die Hauptstellung ist nun aber offenbar die von 5 zu 3, welche dem Gedankenverhältnis der Sätze folgt, während die von 3 zu 5 mehr nur phonisch ist. — Schliesslich habe ich noch ein Schema bezeichnet, worin die 8 Verse in zwei Tetrastiche geordnet, also die Proportionen der drei Reihen des asklepiadeischen Verses einem fremden Genus unterworfen sind, ähnlich wie z. B. päonische Monopodieen durch Rhythmopöie zur isischen Dipodie vereinigt werden. So haben hier die 4 ersten Verse die Verknüpfung der Ausreime in den hinteren Pentapodieen *Veneris potens*, dann *veniet volitant* und *superbiae comae*, zuletzt *puniceae rosae*, also gleiche Stellung der Auslaute in den 2 äusseren Gliedern und wiederum gleiche in den 2 mittleren. ‘Aber,’ wird man sagen, ‘diese selben Laute wurden ja erst, unter Hinzunahme von *faciem hispidam*, hemiolisch in einem Pentastichon geordnet! So kann man denn wohl ordnen, wie man eben will, und so ist eben Alles möglich.’ Gewis nicht; man versuche es nur, und es wird nicht gehen. Und es ist doch auch sonst

möglich und ganz in der Ordnung, verschiedene Theilungsgründe auf einen concreten Gegenstand anzuwenden; warum denn nicht auch in der Phonik? Nur müssen beide Ordnungen vollständig und klar sein. Und so tritt denn hier in dem zweiten Tetrastichon an den Tripodieen das amöbäische Schema *e*, *s*, *e*, *s*, von *Ligurine*, *quotiens*, *hodie*, *animis* hinzu, so dass im Ganzen in umgekehrter Folge im ersten Tetrastrichon die Ausreime an den hinteren Pentapodieen, im zweiten an den vorderen Tripodieen stehen. Für die Lesart *Ligurine* aber spricht nun ausser dem Schema auch der Gedanke, erstens durch die Concinnität, indem dann die drei Vordersätze mit drei intransitiven Verben sich entsprechen, namentlich aber dem *verterit* = sich verkehrt hat, vergangen ist, nicht mehr ist, das *Nunc qui color est*, wie dem *nunc involitant* das *deciderint* gegenübersteht, zweitens durch die Natürlichkeit, indem es doch auffällt, dass der Name eines Angeredeten gar nicht im Vocativ, sondern nur im Accusativ vorkommt.

Aber ich verlasse den Horaz und gehe zu zwei kurzen Beispielen aus Theognis über. Das erste steht *Bergk Poet. Lyr.* pag. 403 v. 351—354.:

Ἄ δειλὴ πενίη, τί μένεις προλιποῦσα παρ' ἄλλον
ἄνδρ' ἰέναι; μὴ δή μ' οὐκ ἐθέλοντα φίλει·
ἀλλ' ἴθι καὶ δόμον ἄλλον ἐποίχεο, μηδὲ μεθ' ἡμέων
αἰεὶ δυστήνου τοῦδε βίου μέτεχε.

Hier ist die Anfangsstellung der 4 ersten Worte *Ἄ ἄνδρ' ἀλλ' αἰεὶ* sehr deutlich und es schliesst sich daran sofort in den zweiten der Chiasmus *δειλὴ ἰέναι ἴθι δυστήνου*. Noch ein zweites Beispiel, *ib.* pag. 406 v. 409, 410, habe ich hinzugefügt, um auf das Digamma und den Spiritus hinzuweisen;

Οὐδένα θησαυρὸν παισὶν καταθήσῃ ἀμείνω
αἰδοῦς, ἥτ' ἀγαθοῖς ἀνδράσι, Κύρν', ἕπεται.

Was nämlich das Digamma von *οὐδένα* betrifft, so folgt es aus dem Hiatus in dem Vers des Tyrtäus, *ib.* pag. 316:

Ἄ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ οὐδέν,

und aus der Position in dem Distichon des Solon, *ib.* pag. 342:

Οὐδὲ μάκαρ οὐδεὶς πέλεται βροτός, ἀλλὰ πονηροί
πάντες, ὅσους θνητοὺς ἠέλιος καθορᾷ.

Dadurch erhalten wir in dem Distichon des Theognis das Schema der Labiale vorn und nach der Cäsur in *Fουδένα παισὶν* und *αἰδοῦς ἀνδράσι*. An den Schlüssen aber der Tripodieen steht chiastisch *θησαυρὸν ἀμείνω ἀγαθοῖς ἕπεται*, indem der Spiritus asper des mit *sequi* verwandten Worts dental gefärbt war. Es ist nämlich meine Ueberzeugung, wofür ich viele phonische Schemata habe, dass der Spiritus, je nach der Entstehung desselben aus der gutturalen, dentalen, labialen Spirans, mit einer entsprechenden Färbung gesprochen wurde, und dass eben die Dichter, wie im Lateinischen ähnliches für die Wortformen stattfindet, hierin conservativ gewirkt haben.

Ich gehe sodann zum Sophokles. Vorerst habe ich ein paar Choranfänge abdrucken lassen. So ist in dem ersten Stasimon

Πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀν-θρώπου δεινότερον πέλει·
τοῦτο καὶ, πολιοῦ πέραν πόντου χειμερίῳ νότωι

Das chiastische Schema der Anlaute *Π θ τ π* in *Πολλὰ*, *-θρώπου*, *τοῦτο πόντου* wird sofort deutlich, wie auch das parallele der Auslaute *αν αν* und *ι ι* in *ἀν- πέραν* und *πέλει νότωι*. Eine solche

Verknüpfung der Anfänge nenne ich im Anschluss an den Pindarischen Ausdruck *πλέκειν ποικίλους ὕμνους* eine Anaploke, die der Schlüsse etwa Kataploke. Ebenso deutlich ist in dem dritten Stasimon

Ἔρως ἀνίκατε μάχαν,
Ἔρως ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις

die parallele Anaploke *Ἔρως Ἔρως* und *-κατε κτήμασι*, indem die Silben *νι* und *ἐν* mit *τονή* zu lesen sind, und mit *-κατε* und *κτήμασι* die zweiten Doppelzahlen der Arsen beginnen.

Ausführlicher habe ich nun die Parodos der Antigone mit den dazu gehörenden Trimetern abdrucken lassen, indessen doch auch hierin nur einige Schemata hervorgehoben. Im Allgemeinen mache ich hier sogleich auf das Gesetz aufmerksam, welches auch in der horazischen Ode sich fand, dass das Schema durch eine entsprechende Anzahl von Lauten ausgedrückt wird, z. B. ein diplasiches metrisches Verhältnis durch ein solches phonisches. Was den Text betrifft, so habe ich ihn nicht verändert, sondern die Lesarten des Laurentianus beibehalten und nur in die Lücken und an anerkannt falschen Stellen conjiciert. Diese Conjecturen sind an der Hand der phonischen Schemata und in Uebereinstimmung mit dem Scholiasten gefunden.

Der feurige Sonnenstrahl schiesst in den Himmel hinauf und sich ausdehnend, über dem Teumessus rechts, erscheint ringsum das schönste Licht und verweilt so eine Zeit lang; dann steigt die Sonne selbst plötzlich hervor und die halbe Scheibe, das Augenlicht des goldenen Tages, liegt über dem sanftgebogenen Höhenrücken, ich habe selbst ähnliches im Siebengebirge gesehen; dann scheint der Strahl in das obere Dirkethal hinein, das minder tief als das schroffere des Ismenos ist, und wandelt abwärts auf der heiligen Welle, *μολοῦσα*, kommt zum Tenerischen *ἀγρός* und sieht ihn leer vom Feinde, der *πανσαγία*, mit Sack und Pack, nächtlicher Weile leise abgezogen ist, und trifft ihn schon ferner und treibt ihn durch seinen Blick in aufgelöste Flucht mit scharfschallendem Zügel, *ὀξυτόρῳ*, so dass ich die Flucht nicht bloss sehe, sondern auch höre und zwei Sinne zugleich erregt werden und mit der Helle des Tags sein lautes Geräusch sich verbindet. So haben wir wahrlich einen schönen, anschaulichen Fortschritt des Gedankens, und sehr mit Unrecht würde Sophokles getadelt, wenn man ihm eine blosse Häufung der Schilderung als Ausdruck des vollen Gefühls der Freude Schuld geben wollte. Er hat die feinsten Nuancen des Sonnenaufgangs gezeichnet, und alle sind metrisch ausgedrückt, worauf ich jetzt nicht eingehen kann. Conjiciert nun habe ich *ἀγρόθεν*. Metrisch zunächst respondiert sonst alles in den Strophen und der Scholiast erklärt, dass ausdrücklich in *Ἀκτίς* die zweite Silbe kurz sei und es vocativisch sein könne. Nun aber hat die mit *-πιν* in *λεύκασπιν* respondierende Stelle der Antistrophe den langen Vocal *H* in *Ἥφαιστον* und es ist somit ein Position bildendes Wort hinter *λεύκασπιν* nöthig. Ein solches ist weder *Ἀργόθεν*, noch ein Adjectivum von *Ἄργος*. Kann aber *Ἀργόθεν* nicht an erster Stelle stehen, so kann es das an der zweiten noch weniger, denn der kyklische Daktylus fordert da einen *βραχέος βραχύτερος*, während *Ἀργ-* ein *δίσημος* ist. Somit ist *Ἀργόθεν* überhaupt unmöglich. Welche Conjectur ist nun aber einfacher als *ἀγρόθεν*, eine blosse Umstellung von *γ* und *ρ*? Und das fordert der Sinn. Denn das Argiverheer ist ja in eben dieser Nacht abgezogen, wie Ismene sagt, v. 15, 16:

φροῦδός ἐστιν Ἀργείων στρατὸς ἐν νυκτὶ τῇ νῦν

und davon sollte der Chor ganz schweigen? während er eben sagt: *ποτ'*, endlich bist du erschienen, und zwar: o Tag der Befreiung? Der Gedanke darf gar nicht fehlen, und auch nicht bloss in Strophe *α* würde dann eine Lücke mitten im schönsten Gedankenfortschritt sein, son-

dern auch die Anspielung in dem gegensätzlichen *παννυχίοις* in Antistrophe *β'* verlöre ihre Beziehung. So auch entspricht dem *βάντα* dann in der Antistrophe *α'* das *ἔβα* in gleichem Sinne. Zwar kommt nun *ἀγρόθεν* nur in der Bedeutung: 'vom *ἀγρός* her' vor, nicht in der 'vom *ἀγρός* weg'; aber für *θεν* im Allgemeinen vergleiche man *ἐμέθεν* und das Xenophonteische *ἐντεῦθεν ἐλαύνει* und bei Aeschylus *τἀντεῦθεν μελέσθω*. Der Chor machte dieses etwa durch eine Handbewegung klar. Ferner metrisch haben wir nun die malerischeste Steigerung des langsamen Abziehens in den irrationalen Thesen von *τὸν λεύκασπιν*, des schnelleren Schreitens in den rationalen von *φῶτα βάντα*, der aufgelösten Flucht in den aufgelösten Arsen von *φυγάδα πρόδρομον*. Was nun aber das *νύκτ'* betrifft, so wollte ich eigentlich ein adjectivisches Wort, das bei Hesiod in der Bedeutung von leise vorkommt, nämlich *νοῦθος*, welches nach Lobeck auch die Bedeutung von dunkel als Nebenform von *νυθός*, einer Glosse des Hesychios, hat. Aber ich habe es noch nicht gewagt, da letzteres bezweifelt wird und der Gegenstand des Dunkeln zu *λεύκασπιν* verloren geht, wenn Lobecks Ansicht falsch wäre, während freilich der zu *ὀξυτόρῳ* bleibt. Dieses *λεύκασπιν* aber spielt ebenso auf *Ἄργος* vermittelst *ἀργός* = schimmernd an, wie das *πρόδρομον* auf den Adrastos, den nichtentlaufenden. Zu Anfang des Systems *α'* habe ich nun die Lesart *ὃν Πολυνείκης* beibehalten, welche mit der Strophe das chiastische Schema der Auslaute *ς ν ν ς* in *Ἀκτὶς φανὲν ὃν Πολυνείκης* giebt, ebenso wie die Strophe *β'* mit dem System *β'* das parallele *Ἀντίτυπα ἑπτὰ* und *τανταλωθεὶς πύλαις*; beide Schemata aber bestehen nur, wenn man die Lesarten des Laurentianus beibehält. Diese Verknüpfung von Strophe und System könnte man miktisch nennen. Ebenso sind in den zweiten Versen durch Auslaute erst die Strophen *α'* und *β'* chiastisch durch *Θήβᾳ φάος πυρφόρος ὁρμᾷ*, also *αι, ος, ος, αι*, dann die Systeme *α'* und *β'* parallel durch *ἀρθεὶς ταχθέντες, ἀμφιλόγων ἔλιπον*, also *ς ς* und *ν ν* verknüpft. Dies könnte man katharisch nennen. Das *ὅν* nun in System *α'* ziehe ich zu *ὑπερέπτα* = über welches der Adler hinflog, aber nicht *inspiciendi causa*, sondern als *οἰωνός* den Weg zeigend, über ihn hin und ihm voraus ins Land hinein. Auf diesem ist er aufgeflogen, und *ἐπί cum dativo* zeigt eine nähere Beziehung an, sich dadurch von *ἐπί cum genetivo* unterscheidend, wie Krüger angibt; von dem Hader, den *νεικέων*, was auf das *-νείκης* und als Plural auf das *Πολυ-* anspielt, von den *ἀμφιλόγων* das *ἀμφ-* deutet auf die zwei Brüder hin. Aber nun fehlt das Object; was umreden denn die *νείκη*, was ist das Object der *νείκη*? Natürlich Beute, denn von einem Adler und seinem Bruder ist die Rede, und so trifft auch den Eteokles ein leiser Tadel; und der Hader ist ungerecht, weil die Beute beiden gehört, das ist der drastische Gegensatz. So conjiciere ich *κοινῆς λαίας*, vergl. System *β'* das *κοινοῦ θανάτου μέρος ἄμφω*, und die Form *λαίας* spielt auf den *Λάϊος* an, von dem sie herrührt, und auf den *λαός*, in welchem sie besteht. Ebendahin aber führt auch das chiastische phonische Schema, worin zu *ὃν γᾷ ὀξέα* ein Guttural fehlt, den *κοινῆς* gibt, und so ist nun das Schema: *ὃν γᾷ κοινῆς ὀξέα*, also *ογκο*. Sodann hat nun der Scholiast die Worte: *Τὸ ξῆς· αἰετὸς ὡς, ὡς ἀετός*. Also las er *ὡς*, und man darf dieses Wort nicht streichen. Die Bücher aber haben *αἰετὸς εἰς γᾶν ὡς*. Hätte nun der Scholiast eine solche Stellung als Hyperbaton erklären wollen, so hätte er gewis gesagt: *Τὸ ξῆς· αἰετὸς εἰς γᾶν ὡς, ὡς ἀετός*. Die Versetzung der beiden Wörter ist aber bei ihrer Aehnlichkeit leicht, und was die Nachstellung von *εἰς* anbelangt, so ist das Homerisch und unsere Parodos, die so manches eigenthümliche enthält, knüpft gerade in solchem mehrfältig an Homer an. Ich lese also *αἰετὸς ὡς γᾶν εἰς ὑπερέπτα* und so habe ich nun auch das parallele Schema *ἀρθεὶς ἐξ αἰετὸς εἰς* von selbst gegeben. Dieser Adler nun kam mit Argiverschwinge; denn

unnatürlicherweise ist Polyneikes, der ein Drachensohn ist, zum Adler geworden; aufgeflogen auf thebäischem Boden kommt er nun dem Feinde voran ins Vaterland wie in Feindesland geflogen. Nun können aber die Worte *πολλῶν μεθ' ὅπλων ξύν θ' ἱπποκόμοις κορύθεσσιν* nicht mehr auf den Polyneikes gehen und es fehlt auch der schematische Anlaut zu *λευκῆς*. Der Scholiast aber erklärt *ὅντινα στρατὸν Ἀργείων* und was liegt da näher, als die Conjectur *λεὼν Ἀργείων*? Hier hat auch das *Ἀργείων* eine viel drastischere Bedeutung, als oben das *Ἀργόθεν* hätte; denn eben das feindliche Heer und der Thebaner Polyneikes werden verknüpft, und es ist der feindliche *λεώς*, den er heranführt, um die *λαία* des thebanischen *λαός* zu gewinnen. Das aber ist ächt Sophokleisch, so erst zuletzt das Schlagwort selbst zu geben, nachdem es wohl vorbereitet ist. Man vergleiche nur sofort in diesem System das *ἀρθείς* und *ὀξέα κλάζων* vor dem *αἰετός*. Das parallele Schema aber ist nun *λευκῆς λεών* und *πτέρυγι πολλῶν*. Den 2 mal 7 Dipodieen des Systems entspricht das Schema der 2 mal 7 Anlaute *ὃν γᾷ* zu *κοινῆς ὀξέα*, und *ἀρθεὶς ἐξ* zu *αἰετὸς εἰς*, und *λευκῆς λεών* wie *πτέρυγι πολλῶν*, und *ξύν* zu *κορύθεσσιν*. Sodann fährt der Dichter mit dem *Στάς* fort, welches der *φὼς βάς* ist; denn das abgezogene Heer, nicht der Polyneikes ist für das Gefühl der befreiten die Hauptsache, und der Satz von *ὅν* bis *στεγανός* soll eben moralisch dieses Heer als verhängnisvoll geführt darstellen; auch passt das *ἔβα* nicht auf einen Adler; denn ein solcher fliegt weg und geht nicht, und Polyneikes entfloh ja auch gar nicht, sondern fiel im Kampfe. Oder wäre hier trotz alles früheren der *στρατός* ein *αἰετός*? Aber was ist das für ein Bild, dass ein Adler mit dem Schnabel einen siebenthorigen Mund umgähnt, und das *κύκλῳ*? Es ist eben der argivische Drakon, die Hydra, die auf dem Schild des Adrastos ist, welche die Stadt umringelt, vor jedem der Thore einen ihrer Köpfe. Ich lese *φονίαισιν*. Ich weiss sehr wohl, dass die Silbe *νι* sonst kurz ist. Aber die Parodos hat auch hierin eigentümliches. Erlauben Sie mir einen hölzernen Vergleich. Wenn man ein Brett in die Höhe stellt, so fällt es um; nimmt man aber zwei, so können sie zusammen stehn. So aber folgt im Antisystema *ά* noch das *ὑπεροπτίας*. Ja noch mehr; im Antisystema *β'* ist die durch das *νεωστὶ καινός* des Scholiasten gegebene und gerade in dieser Stellung gegebene einfachste Conjectur *νεωστὶ νεοχμός*, und auch da müssen wir für das Jota vor dem *ν* ungewöhnliches annehmen. Dahin ist auch das *Ἀντίτυπα* zu ziehen. So bleibe ich denn bei *φονίαισιν*, wogegen auch die Erklärung des Scholiasten *τῶν φόνων ἐρώσαις* nicht spricht, denn *φονίαισιν* heisst ebensowohl mordlustig als *φονώσαισιν*. Nun komme ich aber wieder auf das phonische Schema. Denn jetzt haben die drei glykonischen Kola die enantiotaktischen phonischen Schemata der Anfänge *Ἀκτὶς ἀελίου*, *-λιστον ἑπτα-* in der Arsis und *Θήβᾳ τῶν* in der Thesis zu *Στὰς δ' ὑπέρ* in der Thesis und *-αισιν ἀμφι-*, *λόγχαις ἑπτα-* in der Arsis also *α α*, *λ ε* zu *Θ τ*, wie *Στ δ* zu *α α*, *λ ε*. Nur die Lesart des Codex aber gibt das phonische Schema und wird wieder dadurch geschützt. Ebenso am Schluss das *ἀντιπάλῳ δυσχείρωμα δράκοντι*, dessen Auslaute mit der Strophe respondieren. Es ist der feindliche Drache, wie denn auf dem Schild des Adrast bei Euripides die lernäische Hydra ist, der nun zuletzt genannt wird, nachdem dies ebenso wie beim *αἰετός* und *λεὼς Ἀργείων* erst vorbereitet war. Um seine weiten Rücken her schiesst jäh die eigentliche Drachensaat, der thebäische *πάταγος Ἄρεος*, aus dem Boden hervor, aus der Stadt hinausstürzend, fortdrängend, verfolgend, wie denn eben der thebäische Drache ein Sohn des Ares war, was der Scholiast nicht umsonst sagt. Es liegt etwas Moralisches in diesem *ἀντιπάλῳ*, und es ist eine Litotes in dem Gedanken, dass der entgegenringende, mühsam sich wehrende Drache an den rechten Drachen die Hand zu legen, den rechten siegreich anzutasten schwer fand.

Hier erinnerte der Vorsitzende den Redner, dass die Zeit nicht ausreiche um das Ganze zu Ende zu bringen, und forderte darauf diejenigen Herren, welche eine Einwendung machen wollten, auf das Wort zu nehmen.

Gymnasialdirector Dr. *Lübker* von Parchim warf die Frage auf, ob der Redner noch beabsichtige, allgemeine Ergebnisse und prinzipielle Regeln nach Maassgabe der von ihm gemachten Beobachtungen aufzustellen. Nur dann würde sich eigentlich erst mit einiger Sicherheit über die Richtigkeit solcher phonischer Gesetze urtheilen lassen. Dabei würde es dann aber freilich unerlässlich sein, dass sie erstlich auf einer weit grösseren Anzahl von Beobachtungen und einer Menge einzelner Stellen begründet würden, an denen dieselben Wahrnehmungen ohne Zwang zu machen seien; dass aber fürs andere der Text an solchen Stellen von allen Aenderungen und Umgestaltungen völlig frei sei. Er könne wenigstens seines Theils so lange seine Zustimmung zu weiteren Folgerungen nicht geben, als er schon aus anderen Gründen sich ausser Stande befinde, den von dem geehrten Vortragenden in den Text aufgenommenen Aenderungen seinen Beifall zu schenken. Er wolle beispielsweise nur hervorheben, dass er in dem Chorgesange der Antigone das Einschiebsel *νύκτ' ἀγρόθεν* zwischen *τὸν λευκάσπιν* und *φῶτα βάντα* aus Gründen des Inhalts nicht billigen könne: er vermisse dann den Gegensatz des in voller Rüstung herangezogenen und nun in eiliger Flucht wieder davonstürmenden Heeres, auf den ihm nach Wortlaut und Zusammenhang viel anzukommen scheine, abgesehen von der Frage, ob einzelnes, wie *νύκτα* und *βάντα*, ohne Zwang nach griechischem Idiom in der von ihm beabsichtigten Weise gefasst werden könne. Ebenso müsse er die Zulässigkeit des Ausdrucks *κοινῆς λαίας* in dem 1. Systema in diesem Zusammenhange bezweifeln; denn eine Beute könne doch das den Brüdern rechtmässig vererbte Königsthum unmöglich genannt, noch auch da, wo mit den unmittelbar voraufgehenden Worten *νεικέων ἐξ ἀμφιλόγων* der Streit hervorgehoben werde, diese Beute als eine gemeinsame bezeichnet werden. Wenn aber der Redner bloss seiner Theorie zu Liebe *λαίας* schreibe, so könne er sich der Besorgnis nicht erwehren, dass hier in der ganzen Richtung eine grosse Gefahr verborgen sei, aus dem vereinzelten und selbst kleinlichen ein ganzes System aufzubauen, das unmöglich auf solchem Boden einen festen Halt gewinnen könne. Auch in der vom Redner benutzten Horazischen Ode (IV 10.) werde nach seiner (des Opponenten) Ansicht dem Dichter durch die Aenderung *mutatus, Ligurine, in faciem verterit hispidam*, eine sprachliche Incorrectheit aufgenöthigt; denn der *mutatus color* könne nicht füglich selbst sich (*vertere* in intransitivem Sinne), wohl aber den Lig. (*Ligurinum*, und *vertere* im transit. Sinne) in eine andere Gestalt verwandeln. — Jedenfalls sei der dringende Wunsch zu wiederholen, dass Theorieen dieser Art auf einen weit grösseren Umfang von Wahrnehmungen und auf keine einzige, nicht anderweitig genugsam empfohlene Conjectur gestützt werden möchten.

Oberlehrer Dr. *A. Mommsen* aus Parchim äusserte sich folgendermassen:

'Zugegeben dass es mit den phonischen Figuren seine Richtigkeit hat, ist von anderem abgesehn mir besonders aufgefallen dass der geehrte Redner Anlaut und Auslaut ganz gleichstellt. Allerdings kann der Anlaut im Griechischen auch neben metrischer Form Eindruck machen. Anlautende Allitteration ist gar nicht selten im Hesiod und auch von Göttling*) nach-

*) Ed. II pag. XXXIII, wo sich Wortanlaute, selten auch in der Wortmitte Silbenanlaute als allitterierend verzeichnet finden, aber keine Auslaute, so viel ich sehe.

gewiesen. Für des Redners Hypothese war aber auch der Nachweis vorlautender Allitteration nöthig, um auf die Belege jeder der beiden Arten für sich allein, als drittes eine künstliche Combination aller beiden zugleich, d. h. seine Hypothese, mit einigem Scheine folgen lassen zu können. Sollte aber nun wirklich dieser Nachweis allitterierenden Auslautes möglich sein? Nach des Redners Hypothese würde eine so einfache Verbindung wie *τὸν τῆς παιδὸς ἀδελφόν* eine chiastische Klangfigur sein von der Form *NΣΣN* und leicht könnte man noch mehr solche Lautchiasmen an einander reihen mit Accusativen und Genetiven! Nun sind aber *Σ* und *N* so überaus gewöhnliche Auslaute im Griechischen, dass die Verbindung dieser Consonanten kaum einigen Eindruck machen konnte, wie ihn eine Kunstform machen soll. Sollte es, was sehr zweifelhaft ist, einmal gelingen auslautende Allitterationen fürs Griechische in einigem Umfange nachzuweisen, so würde dennoch der Auslaut nicht auf gleiche Stufe treten mit dem Anlaut. Die griechische Sprache bietet eine nur kleine Zahl von Auslauten, welche unter dem Gebote der Syntax stehn. An Manigfaltigkeit also sowol wie an Fügsamkeit sie zur Kunstform zu benutzen, würden die Auslaute den Anlauten offenbar nachstehn und die Gleichsetzung beider in des Redners Hypothese ist das, was mich am auffälligsten berührt hat.'

Herr *Kirchhoff* erwiderte den beiden Herren mit folgenden Worten:

Gegen meine Ausführungen ist besonders auch das geltend gemacht worden, dass ich auf Conjecturen Schlüsse baute. Indessen werde ich doch nicht so thöricht sein, auf meine Conjecturen objective Wahrheit gründen zu wollen. Aber was ich will, ist dieses. Jedesmal ist das phonische Schema im Grossen fertig bis auf die vorhandene einzelne Lücke des Textes; ist das nicht auffallend? Und ich habe ja eben sonst den *codex* in vielen Fällen phonisch und inhaltlich geschützt, wo Andere conjicieren. Conjiciert habe ich noch im Antisystem *Τυφῶ γε τύπους τ' ἀλαλάξαι*, was heissen soll: erstrebte schon Sieg und zündende Donnerschläge des Typhos gegen den Zeus anzujauchzen; nämlich die Donnerschläge seines Vaters; denn Typhos ist der Vater der lernäischen Hydra. Auch der Scholiast giebt Typhos. Und das *ἐπιστὰς ἄρχων νεωστί* ist ein Gedanke, den ähnlich schon Böckh hat. Ich habe ihn nur inhaltlich und phonisch bestimmter gefasst.

Was einzelnes betrifft, so ist die Länge von *πιν* in *λεύκασπιν* eben nöthig, weil sonst die metrische Malerei zerstört wird, und weil sonst alles respondiert. Und wenn gesagt ist, dass in der Horazischen Ode bei der Lesart *Ligurine* das *Mutatus verterit* einen Pleonasmus des Gedankens gebe, so bleibt ein solcher auch wenn man *verterit* transitiv nimmt. Es steht aber *Nunc* und *est* gegenüber *Mutatus* und *verterit*, also *est* gegenüber *verterit*, was doch für die intransitive Fassung spricht.

Bedenken hat auch erregt, dass ich Anlaut und Auslaut beide gleich zu stellen schiene; ich thue dieses nicht, es mag aber die Kürze meiner Exposition diesen Schein erweckt haben. Vielmehr räume ich dem Anlaut die Hauptstelle ein, räume ein dass etwas wie eine Melodie und eine Begleitung da sein müsse. So wäre z. B. in der Horazischen Ode das Schema 5 zu 3 Melodie, und das Schema 3 zu 5 Begleitung. Dass ich aber Anlaut und Auslaut beide berücksichtige, hat seine mitbeweisende Analogie in den bekannten rhetorischen Figuren. Ob man nun diese phonischen Schemata musikalisch habe hören können? Ich vergleiche eine Beethovensche Symphonie. Was hören wir von ihr sinnlich? Nur den Ton, den Accord, der eben erschallt und den, der noch im Ohre zittert und sich mit ihm mischt. Aber das Architektonische in der Musik, was die Musiker so hoch schätzen, eben das was das Kunstwerk aus-

macht, das Zusammenfassen der Takte, der Perioden u. s. w. in einen rhythmischen Organismus der ertönenden Gefühle, das ist Sache der Erinnerung, des Geistes, der mit seinem Ohr das zeitlich getrennte verbindet und zugleich in sich gegenwärtig hat. Dazu aber gehört ein vorheriges gründliches Studium des Generalbasses und ein wiederholtes des Tonstücks. So auch ist es mit den phonischen Schematen; sie wollen studiert sein, und wie das erste Hören Genuss giebt, so auch das spätere durch Studium vermittelte; ob einen höheren oder geringeren, das ist individuell. Aber ein Ganzes wird das antike Gedicht sinnlich besonders durch die phonischen Schemata, wie denn z. B. unsere Parodos mit den Trimetern phonisch verknüpft ist. Doch ich muss schliessen, da die Zeit drängt.

Da Niemand weiter das Wort ergriff, so sollte auf Vorschlag des Präsidiums erst nach einer Pause die Sitzung wieder aufgenommen werden. Da indes die Zeit zu weit vorgerückt war, sehr viele von den Anwesenden sich entfernt hatten und Hofrath Prof. Dr. *Urlichs* sich dahin erklärte, dass er seinen Vortrag lieber am folgenden Tage halten werde, so wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite allgemeine Sitzung.

Freitag den 28. September 1860, 10 Uhr Vormittags.

Der am heutigen Tage den Vorsitz führende Vicepräsident *J. Jeep* theilte zunächst der Versammlung das Eingehen folgender Ehrengaben von ihren Herren Verfassern mit:

1) *Eduard Gerhard:* über die Metallspiegel der Etruscer. Zweiter Theil. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im J. 1859. Berlin 1860. 4.

2) *Sack:* Geschichte der Schulen zu Braunschweig. Erste Abtheilung: bis zur Reformation. Braunschweig. Schwetschke und Sohn 1860. 8.

Nach dem üblichen Gebrauch wurden diese Geschenke der Bibliothek des Versammlungsorts (hier der des Gymnasiums) übergeben.

Prof. Dr. *E. Curtius* aus Göttingen erhielt hierauf das Wort, um in der Kürze einen Antrag zu stellen. Er erklärt, es handle sich um die Vollendung der Sammlung von *K. O. Müllers* kleinen Schriften. Der dritte Theil sei noch nicht erschienen und dem Erscheinen wollten sich wesentliche Hindernisse in den Weg stellen; dass aber das Werk nicht unvollendet bleibe, fordere die Wissenschaft, die dadurch einen grossen Gewinn und eine wahrhafte Bereicherung der Litteratur einbüssen würde; es sei dies aber auch eine Sache der Pietät gegen *K. O. Müller*, der für unsere Wissenschaft so grosse Opfer gebracht habe, zumal der sterbende Mann selbst den Wunsch ausgesprochen habe, dass seine kleinen Schriften gesammelt und herausgegeben werden möchten; er beantrage daher 1) dem Verleger gegenüber auszusprechen, wie es ein dringender Wunsch der Versammlung sei, dass auch der dritte Theil zu Stande komme, 2) aber

diesen Wunsch dadurch zur That zu machen, dass ein Subscriptionsbogen herumgereicht werde für diejenigen, welche noch nicht subscribiert hätten, zur Einzeichnung ihrer Namen.

Die Versammlung nahm auf die Anfrage des Vorsitzenden diesen Antrag ohne Debatte an.

Hierauf erhält Director Dr. *Eckstein* das Wort, um im Namen der Commission Bericht zu erstatten, und spricht:

Ich bin beauftragt über das Ergebnis der Beratungen zu berichten, welche das von Ihnen bestimmte Comité über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die von dem Herrn Vicepräsidenten gemachten Vorschläge gepflogen hat. Es ist nun einmal die Eigenthümlichkeit solcher Wanderversammlungen, dass ihre Mitglieder, wenn sie kaum ausgepackt haben, an das *vasa colligere* zu denken und das nächste Reiseziel zu bestimmen verpflichtet sind. Die allgemeine Richtung, nach welcher wir unsere Schritte zu lenken haben, ist bereits in der vorgestrigen Sitzung angedeutet. Es sind fast nur Römerstädte in Vorschlag gebracht worden, in denen Germanen über die Caesaren einst die Oberhand gewonnen haben: *Augusta Vindelicorum*, *Augusta Treverorum*, das goldene Mainz, Wiesbaden und Frankfurt am Main; jede Stadt mit besonderen, den Zwecken des Vereins ganz besonders zusagenden Vorzügen. Inzwischen schwankte die Wahl nur zwischen Wiesbaden und Frankfurt, zumal jene Stadt einen sehr eifrigen und beredten Vertreter in dem Comité hatte, das sich nach reiflicher Erwägung aller geltend gemachten Momente für Frankfurt am Main entschieden hat. Diese Stadt ist am leichtesten von allen westlichen Theilen Deutschlands zu erreichen; Rheinland und Westfalen, die Hessen und Nassau, Baden und Württemberg, auch die Schweizer Freunde, Thüringen, Sachsen und Bayern finden keine Schwierigkeit. Wird diese Wahl genehmigt, so erlaubt sich das Comité zugleich für die Geschäftsführung jener Versammlung den Director Dr. *Classen* und den Professor Dr. *Fleckeisen* in Vorschlag zu bringen, die mit den Einrichtungen des Vereins durch vieljährige Theilnahme längst vertraut sind.

Auf die Frage des Vorsitzenden erklärte sich die Versammlung mit den Vorschlägen einstimmig einverstanden und Prof. Dr. *Fleckeisen* erhob sich um den Anwesenden seinen Dank auszusprechen und sich zugleich in seines Collegen Director Dr. *Classen* Namen zur Annahme des Amtes bereit zu erklären. Sodann fügte er die Versicherung bei, dass die Versammlung auch *senatui populoque Francofurtensi* willkommen sein werde.

Hierauf fuhr *Eckstein* fort:

In Betreff des Vorschlags den Druck der Verhandlungen künftig der Teubner'schen Buchhandlung in Leipzig zu übertragen ist das Comité der Ansicht, zwar das Anerbieten der um unsere Wissenschaft hochverdienten Handlung dankbar anzuerkennen und ihr den Druck der diesjährigen Verhandlungen zu überlassen, will aber den Präsidenten späterer Versammlungen nicht durch einen allgemeinen Beschluss die Hände binden, zumal sich bis jetzt an den Versammlungsorten immer Buchhändler gefunden haben, die zur Uebernahme des Verlags bereit gewesen sind.

Nachdem die Versammlung ihre Zustimmung zu erkennen gegeben, setzte der Redner den dritten Punkt mit folgenden Worten auseinander:

Der Herr Vicepräsident hat aber auch ferner auf eine Abänderung des Paragraphen der Statuten hingewiesen, welcher rechtzeitige Veröffentlichung der Gegenstände der Verhandlung verlangt. Welche Schwierigkeiten sich dieser Forderung entgegenstellen, weiss Jeder, der einmal

mit der Leitung der Geschäfte betraut gewesen ist. Es bleibt in der Regel einem glücklichen Zufall überlassen, ob eine genügende Zahl von Vorträgen vorhanden ist. Von den zur Abhülfe vorgeschlagenen Mitteln erachtet das Comité den einen, welcher eine Verbindung mit den bereits bestehenden Local-Vereinen, z. B. am Mittelrhein, in Oschersleben, Kösen u. s. w. verlangt, nicht grade gut zu heissen. Es würde ein Eingriff in die Rechte dieser freien Vereinigungen sein und deshalb muss es denselben überlassen bleiben sich selbst mit dem Präsidium in Verbindung zu setzen, wenn sie Vorschläge für den Gesamt-Verein zu machen gesonnen sind. Dagegen ist der andere Vorschlag der Beachtung werth. Wenn es darauf ankommt wissenschaftliche Fragen zur Erörterung zu bringen, die gerade in dem Augenblicke besondere Wichtigkeit haben, so sind zunächst die Vertreter der Wissenschaft berufen selbstthätig einzugreifen und mitzuwirken. Hier, wo eine so grosse Zahl akademischer Lehrer versammelt ist, dürfen wir Schulmänner, die wir nur durch sie werden und sind, wohl die Bitte aussprechen, dass sie vor allen sich geneigt finden lassen durch Vorträge zur Förderung der uns allen gemeinsamen Interessen beizutragen. Deshalb hat auch das Comité eine Anzahl von Männern aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands bestimmt, mit denen das Präsidium sich über die Vorträge in Verbindung setzen und die in ihren Kreisen für Beschaffung derselben thätig sein sollen. Es sind dies aus der Zahl der Professoren *Bonitz* in Wien, *Haase* in Breslau, *Hertz* in Greifswald, *Döderlein* in Erlangen, *Gerlach* in Basel und aus der Zahl der Schulmänner Ephorus *v. Bäumlein* und der Berichterstatter. Diese Wahl ist natürlich nur für das nächste Jahr getroffen und das Comité empfiehlt Ihnen die Genehmigung derselben in der Hoffnung, dass der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben werde.

Auch zu diesen Anträgen gab die Versammlung ohne Debatte ihre Genehmigung.

Zu dem nun folgenden Vortrag des Director Dr. *Rein* aus Crefeld über die römischen Phalerä waren im Geschäftszimmer der Versammlung die Funde ausgelegt. Auf sie beziehen sich die Nummern im folgenden. Wir geben aber hier nach einer von dem Herrn Vortragenden mitgetheilten Photographie eine Abbildung des Juppiter-Ammons-Kopfes Nr. 3.



Der Vortragende sprach sich folgendermassen aus:

Unfern von einander wurden im Jahre 1858 am Preussischen Niederrheine zwei so interessante archäologische Funde gemacht, wie solche seit Jahrzehnten nicht vorgekommen waren. Im Februar wurde die vielfach gedeutete Bronzestatue bei Xanten, und im November zwischen Crefeld und Mörs eine Anzahl meist gut erhaltener Phaleren mit Bruchstücken ihres Behälters gefunden, jene im jetzigen Strombett, diese in dem eines der zahlreichen ehemaligen Arme des unteren Rheinlaufs.

In den Stellen der alten Autoren, welche den Namen 'phalerae' enthalten, bezieht sich derselbe bald auf eine aus Etrurien nach Rom verpflanzte Gattung kriegerischer Ehrenzeichen, bald auf andere Schmuckgegenstände, welche bei Griechen und Römern, wie bei Asiatischen und Keltischen Völkern für Menschen und Thiere gebräuchlich waren. Was den mit demselben Namen benannten, doch gewis sehr verschiedenartigen Gegenständen gemeinsam und eigenthümlich gewesen sein muss, ist lange unklare und unsichere Vermuthung gewesen, und erst durch die neuesten Untersuchungen Italienischer Archäologen und *de Longpérier's* darin gefunden und nachgewiesen worden, dass alle als phalerae bezeichneten Schmuckgegenstände an Bändern, Gurten oder Riemen befestigt waren. Auch auf den Bildern mehrerer Grabsteine römischer Krieger — von denen die in den Museen zu Mainz und Wiesbaden befindlichen jenen Gelehrten noch unbekannt waren — sind die Phaleren an einem Tragapparat befestigt, welcher aus sich kreuzenden Längen-, Quer- und zuweilen auch schräglaufenden Gurten bestehend und auf den Schultern festgehalten, die Brust bis zum Gürtel überspannt. Die Zahl der an den Kreuzungsstellen angebrachten Phaleren ist immer eine ungleiche, doch nicht über 9, und nicht unter 5, welche wie stets auf den Münzen im Quincunx stehn. Auf diesen sind sie nur durch runde Erhöhungen angedeutet, auf den Steinbildern dagegen als Medaillons mit Reliefbildern oder als gleich grosse Scheiben mit wülstigen Kreisen ausgeführt. Mit jenen stimmen die gefundenen Originale so vollständig in allen Beziehungen überein, dass jeder Zweifel an der Identität unmöglich ist, auch zeigen sie die Weise der Befestigung auf dem Tragapparat, indem auf der Rückseite 3 kupferne aufrechtstehende Ringe angebracht sind, welche in entsprechende Oeffnungen der Gurte eingesteckt wurden.

Die Oberfläche dieser Originalmedaillons ist Silberblech, welches, nicht stärker als gewöhnliches Notenpapier, zu 3 bis 4 Centimeter hohen und mit Pech gefüllten Köpfen oder Brustbildern getrieben und durch Umbiegung des etwa 2 Centimeter überstehenden Randes auf runden und dünnen Kupferplatten von 11 Centimeter Durchmesser befestigt ist. Der hierdurch entstehende Schein einer grossen und werthvollen Silbermasse hat wahrscheinlich bei frühern gleichen Funden zu ungeschickter Untersuchung und Zerstörung verführt, wie sie diesem ebenfalls zugedacht und bereits begonnen war, als noch rechtzeitig Einhalt gethan und mit Ausnahme des bis auf einige werthvolle und wichtige Bruchstücke von den Findern zerstörten Behälters alles schon zerstreute wieder zusammengebracht werden konnte. Auch stimmt jener durch theilweise Vergoldung erhöhte Schein mit dem, was von den alten Schriftstellern über den Glanz der phalerae gesagt ist, und mit dem Sprachgebrauch überein, welcher mit dem Worte phalerae und seinen Ableitungen äusserlichen Schmuck und prunkhaften Schein bezeichnete.

Die Reliefbilder scheinen von keiner speciellen symbolischen Bedeutung, sondern Nachbildungen beliebter Meisterwerke gewesen zu sein; theilweise sind sie die auf allen Stücken der

Rüstung wiederkehrenden Darstellungen, wie der Kopf der Medusa (1) und des Löwen (2). Zu diesen kommt ein, wie 1, prachtvoller Kopf des Jupiter Ammon (3) und der fragmentierte des Silen (4). Vier Brustbilder bilden zwei Paare einander zugekehrter Pendants, welche ohne Zweifel an den Aussenseiten der mit drei Medaillons besetzen Quergurte angebracht waren. Das eine Paar (5 u. 6) zeigt zwei verschiedene Brustbilder des jugendlichen Bacchus oder bacchischer Genien, das zweite Paar ein männliches und ein weibliches Brustbild (7 u. 8) von idealer Bildung und Schönheit, jenes mit Blättern und Blüten des Epheu, dieses mit einem Lorbeerkranze im vollen und wallenden Haar. Halbmondförmig, doch im Durchmesser und in der Stellung der 3 Ringe auf der Rückseite den übrigen Medaillons gleich ist das Bild einer Doppelsphinx (5), welches an gleiche und ähnliche auf Etrurischen Bau- und anderen Kunstwerken der Symmetrie wegen angebrachte Gebilde erinnert. Den bedeutenden Kunstwerth mehrerer und den nicht geringen aller Medaillons bezeugen die von Lindenschmit in Mainz angefertigten und dem Verein vorgelegten, die Originale in Form und Farbe treu wiedergebenden Abgüsse. Dasselbe gilt von den Kupferplatten, welche der im 32. Band der Römischen Annali abgedruckten Abhandlung des Vortragenden über die phalerae beigegeben sind. Auf die in dieser enthaltene Besprechung jetzt nur angedeuteter Fragen und Untersuchungen verweisend erwähnte der Redner, dass die Bemerkung des Zonaras über die Anbringung des Namens der Decorierten auf den ihnen verliehnen *coronis* ebenso auf die Phaleren anwendbar erscheine. Denn auf dem männlichen Brustbilde (7) findet sich an der Seite der Name *T. FLAVI. FESTI* und auf dem mit einem getriebnen Eichenkranz umgebenen silbernen Ueberzug des runden Behälterdeckels derselbe ebenfalls in punktierter Schrift, während wiederum in dieser der Name des Künstlers *MEDAMI* auf der Rückseite der Kupferplatten zwischen den Ringen angebracht ist.

Der Fundort dieses werthvollen und nach verschiedenen Seiten hin interessanten *Unicums* ist das sumpfige, bei Dammbrüchen noch jetzt sich füllende Bett eines zwischen *Gelduba* und *Asciburgium*, den Dörfern Gelb und Asberg, nordwestlich abgezweigten Rheinarms, auf dessen höher ansteigendem Nordrand der Vortragende schon früher die Stätte des Römischen Stationsortes *Calona* angenommen hatte. Zu den frühern Gründen, welche nicht blos in nicht zu verachtenden Traditionen der Umwohner, sondern in Mauerresten, Gräbern, Gefässen und zwei nach *Asciburgium* und der dem Rhein nah und parallel laufenden grösseren römischen Heerstrasse gerichteten Steinstrassen enthalten waren, hat eine wiederholte Untersuchung des Bodens neue Zeugnisse für jene Annahme gewährt. Diese bestehen in ferneren Mauerresten und Grabstätten, zahlreichen Ziegeln mit dem Stempel *M. VALSANI. OF(ficina)*, Römischen Gefässen, einem interessanten Steinbild und einem alten Kiesdamm, welcher die Anhöhe des Castells mit dem Südufer des alten Rheinarms verband, und an dessen Seite die Phaleren bei einer etwas tieferen Umgrabung des morastigen Bodens gefunden wurden. Dass sie in diesen — vielleicht bei einem aus dem angegriffenen Castell über jenen Kiesdamm genommenen Rückzug — um sie nicht in die Hände des Feindes gerathen, oder sich nicht durch die Bürde behindern zu lassen, von den Fliehenden absichtlich weggeworfen worden, oder durch das Ausgleiten eines Trägers oder Lastthiers gefallen sind, ist zwar nicht unwahrscheinlich, doch immerhin eine blosse Vermuthung.

Der Vorsitzende sprach dem Redner mit lebhaftester Zustimmung der Versammlung den Dank für den so eben gehörten Vortrag aus.

Herr Hofrath Prof. Dr. *Urlichs* aus Würzburg hielt folgenden Vortrag über das Nereidenmonument von Xanthos (Siehe die Abbildungen):

Die Schätze des britischen Museums vermehren sich bekanntlich in einem so riesenmässigen Verhältnis, dass auch der regste Eifer der dortigen Altertumsfreunde weder in Beziehung auf eine würdige Aufstellung noch in vollständigen und getreuen Publikationen mit dem Anwachs des Materials gleichen Schritt halten kann. Die jüngsten Ergebnisse der Ausgrabungen von Knidos und Halikarnass, welche die glänzende Regierung des Mausolos und der Artemisia, sowie die Arbeiten der berühmtesten gleichzeitigen Künstler wiederzugeben versprechen, haben die um weniges älteren Funde in Lycien schon fast in den Schatten gestellt, und da diese nur in wenigen Gypsabgüssen, auch in Abbildungen noch nicht vollständig in Deutschland bekannt geworden sind, muss ich auf die Hülfe verzichten, welche der Anblick der Werke selbst meinen erläuternden Bemerkungen gewähren würde. Ja ich müste fürchten, dass sie alles Interesses bei denjenigen wenigstens entbehren, welche nicht die Originale oder Abgüsse gesehn haben, wäre nicht das Interesse des Fundes selbst ein so überwiegendes, dass schon das erste Gerücht die Aufmerksamkeit der philologischen Welt aufs äusserste spannen, jede erneuerte Besprechung dieselbe steigern muste. Wir sehen es auf einmal vor uns, jenes nicht griechische aber den Griechen verwandte Volk, das einen mächtigen Einfluss auf die Entwicklung der griechischen Religion und Mythologie übte, in den ältesten Zeiten, wie wir aus Homer wissen, ihnen ganz nahe stand und seiner geschlossenen Verfassung, seiner Freiheitsliebe und des aufopfernden Heldenmuths wegen, womit es die Unabhängigkeit seiner Grenzen vertheidigte, von dem Nachbar Herodotos wie von den Spätern mit sichtlichem Antheil betrachtet wurde; wir sehen seine Bauten, seine Kunstwerke, seine inschriftlichen Denkmäler. Aber während diese letztern noch eine stumme Sprache reden und wenige Eigennamen und Formen ausgenommen unsere Wissbegier noch nicht befriedigt haben (hoffentlich werden Lassens letzte Arbeiten den Schlüssel liefern), sprechen die Kunstwerke desto deutlicher und überzeugender dafür, dass Griechenland die Schuld für alte Kulturkeime mit Zinsen bezahlt und dass die griechische Kunst die asiatischen Elemente gänzlich überwunden hatte. Die alten Beziehungen zwischen beiden Ländern sind bekannt. Aus Lycien kamen die Baumeister kyklopischer Mauern, der lykisch-phönikische Löwe begegnet uns in Mycenä, Bellerophon geht dahin, des lycischen Apollon Mutter ist unsere liebe Frau (Lade) von Lycien. Aber mit dem Uebergewicht der Lyder in Vorderasien hört Lycien auf die Geberin zu sein, und seitdem die griechische Kunst auf den Inseln erblühte, verbreitete sie sich auch in dem lycischen Binnenlande, welches die Samier, welches die kretischen Meister berühren musten. Das aber gibt den Denkmälern der Hauptstadt Xanthos für die griechische Kulturgeschichte ihren hohen Werth, dass wir in ihnen Originalarbeiten des aufblühenden und des vollreifen griechischen Genius erblicken, die dem in Athen uns entgegentretenden Höhepunkt seiner Entfaltung vorausgehn oder folgen. Von der höchsten Wichtigkeit ist es also, ihren Inhalt und die Zeit ihrer Verfertigung genauer zu bestimmen. Für das älteste, das sogenannte Harpyien-Denkmal aus Xanthos, ist dies durch Curtius, Welcker u. a. in befriedigender Weise geschehn; den tiefen religiösen Inhalt hat der erste, die wunderbare Mischung von altertümlicher Herbigkeit und weicher Anmut des Stils Welcker dargestellt, die Zeit der Verfertigung dürfen wir wohl kurz vor der Eroberung der Stadt durch die Perser (Ol. 58, 3) ansetzen. Das zweite der ausgezeichneten Denkmäler aber, das sogenannte Nereiden-Monument, ist zwar oft und gründlich behandelt worden, indes über die Zeit und den Gegenstand der Skulptur gehn die Mei-

nungen noch so weit auseinander, dass ein neuer Versuch dieselben zu bestimmen nicht überflüssig sein dürfte.

Der Zustand dieses Denkmals ist, wie ich voraussetze, bekannt. Neben einem hohen, 33′ langen, 22′ englischen Masses breiten Unterbau, der in seinen Ruinen in der Nähe der Agora erhalten ist, fand Sir Charles Fellows in nächster Nähe eine hinreichende Zahl ionisches Säulen-Gebälk und Giebel-Stücke, um daraus ein zierliches Heroon zu reconstruieren, das sich auf jenem Untersatze in gleicher Höhe erhob (s. Abbild. Nr. I.), und die ebenfalls unmittelbar daneben zerstreuten Skulpturen in und an demselben zu vertheilen. Wenn auch einiges in dieser Restauration, wovon die Abbildungen bei Lloyd*) und Fellows**) einen Begriff geben mögen, unsicher, anderes verfehlt erscheint, im Ganzen ist sie in der von dem Architekten Falkener***) gegebenen Verbesserung meines Erachtens unwidersprechlich. Danach zeigen sich mehrere verschiedene Reihen von Bildwerken. Die beiden halb erhaltenen Giebelfelder stellen in Hochrelief auf der einen Seite zwei thronende Gottheiten Zeus und Hera dar, jenen zwischen Pallas und Apollon, diese zwischen Hebe und einer undeutlichen Figur, etwa Hephästos, denen sich als kurotrophischen Göttern in abnehmender Grösse Jünglinge und Mädchen nahen, auf der andern einen Kampf zwischen Hopliten, von denen der eine bereits gefallen ist, und Reitern, wenigstens ist der Vorderfuss eines andringenden Pferdes erkenntlich. Zwischen den sehr weit abstehenden Säulen des Peristyls haben sich 2) aller Wahrscheinlichkeit nach die 10 weiblichen beinahe lebensgrossen Gewandstatuen befunden, die, in der lebhaftesten Bewegung nach verschiedenen Seiten gewendet, einen Reichtum von Motiven, eine Kühnheit der Bewegung, eine Schönheit der Formen zeigen, wie sie nur in der Niobide des Museo Chiaramonti und in den Resten des Mausoleums in gleicher Art wiederkehren. Zweifelhafter sind die 6 — 7 kleineren Statuenbruchstücke unterzubringen, die Fellows auf die Akroterien, Falkener ebenfalls in die Intercolumnien stellt, sowie 4 im Ansprung lauernde Löwen, die vermutlich vor der Cella Wacht hielten; endlich werden zwei kleinere Friese, die eine Jagd, Ueberbringung von Geschenken, ein Mahl und Opfer darstellen, von den englischen Gelehrten an einen Fries über den Säulen und an einen andern über der Cella gesetzt, aber von deutschen ausdrücklich oder stillschweigend von dem Denkmale getrennt†). Dagegen gehören 3) ohne Zweifel zu demselben zwei wie die Statuen aus feinem parischem Marmor ausgeführte Friese von 3′ 4″ resp. 1′ 3″ Höhe, welche in noch erkenntliche Vertiefungen eingelassen waren, der höhere nicht weit vom Fusse des Sockels über der ein wenig vorspringenden Basis, der niedrigere an dessen oberem Ende unmittelbar unter der Krönung. Von diesen stellt der grössere mit grosser Treue und Lebendigkeit eine heftig wogende Schlacht dar: Hopliten, Lanzenträger, Bogenschützen, Reiter; die Entscheidung ist nicht ersichtlich. Die zweite und dritte Scene desselben Kriegs führt uns endlich der kleinere Fries (s. Abbild. Nr. II.) in vier den Seiten des Gebäudes entsprechenden Reihen von Bildwerken vor. Auf der breitern Nordostseite wird

*) Xanthian marbles: the Nereid monument; an historical and mythological essay. By William Watkiss Lloyd. London, Pickering. 1845. 109 S. 8.

**) Account of the Ionic trophy monument excavated at Xanthus. By Sir Charles Fellows. London, Murray. 1848. 29 S. 8.

***) On the Ionic heroum at Xanthus, now in the British museum. By Edward Falkener in The museum of classical antiquities. London, Parker. 1851. Vol. I. pag. 256 — 284. Nach dieser sind die beigegebenen Abbildungen genommen.

†) Welcker zu Müllers Handbuch S. 130. Overbeck Gesch. der griech. Plastik II S. 109 f. Die von letzterem geäusserten Bedenken über die übrigen Skulpturen theile ich nicht.

eine entscheidende Schlacht geschlagen, an der gegenüberstehenden Südwestseite rückt das siegreiche Heer gegen die wol besetzte Festung an. Während die Frauen, wie in den Sieben vor Theben, die Gefahr ihrer Stadt beklagen, setzen sich an der einen Seite einige Bewaffnete den Feinden entgegen. Auf der schmalen Nordwestseite setzen die Belagerer Sturmleitern bei einem Hauptthor an, während auf der andern Seite Gefangene abgeführt werden. Aber zur Einnahme mit stürmender Hand kommt es nicht, sondern zu einer auf der Südostseite dargestellten Capitulation. Die Felsenstadt ist fast verlassen; neben ihr sitzt vor seinen Gewappneten ein Feldherr in asiatischer Tracht, die hohe Kidaris auf seinem Haupte. Hinter ihm hält ein Diener den Sonnenschirm über ihn als Zeichen seiner Würde. Der Fürst oder Satrap empfängt die Huldigung zweier bärtigen Männer, die in langem losem Gewande redend vor ihm stehen.

Wir haben also in diesen verschiedenen Werken eine vollendete geschichtliche Thatsache vor uns: in den Giebelfeldern vor allem Dankopfer an die huldreichen Gottheiten des siegreichen Landes, dann den Kampf selbst in ausdrucksvollen Gruppen, als das Motiv zu jener Dankerstattung in gleiche Höhe gerückt; ferner die Begebenheit selbst in jener hochidealischen Weise, welche wir als das eigenste Merkmal der griechischen Kunst verehren, durch übermenschliche Zeugen dargestellt, welche in die Interessen der Menschenwelt theilnehmend eingreifen, wie die auf den Plinthen abgebildeten Fische, Seekrebse, Muscheln, Seevögel andeuten, Nereiden, die in ihrem eiligen Lauf die verschiedenen Schwankungen ihres Elementes versinnlichen*). Zu dieser idealen Hauptdarstellung verhalten sich die beiden der reellen Geschichte entnommenen Friese wie Anmerkungen zum Text — eine Composition, welche höchst wahrscheinlich u. a. auch an dem Mausoleum zu Halikarnass vorkam. Es ist also erklärlich, dass jene Skulpturen der Friese einen etwas andern, trockener deutlichen Stil zeigen, und es genügt die idealschöne Behandlung der Gewänder um darzuthun, dass sie vielleicht von einem geringern Künstler, aber nicht von einer geringern Kunstschule herrühren. Wie der Marmor derselbe, so sind die Friese zwar weniger vollkommen als die Statuen, aber doch mit ihnen gleicher Art und Zeit, nicht anders als wie der Fries von Budrun den neulich ausgegrabenen Rundwerken des Mausoleums nachsteht.

Es handelt sich nun für uns vor allem darum, wie jene Anmerkungen zu lesen und zu deuten sind. In England herscht noch immer die Meinung vor, dass in ihnen die Einnahme von Xanthos durch den Feldherrn des Cyrus Harpagos Ol. 58, 3 vorgestellt wird, und man hat verschiedene Versuche gemacht, um das Alter dieses Ereignisses mit dem kühnen und freien Stil der Bildwerke in Einklang zu bringen. Bald meint man (so Falkener), dass die Kunst in Lycien mehr als ein Jahrhundert der Entwicklung in Griechenland vorausgeeilt sei, als ob die von der Mutterinsel Kreta ausgegangenen Künstler Dipönos und Skyllis einen unendlich steifern

*) Diese Benennung hat zuerst meines Wissens Lloyd gegeben. Der Versuch Gibsons mus. of class. antiq. I. p. 141 die angeführten Attribute mit den Münzen griechischer Städte und Inseln an der kleinasiatischen Küste zusammenzubringen, ist nicht gelungen. Denn abgesehen davon, dass die Schlange als Zeichen von Milet, die Taube als das von Knidos durch die Münzen wenig oder gar nicht empfohlen wird, und eigentlich nur der Seekrebs von Kos völlig dem betreffenden Emblem einer Statue entspricht (die Taube ist an einer andern Statue nicht einmal sicher), gewinnen wir keineswegs, auch wenn die Uebereinstimmung grösser wäre, einen geschichtlichen Umstand, wie ihn Gibson will, dass die Städte dargestellt seien, welche mit Harpagus gegen Xanthos gezogen seien. Denn von den dorischen Orten wie Kos wissen wir nicht, ob sie Harpagus begleiteten, und von Phocäa dürfen wir das Gegentheil vermuthen, da doch auch die Zurückkehrenden (Herod. I 165) zum Feldzuge zu spät kamen. Endlich ist die fast taumelnde Bewegung jener Figuren mit dem Begriff fest gegründeter Städte unvereinbar.

Stil nach Griechenland gebracht hätten, als in dem von Kreta kolonisierten lycischen Festland gleichzeitig blühte. Bald — und das ist die verständigere Ansicht — vermutet man, dass ein Nachkomme jenes Siegers später zu Ehren desselben das Gebäude aufgeführt oder mit jenen Arbeiten verziert habe, entweder um Ol. 71, indem man den bei Herodot VII 28 u. 30 erwähnten Befehlshaber mit dem alten Harpagos in Verbindung setzt*) oder $1 - 1^1/_2$ Jahrhundert später**). Indes ist es gar nicht wahrscheinlich, dass ein so freiheitmuthiges Volk wie die Lycier sich ein Denkmal seiner Demüthigung auch dann noch hätte gefallen lassen, als dessen Vernichtung oder Abänderung kein Hindernis im Wege stand, d. h. nach dem Fall des persichen Reichs***). Diesem Einwurf begegnet Lloyd p. 19 durch die Hypothese, die Lycier hätten nach Cimons Siege am Eurymedon, woran sie Theil genommen hätten, sich bewogen gefühlt, von der Beute ein Denkmal der heroischen Aufopferung ihrer Vorfahren zu errichten. Aber auch diese äusserst gewagte Annahme (denn wir wissen nichts von den Lyciern am Eurymedon) wird durch den von Welcker (a. a. O.) hervorgehobenen Umstand ausgeschlossen, dass die Darstellung beider Friese der Erzählung, welche Herodot I 176 vom Untergange der Stadt gibt, in allen Punkten widerspricht. Während die Xanthier ihre Weiber und Kinder verbrannten und selbst vor der Stadt bis auf wenige kämpfend umkamen, sehen wir hier die Besiegten in ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche, nicht den Sieg der Freiheit im Tode, sondern den Triumph des Satrapen über seine unterwürfigen Gegner. Viel scheinbarer ist Welckers eigene Vermuthung, welche die sogenannte Friedenssäule, die einst auf dem Markte von Xanthos stand, zur Erklärung benutzt. Dort werden in einem griechischen Epigramm, das von jüngerer lycischer Schrift umgeben ist, die Thaten eines Sohnes von Harpagos gepriesen. Dasselbe lautet nach Franzens Herstellung†):

'E]ξ οὗτ' Εὐρώπην ['A]σίας δίχα πόν[το]ς ἔνε[ιμεν,
ο]ὐδείς πω Λυκίων στήλην το[ι]άνδ' ἀνέθηκ[ε]ν
δώ]δεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει,
νεικ]έων καὶ πολέμου μνῆμα τόδ' ἀθάν[α]τον·
Χέρσ]ις δ' Ἁρπάγο[υ] υἱὸς ἀριστεύσας τάδ[ε] π[ά]ντων
χε]ρσὶ πάλην Λυκίων τῶν τότ' ἐν ἡλικίᾳ.
πο]λλὰς δ' ἀκροπόλεις σ[ὺ]ν Ἀθηναίᾳ πτολιπόρ[θῳ
π]έρσας συνγενέσιν δῶκε μέρος βασιλέας.
ὧν χ]άριν ἀθάνατό[ν] οἱ ἀπεμν[ή]σα[ντ]ο δικαίαν.
ἕπτὰ δ' ὁπλίτας κτεῖνεν ἐν ἡμέρᾳ [Ἀρ]κάδας [ἄ]ν[δρ]ας.
Ζηνὶ δ' ἔπε[ι]τ[α] τρ[ο]παῖ' ἀ[π]ὸ τῶν[δ' ἔστ]η[σ]εν ἀπάν[τ]ων,
καλλίστοις δ' ἔργοις κα[τὰ] κα[ὶ] γένος ἐστεφάνωσε[ν.

v. 4 Bergk *νικέων*. v. 5 Martin *ἔκτισ' ὅδ'*. v. 9 Martin *ἀθανάτοισιν*, Bergk *ἀθάνατοί οἱ*.

Richtig verlegt Welcker die Verfertigung des Denkmals aus stilistischen Gründen in das 4. Jahrh. n. Chr. Aber die historische Combination, wonach jene Thaten in dem Kriege des Euagoras vorgefallen sein sollen, welcher Ol. 98, 2 zur See und sechs Jahre später in Cypern von den Persern geschlagen wurde, entbehrt der Begründung. Wir wissen nichts von einer

*) Leake, Transactions of the R. society of literature II 1 p. 260.
**) Head, classical museum II p. 230.
***) Ummauerten ja doch wenigstens die Rhodier das Denkmal der Artemisia. Vitruv. II 8, 15.
†) Arch. Zeitung 1844 Nr. 17, vergl. Bergk ebd. 1847 Beil. Nr. 3.

Eroberung vieler Burgen in Cypern und gar nichts von einer Betheiligung des persischen Commissärs in Xanthos oder der Lycier an dem Kriege gegen Euagoras, vielmehr ist es wahrscheinlich, dass sie so gut wie die Pisidier, Kilikier und die Karier unter Hekatomnos ihn unterstützten oder wenigstens mit ihm sympathisierten. Es ist auch nicht das geringste von der Uebergabe einer cyprischen Stadt an den Statthalter von Lycien, der in dem Friese als die Hauptperson erscheint, bekannt, eben so wenig in der Inschrift von auswärtigen Eroberungen die Rede, und an der ganzen Hypothese nur die hübsche Vermutung an sich gefällig, dass die Nereiden durch eine Seeschlacht aufgestört worden seien, die aber wieder in dem Friese nicht abgebildet wird.

Gegenüber diesen Vermutungen haben wir von folgenden Gesichtspunkten auszugehn:

1) Die in den Friesen dargestellte, in den Statuen und in den Giebelfeldern verherrlichte That ist ein Krieg der Lycier selbst unter der Anführung eines Mannes gewesen, der nach seinem Kostüm entweder als Perser oder, wenn auch ein einheimischer Fürst, als persischer Satrap zu betrachten ist, wie die kleinen Könige von Karien und Kilikien.

2) Dieser Krieg muss ein solcher gewesen sein, dass er als ein nationaler desjenigen Volkes gelten konnte, dessen Götter wir in dem Giebelfelde, sowie auf dem alten Harpyienmonumente erkennen.

3) Er muss ebenfalls des Kostüms wegen vor Alexanders Herschaft geführt worden sein und eine Schlacht im Felde, eine vor den Thoren einer belagerten Stadt und deren Uebergabe enthalten haben.

4) Diese Stadt muss auf oder an einer Höhe nahe bei der See gelegen haben, welche durch die Nereiden und deren Attribute angedeutet wird. Denn wenn Welcker meint, diese seien auf der Flucht begriffen, entweder durch eine Seeschlacht aufgestört, oder durch einen Landsieg, welcher die Unterliegenden nötigte sich in die Schiffe zu werfen, so vergisst er die dritte Möglichkeit, dass sie durch den Kampf an das Land gelockt waren, um den Sieg in der Nähe zu sehen.*)

Die beiden ersten Gesichtspunkte schliessen die sonst mögliche Beziehung des Denkmals auf den König Mausolos von Karien aus, welcher Lycien um Ol. 105 — 6 unterwarf. Dagegen passen alle genau auf den einzigen Krieg der Lycier, von dem wir vorher wissen, den erfolgreichen Widerstand gegen die Athener im peloponnesischen Kriege (Thucydides II 69) ausgenommen, dem wieder die beiden letzten Momente widersprechen. Theopompos hatte in seinem 12. Buche (fr. 111 aus Photius cod. 176) die Geschichte des Euagoras zusammen mit dem ägyptischen Aufstande dargestellt, dessen Ende in die folgenden Bücher fiel. Am Ende des Buchs sprach er vom Bündnisse des Aegypters Akoris mit den Pisidiern und darauf von einem Kriege der Lycier gegen Telmissos. *Καὶ ὡς Λύκιοι πρὸς Τελμισσεῖς ἡγουμένου αὐτοὺς τοῦ σφῶν βασιλέως Περικλέους ἐπολέμησαν, καὶ οὐκ ἀνῆκαν πολεμοῦντες, ἕως αὐτοὺς τειχήρεις ποιήσαντες καθ' ὁμολογίαν παρεστήσαντο.***) Da Akoris Ol. 100, 1, Nektanebus aber, dessen ebenfalls Erwähnung geschah, von Ol. 100, 4 bis gegen Ol. 105, 1 herschte, endlich im 13. Buche ohne Zweifel der Aufenthalt des Agesilaos und Chabrias bei Tachos Ol. 104, 3. 4 erzählt wurde, (Fr. 117—119) so ist der lycische Krieg in jenen Zeitraum zu setzen und zwar wol in die erste Hälfte, vor der Erstarkung der karischen Macht unter Mausolos, etwa Ol. 102.

*) So waren sie bei Kardamyle ans Land gestiegen, um Pyrrhos, Achilleus Sohn, zu sehen, als er nach Sparta gieng, Hermione zu heirathen. Pausan. III 26, 5.

**) Die Stelle wird von Franz angeführt, von Bergk mit dem Epigramm in Verbindung gebracht.

Das Gebiet von Telmissus schwankte zwischen Lycien und Karien. Von ersterem theils durch ein hohes Gebirge, den Antikragos*), getrennt, gehörte es meistens zu Karien und wird daher vorzugsweise karisch genannt. Deshalb trennten es auch die Römer, als sie das kleinasiatische Reich des Antiochos vertheilten, von Lycien und gaben es dem Könige Eumenes. Erst nach dem Ende des pergamenischen Reiches wurde es wieder zu Lycien geschlagen und mit diesem frei. Dennoch nennt es noch Cicero de divinat. I 41 eine karische Stadt. Diesen Landstrich zu erwerben, war für die Lycier eine eben so wichtige Angelegenheit, und die wirkliche Eroberung eine eben so glorreiche That, wie z. B. die von Smyrna für die Jonier, von Oropos für Athen, des Veltlin für die Schweiz. Sie erreichten ihren Zweck, wie eben angeführt ist, vor dem Ende des ägyptischen Aufstandes zwischen jenem Kriege gegen Euagoras, welchen der karische Fürst Hekatomnos heimlich unterstützte, und dem Abfalle der Satrapen Ol. 104, mit denen Mausolos anfänglich verbunden war, vermuthlich etwa Ol. 101, von Kalyanda aus, indem sie von dem Thal des Xanthos in das des Glaukos niederstiegen und den Antikragos umgiengen, so dass Reiterei mit Vortheil ins Gefecht kam. Eine Reihe von Bergfestungen mögen sie vorher genommen haben. Es scheint, dass die Karier die südöstliche Landschaft, welche zur Zeit der Perserkriege ihnen gehörte,**) nachher sich selbst überliessen, die Lycier aber dieselbe eroberten und, dem Laufe der Flüsse Telmissos und Glaukos folgend, das Meer zu gewinnen suchten. Ihre Führer in diesem schweren, aber ruhmreichen Kriege waren Könige aus einem persisch-medischen Geschlechte des Harpagos, daher nannten sie sich nach ihren Vätern,***) während die Lycier den mütterlichen Namen führten†), und wahrscheinlich gehörte der Satrap Pagara, dessen Grab in Kalyanda Fellows rühmt, zu diesem Geschlechte, eben so der im Epigramm gepriesene Sohn des Harpagos, dessen Thaten in der lycischen Inschrift ausführlicher erzählt sein mögen. Er hat viele Burgen (in jenem Landstrich) erobert, vielleicht auch arkadische Reisläufer erschlagen, endlich seinen Verwandten einen Theil seiner Herschaft gegönnt, vermuthlich als Theil- und Lehns-Fürsten, wie die Königin Ada zu Alexanders Zeit in Karien regierte. Dies war höchst wahrscheinlich eben jener König, den Theopomp mit einem hellenisierten Namen Perikles nannte, welcher jene Eroberungen durch die Einnahme von Telmissos krönte. Als persischer Satrap und Perser der Herkunft nach, trug er sein nationales Kostüm, aber wie der König Mausolos hatte er griechische Kunst und Sprache bereitwillig aufgenommen.

Die plastischen Darstellungen seines Denkmals können wir trefflich in Theopomps Worte übersetzen. Der Krieg war hartnäckig (οὐκ ἀνῆκαν). Zuerst leisten die Telmissier im offenen Felde Widerstand — der untere Fries. Dann werden sie nach einem letzten Kampfe in die Stadt zurückgetrieben (τειχήρεις), und da schon die Leitern angelegt sind, ergeben sie sich durch Capitulation (κατ' ὁμολογίαν) — der obere Fries. Beide Völker werden durch den Unterschied der Kleidung und der Waffen bezeichnet, die Schwerbewaffneten mögen zum Theil Griechen sein, Bogenschützen sind die Kinder des Pandaros selbst; die theilweise mit Löwenfellen bedeckten Reiter bestehen aus Lyciern und Persern, der Anführer zeichnet sich durch die persische Kidaris aus. Der obere Fries endlich charakterisiert die Lage von Telmissus

*) F. Schönborn, mus. of class. antiq. II p. 161 ff.

**) Einen König von Kalynda Damasithymos, dessen Vater den auch in Lycien vorkommenden Namen Kandaules trug, erwähnt Herodot VII 98 und VIII 87.

***) Z. B. Kyberniskos, Sohn des Sikas bei Herodot VII 98 im Heere des Xerxes.

†) Herodot I 171.

durch Andeutung eines Felsen; die Nereiden der Intercolumnien hatten im glaukischen Meerbusen, der die Stadt bespült, ihre behagliche Wohnung. Aufgeschreckt durch das Getöse des Kampfes eilten sie herbei, um die Ursache des Lärms zu erfahren, und bestätigen dadurch die Glorie des Sieges.

Diese letzteren Statuen sind so meisterhaft, wie ausser athenischen Künstlern den in Asien nicht beschäftigten Lysippos ausgenommen, zwischen Ol. 103—5 (denn das Gebäude mag immerhin einige Jahre nach dem Siege fertig geworden sein) niemand zu arbeiten verstand: sie sind ohne Zweifel von Athen, mit dem, wie mit Griechenland überhaupt, Lycien in einem lebhaften Verkehre stand, geliefert worden. Den Künstler aber, aus dessen Werkstatt sie hervorgegangen sind, bezeichnet seine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit Skopas, dem Euripides der Skulptur, noch deutlicher ein grosses Werk, welches die Hafenstadt von Xanthos, Patara, zierte, Apollo und Zeus nebst Löwen*), dem lycischen Thiere, das uns wie Zeus auch in dem xanthischen Denkmal begegnet. Diese Gruppe arbeitete Bryaxis aus Athen, Skopas Genoss am Mausoleum**), der für Artemisia in Rhodos***) beschäftigt war, vielleicht noch vor Mausolos Herschaft in Knidos†). Warum sollen wir die Vermuthung zurückweisen, dass er auch jene Statuen in der eine Meile entfernten, an demselben Flusse gelegenen Hauptstadt verfertigte, deren Hafen eben Patara war? Ist dem so, so haben wir in Bryaxis Jugendwerke††) eine feste Zwischenstufe zwischen dem Ende des peloponnesischen Kriegs und dem Mausoleum (Ol. 107 8) gewonnen, und wir werden nicht dieses für das Muster von Xanthos, sondern jenes bescheidene Denkmal für ein Muster des Weltwunders halten.

Auf die Frage, ob Jemand das Wort ergreifen wolle, erhebt sich Staatsrath Professor Dr. *Mercklin* aus Dorpat:

Da er so eben in London gewesen, so wolle er aus seiner Anschauung von dem besprochenen Monument einige Angaben machen, die ihm Beachtung zu verdienen schienen: 1) Nicht allein die Basis habe zwei Reliefstreifen, sondern auch die Cella einen solchen, der eine Opferhandlung mit Hirschen, Stieren und Ziegen darstelle. 2) Das Relief an der östlichen Giebelwand erscheine niedriger und sei nur zur Hälfte erhalten. Zu beachten sei, dass auch auf ihm, wie auf der Basis, der Gegensatz zwischen Reiterei und Fussvolk deutlich dargestellt sei. 3) Der westliche Theil sei in London so aufgestellt, dass er nicht recht sichtbar sei; dennoch zeige sich eine wesentliche Verschiedenheit in dem Stile der verschiedenen Theile.

*) Clemens Alexandr. Protr. p. 30 C.

**) Plin. XXXVI 31.

***) Vitruv. II 8, vergl. Plin. XXXIV 42.

†) Plin. XXXVI 22. Die Statuen von Knidos scheinen, wie die Aphrodite des Praxiteles, noch während der Freiheit der Stadt entstanden zu sein.

††) Das Alter des Bryaxis bestimmt sich besonders durch die Arbeiten am Mausoleum, das Ol. 107, 2 begonnen wurde, und durch die Gleichzeitigkeit mit Leochares, der um Ol. 103—4 *νέος καὶ ἀγαθὸς δημιουργός* heisst (Ps. Plato Brief 13 p. 361 A). Wie dieser noch zu Ende von Alexanders Regierung um Ol. 114 thätig war (Plut. Alex. 40), so kann auch Bryaxis, wenn er etwa Ol. 102—3 berühmt wurde, noch um Ol. 115 eine Statue des Feldherrn Seleukos verfertigt haben. Denn dass Seleukos schon König gewesen sei, wie Brunn Gesch. d. gr. K. I S. 383 (er nahm den Titel nicht Ol. 117, 1, sondern 118, 3 an) meint, sagt Plin. XXXIV 73 nicht. Wenn Bryaxis 20 Jahre alt war, als er die Kunst zu treiben anfieng, und Ol. 102 etwa 25 Jahre zählte, so war er Ol. 115 69 Jahre alt. Es ist also sogar noch möglich, dass die Statue des Seleukos, die Pausanias I, 16 in Athen gesehen zu haben scheint, erst später verfertigt wurde.

Ἐντεῦθεν ἐξελαύνει διὰ τῆς Βαβυλωνίας σταθμοὺς τρεῖς παρασάγγας δώδεκα. ἐν δὲ τῷ τρίτῳ σταθμῷ Κῦρος ἐξέτασιν ποιεῖται τῶν Ἑλλήνων καὶ τῶν βαρβάρων ἐν τῷ πεδίῳ περὶ μέσας νύκτας· ἐδόκει γὰρ εἰς τὴν ἐπιοῦσαν ἕω ἥξειν βασιλέα σὺν τῷ στρατεύματι μαχούμενον· καὶ ἐκέλευε Κλέαρχον μὲν τοῦ δεξιοῦ κέρως ἡγεῖσθαι, Μένωνα δὲ τὸν Θετταλὸν τοῦ εὐωνύμου, αὐτὸς δὲ τοὺς ἑαυτοῦ διέταξε. μετὰ δὲ τὴν ἐξέτασιν ἅμα τῇ ἐπιούσῃ ἡμέρᾳ ἥκοντες αὐτόμολοι παρὰ μεγάλου βασιλέως ἀπήγγελλον Κύρῳ περὶ τῆς βασιλέως στρατιᾶς. Κῦρος δὲ συγκαλέσας τοὺς στρατηγοὺς καὶ λοχαγοὺς τῶν Ἑλλήνων συνεβουλεύετό τε πῶς ἂν τὴν μάχην ποιοῖτο καὶ αὐτὸς παρήνει θαρρύνων τοιάδε. ὦ ἄνδρες Ἕλληνες, οὐκ ἀνθρώπων ἀπορῶν βαρβάρων συμμάχους ὑμᾶς ἄγω, ἀλλὰ νομίζων ἀμείνους καὶ κρείττους πολλῶν βαρβάρων ὑμᾶς εἶναι, διὰ τοῦτο προσέλαβον. ὅπως οὖν ἕσεσθε ἄνδρες ἄξιοι τῆς ἐλευθερίας ἧς κέκτησθε καὶ ἧς ὑμᾶς ἐγὼ εὐδαιμονίζω. εὖ γὰρ ἴστε ὅτι τὴν ἐλευθερίαν ἑλοίμην ἂν ἀνθ' ὧν ἔχω πάντων καὶ ἄλλων πολλαπλασίων. ὅπως δὲ καὶ εἰδῆτε εἰς οἷον ἔρχεσθε ἀγῶνα, ὑμᾶς εἰδὼς διδάξω. τὸ μὲν γὰρ πλῆθος πολὺ καὶ κραυγῇ πολλῇ ἐπίασιν· ἂν δὲ ταῦτα ἀνάσχησθε, τἆλλα καὶ αἰσχυνεῖσθαί μοι δοκῶ οἵους ἡμῖν γνώσεσθε τοὺς ἐν τῇ χώρᾳ ὄντας ἀνθρώπους. ὑμῶν δὲ ἀνδρῶν ὄντων καὶ εὐτόλμων γενομένων, ἐγὼ ὑμῶν τὸν μὲν οἰκαδε βουλόμενον ἀπιέναι τοῖς οἴκοι ζηλωτὸν ποιήσω ἀπελθεῖν, πολλοὺς δὲ οἶμαι ποιήσειν τὰ παρ' ἐμοὶ ἑλέσθαι ἀντὶ τῶν οἴκοι. ἐνταῦθα Γαυλίτης παρὼν φυγὰς Σάμιος, πιστὸς δὲ Κύρῳ, εἶπε· Καὶ μήν, ὦ Κῦρε, λέγουσί τινες ὅτι πολλὰ ὑπισχνεῖ νῦν διὰ τὸ ἐν τοιούτῳ εἶναι τοῦ κινδύνου προκιόντος. ἂν δὲ εὖ γένηταί τι, οὐ μεμνήσεσθαί σέ φασιν· ἔνιοι δὲ οὐδ' εἰ μεμνῆό τε καὶ

Der letzte Giebel weiche von der Vollkommenheit in der Darstellung der weiblichen Figuren wesentlich ab und nähere sich dem äginetischen Stile. Man könne wol drei Perioden des Kunststils an dem Denkmale unterscheiden. Noch bemerke er, dass sich auch Löcher an demselben befänden, welche offenbar zum Anbringen von Metallschmuck gedient.

Nachdem dem Vortragenden, so wie Herrn Professor *Mercklin* der gebührende Dank abgestattet war, trat eine Pause ein, nach welcher bei Wiederaufnahme der Sitzung Bibliothekar Dr. *Bethmann* aus Wolfenbüttel das Wort erhielt, um die der Versammlung vorgelegte griechische Schriftprobe von B. G. Teubner in Leipzig zu besprechen*).

Der Redner legte zuerst unter sorgfältiger Anführung von Nachweisen dar, wie im Mittelalter in noch höherem Masse als die lateinische Schrift die griechische ganz von ihrem ursprünglichen Charakter abgekommen sei und zuletzt eine so verschnörkelte und undeutliche Form angenommen habe, dass der allerdings paradox klingende Satz: wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden worden wäre, würde die Menschheit das Schreiben verlernt haben, auch für sie auf vollster Wahrheit beruhe; habe nun aber auch die Buchdruckerkunst eine gefälligere und lesbarere Schrift hergestellt, so sei doch auch wieder der Fehler begangen worden, dass man die Typen in dem Geschmack der letzten Jahrhunderte, nicht in den ursprünglichen Charakteren, wie sie sich auf den Inschriften und in den ältesten Codicibus finden, entsprechender Form gebildet habe; es seien aber die Schriftzüge, deren sich ein Volk bedient habe, ein historisches Zeugnis seines Charakters und dürften demnach in den Reproductionen seiner Litteratur nicht leichthin verändert werden; es gehen ferner durch eine solche Veränderung dem Bewustsein des Lesenden viele Anschauungen verloren, wie man denn z. B. um die Entstehung einer Corruptel zu erweisen meist auf die ältesten Schriftformen zurückgehen müsse; es sei endlich in den bis jetzt gebrauchten griechischen Schriften die herliche Einfachheit der ursprünglichen zu vermissen und sei daher das Erlernen in vieler Hinsicht erschwert; er beschränke sich aber für jetzt auf drei kurze Anträge: 1) die Versammlung solle erklären, dass die griechischen Typen einer Verbesserung und einer Zurückführung auf den ursprünglichen Charakter dringend bedürften, 2) der Teubner'schen Buchdruckerei ihren Dank aussprechen für den von ihr vorgelegten, den wissenschaftlichen Anforderungen so entsprechenden Versuch, 3) die Aufforderung stellen, dass die Sache in Zeitschriften, namentlich den Jahn'schen Jahrbüchern, einer weiteren Erörterung unterzogen werde.

Nachdem die Debatte eröffnet worden war, beantragte zunächst Director Dr. *Eckstein* die dritte These ohne weiteres anzunehmen, über die beiden anderen Thesen aber zur Tagesordnung überzugehen, da einmal zu denselben eine eingehendere technische Erörterung nöthig sei, sodann aber doch auch den Buchhändlern und Buchdruckern überlassen werden müsse, die Sache in die Hand zu nehmen.

Ephorus *Bäumlein* erkennt die Nothwendigkeit einer Verbesserung der griechischen Schriftzüge an, gesteht aber von der vorliegenden Probe ein, das sie seinen Augen zu dünn sei und er sie bei Abend nicht werde lesen können.

---

*) Herr Biliothekar Dr. *Bethmann* hat uns auch für diesen seinen Vortrag eine schriftliche Mittheilung nicht zugehn lassen und mussten wir uns daher auf obige, aus augenblicklichen Niederschriften und der Erinnerung zusammengestellte Skizze beschränken. — Wegen der nebengedruckten Probe bemerken wir, dass noch nicht alle Zeichen geschnitten waren und die Incorrectheiten diesem Umstand allein zuzuschreiben sind.

Auch Director *Hofmann* aus Lüneburg wünscht die Schrift fetter.

Professor Dr. *Fleckeisen* aus Frankfurt a. M.: Da er mit der Sache bekannt sei, so wolle er einige Erläuterungen geben; der Urheber der Typen sei *A. Nauck* in Königsberg, er selbst habe in Frankfurt a. M. den Schnitt geleitet und beaufsichtigt und über den Charakter und die einzelnen Zeichen mit Geheim. Rath Dr. *Ritschl* in Bonn correspondiert; die Buchhandlung wünsche nur die Ansicht der Versammlung über die Typen zu vernehmen; der Schnitt von *A. May* sei beinahe vollendet und wenn auch durch Abschleifen eine grössere Fettigkeit zu geben möglich sein werde, so könne doch weiter nichts geändert werden.

Professor *von Leutsch* aus Göttingen beantragt um so mehr die Annahme von *Ecksteins* Vorschlag, da nach dem eben Gehörten die Sache ja eine fertige sei.

Auf die Frage des Präsidenten nahm, nachdem Dr. *Bethmann* erklärt hatte, er habe nur anregen wollen, die Versammlung *Ecksteins* Vorschlag an und forderte demnach der Vorsitzende diejenigen, welche ihre Meinung über die Schriftproben abgeben wollten, auf dies in den Jahn'schen Jahrbüchern zu thun.

Director Dr. *Lübker* aus Parchim hielt folgenden Vortrag über die charakteristischen Unterschiede des Euripides von Sophokles:

Verehrte Versammlung!

Vielleicht hat gegenwärtig keine der mancherlei grossen und umfassenden Fragen, die auf dem Gebiete der alten Litteratur aufgeworfen werden können, eine so eingreifende, praktische Bedeutung als die nach ihrem künstlerischen Gehalte sowohl als ihrem ethischen Charakter. Diese Frage ist neuerdings auch von gewichtigen Stimmen bei mehr als einem der antiken Meister in Rede und Dichtung aufgeworfen und beantwortet worden. Freilich sind die Antworten unter einander oft abweichend gewesen und es bedarf daher sehr eines festen Massstabes, nach welchem das Urteil zu fällen ist; aber jedenfalls muss dabei der strenge Ernst sittlicher Gesinnung in den Vordergrund treten. Von dieser Seite her haben die grossen Alten wieder eine neue Bedeutung und grössere Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen bekommen; je mehr aber die ganze gebildete Welt den Anspruch macht, auf die im klassischen Altertum liegenden Geistesschätze keinerlei Verzicht zu leisten, desto mehr wird auch Sorge zu tragen sein, dass die Jugend nach einsichtsvollster Wahl in das schönste Besitztum ihres Geistes hier eingeführt werde. Soll das Gebiet aber, in welches diese unsere höher strebende Jugend einzuführen ist, auf welchem sie heimisch und lebendig werden soll, dafür sich eignen, so muss es ein innerlich lebendiges, ein gehörig verbundenes, ein organisches Ganzes sein, und es ist daher eine fortgesetzte Prüfung notwendig, damit aus der reichen Fülle des ganzen Stoffs das in sich Vollendetste, das für die Jugend Angemessenste, das für die Gewinnung eines Ganzen Geeignetste gewählt werde.

Unter den Meistern hellenischer Dichtung steht Sophokles wol von eben so unzweifelhaftem als Euripides von manigfach bestrittenem Werte da. Soll der zum Studium der Wissenschaften reifende Schüler mit seinem ganzen Homer vertraut und in die plastisch reiche Welt desselben eingeführt sein, so darf doch auch wenigstens ein kleinerer Cyklus aus der tragischen Litteratur nicht fehlen; und je grösser hier die Auswahl ist, desto strenger und behutsamer muss sie sein, damit auch hier ein volles Stück antiken Lebens, wenn auch in engerem Rahmen, uns entgegentrete. Für den Sophokles steht die Sache einfacher und leich-

ter, für den Euripides aber um so schwerer, als fort und fort sich über ihn rein entgegengesetzte Stimmen eben so strengen Tadels, als begeisternder Bewunderung vernehmen lassen. Es wird daher nöthig sein, einen festen und bestimmt abgegrenzten Gesichtspunkt für die Beurtheilung zu gewinnen und mit möglichster Unbefangenheit die Verschiedenheiten beider zu prüfen. Nachdem Welcker mit so grosser Kunde den Stoff, der zur Beurtheilung vorliegt, geprüft und mit tiefem Blicke gesichtet, Bernhardy aber nach allen Seiten hin die Abschätzung des Euripideischen Geistes und Wesens mit eindringender Schärfe durchgeführt hatte, ist dessen ungeachtet neuerdings wieder von einem Manne, der auch ursprünglich von der Philologie ausgegangen ist, dann aber sich auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und der Wissenschaft bewegt hat, von Bunsen, in seinem 'Gott in der Geschichte' (4. Buch) eine in weiten Kreisen vernommene Stimme gehört worden, die dem Euripides neben dem Sophokles kaum noch negativ einen Platz lässt. Er findet es schwer zu entscheiden, was bei Euripides grösser sei, die Entartung des Gottesbewustseins oder der Verfall der höheren Kunst; er bezeichnet den Untergang der tragischen Idee als die Ursache des äussern Verfalls: er nennt die Tragödie des Euripides eine zum Theil vorsätzliche, freche und heuchlerische Parodie des frühern Gottesbewustseins: was bei ihm noch den Schein von religiöser Anschauung trage, sei Rhetorik, Schellengeklingel seichter Redensarten: er kenne kein tragisches Schicksal und glaube an eine sittliche Weltordnung gerade so wenig, als an die Götter des Volksdienstes. — Wäre dem also, dann dürften wir freilich nicht ohne schwere Versündigung unsere Jugend in ein einziges Stück desselben einführen.

Wir werden uns aber wol bald überzeugen, dass bei einer solchen Würdigung des Dichters der strenge historische Massstab nicht zu Grunde gelegt ist, ohne den insbesondere ein Dichter des Altertums niemals zu seinem Rechte gelangen kann. Eine abstrakte, vom absoluten Standpunkte aus angelegte Beurteilung führt uns aber weder in den Dichter, noch in das Verständnis seiner Zeit hinein, die beide so nothwendig zusammengehören. Auch Thukydides hat eine gleiche Zeitrichtung durchgemacht, nur dass der Historiker sich objectiver ihr gegenüber stellen konnte, als der dramatische Dichter. Des Euripides Leben ist, wie schon Bernhardy treffend bemerkt hat, ein Bruchstück aus der geistigen Geschichte der Ochlokratie. Darum bedarf es auch bei ihm einer genaueren Sichtung, um mit Deutlichkeit von einander scheiden zu können, was er als eigene Ueberzeugung oder als Reflex seiner Zeit und ihres eigenthümlichen Volksbewustseins ausspricht, ja wenn es bei der mangelhaften Erkenntnis der chronologischen Aufeinanderfolge seiner Dramen möglich wäre, was einer frühern und was einer spätern Zeit in der Entwicklung des Dichters angehört.

Da die Entartung des Gottesbewustseins ausdrücklich neben dem Verfalle der höheren Kunst als grosse Schäden beim Euripides hingestellt worden sind, wird es geraten sein, auf den religiös-sittlichen Standpunkt des Dichters, namentlich im Verhältnis zu seinem grossen Vorgänger zuerst einzugehn. Wenn es unbestritten ist, dass sein um ein halbes Menschenalter älterer Zeitgenosse Sophokles den alten Glauben, bisweilen selbst im entschiedenen Kampfe mit dem daran rüttelnden Zeitgeiste, in lauterer und frommer Weise festgehalten hat, so werden wir eben so wenig leugnen können, dass Euripides mitten in die gewaltige Gährung und den auflösenden Process des Glaubens, der Sitte und des Lebens seiner Zeit persönlich mit seinem Geiste, bei übrigens unbescholtenem Sittenwandel, hineingeraten ist, nicht etwa nur seine Helden sich darin hat spiegeln lassen. Im Allgemeinen ist bereits über die Theologie, Ethik und Eschatologie der Euripideischen Auffassung von dem edeln, in unserem Kreise so schmerz-

lich vermissten Nägelsbach das Wesentliche in seiner nachhomerischen Theologie bemerkt worden. Daraus geht hervor, dass auch von dem Euripides die Grundlagen griechischer Sittlichkeit durchaus anerkannt und geehrt werden, dass er sich aber nicht scheut, die göttlichen Weltordnungen anzugreifen, die Sünden der Götter nackt darzulegen, deren sie der Ueberlieferung zufolge schuldig sind, mit der Ueberlieferung, der geglaubten Grundlage der Religion, selbst vollständig zu brechen, endlich den Göttern die wesentlichsten Eigenschaften ihrer Gottheit auf sittlichem Gebiete abzusprechen, ja sogar zuletzt bis zu einer Leugnung des Daseins der Götter fortzuschreiten. — Ich möchte mich am liebsten berichtigend und ergänzend zu diesen Ergebnissen der Nägelsbachschen Forschung verhalten und wesentlich nur diejenigen Punkte und Stellen berücksichtigen, die dort nicht berührt sind, und die der gewissenhafte Verfasser wie ich weiss dass es sein lebendiges Verlangen war, so gern berücksichtigt hätte, wenn ihm ein längeres Verweilen in diesen Forschungen gegönnt gewesen wäre.

Man muss in der That wohl unterscheiden und beherzigen, dass Euripides nicht in den eigentlichen religiösen Grundgedanken, wo er oft mit dem Sophokles in tiefer Uebereinstimmung sich befindet, sondern vielmehr in der herkömmlichen Volksauffassung und in den dichterischen und philosophischen Ideen die Grundlage seiner oft so bitteren Polemik findet. Räumen wir ihm die sittlichen Grundideen ein, so können auch die damit auf das engste verbundenen religiösen eigentlich nicht auf schwächerer Grundlage ruhen; und sie thun es in der That auch nicht. Aber die volkstümliche Form greift er an; ja, es scheint sich in der damaligen Zeit schon das Bewustsein ausgebildet zu haben, dass verschiedene Epochen der Götterwelt durch die Gedanken der Menschen und die Auffassung des Volks hindurchgegangen sind, dass aber die Accommodation an die menschlichen Schwächen, die sich die Gottheiten gefallen lassen müssen, das Wesen derselben immer tiefer herabgezogen hat. Die taurische Iphigeneia ergeht sich in harten Worten gegen die Göttin Artemis, die alle, welche Mord begangen oder Leichen berührt, fern von ihrem Altare verbanne und doch menschenmörderische Opfer liebe; sie hält ἑστιάματα der Götter beim Tantalos für ein Märchen, die Menschen dichteten ihre eigenen Sünden der Gottheit an, mit dem bestimmt hinzugefügten Bewustsein des Unterschiedes von den wahren Göttern: *οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.* Dabei scheint sie ausdrücklich ein älteres Göttergeschlecht dem jüngeren vorzuziehen; Leto, meint sie, hätte so etwas nicht gethan. Wenn aber in der Götterwelt das Treiben der Menschenwelt sich spiegelt, so muss ja dort so gut wie hier eine stete Abnahme stattfinden, denn der Glaube an die fortwährende Entartung spricht sich bei ihm eben so stark, wie in dem bekannten horazischen Spruche aus: *ἕνα γὰρ ἐν πολλοῖς ἴσως εὕροις ἄν, ὅστις ἐστὶ μὴ χείρων πατρός* (Heracl. 327 f.). Darum erscheint auch alles dasjenige, was mit dem herschenden Göttercultus in Verbindung steht, in demselben Charakter fortschreitenden Verderbnisses. Die Orakel werden wiederholt auf das heftigste angegriffen, nicht blos ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen, sondern ihnen auch geradezu eine irreleitende und verführerische Macht beigelegt. Dies hängt nun allerdings mit dem diabolischen, zur Sünde verführenden Elemente zusammen, das ja schon nach frühester hellenischer Vorstellung in die Gottheit hinein gesetzt ward. In diesem Sinne wird im Orestes alle Schuld für die *ἔχθιστα θεόθεν ἔργματα* auf den Phoibos geschoben: er habe ungerechter Weise Ungerechtes ertönen lassen, als er am Dreifuss der Themis den Mord der Mutter für keinen Mord erklärt und durch diese seine Erklärung sie aufgeopfert habe (159 ff. 184 ff.). Und es steigert sich solcher Vorwurf unter der Last der Noth und in der Bitterkeit der Empfindung zu der schweren An-

klage im Munde des Menelaos, Apollo sei unwissend in Recht und Pflicht, ἀμαθέστερος τοῦ καλοῦ καὶ τῆς δίκης (409.), und der herben Forderung des Orestes: Apollon, der, den Mittelpunkt der Erde bewohnend, die weisen Sprüche sendet, den wir in Allem, was er gebietet, folgen, der ist der Urheber, ihn haltet für den Frevler und tödet ihn, er hat gesündigt, nicht ich (584 ff.). Und nicht anders sehen wir ihn in der taurischen Iphigenie in dieser Beziehung auftreten, wenn seine durch das Unglück verbitterte Stimmung ihn sagen lässt: 'Apoll, der Seher, hat mich belogen, er schämt sich seiner früheren Offenbarungen und hat mich deshalb so weit als möglich entfernt.' Es ist also auch kein Wunder, wenn diese nach Massgabe menschlicher Schwäche den Orakelsprüchen beigelegte Absichtlichkeit und Befangenheit zu dem Mistrauen in ihre Wahrheit führt, wie es sich in der Aeusserung ausspricht: die Götter, auch die weise genannten, sind unzuverlässiger noch, als flüchtige Traumgestalten.

Und dennoch weiss der Dichter des Phoibos uralten Orakelsitz, χαλαιὸν χρηστήριον, das ὀμφαλὸν γῆς θεσπιῳδόν (Med. 662 f.), wiederum wol zu würdigen, da es dem Aigeus in Bezug auf seine Kinderlosigkeit einen Spruch ertheilt hat, der weiser ist, als menschlicher Verstand fassen kann. Fast scheint es, als ob auch hier eine ältere und eine jüngere Zeit unterschieden werden solle. In den zugänglichen und unzugänglichen alten Göttersprüchen (βέβηλα καὶ κεκρυμμένα λόγια παλαιά Heracl. 404 f.) scheinen die ewigen Wahrheiten und Grundgesetze, gewissermassen die Offenbarungen des Rechts und der Pflicht, die aus reiner Himmelshöhe in die Menschenbrust hinabgesenkt sind, wie die ἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν νόμιμα des Sophokles, bezeichnet zu sein. Dahin gehört unter andern das übereinstimmend in jenen Göttersprüchen ausgeprägte Verlangen, dass in schwerer Calamität ein Opfer aus edlem Stamme erforderlich sei, und der Dichter ist mit unverkennbarer Vorliebe dieser Forderung in verschiedenen Dramen nachgegangen — ich erinnere an die Makaria in den Herakliden, die Iphigeneia in der aulischen Iphigenie, an Kreons Sohn Menoikeus in den Phoinissen, an die Alkestis in dem gleichnamigen Stücke — wobei er jedoch das feste Bewustsein hat, dass dieses Opfer aus einem völlig freiwilligen Entschlusse hervorgegangen sein müsse, wie denn Makaria sich ausdrücklich der blos zufälligen Entscheidung durch das Loos widersetzt.

Es besteht für den Dichter also wol ein Unterschied zwischen den durch menschliche Klugheit entzifferten und den durch das eigene Bewustsein und die sittliche Selbstbestimmung vermittelten Weissagungen und Göttersprüchen. Und eben damit hängt es denn auch wol zusammen, wenn er die herkömmliche Mantik, die allmählich zu einem bestimmten Gewerbe herabgesunken war, mit den härtesten Anklagen verwirft. Das aber ist nichts dem Euripides eigenes, sondern hat er vollkommen mit dem Sophokles gemein, der auch die ganze Zunft der Seher als im Dienste des Eigennutzes und trügerischer Gewinnsucht stehend bezeichnen lässt. Es muste die Sache also wol ihren betrübenden realen Hindergrund in der Entartung der Mantik zu jener Zeit haben, in welcher leichtsinnige und habsüchtige Einwanderer mit bösen Einflüssen hinzugekommen waren. Aber das ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden Dichtern: Sophokles legt solche Aeusserungen, weil sie ihre relative Berechtigung haben, darum auch nicht blos auf pathologische Zustände der aufgeregten Theilnehmer der Handlung oder auf künstlerische Motive zurückgeführt werden können, wol den einzelnen Personen in den Mund, dagegen aber tritt dasjenige, was an tiefer Macht und Wahrheit dahinter verborgen ist, in der Entwicklung der Handlung und der Gewalt der Thatsachen, oft in erschütternder Weise, wie im Oedipus und der Antigone, nur um so siegreicher und überzeugender hervor, während beim Euripides entweder die Folgen überhaupt nicht zur Bestä-

tigung dienen, oder die Gewalt der Göttersprüche mindestens durch das wesentliche Hülfsmittel menschlicher Klugheit oder List geschwächt und herabgesetzt wird. Euripides geht überhaupt einen Schritt weiter: er verwirft offenbar die Möglichkeit einer Inspiration von Menschen durch die überlieferten Götter und erklärt darum jede Ausübung der ἔμπυρος τέχνη für eine Thorheit; denn durch schlimme Mittheilung werde der Befrager zum Feinde gemacht, durch unwahre werde gegen die Götter gesündigt; Phoibos allein, meint Teiresias hier (Phoen. 957 ff.), sollte den Menschen weissagen, der niemanden zu fürchten habe. Offenbar wird beides, das Treiben der Manteis und der Werth der Terata, in einen ursachlichen Zusammenhang gebracht: jenes ist nichtswürdig und voll Lügen; nichts gescheites liege aber auch in der Flammenglut und dem Flügelrauschen, es sei einfältig, wenn Menschen von Vögeln Nutzen hoffen (Hel. 743 ff.).

Es ist aber Euripides gerade über diesem Conflickte zwischen ursprünglich Richtigem und menschlich Verderbtem, den er vor sich sah, sich auch des Gegensatzes bewust geworden, der zwischen einer berechtigten Unterscheidung des Kerns göttlicher Wahrheit von seiner mangelhaften menschlichen Hülle und einem leichtsinnigen Verwerfen alles und jedes religiösen Glaubensgehaltes gegeben ist. Wir sehen in der taurischen Iphigenie diesen Gegensatz auf das bestimmteste ausgeprägt in dem Gebete des gottesfürchtigen Hirten an die Meeresgötter und die Dioskuren und dem gesetzlos kecken Freigeiste (μάταιος, ἀνομία θρασύς, der damit zugleich die Grundlagen aller Sittlichkeit zertritt), der über solche Gebete lacht und in den beiden Griechen, Orest und Pylades, keine göttlichen Erscheinungen, sondern einfach schiffbrüchige Seeleute sehen will, die aus Furcht vor der hier üblichen Sitte des Fremden-Opfers in eine Höhle geschlüpft sind.

Es hat der Dichter diesen Gegensatz, den wir auch als den Standpunkt der Neologie oder des Rationalismus im Verhältnis zu dem hergebrachten Glauben und langbestandener Satzung bezeichnen können, auch noch in anderer Weise und auf anderm Gebiete geltend gemacht. Als im 'Orestes' Tyndareus und Menelaos über die durch Orest vollzogne Blutrache an der Mutter streiten, kämpft die Macht und Ordnung des Gesetzes (νόμοι) wider das Ergebnis der Weisheit (485 ff.). Die Subjectivität des Beliebens kann vor der heiligen Ordnung des Rechts und der Sitte nicht bestehn: den Blutschuldigen trifft Verbannung, nicht Tod (505 ff. vgl. Diomedes Urtheil, 892); wieder zu morden ist thierisch und blutdürstig, Länder und Städte zerstörend, darum liegt auch die Strafe in dem gottgesandten Wahnsinn des Mörders. Umgekehrt denkt Orest an die Götter grade indem er den an der Mutter vollzognen Mord vertheidigt; denn wenn er stillschweigend der Mutter Thun gutheissen wollte, würde der Todte ihn voll Hass den Erinyen weihn (574 f.). Ja, er meint noch weiter gehn und der Mutter Mord im Interesse der bürgerlichen Wolfahrt für notwendig erklären zu können, sonst würde die Frechheit der Frauen gar zu gross geworden sein (559 ff.).

Der anderweitig von dem Dichter bekämpfte Standpunkt der Sophistik bemächtigt sich hier seiner selbst, indem er Orestes in seiner Vertheidigung sogar bis zur Straftheorie der Abschreckung hinuntersteigen lässt. Man weiss oft nicht, ob er die Sophistik in ihrem Rechte will gelten oder sie sich selbst mit ihren Argumenten widerlegen und zerstören lassen. Ein solcher Weg mus aber nothwendig, nachdem er alles Hergebrachte und Ueberlieferte seiner scharf zersetzenden Kritik unterworfen hat, zum Zweifel werden und in eine skeptische Betrachtung aller Dinge übergehn. Wiederum muss diese das praktische Ergebnis einer eudämonistischen Sinnes- und Lebensweise haben, wie dieses im unmittelbaren Zusammen-

hange mit einander der Chor im Hippolyt (1100 ff.) offenbart: Der Gedanke an die Götter, sagt er, hebt, wenn er in meinen Sinn dringt, mächtig meine Trauer; wenn ich aber meinen Geist in die Ahnung vertiefe, werde ich irre und zweifle bei dem, was ich sehe in den Schicksalen der Menschen und ihren Thaten; denn eins wechselt immer um das andere, und das viel umherschweifende, irtumsvolle Dasein der Menschen ändert sich stets. Darum wünscht auch der Chor von den Göttern das Glück eines gesegneten Looses und eines von Schmerzen ungetrübten Herzens, keinen übermässigen und keinen falschen Ruhm, sondern behaglichen Wechsel der Tage.

Auf nichts aber wendet sich dieser Zweifel so leicht und so stark als auf das Dasein der Götter; und die ernste, bewegte Frage darnach, die man so oft ertönen hört in seinen Dichtungen, gibt doch ein unbestreitbares Zeugnis von dem gewissenhaften Eifer, womit er hinter all der überlieferten Theorie von Göttern und Dämonen eine höhere Macht sucht, die auch an dem Leben und Ergehn der Menschen sich nicht unbezeugt lässt. Als der hellenische Herold Talthybios die Hekabe (in dem gleichnamigen Stücke 484 ff.) im Staube von Gewändern umhüllt daliegen sieht, ruft er aus: O Zeus, soll ich denken, dass du auf Menschen blickst, oder dass umsonst und nichtig wir diesen falschen Wahn hegen, dass ein Göttergeschlecht sei, und dass der Zufall Alles bei den Sterblichen lenke? Auch die Hekabe ruft in ihrem Schmerze aus (Troad. 1271 f.): Wozu rufe ich die Götter an, sie haben auch zuvor nicht auf unser Rufen gehört? Selbst der höchste der Götter, der Kronide, den man als Hort und Stammvater anrufen darf (Troad. 1279 f.), ist müssig und unthätig und sieht ruhig dem Misgeschick der vom Geschlechte seines Dardanos bewohnten Stadt zu. Diese Vorstellung von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit der Götter geht aber nicht so weit, dass sie nicht wiederum anderweitig als Handhaber der Gerechtigkeit und als Fürsorger der Menschen bis in die kleinsten Angelegenheiten hinein auftreten sollten; aber freilich hebt es bisweilen den Glauben an die Existenz der Götter ganz auf. Von allem liegen die Beweise bei unserm Dichter vor.

Die Macht der Götter zeigt sich grade darin vornemlich, dass ihr Gesetz herscht; denn durch das Gesetz erkennen wir die Götter und unterscheiden das Gerechte vom Ungerechten (Hecub. 782 ff.); sie hassen das Böse und strafen besonders den Uebermut und die Hoffart (Androm. 987 f. Heracl. 388, vergl. 906 ff.). Bei ihrer Handhabung der Gerechtigkeit in der Menschenwelt aber müssen ihnen diejenigen hauptsächlich dienen, die zu Herschern bestimmt sind; sie sind also ihre Stellvertreter und das von ihnen geforderte Recht und Gesetz ist ein göttliches. Dieses kann aber nicht bestehn, wofern nicht die unverbrüchliche Ordnung herscht, und zwar sowol für den Einzelnen, wie für ganze Staaten, dass der Böse Böses leide, der Gute aber glücklich sei (Hec. 886 ff.). Darum bildet sich auch das bestimmte Bewustsein, dass, wenn keine Vergeltung mehr eintritt für die Entheiligung der Gastfreundschaft und für die Entweihung der Tempel, auch unter den Menschen überhaupt keine Gerechtigkeit mehr walten kann (786 ff.). In diesem Sinne verspricht ein Fürst wie Agamemnon seine Hülfe zur Rache um der Götter und um des Rechts willen (835 f.). Je stärker aber dieser Grundsatz festgehalten wurde, desto leichter konnte er zur Verzweiflung und zum Unglauben führen. Denn wenn vom Diagoras erzählt wird, dass er, anfangs ein frommer, ganz in dem religiösen Erbe seiner Vorfahren wohnender Mann, plötzlich durch die Erfahrung von einer von den Göttern ungestraft gebliebenen schweren Schuld in einen Gottesleugner umgewandelt worden sei: so kann man nach der in der damaligen Zeit herschenden Theodicee es wol begreifen, wenn Euripides mit vielen seiner Zeitgenossen an der moralischen Weltord-

nung einmal irre geworden ist und dass er gern eine genügendere Ausgleichung über diese Welt hinausgerückt hätte, wenn seine eschatologischen Vorstellungen dafür ausgereicht hätten. Der Dichter legt den Abgeschiedenen zwar kein Leben, aber unsterblichen Sinn bei (*ὁ νοῦς τῶν κατθανόντων ζῇ μὲν οὐ, γνώμην δ' ἔχει ἀθάνατον, εἰς ἀθάνατον αἰθέρ' ἐμπεσών*, Hel. 1012 ff.); aber obgleich er dort etwas ahnt, was besser ist als das diesseitige Leben, so birgt doch Finsternis umhüllend es hinter Wolken; wir hegen eine falsche Liebe zu dem, was auf Erden uns umglänzt, weil wir das andere Leben nicht kennen und nicht aufweisen können, was unter der Erde ist (Hipp. 190 ff.).

Der Gedanke an eine göttliche Vorsehung ist zwar vorhanden und bricht in einzelnen Stellen sehr lebendig durch; wo sie aber grade am hellsten zu wirken scheint, kann sie sich von andern Mängeln, die den Göttern ankleben, nicht frei erhalten. Als Odysseus den Hektor, dessen Lagerstätte ihm Dolon verrathen hat, nicht auf derselben findet, spricht er: Ihn rettet, wer von den Göttern ihn glücklich macht; wir aber können vom Glücke nichts ertrotzen (Rhes. 573 f.). Hier ist also das lebendige Bewustsein von einer providentia specialissima, aber sie ruht nicht in dem allgemeinen Wesen der Götter, auch nicht in ihrer Gerechtigkeit oder Liebe, sondern ist vielmehr ein Ausfluss der parteiischen Theilnahme und Zuneigung der einzelnen Götter für oder wider einzelne Menschen.

Das Ergebnis dieser zu stets neuen Zweifeln und Fragen sich forttreibenden Vorstellungen ist keineswegs eine Leugnung des göttlichen Wesens überhaupt, sondern höchstens eine Bestreitung der durch die Dichter gemachten oder überlieferten Götterbilder. Vielmehr zieht sich eine allgemeine Frömmigkeit, ein Bewustsein des: Nichts ohne Gott, fast durch alle Charaktere und Situationen hindurch. In unzähligen Fällen spricht sich dieses Gefühl der Abhängigkeit und des Vertrauens in schöner Weise aus. Der Sterbliche ordnet seine liebsten Angelegenheiten, sorgt für das Wohl seiner Kinder *οὐκ ἀφροντίστως σὺν θεοῖς*, und weiss, dass auch in aller weiteren Fürsorge ein wohlwollender Gott ihm beistehn werde (Med. 902 ff.). Insbesondere wird der Schutz der Landesgottheit hochgehalten, die *θεοὶ ἐγχώριοι* haben offenbar eine grosse Bedeutung; jeder betet, namentlich in entscheidender Lage, gern zu den heimatlichen Göttern; so Polyneikes vor seinem Zweikampfe mit dem Bruder als nunmehriger argivischer Bürger zur Hera, Eteokles zur goldbeschildeten Pallas, der Chor in den Herakliden zur Pallas Athene. Ja es schwebt bisweilen eine segnende göttliche Macht in Folge solcher Gebete über dem Menschen, deren Wirkung sogar in einem Wunder sich kundgibt, das wenigstens die Weiseren zu erkennen vermögen, wenn es auch dem Urteil der Menge entgeht. Als in den 'Herakliden' bei der gegen den Eurystheus zum Schutze der Herakleskinder unternommenen Abwehr der Feind schon zur Flucht gewandt ist, tritt Jolaos auf den Wagen des Hyllos, um den Eurystheus zu verfolgen. Da erscheinen, als er das pallenische Gebiet der Pallas erreicht hat, auf sein an Zeus und Hebe gerichtetes Gebet zwei Sterne, die sich niedersenken auf das Rossgespann und den Wagen in Dunkel hüllen. Dies sind nach dem Urteile der Weiseren Herakles und Hebe. Die Erscheinung verschafft ihm den erbetenen Sieg. Er nimmt den Eurystheus gefangen und bringt ihn als herliche Beute zurück.

Wol aber folgt aus jenem skeptischen Wesen und Treiben die Ueberzeugung, dass die Gottheit nicht zu erkennen, ihr Wesen nicht zu ergründen sei (Hel. 1135 ff.). Und an einer andern Stelle in demselben Drama sagt er, noch näher auf den pragmatischen Zusammenhang eingehend: Was Gott sei und nicht sei, und was dazwischen in der Mitte liege (so dass es also weder als göttliche Fügung, noch als reiner Zufall betrachtet werden könne), wer

könnte das wol, auch mit noch so tiefer Forschung ergründet zu haben behaupten, wenn er sieht, wie die Angelegenheiten der Sterblichen bald hierhin und bald dorthin in nie geahnten widersprechenden Schickungen stürzen.

Ist aber so die Gottheit auch zu einer dunkeln oder verborgenen Macht geworden, so wird sie dennoch geehrt und das Gebet nur um so mehr an sie gerichtet. Die Hekabe hebt (Troad. 877 ff.) dieses gradezu im Gebete selbst hervor: O du, der du die Erde trägst und auf der Erde deinen Sitz hast, wer du auch immer sein magst, schwer zu begreifender Zeus, magst du nun eine Gewalt der Natur oder ein Verstandeswerk der Menschen sein, dich bete ich an, denn du führest, auf geräuschloser Bahn wandelnd, alles Menschliche mit Gerechtigkeit. Das persönliche Wesen der Gottheit muste allmählich dem Dichter entschwinden; je mehr sich ihm das Substrat seines religiösen Sinnens nur eben als ein solches zu erkennen gab, desto unpersönlicher, unlebendiger, starrer und unbeugsamer muste es sich gestalten. Die unbildliche Verehrung dieses Wesens aber mochte ihm wol grade als das Vollkommnere erscheinen. Ein schärferes Bekenntnis dieser Art entwickelt er in der Alkestis, wo der Chor (968 ff.) so recht seine Ansicht darzulegen scheint: Obgleich ich mich zu Liedern und himmlischen Dingen emporgeschwungen und mit vielen Gedanken mich befasst habe, fand ich doch nichts Stärkeres als die Notwendigkeit (ἀνάγκη); kein Heilmittel in den thrakischen Tafeln, die der orphische Spruch beschrieben, noch in allen Heilmitteln für leidenvolle Sterbliche, welche Phoibos den Asklepiossöhnen verlieh. Diese Göttin allein kommt zu keinem Altar noch Bildnis, achtet auf kein Opfer. Auch was Zeus gewährt, das vollendet er nur mit ihr; sie bezwingt selbst den Stahl der Chalyber gewaltsam und hat in ihrem starrsinnigen Wollen kein Erbarmen. Diese Göttin erfasst Alles mit den unentfliehbaren Fesseln ihrer Arme.

So erscheint es denn allerdings wol als eine unbegründete und ungerechte Beschuldigung, dass Alles, was beim Euripides von religiöser Vorstellung noch vorhanden sei, nur als eine Parodie des frühern Gottesbewustseins gelten könne und in die Rhetorik seichter Redensarten sich auflöse. Auch selbst das möchte ich nicht unterschreiben, dass es bei ihm zuletzt noch zu einer wirklichen Leugnung der Existenz der Götter komme. Denn nachdem einmal ein unaufhaltsamer Riss durch das ganze öffentliche Leben, religiöse Denken und sittliche Treiben seiner Zeit hindurchgegangen war, konnte für ihn und seine meisten Zeitgenossen, wenn er nicht Muth und Kraft zu einer vielleicht fruchtlosen Reaction in sich fühlte, nur eine allegorische Benutzung der überlieferten religiösen Formen von Bedeutung und Erfolg sein, und eine solche hat der Dichter allerdings auch in ausnehmendem Masse geübt. Zugleich haben wir aber an den Bakchen, der muthmasslich letzten Schöpfung des Dichters, einen deutlichen Beweis, wie ein natürlicher Mangel an Befriedigung auf solchem Wege ihn doch am Ende wieder in die Anerkennung einer sinnvollen und ehrwürdigen Tradition zurücktrieb. Freilich war die Bahn der reflectierenden Theologie und damit der Auflösung des alten Götterglaubens einmal betreten und die religiöse Volksvorstellung kehrte in der spätern Zeit, in welcher die Liebe zu den Dichtungen des Euripides in mächtigem Wachstum begriffen war, wol gern auf diesen Standpunkt zurück, über den sie auch das ganze Altertum hindurch nicht wesentlich hinausgekommen ist.

Wenn aber aus dieser religiösen Stellung weiter die Nicht-Anerkennung einer sittlichen Weltordnung beim Euripides gefolgert worden ist, so muss allerdings zugegeben werden, dass in der Schärfe, in welcher namentlich in der Antigone des Sophokles die Unterordnung menschlicher Satzungen unter die ewigen Hüter und heiligen Forderungen der Pietät,

oder in der Verklärung, in welcher die durch innere Busse des Dulders gesühnte Schuld in seinem Oidipus auf Kolonos erscheint, jene sittlichen Erscheinungen und Lebensprozesse nicht hervortreten. Zwar hängt auch bei Euripides das ganze sittliche Thun des Menschen wie eine endlose Kette von Schuld und Strafe zusammen; aber die Beziehung der Schuld zu der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung und der eigentümliche Charakter der Strafe als neuer Verschuldung tritt bei ihm lange nicht in dem Masse wie bei seinem Vorgänger hervor. Der Bruder-Zweikampf und Wechselmord der Oidipussöhne ist eine Folge des väterlichen Fluchs, der schlimme Ausgang aber kommt noch besonders von dem Sphinx-Räthsel her, und Oidipus kann seinerseits erklären, er habe den auf ihm ruhenden Fluch vom Vater bekommen und seinen Kindern gegeben (Phoen. 1358. 1613.). Aber die tiefere Auffassung, wie sie in dem freilich schwierigen und bestrittenen Worte des Oidipus beim Sophokles ausgeprägt liegt: *ἤνεγκον κακότατ' ἄκων, τούτων δ' αὐθαίρετον οὐδέν*, geht dem Euripides ab. Ebenso kann Sophokles wol im einzelnen Falle, wie beim Oidipus, das Zeugnis bestehn lassen, dass er *θεῶν ἀγόντων* in Schuld und Verderben gerathen sei, ohne dieses zu einer allgemeinen Ursache menschlicher Sündhaftigkeit zu erheben. Während aber derselbe die allgemeine Wahrheit: *ἀνθρώποισι γὰρ τοῖς πᾶσιν κοινόν ἐστιν τὸνξαμαρτάνειν* (Antig. 977 f.), ohne die Ursache göttlicher Verführung ausspricht, fügt Euripides diese hinzu: *ἀνθρώποισι δὲ θεῶν διδόντων εἰκὸς ἐξαμαρτάνειν*, und bestätigt diesen allgemeinen Grundsatz durch viele Ausführungen im Einzelnen.

Eine solche Auffassung des Cardinalpunkts der sittlichen Zurechnung muss natürlich das ganze Leben in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen und seinen Werth sowol den höhern Gütern, als dem Tode gegenüber verändern. Ueber den Tod hinaus geht freilich die Betrachtung überhaupt nur in geringem Masse; es ist der Zustand der Empfindungs- und Bewustlosigkeit, wie er vor und nach dem Leben gedacht wird. Aber ein grosser Unterschied liegt darin, was für ein sittliches Gefühl den Menschen Angesichts des Todes belebt, und die Elektra des Sophokles hat eine weit klarere und edlere Auffassung von einem rühmlichen Tode, als Euripides sie dem Wagenlenker des Rhesos (Rhes. 750 ff.) wenigstens in den Mund legt, der einen rühmlichen Tod, wenn er nun einmal sein muss, zwar bitter für den Sterbenden, aber doch für die Ueberlebenden Stolz und Ruhm darin findet. Im Grunde ist dies dieselbe dumpfe Bewustlosigkeit, die sich in dem Streite der Andromache und der Hekabe (Troad. 632 ff.) kund gibt, ob der Tod oder das jammervolle Leben vorzuziehn sei; jene meint, der Tod sei nichts, aber in dem Leben sei doch noch Hoffnung enthalten, diese dagegen wiederholt auf das bestimmteste ihre Ueberzeugung, dass das Nichtgeborensein dem Tode gleich sei (*τὸ μὴ γενέσθαι τῷ θανεῖν ἴσον λέγω*). Diese Bewustlosigkeit gilt so sehr oftmals als ein grosses Glück, dass sie selbst als ein Trost in der Raserei erscheinen kann (*ἀλλὰ κρατεῖ μὴ γινώσκοντ' ἀπολέσθαι*, Hipp. 248 f.). Kein Wunder, wenn unter solchen Auffassungen jene leichtsinnige und genusssüchtige Lebensansicht sich bildet, die ein Eigentum namentlich der Lyriker geblieben und auch auf die römischen Dichter übergegangen ist. Dieselbe lässt der Dichter den Herakles (Alcest. 794 ff.) mit naiver Offenheit dem Diener gegenüber im Hause des Admet vertreten: Alle Menschen müssen sterben, und kein Sterblicher weiss, ob er den morgenden Tag noch erleben wird; wie die Fügung des Geschicks ausschlägt, ist ungewis, es ist nicht zu lehren, nicht durch List ausfindig zu machen. Darum sei fröhlich und trinke, und rechne das heutige Leben als dein, das übrige dem Geschick überlassend. Von einer höher strebenden, über das Irdische sich erhebenden Richtung ist hiebei so wenig

die Rede, dass vielmehr grade umgekehrt der Mensch irdisch denken soll: ὄντας δὲ θνητοὺς θνητὰ καὶ φρονεῖν χρεών 811), den Mürrischen und Stirnrunzelern sei das Leben kein Leben, sondern eine Last.

Der Dichter befindet sich nicht im rechten Einklange mit der Welt und seiner Zeit. Wenn er gegen die gesamte Weise des Altertums fern von der Oeffentlichkeit in stiller Einsamkeit für sich, trotz aller so nahen und unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit durch seine Bühnenstücke, lebte, so weiss man nicht, ob dies mehr die Folge oder die Ursache von dem bezeichneten Zwiespalte gewesen ist. Genug, er greift die Verkehrtheit der Welt oft mit scharfen Waffen an. Sie hat kein richtiges Urteil, sagt er (Med. 216 ff.); wer für sich leben will, gilt ihr für stolz; wer Musse sucht, für ruhmlos und leichtsinnig. Die Welt hasst, noch ehe sie das Innere eines Menschen erkannt, beim ersten Anblick schon, auch ohne noch Leid erfahren zu haben. Eben dadurch wird nach seiner Ansicht ein Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit in der Welt erzeugt, die an mehr als einem Stücke zu erkennen ist. Die Welt ist nicht, wie sie sein soll, die Menschen sind nicht mehr wie ehemals, es dreht sich Alles um und verkehrt sich in das Gegentheil, selbst die Treue der Götter besteht nicht mehr (das. 413 ff.). So bringt er auch hier die Götter in die nächste Beziehung zu der Menschenwelt, weil sie uns ein Reflex von dieser sind. —

Fassen wir die Hauptpunkte zusammen, so muss jedenfalls bestimmt anerkannt werden, dass Euripides sich von den substantiellen Grundlagen, auf welchen die antike Tragödie ruhte, mit bewuster Absicht losgelöst und entfernt hat. War er an seinem Theile bemüht, dem überlieferten Götterkultus im vermeintlichen Interesse der religiösen Ideen selbst entgegenzutreten, so konnte er auch nicht in einem unbefangenen Verhältnisse zu der ursprünglichen Entstehung und fortwährenden Haltung des attischen Dramas verbleiben. Jener künstlerische Wettkampf, den das religiöse Volksfest forderte, auf welchem die ganze Bühnendarstellung beruhte, muste für ihn eine völlig andere Bedeutung gewinnen. Vielleicht unbewust, jedenfalls notwendig, ist er so ein ganz anderer Dichter geworden, der seine Kämpfe um Sitte, Lebensanschauung, Götterglauben u. s. f. von dem volkstümlichen Boden hinweg auf ein freieres, rein geistiges Gebiet übertragen muste. Was bis dahin ein Volksdrama war, hat Euripides zu einem Kunstdrama umgeschaffen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn das selbst von den substantiellen Grundlagen seines sittlich-bürgerlichen Lebens losgerissene Volk, ohne es zu wissen, der neuen Kunstschöpfung bisweilen grössern Beifall zollte. Auf der neuen Bahn steht Euripides als ein grosser Meister, und eben dadurch als der wahrhaftige und eigentliche Repräsentant jener dichterischen Kunstschöpfung da, die wir im Wesentlichen noch gegenwärtig an dem modernen Drama haben. Die hervorragende Bedeutung, die er dadurch gewinnt, behält er auch dann noch, wenn bei genauerer Lesung und Prüfung seiner Dramen die Folgen jener von ihm bewirkten Ablösung des antiken Dramas von seiner festen, tief im Volksleben wurzelnden Basis, so wie von allen daran sich knüpfenden Eigentümlichkeiten, immer deutlicher sich an den Tag legen. Diese Abweigungen machen sich aber vorzugsweise in folgenden drei unverkennbaren Haupterscheinungen geltend:

1) in der Breite und Ausführlichkeit der psychologischen Zeichnungen, die ein besonderes Wohlgefallen an dem Gegenstande, besonders in seiner pathologischen Mannigfaltigkeit, verräth und allerdings mit vielfachen subjectiven Ausschreitungen, vorzüglich in den Schilderungen der Frauen, verbunden sind;

2) in der oftmaligen Störung und entschiedenen Benachtheiligung, welche die feste Zeich-

nung der Charaktere durch die dialektische Durchführung moralischer Argumentationen und oft weniger durch die That als durch Worte ausgekämpfter sittlicher Conflicte erleidet;

3) in der loseren Stellung des Chors zu der übrigen Handlung der einzelnen Dramen, wodurch derselbe von seiner ursprünglichen in dem Leben und in der Geschichte des Volks begründeten Stellung völlig entfernt wird.

Grade diese Seiten sind es zugleich, die seine Uebereinstimmung mit dem modernen Drama hervorrufen und befördern. Euripides wird daher fort und fort für diese Seite der Litteratur als eine ursprüngliche, klare Quelle zu betrachten und daher auch für unsere Jugend neben dem Sophokles wenigstens in seinen vorzüglicheren Productionen unentbehrlich sein, wenn derselben ein wirkliches Verständnis bereitet werden soll. So wenig nun aber auch die eigentümlichen Schönheiten mancher anderer Euripideischer Dramen verkannt werden dürfen, so möchten doch nach einem unmassgeblichen Erachten, wenn dabei alle in Betracht zu ziehenden Umstände erwogen werden, folgende Stücke am meisten zu empfehlen sein: Bacchae, Helena, Jon, Medea, Phoenissae, Troades. —

Verehrte Versammlung! Wir leben in einer Zeit, wo eine gewaltige Zerklüftung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, selbst in den heiligsten Interessen eine unselige Zerrissenheit der Gemüther herscht, deren unheilvolle Wirkung auf die Jugend von schwerem Gewichte ist, weil sie den Muth und die Begeisterung hemmt, die Kraft und das Feuer der Seele lähmt und erstickt. Die Schule vermag das nicht zu beseitigen oder zu unterdrücken, denn das Leben ist stärker als die Schule. Aber eins können wir thun: wir können unserer Jugend aus dem schönsten und kräftigsten Leben der antiken Welt ein, wenn auch immer nur kleines, doch volles, in sich zusammenhängendes, organisch verbundenes Stück vorzuführen uns bemühn. Nehmen Sie dazu auch dieses als ein geringfügiges Scherflein freundlichst an!

Es meldete sich Niemand zum Worte; zu allgemeinem Bedauern aber war die Zeit bereits zu weit vorgeschritten, als dass der noch angekündigte Vortrag des Professor Dr. *Westphal* aus Breslau über die Interpolationen in Aeschylos Agamemnon hätte gehalten werden können.

Schluss der Sitzung.

Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag den 28. September 1860, 5 Uhr Nachmittags.

In dieser auch von Damen zahlreich besuchten Sitzung las Dir. *Gravenhorst* aus Bremen seine deutsche Bearbeitung von Sophokles König Oedipus.

Nachdem er dem Vortragenden den Dank der Versammlung ausgesprochen, hielt Vicepräsident Dir. *Jeep* folgende Schlussrede:

Im Jahre 1837 sass in Göttingen in den Tagen des Jubelfestes der Universität eine Zahl einsichtsvoller Philologen und Schulmänner in traulichem Gespräche beisammen. Für ihre Wissenschaft begeistert besprachen sie sich über das Ziel, welches ihr gesteckt sei, und über

die Mittel es zu erreichen und den Geist, der in ihnen selbst lebte, in immer weiteren und weiteren Kreisen zu verbreiten. Da lieh einer — der verewigte *Friedrich Thiersch* — dem, was Aller Gemüther bewegte, das rechte, zündende Wort. „Wohl, sprach er, lasst uns einen Verein aller Philologen und Schulmänner Deutschlands gründen, der alljährlich zusammentritt und mit erneuten Kräften das anbahnt und schafft, was wir einzeln zu wirken nicht im Stande sind.“ Gesagt, gethan: der Verein wurde beschlossen, ausgeschrieben, ins Leben gerufen. Inzwischen ist er zu Jahren gekommen, sind auf anderen Gebieten — es würde mir schwer werden zu sagen wie viele — ähnliche Vereine zusammengetreten. Die grosse Zahl dieser, das Alter des unsrigen mag immerhin an das Wort des Dichters erinnern:

Φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
Τηλεθόωσα φύει:

schrecken darf und kann es uns nicht. So lange der Verein, wie er es ausgesprochen hat, den Geist der Humanität, welcher die klassische Litteratur belebt, im Lichte der christlichen Offenbarung auffasst, beides von einander durchdrungen vermittelst der Schule in das Leben einzuführen trachtet und so die Pflege der wahren, ächten Menschlichkeit zu seiner Aufgabe macht, so lange hat er in dieser Aufgabe ein unvergängliches Leben. Denn da die Werke der Griechen und Römer Jahrhunderte hindurch leuchtende Sterne gewesen sind, welche von Geschlecht auf Geschlecht die in der Kunst und Wissenschaft einzuschlagenden Wege bezeichneten, und noch heute die zur Linken oder Rechten in Geschmacklosigkeit abirrenden auf die rechte Bahn zurückrufen, und da das Christentum eine Kraft ist, alle die selig zu machen, welche es in sich aufnehmen, und dies sein wird bis an das Ende der Tage, so braucht auch der Verein, der für beides eintritt und durch beides das Leben der Menschen zu verherlichen und zu heiligen strebt, für sein Bestehn nicht zu fürchten. Darum halten wir an ihm fest und schliessen wir die diesjährige Versammlung, wie es einst der unvergessliche *Nägelsbach* that, mit den Worten: So Gott will und wir leben, werden wir uns im nächsten Jahre in Frankfurt wieder sehen!

Liebe Herren und Freunde, behüte Sie Gott!

Im Namen der Versammlung ergriff Prof. Dr *Haase* aus Breslau das Wort:

Schneller als wir wünschten ist die Stunde der Trennung gekommen. Unsere Arbeiten haben ihr Ende erreicht, wenn auch nicht die Freuden, welche uns die liebenswürdige Gastfreundlichkeit bereitet, die unsere Versammlung in Braunschweig gefunden hat. Wir alle werden die angenehmste Erinnerung an diese 19. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten mitnehmen. Gleich bei ihrem Beginn wurden wir in anmutiger Weise harmonisch begrüsst durch die Freundlichkeit des hiesigen Gesangsvereins und dieser Gruss ward zu einer schönen Vorbedeutung für den ganzen Verlauf der Versammlung, deren Harmonie durch nichts eine Störung erlitt. Wohlwollen und Freundlichkeit ward uns von vielen Seiten erwiesen und dafür sprechen wir unsern herzlichen Dank aus, insonderheit dem edlen deutschen Fürsten, dessen erleuchtetes Wohlwollen dieses Land beglückt und auch dieser Versammlung durch ihr bereitete hohe Genüsse einen Beweis seines Interesses für die Wissenschaft gegeben hat: der hohen Regierung, welche das Zusammenkommen der Versammlung so wesentlich gefördert und ihr ein so herliches Sitzungslokal, die Räume der Landesvertreter, eingeräumt hat: dem Rathe der Stadt Braunschweig, welcher den altehrwürdigen Rathhaussaal unserer Versammlung zu ihren geselligen Zusammenkünften öffnete und uns die

schönen Baulichkeiten in glänzender Beleuchtung vor Augen stellte: der Eisenbahndirection und ihren Beamten, welche mit Freundlichkeit uns die Fahrt nach Wolffenbüttel gewährte und uns noch morgen nach dem herlichen Harzburg führen will: den geehrten geschlossenen Gesellschaften der Stadt, deren Güte ein schönes Lokal den Sektionsversammlungen und den Zutritt in ihre Kreise uns allen gestattete. Insbesondere aber gebührt unser Dank unsern beiden würdigen Präsidenten und den Mitgliedern des Sekretariats, welche mit liebenswürdiger Fürsorge, Hingebung und Umsicht alle die mannigfaltigen Mühen und Arbeiten auf sich genommen haben, die zu einer so glücklich durchgeführten Leitung der Versammlung erforderlich waren. Indem ich noch diesen Dank auf alle ausdehne, welche uns Freundlichkeit erwiesen haben und das geehrte Präsidium ersuche, denselben an die Personen zu überbringen, fordere ich die Versammlung auf den Dank, welchen wir unseren beiden Herren Präsidenten schuldig sind, in einem dreifachen Hoch auszudrücken.

Nachdem die gesamte Versammlung freudig in dieses Hoch eingestimmt hatte, trennte sie sich mit dem Wunsche auf ein frohes Wiedersehn.

Verhandlungen der pädagogischen Sektion.

VII.

Vorbereitende Sitzung.

Mittwoch den 26. September 1860.

Dem Programme gemäss begaben sich nach dem Schlusse der vorbereitenden allgemeinen Versammlung diejenigen Mitglieder, welche sich an den pädagogischen Verhandlungen zu betheiligen wünschten, in das zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellte Lokal des grossen Klubs.

Der zum Präsidenten vorgeschlagene Professor Dr *Assmann* aus Braunschweig suchte die Wahl anfangs von sich abzulenken, erklärte dann aber nach wiederholter Aufforderung sich bereit das Amt zu übernehmen, erbat sich aber den Ephorus Dr *Bäumlein* aus Maulbronn zum Vicepräsidenten, der sich ebenfalls zur Unterstützung des Vorsitzenden nach Kräften bereit erklärte.

Das Schriftführeramt übernahmen die für die allgemeinen Sitzungen gewählten Sekretäre*).

Als Stoff zu den Verhandlungen lagen vorläufig nur drei von Professor Dr *Dietsch* zu Grimma aufgestellte Thesen vor, welche bereits gedruckt waren. Da aber nun eine Reihe von neuen Thesen von verschiedenen Seiten angemeldet wurden, so entstand die Frage, in welcher Reihenfolge die einzelnen Thesen zur Besprechung kommen sollten. Nachdem hierüber verschiedene Ansichten geäussert waren, ohne dass man zu einem Resultate gelangen konnte, beschloss man, nach der Sitte früherer Versammlungen erst sämtliche Thesen drucken zu lassen und darnach in der nächsten Sitzung die Ordnung festzusetzen.

Darauf schloss der Präsident die vorbereitende Sitzung.

A.

Thesen.

I. *Kühnast:* Wenn man dem lateinischen Sprachunterricht im Gymnasium als Hauptzweck die formale Bildung der Schüler zuweist, so ist damit der Anspruch auf Bevorzugung den er hat, dem Griechischen gegenüber nicht gerechtfertigt, und selbst dem Französischen gegenüber nicht stark genug begründet, denselben Hauptzweck und eine nicht minder gründliche Behandlung der letztgenannten Sprachen vorausgesetzt.

---

*) Die Protokolle sind den Herren Conr. Dr. *Lahmeyer* und Collaborator Dr. *Abicht* und *Steinmetz* aus Lüneburg zu danken.

Der Ausdruck 'formale Bildung' ist hier in dem Sinne genommen, in welchem er nach dem Vorgange von *Fr. Thiersch* gewöhnlich gebraucht wird.

II. *Rehdantz:* Das laute Lesen und Recitieren der Klassiker.

III. *Ostermann:* Die lateinischen Vocabularien für die unteren Klassen der Gymnasien müssen in engster Verbindung stehn mit entsprechenden Uebungsbüchern und müssen ihr Material den Autoren entnehmen, welche von den meisten Gymnasien in der Quarta und Tertia gelesen werden, dem Cornelius Nepos und Julius Cäsar.

IV. *Lechner:* 1. Unterricht im Turnen sollen wirkliche Gymnasiallehrer ertheilen.
2. Studierenden der Philologie und Schulamtscandidaten soll Gelegenheit geboten werden, sich für denselben die nötige Vorbildung zu erwerben.
3. Die Methode soll die von *Adolf Spiesz* begründete sein.
4. Als Ziel des Unterrichts soll wie bei den humanistischen Studien zunächst allgemeine formale Bildung gelten.
5. Zur Theilnahme sollen alle Schüler verpflichtet sein, welche nicht durch Gebrechen oder Krankheiten abgehalten sind.

V. *Assmann:* Es ist die Ueberzeugung auszusprechen:
1. dass unsere Jugend nur durch rationelle Turnübungen zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne,
2. und dass eines der notwendigsten Mittel für diesen Zweck die Errichtung von Turnhäusern sei.

VI. *Lattmann:* 1. Die Einheitlichkeit des Gymnasium beruht hauptsächlich auf einer gleichartigen Ausbildung des Lehrerstandes.
2. Es ist zunächst zu wünschen, dass alle (studierten) Gymnasiallehrer eine gleichartige humane Grundbildung durch ihre akademischen Studien gewinnen und dass erst zu dieser Grundlage ihrer Ausbildung das besondere Fachstudium (Mathematik und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, Theologie, gelehrte Philologie) hinzugefügt werde.
3. Es ist zu wünschen, dass die philologischen Universitätslehrer einen grossen Theil ihres Unterrichts so gestalten, dass er den allgemeinen humanistischen Studien dient, und dass gleichfalls die akademischen Lehrer der Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften durch einen entsprechenden, insbesondere für die Bildung des Lehrerstandes berechneten Unterricht Gelegenheit bieten, jene humanistische Grundlage zu einer allgemeineren humanen Bildung zu erweitern.

B.

Thesen, aufgestellt von Professor Dr Dietsch in Grimma.

I.

1. Der Geschichtsunterricht des Gymnasiums kann nur dann befriedigende Resultate gewähren, wenn er sich dem Wesen des Ganzen möglichst vollständig einordnet und sich darnach gestaltet.
2. Er hat sein Ziel nicht sowohl in einem ausgebreiteten Wissen, als in Weckung des Sinns und Uebung des Geistes für Auffassung geschichtlicher Thatsachen zu suchen und auf das,

was sich der Schüler selbst erarbeitet, einen höhern Werth zu legen, als auf das blos gedächtnismässig aufgenommene.

3. Sind die sicher stehenden Resultate der historischen Forschung natürlich von ihm nicht auszuschliessen, so hat er doch vorzugsweise seine Aufgabe in der Kenntnis des überlieferten zu suchen, um so mehr als ohne diese das wissenschaftliche Studium, auf welches das Gymnasium vorzubereiten hat, der Grundlage ermangelt.
4. Er hat *a*) nicht Universalgeschichte, sondern die Geschichte der drei Hauptvölker: Griechen, Römer und Deutsche, zu lehren, wobei natürlich die in ihnen enthaltenen oder zu ihnen in Beziehung stehenden universalgeschichtlichen Momente nicht übergangen werden dürfen und können;
   b) nicht Kulturgeschichte, wol aber eine Heraushebung und Zusammenfassung der aus dem eignen den Litteraturen zugewandten Studium des Schülers zu gewinnenden Anschauungen zu bieten;
   c) zur denkenden Betrachtung, namentlich des in den Thatsachen und Handlungen objectiv erkennbar gegebenen Zusammenhangs und der daraus hervorspringenden allgemeinen Wahrheiten anzuleiten, wodurch die religiöse und sittliche Bildung, zu welcher der Geschichtsunterricht vorzugsweise mitzuwirken hat, einen sicherern Grund gewinnt, als durch Vorträge.
5. Auf der obersten Stufe hat der Geschichtsunterricht vorzugsweise die alte Geschichte zum Gegenstande zu nehmen. Eine wünschenswerthe vertiefende und erweiternde Repetition der mittlern und neuern Geschichte wird dadurch nicht ausgeschlossen.
6. Auf dieser Stufe hat der Unterricht *a*) das von dem Schüler bereits in den alten Geschichtsschreibern gelesene zu befestigen und zusammenzuordnen,
   b) durch Aufweisung von Gesichtspunkten zu fernerer Lectüre anzuregen und vorzubereiten,
   c) aus bezeichneten Quellen selbstthätige Aneignung zu fordern. (Wie weit dies mit der deutschen Litteratur möglich, ergibt sich von selbst.)

Aber auch schon auf der mittlern Stufe sind die Schüler sowol beim Unterricht als insbesondere bei den früher gehabte Abschnitte umfassenden Repetitionen anzuhalten
   a) das bei ihrer Lectüre gewonnene in ihre geschichtlichen Kenntnisse einzuordnen und
   b) sich durch Lectüre genauere Kenntnis wichtiger Personen und Begebenheiten zu verschaffen.

II.

Es dürfte fruchtbar sein von wissenschaftlichem und pädagogischem Standpunkte aus die Frage zu erörtern, wie viel und was die lateinische Schulgrammatik von den Resultaten der Sprachforschung aufzunehmen habe.

III.

Interesse erregend würde eine Aussprache und Mittheilungen darüber sein, was die Gymnasien von einem Schulgesetze erwarten und was sie nicht wünschen können.

Erste Sitzung.

Donnerstag den 27. September 1860, 8 Uhr Morgens.

Der Präsident Prof. Dr *Assmann* eröffnete die Sitzung mit einer warmen Danksagung für die so zahlreiche Betheiligung der deutschen Philologen an den pädagogischen Besprechungen. Um derselben willen gelte es auch als schönstes Ergebnis eine echt deutsche That zu erzielen, durch welche sich die Liebe für das deutsche Vaterland beweise. Das sei es, worauf er vor allem hinweisen wolle, nachdem er auch durch einen Freund in brieflicher Mittheilung daran erinnert worden sei, und er hoffe, die Versammlung werde mit ihm darin übereinstimmen, dass bei der Beratung diejenigen Fragen, welche sich auf das deutsche Volk und dessen Kräftigung beziehen, in den Vordergrund zu stellen seien. Um nun Zeit raubende Erörterungen über die Festsetzung der Tagesordnung zu ersparen, erlaube er sich ohne weiteres eine Reihenfolge der zu beratenden Thesen vorzuschlagen; Erschöpfung des Gegenstandes sei dabei freilich nicht möglich, allein schon die Anregung bringe Gewinn, doch sei dabei Aufregung zu vermeiden, welche man dem Süden und dem heissblutigen Oriente überlassen wolle. In Verfolgung des vorher ausgesprochenen leitenden Gedankens schlage er also unter Vorbehalt der Billigung durch die Versammlung vor, dass zunächst

1) die Thesen des Studienlehrers *Lechner* aus Erlangen (A IV) und im Anschluss daran seine eigenen (A V) zur Beratung kommen sollen, dann
2) die von Prof. Dr. *Rehdantz* aus Halberstadt (A II).
3) die über den Geschichtsunterricht von Prof. Dr. *Dietsch* (B I),
4) die von Prof. *Kühnast* aus Rastenburg (A I),
5) die vom Gymnasiallehrer Dr. *Ostermann* aus Fulda (A III),
6) die von Dr. *Lattmann* aus Göttingen (A VI).

Endlich sei noch eine Anfrage von Director *Gravenhorst* aus Bremen angemeldet, ob und mit welchem Erfolge Unterricht in der Stenographie auf Gymnasien eingeführt sei.

Die Maiorität der Versammlung entscheidet sich dem Antrage des Präsidenten gemäss dafür, dass zuerst die beiden Turnthesen und zwar zuerst die *Assmannsche* (A V) als die allgemeinere discutiert werden sollen.

Präsident *Assmann:* der erste Theil seines Antrags werde nur kurze Zeit in Anspruch nehmen, da sich für denselben die Versammlung durch Annahme seiner Voranstellung schon ausgesprochen zu haben scheine; doch halte er es für ausserordentlich wichtig, wenn die hier versammelten Philologen und Schulmänner, unter denen sich auch Vorsteher von Töchteranstalten fänden, laut ihre allgemeine Ueberzeugung kund gäben, dass die männliche, wie weibliche Jugend, höhere und niedere Schulen nur durch rationelle Turnübungen (was darunter zu verstehen sei, werde der anwesende Mediciner Dr *Frank* in eingehendem Vortrage auseinandersetzen) zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne; der laute Ausdruck dieser Ueberzeugung könne in den weitesten Kreisen, bei Regierungen und Gemeinden, wahrhaft anregend, ja begeisternd wirken.

Sein zweiter Antrag betreffe die Errichtung von Turnhäusern, die sowol im Sommer bei regnerischem Wetter, in Folge dessen z. B. wie durch providentielle Fügung

gerade im vergangenen Sommer über die Hälfte der Turntage ausgefallen sei, als auch namentlich im Winter geradezu unentbehrlich seien; wäre erst ein Haus da, so würden die Behörden auch für weitere Mittel sorgen; erst mit der Errichtung von Turnhäusern gewinne das Turnen einen festern Gehalt und könne auf die Dauer gedeihen.

Consistorialrath *Hirsche* aus Braunschweig: es werde ratsam sein, zunächst nur den ersten allgemeinen Theil des Assmann'schen Antrags als allgemeine Ueberzeugung der Versammlung anzunehmen, da sich bei Erwägung der Specialitäten sofort Meinungsverschiedenheiten zu ergeben pflegten.

Dafür spricht sich auch Studienlehrer *Lechner* aus Erlangen aus.

Dr. med. *Frank* aus Braunschweig: Er wolle vom ärztlichen Standpunkte aus den Assmann'schen Antrag unterstützen; die jetzige Zeit sei in zu hohem Masse mit ihren Bestrebungen nur auf geistige Ausbildung gerichtet, darunter leide aber je mehr und mehr die körperliche. Daher habe sich besonders in den letzten Decennien eine Erschlaffung des Muskel- und Nervensystems herausgestellt: überall treffe man hypochondrische Männer und hysterische Frauen; Blutarmut und Bleichsucht seien ein Fluch der Civilisation. Die Beobachtung der Militärpflichtigen beweise diese Mängel: so wiesen die Listen in Braunschweig unter 144 Militärpflichtigen nur 16 Diensttüchtige nach. Ferner leide darunter die Charakterfestigkeit; Geisteskrankheiten und Selbstmorde nähmen überhand. Dem müsse Einhalt geschehen und dies sei nur möglich durch eine naturgemässe Jugenderziehung. Das beste Mittel dazu sei die Gymnastik, darauf weise uns das klassische Altertum hin. Die Schönheit der Körperformen bei den Griechen sei eine Folge der von ihnen so thätig betriebenen Gymnastik gewesen; durch sie haben die Griechen eine ideale Vollkommenheit erreicht, wie sie für alle Zeiten unübertroffen dastehe; darum müsten sie uns auch zum Muster dienen. Platon sage: „übertriebene Körperbildung mache unbändig, übertriebene Geistesbildung verweichliche." Nur die richtige Verbindung beider Seiten der Erziehung mache stark und tüchtig; nur durch sie könne Vollkommenheit erreicht werden. Dazu reiche aber die jetzige Weise der gymnastischen Uebungen nicht aus, ein rationeller Turnunterricht sei notwendig und das Turnen müsse in den Lehrplan der Schulen aufgenommen werden. Spreche man von rationellem Unterricht, so sei an die jetzigen beiden Hauptmethoden zu denken: 1) die schwedische Methode nach *Ling*, die jetzt in Berlin in der königlichen Centralturnanstalt von *Rothstein* vertreten werde, 2) das *Spiesz*'sche System, dessen thätigster Verfechter gegenwärtig *Kloss* in Dresden sei. Beide Systeme stritten jetzt freilich noch, aber trotz der zwischen ihnen herschenden Polemik lasse sich eine Verschmelzung beider erzielen; eine solche werde bereits angebahnt, indem beide Methoden von einander aufnähmen, und die Ausgleichung des Streites scheine demnach nicht mehr so fern. Zur Ausgleichung der Nachtheile, welche das viele und lange Sitzen bringe, lasse sich schon *Schreber's* Zimmergymnastik trefflich benutzen und die darin bezeichneten Uebungen könnten von jedem Lehrer leicht beaufsichtigt werden. Den zweiten Theil von *Assmanns* These, die Errichtung von Turnhäusern betreffend, wolle er jetzt nicht weiter besprechen, sondern nur darauf hinweisen, dass ein geschlossener Raumje desfalls notwendig sei, einmal damit die Turnübungen nicht durch das Wetter gehindert würden, sodann weil jedesfalls beide Geschlechter, auch die weibliche Jugend, am Turnunterrichte Theil nehmen müssen.

Ephorus *Bäumlein:* Die Versammlung möge ohne weitere Discussion den lauten Ausdruck der Beistimmung zu dem allgemeinen Theil des *Assmann'schen* Antrags geben.

Lechner: Er müsse den Antrag stellen: die Frage über das Turnen der weiblichen Jugend von den Verhandlungen auszuschliessen; es sei hier eine Versammlung von Gymnasiallehrern, die zunächst auf die ihrer Leitung anvertrauten Schulen gewiesen sei. Allerdings gehe seine Ansicht auch dahin, dass das andere Geschlecht sich am Turnen betheiligen müsse, aber die Frage über das Wie? lasse sich hier doch nicht eingehender behandeln. Was den zweiten Theil der These von *Assmann* betreffe, so werde die Sache am besten bei Nr. 3 seiner Thesen zur Besprechung kommen.

Regierungsrath Dr. *Firnhaber* aus Wiesbaden: Er könne sich mit dem blossen Aussprechen der zustimmenden Ueberzeugung nicht begnügen; diese theilten wol alle und am lebhaftesten die Schulbehörden selbst; aber sie müsten den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen und ihnen werde das am willkommensten sein, wenn man die Mittel und Wege der Ausführung berate, und die Frage nach dem Wie? beantworte.

Conrector *Hasper* aus Mühlhausen: Er müsse sich dagegen aussprechen, dass nach dem Wortlaut von *Assmanns* These unsere Jugend nur durch rationellen Turnunterricht zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne; das Turnen sei dazu allerdings ein vortreffliches Mittel; so weit sei er damit vollkommen einverstanden; doch vor allem sei zur Erreichung jenes Zweckes das Wort Gottes nötig, in welches die Jugend immer tiefer und fester eingeführt werden müsse, damit sie zu einem starken und tüchtigen Geschlechte heranreife.

Assmann bemerkte gegen den Vorredner, dass dies eine natürliche Voraussetzung sei und sein Ausdruck nur nicht die Bedeutung habe, das religiöse Princip auszuschliessen.

Hirsche: Entschieden müsse er darauf bestehn, dass gegen *Lechners* Ansicht auch das weibliche Geschlecht berücksichtigt werde, da es sich hier nicht um eine kleine, sondern um eine grosse That für das deutsche Volk handle und die Mädchen auch zum deutschen Volke gehörten. Auch genüge die Ueberzeugung auszusprechen nicht; die sei wol da, aber die Gesinnung müsse auch effectuiert werden: Die Gymnasien seien zum grossen Theile Gemeindeanstalten und die Volksschulen geradezu Gemeindeschulen; die Förderung der Wehrkraft aber sei Sache des Staats: daher solle auch vorzugsweise der Staat aus seinen Mitteln zur Hebung des Turnwesens beisteuern; deshalb wünsche er den Antrag angenommen: es ist Sache des Staats aus eignen Mitteln für die Errichtung von Turnanstalten zu sorgen; die Schule aber solle ihrerseits durch Beschränkung der häuslichen Aufgaben und eine zweckmässige Auswahl derselben der Förderung des Zweckes entgegenkommen.

Der Vicepräsident der allgemeinen Sitzung Director *Jeep* aus Wolfenbüttel: um nicht tiefer und tiefer in die Phrase sich zu verlieren, müsse man auf das eingehn, was *Bäumlein* vorgeschlagen, und den ersten allgemeinen Theil der *Assmann'schen* Thesen zur Abstimmung bringen.

Realschuldirector Dr. *Hüser* aus Aschersleben: zur Beruhigung von *Hasper* bemerke er, dass das nur in der These natürlich nicht bedeute, dass man die Menschen durch das Turnen selig machen könne, sondern nur so viel sei als nicht ohne.

Der Präsident *Assmann* änderte darauf die Fassung seiner These dahin:

Es ist die Ueberzeugung der Versammlung, dass unsere Jugend nicht ohne rationelle Turnübungen zu einem kräftigen Geschlecht herangebildet werden könne.

Rector Dr *Peter* beantragte den Schluss der allgemeinen Debatte und nachdem dieser Antrag mit entschiedener Maiorität angenommen worden war, stellte der Präsident die Frage

an die Versammlung, ob sie die in seiner veränderten These enthaltene Ueberzeugung öffentlich durch Erhebung von den Sitzen kundgeben wolle. Das Resultat theilte er mit den Worten mit, dass sich die ganze Versammlung wie ein Mann erhoben habe.

Die Verhandlung wandte sich nun zu den *Lechner'schen* Thesen (A IV) und *Lechner* spricht zur Motivierung seines ersten Satzes: 'Unterricht im Turnen sollen wirkliche Gymnasiallehrer ertheilen' folgendes: Er sei bei der Stellung seiner Sätze einzig und allein von der Absicht geleitet worden, Besprechungen über die rechte Art und Weise des Turnens anzuregen, und dies scheine ihm die That zu sein, deren es für das deutsche Vaterland bedürfe. Damit aber der Unterricht im Gymnasium — denn dies habe er allein im Auge gehabt — recht gedeihe, erachte er als das erste Erfordernis, dass die Gymnasiallehrer selbst sich desselben annähmen. Er wolle damit nichts sagen zur Herabsetzung der gewis recht achtungswerten Männer, welche zur Zeit vielfach als Turnlehrer von Profession in Thätigkeit seien — pensionierte Corporale u. dgl., bei deren Unterricht die ganze Theilnahme der Gymnasiallehrer höchstens darin bestehe, dass einer die Aufsicht führe und wärend der Uebungen in der Nähe spazieren gehe. Es sei doch gewis offenbar, dass ein Lehrer, welcher ausserdem noch wissenschaftlichen Unterricht ertheile, auch den Turnunterricht am besten geben werde; denn er werde, da ihn die Schüler sonst schon achten und lieben gelernt, bei dem Turnunterricht mehr Respect entgegengebracht erhalten; in Anerkennung davon habe man an manchen Orten dem Turnlehrer, um ihm einen grösseren Einfluss bei den Schülern zu verschaffen, einige Stunden in den Realfächern übertragen; doch genüge dies noch kaum. Aus seiner eigenen Erfahrung könne er bestätigen, wie die Ertheilung des Turnunterrichts dem wirklichen Gymnasiallehrer die reichste Gelegenheit biete seine Pflicht im Punkte der Erziehung zu thun; denn auf dem Turnplatze erschliesse sich ihm der ganze Charakter seines Schülers oft viel klarer als in der Lehrstunde, und dies gestatte ihm eine weit eingreifendere Wirksamkeit als Erzieher. Ja die ganze Methode des wissenschaftlichen Unterrichts könne von dem Turnunterricht Vortheil ziehen, indem der, welcher diesen ertheile, zu den Schülern in ein andres Verhältnis trete. Wie er dies aus eigner Erfahrung wisse, so sei es ihm auch von vielen Seiten bestätigt worden. Er bitte nun diejenigen, welche in Betreff seines ersten Satzes weitere Beiträge und Erläuterungen zu geben oder Gegenbemerkungen zu machen hätten, dies zu thun.

Bäumlein: Wenn er auch in der Sache mit Lechner vollkommen einverstanden sei, so beantrage er doch in Hinsicht auf die Schwierigkeiten, welche der Durchführung allenthalben entgegenstünden, die Modification: wenn möglich durch wirkliche Gymnasiallehrer.

Director Dr. *Eckstein*: sein Freund Bäumlein mache doch zu sehr den Sicherheitscommissarius; der Sinn sei, 'es sei wünschenswert, es sei in Aussicht zu nehmen'; Bäumlein, der das treffliche Buch über die griechischen Modi geschrieben, würde den Optativ mit ἄν gesetzt haben.

Firnhaber: es bestehe bei ihm der Zweifel, ob der Ausdruck 'wirkliche Gymnasiallehrer' bedeuten solle: 'Turnlehrer mit dem Range von Gymnasiallehrern' oder 'jeder Gymnasiallehrer soll seine Fähigkeit zum Turnunterricht' nachweisen. In Bezug darauf möchte er doch eine radactionelle Aenderung empfehlen. Ferner aber sei seine Ansicht, als erste Bedingung zum Gedeihen der Sache müsse festgehalten werden: 'der Turnunterricht soll obligatorisch sein und in die gewöhnliche Unterrichtszeit aufgenommen werden'.

Lechner: es thue ihm leid, dass sein Ausdruck nicht völlig verstanden worden sei; er habe 'durch wirkliche Gymnasiallehrer' nur sagen wollen, dass der Turnlehrer ein zum Lehrercollegium gehöriger, auch in andern Lehrfächern unterrichtender Lehrer sein solle, nicht aber wie oft ein Corporal oder ein Unterofficier. Mit Bäumlein könne er dem Sinne nach nur übereinstimmen, doch habe bereits Eckstein bemerklich gemacht, dass der Ausdruck einer weiteren Erklärung oder Aenderung nicht bedürfe. Er habe bei Stellung des Antrags ganz besonders die Verhältnisse seines Vaterlands Bayern vor Augen gehabt; dort klagten die Directoren über die Schwierigkeit unter den jüngeren Lehrern, wenn sie auch körperlich frisch und rüstig genug wären, Bereitwilligkeit und Fähigkeit zur Ertheilung des Turnunterrichts zu finden; es müsse von den Gymnasiallehrern erkannt werden, dass sie der Schule wesentlich dienen, wenn sie auch den Turnunterricht mit übernehmen, und dringe diese Erkenntnis ein, so würden auch mehr sich dazu vorbereiten. Er habe nun geglaubt, dass eben in dieser Hinsicht auf das jüngere Geschlecht der Gymnasiallehrer ein heilsamer Einfluss werde ausgeübt werden, wenn die Versammlung ihre Uebereinstimmung mit seinem Antrage ausspreche.

Da sich niemand weiter zum Worte meldete, so wurde die Frage auf Annahme der These 1 gestellt, und erfolgte diese einstimmig.

Lechner gieng darauf zur Motivierung seines zweiten Satzes über: Studierenden der Philologie und Schulamtscandidaten soll Gelegenheit geboten werden, sich für denselben die nötige Vorbildung zu erwerben. Für alle Unterrichtsfächer würden von jedem, der an einer öffentlichen Lehranstalt unterrichten wolle, Zeugnisse und Beweise über die gewonnene Vorbildung und Befähigung verlangt; auch für den Turnunterricht sei dies notwendig. Denn gerade bei dem Turnlehrer sei die mangelnde Vorbildung sehr schädlich, zumal da es bei Leitung des Turnens auf die Befolgung medicinischer Grundsätze ankomme. Nun handle es sich darum, wie und wo die Vorbildung von den künftigen Gymnasiallehrern gewonnen werden könne und solle. Seiner Ueberzeugung nach müsse die Vorbildung stattfinden entweder wärend der Universitätszeit oder wärend der ersten Gymnasialpraxis. Die Notwendigkeit von Turnlehrerbildungsanstalten sei längst anerkannt; in Preussen und Sachsen bestehn bereits solche und eine gleiche werde demnächst in Württemberg ins Leben treten. Freilich könne dabei die Absicht nicht dahin gehen, dass der Lehrer ein Turnkünstler werden solle, aber ein Sachverständiger müsse er werden und die Methodik des Turnens genau kennen. Dazu sei erforderlich ausser den praktischen Uebungen: 1) anatomisch-physiologische Kenntnis und 2) Kenntnis der Geschichte des Turnwesens. Auf alles dies werde denn in den Turnlehrerbildungsanstalten zu Berlin und Dresden das gebürende Gewicht gelegt. Indes könne man doch eine Schwierigkeit nicht übersehn, die mit dem Bestehn so grosser Centralturnanstalten verbunden sei. Wo fänden die Studierenden neben ihren anderen Studien die Zeit, um an einem so ausgedehnten Turncursus Theil zu nehmen? Nach dem Beginne der eignen Gymnasialpraxis könne die Theilnahme nur in sehr kurzen und getrennten Zeiträumen stattfinden. Seine Ansicht sei, dass im Anschlusse an die philologischen Seminare auf den Universitäten etwas geschehn solle, und dass hier mit geringen Mitteln schon das notwendige erreicht werden könne, dafür wolle er das Beispiel von Erlangen anführen. Auf Verfügung des Cultus- und Unterrichtsministeriums sei hier mit dem philologischen Seminar unter der Aufsicht von dessen Vorstand, dem Herrn Hofrath Professor Dr *Döderlein*, ein Turncusus verbunden; die Theilnahme an demselben sei für die Studierenden ganz freiwillig; er selbst und der Prosector der Universität ertheilen den Unterricht; der letztere halte wärend des Winter-

semesters Vorlesungen über das allgemeinste der Anatomie und Physiologie in ihrer Anwendung auf das Turnen und mit sorgfältiger Rücksichtsnahme auf die verschiedenen Altersklassen der Menschen; daran schliesse er selbst eine kurze Geschichte des Turnwesens von den Zeiten des klassischen Altertums an; im Sommersemester würden praktische Uebungen vorgenommen. Eine derartige Einrichtung sei durchaus nicht kostspielig, entziehe die Studierenden nicht ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen und werde, wenn sie allgemeiner nachgeahmt werde, die Möglichkeit beschaffen, die Turnlehrer unter den Gymnasiallehrern selbst zu finden.

Präsident *Assmann:* Er gedenke hier des von Consistorialrath Hirsche (s. o. S. 88) gestellten Urantrags und frage deshalb, ob der Sinn des Satzes sein solle: 'soll vom Staate Gelegenheit geboten werden' oder nur 'soll auf den Universitäten Gelegenheit geboten werden?'

Lechner: da in den verschiedenen Ländern die Verhältnisse verschieden seien und darnach die Einrichtungen bemessen werden müsten, so habe er ganz absichtlich seiner Thesis die allgemeinste Fassung gegeben.

Hirsche: Er komme hier auf seinen Antrag zurück; denn in der That es werde lange dauern, ehe das Turnen etwas allgemeines werde, wenn die Kosten von den Gemeinden oder der dafür sich interessierenden beschafft werden sollten. Der Staat müsse die Kosten bestreiten, da er ja in politischer Beziehung den Nutzen davon ziehe, und die Sache müsse schnell ins Leben gerufen werden. Der Hinblick auf die gegenwärtigen politischen Gefahren unseres Vaterlandes sei es ja doch gewesen, der diese Thesen vor allen andern auf die Tagesordnung gebracht habe [Viele Stimmen: Nein! Nein!]. Es müsse der Staat eintreten, der Gemeinde dürften daraus keine Kosten erwachsen.

Die Debatte wurde hier geendet und der zweite Satz der Thesen in der ihm von Lechner gegebnen Fassung einstimmig angenommen. Die Discussion gieng zu 3. der Lechner'schen Thesen über: Die Methode soll die von Adolf Spiesz sein.

Lechner: Wie es gegenwärtig stehe, könne die Frage nach der Methode des Turnunterrichts nur die sein, ob nach der Methode von *Spiesz* oder nach der von *Ling* geturnt werden solle. Nun sei eben so sehr die Vortrefflichkeit der schwedischen Schule und der von Ling begründeten Turnmethode für Heilgymnastik anzuerkennen, wie dass für den pädagogischen Zweck die Methode von Spiesz den Vorzug verdiene. Bekanntlich befolge *Rothstein* in der von ihm geleiteten Berliner Centralturnanstalt zu Berlin die Ling'sche Methode, allein selbs Schüler von diesem hätten ihm (dem Redner) versichert, dass sie nach ihren Erfahrungen für die pädagogische Gymnastik unbedingt der Spiesz'schen Methode den Vorrang einräumen müsten.

Jeep: Es werde wol das geratenste sein, wenn man die Frage über die beiden gegen einander polemisierenden Methoden gänzlich fallen lasse, da wol die wenigsten der Anwesenden davon ein klares Bild und ein begründetes Urteil hätten.

Propst Director Dr *Müller* aus Magdeburg: Eine kleine Aenderung in der Fassung der Thesis werde wol die Controverse beseitigen; man solle aussprechen, dass beim Turnunterricht die Spiesz'sche Methode berücksichtigt werden müsse. Uebrigens dränge sich ihm auch der Wunsch auf, dass die Versammlung ausspreche, wie jeder Gymnasiallehrer sein Interesse an dem Turnunterrichte dadurch an den Tag zu legen habe, dass er oft auf dem Turnplatz erscheine und an den Uebungen leitend und beaufsichtigend mit Theil nehme; dann werde sich auch über den Werth der Methoden ein sicheres Urteil bei einer grössern Anzahl bilden.

Eckstein: Er schliesse sich zum Theil an Jeep an; denn es sei freilich zu beklagen, dass so gar wenige die Sache kennten. Aber die anwesenden Sachverständigen könnten durch Aussprechen ihrer Ansichten anregend und belehrend wirken, eine Abstimmung sei ja nicht nötig. In der Sache erkläre er sich durchaus mit Lechner einverstanden und hege den Wunsch, dass die Methode von Spiesz und dessen Schriften bald bekannter werden möchten; er habe zuerst bei der Philologenversammlung in Basel das Spiesz'sche Turnen gesehen und dann Spiesz Schriften mit höchster Befriedigung gelesen, aber leider selbst manche Turnlehrer scheuten diese Mühe.

Hirsche: Wer einmal das Spiesz'sche Turnen gesehen habe, dem sei der Eindruck unvergesslich; auf technische Discussionen einzugehen sei ja gar nicht notwendig; die pädagogische Seite der Spiesz'schen Methode sei jedesfalls von der höchsten Bedeutung und diese müsse daher auch in der These vor allem betont werden.

Director Dr. *Wendt* aus Hamm: Er finde eine Seite des Turnunterrichts bisher ganz übergangen: die Verbindung des Turnwesens mit militärischen Uebungen; daher beantrage er den Zusatz: Zugleich ist eine feste Verbindung mit der militärischen Ausbildung der Jugend anzustreben. Die Discussion über den Antrag wurde auf die Debatte über Punkt 4 verschoben.

Lechner: Schon das erscheine ihm als ein gewonnener Fortschritt, dass die Erinnerung an die Spiesz'sche Methode aufgefrischt und angeregt werde und dadurch manche Lehrer Anregung erhielten, sich persönlich Anschauung von derselben zu verschaffen. Man möge nur zu Männern, wie *Kluge* und *Kawerau* in Berlin, *Wassmannsdorf* in Heidelberg und *Kloss* in Dresden gehen, um selbst zu sehen, und man werde sich von den pädagogischen Vorzügen überzeugen. Wie sehr die Ueberzeugung Raum gewinne, werde dadurch bewiesen, dass neuerdings von Württemberg eine Anzahl junger Lehrer nach Dresden gesandt worden sei, um unter Kloss Leitung sich für den Turnunterricht auszubilden. Auch das Studium der Spiesz'schen Schriften könne, wo die eigene Anschauung noch fehle, zur Ueberzeugung davon leiten. Hier aber auf die Specialitäten einzugehn dürfte wol zu weit führen.

Dr. med. *Frank:* Er verkenne die Bedeutung und das Verdienst von Spiesz durchaus nicht, könne aber auch nicht unterlassen auszusprechen, wie ja auch das anatomisch-physiologische System im Unterrichte Berücksichtigungen verdiene; die beiden Systeme würden nur durch die Polemik ihrer beiderseitigen Vertreter auseinandergehalten, ohne diese würden sie sich leicht und völlig vereinen.

Lechner: Auch Spiesz berücksichtige die Heilgymnastik und das anatomisch-physiologische Princip sei durchaus nicht eine ausschliessliche Eigentümlichkeit der Lingschen Methode.

Frank: Allerdings sei aber festzuhalten, dass was das Spiesz'sche System vom anatomisch-physiologischen Princip habe, erst durch die Schüler von Spiesz, wie namentlich von Kloss, aufgenommen worden sei; man solle dies nur offen eingestehen und die leidige Polemik unterlassen.

Der Präsident las hier einen vom Oberlehrer Dr *Kindscher* aus Dessau eingereichten Antrag vor: Die Versammlung geht unbeschadet der Anerkennung des allgemeinen Urteils über die Methode von Spiesz über den dritten Satz der Lechner'schen These zur Tagesordnung über. Da die Frage, ob die Debatte geschlossen und über den eben gehörten Antrag sofort abgestimmt werden solle, Bejahung fand, so wurde auf ihn die Frage gestellt und er mit Stimmenmehrheit zum Beschluss erhoben.

Lechner machte nun darauf aufmerksam, dass hier der Ort sei, über den zweiten Satz

der Assmann'schen Thesen (V 2) zu discutieren und sprach zugleich sein Einverständnis über die Notwendigkeit von Turnhäusern, ja deren Unentbehrlichkeit für den Winter aus.

Präsident *Assmann:* Eine Verordnung des preussischen Ministeriums vom 7. Febr. 1844 enthalte unter Nr. 4 folgendes: 'Ueberall und hauptsächlich in den grösseren Städten ist darauf Bedacht zu nehmen, dass jedes Gymnasium und jede höhere Bürgerschule auch eine besondere und für die Jugend der betreffenden Schule bestimmte Turnanstalt und somit jede der eben gedachten Unterrichtsanstalten ihr gedecktes und geschlossenes Turnhaus für die Uebungen im Winter und bei sonst ungünstiger Witterung und ihren eigenen Turnplatz im Freien erhalte'. Wie kräftig sei hier den Turnhäusern das Wort geredet, und das schon vor 16 Jahren! Aber die Zeit sei verstrichen und indes wenig oder nichts geschehn. Die Errichtung von Turnhäusern sei eines der notwendigsten Mittel, wenn das nationelle Turnen allgemein werden und dadurch ein starkes kräftiges Geschlecht dem Vaterlande erwachsen solle. Die Versammlung werde einen mächtigen Einfluss üben, wenn sie ihre Stimme laut dahin abgebe.

Da niemand das Wort begehrte, wurde zur Abstimmung geschritten und der Satz einstimmig angenommen.

Lechner erhielt darauf das Wort zur Motivierung seines vierten Satzes: Als Ziel des Unterrichts soll wie bei den humanistischen Studien zunächst allgemeine formale Bildung gelten. Dieser Satz sei ausdrücklich gerichtet gegen eine Einseitigkeit, die heutzutage dem Turnen auf den Gymnasien wesentlich schade, nemlich gegen die allzustarke Betonung der Wehrhaftmachung. Zweck alles Turnunterrichts sei: die im menschlichen Leibe liegenden Kräfte zu einer allgemeinen harmonischen Ausbildung zu bringen. Das Gymnasium bilde ja auch in geistiger Beziehung nicht für einen speciellen Beruf vor, sondern für allgemeine menschliche Bildung. Nicht die künftigen Theologen, Juristen, Mediciner u. s. w. habe der Gymnasialunterricht im Auge, sondern die allseitige Ausbildung aller geistigen Kräfte der Schüler ohne Rücksicht auf ihren künftigen speciellen Beruf. Auch die Griechen hätten bei ihrer Gymnastik nicht einen bestimmten Beruf vor Augen gehabt, sondern die Ausbildung des Leibes zur Schönheit und Kraft. Werde zu unserer Gymnasialbildung ein auf den gleichen Zweck berechnetes Turnen hinzutreten, dann erst werde jener vollendeten Harmonie in der Ausbildung des Geistes und des Körpers zugestrebt, durch welche die Griechen noch heute als unerreichte Muster für uns dastehn. Uebrigens werde allerdings durch ein Turnen, wie er es befürworte, die Jugend kräftiger und tüchtiger und dadurch zugleich auch wehrhafter gegen den Feind des Vaterlandes; aber desshalb sei diese Rücksicht nicht hier in den Vordergrund zu stellen, unser Gymnasialturnen solle darum nicht ein Wehrturnen sein.

Wendt: Im allgemeinen sei er allerdings mit dem Vorredner einverstanden, doch müsse seiner Ueberzeugung nach die Wehrhaftmachung mehr betont werden. Juristen, Theologen u. s. w. seien nur einzelne, aber alle Männer seien Bürger des Staats und sollten als solche auch Soldaten sein. Indem man also die Wehrhaftmachung betone, habe man nicht einen speciellen, sondern einen allgemeinen Beruf aller im Auge. Unser Vaterland brauche ein zahlreiches, kräftiges und geübtes Heer, und dazu sei erforderlich, dass man die Jugend frühzeitig in den Waffen übe und in ihr den militärischen Geist nähre.

Eckstein: Er wisse nicht, ob der Redner bei uns die Einführung von etwas ähnlichem bezwecke, wie die schweizerischen Kadetteninstitute seien. Als *Wendt* hierauf mit Ja geantwortet, fuhr er fort: So viel gutes sich auch von jenem Institute sagen lassen möge, so halte er doch

seine Einführung bei uns für nicht geeignet und müsse noch mehr darauf bestehen, dass die militärische Seite bei der Frage vom Turnen ganz bei Seite gelassen werde, da damit seine pädagogische Bedeutung ganz alteriert werde.

Propst Dir. Dr. *Müller* aus Magdeburg: Um die verschiedenen Ansichten mit einander zu einen, stelle er den Antrag, der Thesis die Worte beizufügen: 'auch Förderung der Wehrhaftigkeit'.

Lechner macht darauf aufmerksam, dass er in seiner Thesis mit Absicht das Wörtchen 'zunächst' gesetzt habe, um eben damit anzudeuten, dass anderes nicht ausgeschlossen sei; das Turnen sei schon an und für sich eine tüchtige Vorschule der militärischen Ausbildung.

Als der Präsident *Assmann* hier fragte, ob er zur Abstimmung über den vierten Satz vorschreiten solle, erklärte Prof. Dr. *Kühnast* aus Rastenburg: Er habe noch das Amendement zu stellen, die Worte 'wie bei den humanistischen Studien' zu streichen, da dieselben Meinungsverschiedenheiten, wegen des formalen Princips, hervorzurufen geeignet seien.

Lechner: Die Worte sollten nur zur Erläuterung dienen, um das von ihm dem Turnen gestellte Ziel zu veranschaulichen und zugleich zu begründen; namentlich habe er damit dem vorbeugen wollen, dass das Turnen, wie wol hier und da geschehen sei, in blosses Exerzieren ausarte.

Da sich niemand weiter zum Worte meldete, wurde zur Abstimmung geschritten und auf die Frage des Präsidenten der Satz IV 4 einstimmig angenommen.

Die Verhandlung wandte sich zu IV 5: Zur Theilnahme sollen alle Schüler verpflichtet sein, welche nicht durch Gebrechen oder Krankheiten abgehalten sind.

Lechner: Nach allem dem, was bereits gesprochen worden sei, könne kein Zweifel darüber obwalten, dass das Turnen, solle es seinen Zweck erreichen, obligatorisch sein müsse. Aber dies sei weder an allen Schulen noch in allen Ländern, z. B. in Bayern, der Fall. Die Versammlung werde hier einen heilsamen Einfluss ausüben, wenn sie sich für seinen Satz erkläre, und er glaube, es könne dies ohne längere Debatte einfach durch Abstimmung geschehen.

Nachdem von mehreren Seiten kurz bestätigt worden war, dass noch an vielen Orten das Turnen facultativ sei, wurde der Satz einstimmig angenommen.

Präsident *Assmann* forderte hierauf den Director Dr Wendt aus Hamm auf, seinen früher eingebrachten Antrag: Dass eine feste Verbindung des Turnens mit der militärischen Ausbildung der Jugend anzustreben sei, zu motivieren.

Wendt: Das Turnen habe eine doppelte Seite, eine pädagogische und eine politische, und die letztere werde von den Lehrern weniger betont, als recht sei. Sie müsten sich daran erinnern, dass sie zuerst Bürger und dann Erzieher der Jugend seien. Obgleich er die Spiesz'sche Methode an sich als ganz vortrefflich anerkenne, so müsse er doch auf die Thatsache aufmerksam machen, dass das Turnen vielfach in Einübung von Kunststücken ausarte, und hauptsächlich daran laboriere, dass das praktische und ideale Ziel der Jugend nicht zum Bewustsein komme. Das ideale Ziel sei die Wehrhaftigkeit des Mannes, sei die Kraft zur Verteidigung des Vaterlandes. Wir müsten hier von der Schweiz lernen; von sklavischer Nachahmung von deren Kadetteninstituten könne natürlich keine Rede sein, nur darauf komme es an, dass das Princip angenommen werde.

Professor *Langbein* aus Stettin: Seit länger als fünfzehn Jahren leite er an seiner Anstalt den Turnunterricht und habe seit dieser Zeit immer mit dem Turnen militärische Uebungen

verbunden und den besten Erfolg gehabt. Er habe die Erfahrung allgemein gemacht, dass bei den Schülern der oberen Klassen die Theilnahme für die Uebungen nach der Spiesz'schen Methode lauer werde, dagegen für dieselben militärische Uebungen ganz angemessen seien; die Altersklassen bis zu vierzehn und fünfzehn Jahren bewiesen für die ersteren Uebungen noch das vollste Interesse, dann aber schwinde es allmählich.

Hasper: wenn er auch den Satz von Wendt, dass wir zuerst Bürger und dann Erzieher seien, gut heisse, so müsse er doch erinnern, dass wir hier als Gymnasiallehrer versammelt seien, und als solche nur die pädagogische Seite des Gegenstandes ins Auge zu fassen haben.

Lechner: Gegen Wendt habe er zu bemerken, worauf er schon vorher hingewiesen, dass die Spiesz'sche Methode zugleich den militärischen Uebungen vorarbeite, worüber er sich auf das Zeugnis sogar militärischer Schriftsteller berufen könne. Ferner sei es gerade ein Verdienst von Spiesz, dass er die turnerischen Gaukelstücke aus dem Unterricht verbannt und ein ideales Ziel gestellt habe, welches in allseitiger Kräftigung und Uebung im freien Gebrauch der Glieder und Leibeskräfte die Wehrhaftigkeit mit enthalte. Was die Bemerkung von Langbein über die geringere Theilnahme der oberen Klassen anlange, so sei es ja bekannt, dass Spiesz keineswegs das Riegenturnen unter selbstgewählten Vorturnern in Jahn-Eiseln'scher Weise verbanne und dies demnach in Anwendung zu bringen nicht unerlaubt und unrätlich sei. Endlich werde jeder, der in der Schule Erfahrung habe, bezeugen können, dass die Frei- und Ordnungsübungen auch von erwachsenen Schülern, selbst von Primanern mit grösstem Interesse betrieben würden.

Hirsche: Er müsse die Bemerkung Lechners, dass die Spiesz'sche Methode ein bedeutendes militärisches Element enthalte, bestätigen. Wolle man specifisch-militärische Uebungen aufnehmen, so sei das vor zehn Jahren erschienene Büchlein von Langbein ein trefflicher Handweiser. Jedesfalls seien die militärischen Frei- und Ordnungsübungen aufzunehmen.

Wendt: Er scheue sich nicht auszusprechen, wie es ihm nötig scheine, auch den Gebrauch der Schiesswaffen die Jugend zu lehren [Viele Stimmen: Nein! Nein!]. Nun, wenn man sich über Specialitäten nicht einigen werde, so wolle er doch das allgemeine, die Verbindung des Turnens mit militärischen Uebungen, festhalten.

Hüser: Ueber das Verhältniss des Bürgers und des Erziehers sei hier nicht zu streiten; den allgemeinen Bemerkungen Wendts stimme er bei, müsse aber betonen, dass die militärischen Uebungen nicht nur eine politische, sondern auch eine pädagogische Bedeutung hätten: der Knabe lerne Gehorsam. Kommen nun zu diesem pädagogischen Gewinne noch der politische Vortheil dazu, warum wolle man ihn von der Hand weisen? Dass das Interesse für das Turnen in den obern Klassen erkalte, sei nicht wegzuleugnen; der Grund dieser Unlust liege aber nicht im System, sondern in den bei den Schülern der oberen Klassen dominierenden anderen Interessen, welche von dem Gedanken an das Maturitätsexamen u. dgl. zu sehr in Anspruch genommen würden.

Oberlehrer Dr. *Nasemann* aus Halle: Das von Wendt hervorgehobene ideale Ziel sei durch die ganze übrige Bildung der Jugend zu erstreben; denn die Wehrhaftigkeit beruhe wesentlich auf der Gesinnung. Der politische Gesichtspunkt in jenes Bemerkungen scheine ihm mit Recht zurückgewiesen zu sein. Dass übrigens die Vorbildung für den militärischen Beruf nicht eine lange Vorbereitung bedürfe, sondern eine rasche Einschulung möglich sei beweise der einjährige freiwillige Dienst in Preussen.

Präsident *Assmann:* Da niemand weiter das Wort begehrt habe, so wolle er noch auf

ein Wort von Luther aufmerksam machen (Ausgabe von Walch XXII 2289): 'Zu geschweigen, dass uns Deutschen zu dieser Zeit wesentlich hoch von Nöten ist, zum Heer und Streit tüchtig und allezeit bereit zu sein; denn es sollen ja unsere Jungen Land und Leute vertheidigen und Kriegsleute sein'. — In solcher Zeit ständen wir auch jetzt und militärische Bildung des Volks thue not. Er müsse sich für seine Person für Wendts Antrag aussprechen und bringe diesen zur Abstimmung.

Die Abstimmung lieferte, obgleich die Secretäre sorgfältigst zählten, dennoch ein zweifelhaftes Resultat. Subconrector Dr *Lattmann* aus Göttingen erklärte, er habe gegen den Antrag gestimmt, weil derselbe schon in Lechners Satz 4 mit enthalten sei. Der Präsident *Assmann* warnte zwar davor, dergleichen Rücksichten bei der Stimmgebung obwalten zu lassen, allein auch die wiederholte Abstimmung ergab keine entschiedene Ueberzeugung der Versammlung für Wendts Antrag.

Da der Vicepräsident der Gesammtversammlung Dir. *Jeep* daran mahnte, die Versammlung bald zu schliessen, damit der um 10 Uhr anberaumten allgemeinen Sitzung kein Abbruch geschehe, so beschloss man über die noch vorliegenden Anträge einfach abzustimmen.

Der Antrag vom Propst Dr *Müller* aus Magdeburg: 'Der Staat soll sich der Sache des Turnens annehmen' wurde ohne weiteres angenommen und ebenso der zweite desselben: 'Jeder Gymnasiallehrer solle thätig sein Interesse für das Turnen an den Tag legen'.

Es lag ein noch weiter gehender Antrag von *Hirsche* vor: 'Die Versammlung spricht ihre Ueberzeugung dahin aus, dass vor allem der Staat die Kosten der Einrichtung des Turnunterrichts in unseren Schulen zu übernehmen habe, indem nur so das Turnen rasch und sicher in alle Schulen unsres Vaterlandes eingeführt werden könne'.

Eckstein: Der eben gehörte Antrag greife zu weit in die Interessen des Staats und der Gemeinden ein, als dass man auf diese Frage in der Versammlung eingehen könne. Er sei deshalb durchaus gegen eine Abstimmung.

Hüser: Auch er sei dagegen; denn wenn man auch den Antrag annehme, so werde der Staat doch keinen Pfennig hergeben.

Peter: Es kämen allerdings bei dem Antrage sehr schwierige Fragen in Betracht, z. B. die, ob der Staat die Volksschulen auf seinen Etat übernehmen solle; deshalb beantrage er über denselben zur Tagesordnung überzugehn.

Die Versammlung erhob diesen Antrag Peters zum Beschluss und nachdem dieselbe noch wegen der Zeit sich dahin erklärt hatte, über die fernere Tagesordnung erst in der nächsten Versammlung Beschluss fassen zu wollen, wurde die erste Sitzung der pädagogisehen Section kurz nach 10 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung der pädagogischen Section.

Freitag den 28. September 1860, 8 Uhr Vormittags.

Nachdem der Präsident Prof. Dr. *Assmann* die Sitzung eröffnet und gegen den Vorschlag, in der Reihenfolge der Thesen, wie sie am gestrigen Tage festgesetzt worden sei, so weit fortzufahren, als es die Zeit gestatten werde, kein Einwand sich erhoben hatte, erhielt Prof. Dr. *Rehdantz* aus Halberstadt zur Begründung seines Antrags: Das laute Lesen und Recitieren der Klassiker, das Wort und hielt folgenden Vortrag:

Hochgeehrte Versammlung!

Sie haben sehr gewichtigen und tief eingreifenden Thesen principieller Natur eine Frage vorangestellt von sehr beschränktem Umfang und fast beschämender Einfachheit, die aber auch nach kurzer Besprechung einen schnellen Abschluss finden wird.

Laut gelesen wird der eben vorliegende Text auf den Universitäten, so viel ich weiss, gar nicht, in den Gymnasien der Regel nach unmittelbar vor der Uebersetzung. Dieses Lesen, ein in frühester Zeit unter anderen Verhältnissen naturgemäss aufgekommner und trotz der vielfach umgewandelten Methode gewohnheitsmässig beibehaltener Brauch, sollte in den oberen Klassen, wo er unnütz Zeit kostet, unnötig die Energie der Auffassungskraft bricht, der Leichtfertigkeit und Faulheit Vorschub thut und an unschöne Resultate gewöhnt, abgestellt und ein anderes lautes Lesen eingeführt werden, wie es im Charakter der alten Sprachen begründet und im Interesse der lernenden Jugend, unseres Unterrichts und gesammten Studiums liegt.

Das laute Lesen ist eine Forderung, welche aus dem Charakter der alten Sprachen viel mehr, als aus dem der neuen, mit Notwendigkeit hervorgeht. Von ihrer Kindheit darf ich schweigen; aber wo hätte ein Leser Homers sich nicht freudig in das Morgenroth getaucht, welches auf ihrer Wiege ruht! Dann aber herangewachsen auf dem Markt des Lebens haben sie jene deutliche und scharfe Bezeichnungsart gewonnen, welche uns noch heute nötigt, ebensowohl bei Entdeckungen auf dem Felde der Mechanik, wie bei Begriffsentwicklungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, immer wieder auf sie zurückzugreifen. In dem Gedränge realer und thatkräftiger Leidenschaften haben sie die gewaltige Energie und Schlagfertigkeit ihrer Satzformen und Bildungen entwickelt, derartig dass ihr Sprechen und Reden ein beständig Ringen mit Geist und Seele des Hörers ist und der Mangel eben hievon über die Latinistik unserer Jugend jene allbekannte unermessliche Nüchternheit breitet. Aber auch der Energie hat die wunderbare Kunstbefähigung des hellenischen Volkes ein Mass gesetzt und zwischen Inhalt und Form ein Gleichmass geschaffen, so herlich dass der ganze Kreis von Gedanken und Empfindungen, den die antike Welt durchlaufen hat, niemals wieder einen gleich wahren und schönen Ausdruck finden wird.

Erwägt man nun, dass dieser Charakter eines sinnlich deutlichen, lebendigen und schönen Stils aus der Fast unbeschränkten Oeffentlichkeit des antiken Lebens sich entwickelt hatte und bereits vollständig ausgebildet war, so muste die jetzt erst eintretende Schriftsprache natürlich ein Abbild der mündlichen Rede werden, eben darum — wie mir scheinen will — ein notwendig Correctiv für unsere Sprache, bei welcher weniger naturgemäss aus der entwickelten

Schriftsprache die gebildete mündliche Rede sich nachträglich herausbildet. Es ist aber auch klar, dass alle aus der mündlichen in die Schriftsprache übergegangenen Vorzüge am leichtesten und sichersten mit den Sinnen, vornemlich dem Ohr aufgefasst werden, und unnötig, vor Sprachkundigen auf eine Reihe von Erscheinungen mehr als hinzudeuten, welche hierin ihre Erklärung finden, und allein durch ausdrucksvolles Lesen ohne die Krücken unserer abstrahierenden Grammatik unmittelbar in das Verständnis fallen. Genug, dass die alten Autoren mehr gehört als gelesen zu werden selber verlangten.

Aber nicht bloss Gerechtigkeit gegen die Autoren und die Rücksicht auf den Charakter ihrer Sprache fordert ein lautes Lesen, sondern nicht weniger das Interesse des Unterrichts und der lernenden Jugend. Es ist mir oft seltsam erschienen, wie mit unverdrossener und gewissenhafter Mühe wir die einzelnen Bausteine, die Wörter und ihre Formen, bearbeiten, ihre Zusammenkittung in Redensarten analysieren, das Fach- und Zimmerwerk der Constructionen und Satzbildungen mathematisch genau aufführen, um endlich das, was Meister, Gesell und Lehrling am meisten erfreuen und befriedigen würde, die Krone des Gebäudes, das laute und ausdrucksvolle Lesen, zu vergessen. Es darf doch nicht alles unfertig bleiben in unserem Unterricht, und jeder von uns kennt die Seligkeit, ein auch noch so kleines Ganze zu schaffen. Mit einer Szene aus Sophocles, einer Ode von Horaz, einem Prooemium und Epilog Ciceros, einem Enthymem aus Demosthenes und Tacitus, welche der Schüler gut lesen gelernt hat, ist ihm eine dauernde Freude geschaffen, und ein anhänglicher Freund der klassischen Studien oft für die Lebenszeit gewonnen. Wir brauchen aber Freunde; denn obschon wir fest überzeugt sind, dass die keusche Naturwahrheit des antiken Stils gegen die mass- und haltungslosen Ausschreitungen der neuern Litteratur ein starkes Gegengewicht bildet — die ganze grosse gebildete Welt wird erst dann lebendigen Antheil nehmen, wenn sie begriffen hat, dass auf jener Wahrheit zugleich der feinste und edelste Geschmack ruht. Dass nun auf den Geschmack der Jugend — freilich eine Eigenschaft, die in unserer officiellen Schulsprache keinen Ausdruck gefunden hat, obschon sie im Leben von entscheidendem Einfluss ist, — das schöne Lesen vollendeter Stilmuster unmittelbar veredelnd einwirkt, dafür reicht es aus, ohne allen wissenschaftlichen Beweis, auf die Analogie schön vorgetragener Tragödien hinzuweisen. In unserem Falle wird die Wirkung eindringlicher sein, weil bei unserem philologischen Verfahren vorher die einzelnen Elemente erläutert und erkannt sind.

Aber noch höher als die Wirkung auf den Geschmack stelle ich ein sittliches Ergebnis des lauten Lesens. Für Männer mag der Geist jener Sprachen genügen, aber die Seele der Jugend will mit hineingezogen sein. Wir alle kennen das Wesen des Jünglingsalters, wie es seine eigensten und tiefsten Empfindungen scheu verbirgt, oft absichtlich verleugnet: wir kennen seine Stellung zum Lehrer, zur Schulzucht und zur wissenschaftlichen Arbeit, und keiner von uns wird in Abrede stellen, dass wir allen Grund haben, auch das schwächste Band anzuziehen, welches über das gesetzliche, um nicht zu sagen polizeiliche Verhältnis hinaus eine innerliche sittliche Verbindung zwischen Lehrer und Schüler befestigt. Zu direkter Einwirkung auf die Seele der Jugend werden wir nicht in jedem Augenblicke schreiten wollen, noch dürfen; aber unvermerkt werden in der Brust des Jünglings die gebundenen Empfindungen sich lösen, so oft er das tiefe und wahre formvollendete Pathos der Klassiker treu wiederzugeben alle Kraft der eigenen Seele anspannt; und die Sympathie der Begeisterung weckt verhältnismässig leicht und schnell das Vertrauen, die schönste Frucht der Treue in unserem Lehrerberuf. Gewis ist, dass mehr als einmal leichtsinnige Schüler durch die Freude an ausdrucksvollem

Lesen für den Ernst der Arbeit gewonnen sind. Allerdings entspringt hieraus eine Forderung, dass womöglich nur solche Schriften gelesen werden, in welchen edle Charaktere mit Wahrhaftigkeit ein hohes Ziel verfolgen. Manche vielgelesene Rede Ciceros z. B. würde vor diesem Gesichtspunkt nicht bestehen können.

Ich schliesse hiemit meine Bemerkungen. Denn die Methode, in welcher jene Lese- und Recitierübungen anzustellen sind, wird sich dem denkenden Lehrer leicht ergeben. — Zwei Einwürfe erwarte ich. Der eine: Mangel an Zeit, gleicht sich aus, wenn das herkömmliche Lesen vor der Uebersetzung aufhört, das von mir geforderte aber nach der Uebersetzung und Erklärung auf ausgewählte Stellen beschränkt bleibt. Der andere: Mangel an physischer Befähigung, hat beschränkte Gültigkeit; aber man erwäge, dass keineswegs eine ganz besondere Fertigkeit bezweckt wird, und dass jedes gesunde Herz von dem ehrlich-lebendigen, wenn auch nicht schönen Ausdruck eines wahren Pathos ergriffen wird. Die Anstrengung ist gerade gross genug, um pädagogisch brauchbar zu sein. Nicht erwarte ich den Einwurf absoluter Geschmacksunfähigkeit. Darum kann ich nur bitten, den Versuch zu machen, und würde gern — klänge es nicht eben hier anmassend — darauf hindeuten: In der Paedagogik sind allemal grössere Bewegungen durch die einfachsten Hebel hervorgebracht.

Der Präsident dankte dem Redner für die ausführliche Motivierung und fragt an, ob eine Discussion der Sache gewünscht werde; er selbst habe allerdings, wie gewis viele in der Versammlung, einen grössern Umfang der Sache vorausgesetzt, als ihn der Herr Antragsteller derselben gegeben; er halte die durch den Vortrag gegebene Anregung der Sache für genügend und sei deshalb gegen eine weitere Discussion, zumal da die Zeit dränge.

Die Maiorität der Versammlung trat der Ansicht des Präsidenten bei.

Da nun derselbe weiter gieng zur Frage, welche Thesen zunächst vorgenommen werden sollten, so ersuchte er, weil viele in der Versammlung erklärten, von den Dietschischen Thesen (B. I) keine Kenntnis zu haben, Prof. *Dietsch*, dieselben im Zusammenhang vorzulesen, was ohne weiteres geschah.

Der Präsident stellte die Frage, ob die vorgelesenen Thesen in ihrem Zusammenhang zur Verhandlung kommen sollten, oder nur ein Theil; durch das letztere könne man vielleicht noch Zeit gewinnen, die in der Reihenfolge darnach gestellte Thesis von Prof. Dr. *Kühnast* einer Besprechung zu unterziehen.

Prof. Dr. *Kühnast* aus Rastenburg: Nach dem, was Löbell, Peter und Campe über den Geschichtsunterricht geschrieben, sei das von Dr. Dietsch aufgestellte weitaus das bedeutendste; er stimme für die Discussion namentlich der ersten Thesis, da dieselbe von höchstem und tiefeingreifendem Interesse sei.

Subconrector Dr. *Schuster* stellte den Antrag: Dass die Versammlung wegen der Ausdehnung der Dietschischen Thesen sofort auf Nr. 5 derselben eingehen möge, und wurde dieser Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen.

Dietsch zur Motivierung: M. H. Als ich auf Ersuchen des Präsidiums, ehe noch ein anderer Gegenstand zur Discussion vorlag, meine Thesen stellte, liess ich mich von der Ansicht leiten, wie die pädagogische Section keineswegs bestimmt sei allgemein massgebende und bindende Beschlüsse zu fassen, sondern nur zur gegenseitigen Anregung und Belehrung durch den Austausch von Ueberzeugungen und Erfahrungen. Da ich in einem Aufsatze in der von meinem Freunde *Schmid* herausgegebenen pädagogischen Encyklopädie (Bd. II. S. 775 ff.) meine

Ansichten über den Geschichtsunterricht entwickelt habe, so würde ich diese Thesen nicht gestellt haben, wenn mich nicht der Rath einiger Freunde und der Wunsch belehrt zu werden dazu bestimmt hätte. Ich habe nur fünf Hauptsätze herausgegriffen, die aber unter sich im engsten Zusammenhange stehen; indes habe ich nichts dagegen, wenn nur Punkt 5 discutiert wird, da dies ohne ein Zurückgehn auf die vorausgestellten Sätze nicht geschehen kann. In dem bezeichneten Aufsatze gieng ich darauf aus den Unterschied festzustellen, den der Geschichtsunterricht im Gymnasium von dem in jeder andern Schulanstalt, Realschule, Bürgerschule, Volksschule haben müsse. Denn dies erschien mir als eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik, jeden Unterrichtsgegenstand mit dem Wesen jeder Anstalt in möglichste Harmonie zu setzen. Indem ich nun dem Wesen des Gymnasiums entsprechend den Zweck des Geschichtsunterrichts darein setzen muste, dass die Kraft des Schülers für Auffassung und Aneignung historischer Thatsachen geübt und sein Sinn dafür geweckt werde und an die Stelle des blossen Hinnehmens von gegebenem die eigne Arbeit trete, und indem ich die Notwendigkeit erkannte, eben so das, was das Gymnasium in seinem sonstigen Unterricht für die Geschichte biete, in dem Unterrichte über diese zusammenfassend zu benutzen, andererseits aber auch wieder in diesem dasjenige zur vollen Geltung zu bringen, was für jenen eine Stütze und Hülfe bilde, kam ich consequenterweise zu der im fünften Satze aufgestellten Forderung. Sie ist nicht neu; *Peter* und *Campe* haben sie schon längst aufgestellt und wenn auch nicht in vielen, so ist sie doch in einigen Gymnasien praktisch durchgeführt worden, so dass bereits Erfahrungen darüber vorliegen. Der Hauptgrund dafür ist einfach folgender: Da das Studium der alten Sprachen den Kern und Mittelpunkt des Gymnasiums bildet und dieses erst in der Prima seinen Abschluss findet, so kann die vorher als von dem Wesen des Gymnasiums gefordert bezeichnete Methode, die Erwerbung eigener Anschauung aus den Quellen, einmal nur an der alten Geschichte und sodann nur in Prima in ausgedehnterem Masse zur Anwendung kommen, und wird demnach jene den Hauptgegenstand des Geschichtsunterrichts in dieser Klasse bilden müssen. Da aber einerseits Festhalten und Auffrischung des bereits gewonnenen eine stete Pflicht der Schule ist und andererseits es gilt auch die von dem Schüler sonst, namentlich aus der deutschen Litteratur, gewonnenen Kenntnisse und Anschauungen zu verwerthen, so habe ich eine vervollständigende und vertiefende Repetition der mittleren und neueren Geschichte dem Cursus der Prima hinzugefügt. Ich weiss recht wol, m. H., dass dieser mein Satz vielfachen Widerspruch erfahren wird und kenne auch den Einwurf, den man gegen meine Ansicht hauptsächlich erheben wird, dass die mittlere und neuere Geschichte in einem mit den Forderungen der Zeit nicht in Einklang stehenden Masse beeinträchtigt werde, und der Geschichtsunterricht des Gymnasiums keinen rechten Abschluss finde. Allein, wie dem Lehrer durch die Rücksicht auf das zu bildende Subject eine Resignation rücksichtlich des zu lehrenden Objects und seiner Methode geboten ist, so hat auch das Gymnasium als Ganzes eine Resignation zu üben: es darf nicht alles zu einem völligen Abschluss führen wollen, es muss manches der Universität überlassen. Es ist eine wolbegründete Klage, welche viele Universitätslehrer und auch *Wiese* erhoben haben, dass die Studierenden ein so geringes Interesse für die Geschichte bewiesen, um so mehr berechtigt, als ja erst bei der Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntnis in den Specialwissenschaften diejenige Geschichtsbildung zu erlangen ist, die jeder in seinem Berufe, vielleicht nicht als Beamter, aber als mit an die Spitze der Geistesbildung des Volkes gestellter Mann notwendig hat. Es mögen viele Ursachen zu dieser beklagenswerthen, aber constatierten Erscheinung beitragen, aber eine sehr wesent-

liche ist der Dünkel, dass die jungen Leute glauben, schon auf dem Gymnasium die Geschichte völlig kennen gelernt zu haben. Nun, meine Herren, erkennen wir an, die tiefere Kenntnis der mittleren und neueren Geschichte nicht weiter geben zu können, als es mit den Mitteln des Gymnasiums möglich ist, erwecken wir aber in der uns anvertrauten Jugend den lebendigen Trieb, sie zu studieren, und geben wir ihr die nötige Vorbereitung dazu! Je gründlicher der Schüler die einfache politische Verhältnisse und fester ausgeprägte Volkscharaktere bietende alte Geschichte auf dem Gymnasium durch von ihm selbst gewonnene Anschauung und eigenes denkendes Durchdringen kennen gelernt hat, um so besser vorbereitet für das tiefere Studium der Geschichte wird er auf die Universität gehen. Durch eine solche Beschränkung, die zugleich ein lebendiges statt eines toden Wissens, eine allseitige Uebersicht und Verarbeitung statt einer zusammenhanglosen Anhäufung unverstandener Thatsachen bietet, werden wir mehr geschichtliche Bildung unseren Schüler mit geben. Zwar glaube ich schwerlich, dass über den Inhalt meines Satzes eine Einigung hier erzielt werden wird, aber ich werde recht dankbar sein, die Ansichten anderer kennen zu lernen.

Der Präsident *Assmann* bittet den Herrn Vicepräsidenten das Präsidium zu übernehmen, da er sich selbst bei der Debatte zu betheiligen wünsche. Dieser, Ephorus Dr. *Bäumlein*, entspricht bereitwillig der gestellten Bitte und fordert besonders diejenigen Herren, welche mit der Sache vertraut seien, auf ihre Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen, damit man, was am meisten wünschenswerth sei, Kenntnis von den in verschiedenen Ländern gemachten Erfahrungen gewinne.

Rector Dr. *Peter* aus Schulpforte: er sei in vieler Hinsicht mit seinem lieben Freunde Dietsch einverstanden, doch möchte er den von diesem aufgestellten Satz dahin limitieren, dass in Prima griechische und römische Geschichte zu lehren sei, ohne die mittlere und neuere auszuschliessen. Seine Hauptdifferenz von Dietsch sei, dass er den Unterricht in Prima als einen vollständigen Cursus von mehr weltgeschichtlichem Standpunkte aus ertheilt wissen wolle, wobei dann die mittlere und neuere Geschichte einen gleichen Raum, wie die alte, erheische. Die Zeit reiche dazu vollkommen hin. Bei einem zweijährigen Cursus in Prima genüge ein Jahr für die griechische und römische Geschichte und eins für die mittlere und neuere. Freilich setze er voraus, dass die alte Geschichte schon einmal in einem früheren Stadium durchgemacht sei: eine Einrichtung die man ja wol als allgemein annehmen könne. Darauf lege er wesentliches Gewicht, dass der geschichtliche Cursus mindestens zweimal durchlaufen werde. Demgemäss habe er den Unterricht in Schulpforte so eingerichtet, dass in den beiden Tertien (je von einem Jahre) griechische und römische, in den beiden Secunden (auch je von einem Jahre) mittlere und neuere Geschichte gelehrt werde; in Prima sodann behandle er selbst die alte, mittlere und neuere Geschichte von einem mehr welthistorischen Gesichtspunkte aus. Was die Methode anlange, so mache er unfruchtbare Partien rasch ab, um bei fruchtbarern länger zu verweilen. Es sei ihm übrigens sehr erwünscht, dass der Gegenstand hier in Anregung gebracht worden sei. Der Geschichtsunterricht müsse durchaus gehoben werden. Da er selbst länger als zwei Decennien Geschichtsunterricht gegeben und sich selbst wenig dabei genügt habe, so halte er sich wol für berechtigt, seine Ueberzeugung darüber auszusprechen. Bildung des geschichtlichen Urteils und Entwicklung des geschichtlichen Sinnes sei das Hauptziel alles geschichtlichen Unterrichts, dieses Ziel aber sei nur auf dem Gebiete der alten Geschichte zu erreichen. Was hier gewonnen werde, sei ein bleibender Gewinn für das ganze Leben. Habe der Schüler ein lebendiges Bild der Ge-

schichte der Staaten des Altertums in sich aufgenommen, so entwickle sich daraus von selbst das Interesse für die Geschichte späterer Zeiten — und der so vorbereitete Schüler werde auf der Universität diese Studien fortsetzen.

Assmann: Der Antragsteller habe bemerkt, dass eine Einigung über die aufgeworfene Frage hier schwerlich erzielt werden werde; dies sei aber auch nicht notwendig, die Anregung und der Austausch der Ideen werde Nutzen genug stiften. Die Thesen von Dietsch bildeten zwar ein zusammenhangendes System, doch könne auch derjenige, welcher mit dem Principe einverstanden sei, dennoch die Consequenz, welche in Nr. 5 daraus gezogen werde, nicht begründet finden. Die Individualität des Lehrers greife hier mehr oder weniger entscheidend ein. Gegen den letzten Vorredner, *Peter*, bemerke er zunächst, dass Interesse und Sinn für Geschichte nicht durch das eindringende Studium der alten Geschichte allein geweckt werde, sondern auch durch neuere Geschichte, wenn sie gut behandelt werde; ja seiner Ansicht nach genüge hierfür die objective Betrachtung der alten Geschichte überhaupt nicht, sondern es müssen die politische Betrachtung und die Rücksicht auf die Gegenwart dazu treten. Den Thesen von Dietsch liege ein Princip zu Grunde, welches er vollständig billige: dass der Schulunterricht anregen, der Schüler dagegen arbeiten müsse. Dem stehe aber freilich die Ordnung vieler Schulen entgegen, weil sie keine freie Bewegung den Schülern gestatte; das Mass der häusslichen Arbeiten sei zu gross und trete einer selbständigen Entwicklung des Schülers hemmend entgegen. Er sei daher auch mit dem zweiten Theile der Dietschischen Thesen einverstanden: dass im geschichtlichen Unterricht nicht sowol ein ausgebreitetes Wissen erzielt, als vielmehr Sinn und Urteil für geschichtliches Verständnis geweckt werden müsse. Trotz dieser vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Princip, welches sich in den Dietschischen Thesen offenbare, stehe er, vielleicht in Folge seiner individuellen Richtung, in Bezug auf Nr. 5 auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er verkenne durchaus nicht die Wichtigkeit der alten Geschichte; ihm komme es aber — abgesehen von der Weckung geschichtlichen Sinnes — hauptsächlich darauf an, dass der Schüler eine klare Uebersicht erhalte; das könne und müsse aber in der alten Geschichte schon in den früheren Klassen geschehen, damit der Schüler sich das Material aneigne und dieses ihm auf der obersten Stufe zu Gebote stehe. Er ertheile (am Katharineum in Braunschweig) in Prima den Geschichtsunterricht, nehme da aber nur neuere und mittlere Geschichte, wobei er allerdings nie versäume, eine Repetition der alten Geschichte vorauszuschicken und deren Bedeutung für die Neuzeit darzustellen; etwaige Lücken müsten sodann durch Privatstudium ergänzt werden; dagegen habe er in Ober-Prima zwei Stunden für Antiquitäten angesetzt; da werde dann die alte Geschichte noch einmal von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachtet, ohne dass das ganze Gerüste der Thatsachen von neuem wieder aufgebaut werden müste. Eine nicht zu übersehende Hauptsache sei ferner, dass auf einem wolgeordneten Gymnasium der klassische Unterricht so eingerichtet sein müsse, dass er den geschichtlichen Unterricht ergänze; der betreffende Lehrer müsse die Schüler auf das hinweisen, was sie zu Hause zur Erweiterung ihrer historischen Kenntnisse zu lesen hätten, diese Lectüre beaufsichtigen und so beständig auf die Schüler einwirken. Sei es nicht Studium der alten Geschichte, den Homer durchzuarbeiten, oder, wie schon *Heyne* ausgesprochen habe, 'den Livius cursorisch zu lesen?' Es sei aber wol noch eine andere Seite ins Auge zu fassen. Er (der Redner) vertrete in seinem Gymnasium gewissermassen das moderne Element: Deutsch, Geographie, Geschichte. In diese Fächer eine Einheit zu bringen, betrachte er als seine nächste Aufgabe. Der Schüler müsse auf die Bedürfnisse der Gegenwart hingewiesen werden.

Darauf könne zunächst der deutsche Unterricht einwirken, schon durch die zweckmässige Wahl der Themata für die Ausarbeitungen, — dann aber auch der geographische Unterricht, der zu wenig in den Gymnasien berücksichtigt werde. Er könne mit dem preussischen Schulplane darin durchaus nicht einverstanden sein, dass der geographische Unterricht von Prima ganz ausgeschlossen werde. *K. Ritter* habe doch nicht umsonst gewirkt, nicht umsonst die Geographie zu einer Wissenschaft erhoben. Eine rechte Würdigung des deutschen Landes und Volkes könne der Schüler erst in Unter-Prima gewinnen, durch einen solchen Unterricht aber werde der praktische Sinn in ihm geweckt, was doch gewis eine Notwendigkeit sei. Dafür aber sei dann auch neuere Geschichte in der Prima von grösster Wichtigkeit. Ferner habe Dietsch in seinen Thesen unter 4 c ausgesprochen, dass der Schüler zur denkenden Betrachtung der Geschichte angeleitet werden müsse. Wie sei dies aber in Bezug auf die Verhältnisse der mittleren und neueren Zeit durchzuführen, ehe der Schüler in Prima, ja in Ober-Prima eingetreten sei? Ein wenigstens zweimaliger Cursus werde dabei natürlich vorausgesetzt. Zum Schluss müsse er noch den Vorwurf berühren, der den Gymnasien in Bezug auf das Geschichtsstudium gemacht worden sei, dass nämlich bei den Studierenden kein Sinn und kein Interesse für die Fortsetzung desselben sich finde. Wenn man diese Erscheinung, wie von mehreren Seiten geschehen, daher ableite, dass auf der Schule schon alles gelehrt sei, so treffe die so verbreitete Ansicht auch die von ihm befolgte Methode. Derselben aber könne er geradezu die an seinen Schülern gemachten Erfahrungen entgegenstellen. Von denselben hätten viele auf den Universitäten das Geschichtsstudium mit Interesse fortgesetzt und ihm oft versichert, dass sie eben auf der Schule die Lust gewonnen hätten, mehr zu hören und zu lernen. Er könne dies nicht anders ansehn, denn als das Resultat der Gesammtübersicht, welche sie durch den Unterricht des Gymnasiums empfangen hätten.

Director Dr. *Lübker* aus Parchim: Er ehre die Gründe des Vorredners, müsse aber bemerken, dass sie mehr individueller Natur seien. Nicht alle Gymnasien seien in der günstigen Lage, fortwärend in Prima zwei Stunden für Antiquitäten übrig zu haben. Er sei durchaus für gänzliche Aufrechterhaltung der Dietschischen These, auch ohne die von *Peter* vorgeschlagene Beschränkung. Denn es werde doch nur selten gelingen, im zweiten Jahre der Prima die mittlere und neuere Geschichte durchzunehmen, da das Material zu gross sei. Wolle man dabei geltend machen, dass die deutsche Geschichte allein in den Vordergrund zu treten habe, so sei unter voller Anerkennung der Richtigkeit dieses Grundsatzes doch zu erinnern, wie dies oft gar nicht möglich sei, ohne auf die Geschichte von Frankreich, England u. s. w. einzugehen. Abgesehen von diesen mehr äusserlichen Gegengründen müsse er zweitens geltend machen: Der Kern der ganzen Frage liege in Nr. 1 der Dietschischen Thesen: Der Geschichtsunterricht des Gymnasiums kann nur dann befriedigende Resultate gewähren, wenn er sich dem Wesen des Ganzen möglichst vollständig einordnet und sich darnach gestaltet. Stimme man damit überein, so sehe er nichts anderes möglich, als auch Punkt 5 anzunehmen. Es könne der Jugend nichts so adäquates gegeben werden, und nichts woraus sie die socialen und politischen Verhältnisse der Neuzeit klarer erkennen und auffassen lerne, als gewisse Partien der alten Geschichte, wie z. B. die römischen Bürgerkriege, oder die Zustände Athens wie sie uns Thukydides geschildert. Könne man daraus am besten auch für unsere Zeit lernen, so trete nun in Prima der Vortheil hinzu, dass man die grossen Alten selbst reden lassen und den Geschichtsunterricht in eine fruchtbare Verbindung mit der klassischen Lectüre setzen könne. Noch einen dritten nicht zu über-

sehenden Gesichtspunkt, der für die vorliegende Thesis spreche, wolle er zum Schluss anführen. Nicht bloss Uebung des Geistes und Weckung des geschichtlichen Sinnes sei das Ziel des Geschichtsunterrichts auf dem Gymnasium; es komme auch ganz besonders darauf an, dass der Schüler ein anschauliches und lebendiges Bild von geschichtlichen Entwicklungen gewinne. Dies sei nur in einem begränzten Rahmen, nur durch eigene Arbeit des Schülers und daher nur im Altertum möglich.

Firnhaber: Man gebe ungern etwas Liebes und Erprobtes auf, ihm würde es aber so gehen, wenn er die Thesis in dem Umfange, wie sie aufgestellt sei, annehmen solle. Er habe selbst zwanzig Jahre mit Lust in der Geschichte unterrichtet und dann später manche dahin einschlagenden organisatorischen Verordnungen erlassen. Dass in drei wöchentlichen Stunden bei einem zweijährigen Cursus der Prima hauptsächlich alte Geschichte getrieben werde, damit könne er sich nicht einverstanden erklären. Das würde eine sehr ausführliche und ausgedehnte Behandlung der alten Geschichte werden und diese könne nur der Lehrer der klassischen Sprachen ertheilen. Dies könne einmal nicht immer erreicht werden und es müste sodann ein sehr bedeutender Lehrer sein, der die Schüler durch so lange Zeit zu fesseln vermöge. Ehe er daher weiter eingehe, müsse er *Dietsch* ersuchen sich darüber zu erklären, wie er sich die Einrichtung des geschichtlichen Unterrichts überhaupt denke und wie viele Zeit er für die Vertiefung und Erweiterung der übrigen Geschichtskenntnisse neben der alten Geschichte in Anspruch nehme.

Dietsch: Ich entspreche dem Wunsch des geehrten Redners um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit wird, das, was ich bei meinen Thesen in Voraussetzung meines Aufsatzes in der Encyklopädie unberücksichtigt gelassen, nachzuholen. Es ist, wenn man von der Organisation eines Unterrichts spricht und diesen mit den gesamten Institutionen der Schule in Einklang zu setzen sucht, eine nicht zu überwindende Schwierigkeit, den verschiedenen Einrichtungen in den verschiedenen Ländern Deutschlands, die meist auf zwingenden äusseren und lokalen Verhältnissen beruhen, Rechnung zu tragen. Es bleibt meist eben nichts anderes übrig, als das Ziel zu bezeichnen und die Bedingungen zu seiner Erreichung festzustellen, dann aber die Möglichkeit anderer Einrichtungen und Ordnungen anzudeuten. Dies habe ich in dem genannten Aufsatze befolgt, im allgemeinen aber die Einrichtung zu Grunde gelegt, welche die meisten der evangelischen Gymnasiums Deutschlands, die preussischen, haben, und um so mehr, als mir bei derselben der Stufengang der natürlichen Entwicklung des Geistes am besten beobachtet schien. Demnach nahm ich drei Stufen des geschichtlichen Unterrichts an. Die erste umfasst die Sexta, Quinta und Quarta, einen dreijährigen Cursus (10es—13es Jahr), in dem es sich besonders um lebendige Einprägung der wichtigsten Thaten handelt; die zweite ist in Tertia und Secunda enthalten (4j. Cursus; 14es—17es J.), in welchem eine zusammenhangende Uebersicht über die Thatsachen der gesamten Geschichte (Tertia: griechische und römische Geschichte, Secunda: mittlere und neuere) zu erstreben ist. Als dritte Stufe habe ich dann Prima angesetzt. Ich muss gestehen, dass ich bei der Methode, welche ich bei der alten Geschichte hier für notwendig halte, bei der Verbindung mit Lectüre in den Geschichtsschreibern und eigener Arbeit der Schüler, eher den Einwand erwartet hätte, die Zeit (3 Stunden) sei zu kurz bemessen, um noch eine vervollständigende und vertiefende Repetition der mittleren und neueren Geschichte anzuschliessen. Wenn *Assmann* in der Oberprima neben zwei Stunden neuerer Geschichte noch zwei Stunden Antiquitäten habe, so sind vier Stunden vorhanden, und meiner Ansicht nach findet eine zu grosse Zersplitterung der Zeit und der Kraft für den

Schüler statt. Gegen Peters Vorschlag ein Jahr der griechischen und römischen Geschichte, eins der mittlern und neuern zuzuweisen, habe ich einzuwenden, dass dann für beide Theile die Zeit zu kurz gemessen erscheint, weniger für das, was ich in Betreff der mittlern und neuern Zeit, als für jenes, was ich für die alte Geschichte in Prima verlange. Ich gebe indes gern zu, dass ein geeigneter Lehrer auch in diesem Falle etwas Tüchtiges leisten könne; und zwar ein Lehrer der klassischen Sprachen oder der Klassenlehrer der Prima braucht es nicht gerade zu sein, wol aber muss er philologisch tüchtig gebildet und mit dem Gange und den Ergebnissen des klassischen Unterrichts vertraut sein: eine Forderung, die man mehr oder weniger an jeden in den oberen Klassen der Gymnasien unterrichtenden Lehrer zu stellen hat. Ich verlange nur eine Vervollständigung und Vertiefung dessen, was der Schüler aus Secunda mitgebracht hat, durch Repetitionen aus verschiedenen und neuen Gesichtspunkten und halte dafür nicht ein ganzes Jahr für notwendig; darüber aber, ob der Lehrer ein volles Halbjahr oder nur einige Monate hinter einander darauf verwenden, oder ob er die Repetition in getrennten Zeiträumen eintreten lassen will, lässt sich meinem Dafürhalten nach keine Vorschrift ertheilen, es muss dies dem gewissenhaften Ermessen des Lehrers überlassen bleiben. Nur das eine bemerke ich noch, wie ich es gerade auch als eine Aufgabe des Lehrers erkenne, das für Kenntnis der mittlern und neuern Zeit in Secunda bereits gewonnene zur klarern Beleuchtung des Altertums zu benützen und umgekehrt aus diesem erleuchtende Strahlen auf jene fallen zu lassen.

Vicepräsident *Bäumlein* spricht in Anschluss an das, was der Antragsteller gesprochen den Wunsch aus, dass doch vor allem die Praxis in verschiednen Ländern durch Mittheilungen dargelegt werde; die Discussion der Thesis werde sonst kein Resultat ergeben; die Versammlung sei ja auch nicht da, Beschlüsse zu fassen, sondern nur eine Reihe von Erfahrungen auszusprechen und auszutauschen.

Firnhaber: Er bitte um Entschuldigung; er stehe noch in der Mitte seiner Auseinandersetzung, zu deren Fortsetzung er nur die Antwort von *Dietsch* erst habe abwarten müssen. Wer die These und das von Dietsch über dieselbe geäusserte annehme, müsse verlangen, dass derselbe Lehrer wenigstens auch in Secunda den Geschichtsunterricht ertheile; er solle vertiefen und die Kenntnisse erweitern und müsse deshalb den vorhergegangenen Cursus genau kennen und dies werde immer dahin führen, dass er denselben selbst müsse vorgetragen haben. Auch komme er dann doch darauf zurück, dass derselbe doch mindestens einen Theil des klassischen Unterrichts in der Prima in Händen haben müsse. Dies alles aber könne kein Lehrer bewältigen, es heisse das zu viel von einem verlangen. Doch spreche gegen die Thesis auch noch ein anderes wichtiges Ziel des Gymnasialunterrichts. Der Abiturient solle eine deutsche Gesinnung auf die Universität mitnehmen. Die deutsche Geschichte, der Entwicklungsgang unserer Nation müsse ihm klar sein, und dies dürfe er nicht nur aus Büchern und aus dem Vortrage des Lehrers aufgenommen haben, es müsse sein wol errungenes, wol erworbenes Eigentum sein.

Conrector *Ziel* aus Hildesheim: Dem Wunsche des Herrn Vorsitzenden entsprechend, wolle er Praxis und Erfahrungen aus Hannover mittheilen, wo er an mehreren Gymnasien geschichtlichen Unterricht ertheilt habe. Da habe er stets in Tertia mittlere und neuere, in Secunda alte, in Prima mittlere und neuere Geschichte behandelt, doch durch Erfahrungen notwendig befunden, die alte Geschichte in der obersten Klasse nicht liegen zu lassen und deshalb zuletzt in Prima zwei Stunden auf die mittlere und neuere, eine auf die alte Geschichte

verwendet. Die Resultate seien zufriedenstellend gewesen. Dem entsprechend möchte er den Dietschischen Satz geradezu umkehren: In Prima soll vorzugsweise mittlere und neuere Geschichte gelehrt werden, ohne dass die alte Geschichte ausgeschlossen werde. Eher würde er mit dem Antragsteller sich einverstanden erklären können, wenn derselbe auf dem Gymnasium überhaupt nur alte Geschichte haben wollte, mit gänzlichem Ausschluss der deutschen und neueren überhaupt, wie ähnliches in den englischen Schulen der Fall sei.

Dietsch: Nach den von mir aufgestellten Principien kann ich mich in keiner Weise dazu verstehen.

Ziel: Da das also nicht gewollt sei, so müsse er sich gegen die Thesis erklären; die alte Geschichte sei klar, licht, übersichtlich und eigne sich vorzugsweise für das jüngere Alter, dagegen sei das Verständnis der mittlern und neuern Geschichte nur einem gereifteren Alter zugänglich. Er stelle daher gegen den Dietschischen Satz seine vorher erwähnte Ansicht als Gegenantrag.

Provinzialschulrath Dr *Schrader* aus Königsberg: Die Frage werde sich erst beantworten lassen, wenn man den Zweck des geschichtlichen Unterrichts in Betracht zieht. Es genüge nicht, wenn man ausspreche, dass der Unterricht den geschichtlichen Sinn bilden solle, sondern man müsse sich über die Mittel und Wege verständigen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Er verstehe nicht, wie ein dreijähriger Cursus aufzufassen sei*), sondern müsse einen vierjährigen aufstellen. Nach seiner Ansicht komme Secunda die alte Geschichte zu, ein Jahr orientalische und griechische, ein zweites römische, der Prima das übrige, nämlich ein Jahr mittlere, eins neuere Geschichte. Die anregende Kraft des biographischen Elements sei auch für die obersten Stufen nicht in Abrede zu stellen, aber man dürfe über dem Idealen das Notwendige nicht vergessen. Alte Geschichte könne in Prima allerdings tiefer und eingehender gelehrt werden als in Secunda; aber es sei nicht unmöglich, schon in der zuletzt genannten Klasse das Verständnis der Thatsachen zu erzielen, auch die Kenntnis der Verfassungen und der Gesetze, welche das gesamte antike Leben geregelt habe. So könne, um nur eins der wichtigsten Momente hervorzuheben, die Entwicklung der athenischen Verfassung von Solon bis 404 und der römischen von 510—30 auch schon in der Secunda gegeben und verstanden werden, das letztere um so mehr, da ja hier auch Ciceronische Reden gelesen würden, also dem Geschichtsunterrichte noch andere adminiculierende Mittel zu Hülfe kämen. Allerdings könne in Secunda auch deutsche Geschichte gelehrt und die Thatsachen von einem energischen Lehrer eingeprägt werden, aber das wichtigste, die Entstehung des deutschen Reichs aus dem Gegensatze der Hermunduren und der nördlichen Stämme, die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung von den ältesten Zeiten bis zum Verfall, aus welchem die einzelnen Territorien hervorgegangen, könne in Secunda unmöglich zum Verständnis gebracht werden; das könne erst in Prima geschehen. Ohne solches Verständnis werde aber der Schüler doch keine Liebe zur deutschen Geschichte gewinnen, den besten Stachel zur weitern Betreibung. Für die von ihm vorgeschlagne Anordnung spreche aber noch ein andres Moment. Es sei doch jedenfalls notwendig, dass massvolle Mittheilungen aus den Quellen statt

*) So ergeben die Worte in vollständiger Uebereinstimmung die Niederschriften der Secretäre. Da bisher niemand von einem 3jährigen Cursus gesprochen hatte, so ist ein Versehen oder ein Versprechen des geehrten Redners zu vermuten. Dietsch.

finden. Da könnten nun wol für Secunda Herodot, Livius, Tacitus u. s. w. theilweise im Originale, theilweise in fliessenden Uebersetzungen zu Hülfe genommen und dies in Prima fortgesetzt werden; aber geeignete Abschnitte aus Paulus Diaconus, Gregor von Tours u. s. w. könnten nicht in Secunda bei der Betrachtung benützt werden, das könne erst in Prima geschehen und ganz besonders, je mehr man der Neuzeit nahe; erst in Prima könne dies ein fruchtbringender Hebel des Geschichtsunterrichts werden. Aus diesen Gründen könne er Nr. 5 der Thesen von Dietsch nicht billigen. Abgesehn von den notwendigen Repetitionen verlange er für Prima neuere Geschichte, nicht alte.

Der vorsitzende Vicepräsident *Bäumlein:* Es sei wol die Frage aufzuwerfen, ob noch eine weitere Discussion nothwendig sei, und mindestens müsse er, wenn eine solche beliebt werde, den Wunsch aussprechen, dass sich die Redner auf Mittheilung neuer Ansichten beschränken möchten. Da sein und gewis vieler Wunsch noch eine kurze Besprechung der These von *Kühnast* sei, so trage er darauf an, von einer weiteren Discussion der Dietschischen Thesis abzusehn und bringe dies zur Abstimmung.

Da das Resultat der Abstimmung ein zweifelhaftes war, so entschied sich das Präsidium für die Fortsetzung der Discussion.

Müller (aus Magdeburg): In der von ihm geleiteten Anstalt werde in den unteren Klassen nur Geographie gelehrt, darauf in Ober-Quarta vaterländische (preussische) Geschichte. Dann komme in Tertia ein Cursus der ganzen Geschichte, hierauf bei einem zweiten Cursus in Secunda alte, in Prima mittlere und neue Geschichte. Da in Secunda viel Geschichtliches gelesen werde (Herodot, Livius, Sallustius), so würden die Schüler hier hinlänglich auf die Quellen der alten Geschichte hingewiesen. In Secunda den Schülern die staatlichen Verhältnisse der Neuzeit anschaulich zu machen, sei viel schwerer. Für die alte Geschichte sei es in Prima hinreichend, bei der Lectüre der alten Klassiker immer wieder auf die Geschichte zurückzuweisen und auf deren Vervollständigung hinzuarbeiten, daneben auch die Schüler öfter zur Nachlesung einzelner historischer Partien anzuhalten. Gegen den in der Thesis gemachten Vorschlag müsse er schon deshalb sein, weil nach ihm die in Prima einrückenden Schüler noch gar keine ausführliche Geschichte der alten Zeit gehabt haben; aus welchem Bereiche solle dann also in den ersten sechs Wochen der Stoff zu den Ausarbeitungen genommen werden? Er sei durchaus für die Behandlung der neuen Geschichte in Prima, die gerade dort von grosser Wichtigkeit sei; denn hier erst könne die Jugend mit Gewinn auf die Gegenwart hingewiesen werden, erst hier könne man auf ihren praktischen Sinn einwirken. Der Sinn für Geschichte könne durch nichts besser erweckt und gestärkt werden, als gerade durch neuere Geschichte. Dass durch deren Behandlung in Prima, wie vorher geäussert worden sei, auf der Universität das geschichtliche Interesse erkaltet sei, widerspreche durchaus seinen langjährigen Erfahrungen.

Peter: Wegen der Kürze der zugemessenen Zeit sei er geneigt etwas schroff zu sprechen. Vor allem thue allerdings für den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen ein tüchtiger und für sein Fach begeisterter Lehrer not. Er sei mit *Assmann* und *Schrader* in vielen Einzelnheiten einverstanden, aber nicht in den von ihnen gezogenen Folgerungen. Er erkenne das moderne Element vollkommen in seiner Berechtigung an, mehr als Dietsch dies zu thun scheine. So brauche z. B. nach seiner Ansicht der Lehrer, wenn er ein einsichtiger Mann sei, die französische Revolution, so gefährlich dieser Boden sei, nicht intakt zu lassen. Aber ihm komme vor allem darauf an, dass die alte Geschichte, Griechen- und Römertum, ange-

schaut werde im Lichte der Gegenwart, dass die alte Geschichte dargestellt werde als ein Theil der Weltgeschichte und in ihrer Bedeutung für dieselbe, nicht als ein abgeschlossenes Ganzes, welche Bedeutung des griechischen Volks politische, wissenschaftliche, künstlerische Entwicklung für die gesamte Welt habe, dann eben so wieder das Römertum und wie dieses nach seinem Untergang und der Regenerierung durch das Christentum noch jetzt Grundlagen für das Leben bilde. Das lasse sich erst in Prima zur Klarheit bringen und auf solche Erkenntnis des Zusammenhangs hinzuwirken, darauf sei sein Streben in dieser Klasse gerichtet. Wenn darauf hingewiesen worden sei, dass die alte Geschichte in Secunda nicht entbehrt werden könne, so spreche dies Argument gerade für ihn; denn würde sie erst in dieser Klasse gelehrt, so habe der Schüler von derselben für seine Lectüre nur sehr wenig Nutzen, er erhalte sie ja erst nach und nach während des Verlaufs zweier Jahre. Dagegen habe er sie nach der anderen Weise schon in Tertia gehabt und bringe den Gewinn nach der Secunda mit herüber. Allerdings seien aber die Repetitionen über das in Tertia gehabte in dieser Klasse von grösster Wichtigkeit, und dann könne in Prima wie es in der Thesis heisse, 'die Vertiefung und Erweiterung' eintreten.

Assmann: Auch er lege, wie Peter, grosses Gewicht auf die Repetitionen und wiederhole in Prima allemal zuerst die alte Geschichte, ehe er zur neuen übergehe. Gleichwol kehre er den Satz Nr. 5 in den Dietschischen Thesen um. Auch er wolle alte Geschichte in Prima behandelt wissen, nur nicht vorzugsweise, und die individuelle Ueberzeugung, welche ihm von verschiedenen Seiten zum Vorwurf gemacht worden sei, habe denn doch mehrere Vertreter in der Versammlung gefunden. Unmöglich könne die alte Geschichte allein den Cursus der Prima ausfüllen, wenigstens sollte sie es nicht, da ja schon in den unteren Klassen im Geschichtsunterricht eine Uebersicht derselben gegeben worden sei. Seiner Ueberzeugung nach sei dem Primaner auch das moderne Element nahe zu bringen. Zur Erweiterung der Kenntnis von der Geschichte des Altertums werde es sich sehr empfehlen, wenn bei der Lectüre der klassischen Schriftsteller mit der grammatischen auch die geschichtliche Erklärung verbunden, wenn mit einem Worte, auf die reale und historische Seite der Erklärung mehr Gewicht gelegt werde, als dies gewöhnlich geschehe; die grammatische und sprachliche Auslegung haben auch ihre Grenzen.

Director Dr *Hoffmann* aus Lüneburg: Was Peter zur Unterstützung seiner Ansicht herbeigezogen habe, dass das Lehren der alten Geschichte in Secunda dem Schüler für seine Lectüre wenig Gewinn bringen werde, würde erst recht gegen alte Geschichte in Prima sprechen, da dann hier auf der obersten Stufe der Schüler erst successive das erhalten würde, was er viel notwendiger, als in der Secunda für den Unterricht in den alten Sprachen gebrauche. Nach der Ansicht von Peter solle der Primaner noch mit dem Haus halten, was er in der Tertia erhalten, während nach der anderen Methode doch schon ein zweimaliger Cursus in Quarta und Secunda voraufgegangen sei. Ihm scheine es notwendig, die Einheit der beiden oberen Klassen festzuhalten. In diesen wünsche auch er vor allem eine Vertiefung ins Altertum, aber diese müsse besonders von der linguistischen Seite aus erfolgen. Die Geschichte solle dagegen vom Altertum in die neuere Zeit hinüberführen und das Spätere als das Resultat des Frühern ansehn lehren; geschehe dies, so würden junge Leute, die von den Schulen abgehn, auch ein Verständnis für unsere Zeit mitbringen. Vor 20—30 Jahren, wo man wenig für mittlere und neuere Geschichte gethan, seien dagegen die Abgegangenen regelmässig mit unseren staatlichen Verhältnissen unzufrieden und in Konflikt gewesen, weil sie sie nur

nach dem Altertum bemessen hätten, welches doch nicht den richtigen Massstab abgebe. Dazu komme, dass ein volles und bildendes Verständnis des Mittelalters in Secunda nicht verschlossen werden könne; das sei eine Welt für sich, wärend alte und neuere Geschichte auffallend auf denselben Principien beruhten. Wer nun das Mittelalter in Prima nicht lehren wolle, weise die Schüler auf die Universität an. Die Universitäten ständen aber jetzt besonders beim Detailstudium, und kaum möchte noch Universalgeschichte des Mittelalters gelehrt werden. Somit müsse der Prima der Theorie nach mittlere und neuere Geschichte zufallen. Ein guter Lehrer aber werde dabei in schlagenden Fällen auch auf ähnliche Erscheinungen des Altertums gern eingehn, und ein solcher könne auch allenfalls alte Geschichte in Prima lehren und durch geeignetes Hinweisen auf entsprechende Fälle der Neuzeit das Verständnis der letztern auch durch alte Geschichte genügend vorbereiten. Denn die Bestrebungen und Leidenschaften der Menschen seien zu allen Zeiten im wesentlichen sich gleich und unter der römischen Toga wie unter dem griechischen Gewande dieselben gewesen.

Lattmann beantragte den Zusatz zu Satz 5: jedoch ist auf die Individualität des Lehrers Rücksicht zu nehmen. Nachdem aber der vorsitzende Vicepräsident in Uebereinstimmung mit *Dietsch* erklärt hatte, dass der Zusatz selbstverständlich sei und aus der Debatte bereits klar hervorgegangen, trat die Versammlung dieser Ansicht bei und wurde demnach der Antrag zurückgezogen.

Da sich kein weiterer Redner angemeldet hatte, sprach der Thesensteller *Dietsch* folgendes Schlusswort:

Ich habe, m. H., wenig gesprochen, wol weniger als man es von dem Thesensteller erwarten konnte. Ich habe dies gethan um möglichst Vielen Zeit zu gewähren ihre Ansichten auszusprechen und um von ihnen zu lernen. Ich danke herzlichst denen, die dies entweder zur Vertheidigung meiner Ansicht gethan oder zur Widerlegung, und ertheile die Versicherung dass mir das hier Gehörte stets von grossem Interesse bleiben und von mir beachtet werden wird. Die Zeit verbietet mir auf die gegen meine Ansicht erhobenen Gründe einzugehn und ich kann es wol um so leichter unterlassen, als, was ich im Geschichtsunterricht erstrebe, vorliegt in meinen geschichtlichen Lehrbüchern, die eine mir selbst unerwartet günstige Aufnahme gefunden haben, und in dem beim Beginne erwähnten Aufsatze der pädagogischen Encyklopädie, den ich irtümlich und vielleicht etwas unbescheiden für bekannter gehalten habe, als es sich hier herausgestellt. Im allgemeinen freue ich mich, dass mein Princip, die eigene Arbeit der Schüler im Geschichtsunterricht zu einer Hauptsache zu machen, allgemeine Beistimmung, wenigstens keinen Widerspruch gefunden hat und dass auch die Gegner meines fünften Satzes die Notwendigkeit anerkannt haben, der alten Geschichte in Prima eine ausgedehntere Berücksichtigung zu schenken, während bisher an vielen Orten dieselbe da als eine völlig abgethane Sache betrachtet wurde und nur die Furcht vor dem Maturitätsexamen die Schüler zu einer Repetition trieb. Ich nehme, meine Herren, die frohe Ueberzeugung von hier hinweg, dass die von mir angeregte Discussion für den Geschichtsunterricht, dem ich die beste Kraft meines Lebens gewidmet habe und den ich für eins der wichtigsten Bildungsmittel des Gymnasiums ansehe, nicht ohne Nutzen sein und ihm neue Freunde erwerben werde. Möge denn ein Jeder von uns diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden, mögen wir alle trotz divergierender Ansichten, dennoch in einem Geiste Bausteine herbeischaffen, damit der Bau ein grosser, herlicher und auf den solidesten Grundlagen beruhender werde. [Mehrseitiges Bravo.]

Realschuldirector Dr *Hüser* trägt auf Abstimmung über Nr. 5 der Thesen an. Obgleich *Dietsch* eine solche für unzulässig erklärt, weil die Discussion keineswegs eine zu Ende geführte sei, und der Präsident Prof. Dr. *Assmann*, der jetzt den Vorsitz wieder übernommen hat, sich dieser Erklärung mit der Bemerkung anschliesst: eine Abstimmung werde nicht den Erfolg haben, dass sie jemanden von seiner Ansicht abbringe; es sei viel besser dass man den Streit dem litterarischen Kampfplatz überlasse, auf dem Dietsch und er sich bei aller Divergenz doch mit gegenseitiger herzlicher Achtung und Liebe bewegen würden, zeigt sich doch in der Versammlung der Wunsch nach Abstimmung, wobei von mehrern Seiten die Aeusserung laut wird, dass ja eine solche keinen bindenden Beschluss gebe, sondern nur zeige, welchen Anklang die Ansichten bis jetzt in der Versammlung gefunden.

Bäumlein: Da viele Ansichten vermittelnder Art seien, so müsse die Abstimmung sich auch auf diese erstrecken und dies sei bei der Kürze der noch übrigen Zeit kaum möglich.

Ziel: Er erinnere daran, dass er vorhin einen Gegenantrag gestellt habe, über den doch auch abzustimmen sein werde.

Schrader: Wenn eine Abstimmung statt finden solle, so möge man sich dabei einfach an die von Dietsch aufgestellte Thesis halten; sonst sei gar nicht zu Ende zu kommen.

Peter stellt einen Unterantrag dahin: dass dem Modernen mehr einzuräumen sei, als es von Dietsch geschehen.

Hoffmann: Die Abstimmung über die Frage werde gewis interessant sein. Dann möge aber auch eine solche vorgenommen werden von denen, welche in den oberen Klassen selbst Geschichte gelehrt hätten. [Viele Stimmen: Nein! Nein!]

Präsident *Assmann:* Alle die Bedenken und Einwände wegen der Abstimmung werden sich heben, wenn man das eine festhält, wie in dem Dietschischen Satze nur ausgesprochen sei, dass in Prima die alte Geschichte vorzugsweise zum Gegenstande des Unterrichts dienen solle. Da würden denn auch alle, welche eine gleiche Berücksichtigung der neueren Geschichte wünschen, dagegen zu stimmen haben. Er stelle demnach die Frage einfach auf den Wortlaut des Dietschischen Satzes ohne irgend welche Zusätze und Modificationen und bitte diejenigen, welche für denselben seien, die Hand zu erheben.

Als die Stimmen gezählt wurden, fand sich für den Satz nur eine Minorität.

Da nun aber die Gegenprobe verlangt und vorgenommen wurde, ergab die Stimmenzählung auch gegen den Satz keine Majorität.

Von mehrern Seiten wurde darauf hingewiesen, wie das zweifelhafte Ergebni jedenfalls daher rühre, dass sich manche der Stimmabgabe gänzlich enthalten wollten, und deshalb begehrt die Abstimmung zu wiederholen und die Zahlen bei beiden Fragen genau zu constatieren, da man daraus das Verhältnis ersehen werde; der Präsident *Assmann* erklärte sich aber dahin, dass die zweifache Minorität auch dadurch entstanden sein könne, dass die zweite Frage nicht hinlänglich verstanden worden, und forderte deshalb zur Wiederholung der Gegenprobe diejenigen Herren, welche bei der ersten Frage die Hand nicht erhoben hätten, auf, dies nun bei der zweiten zu thun und es ergab sich so gegen den Satz eine Majorität.

Der Vorsitzende Prof. Dr. *Assmann* ersuchte die Versammlung, noch der Kühnast'schen These ein halbes Stündchen zu widmen und den Beginn der allgemeinen Sitzung bis dahin zu verschieben. Der Vicepräsident der allgemeinen Versammlung jedoch, Dir. *Jeep*, sprach sich dagegen aus, indem er erklärte, dass die Zeit schon mehr als verstrichen

sei, ein Abbruch aber für die allgemeine Sitzung durch eine Specialsection gegen die Statuten und die bisher bei den Versammlungen eingehaltene Ordnung sei.

Der Vorsitzende sprach deshalb der Versammlung seinen Dank für das Vertrauen, das sie ihm geschenkt, und die nachsichtige Unterstützung, die sie ihm bei seiner Leitung gewährt, aus, wozu er ein herzliches Lebewohl mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehn hinzufügt.

Bäumlein sprach den Dank der Versammlung gegen den Präsidenten aus für die Einsicht, mit welcher derselbe die Verhandlungen geleitet habe, worauf dieser bemerklich machte, dass gerade der schwierigste Theil der Debatte von dem Herrn Vicepräsidenten geleitet worden sei *).

Schluss der Sitzung.

Obgleich es nicht alle diejenigen enthält, welche sich an den Verhandlungen betheiligten — denn die Zahl der Anwesenden betrug gegen 150 —, so geben wir hier doch das Verzeichnis derer, welche sich als Theilnehmer an der pädagogischen Section eingezeichnet hatten:

1. Professor Assmann aus Braunschweig.
2. Ephorus Bäumlein aus Maulbronn.
3. Gymnasialdirector Dr. Palm aus Plauen.
4. Oberlehrer G. Stier aus Wittenberg.
5. Dr. Wentrup aus Wittenberg.
6. Director Dr. Hüser aus Aschersleben.
7. Gymnasiallehrer Hildebrandt aus Magdeburg.
8. Professor Dr. Dietsch aus Grimma.
9. Professor Langbein aus Stettin.
10. Dr. Pfitzner aus Parchim.
11. Professor Schleiter aus Braunschweig.
12. Professor Dr. Muhlert aus Clausthal.
13. Provinzial-Schulrath Dr. Heiland aus Magdeburg.
14. Oberlehrer Pfautsch aus Landsberg a/W.
15. Dr. Liebmann, Oberlehrer.
16. Dr. Vogt aus Elberfeld.
17. Dr. Crecelius aus Elberfeld.
18. Dr. Schnelle aus Hamm.
19. Direktor Dr. Schürmann aus Kempen.
20. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann aus Fulda.
21. Dr. theol. Müller, Propst und Director des Klostergymnasiums in Magdeburg.
22. J. Helmes Oberlehrer aus Celle.
23. Rector Dr. Rüdiger aus Dresden.
24. Conrector Dr. Hasper aus Mühlhausen i. Th.
25. Gymnasiallehrer Gloël aus Magdeburg.
26. Gymnasiallehrer Dr. Gloël aus Merseburg.
27. Dr. Gilbert, Geh. Kirchen- und Schulrath aus Dresden.
28. Dr. Ebeling, Conrector aus Celle.
29. Collaborator Haage aus Celle.
30. Dr. A. Schütze, Oberlehrer aus Dessau.
31. Dr. Ed. Schütte, Director aus Blankenburg.
32. K. G. Helbig aus Dresden.
33. Dr. W. Schrader, Provinzialschulrath aus Königsberg.
34. Dr. P. K. Hess, Prof. und Dir. zu Helmstedt.
35. Dr. F. Gross, Gymnasiallehrer aus Cassel.
36. Dr. Örtel, Professor aus Meissen.
37. Professor Dr. Haase aus Breslau.
38. Dr. R. Kühner aus Hannover.
39. Koch aus Braunschweig.
40. Dr. Wendt aus Hamm.
41. Dr. Abicht aus Lüneburg.
42. Lechner aus Erlangen.
43. Dr. Fr. Strehlke aus Danzig.
44. Conrector Hachmeister aus Hildesheim.
45. J. Lattmann, Dr. aus Göttingen.
46. G. Lahmeyer aus Lüneburg.
47. L. Lange aus Giessen.

---

*) Da im Drange der Zeit dies vergessen wurde, so glaubt der Herausgeber der Verhandlungen im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn hier den Schriftführern für die überaus anstrengende und mühevolle Führung der Protokolle öffentlich Dank gesagt wird. Dietsch.

48. Dr. Klix aus Glogau.
49. C. A. Pertz, Gymnasiallehrer aus Clausthal.
50. Dr. Alb. Müller, Collaborator aus Hannover.
51. Dr. Götze, Oberlehrer aus Magdeburg.
52. Dr. Sauvin, Collaborator aus Lüneburg.
53. Dr. Lübker aus Parchim.
54. Dr. C. G. Firnhaber, Regierungsrath aus Wiesbaden.
55. Rehdantz, Professor aus Halberstadt.
56. Dr. Dieckmann aus Hannover.
57. Professor C. Prien aus Lübeck.
58. F. Kindscher aus Zerbst.
59. K. A. J. Hoffmann, Director aus Lüneburg.
60. K. Steinmetz aus Lüneburg.
61. Dr. med. Frank aus Braunschweig.
62. E. Ziel aus Hildesheim.
63. Ahrens, Director aus Hannover.
64. Schweckendieck, Director aus Emden.
65. Dr. Schuster aus Clausthal.
66. Geffers, Director aus Göttingen.
67. Brock, Director aus Celle.
68. Schöning aus Göttingen.
69. Nordtmeyer aus Celle.
70. Langreuter aus Celle.
71. H. D. Müller, Conrector aus Göttingen.
72. Kühnast, Professor aus Rastenburg.
73. Runge, Oberlehrer aus Hildesheim.
74. Gravenhorst, Director aus Bremen.
75. Mejer aus Hannover.
76. Franke aus Lingen.
77. Peter, Rector aus Schulpforte.
78. Eckstein, Rector aus Halle.
79. Dr. Nasemann, Oberlehrer aus Halle.

Der Bericht über die Sitzungen der Orientalisten findet sich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

VERHANDLUNGEN

DER

ZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

FRANKFURT AM MAIN

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1861.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.



Inhalt.

Seite

I. Ursprüngliche und revidierte Statuten 1
II. Bekanntmachung 4
III. Programm 6
IV. Verzeichnis der Mitglieder 8

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Eröffnungsrede des Präsidenten 13
Ansprache des Vicepräsidenten und Geschäftliches 27
Vortrag des Professor Dr. *Forchhammer* über das mythische und geographische Wissen des Aeschylos 31
Discussion über diesen Vortrag 38
Constituierung der pädagogischen Section 41

Zweite allgemeine Sitzung.

Geschäftliches 42
Antrag des Geh. Rath Dr. *Ritschl* in Bonn, betreffend die Beendigung von G. Hermanns Opuscula 43
Vorschlag des Professor Dr. *W. Dindorf* in Leipzig, betreffend die Anwendung lateinischer Schrift für die deutsche Sprache 44
Vortrag des Hofrath Dr. *Urlichs* über die dramatischen Motive der alten Kunst 45
Discussiòn über diesen Vortrag 53
Vortrag des Professor Dr. *Stark* über die Epochen der griechischen Religionsgeschichte . 54
Discussion über denselben 74

Dritte allgemeine Sitzung.

Geschäftliches 78
Bericht und Beschluss über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die Bildung einer germanistischen Section 78
Vortrag des Dr. *Emil Müller* über das älteste römisch-karthagische Bündnis 79
Discussion über diesen Vortrag 92
Vortrag des Professor Dr. *W. Rein* über einige das römische Haus betreffende Streitfragen 94

Vierte allgemeine Sitzung. Seite

Vortrag des Subrector Dr. *Keck*: Erklärung der zweiten Stasimon in Aeschylos Agamemnon, V. 659—748 96

Discussion über diesen Vortrag 112

Vortrag des Professor Dr. *Linker* über Spuren der Bekanntschaft des Horatius mit Sallustius Historien 117

Vortrag des Dr. *Leo Meyer* über die sogenannten unpersönlichen Zeitwörter im Lateinischen 120

Discussion über denselben 132

Schlusswort des Präsidenten und Erwiderung des Geh. Rath Dr. *Wiese* 132

Anhang. Einiges über die römischen Schwurgerichte unter der Kaiserherschaft, auch über das Verhältnis der Philologie und der Jurisprudenz zu diesem Gegenstande. Vom Director Dr. *Menn* 134

Verhandlungen der pädagogischen Section.

1. Ueber die Behandlung des Altdeutschen auf Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nöthigen Lehrkräfte (Proponent: Professor Dr. *Rudolf von Raumer*) 140
2. Ueber lateinische Rechtschreibung (Proponent: Professor Dr. *Fleckeisen*) 174
3. Ueber die Aussprache des Griechischen (Proponent: Professor Dr. *Bursian*) 183

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.*)

---

*) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Pri-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höhern Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

vatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von nahezu einem Vierteljahrhundert eilf gestorben. Möge es den überlebenden sechzehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

[4. Juni 1862.]

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

Mit hoher Genehmigung wird die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 24. bis 27. September d. J. dahier stattfinden, wozu die Unterzeichneten jeden statutarisch Berechtigten hierdurch ergebenst einladen. Zugleich erklären sie sich bereit, Anfragen und Wünsche, welche die Theilnahme an der Versammlung betreffen, entgegenzunehmen und nach Möglichkeit zu erledigen.

Frankfurt am Main, den 29. Juni 1861.

Dr. J. Classen. Dr. A. Fleckeisen.

Zwanzigste Versammlung
deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Diejenigen in Frankfurt wohnhaften Herren, welche auf den Grund des § 4 der Statuten des Vereins, welcher lautet:

> 'Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt'

als Mitglieder an der Versammlung, welche vom 24. bis 27. September hieselbst gehalten wird, Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, **am Samstag den 21. September,** Nachmittags zwischen 2 und 6 Uhr in dem Empfangsbüreau (Paulsplatz 7) gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrags von 1 fl. 45 kr. die Mitgliedskarte und das Programm in Empfang zu nehmen.

Für die auswärtigen Mitglieder ist das Büreau Montag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8—12 und von 2—5 Uhr geöffnet.

Zuhörerkarten, welche beim Eintritt in den Kaisersaal vorzuzeigen und für alle Sitzungen gültig sind, werden im Empfangsbüreau von Samstag dem 21. September an täglich von 8—12 Uhr ausgegeben.

Am 16. September 1861.

Das Präsidium der Versammlung: Dr. J. Classen. Dr. A. Fleckeisen.

III.

Programm

für die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Die Versammlung wird vom 24. bis zum 27. September d. J. in Frankfurt am Main gehalten. Die allgemeinen Sitzungen, so wie die Sitzungen der pädagogischen Section finden im Kaisersaale des Römers, die Sitzungen der orientalistischen Section im Sitzungssaale des Gesetzgebenden Körpers (im Hause Limpurg neben dem Römer) statt.

Das Empfangsbüreau befindet sich im Sitzungszimmer des Evangelisch-Lutherischen Gemeindevorstandes (Paulsplatz 7): es ist Montag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr geöffnet. Es werden daselbst die Mitgliedskarten gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrags von 1 fl. 45 kr., so wie die dem Vereine gewidmeten Schriften ausgehändigt.

Die Mitgliedskarte berechtigt zum unentgeltlichen Besuch des Bürger-Vereins (Grosse Eschenheimerstrasse 74), des Kunst-Vereins (im Junghof) und des Zoologischen Gartens (Bockenheimer Chaussee 12). Die Stadt-Bibliothek (Schöne Aussicht 2), die Gemälde-Gallerie des Städelschen Instituts (Neue Mainzerstrasse 35), die naturhistorischen Sammlungen der Senckenbergschen Gesellschaft (Bleichstrasse 59), das von Bethmannsche Museum (Friedberger Anlage 20) und das Antiquariat des Herrn Joseph Baer (Rossmarkt 18) sind ausser den gewöhnlichen Stunden den Mitgliedern täglich von 3 Uhr an geöffnet.

Eintrittskarten zu den Sitzungen für Nichtmitglieder sind täglich im Empfangsbüreau von 8 bis 12 Uhr zu erhalten.

Tagesordnung.

Montag, den 23. September. Von 7 Uhr Abends an: Begrüssung und gesellige Zusammenkunft im Saale der Harmonie (Grosse Bockenheimerstrasse 9).

Dienstag, den 24. September. 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte. Erster wissenschaft-

licher Vortrag. 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Saale der Harmonie (Preis des Couverts 1 fl. ohne Wein). $6^1/_2$ Uhr: Festvorstellung im Stadttheater.

Mittwoch, den 25. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. $10^1/_2$ bis $1^1/_2$ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. 4 Uhr: Festmahl im Saale der Harmonie.

Donnerstag, den 26. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. 10 bis 12 Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. $12^1/_2$ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl in der Neuen Anlage, Hanauer Landstrasse 26 (Preis des Couverts 1 fl. ohne Wein). 2 Uhr: Fahrt auf der Eisenbahn nach Aschaffenburg zur Besichtigung des Pompejanums Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Freitag, den 27. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. $10^1/_2$ bis 1 Uhr: Vierte allgemeine und Schlusssitzung. 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Saale der Harmonie (Preis des Couverts 1 fl.).

An jedem Abende finden im Saale der Harmonie gesellige Zusammenkünfte von 7 Uhr an statt.

Nachfolgende Vorträge waren bis zur Feststellung des Programms dem Präsidium angemeldet worden:

I. Für die allgemeinen Sitzungen:

von Herrn Director Dr. Ahrens in Hannover: über Herakles den Rinderdieb und Hundswürger.

„ „ Professor Dr. Bachofen in Basel: über die Lykier.

„ „ Professor Dr. Forchhammer in Kiel: über das mythische und geographische Wissen des Aeschylus.

„ „ Subrector Dr. Keck in Plön: über einen Chorgesang aus Aeschylus Agamemnon.

„ „ Professor Dr. Linker in Krakau: über Spuren der Bekanntschaft mit Sallustius Historien bei Horatius.

„ „ Privatdocenten Dr. Leo Meyer in Göttingen: über die sogenannten unpersönlichen Zeitwörter.

„ „ Privatdocenten Dr. Emil Müller in Leipzig: über das älteste römisch-karthagische Bündnis.

„ „ Professor Dr. Stark in Heidelberg: über die Epochen der griechischen Religionsgeschichte.

„ „ Professor Dr. Tischendorf in Leipzig: über die Sinaitische Bibelhandschrift in paläographischer Rücksicht.

„ „ Hofrath Professor Dr. Urlichs in Würzburg: über die dramatischen Motive der alten Kunst.

2. Für die pädagogische Section:

von Herrn Professor Dr. Rudolf von Raumer in Erlangen: über die Behandlung des Altdeutschen auf Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nöthigen Lehrkräfte.

„ „ Professor Dr. Bursian in Tübingen: Vorschläge zur Einigung über die Aussprache des Griechischen auf deutschen Gymnasien und Universitäten.

„ Professor Dr. Fleckeisen in Frankfurt a. M.: über die lateinische Rechtschreibung.

IV.

Verzeichnis der Mitglieder.

Durch ein * sind diejenigen Herren aus Frankfurt und der nächsten Umgebung gekennzeichnet, welche auf die Bitte des Präsidiums zu einem Comité zusammengetreten waren, um jenes in den Vorbereitungen für die Versammlung, namentlich für die den Gästen zu bietenden geselligen Unterhaltungen auf die dankenswertheste Weise zu unterstützen.

1. Dr. C. Abicht aus Lüneburg.
2. Oberlehrer Dr. Andresen aus Mühlheim an der Ruhr.
3. Oberlehrer und Docent Dr. F. A. Arnold aus Halle.
4. Professor Dr. Arnold aus Basel.
5. Dr. Ferd. Ascherson aus Berlin.
6. Dr. Jacob Auerbach in Frankfurt.
7. Gymnasial-Assistent Dr. G. Autenrieth aus Erlangen.
8. Dr. J. Bachofen aus Basel.
9. Buchhändler Joseph Baer in Frankfurt.
10. Geh. Hofrath Professor Dr. Chr. Bähr aus Heidelberg.
11. Professor Dr. K. Bartsch aus Rostock.
12. Pfarrer Basse in Frankfurt.
13. Oberlehrer Dr. A. Baumeister aus Lübeck.
14. Dr. Baur, Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg.
15. Lehramtscand. Ed. Bechtold aus Darmstadt.
16. Gymnasiallehrer Dr. Adelbert Becker aus Saarbrücken.
17. Consistorialrath Pfarrer Dr. C. Becker in Frankfurt.
18. *Professor Dr. J. Becker in Frankfurt.
19. Gymnasiallehrer Dr. Th. Becker aus Darmstadt.
20. Hofrath und Lyceumsdirector Behaghel aus Mannheim.
21. Director Carl Bender aus Weinheim.
22. Professor Dr. Theodor Benfey aus Göttingen.
23. Professor E. Bernhardt aus Wiesbaden.
24. *Senator F. Bernus in Frankfurt.
25. Dr. F. Bialloblotzky aus Göttingen.
26. Cand. theol. Bickel aus Marburg, Mitglied der DMG.
27. Gymnasiallehrer W. Biehl aus Salzburg.
28. Gymnasialdirector Prof. Bigge aus Köln.
29. Dr. Anton Birlinger, Germanist aus München.
30. Gymnasiallehrer Dr. Blümmer aus Büdingen.
31. Gymnasialdirector Prof. Bone aus Mainz.
32. Gymnasialdirector Dr. Bossler aus Darmstadt.
33. Cand. philol. Karl Bossler aus Darmstadt.

34. Professor Dr. Hermann Brockhaus aus Leipzig.
35. Geh. Oberregierungsrath Dr. Brüggemann aus Berlin.
36. Professor Dr. F. Bücheler aus Freiburg im Breisgau.
37. Gymnasiallehrer Dr. Buchenau aus Marburg.
38. Dr. Alex. Büchner, professeur d'allemand au collége de Valenciennes.
39. Oberlehrer Buerbaum aus Coesfeld.
40. Professor Dr. C. Bursian aus Tübingen.
41. Professor Dr. Julius Cäsar aus Marburg.
42. Professor Caspers aus Recklinghausen.
43. *Professor Dr. H. Cassian in Frankfurt.
44. Professor Dr. W. Christ aus München.
45. *Gymnasialdirector Prof. Dr. J. Classen in Frankfurt, Präsident der Versammlung.
46. Dr. Coch, Pfarrer und Director der höheren Bürgerschule in Bockenheim.
47. Gymnasiallehrer Dr. Collmann aus Marburg.
48. Gymnasiallehrer Dr. Cramer aus Emmerich.
49. Gymnasiallehrer Dr. W. Crecelius aus Elberfeld.
50. *Dr. Theodor Creizenach in Frankfurt.
51. Professor Dr. C. Cuntz aus Wiesbaden.
52. Seminardirector Curtmann aus Friedberg.
53. Pfarrer Deichler in Frankfurt.
54. Gymnasiallehrer Dr. Hermann Deiters aus Bonn.
55. E. Deutsch, Custos am British Museum, aus London.
56. *Dr. Lorenz Diefenbach in Bornheim bei Frankfurt.
57. Professor Dr. Dietrich aus Marburg.
58. Director Prof. Dr. R. Dietsch aus Plauen.
59. Hofrath und Professor Dr. Döderlein aus Erlangen.
60. Gymnasiallehrer Dr. H. Dölp aus Giessen.
61. Gymnasiallehrer Donner aus Fulda.
62. Studienlehrer J. Dreykorn aus Zweibrücken.
63. Oberlehrer Dr. Dryander aus Halle.
64. Bibliothekar Professor Dr. H. Düntzer aus Köln.
65. *Professor Dr. Anton Eberz in Frankfurt.
66. Oberlehrer Dr. G. Eckertz aus Köln.
67. Gymnasialdirector Dr. F. A. Eckstein aus Halle, Präsident der pädagogischen Section.
68. Studienlehrer Emmert aus Speyer.
69. Professor Dr. Enderlein aus Schweinfurt.
70. Louis Engel, Litterat in Frankfurt.
71. *Professor August Ernst in Frankfurt.
72. Gymnasiallehrer Esch aus Coesfeld.
73. *Dr. juris Euler in Frankfurt.
74. Professor Dr. Fickler aus Mannheim.
75. F. Ficus, Institutsvorsteher in Frankfurt.
76. Professor Lic. theol. Finger in Frankfurt.
77. Dr. F. A. Finger, Oberlehrer der mittleren Bürgerschule in Frankfurt.
78. Regierungsrath Dr. C. G. Firnhaber aus Wiesbaden.
79. Oberlehrer F. Fischer aus Duisburg.
80. Professor und Conrector J. Fischer aus Speyer.
81. *Professor Dr. A. Fleckeisen in Frankfurt, Vicepräsident der Versammlung.
82. Professor Dr. H. L. Fleischer aus Leipzig.
83. Professor Dr. Forchhammer aus Kiel.
84. Schulrath Dr. Foss aus Altenburg.
85. Gymnasiallehrer Dr. A. Franke aus Lingen a. d. Ems.
86. Oberlehrer J. Freudenberg aus Bonn.
87. Oberlehrer Dr. Otto Frick aus Wesel.
88. Studienlehrer Dr. Friedlein aus Erlangen.
89. Gymnasiallehrer Dr. Fritsch aus Trier.
90. Dr. Karl Fritsch, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
91. Gymnasiallehrer Dr. Fürstenau aus Hanau.
92. Jos. Gantrelle, inspecteur de l'enseignement moyen, aus Brüssel.
93. Gymnasiallehrer Dr. K. Gaquoin aus Darmstadt.
94. Professor G. Gebhardt aus Hof.
95. L. Geiger in Frankfurt.
96. Gymnasialdirector Dr. Geist aus Giessen.
97. Collaborator H. Gercke aus Northeim.
98. Geheimerrath Professor Dr. E. Gerhard aus Berlin.
99. Dr. Oskar Gerhard, Lehrer an der Realschule in Siegen.
100. Professor Dr. Fr. Dor. Gerlach aus Basel.
101. Professor Dr. Gildemeister aus Bonn.
102. Oberlehrer Goldenberg aus Saarbrücken.
103. Gymnasiallehrer Dr. Gross aus Cassel.
104. Archivsecretär Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
105. *Professor F. Gutermann in Frankfurt.
106. Gymnasiallehrer Hofrath F. Haas aus Darmstadt.
107. Professor Dr. H. Habich aus Gotha.
108. Gymnasiallehrer Hahn aus Fulda.
109. Gymnasiallehrer Dr. Hainebach aus Giessen.
110. Professor und Oberbibliothekar Dr. Karl Halm aus München.
111. Studienlehrer Hartwig aus Nürnberg.
112. Dr. G. Hassel, Institutsvorsteher in Frankfurt.
113. Professor Dr. K. D. Hassler aus Ulm.

114. Professor E. Hausdörffer aus Eutin.
115. *Professor Hechtel in Frankfurt.
116. Gymnasialrector Dr. Heerwagen aus Nürnberg.
117. Professor Dr. Heimsoeth aus Bonn.
118. Consistorialrath und Professor Dr. th. Henke aus Marburg.
119. Gymnasialdirector Professor Dr. W. Herbst aus Köln.
120. Lyceumsdirector Hofrath F. K. Hertlein aus Wertheim.
121. Schulinspector Dr. Herwig aus Hanau.
122. Gymnasialdirector Professor Dr. Hess aus Helmstedt.
123. Dr. M. Hirsch in Frankfurt.
124. Dr. C. Hofmann aus Heidelberg.
125. Dr. H. Hohagen, Institutsvorsteher in Frankfurt.
126. Professor Dr. Wilhelm Ludwig Holland aus Tübingen.
127. Dr. juris F. Hornfeck in Frankfurt.
128. Gymnasiallehrer Dr. A. Hüffel aus Darmstadt.
129. Dr. Eugen Huhn in Frankfurt.
130. Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Hundeshagen aus Heidelberg.
131. R. Jäger, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
132. Professor Dr. L. von Jan aus Schweinfurt.
133. *Professor Dr. Joh. Janssen in Frankfurt.
134. *Dr. Th. Jekel in Frankfurt.
135. Dr. Jochem, Pfarrer und Institutsvorsteher in Ruppertsburg.
136. Professor Dr. Bernhard Jülg aus Krakau.
137. Dr. C. W. Jungé, Institutsvorsteher in Frankfurt.
138. Privatdocent Dr. Ferdinand Justi aus Marburg.
139. *Pfarrer Dr. L. Kalb in Frankfurt.
140. Professor J. Kayser aus Darmstadt.
141. Professor Dr. L. Kayser aus Heidelberg.
142. Subrector Dr. Heinrich Keck aus Plön.
143. Ernst Kelchner, Bibliotheksbeamter in Frankfurt.
144. Professor Dr. Kern aus Coburg.
145. Gymnasialdirector Dr. Kiesel aus Düsseldorf.
146. Raphael Kirchheim in Frankfurt, Mitglied der DMG.
147. Dr. H. J. Kirschbaum in Frankfurt.
148. Gymnasiallehrer J. Klaiber aus Stuttgart.
149. Professor K. Klein aus Mainz.
150. Dr. J. Klein aus Bonn.
151. Professor Dr. Hermann Köchly aus Zürich.
152. Dr. J. Ph. König, Senior des Predigerministeriums und Consistorialrath in Frankfurt.
153. *Buchhändler C. Könitzer in Frankfurt.
154. Gymnasiallehrer Körber aus Fulda.
155. Institutsvorsteher Dr. Kortegarn aus Bonn.
156. Professor Dr. C. Köstlin aus Tübingen.
157. Professor C. Krafft aus Maulbronn.
158. Universitätsbibliothekar Dr. L. Krehl aus Leipzig.
159. *Professor Dr. G. L. Kriegk in Frankfurt.
160. Dr. C. Kühner, Director der Musterschule in Frankfurt.
161. Gymnasiallehrer Kunkel aus Bensheim.
162. Institutsvorsteher Dr. Künkler aus Biebrich am Rhein.
163. Repetent G. Lamparter aus Tübingen.
164. Dr. Julius Landsberger, grossherz. hessischer Landesrabbiner in Darmstadt.
165. Oberlehrer Dr. Gustav Lange aus Blankenburg am Harz.
166. Professor Dr. Ludwig Lange aus Giessen.
167. Oberkirchenrath Laubis, Mitglied des Oberstudienraths in Carlsruhe.
168. Dr. ph. und Lic. th. J. Le Beau aus Heidelberg.
169. Dr. Bernhard Lehmann in Frankfurt.
170. *A. Lentz, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
171. Professor Dr. R. Lepsius aus Berlin.
172. Professor Dr. Ernst von Leutsch aus Göttingen.
173. J. Lieblein, cand. mag. aus Christiania.
174. Cabinetsrath Dr. von Liliencron aus Meiningen.
175. Collaborator J. Lindenborn aus Halle.
176. Cand. theol. Ed. Lindenborn, Lehrer an der Stadtschule in Kirn an der Nahe.
177. Gymnasiallehrer Dr. Lindenkohl aus Cassel.
178. Professor Dr. Gustav Linker aus Krakau.
179. Gymnasiallehrer Dr. Lipke aus Wesel.
180. Institutsvorsteher Dr. Lips aus Giessen.
181. *Dr. K. F. Löning in Frankfurt.
182. Gymnasialdirector W. Lorenz aus Wetzlar.
183. Pfarrer Lorenz aus Preungesheim.
184. Gymnasiallehrer Dr. Lotz aus Fulda.
185. Gymnasiallehrer Dr. Lucius aus Darmstadt.
186. Professor Dr. H. Lüdecking aus Wiesbaden.
187. Oberlehrer S. Mardner in Frankfurt.
188. Reallehrer Dr. Ludwig Mathes aus Offenbach.
189. Cand. theol. Eduard Mauch aus Tübingen.

190. Oberlehrer Ph. Mauë in Frankfurt.
191. Lehramtscand. Dr. Th. Maurer aus Darmstadt.
192. Gymnasialdirector Dr. Menn aus Neuss.
193. Dr. J. J. Merian aus Basel.
194. Gymnasiallehrer J. Merkel aus Freiburg im Breisgau.
195. Dr. Heinrich Meyer aus Zürich..
196. Privatdocent Dr. Leo Meyer aus Göttingen.
197. Professor Dr. Theodor Möbius aus Leipzig.
198. Missionar Dr. H. Fr. Mögling aus Ostindien.
199. Realschuldirigent Dr. Möller aus Biedenkopf.
200. Gymnasiallehrer Dr. Albert Müller aus Hannover.
201. Privatdocent Dr. Emil Müller aus Leipzig.
202. Dr. Friedrich Müller, Beamter der kais. Hofbibliothek in Wien.
203. Gymnasialdirector Dr. F. Münscher aus Marburg.
204. Gymnasiallehrer Dr. F. Münscher aus Guben.
205. R. Nentwig, Redacteur in Frankfurt.
206. W. Nolte, Lehrer an der höheren Gewerbeschule in Frankfurt.
207. *Dr. Ludwig Oelsner in Frankfurt.
208. Dr. Wilhelm Oncken aus Heidelberg.
209. Dr. Karl Oppel in Frankfurt.
210. Professor Dr. Julius Oppert aus Paris.
211. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann aus Fulda.
212. Conrector F. Otto aus Wiesbaden.
213. *Senator Dr. von Oven in Frankfurt.
214. Gymnasialrector Dr. Pahl aus Tübingen.
215. Dr. F. Paldamus, Director der höheren Bürgerschule in Frankfurt.
216. Bibliothekar Dr. W. Pertsch aus Gotha.
217. Gymnasiallehrer A. Pertz aus Clausthal.
218. Inspector G. Pfleiderer aus Kornthal.
219. Gymnasialdirector Dr. K. W. Piderit aus Hanau.
220. Professor Dr. Plötz aus Charlottenburg.
221. Oberlehrer Dr. Poppe in Frankfurt.
222. Professor Dr. A. F. Pott aus Halle.
223. Gymnasiallehrer Dr. Preime aus Cassel.
224. Professor Dr. Carl Prien aus Lübeck.
225. Director Prinz aus Lüttich.
226. Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen.
227. Professor Dr. G. M. Redslob aus Hamburg.
228. Professor Dr. Karl August Regel aus Gotha.
229. Privatdocent Dr. August Reifferscheid aus Bonn.
230. Dr. Anton Rein, Director der Realschule in Crefeld.
231. Professor Dr. Wilhelm Rein aus Eisenach.
232. *Dr. juris Max. Reinganum in Frankfurt.
233. Privatdocent Dr. Reinisch aus Wien.
234. Gymnasialdirector Dr. Reisacker aus Trier.
235. Dr. Eduard Reuss, Professor der Theologie in Strassburg.
236. Professor Rheinhard aus Stuttgart.
237. Conrector Albert Rhode aus Brandenburg.
238. Professor Dr. Otto Ribbeck aus Basel.
239. Dr. Max Rieger aus Darmstadt.
240. Schul- und Consistorialrath Ritter aus Dessau.
241. Professor G. D. Röder in Frankfurt.
242. Dr. E. Roer aus Braunschweig.
243. Director Roeren aus Bedburg.
244. Pfarrer Philipp Heinrich Roos in Frankfurt.
245. Geheimer Oberschulrath Dr. Rost aus Gotha.
246. *Dr. Franz Roth in Frankfurt.
247. Professor Dr. Rudolph Roth aus Tübingen.
248. Gymnasiallehrer Rothfuchs aus Marburg.
249. Professor Dr. J. Rubino aus Marburg.
250. Dr. Christian Rumpf aus Giessen.
251. Gymnasiallehrer Dr. Heinrich Rumpf aus Giessen.
252. Institutsvorsteher W. Ruoff in Frankfurt.
253. Buchhändler J. Rütten in Frankfurt.
254. Oberlehrer Dr. Saal aus Köln.
255. Hofrath Professor J. Samtschewsky aus Kieff.
256. Oberlehrer Dr. J. Savelsberg aus Aachen.
257. Subrector Dr. Christian Schad aus Kitzingen.
258. Professor Dr. Arnold Schaefer aus Greifswald.
259. Dr. Schaumann, Director der Realschule in Offenbach.
260. Institutsvorsteher L. Scheib in Frankfurt.
261. Gymnasiallehrer Dr. Schell aus Ofen.
262. Professor Dr. Schenk aus Friedrichsdorf.
263. Gymnasiallehrer Dr. Scherer aus Coesfeld.
264. Gymnasiallehrer Dr. Schimmelpfeng aus Marburg.
265. *Dr. juris Schlemmer in Frankfurt.
266. Gymnasialrector K. A. Schmid aus Stuttgart.
267. Professor Dr. Leopold Schmidt aus Bonn.
268. *Professor Dr. W. H. Schmidt in Frankfurt.
269. Gymnasialdirector Dr. H. L. Schmitt aus Weilburg.
270. Lyceallehrer Dr. J. C. Schmitt aus Mannheim.
271. Oberlehrer Schmitz aus Saarbrücken.
272. Professor Dr. Otto Schneider aus Gotha.
273. Dr. Emil Scholderer in Frankfurt.
274. Geheimerrath Professor Dr. Schömann aus Greifswald.

275. *Buchhändler Carl Schömann in Frankfurt.
276. Lyceumsdirector J. Schraut in Rastatt.
277. Gymnasialdirector Dr. Ferd. Schultz aus Münster.
278. Gymnasialdirector Dr. Schürmann aus Kempen.
279. Privatdocent Dr. Ludwig Schwabe aus Giessen.
280. W. Seibt, Lehrer an der höheren Bürgerschule in Frankfurt.
281. *Advocat Dr. Siebert in Frankfurt.
282. Dr. Leo Silberstein in Frankfurt.
283. Studienlehrer Dr. J. Simon aus Edenkoben.
284. Institutsvorsteher Ph. J. Simon in Frankfurt.
285. Professor Dr. Soldan aus Giessen.
286. Gymnasiallehrer Spangenberg aus Hanau.
287. *Dr. juris Otto Speyer in Frankfurt.
288. Professor August Spiess aus Wiesbaden.
289. Professor Sprenger aus Bern.
290. Professor Dr. th. J. J. Stähelin aus Basel.
291. Professor Dr. K. B. Stark aus Heidelberg.
292. Gymnasiallehrer Steger aus Salzburg.
293. Dr. Leopold Stein, Rabbiner in Frankfurt.
294. *Pfarrer Dr. th. G. E. Steitz in Frankfurt, Präsident der orientalistischen Section.
295. *Dr. August Steitz in Frankfurt.
296. Oberlehrer Dr. S. Stern in Frankfurt.
297. *Dr. med. F. J. Stiebel in Frankfurt.
298. Professor H. W. Stoll aus Weilburg.
299. Gymnasiallehrer Dr. Study aus Coburg.
300. Gymnasiallehrer Dr. R. Suchier aus Hanau.
301. Dr. Supf, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
302. George C. Swayen aus Oxford.
303. A. Tendlau, Lehrer in Frankfurt.
304. Professor Dr. W. S. Teuffel aus Tübingen.
305. Institutsvorsteher Thudichum aus Rödelheim.
306. Gymnasiallehrer Dr. L. Tillmanns aus Cleve.
307. Rector und Professor M. Trieb aus Amberg.
308. Dr. Ernst Trumpp, Missionar aus Ostindien.
309. Gymnasiallehrer Dr. Uhrig aus Worms.
310. Privatdocent Dr. Franz Umpfenbach aus Giessen.
311. Hofrath und Professor Dr. Urlichs aus Würzburg.
312. Gymnasiallehrer Dr. Adolph von Velsen aus Saarbrücken.
313. Rector G. J. Vennigerholz aus Northeim.
314. Professor Dr. Wilhelm Vischer aus Basel.
315. Gymnasiallehrer Dr. Vogel aus Mainz.
316. Dr. Vogel, Lehrer an der Handelsschule in Offenbach.
317. Dr. th. J. Th. Vömel in Frankfurt.
318. Professor Dr. Wilhelm Wackernagel aus Basel.
319. Pfarrer Chr. Wagner aus Praunheim.
320. Dr. Karl Wagner in Frankfurt.
321. Dr. Chr. Fr. von Walther, Collegienrath, Professor und Oberbibliothekar aus St. Petersburg.
322. *Professor H. Wedewer in Frankfurt.
323. Schulrath Dr. Weidemann aus Meiningen.
324. Professor Dr. Weigand aus Giessen.
325. Professor Weigand aus Würzburg.
326. Gymnasiallehrer Dr. F. Weinkauff aus Köln.
327. *Dr. Heinrich Weismann, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
328. *Professor J. Weismann in Frankfurt.
329. Gymnasiallehrer Dr. Karl Weismann aus Fulda.
330. Gymnasialdirector Dr. Wendt aus Hamm.
331. Gymnasiallehrer Dr. Wentrup aus Wittenberg.
332. Gymnasialdirector Dr. Wesener aus Fulda.
333. Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese aus Berlin.
334. Cand. philol. C. Wilmanns aus Bremen.
335. Buchhändler Chr. Winter in Frankfurt.
336. Gymnasiallehrer Dr. August Wintterlin aus Stuttgart.
337. Stadtpfarrer Dr. Wolff aus Rottweil.
338. Professor Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
339. Oberlehrer Zacharoft aus Tiflis.
340. Professor Dr. Eduard Zeller aus Marburg.
341. Collaborator Zickendrath aus Wiesbaden.
342. Buchhändler Heinrich Zimmer in Frankfurt.
343. Gymnasiallehrer Dr. G. Zimmermann aus Basel.
344. *Dr. Hermann Zirndorfer in Frankfurt.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Die Versammlung wurde Dienstag den 24. September 1861 Morgens 9 Uhr in dem Kaisersaale des Römers von dem Präsidenten, Gymnasialdirector Dr. Classen, mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!
Hochgeehrte Herren, liebe Berufs- und Amtsgenossen!

Mit herzlicher Freude und frohen Hoffnungen heissen wir Sie, die Sie sich für einige Tage des ernsten und heitern Zusammenlebens im Geiste und für die Zwecke unsrer Wissenschaft aus allen Theilen des Vaterlandes vereinigt haben, in dieser Stadt von gutem deutschem Klange willkommen, heissen Sie mit gehobnem Gefühle willkommen in diesem altehrwürdigen Saale, von dessen würdig geschmückten Wänden ein Jahrtausend unsrer Geschichte auf uns herabblickt. Ja, möge die inhaltreiche Vergangenheit des Ortes, an welchem wir uns heute versammelt finden, von guter Vorbedeutung sein für den Gehalt und den nachwirkenden Erfolg der Berathungen, welche wir in diesen Tagen hier zu pflegen gedenken!

Viele von Ihnen, verehrte Herren, werden auch schon vor dieser Stunde gern einmal sinnend an dieser denkwürdigen Stätte unsrer Geschichte verweilt und sich erhebende und trübe Bilder der Vergangenheit an der Seele vorübergeführt haben. Aber auch denjenigen von Ihnen, die heute zum ersten Male den Kaisersaal in unserm Römer betreten, war er nicht mehr ein ganz fremder Raum: Sie haben ihn zuweilen im Geiste durchwandelt an der Hand des Dichters, den wir heute mit zwiefachem Rechte den unsern nennen, wenn er uns in jenen nie veraltenden Erinnerungen aus seiner Knabenzeit durch die Gänge und Gemächer des Römers hindurchführt, und uns die Kaiserkrönung bis zu dem glänzenden Festmahle, wie es vor nun bald hundert Jahren[1]) in diesem Saale gehalten wurde, als Gegenwärtige mit erleben lässt.[2]) Irre ich mich, oder wurden nicht, als Sie die 'gewölbähnlichen Hallen'[3]) durchschritten, als Sie die 'dreimal gebrochene Treppe'[4]) mit ihrem kunstvollen Eisengeländer heranstiegen, als Ihre Blicke auf die allegorischen Gemälde über Ihnen und zu Ihrer Seite fielen, die Bilder, welche Goethe's Meisterhand zum bleibenden Besitz unsrer Nation entworfen hat, in Ihrer Seele lebendig? Werden Sie es meiner persönlichen Neigung

1) den 3. April 1764. Werke (Octavausgabe von 1827—34) 24, 315.
2) W. 24, 326 ff.
3) W. 24, 25.
4) W. 24, 321.

freundlich zu Gute halten, wenn ich, dem in den acht Jahren, welche ich nunmehr in Frankfurt zu leben und zu wirken berufen bin, wohl nicht ein Tag vorübergegangen ist ohne einen Gedanken an Goethe und das was er uns gewesen ist, wenn ich mir gestatte, das dankbare Andenken an ihn auch in diese Stunde hineinzutragen, und eine bedeutende Seite seines Wesens und Wirkens zum Gegenstande derjenigen Betrachtungen zu machen, mit welchen ich die Ehre habe die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu eröffnen?

Auf einen Vortheil darf ich jedenfalls bei der Wahl meines Gegenstandes rechnen, dass, was meine Ausführung vielfach wird vermissen lassen, die Allen gemeinsame liebevolle Theilnahme für den Mann, dem meine Worte gewidmet sind, ersetzen werde. Denn Gott sei Dank! so weit sind wir in Deutschland nach langer Herschaft unklarer oder übelwollender Vorurtheile gelangt, dass, wer unter uns mit Bewusstsein an dem edlen Gute deutscher Bildung Antheil nimmt, mit stets wachsender Verehrung und Dankbarkeit erkennt, dass wir den Durchbruch ihres eigenthümlichsten Gehaltes und Werthes Niemanden mehr schuldig sind als Goethe. Haben wir mit Recht vor wenig Jahren im freudigen Einklang der ganzen Nation das Erinnerungsfest des edlen Dichters gefeiert, der durch seine unvergänglichen Geisteswerke in das Gesamtleben unsres Volkes am tiefsten eingegriffen und ihm die Richtung auf die höchsten und reinsten Ziele gegeben hat, so ist es das Ausserordentliche, in diesem Grade wohl in keiner andern Litteratur wieder aufzuweisende an seinem grossen Freunde, dass er, ausser den lieblichen und erhabnen Schöpfungen seiner Poesie, an allen Geistesbestrebungen, welche seine Zeit befreiend und belebend durchdrangen, den innerlichsten und unmittelbarsten Antheil nahm, und selbstthätig und fördernd in sie eingriff, ja dass Alles, was in Kunst und Wissenschaft sich befruchtend und neugestaltend regte, von seinem mächtigen Geiste erkannt und aufgefasst, in manigfacher Form in seinen dichterischen Werken einen entsprechenden Ausdruck fand.

Alle von ihm selbst uns hinterlassenen Aufzeichnungen über seinen Lebensgang beweisen, mit wie bewundernswürdigem Ernst und Eifer er ununterbrochen bemüht war, die von allen Seiten auf ihn zudringenden Stralen der Erkenntnis in seinem Innern zu sammeln, und sein eignes Wesen und Alles, was in Wort und Schrift von ihm ausgieng, davon zu durchleuchten. Mit gleicher Liebe war er den beiden Hauptrichtungen menschlicher Forschung, der Wissenschaft des Geistes und der Natur, zugewandt, und nie entschwand ihm das tiefe Bewusstsein, dass nur aus der treuen Pflege beider sich die höchste menschliche Bildung auferbaut. Wenn je unter uns ein ungemässigter Eifer einen feindlichen Gegensatz zwischen den historischen und den physischen Wissenschaften hat hervorrufen wollen, Goethe's Name, sein hehres Vorbild soll uns immerdar das Symbol sein, das alle Kräfte zum einträchtigen Zusammenwirken für die eine, grosse Wissenschaft der Wahrheit zusammenhält, die allein des deutschen Volkes würdig ist.

Liegt auch der Antheil, welchen Goethe an der Förderung mehrerer Zweige der Naturwissenschaft genommen, in seinen Schriften offenkundiger zu Tage, und ist derselbe selbst durch den Widerspruch, den er hervorgerufen, zu allgemeinerer Kunde gelangt: so ist es schon an sich nicht zu bezweifeln, dass dem Dichter, welcher alle Schwingungen und Regungen der Menschenseele belauscht und im Worte wiedergegeben hat wie kein anderer, der Mensch und seine Geschicke in Vergangenheit und Gegenwart stets der wichtigste Gegenstand seiner theilnehmenden Betrachtung geblieben ist; es ist aber auch von grössestem Interesse, die

Zeugnisse dieses lebendigen und thätig eingreifenden Antheils durch den langen Zeitraum seines Lebens und Wirkens zu verfolgen. So gestatten Sie auch mir, hochverehrte Anwesende, die eine Seite desselben, welche den Zwecken unsrer Versammlung am nächsten liegt, in dieser Stunde hervorzuheben, und Goethe's Verhältnis zur classischen Philologie und Alterthumswissenschaft in gedrängter Uebersicht Ihnen vor die Seele zu rufen. Fürchten Sie nicht, meine Herren, dass ich etwa den eitlen Versuch machen werde, durch den erkünstelten Beweis, dass Goethe als thätiger Mitarbeiter und Genosse den philologischen Studien angehört habe, diesen selbst durch den Glanz seines Namens einen erhöheten Ruhm zu bereiten: meine Absicht ist nur, aus dem Gange seiner Lebensentwicklung und vor allem aus dem Zeugnis seiner eignen Worte den Nachweis zu liefern, dass seine eigne Geistesbildung zum guten Theil auf der Grundlage classischer Studien beruht, dass die Anerkennung ihres hohen Werthes ihn durchs Leben begleitet, und dass er den vertrauten Verkehr mit allem, was aus dieser Quelle stammt, mit liebevoller Theilnahme bis in seine spätesten Lebenstage unterhalten hat.

Wir wissen aus Goethe's eignen Mittheilungen, dass er als Knabe nie einer öffentlichen Schule anvertraut war, und dass der einzige Unterricht, welchen er von dem alten Rector Albrecht empfieng, dessen 'originelle Figur'[5]) er uns mit den lebendigsten Zügen gezeichnet hat, sich nicht auf die classischen Sprachen, sondern, nach einer wunderlichen Grille, auf das Hebräische bezog: in unsrer nächsten Nähe lag 'das treppen- und winkelhafte Local' des alten Barfüsserklosters, der damalige Sitz des Gymnasiums, dessen lange, dunkle Gänge der Knabe 'mit schaurigem Behagen' zu durchstreichen liebte, wenn er Abends 6 Uhr zur hebräischen Stunde gieng. Dass er aber auch im Lateinischen wie im Griechischen nach dem Stande der damals gebräuchlichen Hülfsmittel einen verständigen und förderlichen Unterricht empfieng, davon besitzen wir in dem von ihm selbst mit jugendlicher Hand 'labores juveniles' überschriebenen Hefte seiner Knabenarbeiten, das durch einen glücklichen Umstand in den Besitz unsrer Stadtbibliothek gelangt und in seinen merkwürdigsten Theilen von unserm Dr. Heinrich Weismann bekannt gemacht ist[6]), das urkundlichste Zeugnis, welches Verehrer Goethe's nicht ohne Rührung betrachten werden. In beiden Sprachen war es nach des Vaters wohlbedachter Methode auf Beschleunigung des fertigen Verständnisses und der praktischen Verwendung abgesehen. Indes muss das Griechische, das er als zehnjähriger Knabe mit klarer sichrer Handschrift, und nicht ohne Accente, geschrieben hat, und worin er etwas später, wie er uns versichert[7]), das neue Testament 'ganz bequem las, weil die Evangelien und Episteln Sonntags nach der Kirche recitirt, übersetzt und einigermassen erklärt werden mussten', doch bald zurückgetreten sein. Denn er berichtet ein andres Mal[8]), dass seine Kenntnis desselben sich nicht über das neue Testament hinaus erstreckt habe; dass er dagegen das Lateinische mit Leichtigkeit las, und sich früh in der poetischen wie in der Prosalitteratur fleissig und nach vielen Seiten umsah. Man darf bei seinem spätern eifrigen Verkehr mit der griechischen Litteratur, sowohl bei der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Werken wie bei der Lectüre

---

5) W. 24, 198 ff.

6) Aus Goethe's Knabenzeit 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Frankfurt bei Sauerländer 1846.

7) W. 24, 197.

8) W. 25, 39.

Homers und der Tragiker, der er sich namentlich in Rom und auf Sicilien mit Begeisterung hingab, zur richtigen Beurtheilung nicht vergessen, dass er sie stets durch die Vermittlung lateinischer oder deutscher Uebersetzungen las.[8*]) Ein schöpferischer Geist, wie der seinige, vermochte auch durch die abgeschwächte Form, so weit es möglich ist, die ursprüngliche Schönheit in sich wieder hervorzurufen. Aber er selbst hat doch immer in dieser vermittelten Aneignung der griechischen Litteratur einen Mangel empfunden: wo sich die Gelegenheit bot, suchte er durch die Beihülfe der kundigsten Männer, F. A. Wolf's[9]) beim Aristoteles, unsres Göttling[10]) beim Euripides, das Mangelnde zu ersetzen; und noch im höchsten Alter deutet er sein Bestreben, sich auch mit unvollkommner Kenntnis der Sprache dem Original zu nähern, mit liebenswürdiger Naivetät an: 'wir haben Uebersetzungen genug,' schreibt er bei Gelegenheit der neuen Ausgabe der Euripideischen Iphigenie in Aulis von Hermann den 23. November 1831 an Zelter[11]) 'die einer Anmassung ins Original zu sehen gar löblich bei

---

8*) Es ist mir ungemein erfreulich, das, was ich hier auf den Grund verschiedener Stellen Goethescher Schriften im allgemeinen ausgesprochen habe, durch eine bisher nicht bekannte briefliche Aeusserung Goethe's aus seiner frischesten Jugendzeit belegen, aber auch in ein ganz neues und lebendiges Licht setzen zu können. Herr Dr. med. F. Kellner, der sich im Besitz der vollständigen Sammlung der Briefe Goethe's an Sophie von La Roche befindet, welche demnächst im Druck erscheinen wird, hat die Güte gehabt, mir das folgende Bruchstück aus einem Briefe, wahrscheinlich vom November 1774, zum Abdruck an dieser Stelle zu verstatten:

Hier ein kurzes Rezipe für des werthen Baron v. Hohenfeld*) griechisches Studium: 'So Du einen Homer hast ist's gut, hast Du keinen kaufe Dir den Ernestischen, da die Clarkische wörtliche Uebersezzung beygefügt ist; so dann verschaffe Dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weise Karten, hast Du diess beysammen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf accente sondern liess wie die Melodey des Hexameters dahin fliesst, und wie es Dir schön klinge in der Seele, verstehst Dus so ist alles gethan, so Dus aber nicht verstehst sieh die Uebersezzung an, liess die Uebersezzung und das Original, und das Original und die Uebersezzung, etwa ein zwanzig dreysig Verse biss Dir ein Licht auf geht über Construction, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife Deinen Clavem, wo Du Zeile für Zeile wirst analysirt finden, das Präsens und den Nominativum schreibe sodann auf die Karten, steck sie in Dein Souvenir und lerne daran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten mögte dem das Herz ganz nach Gott hing, und so immer ein dreysig Verse nach den anderen und hast Du zwey drey Bücher so durchgearbeitet versprech ich Dir, stehst Du frisch und frank vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Uebersezzung Schaufelberg und Karten. Probatum est!'

Im Ernst liebe Mama warum das alles so und so, und grad Karten seyn müssen? Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muss das eben Nesseltuch seyn, worin das Huhn gestoft wird. Sagen sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste Homer sey der leichteste Griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muss.

Da man wohl nicht bezweifeln darf, dass der Lehrmeister das Recept zuerst an sich selbst probiert hatte, so gewinnt diese Mittheilung einen unschätzbaren Werth, um uns das anschaulichste Bild von Goethe's eignem Homerischen Studium zu geben.

*) Er war kurtrierischer Domdechant und treuer Freund der Familie La Roche.

9) Schillers Briefw. Nr. 840. Selbst wenn er Nr. 841 S. 144 berichtet, dass Wolf drei seiner Conjecturen in der Aristotelischen Schrift de coloribus gleich angenommen habe, so sind das nicht sowohl sprachliche als sachliche gewesen, wie er denn erwähnt, dass er Weiss anstatt Schwarz habe setzen müssen. Sollte über diese Verbesserungsversuche Goethe's wohl etwas näheres herauszubringen sein?

10) W. 32, 191.

11) Zelters Briefw. Nr. 830. 6, 344. In demselben Sinne ist (W. 49, 157 f.) 'den Philologen empfohlen', dass sie von der neu aufgekommenen Sitte 'den griechischen Text in der Ursprache zu citiren' ablassen, und den nicht griechisch Gelehrten 'den Zugang zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig erleichtern mögen.'

der Hand sind.' Doch ruft er ein andres Mal[12]) im schmerzlichen Gefühl der Entbehrung lebhaft aus: 'Stünden mir jetzt in ruhiger Zeit jugendlichere Kräfte zu Gebote, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz aller Schwierigkeiten, die ich kenne.' Und dieser sein persönlicher Wunsch stimmt völlig mit den Ueberzeugungen überein, zu welchen sich Goethe nach den reifen Erfahrungen eines vielgeprüften Lebens bekannte: 'Wenn unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, dass diese zu einer höhern Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden'[13]), und: 'Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben!'[14])

Indes wenn auch Goethe selbst von der Unmittelbarkeit der Auffassung der griechischen Litteratur einiges entbehren mochte, nur um so mehr haben wir es zu bewundern, mit welcher Reinheit und Klarheit er den Geist des Alterthums und vor allem den Geist der griechischen Poesie und Kunst in sich aufgenommen und in seinen Werken zur herlichsten Wirkung gebracht hat. Ich glaube, wir dürfen es ohne Uebertreibung sagen, dass, was der Humanismus des 15n und 16n Jahrhunderts gewollt und erstrebt, aber unter dem hemmenden Einfluss theils überlieferter Formen und Gewöhnungen, theils der nach ganz anderen Zielen gerichteten Bestrebungen nicht durchzuführen vermocht hat: die harmonische Verbindung antiker Geistesruhe, welche das Menschenleben und die Natur mit gleicher Klarheit umfasst, mit der Wärme und Tiefe des Gemüthes, die sich nach der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse sehnt, sie ist in keinem neuern Dichter in dem Masse hervorgetreten und durchgedrungen wie in Goethe. Dass er diese läuternde und befreiende Kraft, die aus dem rechten Verkehr mit dem Alterthum stammt, früh erkannt und sein Leben lang auf sich hat wirken lassen, das verdankt er, ausser den frühen Eindrücken seiner Kindheit, vor allem dem mächtigen Einfluss, den nach seinem ersten Hinaustreten ins Leben Lessing's und Winkelmann's Schriften in ihrer vollen Frische auf ihn übten. Nicht Ernesti's gelehrte Interpretation des Cicero, nicht des trefflichen Morus wohlmeinende Belehrung, nicht Gellert's treufleissige Anweisungen und Correcturen waren es, die ihm den Sinn für das Wesen des Alterthums erschlossen; aber Lessing's Laokoon riss den achtzehnjährigen Jüngling 'aus den Regionen eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens' hin[15]), und die enthusiastische Verehrung für Winkelmann, dessen Schriften mit hingebendem Eifer, wenn auch noch nicht mit völligem Verständnis studiert wurden[16]), hielt ein reges Streben nach den höchsten Zielen wach. Das ist die wichtige, ja für sein ganzes Leben entscheidende Folge jener Leipziger Lehrjahre (1765—68) gewesen, die ihm auch manche bedenkliche Versuchung nahe gebracht haben, dass sie in ihm die Liebe und Ehrfurcht für die Herlichkeit der alten Kunst und Litteratur unzerstörbar befestigten. Wir nehmen zunächst die Spuren dieser tief eindringenden Wirkung in den zwar spärlichen, doch bedeutungsvollen Aufzeichnungen über seine Lectüre und litterarischen Beschäftigungen während des Strassburger Aufenthaltes (1769—1771) wahr, welche Adolf Schöll mit liebevoller Treue aus vereinzelten, halb-

12) Zelters Briefw. Nr. 533. 4, 289, vom 29. März 1827.
13) W. 49, 113.
14) W. 49, 126.
15) W. 25, 162.
16) W. 25, 180 ff.

zerstörten Blättern uns aufbewahrt hat.[17]) Wir lernen daraus, dass Goethe, wenn auch Herder spotten mochte, dass ihn 'die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern' mehr von aussen als von innen trösteten, doch auch, mitten unter den Studien seiner Fach- und Lieblingswissenschaften, sich öfter der Lectüre lateinischer Schriftsteller zuwandte: Cicero und Quintilian, Plinius und Seneca, Properz und Juvenal, Ovid und Manilius haben ihn gelegentlich angezogen, und er nimmt Kenntnis von den kritischen Schriften der Engländer über Homer und Horaz. Bezeichnend für die Art, wie er das Studium der alten Litteratur getrieben wissen wollte, ist der Rath, den er einem jüngern Freunde auf dessen Befragen ertheilt, sich nicht mit langen Einleitungen in die Schriftsteller aufzuhalten: 'am besten ist's, man liest erst den Schriftsteller und hernach die Einleitung statt des Epilogs; wir lernen besser Acht haben und selbst urtheilen'[18]); und ich meine, er hat Recht. Dazu kam nun der vertraute Umgang mit Herder, dessen damalige Studien zwar mehr auf die älteste hebräische Dichtkunst und die Volkspoesie als auf das classische Alterthum gerichtet waren, der aber doch bei Goethe nach dessen eignem Zeugnis[19]) dahin wirkte, 'alles, was er bisher gedacht und gelernt hatte, zu erweitern und an ein Höheres anzuknüpfen.' Ehe er aber aus allen den bildenden und erschütternden Erfahrungen, welche die letzte Studienzeit in Strassburg für seinen Geist und sein Gemüth mit sich brachte, in die Heimat zurückkehrte, empfieng er noch im Antikensaale zu Mannheim den ersten grossartigen Eindruck von dem Anschauen der Nachbildungen der besten Werke griechischer Plastik, und obgleich er selbst beklagt, dass es für die nächste Zeit von geringen Folgen war, setzt er doch hinzu: 'dass er zwar erst durch einen grossen Umweg in diesen Kreis zurückgeführt werden sollte, dass aber die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke, die man geniessend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt, auch für ihn ganz unschätzbar war.'[20]) Und nach der Heimkehr, in jener kurzen Uebergangszeit, wo alle Kräfte der Seele und des Geistes in ihm mächtig wogten, geben mehrere der Recensionen, die er für die Frankfurter gelehrten Anzeigen in jenem Mansardenzimmer schrieb, das uns, so Gott will, von seinem väterlichen Hause in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben wird, von dem freien Blicke und kühnen Sinne Zeugnis, mit welchem er sich gegen eine enge und pedantische Auffassung der alten Litteratur, insbesondere der Homerischen Dichtungen, auflehnte.[21])

Wie aber wirkte nun der liebevolle Verkehr mit dem Alterthum, welchen Goethe von früh auf gepflogen hatte, auf seine eigne dichterische Hervorbringung in dem Zeitraum seiner frischesten Jugend- und Manneskraft (von 1772 bis 1786)? Wohl ist es die Periode, in welcher seine ursprünglichste Natur in Lied und Wort am reinsten und freiesten ausströmte, in welcher eine mit Bewusstsein aufgenommene Einwirkung von irgend einer fremden Bildungsform am wenigsten nachzuweisen sein wird. Götz und Werther, deren Vollendung, Faust, Egmont und Meister, deren erste Entwürfe in diesen Zeitabschnitt fallen, gewis, sie sind der ureigenste Ausdruck seines persönlichsten Genius, und sind zugleich durch tausend Fäden mit dem Leben der Nation, mit den Zeitströmungen der Gegenwart verwachsen. Und doch, was

17) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erstenmal herausgegeben von A. Schöll. Weimar 1846. S. 29 ff.

18) a. O. S. 30.

19) W. 25, 311.

20) W. 26, 87.

21) W. 33, 13 ff.

ist es, das diese ersten grossen Schöpfungen Goethe's wie mit einem Schlage hoch über alle ähnlichen Bestrebungen der begabtesten Zeitgenossen erhob? Vor allem doch das, was Schiller viele Jahre später in der reinsten Verehrung seines grossen Freundes ausspricht: 'dass, was wir sonst in der weitesten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, uns in Goethe so nahe ist: die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit seiner Schilderungen.' [22]) Es ist oft genug und mit Recht hervorgehoben worden, dass Goethe's hohe Geistesklarheit eine Verwandtschaft mit dem Geiste antiker Kunst und Poesie in sich trug. Aber nimmermehr wäre auch die glücklichste Anlage für antike Ruhe und Hoheit zu jener schöpferischen Kraft durchgedrungen und ausgebildet, an deren Werken wir uns erfreuen, wäre nicht in ihm durch ernstes Studium das Verständnis für den Geist des Alterthums erschlossen und die Liebe für seine edelsten Erscheinungen genährt und gepflegt. Wie tief ihr Eindruck in seine Seele gesunken war, davon zeugen am beredtesten jene erhabnen Gestalten der griechischen Sage und Dichtung, welche früh in seinem Geiste den einheimischen Gebilden seiner Poesie sich zur Seite stellten und mit gleicher Liebe, wie die Schöpfungen des eignen Genius, von ihm gehegt wurden: Prometheus und Iphigenie. Ehe er sich den Faust zu dem Träger seiner innersten Geisteskämpfe ersehen und ausgebildet hatte, war er von der Gestalt des griechischen Heros erfüllt, in welchem der mit den Schranken der irdischen Existenz ringende Menschengeist verkörpert ist. Aeschylus' erhabne Dichtung hatte ihn früh in tiefster Seele ergriffen [23]); um so mehr staunen wir über die urwüchsige Kraft, welche Goethe's Nachbildung auch in den trümmerhaften Bruchstücken zeigt, die zu dem Gewaltigsten gehören, was seine jugendliche Dichtung hervorgebracht hat. Als er aber in Weimar im reinsten Genuss jenes unvergleichlichen Verhältnisses zur Frau von Stein, in welchem die Glut der Leidenschaft durch die Gefühle der innigsten Seelenverwandtschaft geläutert und gemildert wurde, den Zauber edler Weiblichkeit am mächtigsten an sich erfuhr, da fand er für ihre dichterische Verherlichung kein entsprechenderes Bild als das der Schwester Orestens, Iphigeniens. Wie ist es ihm sein Leben lang theuer geblieben, dieses Schmerzenskind [24]) seiner Dichtung und seiner theuersten Lebenserfahrung! Wie trachtete er darnach, von ihrer reinen Gestalt auch den leisesten Anhauch des Niedrigen entfernt zu halten! [25]) wie drängte ihn der Genius noch in späterer Zeit, die holde Dichtung weiter auszugestalten! Aehnlich wie er diese hohen Gebilde der Vorwelt in den Umfang seiner eignen tragischen Poesie aufgenommen hatte, so gestattete er zur selbigen Zeit der Muse des Aristophanes in der heitern Nachbildung der 'Vögel' den freiesten Einfluss auf Erfindung und Gestaltung auf dem Gebiete der komischen Dichtkunst.

Aber wie lebendig auch die Bilder antiker Dichtung und Sage vor seiner Seele standen, wie kräftig auch die Eindrücke seiner auf das Alterthum gegründeten Jugendbildung in seinem Innern fortwirkten und im Verkehr mit Wieland und Herder neue Nahrung empfiengen, er hatte kein Genüge daran. Je mehr sein Geist von den immer neu zuströmenden dichterischen Gedanken, die Gestaltung forderten, erfüllt, je mehr sein Gemüth von dem bunten Gewirr

22) Schillers Briefw. Nr. 178. 2, 88.

23) W. 32, 113.

24) W. 27, 248.

25) W. 27, 166. Mitten in der Arbeit der letzten metrischen Redaction der Iphigenie in Rom schreibt er: 'ich habe mir die Gestalt (der h. Agatha von Raphael) wohl gemerkt, und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.'

des geselligen und geschäftlichen Lebens umdrängt wurde: desto tiefer empfand er die Sehnsucht, im Anschauen der südlichen Natur und des Schauplatzes antiken Lebens und antiker Kunst sein ganzes Wesen zu durchläutern und zu der Ruhe innern Gleichmasses zu sammeln: ‘zuletzt durfte ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend: die Begierde dieses Land zu sehen war überreif.’[26]) Wer sich mit dem Gange von Goethe's Leben als dem Schlüssel zum Verständnis seiner Werke vertraut gemacht, weiss, welchen entscheidenden Wendepunkt in seiner Geistesentwickelung die zwanzig Monate (September 1786—Juni 1788) in Italien bilden. Alles gewann Klarheit und Bestimmtheit in seiner Seele, eine harmonische Ruhe durchzog sein inneres Leben, und sein Geist wurde zur Tüchtigkeit gestempelt.[27]) Jede Seite der lebensvollen Aufzeichnungen, die er uns aus jenen Jahren edelsten Genusses und ernster Arbeit hinterlassen hat, bezeugt es laut, dass er mit vollem Bewusstsein diese beglückende Wirkung zumeist dem Verkehr mit dem Alterthum verdankte, in das er sich in Litteratur und Kunst immer mehr hineinlebte, von der Stunde an, wo ihm der Virgilische Vers *fluctibus et fremitu adsurgens, Benace, marino* im Anschauen des Gardasees lebendig wurde[28]), durch jene selige Zeit hindurch, wo er auf Sicilien im Lesen und Wiederlesen der Odyssee schwelgte[29]) und ihrer dramatischen Concentration in einer Nausikaa nachsann[30]), oder in Rom und Neapel im Anschauen der plastischen Kunstwerke ausruft: ‘jetzt sehe, jetzt geniesse ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig geblieben, die Statuen’[31]), bis zu dem Tage, wo er mit Ovid's

cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
labitur ex oculis nunc quoque gutta meis!

von Rom Abschied nahm.[32]) Ich würde keine Grenze finden, wollte ich weiter aus der Fülle dessen, was dort aus tiefstem Verständnis und innigster Liebe zu alter Kunst und Poesie in den treffendsten Worten[33]) ausgesprochen ist, einzelnes hervorheben. Nur eine Bemerkung drängt sich uns bei der Betrachtung dieses von den wirksamsten und bleibendsten Eindrücken erfüllten Zeitabschnittes auf: wenn Goethe auch den Boden Italiens und Siciliens nicht überschritt, so waren es doch vorwiegend die Ueberreste griechischer Kunst und Poesie, welche den mächtigen Einfluss auf ihn übten. Wohl empfand er Bewunderung und Ehrfurcht vor der Grossheit des Gedankens und der Fülle der Kraft, die auch aus den zertrümmerten Werken römischer Baukunst spricht: ‘Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen musste.’ ‘Wer sich in Rom mit Ernst umsieht und Augen hat zu sehen, muss solid werden:

---

26) W. 27, 197.

27) Vgl. W. 27, 212. 213.

28) W. 27, 40. G. citiert aus dem Gedächtnis: *fluctibus et fremitu resonans Benace marino*, ‘der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor mir steht. — So manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.’

29) W. 28, 119. 145. 236. 237.

30) W. 28, 197 ff. vgl. 4, 219 ff.

31) W. 29, 213.

32) W. 29, 340.

33) Statt vieles andern erinnere ich an den berühmten Ausspruch: ‘Lass mich meine Gedanken kurz so ausdrücken: sie (die Alten) stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm’ u. s. w.

er muss einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.'[34]) Wohl war er ernstlich bemüht, durch das Studium der bedeutenden Schriftsteller[35]) sich über seine neuen Umgebungen aufzuklären und in ihnen sich völlig heimisch zu machen. Die hervorragendsten römischen Dichter las er mit lebhaftem Antheil in Rom, und mit mehrern blieb er auch später in vertrautem Verkehr und widmete ihnen eine eingehende Theilnahme, namentlich Properz und Lucretius, zu welchen ihn die Uebersetzungen seines Freundes Knebel näher hinanführten[36]); aber ausgefüllt haben sie seine Seele nicht. Auch die römischen Inschriften und Münzen gewinnen ihm ein lebhaftes Interesse ab[37]); die Geschichte Roms regt ihn zu ernster Betrachtung an; in der Beschauung der Oertlichkeiten wendet sich sein sinnender Blick in die frühesten Zeiten zurück.[38]) Dennoch lag seinem Geiste nach seiner natürlichen Anlage, wie nach der durch Erziehung und Zeitverhältnisse gewonnenen Richtung das Interesse für die grösste Seite des römischen Volkes, den Staat, ferner: noch als er in seinen letzten Lebensjahren mit inniger Wehmuth über den unerwarteten Tod des Verfassers sich in Niebuhr's römische Geschichte 'anhaltend hineinlas', gesteht er selbst: 'Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte: so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist im Grunde das, was uns auferbaut.'[39])

Aber dass er dem Genius des griechischen Volkes in den edelsten Werken der bildenden und redenden Kunst so nahe kam, dass er die verwandten Seiten seines eignen Genius in vertrautem Verkehr mit ihnen zur vollendetsten Durchbildung führte, das ist die grosse Frucht seines Aufenthalts in Italien gewesen, deren Spuren wir von nun an in allen Erzeugnissen seines Geistes begegnen. Die Vollendung der Iphigenie und des Tasso, eine Vollendung, deren reine Harmonie uns das Höchste bietet, was unsre Sprache besitzt, vermochte er nur unter dem Himmel Italiens, im Anschauen griechischer Kunstwerke auszuführen. Zunächst nach der Heimkehr, die ihm unsäglich schwer wurde, 'aus dem formenreichen Italien in das gestaltlose Deutschland', wie er einmal in bitterm Unmuth sich ausdrückt[40]), klangen ihm die Eindrücke des südlichen Himmels und Lebens in jenen reizenden Elegien nach, die er als die römischen bezeichnet, obschon sie zu Weimar im Genuss eines neu angeknüpften Liebesverhältnisses entstanden[41]); sie und die bald folgenden, die Metamorphose der Pflanze, Alexis und Dora, dann die Epigramme aus Venedig sind der vollendetste Ausdruck einer fast leidenschaftlichen Hingebung an die Denk- und Empfindungsweise des Alterthums, die zugleich in der leichtesten Behandlung der antiken Form inniges Wohlgefallen empfand.

Ich versuche es nicht auszuführen — schon zu weit bin ich meiner Neigung gefolgt — wie alle grösseren Dichtungen Goethe's aus späterer Zeit, die epischen wie die dramatischen, unter dem Einflusse jener besonnenen Mässigung und ruhevollen Klarheit stehen, der er, als dem edelsten Erbtheil der antiken Welt, in Italien nachgerungen hatte. Nur daran will ich,

---

34) W. 27, 212. 213.

35) Vitruv: W. 27, 150. 151. 182. Plinius: 28, 261. Tacitus: 27, 191 — 'ich fühle die grösste Sehnsucht den Tacitus in Rom zu lesen.'

36) Vgl. insbesondere W. 45, 210 ff. die schönen Bemerkungen über Lucrez und sein Verhältnis zu seiner Zeit.

37) W. 27, 232. 28, 119.

38) W. 27, 261 ff.

39) Zelters Briefw. Nr. 769 vom 17. Januar 1831. 6, 115 ff.

40) W. 28, 115. 116.

41) Schöll zum Steinschen Briefwechsel 3, 322 ff.

meiner Aufgabe eingedenk, noch erinnern, dass eine der reifsten und lieblichsten Schöpfungen seines Genius, Hermann und Dorothea, dem Zeitpunkte ihren Ursprung verdankt, wo er durch Wolf's Prolegomena sich zur eindringenden Betrachtung der Natur der epischen Poesie hingezogen fühlte. Er hat den ernstesten und lebhaftesten Antheil an den durch sie angeregten Fragen genommen. Aber so wenig er sich den Gründen verschloss, welche die successive Entstehung und schliessliche Redaction der beiden grossen Gedichte wahrscheinlich machen, so überwog doch zuletzt das Bedürfnis seines poetischen Gemüthes, und er beschloss, die kritische Frage über die Composition bei Seite lassend, 'die Einheit und Untheilbarkeit des poetischen Werthes in einem feinen Herzen festzuhalten und zu vertheidigen.'[42]) Nicht als ob diese und ähnliche Aeusserungen des grossen Dichters für die Entscheidung der gelehrten Streitfrage von Gewicht sein könnten; aber zur Mahnung mögen wir sie uns doch dienen lassen, uns über dem eifrigen Forschen nach der Art ihrer Entstehung nicht jene Wirkung der herlichen Gedichte, auch in ihrer überlieferten Gestalt, zu verkümmern, die Goethe gegen Schiller mit den Worten beschreibt: 'man wird durch sie doch immer, gleich wie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben, und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten.'[43])

Der persönliche Verkehr mit F. A. Wolf, 'mit welchem einen Tag zuzubringen, ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt'[44]), mit J. H. Voss, 'dessen grosse umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen und die Freundlickeit seiner häuslichen Existenz ihn anzogen'[45]), mit Gottfried Hermann, 'dessen Arbeiten er immer eine vorzügliche Hochachtung widmete'[46]), mit dem treuen Hausfreunde Heinrich Meyer, dann mit den jüngern Männern, mit Riemer, Eckermann, Reisig[47]), unserm Göttling[48]), erhielt ihn stets in

---

42) Schillers Briefw. Nr. 454. 4, 173 vgl. W. 46, 61. 62. Eckermann Gespr. 1, 339.

43) Schillers Br. Nr. 470. 4, 201. vgl. Br. 424. 4, 102. W. 28, 237. 32, 190. 191. 49, 114: 'noch heute haben die homerischen Gesänge die Kraft uns wenigstens auf Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.'

44) W. 31, 136. vgl. S. 200. 'Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthür seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn Alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen, mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.'

45) W. 31, 137.

46) W. 32, 173: 'denn was kann uns zu höherm Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten?'

47) W. 32, 174: 'lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem diessmaligen längern Aufenthalt in Jena die angenehmsten Stunden.'

48) Von der Restitution des Phaëthon von Euripides, bei welcher Goethe Göttling zu Rathe zog, wird gleich die Rede sein. Ich kann mich aber nicht enthalten, aus Göttling's Herbstprogramm von 1851 die anziehende Aufklärung mitzutheilen, welche er selbst uns über eine Stelle in Eckermanns Gesprächen gibt. Nachdem er bemerkt hat: 'ex hoc loco (Ianiculo) in Romam subiacentem vel prospexisse putandus est Propertius vel animo se prospicientem finxisse, quum ita caneret

Hoc quodcumque vides, hospes, qua maxima Roma est

elegia prima libri quarti, Goethianae elegiae XV simillima. Huius enim et illius Horatiani versus (C. 1, 9, 5) quasi fulmine me ipsum perculit recordatio, quum ex villa Ianiculensi ipsam urbem et clarissimum Soracte admirabar', fügt er hinzu: 'Narravi olim, quod senseram, Goethio habuique adstipulatorem poetam egregium. Ipse enim addidit, se non nosse locum augustiorem et admirabiliorem ei qui totam Romam uno

lebendigster Kunde von allem Bedeutenden, was auf dem Gebiete der alten Litteratur und Kunst hervortrat, und sein bis ins höchste Alter ungeschwächtes Interesse bethätigte sich nach den verschiedensten Seiten hin. Bei der Fülle dessen, was als Zeugnis von dem gründlichen Ernst und der warmen Liebe seines Strebens namhaft zu machen wäre, darf ich mich nur auf wenige Andeutungen beschränken. Wie war es ihm eine Herzensangelegenheit, im innigsten Zusammenwirken mit Heinrich Meyer den Sinn und das Verständnis für alte Kunst in Winkelmanns Geiste in Deutschland anzuregen und zu verbreiten! Die Propyläen, recht eigentlich im Gegensatz zu einer unklaren Romantik[49]) unternommen (1798—1800), die Hefte von Kunst und Alterthum (1815—1828), die Aufsätze über Polygnotos Bilder in der delphischen Lesche (1803) und über die Philostratischen Gemälde (1818), Winkelmann und sein Jahrhundert und zahlreiche kleinere archäologische Arbeiten bekunden das aufs deutlichste. Die kunstvollen Nachbildungen der pompejanischen Wandgemälde zogen ihn noch in späten Jahren aufs lebhafteste an, und die Anschauung des grossen Mosaiks mit der Alexanderschlacht war eine seiner letzten Lebensfreuden. Sind wir seitdem in historischer Einsicht und auch wohl in ästhetischer Würdigung der antiken Kunst weiter gekommen, so soll es unvergessen bleiben, mit welcher Liebe und Treue Goethe dazu die Wege gebahnt hat.

Nicht minder warm und vielseitig war seine ununterbrochene Theilnahme an alter Litteratur:

---

quasi intuitu perlustrare vellet, quam eum quem indicassem. Post vero quum diem supremum obiisset vir immortalis, P. Eckermannus, amicus meus, vir in paucis amabilis, sic scripsit commentariis Goethianis (II p. 200): Ich sprach mit Goethe über eine Stelle in seinen Gedichten (I p. 255), ob es heissen müsse: «Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhiess», wie es in allen ältern Ausgaben steht, oder: «Wie es dein Priester Properz» u. s. w. wie die neue Ausgabe hat. 'Zu dieser letztern Lesart, sagte Goethe, habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart.' So, sagte ich, stand auch in dem Manuscript Ihrer Helena, dass Theseus sie entführt als «ein zehenjährig schlankes Reh». Auf Göttlings Einwendungen haben Sie umdrucken lassen: 'ein siebenjährig schlankes Reh», welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, dass Niemand sagen kann, wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, dass man die Dinge brauchen kann, wie es am bequemsten und hübschesten ist. 'Sie haben Recht, sagte Goethe, ich bin auch dafür, dass sie zehn Jahre alt gewesen, als sie Theseus entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: «vom zehnten Jahre an hat sie nichts getaugt.» In der künftigen Ausgabe mögt ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.'

At bona verba, quaeso, Eckermanne! Mene Goethium Optimum Maximum aut voluisse seducere aut potuisse? Dicam igitur quod res est, ne indignus in reprehensionem incurram. Licebit autem Eckermanno de septenni Helena viro immatura sentire ut velit, quum tribus istis annis aetati heroinae (ex divina stirpe oriundae nec temere vel moribus nostris vel annis metiendae) benigne adiectis rei quae narratur probabilitas ne minimo quidem augeatur, neque quicquam imminuatur, si mythologiam, quod ego dixi faciendum esse, sequantur poetae nostri. Mihi vero item liceat de Horatii aliquo loco sentire ut velim. Dixi igitur Goethio, quum mentionem fecissem Propertianae elegiae Goethianae illius simillimae, mihi Propertianum illud: *Hoc quodcumque vides, hospes, quam maxima Roma est* multo pulchrius atque verius videri quam celebratissimum Horatianum *Possis nihil urbe Roma visere maius*, cuius ille in elegia mentionem fecerat: arrogantius enim dictum esse, quam quod vate vel patriae amantissimo dignum censeamus, Propertianum vero ad naturam ipsam et regionem longe accommodatius. Mihi adstipulati sunt et Goethius et Riemerus qui simul erat. Plura non addam, nemo enim Propertii nomen in illo egregio loco nomini Horatii merito substituat: si causa fui substituendi insons, ex animo deprecabor. Vides igitur non solum libros fata sua habere, ut dicitur, sed etiam singula vocabula.'

49) Derselben Zeit und Stimmung gehört auch das kühne Wort an: 'classisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.' W. 56, 132.

seine Verehrung und Liebe für ihre hervorragendsten Erscheinungen war in stetem Zunehmen, je mehr er in das Studium des Einzelnen forschend und sinnend eindrang. Die Homerischen Dichtungen blieben ihm ein Gegenstand stets erneuerter Betrachtung und höchsten Genusses. 'Lese ich nun den Homer,' schreibt er an Zelter in seinem 73n Lebensjahre den 8. August 1822[50]) 'so sieht es anders aus als vor zehn Jahren.' Dieselbe liebevolle Theilnahme widmete er den Tragikern. Mit eben so viel Einsicht wie Gerechtigkeit macht er sich den Werth eines jeden klar, und spricht sein wohlerwognes Urtheil so scharf und treffend aus, wie es keiner unsrer Kritiker und Litterarhistoriker besser zu thun vermocht hat.[51]) Was Goethe noch im höchsten Alter nach einer abermaligen eindringenden Beschäftigung mit Euripides bemerkt[52]), wird immer der ernsten Erwägung der Nachfolgenden würdig bleiben. Seine Besprechung der berühmten Stelle in Aristoteles' Poetik über die tragische Katharsis[53]), die aus der tiefsten Erfahrung seiner Dichternatur hervorgieng, trifft in ihrem innersten Kern mit einer geistvollen neuern Behandlung[54]) derselben überein, und wird bei der wieder erwachten Controverse stets von Gewicht sein. Wie hat er im Einzelnen seine Liebe für die Meisterwerke der griechischen Tragödie thatsächlich bekundet, indem er bald zu den Hiketiden des Aeschylus der Erfindung des dritten Stückes nachsann[55]), bald mit liebenswürdigem Eifer die Ergänzung der Fragmente von Euripides Phaëthon unternahm[56]), bald in die genaue Betrachtung einzelner Stellen eingieng, wie des Philoktet[57]) und der Antigone[58]) des Sophokles, in welcher er unabhängig von den gelehrten Kritikern eine bekannte Stelle für unecht erklärte.

Nächst den Tragikern wandte sich in spätern Jahren seine Neigung und Beschäftigung vorzugsweise der griechischen Philosophie zu. Wir wissen zwar, dass wir dies nicht von einem streng kritischen Studium der Originalwerke zu verstehen haben. Aber wie sehr er es doch verstand sich ihren wesentlichen Gehalt anzueignen, das beweisen theils einzelne goldne Aussprüche von tiefem Gehalt und prägnantester Form, wie sie eben nur von ihm ausgegangen sind[59]), theils die überraschende Verwendung, die er von vereinzelten Ueberlieferungen gemacht hat, wie die sinnvolle Behandlung der Orphischen Urworte[60]) und die Verarbeitung Heraklitischer Sätze in Makariens Archiv in Wilhelm Meisters Wanderjahren.[61])

Dieselbe Neigung, aus dem reichen Schatze der gedanken- und erfahrungsreichen Ueberlieferungen des Alterthums in stiller Betrachtung das Bedeutende und Zusagende sich zu

---

50) Briefw. Nr. 390. 3, 269.

51) Vgl. besonders Zelters Briefw. Nr. 29.

52) Zelters Br. 830 vom 23. Nov. 1831. 6, 343 f.

53) W. 46, 16 ff. vgl. mit Zelters Br. 4, 288.

54) J. Bernays Grundzüge der verlornen Abh. des Aristoteles über Wirkung der Tragödie (Breslau 1857) S. 137.

55) Zelters Br. 5, 17.

56) W. 32, 190. 46, 30.

57) Eckermann 1, 327 ff.

58) V. 905—913: vgl. Sophokles Antigone von Aug. Jacob S. 23 Anm. Uebrigens halte ich die Stelle mit Böckh für echt. Grade ihre unzweifelhafte Beziehung auf Herod. 3, 119 ist mir ein Beweis dafür. Die Neigung des Dichters, manche von Herodot, sei es in persönlichem Verkehr, sei es aus dessen Schriften gewonnene Belehrung in seiner Poesie zu verwenden, ist unverkennbar und tritt auch an andern Stellen zuweilen in befremdender Weise hervor. Vgl. Oed. Kol. 337 ff. mit Herod. 2, 35. 1275 mit 1, 85. 1418 mit 7, 231. El. 62 mit 4, 14. 95. 420 mit 1, 108; vielleicht auch Oed. Tyr. 387 mit 3, 61 ff.

59) Vgl. z. B. W. 49, 114.

60) W. 49, 7 ff.

61) Vgl. Bernays Heraclitea I (Bonn 1844) S. 22.

entnehmen und für sich zu verarbeiten, führte ihn in den letzten Monaten seines Lebens zu Cicero's Büchlein vom Alter, 'welches er sich zum ersten Male zu Gemüthe nahm und allerliebst fand,' und zu Plutarch's Biographien, die er um des reineren Eindrucks willen sich zuerst in der Reihe der Griechen und dann der Römer vorlesen liess.[62])

Am beharrlichsten endlich und zusammenhängendsten wurde Goethe's Aufmerksamkeit auf die alte Litteratur durch die Nachforschungen angeregt, welche er der Geschichte der Naturwissenschaften bei den Alten überhaupt zuwendete und besonders in der historischen Einleitung zu der Farbenlehre[63]) zusammengestellt hat. Aus diesem fortgesetzten Studium erwuchs ihm vor allem eine steigende Bewunderung und Verehrung für Aristoteles. Schon bei der wiederholten Lectüre der Poetik sprach er gegen Schiller das Wort aus: 'es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung.'[64]) Als er später den grossen Forscher und Denker auch in seinen physischen Schriften kennen lernte, wuchs sein Erstaunen über die Schärfe seines Blickes und den Umfang seiner Beobachtungen: 'es ist über alle Begriffe, was dieser Mann sah, schaute, bemerkte, beobachtete,' ruft er aus[65]), und bei jenem Wunsche, sich noch einmal ganz dem Griechischen widmen zu können, setzt er hinzu: 'die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein.'[66]) Die Universalität dieses mächtigen Geistes hatte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen; sein klarer Blick erkannte, wie viel die Wissenschaft dem mit allen Mitteln unsrer Zeit erneuerten Studium des Aristoteles auch ferner verdanken werde. Schon ist seine Hoffnung in erfreuliche Erfüllung gegangen, und noch winkt dem Eifer jüngerer Kräfte vielleicht auf keinem Arbeitsfelde eine reichere Frucht.

So hat sich in Goethe's Verhältnis zur classischen Philologie und Alterthumskunde sein langes inhaltreiches Leben hindurch derselbe hohe Sinn bewährt, den wir in den grossen Schöpfungen seines Dichtergeistes verehren: der Sinn, der sich jeder Seite der realen Welt unbefangen öffnet und auf das Wesen und den innern Zusammenhang der Dinge dringt. Diese Unmittelbarkeit seiner Auffassung, diese Freiheit des Umblicks, diese durch nichts bestochene Gerechtigkeit des Urtheils, diese Beharrlichkeit der Betrachtung und Forschung, dieses Hinstreben zur Wesenheit und Ganzheit des Objects[67]), sind es nicht die Eigenschaften, von denen wir vor allem den Fortschritt und Ausbau unsrer Wissenschaft auch ferner hoffen müssen? Freilich um so grösser und schwieriger erscheint diese Aufgabe, je mehr ihr Umfang durch neue Entdeckungen und Forschungen sich erweitert hat, je strenger die Forderungen sind, die an die sorgfältigste Durchdringung des Besondern und Einzelnen sich richten. Immer mehr übersteigt auf dem Gebiete unsrer wie andrer Wissenschaften die Umfassung und Beherschung des Ganzen nach allen Seiten hin die Kräfte des Einzelnen. Aber um so mehr werden wir auch auf die Macht der Gemeinsamkeit, auf den Segen des Zusammenwirkens hingewiesen. Wo aber fände die Ueberzeugung von der mächtigen Wirkung der gemein-

---

62) Zelters Briefw. 818 u. 821. 6, 299 u. 306.

63) W. 53 u. 54.

64) Schillers Br. 299. 3, 90.

65) Zelters Br. 533. 4, 289.

66) oben Anm. 12. vgl. Eckermann 2, 13.

67) Ungemein treffend drückt Goethe seine unüberwindliche Liebe zur objectiven Wahrheit auch so aus (W. 31, 158): 'Vor nichts habe ich mich in meinem Leben so sehr gehütet, als vor leeren Worten, und eine Phrase, wobei nichts gedacht und empfunden war, schien mir an Andern unerträglich, an mir unmöglich.' In demselben Sinne nennt er sich W. 27, 97 den Todfeind von Wortschällen.

samen Arbeit, die unsre Zeit durchdringt, einen lebendigern Ausdruck, als in einer Versammlung wie diejenige, zu welcher ich zu reden die Ehre habe, in einem Verein von Männern, in welchem jede Seite der Wissenschaft und ihrer Verwendung für die wichtigsten Zwecke des Lebens ihre Vertretung findet? So mögen denn auch diese Tage eines frischen und frohen Zusammenlebens der durch gleiche Ziele verbundenen Männer die segensreiche Kraft der Gemeinsamkeit bewähren! Möge der Geist eines freien und offenen Austausches der Gedanken und Ansichten, der Forschungen und Erfahrungen unsre Versammlung durchdringen; und wenn aus unsern Berathungen ein helleres Licht auf einzelne Punkte unsrer Wissenschaft fällt, und wenn wir durch den gewonnenen Einblick in das Besondre auch die Erkenntnis des Ganzen gefördert sehen: dann möge auch bisweilen unsre dankbare Erinnerung sich dem grossen Dichter und Denker zuwenden, dessen edelste Geisteskräfte stets in dieser Richtung thätig waren!

Indem ich nunmehr die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für eröffnet erkläre, bleibt mir noch übrig eine Pflicht der Pietät zu erfüllen und derjenigen Männer zu gedenken, welche seit unsrer vorjährigen Versammlung durch den Tod aus unsrem Kreise abgerufen sind. Ihre Zahl ist zu gross, als dass ich jeden einzelnen namhaft machen könnte; noch vor wenig Tagen ist ein jüngerer Mann von uns geschieden, welchem Alle, die ihm näher gestanden, ein treues Andenken bewahren, Julius Deuschle, welcher seit einigen Jahren am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin segensreich wirkte. Sein feiner Sinn, sein ernstes Streben nach allem Höhern, seine vielseitige Bildung machte ihn allen seinen Freunden werth; — auch mit uns Frankfurter Lehrern unterhielt er ein freundliches Verhältnis, so oft er seinen Heimatsort, das benachbarte Bergen, besuchte; — seine trefflichen Arbeiten für das eindringende Verständnis Plato's hatten die schönsten Hoffnungen für seine fernern Leistungen erregt.

Unter den Männern aber, welche durch allgemein anerkannte Verdienste sich in den weitesten Kreisen einen hochgeachteten Namen gewonnen haben, nenne ich besonders drei, deren Verlust wir schmerzlich beklagen: Drumann, Nitzsch und Preller.

Wilhelm Drumann hat mit rastlosem Fleiss und umfassender Gelehrsamkeit bis zu der höchsten Altersgrenze für die historische Erkenntnis des Alterthums eifrig gewirkt: sein grosses Werk über die letzten Zeiten der römischen Republik, mag auch die von ihm gewählte Anordnung nach den Geschlechtern den Gebrauch desselben erschweren, und mögen wir uns auch gedrungen fühlen hie und da von seinen Urtheilen abzuweichen, wird immer durch die Gründlichkeit und Selbständigkeit seiner Forschungen eine hervorragende Stelle behaupten und von allen Spätern dankbar benutzt werden.

Gregor Wilhelm Nitzsch hat sich in den beiden Richtungen unsrer Thätigkeit, der Wissenschaft und der Schule, unvergessliche Verdienste erworben. Sowohl seine Behandlung der Homerischen Frage im allgemeinen, in welcher er nach seiner ganzen Sinnes- und Denkweise auf der conservativen Seite stand, und der damit nahe zusammenhängenden Sagenpoesie des Alterthums, als auch insbesondere seine die Sprache wie die Sache gleichmässig umfassende, gründliche und feinsinnige (leider unvollendete) Erklärung der Odyssee haben viel dazu beigetragen, diese Untersuchungen zu beleben und auszubreiten. Aber nicht minder hoch steht die segensreiche Wirksamkeit, welche er eine lange Reihe von Jahren an der Spitze des Gelehrten-Schulwesens in den Herzogthümern Schleswig-Holstein ausübte, wie da-

mals auch in Kopenhagen die officielle Bezeichnung lautete. Ich darf es aus einer langjährigen, aus nächster Anschauung gewonnenen Kunde bezeugen, dass, wie aus seinem Seminar zu Kiel die tüchtigsten Lehrer für die Gymnasien der Herzogthümer ausgiengen, er selbst im ganzen Lande von seinen Schülern wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Als ihn aber, der bei seinem kindlich reinen Gemüthe trotz seiner deutschen Gesinnung auf eine solche Behandlung nicht gefasst war, die rohe Gewalt plötzlich aus seinem ihm so theuren Wirkungskreise verdrängt hatte, berief die königlich sächsische Regierung auf eine für beide Theile ehrenvolle Weise den würdigen Mann an die Universität Leipzig. Allein seine Kraft war erschüttert: er hat dort mit immer gleicher Liebe und Treue, doch nicht mehr mit der vollen Frische früherer Jahre gelehrt und gewirkt, bis ein sanfter Tod ihn am 6. Juni d. J. einem arbeitsvollen Leben entnommen hat.

Wenn Drumann's und Nitzschens Abscheiden bei höherem Lebensalter weniger unerwartet eintrat, so hat der Tod Preller's, der im kräftigsten Mannesalter durch eine jähe Krankheit hingerafft wurde, seine zahlreichen Freunde um so schmerzlicher betroffen. Ludwig Preller, der in Hamburg geboren dort auch den Grund seiner Ausbildung gelegt, hat gleichfalls in Kiel neben Nitzsch seine akademische Wirksamkeit begonnen, dann aber eine Reihe von Jahren auf einem andern Vorposten deutscher Sprache und Bildung, in Dorpat, mit grossem Erfolg unsre Wissenschaft vertreten. Als auch er der Willkür einer mistrauischen Regierung hatte weichen müssen, lebte und wirkte er eine Zeitlang in freier Verbindung mit der Universität Jena, und seit dem J. 1847, allgemein und in den höchsten Kreisen hochgeachtet, als Oberbibliothekar in Weimar. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten werden es besonders die von früh auf bis an sein Lebensende mit Vorliebe gepflegten mythologischen Forschungen sein, die ihm einen geehrten Namen sichern; als Mensch gewann er sich durch die Frische und Energie, die in Wort und That sein ganzes Wesen durchdrang, durch die Gradheit und Offenheit seines Charakters die herzliche Zuneigung seiner Freunde.

Die Namen dieser trefflichen Männer werden in unserm Kreise lange in Ehren bleiben.*)

Hierauf übernahm der Vicepräsident, Professor Dr. Fleckeisen, den Vorsitz und hielt folgende Ansprache:

Hochgeehrte Herren! Den von meinem verehrten Collegen so eben Ihnen zugerufenen Gruss des Willkommens bringe auch ich Ihnen aus der Fülle meines Herzens dar. Möge Ihnen allen der Aufenthalt in unserer gastlichen Stadt zu der Befriedigung gereichen, dass Sie auch später noch sich der hier verlebten Tage mit Freuden erinnern können! Zu der Zahl derjenigen, die gar bald in der Lage sein werden, der theuren Stadt Frankfurt nur

---

*) Als ich die obigen Worte sprach, war mir die Erinnerung an einen Mann, dem bei dieser Gelegenheit nicht minder eine ehrenvolle Erwähnung gebührte, vielleicht darum nicht gegenwärtig, weil er zu unsren Philologenversammlungen selten oder nie in Beziehung getreten war: Ernst von Lassaulx. Ich erlaube mir den Ausdruck meiner hohen Achtung vor seinem in allen Lebensverhältnissen und auch in leidenschaftlichen Kämpfen bewährten ehrenhaften Charakter, wie vor seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, die mit feurigem Wahrheitsdrange den höchsten Fragen der Menschheit zugewandt waren, hier niederzulegen. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, weil ich aus einem vertrauten Jugendverkehr zu Bonn in den Jahren 1826—28 — später bin ich ihm nie wieder im Leben begegnet — das Bild seiner liebenswürdigen und geistvollen Persönlichkeit in treuem Andenken bewahre.

noch ein liebevolles Andenken zu bewahren, gehöre auch ich selbst: ein nicht gesuchter, aber auch nicht zurückgewiesener Wechsel meiner äussern Stellung nöthigt mich, diese mir zur zweiten Heimat gewordene Stadt in wenigen Tagen zu verlassen. Sie werden darum, hochgeehrte Herren, mir verzeihen, wenn ich den Obliegenheiten, zu denen Ihr ehrendes Vertrauen mich verpflichtet, nicht in vollem Umfange zu entsprechen vermag, sondern den bei weitem grössten Theil derselben meinem theuren Freund und Collegen werde überlassen müssen.

Die Geschäftsordnung führte zunächst zur Constituierung des Büreau. Zu Secretären wurden auf den Vorschlag des Vorsitzenden

Professor Dr. H. W. Schmidt aus Frankfurt,
Professor Dr. J. Becker ebendaher,
Professor H. W. Stoll aus Weilburg und
Gymnasiallehrer Dr. W. Crecelius aus Elberfeld

berufen und nahmen die ihnen vorbehaltenen Plätze ein.

Es folgte der Namenaufruf der in die Liste eingezeichneten Mitglieder, welche sich durch Erheben von ihren Plätzen einander gegenseitig vorstellten.

Darauf theilte der Vorsitzende mit, dass Seine Excellenz der k. k. österreichische Staatsminister Ritter von Schmerling sich bewogen gefunden habe, in der Person des Professor Dr. B. Jülg in Krakau einen Abgeordneten an die Versammlung zu senden mit dem Auftrag, einen 'Festgruss aus Oesterreich' zu überbringen, und sprach die Erwartung aus, dass die Versammlung diese Aufmerksamkeit von Seiten der höchsten Unterrichtsbehörde des Kaiserstaats, in dessen Hauptstadt die Versammlung vor drei Jahren eine so freundliche und entgegenkommende Aufnahme gefunden habe, in dankbarer Anerkennung freudig begrüssen werde. Der erwähnte Festgruss führt den Titel:

> Die Märchen des Siddhi-Kûr. Kalmükisch. X. Erzählung (als Probe einer Gesammt-Ausgabe). Festgruss aus Oesterreich an die XX. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Frankfurt a. M. vom 24.—27. September 1861 von B. Jülg. Wien. Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. 1861. (3 Blätter in Folio.)

Bei der Vertheilung der disponibeln Exemplare wurden natürlich vorzugsweise die anwesenden Orientalisten berücksichtigt.

Daran wurde die Mittheilung geknüpft, dass noch zwei andere Schriften der Versammlung in einer grössern Anzahl von Exemplaren zur Disposition gestellt seien, nemlich:

von Professor Dr. L. Lange in Giessen das von ihm zum h. Ludwigstage, 25. August 1861 verfasste Universitätsprogramm: de legibus Aelia et Fufia commentatio (Druck von G. D. Brühl in Giessen. 48 S. gr. 4) und

von Professor H. Wedewer in Frankfurt sein eben erschienenes und der Versammlung gewidmetes Buch: Zur Sprachwissenschaft (Verlag der Herderschen Buchhandlung in Freiburg im Breisgau. XX und 133 S. 8).

Diejenigen Mitglieder der Versammlung, die sich für den einen oder den andern Gegenstand interessierten, wurden aufgefordert sich an die Verfasser zu wenden.*)

---

*) Schon bei der Einzeichnung der Namen im Empfangsbüreau war einem jeden Mitgliede der Versammlung je ein Exemplar folgender fünf Begrüssungsschriften eingehändigt worden:

In einzelnen Exemplaren waren folgende Druckschriften aufgelegt:

1) vom Geh. Rath Professor Dr. Gerhard aus Berlin dessen akademische Abhandlung über Orpheus und die Orphiker. Berlin 1861.

2) vom Studienlehrer Dr. Friedlein aus Erlangen dessen Buch: Gerbert, die Geometrie des Boethius und die indischen Ziffern. Ein Versuch in der Geschichte der Arithmetik. Erlangen 1861.

3) vom Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen das eben im Druck beendigte erste Heft vom 18n Bande des Philologus.

Ferner machte der Vorsitzende aufmerksam auf das zur Ansicht aufliegende Exemplar des grossen, seit Jahren erwarteten Werkes: Priscae Latinitatis monumenta epigraphica (facsimilierte Nachbildungen sämmtlicher lateinischer Inschriften aus der voraugusteischen Zeit), welches im Auftrag der k. preussischen Akademie der Wissenschaften unter Leitung des Geh. Rath Ritschl in Bonn angefertigt worden sei, circa 100 lithographierte Tafeln in Grossfolio. Es sei im Buchhandel noch nicht erschienen, weil der dazu gehörige Text noch nicht vollständig gedruckt sei. Jedoch habe auf die Bitte des Präsidiums der Verleger, Herr Georg Reimer in Berlin, in zuvorkommendster Weise sich bereit finden lassen, den Band mit den Tafeln in einem Exemplare zur vorläufigen Kenntnisnahme der Versammlung zur Disposition zu stellen, und Geh. Rath Ritschl habe die Gefälligkeit gehabt, zur Orientierung über die Anordnung des ganzen Werkes einen kurzen Wegweiser handschriftlich beizugeben.

Wenn — fuhr der Vorsitzende fort — die damit gebotene Gelegenheit dieses grossartige Denkmälerwerk einzusehen von der Versammlung ohne Zweifel mit dankbarer Freude angenommen werde, so bedaure er anderseits mittheilen zu müssen, dass die Anschauung eines andern litterarischen Kleinods durch die Ungunst des Schicksals versagt werde. Der rühmlich bekannte Kritiker des Neuen Testaments, Professor Tischendorf in Leipzig, hatte seine Theilnahme an der Versammlung angekündigt, um dieser die Autopsie der seit einigen Jahren vielgenannten Sinaitischen Bibelhandschrift zu ermöglichen. Leider sei Prof. Tischendorf laut eines gestern eingegangenen Telegramms durch plötzliches Unwohlsein verhindert worden, dieses dankenswerthe Vorhaben auszuführen, und so müsse die Versammlung nicht allein auf die Schaustellung jenes Keimelion, sondern auch auf den von Prof. Tischendorf angekündigten Vortrag über dasselbe verzichten.

---

1) Critica ad Demosthenis Leptineam. philologis doctissimis viris humanissimis humanitatis causa Francofurtum ad Moenum congressis d. d. d. salutans Dr. theol. et phil. Ioh. Theod. Voemelius, rector et professor gymnasii Francofurtani emeritus. Typis Sauerlaenderiis. 12 S. gr. 4.

2) Die Heddernheimer Votivhand. Eine römische Bronze aus der Dr. Römer-Büchner'schen Sammlung, der XX Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu ehrerbietigster Begrüssung vorgelegt von dem Vereine für Geschichts- und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. (Mit einer lithographierten Tafel.) — Mit dem zweiten Titel: Die Heddernheimer Bronzehand. Ein Votivdenkmal des Juppiter Dolichenus, mit den übrigen Dolichenus-Denkmälern aus Heddernheim zusammengestellt von Prof. Dr. J. Becker, Schriftführer des Vereins. Druck von C. Kruthoffer. 23 S. gr. 4.

3) Ueber die Rede des Königs Oedipus in Sophokles O. R. 216—275. Von O. Ribbeck und J. Classen. Besondrer Abdruck aus dem Rheinischen Museum für die Mitglieder usw. Verlag von J. D. Sauerländer. 27 S. gr. 8.

4) Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung. Der zwanzigsten Versammlung . . . ehrerbietigst gewidmet von Alfred Fleckeisen. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. 31 S. gr. 8.

5) Der Schwanritter, eine erzählung von Konrad von Würzburg, herausgegeben von Franz Roth. Druck von C. Naumann. 51 S. gr. 8.

Zur Entschädigung waren mehrere Bogen des grossen Prachtdrucks dieser Handschrift, sowie einige Facsimiles eingesandt, die von der Versammlung mit Interesse in Augenschein genommen wurden.

Die für die allgemeinen Sitzungen angemeldeten Vorträge waren in dem Programm gedruckt (s. oben S. 7). Ausser dem, wie gemeldet, in Wegfall kommenden Vortrag von Professor Tischendorf musste auch der von Director Ahrens in Hannover 'über Herakles den Rinderdieb und Hundswürger' vom Programm gestrichen werden, weil Dir. Ahrens leider an dem Besuch der Versammlung verhindert worden war. Dagegen hatten sich zu Vorträgen noch erboten:

1) Professor Dr. Düntzer aus Köln: über das Homerische πολύτροπος.
2) Professor Dr. W. Rein aus Eisenach: über das römische Haus.
3) Director Dr. Menn aus Neuss: über die römischen Schwurgerichte unter der Kaiserherschaft.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden beschloss die Versammlung, Professor Forchhammer aus Kiel zu ersuchen, noch heute seinen Vortrag 'über das mythische und geographische Wissen des Aeschylos' zu halten, und für morgen, Mittwoch, die drei Vorträge der Herren Urlichs, Stark und Emil Müller auf die Tagesordnung zu setzen.

Sodann erfolgte die Bildung der Commission, welche die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes zu berathen und einen darauf bezüglichen Vorschlag in der übernächsten Sitzung der Versammlung vorzulegen hatte. Dem Herkommen nach gehören dazu ausser dem gegenwärtigen Präsidium die anwesenden Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen, also: Hofrath Döderlein aus Erlangen, Director Eckstein aus Halle, die Professoren Gerlach und Vischer aus Basel und Geh. Oberschulrath Rost aus Gotha.*) Die Versammlung ernannte als achtes Mitglied den Professor und Oberbibliothekar Halm aus München, und als neuntes wurde von den Orientalisten Professor Fleischer aus Leipzig deputiert.

Inzwischen hatten die Professoren Bartsch aus Rostock, von Raumer aus Erlangen und Wackernagel aus Basel einen Antrag auf Bildung einer germanistischen Section eingebracht; derselbe wurde an die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes unter Zuziehung der drei Antragsteller verwiesen.

Schliesslich kam noch zur Mittheilung, dass der engere Ausschuss der Frankfurter Theater-Actiengesellschaft in dankenswerthester Zuvorkommenheit für den heutigen Abend eine Festvorstellung zu Ehren der Versammlung vorbereitet habe. Die Billets dazu wurden am Schluss der Sitzung am Secretärtische vertheilt.**)

---

*) Schulrath Foss aus Altenburg, dessen Namen das Mitgliederverzeichnis gleichfalls aufweist, war am ersten Tage der Versammlung noch nicht anwesend.

**) Die Vorstellung wurde eröffnet durch Beethovens Ouvertüre zu Egmont; sodann sprach Fräulein Friderike Meyer als Muse Thalia einen Prolog, der von Dr. K. F. Löning (dem Verfasser der mit Geschmack und feinem Kunstverstand ausgeführten dreibändigen 'klassischen Vorschule zur griechischen und römischen Poesie für Gebildete aller Stände') für diesen Zweck eigens gedichtet war; darauf folgte 'die Geschwister' von Goethe, und zuletzt auf den der Theaterdirection ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch des Präsidiums: 'der alte Bürgerkapitain oder die Entführung, ein Frankfurter heroisch-borgerlich Lustspiel in zwei Akten.'

Nachdem in der nun eintretenden Pause die Orientalisten unter Führung des Pfarrers Dr. th. Steitz den Kaisersaal verlassen und sich in ihr Sitzungslocal begeben hatten, übernahm der Präsident Director Classen wiederum den Vorsitz, und Professor Dr. Forchhammer aus Kiel bestieg die Rednerbühne, um folgenden Vortrag zu halten:

Ueber das mythische und geographische Wissen des Aeschylos.

Es geschieht auf Anordnung des Vorstandes, dass in dieser Wanderversammlung der Philologen zunächst ein Vortrag über eine sehr berühmte Wanderung des Alterthums gehalten wird. Es ist in dem Programm gesagt, ich würde über das mythische und geographische Wissen des Aeschylos sprechen. Es ist damit mehr das gehoffte Ergebnis des Vortrags bezeichnet. Mein Zweck ist zunächst, die Entstehung und Bildung eines Mythos an einem praktischen Beispiel mit Zugrundelegung realer Verhältnisse zu zeigen und, indem ich auf die ersten Anfänge eines einzelnen Mythos zurückgehe, zugleich durch die Erklärung dieses Mythos die meines Erachtens einzig richtige Methode der Mythenforschung darzulegen. Ich rede von den Wanderungen der Io. Die Karte, welche ich Ihnen hier vorlege, befasst das ganze Gebiet jener Wanderungen; der rothe Strich bezeichnet den Weg, den nach dem Prometheus und den Schutzflehenden des Aeschylos die irrende Io, die Erzeugte des Flusses Inachos von Argos, durch drei Welttheile zurücklegte und nach göttlicher Fügung zurücklegen musste. Zum Verständnis dessen, was ich mit dem Aeschylos in der Hand sagen will, muss ich Sie auf ein grosses physisches Verhältnis aufmerksam machen, welches wohl nicht allen gegenwärtig ist — auf die Metamorphose der Natur im grossen in jenem ganzen Gebiet während des Wechsels der Jahreszeiten, indem ich mich auf die wichtige Bemerkung des Servius (zu Virg. Ecl. 6, 41) beziehe: 'man müsse wissen, dass durch das Diluvium und die Ekpyrosis der Wechsel der Jahreszeiten bezeichnet werde.' Diluvium bezeichnet den Winter, Ekpyrosis den Sommer. Statt Winter wollen wir lieber die Wasserzeit sagen, welche in Griechenland eine Regenzeit ist (daher *χειμών*, *hiems*), aber in Aegypten, wo es nicht regnet, eine Zeit der Ueberschwemmung. Der Wasserzeit entgegengesetzt ist der Sommer, die Zeit der Verdampfung, des Trocknens, der Verbrennung, die Ekpyrosis.

In Argos hört schon im Januar die Zeit der winterlichen Nässe auf (von Frost ist nicht die Rede). Die Nässe der Atmosphäre und der Wasserreichthum der verdampfenden Flüsse zieht sich immer weiter nach Norden hinauf, nach den Höhen von Dodona und seiner Umgebung, von wo sich eine grosse Menge zum Theil sehr bedeutender Flüsse ins ionische Meer ergiesst und durch die immerwährende nordwärts gehende Strömung längs der albanisch-dalmatischen Küste bis zu der Bucht von Triest geführt wird. Die Strömung wendet sich in dieser Bucht (in alter Zeit 'Busen der Rhea' genannt) nach Venedig, und geht dann eben so perpetuierlich an der italiänischen Küste rückwärts.

Ein grosser Theil der Gewässer steigt aber aus dem ionischen Meere durch die Verdunstung der immer mehr zunehmenden Wärme in die Luft, und wird durch westliche Winde über die illyrischen Berge getragen. Vermischt mit der Ausdünstung des schwarzen Meeres lagern sich die Dünste um das nordwestliche Ende des Kaukasos, der oft in dichte Nebel gehüllt trotz seiner aus der skythischen Ebene plötzlich aufsteigenden Massen für den nächsten Ort völlig unsichtbar bleibt. Ein Theil dieser Wolken steigt unter anderm

längs dem reissend vom Kasbek herabstürzenden Terek bis zu den höchsten Höhen des Kaukasos und über dieselben hinaus, und gibt den Flüssen, namentlich auch denen an der Südseite des Gebirges und denen des nördlichen Kleinasiens (z. B. dem Phasis, dem Thermodon) neue Nahrung. Diese Flüsse ergiessen sich ins schwarze Meer, und ihre Gewässer werden hier durch die immerwährende Strömung, welche vom Bosporos an der kleinasiatischen und kaukasischen Küste entlang bis gegen die Mündung des Borysthenes geht, fortgetragen, an der Meerenge des asowschen Meeres rasch vorbei, wo die Strömung durch die Gewässer des Don und vieler kleiner Flüsse, sowie vorher des Kuban verstärkt wird. Die Gewässer jenes grossen Meerstromes verbinden sich dann mit denen aller Flüsse, die das südliche Russland und die Türkei durchfliessen (Dniepr, Bug, Dniestr, Donau), und ergiessen sich bei Salmydessos vorbei durch den Bosporos, das Marmarameer und den Hellespont in das Mittelmeer. Hier treffen sie jetzt eine schon stärkere Verdunstung, und ununterbrochene Westwinde tragen die Dünste über Mysien, Lydien, Phrygien, Kilikien zu den Quellen und Nebenflüssen des Euphrat und Tigris, und vermehren so die Gewässer, welche aus dem schmelzenden Schnee der taurischen und armenischen Gebirge herabströmen, und mit der Frühlings-Nachtgleiche jene beiden grossen Ströme Mesopotamiens so anfüllen, dass sie bald austreten und durch ihre jährliche Ueberschwemmung ihr ganzes Thalgebiet in derselben Weise zu dem fruchtbarsten machen, wie der Nil Aegypten. Hier ist also die dem Winter entsprechende Wasserzeit vom Frühlings-Aequinoctium bis zum Sommer-Solstitium.

Die Gewässer der Ueberschwemmung von Mesopotamien, nachdem sie im Mai ihren höchsten Stand erreicht haben, verlaufen sich, soweit sie nicht in die Luft aufsteigen, in den persischen Meerbusen. Eine Strömung von Osten nach Westen treibt sie gleich an der Westseite dieses Busens hinab um Arabien herum, und mit der wenigstens oberhalb nur einwärts fliessenden Strömung in das rothe Meer hinein. Die Verdunstung dieses Meeres ist so stark, dass man daraus jene Erscheinung des blossen Einströmens in das rothe Meer erklärt hat. Die Dünste steigen nun zu den Höhen Aethiopiens hinan, verwandeln sich hier wieder in Wasser und vermischen sich in dieser Gestalt mit den Gewässern des schmelzenden Schnees der äthiopischen Gebirge. In Folge davon beginnt mit dem Sommer-Solstitium der Nil zu steigen, erreicht im August seine grösste Höhe und kehrt im November in sein gewöhnliches Bett zurück. Die Wasserzeit Aegyptens liegt zwischen dem Sommer-Solstitium und dem November. Wenn sie in Aegypten zu Ende geht, naht sie wieder dem Peloponnes, und der Inachos in Argos hat in Folge starker Regengüsse des Poseideons zuweilen seinen Wasserstrom nicht mehr wie im Sommer unterhalb seines Kiesbettes, sondern oberhalb desselben als wirklicher Fluss.

Wenn den Griechen schon in sehr früher, in der That jeder Berechnung sich entziehender Zeit dieses Verhältnis und diese stets sich gleichbleibende Folge der Wasserzeiten bekannt war, wenn ihnen, zumal bei den vorherschenden Küstenfahrten, auch die Natur und Richtung der Strömungen eben so wenig, ja noch weniger als den heutigen Schiffern jener Gegenden entgehen konnte, so war wohl nichts natürlicher als die Vorstellung, dass es eben dasselbe Wasser sei, welches sich von Griechenland, namentlich von dem *πολυδίψιον Ἄργος*, erst nach Norden wendete, und nach der oben beschriebenen Wanderung in constanter Zeitfolge

wieder über den Kaukasos, über Mesopotamien und Aegypten nach Argos zurückkehrte. Ihre polytheistisch-religiöse Auffassung von Natur und Welt konnte nicht anders als sie in jeder physischen Bewegung eine von einem innewohnenden Geiste gewollte oder von einer göttlichen Macht befohlene Handlung erkennen lassen. Auch jenes Element, welches im Jahres-Cyclus jene grosse Wanderung machte, personificierten sie. Der Inachos war der grösste Fluss von Argos und zugleich unter allen Flüssen vielleicht derjenige, an dem sich der plötzliche Wechsel von Wasserreichthum und gänzlichem Verschwinden des Wassers am auffallendsten zeigte und zeigt. Die Tochter dieses Flussgottes war die Heroine der von dem Flusse erzeugten Wasserdämpfe, Nebel, Wolken — wie die in den Himmel getragene Aegina die Tochter des Flusses Asopos, die von Zeus verschluckte Metis die Tochter des Okeanos. Jene Wasserdämpfe nun sind es, welche die grosse Wanderung machen müssen. Der Mythos nannte sie daher Io, d. i. die Wandlerin. Das Wasser in jenen Dämpfen verwandelt sich bald wieder in rinnendes Wasser und fliesst durch Ströme und Meere, bald wieder steigt es in Dämpfen aus dem Meere auf und bewegt sich über weite Länder. Jenes drückte der Mythos dadurch aus, dass er sagte, Zeus (Jupiter pluvius) habe sie in ein Rind (Symbol des fliessenden Wassers, wie der Tauros-Acheloos) verwandelt, dieses dadurch, dass er sagte, Hera, die Wolkengöttin, habe sie durch eine geflügelte Bremse (οἶστρος, d. i. auch Trieb) in Wahnsinn versetzt, dass sie über Berg und Thal renne. Der Mythos erzählt genau, welche Wege die Wandlerin Io gehen musste, und diese Wege stimmen ganz genau mit denen überein, welchen das Wasser in seinen oben beschriebenen Metamorphosen folgt.

Jene Wanderungen und Wandlungen des Wassers, wie sie oben nach sorgfältiger Forschung angegeben sind, werden durch die zuverlässigsten Autoritäten bezeugt. Die gegebene Darstellung beruht namentlich theils auf schriftlichen Mittheilungen des k. k. österreichischen Marine-Capitäns von Littrow, theils auf Portolanos des ionischen Meeres (von dem k. k. österreichischen Generalstab durch den Capitän Giacomo Marieni) und des schwarzen Meeres (von Taitbout de Marigny), theils auf Reisebeschreibungen von Gamba, Koch, Bodenstedt, von Moltke, Ainsworth, Chesnay, theils endlich auf Autopsie. Was aber die Kunde der alten Griechen betrifft, so finden wir das Gesammtresultat aus den Beobachtungen aller jener Reisenden und Seefahrer bei dem einen Aeschylos und in der einen Tragödie Prometheus so vollständig dargelegt, dass jetzt, nachdem der thatsächliche Verhalt festgestellt ist, jeder bisher Ungläubige über die Kenntnis des Aeschylos (und seiner Zeit) staunen, jeder Staunende aber über ein so unerwartetes, in grosse physische Verhältnisse so tief eindringendes geographisches Wissen des grossen Dichters höchlich erfreut sein muss. Man wird erkennen, dass Aeschylos vollkommen Recht hat, wenn er sagt, das ionische Meer habe seinen Namen von der Io, d. h. nun also von der immerwährenden Strömung*); und dass Pausanias nicht minder Recht hat, wenn er berichtet, der Euphrat verliere sich in Sümpfe und werde in Aethiopien zum Nil.

Der Vortragende gieng nun die nach chronologisch-geographischer Folge in einem besondern Abdruck vorgelegte Schilderung der Wanderungen der Io bei Aeschylos durch und

*) Diese älteste und einzig richtige Erklärung des Namens könnte wohl diejenigen etwas vorsichtiger machen, welche sich mit dem Stamm des attischen Heros Ion und mit den Ioniern Kleinasiens und deren Wanderungen beschäftigen.

zeigte an dem absichtlich doppelsinnigen Ausdruck, dass derselbe nirgends dem wirklichen Sachverhalt widerspreche, vielmehr mit diesem auf das genaueste übereinstimme.

Dieser Abdruck folgt hier, indem am Rande zu den einzelnen Abschnitten des Gedichts die correspondierende Bewegung der Inachos-Erzeugten angegeben ist.

Aesch. Prom. 640. Auf den Wunsch der Okeaniden und des Prometheus erzählt Io den Anfang ihrer Krankheit:

ΙΩ. ἀεὶ γὰρ ὄψεις ἔννυχοι πωλεύμεναι
εἰς παρθενῶνας τοὺς ἐμοὺς παρηγόρουν
λείοισι μύθοις· «ὦ μέγ' εὔδαιμον κόρη,
τί παρθενεύει δαρόν, ἐξὸν σοι γάμου
τυχεῖν μεγίστου; Ζεὺς γὰρ ἱμέρου βέλει
πρὸς σοῦ τέθαλπται καὶ ξυναίρεσθαι Κύπριν
θέλει· σὺ δ', ὦ παῖ, μὰπολακτίσῃς λέχος
τὸ Ζηνός, ἀλλ' ἔξελθε πρὸς Λέρνης βαθὺν
λειμῶνα, ποίμνας βουστάσεις τε πρὸς πατρός,
ὡς ἂν τὸ Δῖον ὄμμα λωφήσῃ πόθου»·
τοιοῖσδε πάσας εὐφρόνας ὀνείρασι
ξυνειχόμην δύστηνος, ἕς τε δὴ πατρὶ
ἔτλην γεγωνεῖν νυκτίφαντ' ὀνείρατα.

Der Luftraum über dem Inachos und der argolischen Ebene ist die Wohnung, παρθενῶνες, der Heroine der Inachos-Dämpfe.

ὁ δ' ἕς τε Πυθὼ κἀπὶ Δωδώνης πυκνοὺς
θεοπρόπους ἴαλλεν, ὡς μάθοι τί χρὴ
δρῶντ' ἢ λέγοντα δαίμοσιν πράσσειν φίλα.
ἦκον δ' ἀναγγέλλοντες αἰολοστόμους
χρησμοὺς ἀσήμους δυσκρίτως τ' εἰρημένους.

Schon fängt ein Theil dieser Dämpfe an, gegen Norden zu ziehen, nach Delphi und Dodona — ohne bestimmte Wirkung.

τέλος δ' ἐναργὴς βάξις ἦλθεν Ἰνάχῳ
σαφῶς ἐπισκήπτουσα καὶ μυθουμένη
ἔξω δόμων τε καὶ πάτρας ὠθεῖν ἐμέ,
ἄφετον ἀλᾶσθαι γῆς ἐπ' ἐσχάτοις ὅροις·
κεἰ μὴ θέλοι, πυρωπὸν ἐκ Διὸς μολεῖν
κεραυνόν, ὃς πᾶν ἐξαϊστώσοι γένος.

Als aber das Frühjahr, die Zeit der Gewitter, immer näher rückte, da drohte Blitz und Donner, wenn die Dünste nicht das Land verliessen.

τοιοῖσδε πεισθεὶς Λοξίου μαντεύμασιν
ἐξήλασέν με κἀπέκλῃσε δωμάτων
ἄκουσαν ἄκων· ἀλλ' ἐπηνάγκαζέ νιν
Διὸς χαλινὸς πρὸς βίαν πράσσειν τάδε.
εὐθὺς δὲ μορφὴ καὶ φρένες διάστροφοι
ἦσαν, κεραστὶς δ', ὡς ὁρᾶτ', ὀξυστόμῳ
μύωπι χρισθεῖσ' ἐμμανεῖ σκιρτήματι
ἦσσον πρὸς εὔποτόν τε Κεγχρείας ῥέος
ἀκτήν τε Λέρνης· βουκόλος δὲ γηγενὴς
ἄκρατος ὀργὴν Ἄργος ὠμάρτει, πυκνοῖς
ὄσσοις δεδορκὼς τοὺς ἐμοὺς κατὰ στίβους.
ἀπροσδόκητος δ' αὐτὸν αἰφνίδιος μόρος
τοῦ ζῆν ἀπεστέρησεν. οἰστροπλὴξ δ' ἐγὼ
μάστιγι θείᾳ γῆν πρὸ γῆς ἐλαύνομαι.

Die Dünste, welche sich bei zunehmender Trocknis noch in der Gegend des lernäischen Ufers und der unbebaubaren Argos-Niederung halten, ziehen, als die Argos-Nässe ganz verschwunden, ausserhalb Argos von Land zu Land.

ΠΡ. ἐπεὶ γὰρ ἦλθες πρὸς Μολοσσὰ γάπεδα,
τὴν αἰπύνωτόν τ' ἀμφὶ Δωδώνην, ἵνα
μαντεῖα θᾶκός τ' ἐστὶ Θεσπρωτοῦ Διός,
τέρας τ' ἄπιστον, αἱ προσήγοροι δρύες,
ὑφ' ὧν σὺ λαμπρῶς κοὐδὲν αἰνικτηρίως
προσηγορεύθης ἡ Διὸς κλεινὴ δάμαρ
μέλλουσ' ἔσεσθ', εἰ τῶνδε προσσαίνει σέ τι.
ἐντεῦθεν οἰστρήσασα τὴν παρακτίαν
κέλευθον ἦξας πρὸς μέγαν κόλπον Ῥέας,
ἀφ' οὗ παλιμπλάγκτοισι χειμάζει δρόμοις·
χρόνον δὲ τὸν μέλλοντα πόντιος μυχός,
σαφῶς ἐπίστασ', Ἰόνιος κεκλήσεται,
τῆς σῆς πορείας μνῆμα τοῖς πᾶσιν βροτοῖς.

Sie ziehen nach Norden, nach den molossischen Ebenen und dem dodonäischen Hochlande, wo sie, als vollständige Wolken, Io als Wolkenheroine — gleich der Wolkengöttin Hera — Gemahlin des Zeus heisst.

Von hier durch die epirotischen und illyrischen Flüsse ins Meer getragen, bewegt sich das Wasser in der Meerströmung längs dem Ufer bis zum innersten Busen, dem Meerbusen der Strömung, der Rhea. (v. Littrow. Portolano des k. k. Generalstabs.)

Apollod. II 1, 3: ἡ δὲ πρῶτον ἦκεν εἰς τὸν ἀπ' ἐκείνης Ἰόνιον κόλπον κληθέντα· ἔπειτα διὰ τῆς Ἰλλυρίδος πορευθεῖσα κτέ.

In Gestalt von Wolken steigen die Gewässer auf, werden von Westwinden über die illyrischen Berge, das Donauthal und über die Steppen längst dem nördlichen Ufer des schwarzen Meeres getragen, bis an den Kaukasos. (Kohl.)

ΠΡ. τὰ λοιπὰ νῦν ἀκούσαθ', οἷα χρὴ πάθη
τλῆναι πρὸς Ἥρας τήνδε τὴν νεάνιδα.
σύ τ', Ἰνάχειον σπέρμα, τοὺς ἐμοὺς λόγους
θυμῷ βάλ', ὡς ἂν τέρματ' ἐκμάθῃς ὁδοῦ.
πρῶτον μὲν ἐνθένδ' ἡλίου πρὸς ἀντολὰς
στρέψασα σαυτὴν στεῖχ' ἀνηρότους γύας·
Σκύθας δ' ἀφίξει νομάδας, οἳ πλεκτὰς στέγας
πεδάρσιοι ναίουσ' ἐπ' εὐκύκλοις ὄχοις,
ἐκηβόλοις τόξοισιν ἐξηρτυμένοι·
οἷς μὴ πελάζειν, ἀλλ' ἀλιστόνοις πόδας
χρίμπτουσα ῥαχίαισιν ἐκπερᾶν χθόνα.
λαιᾶς δὲ χειρὸς οἱ σιδηροτέκτονες
οἰκοῦσι Χάλυβες, οὓς φυλάξασθαί σε χρή.
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλατοι ξένοις.
ἥξεις δ' Ὑβριστὴν ποταμὸν οὐ ψευδώνυμον,
ὃν μὴ περάσῃς, οὐ γὰρ εὔβατος περᾶν,
πρὶν ἂν πρὸς αὐτὸν Καύκασον μόλῃς, ὀρῶν
ὕψιστον, ἔνθα ποταμὸς ἐκφυσᾷ μένος
κροτάφων ἀπ' αὐτῶν. ἀστρογείτονας δὲ χρὴ
κορυφὰς ὑπερβάλλουσαν ἐς μεσημβρινὴν
βῆναι κέλευθον, ἔνθ' Ἀμαζόνων στρατὸν
ἥξεις στυγάνορ', αἳ Θεμίσκυράν ποτε
κατοικιοῦσιν ἀμφὶ Θερμώδονθ', ἵνα
αὗταί σ' ὁδηγήσουσι καὶ μάλ' ἀσμένως.

Io ist bei Prometheus an dem ganzen nordwestlichen Ende des Kaukasos, wo auch die in den Meeresdünsten aufgestiegenen Okeaniden sich befinden.

Von hier an der Nordseite des Kaukasos, längs dessen Abhängen, ohne die jenseits des Kuban wohnenden Skythen und die Chalyber (auch Skythen) zu berühren, ziehen die Wolken gegen Osten bis an den Terek (Ὑβριστής) und dann an diesem Fluss hinauf bis über die Höhe des eigentlichen Kaukasos, des Kasbek, hinüber immer weiter nach Mittag bis zu den Schneebergen oberhalb der Quellen des Thermodon, dem Lager der Amazonen.

Die Amazonen, Nymphen der Gewässer des Thermodon, ziehen in jedem Frühjahr hinab nach Themiskyra und führen willig die Wolkenheroine mit sich.

ἰσθμὸν δ' ἐπ' αὐταῖς στενοπόροις λίμνης πύλαις
730 Κιμμερικὸν ἥξεις, ὃν θρασυσπλάγχνως σε χρὴ
λιποῦσαν αὐλῶν' ἐκπερᾶν Μαιωτικόν·

Von Themiskyra kommt sie durch die erwähnte constante Strömung bis an das Thor der Mäotis, an deren Canal sie schnell vorbei eilt. (Gamba, Marigny.)

Fragm. bei Galenos.
εὐθεῖαν ἔρπε τήνδε· καὶ πρώτιστα μὲν
Βορεάδας ἥξεις πρὸς πνοάς, ἵν' εὐλαβοῦ
βρόμον καταιγίζοντα, μή σ' ἀναρπάσῃ
δυσχειμέρῳ πέμφιγι συστρέψασ' ἄνω
726 τραχεῖα πόντου Σαλμυδησσία γνάθος
ἐχθρόξενος ναύταισι, μητρυιὰ νεῶν·
732 ἔσται δὲ θνητοῖς εἰσαεὶ λόγος μέγας
τῆς σῆς πορείας, Βόσπορος δ' ἐπώνυμος
κεκλήσεται. λιποῦσα δ' Εὐρώπης πέδον
735 ἤπειρον ἥξεις Ἀσιάδ'. —

Von hier unter dem Tauros und der durch den Boreas erzeugten καταιγίς fortschwimmend, und am Salmydessos vorbei, wo die Gewässer gegen die Felsen am Eingang des Bosporos hinangepeitscht werden, gelangt die Inachos-Erzeugte an den Bosporos, den sie der Länge nach durchströmt.

Dieser Bosporos ist kein anderer als der thrakische, derselbe der in Vers 545 der Schutzflehenden erwähnt wird.

Eine nähere Angabe über die Länder Asiens, welche Io durchwandert, enthalten folgende Verse der Schutzflehenden:

λειμῶνα βούχιλον, ἔνθεν Ἰὼ
οἴστρῳ ἐρεσσομένα
φεύγει ἁμαρτίνοος,
πολλὰ βροτῶν διαμειβομένα
544 φῦλα, διχῇ δ' ἀντίπορον
γαῖαν ἐν αἴσᾳ διατέμνουσα πόρον κυματίαν ὁρίζει·
547 ἰάπτει δ' Ἀσίδος δι' αἴας
μηλοβότου Φρυγίας διαμπάξ·
περᾷ δὲ Τεύθραντος ἄστυ Μυσῶν,
550 Λύδιά τε γύαλα,
καὶ δι' ὀρῶν Κιλίκων
Παμφύλων τε διορνυμένα
γᾶς ποταμοὺς ἀεναόους
καὶ βαθύπλουτον χθόνα καὶ τὰν Ἀφροδί-
555 τας πολύπυρον αἶαν.

Die Dünste, welche aus der Propontis und dem ägäischen Meere sich erheben, werden durch die fast constanten Westwinde (Ainsworth) über Phrygien, Mysien, Lydien, Pamphylien und Kilikien (Kleinasien) nach den reichen Ländern des Euphrat und Tigris getragen.

ἱκνεῖται δ' εἰσικνουμένου βέλει
βουκόλου πτερόεντος
Διὸν πάμβοτον ἄλσος,
560 λειμῶνα χιονόβοσκον, ὅντ' ἐπέρχεται Τυφῶ μένος,
ὕδωρ τὸ Νείλου νόσοις ἄθικτον,
μαινομένα πόνοις ἀτίμοις ὀδύναις τε κεντροδα-
565 λήτισι θυιὰς Ἥρας.
βροτοὶ δ', οἳ γᾶς τότ' ἦσαν ἔννομοι,
χλωρῷ δείματι θυμὸν
πάλλοντ' ὄψιν ἀήθη,
βοτὸν ἐσορῶντες δυσχερὲς μιξόμβροτον, τὰν μὲν βούς,
570 τὰν δ' αὖ γυναικός· τέρας δ' ἐθάμβουν.

Nachdem die wandernde Inachos-Erzeugte in den Flüssen Mesopotamiens wieder zum Meer gekommen, erhebt sie sich wieder durch den οἶστρος in den Dünsten zu den Quellen des Nil in Aethiopien, und steigt im Nil selbst durch Aegypten hinab zum Meer. (Dasselbe sagt im folgenden Prometheus.)

ΠΡ. ὅταν περάσῃς ῥεῖθρον ἠπείρων ὅρον,
πρὸς ἀντολὰς φλογῶπας ἡλίου στιβεῖς
πόντου περῶσα φλοῖσβον, ἔς τ' ἂν ἐξίκῃ
πρὸς Γοργόνεια πεδία Κισθήνης, ἵνα
αἱ Φορκίδες ναίουσι δηναιαὶ κόραι
τρεῖς κυκνόμορφοι, κοινὸν ὄμμ' ἐκτημέναι,
μονόδοντες, ἃς οὔθ' ἥλιος προσδέρκεται
ἀκτῖσιν οὔθ' ἡ νύκτερος μήνη ποτέ.
πέλας δ' ἀδελφαὶ τῶνδε τρεῖς κατάπτεροι,
δρακοντόμαλλοι Γοργόνες βροτοστυγεῖς,
ἃς θνητὸς οὐδεὶς εἰσιδὼν ἕξει πνοάς·
τοιοῦτο μέν σοι τοῦτο φρούριον λέγω.
ἄλλην δ' ἄκουσον δυσχερῆ θεωρίαν·
ὀξυστόμους γὰρ Ζηνὸς ἀκραγεῖς κύνας
γρῦπας φύλαξαι, τόν τε μουνῶπα στρατὸν
Ἀριμασπὸν ἱπποβάμον', οἳ χρυσόρρυτον
οἰκοῦσιν ἀμφὶ νᾶμα Πλούτωνος πόρου·
τούτοις σὺ μὴ πέλαζε. τηλουρὸν δὲ γῆν
ἥξεις κελαινὸν φῦλον, οἳ πρὸς ἡλίου
ναίουσι πηγαῖς, ἔνθα ποταμὸς Αἰθίοψ.
τούτου παρ' ὄχθας ἔρφ', ἕως ἂν ἐξίκῃ
καταβασμόν, ἔνθα Βυβλίνων ὀρῶν ἄπο
ἵησι σεπτὸν Νεῖλος εὔποτον ῥέος.
οὗτός σ' ὁδώσει τὴν τρίγωνον ἐς χθόνα
Νειλῶτιν, οὗ δὴ τὴν μακρὰν ἀποικίαν,
Ἰοῖ, πέπρωται σοί τε καὶ τέκνοις κτίσαι.

Nachdem die Gewässer durch die Meerenge zwischen Europa und Asien hindurchgeflossen, werden sie gegen den Aufgang der Sonne getragen, gelangen mit den Gewässern des Euphrat und Tigris zu den sumpfigen Niederungen an der Mündung dieser Flüsse, den Gorgonischen Ebenen unterhalb Kissia, wo heisse dunsterfüllte Winde den Sterblichen den Athem rauben. (Olivier. Ainsworth. Chesnay. Niebuhr.)

Von dort (durch die Strömung) ins erythräische Meer getragen (Morry) erheben sich die wandernden Gewässer wieder durch die Verdampfung ins Land der Aethiopen und des gleichnamigen Nil-Arms.

Als Fluss bewegen sie sich dann längs den Ufern, und der Nil führt sie von den Byblischen Wasserfällen bis zum Delta.

τὰ λοιπὰ δ' ὑμῖν τῇδέ τ' ἐς κοινὸν φράσω,
ἐς ταυτὸν ἐλθὼν τῶν πάλαι λόγων ἴχνος.
ἔστιν πόλις Κάνωβος ἐσχάτη χθονός,
Νείλου πρὸς αὐτῷ στόματι καὶ προσχώματι·
ἐνταῦθα δή σε Ζεὺς τίθησιν ἔμφρονα
ἐπαφῶν ἀταρβεῖ χειρὶ καὶ θιγὼν μόνον.
ἐπώνυμον δὲ τῶν Διὸς θιγημάτων
τέξεις κελαινὸν Ἔπαφον, ὃς καρπώσεται
ὅσην πλατύρρους Νεῖλος ἀρδεύει χθόνα·
πέμπτη δ' ἀπ' αὐτοῦ γέννα πεντηκοντάπαις
πάλιν πρὸς Ἄργος οὐχ ἑκοῦσ' ἐλεύσεται.

Die Wanderung der Io ist beendet. Wer Epaphos sei und wer die *πέμπτη ἀπ' αὐτοῦ γέννα*, bleibe weiterer Erklärung vorbehalten.

Nachdem der Vortragende auf diese Weise die Erzählung der Io-Wanderungen mit den heute so gut wie zur Zeit des Aeschylos bestehenden thatsächlichen Verhältnissen verglichen und das Eine in dem Andern, das Alte in dem Neuen, Gegenwärtigen nachgewiesen, fügte er noch folgendes hinzu. Das Wesen der polytheistischen Naturreligion, die ja jedermann als der griechischen Religion wenigstens zum Grunde liegend betrachte, bestehe darin, dass sie die materielle Natur begeistige, und zwar nicht die ruhende, todte Materie, sondern die bewegliche und sich bewegende, d. h. besonders Wasser und Luft. Weil sie in jeder Bewegung der materiellen Natur ein geistiges Agens voraussetze, so erscheine ihr jede Bewegung als eine Handlung: denn Handlung ist vom Geist gewollte oder durch Geist bedingte Bewegung. So erscheine ihr in jeder physischen Bewegung ein Doppeltes, die Bewegung der Körper = Naturbeschreibung, und die Handlungen der Geister = Geschichtserzählung. Jedes Wort, insonderheit jedes Verbum, habe ursprünglich diese doppelte Bedeutung, eine physische und eine geistige (tropische). 'Der Asopos geht zum Meer' kann sowohl die physische Bewegung des Flusses als die gewollte Handlung des Flussgottes oder des Königs Asopos bedeuten. Der polytheistischen Auffassung bedeutet es beides zugleich. Der Mythos ist die auf dem Doppelsinn des Wortes beruhende Darstellung der körperlichen Bewegung als Handlung. — Auf diese Weise seien alle Mythen entstanden, und die Erklärung des Mythos habe eben in der scheinbaren Geschichtserzählung die wirkliche Naturbeschreibung nachzuweisen. Es sei schwer zu begreifen, wie man sich dabei habe beruhigen können, die in Wahnsinn versetzte, die wunderbarsten Irrwege wandernde Io für den Mond zu halten, der doch so ruhig in fester Bahn über die Wolken hingeht. Aeschylos hat offenbar von solcher Vorstellung nicht die entfernteste Ahnung. Dagegen muss uns die merkwürdige und bis in die auffallendsten, nun zu Tage liegenden Eigenthümlichkeiten der Bewegung der Gewässer sich erstreckende Genauigkeit und Richtigkeit seiner Darstellung der Irren der Io (deren Geist ein mächtigerer Geist beherschte) zu der Ueberzeugung nöthigen, dass Aeschylos mit vollem Bewusstsein der wahren Bedeutung sein Gedicht geschaffen. Wenn so, dann erscheint das Gedicht (und es gelte das von jedem Epos) noch viel kunstreicher und des Dichters würdiger — würdiger, weil er nun nicht an eine unverstandene Erzählung seine Begeisterung vergeudete, kunstreicher, weil er nun mit ganz anderem Studium, als neuere Dichter sich zumuthen, seinen Ausdruck so wählen musste, dass der in das Verständnis der eignen Religion eingedrungene die Vereinigung von Körperlichem und Geistigem darin wiederfand.

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, sich an der Discussion über den eben gehörten Vortrag zu betheiligen, bemerkte Geheimerrath Schömann aus Greifswald, dass er zwar mit der physischen Erklärung der Sage einverstanden sei, dass er aber nicht glaube, dass alles durchaus eine physische Bedeutung habe. Es sei ihm nicht recht klar geworden, welche physische Bedeutung in der Verwandlung der Io in eine Kuh liege. Insonderheit aber brauche Aeschylos von der physischen Bedeutung nichts gewusst zu haben, um dennoch die Io-Sage, wie er sie ansieht, zu benutzen. Von einer physischen Bedeutung der Io in der Prometheus-Fabel sei keine Spur vorhanden. Die Io sei bei ihm zwar eine Tochter des Inachos, der selbst auch ein göttliches Wesen sei; sie heisse aber ausdrücklich ein sterbliches Weib, mit welcher Zeus einen Sohn erzeugt hat. Die Sage wird bloss dargestellt, um an der Io ein Beispiel von der tyrannischen Herschaft des Zeus zu geben; weil sie sich jungfräulich

gesträubt hat, wird sie der Verfolgung preisgegeben, bis Zeus sie der gewaltsamen Rache der Hera entreisst. — Hr. Forchhammer habe der Okeaniden im Prometheus erwähnt und diesem Umstand eine grössere physische Bedeutung geben wollen. Der gefesselte Prometheus sei aber nicht am Kaukasos, sondern am äussersten nordwestlichen Ende von Europa zu suchen. In dem Prometheus des Aeschylos sehe man ja deutlich, dass Io, nachdem sie sich von Prometheus entfernt hat, erst zu den Skythen geht; dann heisst es, sie solle, wenn sie zum Kaukasos gekommen, nach Mittag gehen. Es sei also klar, dass das Local, wo Prometheus gefesselt ist, nicht der Kaukasos sei. Endlich habe er ein Bedenken gegen die aus Galenos eingeschobenen Verse, welche schwerlich aus dem gefesselten Prometheus seien.

Prof. Forchhammer entgegnete: was letztern Punkt betreffe, so sei von Galenos ausdrücklich bezeugt, die Verse seien aus dem gefesselten Prometheus. Rücksichtlich der andern Einwendungen Hrn. Schömanns müsse er bemerken: wenn Io die Tochter eines Flussgottes sei, so sei sie eine Vertreterin des Wassers, und wenn das, so sei nichts natürlicher als dass sie sich bald im fliessenden Wasser (als Rind = dem Tauros-Acheloos), bald in der Luft als Heroine der Dünste und Wolken bewege, getrieben von dem οἶστρος, d. i. von dem 'Trieb', durch welchen die Wolkengöttin Hera das rinnende Wasser in aufstrebende Dünste verwandelt und über Berg und Thal jagt. Eine ganz ähnliche Dichtung findet sich bei Metastasio, der die Unda wandeln lässt vom Meer aufs Land, über Berge, zu den Quellen, längs den Flüssen, immer voll Sehnsucht zurück zu ihrer Mutter, der See. Weil wir wissen, wer die Unda ist, darum verstehen wir das Gedicht gleich, und finden es schön, weil es der materiellen Welle Geist und Gemüth leiht. — Ist es denn so auffallend, muss es denn dem Aeschylos so fern gelegen haben, dass die Io eine Heroine des ὑγρόν ist? Nannte doch Pindar den Dionysos κύριον καὶ ἀρχηγὸν πάσης ὑγρᾶς φύσεως, und fanden doch die ionischen Philosophen das Princip der Dinge, der eine im Wasser, der andere in der Luft, der dritte in einem Unbestimmten, aus dem jene beiden entständen. — So wenig als Dionysos oder irgend ein anderer Gott oder Heros darum ein Mensch ist, weil der Mythos Menschliches von ihnen erzählt und aller Ausdruck des Mythos von Menschen stammt und daher Menschliches und dem Menschen Bekanntes zur Darstellung benutzt und benutzen muss, eben so wenig ist Io darum ein Weib, weil der Mythos sie so nennt und Menschliches von ihr erzählt — wiewohl das Erzählte meistens, von einem Menschen, zumal von einem Weibe behauptet, allem Möglichen geradezu widerstreitet. — Was das zweite betrifft, dass Aeschylos das Gedicht solle gemacht haben, ohne im Grunde zu wissen was er dichtete, so muss es freilich vorläufig dem Ermessen eines jeden anheim gegeben bleiben, wie weit er in seinem Glauben über das subjective, nicht ausgesprochene Wissen eines Dichters gehen will. Wenn man aber die Sache mythologisch untersucht, d. h. mit richtiger Einsicht in das Wesen des Mythos und in die mythische Sprache das Gedicht Vers für Vers durchgeht, dann, behaupte ich, ist es unmöglich nicht zu bekennen, Aeschylos müsse ein vollkommenes Verständnis der physischen Bedeutung der Io-Sage gehabt haben. Zur Kenntnis der mythischen Sprache fehlt uns freilich noch immer das Lexikon, welches schon Heyne und nach ihm fast alle Mythologen gefordert haben. Ja Otfried Müller und Gerhard fordern selbst eine mythologische Grammatik. Ich kann mich nur auf früher von mir veröffentlichtes berufen. Eine Erklärung der mythologischen Namen und Sagen, die den Prometheus angehen, würde hier zu weit führen. Wir wissen ja aus Plato, Pausanias, Strabo, dass alle jene Mythen die Wahrheit in Räthsel (αἰνίγματα) gekleidet hatten. Um ein Räthsel zu lösen muss man die

doppelte oder mehrfache Bedeutung der Wörter kennen. Wären uns die unter den Poeten und Religionskundigen des Alterthums feststehenden mythischen oder symbolischen Bedeutungen der Wörter bekannt, so wäre es leicht einen Mythos zu erklären. Jetzt müssen wir diese Bedeutungen suchen; und das ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht leicht, wiewohl wir weder eine unbekannte Schrift zu entziffern noch eine unbekannte Sprache zu entdecken brauchen, sondern nur in der uns von Homer bis auf die späteste Zeit bekannten Sprache die bis dahin unbekannte mythische Bedeutung aufzusuchen haben. Alle meine mythologischen Untersuchungen gehen darauf aus, die mythischen Begriffe der bekannten Wörter festzustellen. — Während ich meines Theils nun überzeugt bin, dass Aeschylos sehr genau wusste was er dichtete, nehme ich für den Dichter unter allen Umständen das Recht in Anspruch zu fordern, dass keiner von vorn herein von ihm voraussetze, er habe nicht vollständig gewusst was er dichtete. — Das Kriterium in allen schwierigen Fragen dieser schwierigen Wissenschaft bleibt immer die Uebereinstimmung alles Einzelnen unter sich und mit dem Ganzen. Auch hier gilt das Wort des Aristoteles: *τῇ ἀληθείᾳ πάντα συμφωνεῖ.* — Was den Ort betrifft, wo Prometheus gefesselt war, so lasse man nur vor allem ab von der Vorstellung, er sei von der Grösse eines gewöhnlichen Menschen gewesen und an irgend einer kleinen Felswand angeklammert. Im ersten Band der 'Hellenika' habe ich seine Bedeutung erklärt, und aus dem oben gesagten ist klar, dass der Mythos mit vollem Recht sagte, dieser Dämon der gewaltigen 'aufstrebenden' Dünste, welche besonders das nordwestliche Ende des Kaukasos mehr als die Hälfte des Jahres in dichte Nebel hüllen, sei an den Felsen des Kaukasos in feste Bande gelegt, hierher geführt durch den Gott der Wärme Hephästos. Und wenn nun dieser Prometheus zu der Io sagt (nicht: sie solle zu den Skythen gehen, sondern sie vermeiden, denn die Nebel des Kaukasos erreichen eben nicht die skythische Ebene, wie sich aus den Reiseberichten ergibt) — wenn er also zu der Io sagt, sie werde längs dem Hybristes (Terek) *πρὸς αὐτὸν Καύκασον, ὀρῶν ὕψιστον,* gehen, so heisst das nichts anderes, als was wir ausdrücken würden 'zum eigentlichen Kaukasos', dem höchsten Berge des ganzen Gebirges, von dem eben dieses ganze Gebirge seinen Namen hat. Wäre Prometheus am nordwestlichen Ende Europas, dann hätte er nicht sagen können *πρὸς αὐτὸν Καύκασον*, sondern hätte sagen müssen *πρὸς Καύκασον.* Um die irrige Vorstellung, dass Prometheus im 'gefesselten' anderswo gewesen sei als im 'gelösten', zu rechtfertigen, hat man behauptet, am Schluss des 'gefesselten' werde Prometheus sammt dem Fels in den Tartaros geworfen. Davon steht aber in der Tragödie nichts. Zwar sagt Prometheus 'wenn Zeus mich auch in den Tartaros wirft, tödten kann er mich doch nicht.' Allein das geschieht keineswegs. Vielmehr enthält der Schluss nur die Schilderung eines gewaltigen Unwetters mit Sturm und Donner und Blitz, allen Schrecken der Natur, durch welche eben der Kaukasos sich vor allem auszeichnet. — Alles dies ist aber in vollkommener Uebereinstimmung mit der Natur des Prometheus und der anwesenden Okeaniden, der Töchter des Okeanos, der, beiläufig bemerkt, nicht bloss die Erdscheibe umfliesst, sondern die Erde überall, wo eine Meerströmung ist, wie namentlich im Euxeinos längs dem Fuss des Kaukasos.

Auf eine Bemerkung des Vorsitzenden über die Verschiedenheit in der Schilderung der Wanderung der Io im Prometheus und in den Schutzflehenden erwiderte Prof. Forchhammer: im Prometheus sei es die Aufgabe des Gedichts gewesen, die noch bevorstehende Wanderung nach allen ihren Schrecknissen darzustellen. In den Schutzflehenden seien diese

überwunden, und die Nachkommen der mit Zeus versöhnten Stammmutter des Geschlechts vermeiden mit Recht in der Erzählung von der Wanderung die Erwähnung ihrer Leiden.

Geheimerrath Brüggemann aus Berlin meinte, man könne mit Hrn. Schömann die physische Bedeutung des Mythos zugeben, ohne anzunehmen, dass Aeschylos sie gekannt habe; wenn man aber der Auffassung des Vortragenden nicht leicht folgen könne, so liege das an dem Fehlen des mythologischen Lexikons.

Prof. Forchhammer. Es liegt daran, dass wir durch unsere Lebensweise, unsere Bildung, durch die ganze Art unserer Existenz von der Natur und von der Auffassung aller Bewegung in der Natur, wie sie den Griechen und jedem Volk in seinen Anfängen eigen ist, gänzlich getrennt sind. Jenen war das ganze Object ihrer geistigen Thätigkeit die Natur. Kein Kalender, keine Uhr, die jetzt jedermann zur Hand hat, belehrte sie über die Zeiten des Jahres und Tages. Weder Zeitungen noch Luxusbedürfnisse raubten ihnen die Zeit und die Aufmerksamkeit auf das was um sie her vorgieng. Vor allem mussten sie wegen der Saat und der Ernte, wegen der Schiffahrt, ja wegen des täglichen Trunkes Wassers in vielen Gegenden auf die Luft, auf das Kommen und Gehen des Wassers aufmerksam sein. Denn das lernte jeder, der zum Selbstbewusstsein und zu eigner Thätigkeit gekommen war, dass ohne Wasser, welches kommen, aber auch wieder gehen muss, keine Pflanze, kein Thier, kein Mensch auf der Erde leben werde. Was übrigens das mythologische Lexikon betrifft, so ist es nicht meine Schuld, dass es noch so sehr an Kenntnis der mythischen Bedeutung der Wörter fehlt.

Der Vorsitzende bemerkte, dass mit Hrn. Brüggemann zu wünschen sei, dass der Vortragende das erwähnte mythologische Lexikon abfasse.

Prof. Forchhammer. Das ist zu einem grossen Theil schon geschehen. Im ersten Bande der 'Hellenika' ist eine grosse Zahl Namen und Wörter erklärt und ein Register weist die einzelnen nach. Unter meinen späteren kleinen Schriften ist keine, die nicht einen weitern Beitrag zum Lexikon der Mythensprache geliefert hätte: die Schriften über die Geburt der Athene, Apollos Ankunft in Delphi, die Sphinx, Achill, der Ursprung der Mythen. Mit Rücksicht darauf, dass bisher für das, wie bemerkt, von allen neueren Mythologen vermisste oder als nothwendig geahnte mythologische Lexikon so gut wie nichts geschehen, hätte ich zu wünschen gehabt, dass die Artikel jenes wenn auch noch kleinen Lexikons entweder benutzt oder widerlegt wären. Ich behaupte der gütig ausgesprochenen Aufforderung gegenüber, dass ich zu dem Lexikon der mythischen Sprache bereits mehr als 500 Artikel geliefert; und ich kann nur bedauern, dass ich in dieser Versammlung keinen Gegner gefunden, der von dieser Grundbedingung der Bekämpfung meiner Erklärung der Mythen Kenntnis genommen.

Nachdem hierauf der Vorsitzende noch an die Bildung einer pädagogischen Section erinnert und zu deren Präsidenten den Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle vorgeschlagen, die Versammlung diesen Vorschlag genehmigt und Director Eckstein sich zur Uebernahme des Präsidiums bereit erklärt hatte, wurde von diesem sofort noch die Reihenfolge der für die Sitzungen der pädagogischen Section in Aussicht genommenen Themata (s. oben S. 8) unter Zustimmung der Versammlung in der Weise festgestellt, dass zuerst die deutsche Frage, sodann die lateinische Rechtschreibung und endlich die Aussprache des Griechischen zur Besprechung kommen sollten. Damit schloss die erste allgemeine Sitzung.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dieselbe wurde Mittwochs den 25. September Morgens 10 Uhr von dem Präsidenten eröffnet, und zwar mit mehreren Geschäftssachen. Zunächst verlas er folgenden am Tage vorher erhaltenen Brief des Directors des evangelisch-lutherischen Consistoriums (der dem Gymnasium vorgesetzten Behörde) in Frankfurt, Senators und Exconsuls sen. Dr. S. G. Müller:

Mein sehr verehrter Herr Director!

Kaum in Reconvalescenz von einem schmerzlichen Uebel muss ich zu meinem Bedauern jegliche Theilnahme an der Philologenversammlung mir versagen.

Die Freude, manches Gute und Schöne zu hören, wird mir nicht zu Theil, die Hoffnung, eine und die andere bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen, bleibt unerfüllt, die Gelegenheit, die sich vielleicht geboten hätte, ein gutes Wort bei der Versammlung für unsere Vaterstadt einzulegen, bleibt mir versagt.

Meinem schmerzlichen Bedauern, welchem ich gegen Sie Ausdruck geben musste, füge ich die freundlichste, ehrerbietigste Begrüssung für die Versammlung bei und verbleibe mit bekannter Gesinnung

Ihr stets ergebener

V. H. am 23. Sept. 1861. Müller.

Sodann kamen zur Verlesung zwei Telegramme an die Versammlung von Professor Welcker und Geh. Rath Ritschl in Bonn, an welche das Präsidium Tags vorher bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl einen ehrerbietigen Gruss im Auftrag der Versammlung telegraphisch gesendet hatte. Die Antworten lauten:

Der diesjährigen glänzenden Philologenversammlung meinen ehrerbietigen Dank dafür dass sie eines abwesenden so alten Mitgliedes der edlen Zunft freundlichst hat gedenken mögen.

F. G. Welcker.

Der zwanzigsten deutschen Philologenversammlung tiefempfundenen Dank für ihren hoch ehrenden Gruss! Mit der innigen Klage, an so ruhm- und freudenreicher Gemeinschaft nur aus der Ferne theilnehmen zu können, verehrungsvoll

Friedrich Ritschl.*)

*) Der dritte Koryphäe, an den am Tage vorher von der Versammlung gleichzeitig mit den beiden oben genannten ein telegraphischer Gruss gesandt war — den darauf bezüglichen Anträgen des Geh. Oberschulrath Rost und Geh. Rath Brüggemann hatte die Versammlung mit Freuden ihre Zustimmung gegeben — war Geh. Rath Böckh in Berlin. Von diesem lief am folgenden Tage ein an den Präsidenten gerichtetes Antwortschreiben ein, welches bei dem gemeinsamen Mittagsmahle verlesen wurde. Es lautet wie folgt:

Ferner wurde ein Anerbieten vom Director Dr. A. Rein aus Crefeld mitgetheilt, welcher von einer Reise zu Herrn von Jaumann in Rottenburg (dem alten Sumelocenna) mehrere Scherben mit aufgestempelten Inschriften und Abklatsche von anderen dort gefundenen Inschriften mitgebracht hatte und sich bereit erklärte, dieselben den Mitgliedern der Versammlung zu zeigen, welche sich dafür interessierten und mit ihm eine Zeit der Besichtigung verabreden wollten.

Darauf zeigte der Vorsitzende an, dass 12 Exemplare der 'Chronologie des Assyro-Chaldéens' (eine enggedruckte Folioseite) von Prof. Oppert aus Paris und 3 Exemplare eines lateinischen Gedichts vom Oberbibliothekar von Walther aus St. Petersburg eingegangen seien, welches letztere die glückliche Errettung des Königs Wilhelm von Preussen bei dem Attentate von Baden-Baden zum Gegenstande hat.

Schliesslich noch einige Mittheilungen über das auf heute Nachmittag 4 Uhr angesetzte Festmahl im Namen des Vorsitzenden vom Fest-Comité, Buchhändlers Könitzer.

Nun übernahm der Vicepräsident den Vorsitz und verlas zunächst folgendes an das Präsidium eingegangene Schreiben des Geh. Raths Ritschl in Bonn:

> Dem hochverehrlichen Präsidium der zwanzigsten Philologenversammlung beehrt sich der ergebenst unterzeichnete geziemend anheimzugeben, ob der nachstehend unmassgeblich formulierte Antrag sich dazu eignen möchte, der hochachtbaren Versammlung zur Betrachtnahme empfohlen zu werden. Vom persönlichen Erscheinen zu seiner lebhaften Betrübnis durch Verhältnisse abgehalten, sieht sich der unterzeichnete leider auf dieses schwache Zeichen geistiger Theilnahme beschränkt.
>
> 'In pietätsvollem Andenken an den unvergesslichen Meister Gottfried Hermann, dem in Verbindung mit F. A. Wolf die Begründung einer deutschen Philologenschule verdankt wird, sieht es die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen als eine Ehrenschuld an, dahin zu wirken dass die Sammlung Hermannscher Opuscula, dieser formellen wie methodischen Muster philologischer Untersuchung, nicht unvollendet bleibe, sondern durch die Aufnahme der seit 1839 bis 1848 von Hermann veröffentlichten kleinen Schriften und Aufsätze, die den ältern an Fülle fruchtbarer Anregung und Frische geistvoller Ausführung nichts nachgeben, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft vervollständigt werde.'
>
> Bonn, 9. September 1861.
>
> F. Ritschl.

Zum Zeichen ihrer Zustimmung zu diesem Antrag erhob sich die Versammlung einmüthig.

Geehrtester Herr Director,

Mit grosser und erfreulicher Ueberraschung habe ich gestern Abend ohngefähr 9 Uhr die freundliche und ehrenvolle Begrüssung der Philologenversammlung, von 4 Uhr Nachmittags desselbigen Tages, erhalten. Ich beeile mich Sie ergebenst zu bitten, dieser hochansehnlichen Versammlung meinen herzlichsten Dank für diese wohlwollende Anerkennung meines geringen Verdienstes, aber ernsten und redlichen Strebens auszudrücken. Wie ich hoffe, wird diese meine Danksagung noch zeitig genug eintreffen, um zur Kenntnis der meisten geehrten Mitglieder der Versammlung gebracht werden zu können; um mich nicht nach Art einer Lakonischen Skytala zu kurz ausdrücken zu müssen, habe ich nicht den Telegraphen zu dieser Antwort gewählt. Mein Ausbleiben, welches ich als eine schmerzliche Nothwendigkeit bedaure, werden Rost und Vömel entschuldigt haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige

Berlin, d. 25. Sept. 1861. Böckh.

Der Vorsitzende berichtete hierauf weiter, dass er in der Voraussicht dieser das Andenken des Dahingeschiedenen wie die Versammlung selbst gleich ehrenden Aufnahme des verlesenen Antrags sich schon mit dem Verleger der bisher erschienenen 7 Bände von Hermanns Opuscula, Herrn R. Hentschel (Firma: Ernst Fleischer) in Leipzig, in Beziehung gesetzt und von diesem die erfreuliche Antwort erhalten habe, dass dieser Antrag mit seinem eignen seit längerer Zeit gehegten Wunsche übereinstimme und er sich zur Verlagsübernahme des das ganze Werk abschliessenden achten (resp. achten und neunten) Bandes gern bereit erkläre. In Folge weiter gepflogener Correspondenz mit dem genannten Verleger konnte der Vorsitzende ferner noch mittheilen, dass Professor Haupt in Berlin die Redaction des Schlussbandes übernommen habe und dass der Verleger eine Subscriptions-Einladung in mehreren Exemplaren habe drucken lassen, welche sofort durch einen der Secretäre in Umlauf gesetzt wurden. Der Aufforderung des Vorsitzenden, sich recht zahlreich an der Subscription zu betheiligen, wurde in befriedigender Weise entsprochen.

Hierauf brachte der Vorsitzende einen von Professor Dr. Wilhelm Dindorf in Leipzig ihm zugekommenen Vorschlag zur Kenntnis der Versammlung, welcher, wenn auch nicht zur Debatte und Abstimmung geeignet, es doch in hohem Grade verdiente der Beherzigung aller Anwesenden empfohlen zu werden, womit sich auch der Vorsitzende nach der Verlesung desselben begnügte. Er betrifft 'die Anwendung lateinischer Schrift für die deutsche Sprache nach dem Beispiel der beiden grossen Kenner unserer Sprache, Jacob und Wilhelm Grimm' und ist in folgender Weise näher motiviert:

> Dass die deutsche Schrift an Gefälligkeit der Form der lateinischen weit nachsteht, lehrt der Augenschein, und dass mit Erlernung des Schreibens der deutschen Buchstaben aller Art neben der jetzt selbst in den Dorfschulen nicht zu umgehenden lateinischen Schrift viel Zeit verloren geht, die bei den sehr gesteigerten Ansprüchen auf andere Kenntnisse weit nützlicher verwendet werden könnte, ist ebenso wenig zu bestreiten als dass es der Verbreitung deutscher Litteratur ausserhalb Deutschlands sehr förderlich sein würde, wenn alle deutschen Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt würden. Denn viele Ausländer, namentlich Engländer und Franzosen, unter welchen die Kenntnis deutscher Sprache und Litteratur in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht hat, bleiben von deutsch gedruckten Büchern fern, was nicht der Fall sein würde, wenn sie ihnen durch Anwendung lateinischer Lettern näher gebracht wären.
>
> So einleuchtend auch dies alles ist, bin ich doch weit entfernt zu glauben, dass eine so durchgreifende Aenderung mit einem Schlage ins Werk zu setzen sei; es wird auch in diesem Falle vieler Jahre bedürfen, ehe das durch uralte Gewohnheit eingewurzelte Unzweckmässige dem Zweckmässigen weicht. Ein wesentlicher Fortschritt würde es indessen schon sein, wenn die Philologen und namentlich die Directoren der Gymnasien sich zu vereinigen suchten, die deutschen Lettern aus ihren Schriften — besonders auch aus den Schulprogrammen — zu verbannen, worin man hoffentlich nicht einen Mangel an Patriotismus erblicken wird, der nicht nöthig hat, sich auf so kleinliche Weise zu äussern, da es nicht an Gelegenheit zu grossartigeren Darlegungen desselben fehlt. Ist auf diese Weise bei der in den Schulen heranwachsenden Generation eine grössere Neigung zu ausschliesslichem Gebrauch lateinischer Schrift begründet, so werden wir im Laufe der Zeit wahrscheinlich zur

Anwendung derselben von Seiten der öffentlichen Behörden gelangen, was allerdings, aus begreiflichen Gründen, eine der ersten Bedingungen der allgemeinsten Anwendung ist, nach deren Eintritt es Zeit sein wird, in den Schulen nur noch das Lesen deutscher Schrift alle Schüler zu lehren, das Schreiben derselben aber facultativ sein zu lassen. Dass übrigens die Neigung zum Gebrauch lateinischer Schrift für das Deutsche in neuern Zeiten grosse Fortschritte gemacht hat, zeigt die mit jedem Jahre sich mehrende Zahl deutscher, mit lateinischen Lettern gedruckter Bücher. Nur die Verfasser und Verleger von Romanen halten dieselben consequent von sich fern, sicherlich nicht aus Patriotismus, sondern aus Rücksicht auf einen Theil des Leihbibliothekenpublicums, dem der Gebrauch lateinischer Schrift nicht zusagen würde.

Nachdem der Vorsitzende nun noch des ihm von Professor Dr. Bonitz in Wien gewordenen Auftrags, der Versammlung nebst dem Ausdruck des Bedauerns darüber, dass er nicht daran theilnehmen könne, seinen herzlichsten Gruss zu überbringen, sich entledigt hatte, übergab er den Vorsitz wieder an den Präsidenten, und der gestern festgestellten Tagesordnung gemäss hielt Hofrath und Professor Dr. Urlichs aus Würzburg seinen angekündigten Vortrag.

Ueber die dramatischen Motive der alten Kunst.

Die Finanzverwaltung des Redners Lykurgos*) war, wie überhaupt für Athen segensreich, so insbesondere dadurch merkwürdig, dass eine Reihe bedeutender Bauten von ihm ganz oder theilweise aufgeführt wurde. 'Er baute' sagt Hypereides 'das Theater, das Odeion, das Schiffsarsenal, Schiffe und Häfen.' Dass er freilich das Theater nicht von Grund aus erbaute, sondern das von anderen begonnene nur vollendete, wissen wir aus ausführlichen Zeugnissen, aber auch aus diesen, dass es vorher ein halbfertiges Werk war, und erst nach seiner Zeit zu regelmässigen Volksversammlungen, die auf die Dionysien bezügliche ausgenommen, benutzt wurde. Was er gebaut hat, wissen wir nicht; aber ohne Zweifel kann es weder das Theatron, der Raum für die Zuschauer, noch die Orchestra gewesen sein — jenes nicht, weil nach bestimmten Nachrichten der Einsturz der Schaugerüste Ol. 70, 1 zur Anlage eines steinernen Baues führte, die letztere nicht, weil sie in jenem schon enthalten war, und eine etwaige Neupflasterung keine nennenswerthe Leistung gewesen wäre. Es bleibt also, wenn wir aus jener Angabe ein wirklich bedeutendes Werk entnehmen, nur die Bühne mit ihren Anbauten übrig. Von dem Proskenion, der Schaubühne selbst, scheint dieser späte Ursprung um so weniger bezweifelt werden zu können, als eine beträchtliche Zahl von Theatern noch jetzt deutliche Spuren eines römischen Umbaus gerade dieses Theiles zeigt und z. B. die be-

*) In dem 5n Hefte der neuen athenischen Zeitschrift Philistor wird eine ausführliche Inschrift mitgetheilt, worin der Rath unter dem Archon Pythodotos (343 v. Chr.) u. a. in folgenden Worten gelobt wird: *ἐπειδὴ ἡ βουλὴ ἡ [ἐπὶ Πυθοδ | ότου ἄρχοντος καλῶς καὶ δικαίως ἐπεμελήθη τῆ]ς εὐκοσμίας τοῦ θεάτρου.* Höchst wahrscheinlich wurden in diesem Jahre die Bauten am Theater betrieben. [Nachträglich bemerkt der Verfasser obiges Vortrags, dass ihm bei der Abfassung desselben der Aufsatz von Bergk in Fleckeisens Jahrbüchern 1860 S. 60 f. noch nicht zu Gesicht gekommen war. Wenn die darin mitgetheilte Inschrift, die dem Lykurgos den Bau *τοῦ θεάτρου τοῦ Παναθη[ναϊ]κοῦ* beilegt, richtig abgeschrieben ist, und wenn unter diesem Theater wirklich ein von dem Dionysischen verschiedenes verstanden werden muss, so wird sich der Eingang des Vortrags modificieren müssen, so weit er sich auf die Bauten bezieht.]

kannte Inschrift von Patara aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo ausdrücklich hervorhebt, wie das Proskenion von Grund aus erbaut worden. Ueber die Bühnenmauer selbst, die Skene im engern Sinne, wage ich nicht mich bestimmt auszudrücken, obgleich die ungemeine Pracht der in Rom errichteten temporären Gebäude eine ähnliche Einrichtung auch in dem ältern Griechenland nicht befremdlich erscheinen lässt. War sie ja nur für wenige Tage im Jahre nöthig, Tage, an denen die Illusion durch Decorationen und die Hülfe der Malerei hinlänglich unterstützt wurde. Auch würde die Erzählung, welche Andokides von der falschen Anzeige des Diokleides bei Gelegenheit des Hermenprocesses gibt, sich besser erklären, wenn zwischen der Orchestra und dem Tempel des Dionysos keine scheidende Mauer vorhanden war. Er sah, beim Propyläon des Dionysos angelangt, eine Menge Leute vom Odeion her in die Orchestra hinabsteigen und setzte sich in den Schatten zwischen der Säule und der Basis einer ehernen Statue, von wo aus er das Gebahren jener Menschen beobachtete. Ich begreife weder, wie er über jene Mauer weg sehen noch bei ihr ungesehen vorbei hinein kommen konnte, noch was das für eine bestimmte Säule (ausser einer im Propyläon des Tempels) und wo der Standort des Denkmals war.

Doch dem sei wie ihm wolle: man mag immerhin die Thüren der Skene zu Hülfe nehmen und die Bildsäule vor diese stellen, so viel ist gewis: diejenige Gestalt des athenischen Theaters, in welcher es den Städten der Diadochen und Römer ein Muster wurde, rührt von Lykurgos her, d. h. nicht allein die bauliche Einrichtung des Proskenion, sondern auch die Vertheilung und die Wahl des plastischen Schmucks, welcher von den Ecken der Sitzreihen anhob und in immer steigender Fülle die Zugänge, die Wand des Proskenion, dessen Fläche theilweise selbst und vor allem die zwei oder drei Stockwerke der Bühnenwand zwischen ihren Säulen und Giebeln als ständige Decoration zierte. Wir kennen ihn in der römischen Welt genau. In Falerii stand oben auf dem Rande der Sitzreihen eine colossale Erzstatue, in Herculaneum ebenfalls, aber symmetrisch vertheilt, eherne Pferde, und in der Mitte, wohin Pompejus seinen Tempel der Venus Victrix stellte, eine Aedicula mit einer Statue; in der Cavea Satyrn, Atlanten, Masken, welche die Enden der Sitzreihen verzierten, und Statuen und Hermen, welche an den Vomitorien und den Treppen den Weg zu den verschiedenen Plätzen bezeichneten, wie in dem griechischen Theater der letzten Könige von Syrakus durch Inschriften von Götterbildern und Herscherinnen, in Herculaneum durch eine Tessera mit dem Namen des Aeschylos bezeugt wird, während in Faleria wahrscheinlich die Marmorstatuen des Perseus und zweier Frauenfiguren (Musen?) den Ausgang der Vomitorien, in Pompeji das Bildnis des Erbauers M. Artorius Primus die Mitte der Cavea schmückte. Auch der Orchestra und den Zugängen, Parodoi, fehlte es nicht an Bildwerken: wenigstens werden in Athen die Bildsäulen des Miltiades und Themistokles erwähnt, und es mögen auch die Seitenwände entlang der letztern Statuen getragen haben. Vor allem erheischte die Bühne, von allen Seiten sichtbar, auch ideal das Ziel und der Mittelpunkt der künstlerischen Feier, eine reiche Verzierung, ohne welche die hohe Wand eine kahle, unschöne Fläche dargeboten hätte. Was Vitruv V 6, 9 von der tragischen Skene fordert, dass sie mit Säulen, Giebeln und Statuen verziert werde, das bestätigen die Monumente und Nachrichten. In jenen findet man Nischen, Säulenreste, Bildwerke; die Inschrift von Patara redet vom Schmucke des Proskenion, von der Aufrichtung von Porträt- und idealen Statuen, wie die von Faleria im allgemeinen von den Statuen, welche zum Schmuck des Theaters bestimmt waren; die Bühnenwand des Theaters, welches Scaurus für seine Spiele aufführte, war in

drei Stockwerken mit 360 Säulen und dazwischen mit 3000 Erzstatuen ausgestattet, d. h. ungefähr 8—9 Statuen, möglicher Weise Gruppen, zwischen jedem Säulenpaar; an derselben Stelle werden sich also die Bildnisse berühmter Männer und Frauen befunden haben, welche Pompejus, Werke grosser Meister, in seinem Gebäude errichtete. Auf dem Proskenion haben wir uns einen Altar und eine oder die andere Götterbildsäule zu denken, zu welcher z. B. die geängstigten Jungfrauen in den Sieben gegen Theben flohen, auf römischen Bühnen auch Basen von Ehrenstatuen.

In geringerem Masse wurde endlich auch die Wand unter dem Logeion mit Säulen und Bildwerk versehen, welche auf Vasenbildern leichtern malerischen Schmuck trägt: ich kann nämlich die controverse Stelle bei Pollux IV § 124, wonach *τὸ ὑποσκήνιον κίοσι καὶ ἀγαλματίοις ἐκεκόσμητο πρὸς τὸ θέατρον τετραμμένοις ὑπὸ τὸ λογεῖον κείμενον* nicht anders verstehen. Bei der geringen Höhe dieser Wand, welche in griechischen Theatern 10—12, in römischen nur 5 Fuss betrug, war für colossale Bildsäulen kein Platz; Pollux versteht unter den kleinen solche, welche die Lebensgrösse kaum erreichten. Die verschiedenartigen Bildsäulen, womit bei freistehenden Theatern die Bogen des äusseren Halbkreises erfüllt waren, wie jene Porträts der Töchter des Balbus und mehrerer Männer in Herculaneum, übergehe ich, weil sie nicht für jede Localität passten.

Diese Bildwerke, wie sie im Theater von Mytilene, dem Muster des Pompejanischen, gewis vorhanden gewesen sind, werden wir auch in dem Lykurgischen Theater Athens vermuthen dürfen; nur waren sie anders und harmonischer gewählt als die römischen. Es ist unmöglich, dass alle 3000 Statuen des Scaurus mit dem Zwecke seines Theaters in enger Verbindung gestanden haben, und jene Frau, welche den Ruhm einer fruchtbaren und geliebten Mutter genoss, verdiente deshalb noch keinen hervorragenden Platz unter den Denkmälern von Pompejus Bühne. Es gieng hiermit wie überhaupt mit der griechischen Kunst in Rom: man imponierte durch die Masse und prahlte mit einer bunten Menge. Das freie Griechenland wird nur solche Bildwerke aufgestellt haben, welche mit dem Leben des Volkes und der Dichtung, sowie mit der Bestimmung des Gebäudes harmonierten: ausser Götterbildern, die in dem Heiligthum des Dionysos überall an ihrem Orte waren, und verdienten Patrioten, welche die Volksversammlung im Theater begeisterten, Dichter, Sänger, Schauspieler und solche Idealgestalten, welche von der Muse selbst ihre Weihe erhielten, Personen und Gruppen des Dramas. Von einem Theil dieser Vorwürfe wissen wir bestimmtes. Der Tragiker Astydamas erlangte wegen eines Siegs wahrscheinlich Ol. 102, 1 die Ehre, seine Statue bei Lebzeiten im Theater aufgestellt zu sehen. Wenn nun Lykurgos beantragte, den verstorbenen drei grossen Tragikern dieselbe Ehre zu erweisen, und wenn Pausanias ihre Bildsäulen im Theater erwähnt unter vielen, zum Theil unwürdigen, so dürfen wir getrost beide Notizen combinieren (obgleich von sehr gelehrter Seite Zweifel erhoben sind) und annehmen, dass Lykurgos, wie er durch beglaubigte Abschriften für das Andenken ihrer Werke auf der Bühne sorgte, so auch im Theater die Abbilder ihrer Persönlichkeit verewigte, von denen eines in der vortrefflichen Marmorstatue des Sophokles copiert ist, im Theatron, d. h. im Zuschauerraum, wo das Bild des Aeschylos nach der Herculanischen Tessera in dieser Landstadt stand.

Wie wurde nun die Skene selbst verziert? Denn dass sie einer Verzierung bedurfte, erhellt aus der Benutzung des Gebäudes an Tagen, wo keine Stücke aufgeführt wurden, also eine kahle Wand ohne dieselbe verletzt hätte; dass sie eine solche, die man Morgens in den Tragödien ohne weiteres statt der Decoration brauchen konnte, wirklich erhielt,

erhellt aus dem Umstande, dass die römischen Gebäude dieselbe hatten, folglich auch das mytilenäische, welches Pompejus nachbildete. Die Bühnenwand des Theaters in Tusculum, welches durch die Ausgrabungen der Jahre 1825 und 1860 genauer bekannt geworden ist, trug Statuen, welche nach dem Umfang der Piedestale aus Tufstein etwas unter der Lebensgrösse blieben, und nach dem Charakter der Inschriften wohl älter waren als das Gebäude selbst, ausser den Bildnissen des Fulvius Nobilior und eines Consuls Metellus, sowie des 'Diphilos poetes' ORESTES. PYLADES. TELEMACHVS. TELEGONVS, d. h. Heroen der Tragödie, welche zwar mit der mythischen Geschichte von Tusculum zum Theil zusammenhiengen, aber gewis nicht deshalb verfertigt, sondern aus Griechenland, wohl aus Ambracia von Fulvius, entführt waren. Sehen wir zu, ob zur Zeit Lykurgs ähnliche Gegenstände, Motive des Dramas, von athenischen Künstlern gearbeitet wurden; finden wir sie in grösserer Zahl, so werden wir zu der Frage berechtigt, ob sie nicht durch den Bau des Theaters veranlasst waren. Um Ol. 109—110 blühten in Athen vor allen Praxiteles, dann Leochares, Sthennis, Silanion, Bryaxis, Timotheos. Skopas selbst scheint kurz vorher gestorben zu sein, die übrigen Genossen seiner Arbeit waren von Halikarnass nach Vollendung des Mausoleion zurückgekehrt. Von den Werken dieser Meister ist die sterbende Iokaste des Silanion allgemein als eines der ältesten Denkmäler des pathetischen Genre anerkannt: eine Königin, welche die Blässe des Todes in ihren Gesichtszügen zur Schau trug, kann nur der Tragödie, sei es den Phönissen des Euripides oder, was der Todesart wegen weniger wahrscheinlich ist, dem Oedipus des Sophokles, entnommen sein; sie stellte also dar, was das Publicum aus der Erzählung des Dichters lebendig in der Erinnerung trug. Von demselben Künstler erwähnt Plinius einen berühmten Theseus und einen Achilles, Heroen, die in verschiedenen Dramen des Euripides und Aristarchos eine hervorragende Rolle spielten; von Sthennis *flentes matronas*, höchst wahrscheinlich gefangene Troerinnen nach den Troades des Euripides. Unzweifelhaft dramatisch ist von diesen Statuen freilich nur Iokaste; wenn wir die übrigen mit ihr zusammenstellen, so bewegen uns dazu die Arbeiten der andern Meister, die wir als ihre komischen Gegenstücke betrachten: von Praxiteles zwei Bildsäulen von entgegengesetztem Ausdruck, eine weinende Hausfrau und eine ausgelassen fröhliche Buhlerin, in deren Zügen man Phryne selbst zu erkennen glaubte, ein Süjet, welches die Zeitgenossen entzückte. Denn der Gegensatz der Hetären zu einer ordentlichen Haushaltung, welche sie in Verwirrung brachten, war nicht allein eine Würze der neuen Komödie, die damals sich zu entwickeln anfieng, sondern auch der mittlern eines Alexis u. a. Zu diesen weiblichen Bildsäulen arbeitete Leochares ein männliches Gegenstück, den Sklavenhändler Lykiskos und den verschmitzten Bedienten, männliche Hauptpersonen des Lustspiels, welche in dem gleichnamigen Stück des Alexis auftraten. Alle diese Werke waren von Erz, ein Material, dessen Praxiteles sich weniger häufig als des Marmors bediente; alle standen ohne Zweifel in Athen, keine erwähnt Pausanias: sie sah er also nicht auf der Akropolis oder an einem andern Orte, den er ausführlicher beschreibt. Wir schliessen nun: gleichartige, gleichzeitige Gegenstücke haben das gleichzeitige Gebäude eines um die bildende Kunst wie um die dramatische Poesie gleich verdienten Mannes verziert, und sind ohne Zweifel in einer Aufstellung sichtbar gewesen, welche die Uebereinstimmung des Gedankens zur Schau trug.

Wir gehen etwas weiter zurück, um zu untersuchen, ob unter Lykurgos die Kunst neue Motive oder für diese nur die passendste Stelle gefunden hat, und sehen uns zunächst in der Nachbarschaft des Theaters um, welches sich in den Felsen der Akropolis so einschmiegte,

dass es von ihrer Südseite kaum getrennt werden kann. Unmittelbar darüber widmete um dieselbe Zeit (denn Philochoros berichtete davon im sechsten Buche, das von Ol. 105—115 reichte) ein Sieger in den musischen Spielen des Theaters, Aeschines, einen versilberten Dreifuss über einer Höhle, in welcher 'Apollon und Artemis gebildet waren, wie sie die Söhne (Kinder?) der Niobe tödteten', also jene hoch tragische Begebenheit, welche in dem Stücke des Sophokles die Phantasie der Bildhauer, namentlich auch desjenigen anregte, auf dessen Meisterwerk die berühmte Gruppe zurückgeführt werden muss. Pausanias Worte (I 21, 5) *σπήλαιόν ἐστιν ἐν ταῖς πέτραις ὑπὸ τὴν ἀκρόπολιν· τρίπους δὲ ἔπεστι καὶ τούτῳ. Ἀπόλλων δὲ ἐν αὐτῷ καὶ Ἄρτεμις τοὺς παῖδάς εἰσιν ἀναιροῦντες τοὺς Νιόβης* sind nämlich meines Erachtens mit Westermann so zu verstehen, dass nicht der Dreifuss, sondern die Höhlenwand selbst jene Bildwerke trug, wofür die Beschreibung der andern Monumente der Art in Cap. 20 spricht. Da auch die grosse Gruppe wenigstens älter ist als Skopas Tod, d. h. vor circa Ol. 109, so sind beide Darstellungen ziemlich zu gleicher Zeit von demselben Orte ausgegangen; ob beide als Originale, oder, wie die Eroten des Praxiteles, aus derselben Werkstatt das eine Replik des andern, ist zweifelhaft. Mir scheinen die römischen Reliefs, welche denselben Gegenstand darstellen, diesen athenischen nachgebildet zu sein: denn Statuen werden in der Höhle nicht Platz gehabt haben. Die Gruppe der Niobe allein genügt, um die Einwirkung des Drama ins Licht zu stellen; denn in ihr sehen wir die leidenschaftlichste Aufregung des Schmerzes in jener massvollen Haltung, welche die Tragödie charakterisiert: selbst Phidias hoher Geist, wie er das Epos in sich aufgenommen hatte, konnte von der Schönheit der tragischen Dichtung nicht unberührt bleiben: er stellte den Untergang der Niobiden an dem Throne des olympischen Zeus dar.

Betrat man den Boden der Burg, zu deren Rande wir allmählich emporgeklommen sind, so zeigte sich eine Menge von Einzelstatuen und Gruppen, von denen Pausanias natürlich nur die merkwürdigsten aufführt: historische, realistische, mythische. Die Mehrzahl der letzteren hat auf Athena und ihre Schützlinge Bezug, einige aber so wenig, dass wir zu ihrer Errichtung ein anderes Motiv suchen müssen. Nicht weit vom südlichen Rande und vom Theater stehen unbekannte Basen, in der Gegend des Parthenon an der Nordseite andere, welche wieder auf die Tragödie zurückführen. Der Mittler zwischen Phidias und Skopas, des erstern grösster Schüler Alkamenes, welcher die Tempelstatue des Dionysos für seinen und des Theaters heiligen Bezirk gemacht hatte, stellte auf der Burg (aus Erz?) die Prokne auf, wie sie rachedurstig auf den Mord ihres Sohnes Itys sinnt, ein Motiv welches das berühmte Gemälde des Timomachos auf Medea übertrug, beide nach Dichtern, dieser nach Euripides, jener nach Sophokles, welcher dem Stile der Phidiassischen Schule ungleich näher stand als sein jüngerer Zeitgenosse. Sophokles hatte die Fabel in seinem Tereus behandelt, auf welchen Aristophanes in den Vögeln Ol. 91, 2 (414) anspielt. Es liegt also nahe, jene Gruppe in Ol. 90 oder 91 zu setzen, wo Alkamenes unter dem frischen Eindrucke des Drama arbeitete. Weil dieses Werk gar nicht anders gedacht werden kann denn als ein hoch pathetisches, hat man in der Meinung, das schicke sich nicht für die Zeit, das Wort *ἀνέθηκε*, welches Pausanias statt *ἐποίησε* gebraucht, gepresst, um dem mit Sophokles gleichzeitigen Bildhauer einen spätern Unbekannten unterzuschieben, während es doch z. B. von der Eule des Phidias heisst: *ὑπὸ Φειδίου ἀνετέθη γλαὺξ ἐν πόλει*. Also noch während des peloponnesischen Kriegs, ein halbes Jahrhundert vor der Blüte der eigentlich neuattischen Schule, richtete die Sculptur sich nicht allein nach dem Drama, sondern sie wählte daraus

solche Stoffe, worin sie mit ihm und besonders mit der Malerei im Ausdruck des Affects wetteifern konnte. Es war ein Triumph für sie, Empfindungen im Gesichte deutlich sprechen zu lassen, welche die tragische Maske nur im allgemeinen skizzierte. Dass Alkamenes nicht sofort berühmte Nachfolger in Athen fand, sondern erst nach einer Generation, mag theils anfänglich in den unglücklichen Verhältnissen, theils in der realistischen Energie liegen, womit man sich auf die Verfertigung von Porträt- und Ehrenstatuen warf, als diese einmal nach Konon gebräuchlich geworden waren. Doch ganz fehlte es auch an dramatischen Werken nicht. Auf der Akropolis standen (offenbar als Gegenstücke) die Bildsäulen der Io und Kallisto, Werke des Deinomenes (Ol. 95 und später), der aus Polyklets Schule hervorgegangen und vielleicht mit dem Lehrer nach Athen gewandert war: ein kühnes Unternehmen, die Geliebten des Zeus so darzustellen, wie sie in Aeschylos Stücken, dem Prometheus und der Kallisto, erschienen waren.

Dass sein Lehrer selbst vom Drama angeregt worden sei, wage ich nicht zu behaupten: die beiden Gegenstücke, den muthigen Herakles, welcher die Waffen ergreift, und den weichlichen *περιφόρητος Ἀρτέμων*, könnte man im allgemeinen als Typen der Tragödie und Komödie deuten: denn der letztere ist ideal diejenige Person, welche Eupolis in seinen *Ἀστράτευτοι* auf die Bühne gebracht haben wird. Die Aehnlichkeit ist aber nicht schlagend genug, um den Baumeister des Theaters von Epidauros auch als den Bildhauer des Drama zu bezeichnen.

Dagegen hat der ältere Zeitgenosse Polyklets Myron theils direct dramatische Stoffe behandelt, theils aus den Schöpfungen des Drama mächtige Eindrücke empfangen. Seeungeheuer, *pistrices*, arbeitete er und betrat damit ein Gebiet, auf welchem später Skopas glänzen sollte. Auf solchen waren Aeschylos Nereiden auf die Bühne gekommen, um Achilleus die Waffen zu überbringen, ein phantastischer Chor, welcher einen erfindungsreichen Künstler zur Nachbildung anregte, wie ihm die alte Komödie eine trunkene Alte zeigte, die er in Marmor für Smyrna ausführte. Denn ein solcher Stoff lässt sich kaum anders als komisch fassen, während eine trunkene Flötenspielerin des Lysippos auch im Taumel noch schön war.

Aeschylos Tragödien waren es, welche auch den Altmeister der vollkommneren Plastik, den Künstler, von welchem die grossgriechische und sicilische Kunst ihre Vollendung erhielt, den Pythagoras begeisterten. Pythagoras hat Pindar und Aeschylos an Hieros Hofe gekannt und ist wahrscheinlich durch erstern in eine engere Verbindung mit Theben gekommen, wo er mehrere Werke verfertigte; des letztern Muse hat er im syrakusischen Theater kennen gelernt. Eine Frucht dieser Bekanntschaft war jene Erzstatue des Philoktet in Syrakus, deren ergreifende Wahrheit sich der Empfindung jedes Betrachtenden mittheilte, das erste Beispiel der pathetischen Kunst, wie Laokoon eines der letzten war. Das Motiv dieses Philoktet war 'der Knochenfrass, der seines Fusses Fleisch verzehrt'; die Frage: 'soll ich dich lassen, Fuss?' und, wie er es wagt ihn niederzusetzen, der jähe Schmerzensruf: 'o Tod, du Helfer.' Dasselbe hatte Aeschylos, der um Ol. 76 und 77 während der Blüte des Pythagoras die Aetnäer und Perser gab, in seiner Tragödie ergreifend ausgeführt: sie muss dem Künstler bekannt geworden sein, wie wiederum seine Statue Pindar zu dem schönen Vergleich des kranken Kriegerfürsten Hiero mit dem kranken Sieger Trojas anregte. — Auch die andere tragische Gruppe, der Bruderkampf des Eteokles und Polyneikes, welchen die Jungfrauen in den Sieben klagend schildern, stand wohl nicht in Theben, da sie Pausanias nicht nennt, sondern in Syrakus — beide schwerlich im Theater: denn der Bau des Demokopos,

den man noch neuerdings in die Zeit Hieros versetzt hat, ist höchst wahrscheinlich erst während der demokratischen Verfassung, die vor dem peloponnesischen Kriege Syrakus wohlhabend und mächtig machte, entstanden. Demokopos wurde von Sophron erwähnt; dessen Sohn Xenarchos verspottete die Rheginer dem Dionysios zu Liebe, d. h. Ol. 97, als feig; von Ol. 97—77 aber sind achtzig Jahre! Auch ist der Name des Baumeisters wohl unter der Republik gegeben worden. Dagegen stand der Herakles Kraterophron (?) gewis darin.

Ich habe bei diesem Lebenslauf in aufsteigender Linie die Einwirkung der Malerei ausser Acht gelassen, obgleich sie in derjenigen Bedeutung, welche sie in Athen durch die Skenographie und dann durch die Ionier erhielt, hoch angeschlagen werden muss, weil die Entstehung der pathetisch-dramatischen Kunst, wie eben gezeigt, vorausgegangen ist, kann aber nicht umhin darauf hinzuweisen, dass die erhaltenen Bildwerke den Kreis dieser plastischen Vorstellungen noch erweitern. Zweifelhaft mag es bleiben, ob die schönen Reste der trauernden Penelope, welche mehrmals vorkommen, also auf ein bedeutendes altes Original schliessen lassen, auf das Drama des Aeschylos oder direct auf die Odyssee zurückgehen. Aber die schöne Marmorgruppe des Orestes und der Elektra in Neapel, die bald in eine des Orestes und Pylades verwandelt, bald in der Einzelfigur des Orestes nachgeahmt worden ist, zeigt, dass die Choephoren des Aeschylos einem alten Künstler, etwa Kalamis, einen dankbaren Vorwurf dargeboten haben.

Wenn unsere Darstellung das Richtige nicht ganz verfehlt, so haben wir gesehen, dass die Kunst die neuen Stoffe des Drama alsbald eifrig benutzt und in dramatischem Sinne ausgeführt hat: zuerst mit rein körperlicher athletischer Energie, dann im Orestes gemüthlich, in dem Werke des Alkamenes mit feinerer Auseinanderlegung der Seelenzustände, endlich, mit der Bühne selbst vereinigt, in vollkommen dramatischem Charakter und gesteigertem Ausdruck des Gesichts. Diese Ausbildung des Pathos der Bühne ist in Athen erreicht worden. Wir haben sie schliesslich in ihrer Verbreitung über die gebildete Welt zu verfolgen.

Die sogenannte rhodische Kunst ist überwiegend die neuattische. Wie die Stadt selbst Ol. 93, 1 von demselben Baumeister, welcher den Peiräeus angelegt hatte, gebaut war, und die Eintheilung der Gebäude vom Hafen aufwärts bis an das Theater dem Abhange der Akropolis ähnlich war, das Heiligthum des Dionysos an das des Asklepios grenzte, so waren auch die meisten Statuen von athenischen Meistern, welche die gegenüberliegenden Orte Halikarnass, Kos, Knidos ausschmückten, verfertigt, z. B. drei colossale Götterbilder von Bryaxis; und nur die Bildsäulen des Helios von Chares und Lysippos sind davon auszunehmen. Der Kunstbetrieb gieng von Athen massenhaft nach allen Seiten, nach Sicilien, Italien, wo die etruskischen Todtenkisten und Sarkophage verdunkelte Abbilder der in Etrurien eingebürgerten Tragödie wiedergaben, an das schwarze Meer, wo Sinope, Herakleia, Amisos sich mit athenischen Bildwerken füllten, besonders an die Südwestküste von Kleinasien, in das Reich des Mausolos, und endlich nach Rhodos, welches durch die politischen Verhältnisse begünstigt ein Sitz selbständiger Thätigkeit wurde. Etwa zwei Jahrhunderte hindurch bis zur Besiegung des Königs Perseus, welche die Rhodier mit den Römern verfeindete, mag diese Thätigkeit ungestört gedauert haben; sie war schon vor Ol. 116 lebhaft gewesen: denn vor der Ueberschwemmung retteten sich die Rhodier auf die Stufen des Theaters und die Postamente der Bildsäulen. Die meisten davon standen, wie in Athen, im Dionysion, d. h. in und neben dem Theater; es ist allgemein anerkannt, dass sie die theatralische Action, das heftigste Pathos bezeichneten, eine interessante Fortsetzung der athenischen Kunst, aber nicht von

Haus aus originell, auch keineswegs auf Rhodos beschränkt. Ein Verzeichnis der berühmtesten wird nicht lang sein: aus Metall der vom Wahnsinn erwachte, reuige Athamas des Rhodiers Aristonidas, wahrscheinlich nach der Ino des Euripides, worin der Mord des Learchos vorkam; vielleicht der eiserne Herakles des Alkon und ohne Zweifel der sterbende Herakles, *torva facie sentiensque suprema tunicae* in Rom, welchen L. Lucullus aus der Kriegsbeute geweiht, also nicht aus Rhodos, sondern aus einer eroberten griechischen Stadt entführt hatte. Da deren nur drei bedeutendere waren: Sinope, Amisos und Herakleia am Pontos, aus Sinope aber, wie wir wissen, nur die von Sthennis verfertigte Statue des Heros Autolykos weggenommen wurde, so bleiben die beiden letzteren Städte übrig. Amisos eroberte Lucullus selbst, Herakleia Cotta, der eine Menge von Kunstwerken mit sich nahm, aber nicht er, sondern Lucullus triumphierte. Einem von beiden Orten gehörte die genannte Bildsäule an, vermuthlich wohl Herakleia des Namens wegen. Wer sie nach den Trachinierinnen oder eher nach dem *Ἡρακλῆς περικαιόμενος* des Spintharos, der selbst aus Herakleia stammte, gemacht hat, will ich nicht besser wissen als Varro: denn der ist es, der bei Plinius redet; aber an Sthennis oder Bryaxis, die beide für Sinope arbeiteten, darf man denken. Von Athen ist sie ohne Zweifel hingesendet worden. Eine Nachbildung dieses merkwürdigen Werkes würden wir leichter erkannt haben, wenn wir nicht durch den Lysippischen Typus des Herakles gewöhnt wären, uns einen bärtigen Mann in dem Heros vorzustellen. Bedenkt man aber, dass wir auf Münzen und Steinen einen jugendlichen, in einer Büste der Florentinischen Gallerie und vielleicht in einer Münchner Scheibe einen leidenden jugendlichen Herakles sehen, so werden wir kein Bedenken tragen, in dem berühmten sogenannten sterbenden Alexander eine Copie dieser hoch pathetischen Statue zu erblicken. *Torva facie sentiensque suprema* ist dieser: das Gesicht im höchsten Schmerz verzerrt, in der Bildung der Augen die Nähe des Todes ausgedrückt. Die Aehnlichkeit mit Alexander begreift sich: wie man Alexander als Herakles, so kann man auch Herakles als Alexander denken, wenn man ihn etwa in die Zeit des Lysimachos, der seiner Frau zu Liebe viel für den Pontos that, versetzt. Von Marmorwerken bezeichnen die beiden weltberühmten Gruppen des Laokoon, der mit jenem sogenannten Alexander auffallende Aehnlichkeit zeigt, nach Sophokles, der Farnesische Stier nach Euripides die Endpunkte der pathetischen griechischen Kunst, denen ebenbürtig der Pasquino nach den Myrmidonen, geringer Hektor mit der Leiche des Troilos in Neapel nach Sophokles Troilos, endlich Herakles und Omphale in Neapel als Vertreter des Satyrspiels sich anreihen.

Wie viele köstliche Gedanken uns in dem Schiffbruch des Alterthums untergegangen sind, lehrt die Terracotta, worin Curtius eine Skizze des Orestes und der Elektra erkannt hat: ein wunderbares Bild auflodernder Freude, das eines Skopas würdig wäre.

Inzwischen war die Kunst in Athen und Asien zur Ruhe gekommen, jene Leidenschaft ermattet und die ebenfalls aus der neuattischen Schule stammende Anmuth einseitig, aber mit schwachen Kräften fortgebildet, als die römischen Bauten einen neuen Anstoss gewährten. Das Theater des Pompejus schmückte Apollonios originale Marmorgruppe des vergöttert ausruhenden Herakles, der Torso von Belvedere, welcher nicht an der Bühnenwand, sondern, wie jener Herakles der syrakusischen Theaterinschrift, so aufgestellt gewesen ist, dass die herlichen Formen auch des Rückens betrachtet werden konnten, zwischen den Sitzreihen; ein anderes, wahrscheinlich das Theater des Marcellus, zwei Statuen aus der Schule des Pasiteles, die offenbar für dasselbe und zwar für die Decoration der Bühne verfertigt worden sind: der Orestes des Stephanos in Villa Albani, eine Copie des alten Monuments in Neapel,

und die schöne Gruppe einer Heldin und ihres Sohnes, die neulich von O. Jahn mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die Euripideische Tragödie Kresphontes zurückgeführt und als Merope erklärt worden ist, welche ihren Sohn Kresphontes, den sie selbst mit dem Tode bedrohte, erkennt und freudig begrüsst. Diese Arbeit des Menelaos, welcher sich Schüler des Stephanos nennt, ist, wie das im Rücken der Frau nicht ausgeführte Gewand beweist, für eine Nische bestimmt, also mit dem Orestes des Stephanos zugleich für die Skene des Theaters gearbeitet.

Die Ornamente der Provincialtheater, wozu möglicherweise ein Ganymedes aus Falerone, ein Paris u. a. gehört haben, übergehe ich und schliesse meine Aufzählung mit dem Theater in der Villa Hadrians, worin Copien der bedeutendsten dramatischen Figuren, des Pasquino, eine Niobide u. a. entdeckt worden sind, und die beiden seiner Zeit angehörigen Colossalbüsten der Tragödie und Komödie mögen gleichsam das Frontispiz meiner Darstellung zieren.

Wir haben also die Entwicklung der dramatischen Sculptur von ihren Anfängen an verfolgt, gesehen, wie sie alsbald mit dem Drama und zwar in der ganzen lebhaften Erregung der dramatischen Handlung selbst entsteht und ein Pathos gestaltet, das sich in körperlicher Bewegung kund gibt, wie daneben die ethisch gemüthliche Seite in der ruhigen Gruppierung eines Orestes mit Elektra zur Erscheinung kommt, und darauf hingewiesen, wie viel früher, als man gewöhnlich annimmt, die geistige Aufregung des Hasses und der Liebe, die in den Gesichtszügen sich spiegelt, bei ruhiger Haltung des Körpers ausgedrückt wurde. Die Vollendung des dramatischen Charakters erblickten wir in der Vereinigung der Statuen mit der Architektur, wo sie in entfesselter Heftigkeit alle Empfindungen des poetischen Pathos wiedergeben und endlich in den römisch-griechischen Werken zur gemüthlichen Ruhe zurückkehren.

Goethe sagt einmal (der Philolog Goethe, den wir gestern kennen gelernt haben), dass man, um des vollen Genusses an einem Kunstwerke theilhaft zu werden, den Raum mit in Betracht ziehen müsse, für den es geschaffen sei. Wie wahr dieser Ausspruch ist, haben wir für die alte Sculptur seit der Zeit erkannt, worin wir die Giebelfelder der Tempel mit einem Walde von Statuen, ihre Metopen mit Reliefs, jetzt auch ihre Intercolumnien mit Standbildern erfüllt gesehen haben. Fügen wir die Forderung hinzu, dass wir auch die Zeit der Verfertigung bestimmen müssen, so haben wir die beiden Bedingungen hingestellt, unter denen erst die volle Würdigung eines Kunstwerks möglich ist. Jedes einzelne Kunstwerk aber ist im Zusammenhange mit der gesammten geistigen und sittlichen Cultur des Volkes zu beurtheilen, und alles dies zusammen hat die Kunstgeschichte der Zukunft zu leisten. Wir sind in das Decennium getreten, welches vor einem Jahrhundert Winkelmanns Werk entstehen sah — wird man nach seinem Ablaufe noch sagen können: 'Winkelmann und sein Jahrhundert' oder 'Winkelmann und seine Jahrhunderte'?

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden zur Discussion des eben gehörten Vortrags erhob sich

Prof. Forchhammer. Ich erlaube mir vom Platze aus ein paar Worte zu bemerken. Es ist mit grossem Danke anzunehmen, was Hr. Prof. Urlichs vorgetragen hat über die Vereinigung, die nothwendig zwischen Sculptur und Architektur herschen müsse. Eine Bemerkung ist mir aufgefallen, dass jener Herakles, der Torso von Belvedere, weil er auf beiden

Seiten so sorgfältig ausgearbeitet sei, frei gestanden habe. Es ist bekannt, dass die Sculpturen auf den Giebelfeldern des Parthenon auf der Rückseite noch vollkommener ausgearbeitet sind als auf der Vorderseite, und doch hat nach der Aufstellung oben im Tempel kein Mensch den Rücken dieser Figuren gesehen. Von einer vollkommenen Ausarbeitung darf man, meine ich, nicht auf die Aufstellung schliessen. Es war eine Zeit, wo die Künstler nicht schlecht arbeiten konnten, selbst wenn die Kunstwerke niemand sah. Man hat gesagt, jene Werke von Phidias seien wahrscheinlich erst einmal zur Ausstellung gebracht worden, ehe sie in das Giebelfeld hinaufgesetzt worden seien. Das ist möglich; allein es scheint nicht zu genügen. Ich meine, es ist viel richtiger anzunehmen: Phidias duldete nicht, dass seine Künstler ein Werk, das sie ausführten, halb vollendeten; das Ganze musste vollkommen sein.

Urlichs. Dies ist für die Zeit des Phidias gewis richtig. Für die Zeit des letzten Jahrhunderts der römischen Republik möchte ich daran zweifeln.

Forchhammer. Hr. Prof. Urlichs hat den Vortrag mit bestimmter Beziehung auf die Zukunft geschlossen. Ich kann nicht unterlassen bei der Gelegenheit zu erwähnen, dass jüngst in dem internationalen Verein der Künstler zu Antwerpen fast einstimmig anerkannt wurde, die Architektur müsse wieder polychrom werden und daher auch die Sculptur wieder in sich aufnehmen. Soll dies geschehen, so ist auch keine Frage, dass man sich an das Alterthum anschliessen muss, und insofern sage ich, die Hoffnung des Hrn. Prof. Urlichs möge sich bestätigen!

Nachdem der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung den Dank für den gehörten Vortrag ausgesprochen hatte, forderte er der Tagesordnung gemäss Professor Dr. Stark aus Heidelberg auf, seinen Vortrag zu halten.

Ueber die Epochen der griechischen Religionsgeschichte.

Die antike Götterwelt hat im Bereiche der geistigen Cultur der modernen Völker zuerst in Petrarca und Bocaccio ein Aufleben gefeiert; sie ist seitdem im Verlaufe des 15n Jahrhunderts in immer weiteren Kreisen mit immer tiefer eingreifenden Wirkungen als eine geistige Macht, nicht bloss als ein Object der Betrachtung und des Interesses aufgetreten. Mit Freude und Begeisterung für die göttlichen Gestalten, für die heitere, schöne Ausprägung von menschlichen Zuständen und Naturerscheinungen in Wort, Bild und Sage blickte man zu dem aus den lateinischen Dichtern zunächst kennen gelernten Olymp hinauf. Ja zu einer förmlichen verehrenden Hingabe, zu einer Anknüpfung praktischer Aufgaben steigert sich diese fast berauschende Freude: soll doch ein Pomponius Lätus dem Jupiter förmlich auf einem Altar geopfert haben, hat doch der Architekt Alberti für alle Arten antiker Gottesdienste, zuletzt auch noch für einen christlichen Tempel seine Bauvorschläge gemacht.

Dieses auf humanistischem, poetischem Gebiete erneuerte Heidenthum fand seine Fortsetzung in den sinnlich kräftigen, aber auch entsittlichenden, zum reinen Genussleben führenden Tendenzen der sich eben bildenden vornehmen Gesellschaft, vor allem der Fürstenhöfe, für welche nun bildende Kunst, Poesie, Musik, Ballet und Schauspiel die Mythologie als unerschöpflichen Stoff verarbeiteten.

Daneben macht sich eine zweite Betrachtungsweise geltend, welche sich mit dem religiösen Leben, mit den christlichen Ueberlieferungen in Einvernehmen setzte. Die

antike Götterwelt wird als eine dämonische gefasst, die Wirkungen der Orakel z. B. werden als teuflische bezeichnet, die dem Monotheismus, dem Christenthum sich nähernden Ideen als nachweisbare Tradition aus der mosaischen Gesetzgebung der alttestamentlichen Offenbarung betrachtet.

Endlich drittens wird der antike Olymp mehr zur blossen Form gelehrter Schulbildung, zu einer herlichen Uebungsstätte der Phantasie, der poetischen Sprache, auch zur Schule der geschmacklosesten Gelehrsamkeit gemacht.

Eine neue Betrachtungsweise leitet sich durch Winkelmann, Lessing, Herder ein und findet in Schiller und Goethe ihren Höhepunkt. Es war von grösster Wichtigkeit, dass an Stelle des wesentlich römischen Olymps ein griechischer trat, dessen Kenntnis aus den frühesten und herlichsten Werken der griechischen Poesie geschöpft ward. Es ist die Einheit von Leib und Seele, von Natur und Sittlichkeit im rein Menschlichen, im Idealhumanen oder Schönen, welche nun in den antiken Gestalten des Glaubens allein erkannt und herausgehoben wurde, welche man zwischen die Erscheinungswelt der Sinnlichkeit und die reine Vernunftwahrheit als die dem irdischen Menschen wahrhaft entsprechende Mittelstufe stellte. Man fragte nicht, was ist wirklich geglaubt worden, was sind die Wirkungen dieses Glaubens im Volksleben? — nein, was ist poetisch gestaltet von den edelsten Geistern? Die Kunst erschien als die wahre antike Religion.

Die tiefere Speculation geht über diesen Standpunkt weit hinaus und gleichsam aufwärts zu den Urquellen der mythologischen Gedanken. Schelling sucht nach Einheit des Erkennens und Glaubens. Die griechische Götterwelt erscheint als ein sehr junges, entartetes Glied in einer Reihe grosser, tiefsinniger Systeme oder selbst in einer Reihe wirklicher Evolutionen des Göttlichen. Der nothwendige Fortschritt der religiösen Gedanken wird darzustellen versucht, und dabei spielt als deus ex machina eine organisierte Priesterschaft mit Geheimlehren keine unbedeutende Rolle. Creuzer hat hier durch sein umfassendes Wissen und durch die unmittelbare Hingabe an den Gegenstand seine grosse Wirkung gehabt, seine wissenschaftliche Stellung eingenommen.

Gegenüber der mit durchaus unzureichenden Mitteln, mit unverarbeiteten Bausteinen unternommenen Durchführung dieser Gedanken erfolgt eine nothwendige Reaction in der historischen Methode der neuen, vor allem von F. A. Wolf ausgehenden philologischen Schule. Die Religion ist Seite des Nationallebens, ja des Stammeslebens. Hier ist die Quelle, ist die Stätte für die religiösen Ideen. Das politisch-ethische Element tritt zunächst ganz in den Vordergrund. Otfried Müller ist Repräsentant der glücklichen und segensreichen Durchführung dieser Richtung, wie Lobeck der durchgreifenden Kritik der vorhergehenden.

In den letzten Jahrzehnten hat mehr und mehr ein geistiges Zusammenwirken verschiedener Kräfte und Anschauungsweisen eine grössere Einigung und Vertiefung der Gesammtauffassung zur Folge gehabt. Das Gesammthellenische kommt wieder mehr zu seinem Rechte gegenüber dem einseitigen Stammesmässigen. Eine gemeinsame Urwelt der indogermanischen Völker thut sich unsern Blicken allmählich auf. Die Völkerbeziehungen, wie sie der Handel, wie sie die materielle Cultur mit sich bringt, besonders zu Semiten und Hamiten, werden gründlicher erforscht und ans Licht gestellt. Das Naturleben, die physischen Bedingungen werden neben den geistigen aufmerksamer studiert. Endlich ist eine tiefere und umfassendere Anschauung des Religiösen überhaupt in der Neuzeit angebahnt.

So sind wir zu einem klaren Bewusstsein über die einzelnen in Betracht kommenden

Gebiete gelangt. Es handelt sich um die göttliche Welt an und für sich: die Stelle der Dogmatik vertritt für das classische Alterthum die Mythologie, als der Inbegriff des Glaubens über Wesen, Werden und Wirken der göttlich verehrten Gestalten. Was wir in Gerhards, Prellers, Welckers zusammenfassenden Darstellungen für werthvolle Arbeiten besitzen, das brauche ich nicht erst genauer zu bezeichnen, wie das Gefühl der Trauer um den so früh von uns geschiedenen, seiner Wissenschaft entrissenen Forscher Preller immer neu sich uns aufdrängt.

Aber es gilt auch die göttliche Welt in ihrer Wechselwirkung mit der menschlichen aufzufassen: das Verhältnis des Menschen zu Gott im Cultus und das der Gottheit zum Menschen in Offenbarung, Wunder, Prophetie. Die Cultusalterthümer erscheinen nun nicht mehr als eine Sammlung isolierter Gebräuche und Formen, sondern als ein reichentwickelter Ausdruck des religiösen Lebens in Sitte und Symbol. Man wird K. F. Hermanns immer dankbar gedenken als desjenigen, der es durchgeführt hat, die Fülle des zersplitterten Stoffes unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzudrängen.

Endlich drittens haben wir auch die menschliche Welt unter dem Einflusse der religiösen Ideen zu betrachten: wie die irdische Bestimmung des Wollens in Sittlichkeit, wie die Form des Lebens und der Gedanken in Schönheit, in einer vom religiösen Ideal bestimmten Kunst sich ausprägt, wie endlich der Tod und die zukünftige Welt sich in Glauben und Hoffnung darstellt. Unter der Fülle monographischer Arbeiten werden wir dankbar auf Nägelsbachs treffliche Darstellungen für den ersten und dritten Punkt hinzuweisen haben.

Aber es drängt mit Nothwendigkeit zu einer zusammenfassenden Betrachtungsweise aller dieser Glieder der Wissenschaft von der Religion der Alten. Der einzige Versuch, der in Deutschland wirklich gemacht ist, der von Rinck, ist nicht als gelungen zu bezeichnen, wir finden eher in Alfred Maurys mehrbändigem Werke die Vielseitigkeit der Auffassung und die Hinweisung auf einen Entwickelungsgang in Gedanken und Formen. Aber es mag mir hier verstattet sein, auf jene Fülle der umfassendsten und tiefsinnigsten Einzeldarlegungen allgemeiner religiöser Gesichtspunkte hinzuweisen, welche unter dem bescheidenen Titel einer griechischen Götterlehre von Welcker fast versteckt sind, welche zu verarbeiten und an richtiger Stelle zu verwenden uns Jüngeren noch lange Aufgabe sein wird. Möge es dem verehrten Manne vergönnt sein, dies Werk seines Lebens noch zu Ende zu führen!

Wenn von irgend einer Religion, so ist speciell von der griechischen zu sagen, dass sie im Fluss, in der Entwickelung begriffen ist, dass wir nur den Niederschlag verschiedener Zeiten besitzen und als eine Masse gar zu gern behandeln. Allerdings handelt es sich um einen bleibenden Kern, um gewisse religiöse Grundrichtungen, aber vor allen auch um die Stufen, auf denen diese nach einander zu ihrem vollen Rechte gelangen. Bisher ist wesentlich der Querdurchschnitt des griechischen religiösen Lebens genommen; es gilt ihm gegenüber den Längendurchschnitt scharf ins Auge zu fassen. Man steht allerdings seit längerer Zeit nicht an von einer vorhomerischen und nachhomerischen Anschauung zu reden; aber durch die historische Zeit hindurch sind die Entwickelungspunkte noch wenig herausgehoben und markiert. Möge es mir gelingen die Marksteine zu setzen, heute an einigen hervorragenden Beispielen Ihnen, hochverehrte Anwesende, die Hauptpunkte darzulegen und so die religiöse Signatur der griechischen Zeiten annähernd richtig zu geben! Vor allem aber ist zu bedenken, dass wir es mit keinem Mechanismus blosser Aufeinanderfolge zu thun haben. Jede fol-

gende Periode hat die voraufgehende zur Voraussetzung, trägt sie mit in sich, aber sie lässt Vergessenes, Unterdrücktes, Unentwickeltes in den Vordergrund treten und betrachtet den erweiterten Kreis von einem neuen Mittelpunkt. Ich beschränke mich zugleich auf die Fortbildung des griechischen Glaubens. Die Periode, seitdem der griechische Glaube im Hellenismus zur Weltreligion geworden war, wie der langwierige und grossartige Todeskampf des Glaubens gegenüber der Philosophie wie dem Christenthum bleibt von dieser Skizze ausgeschlossen. Aber noch zwei Vorfragen sind hier zu erledigen:

1) wie stellen wir uns zur Betrachtung der göttlichen Wahrheit als einer objectiven? auf welchen Quellen ruht die griechische Religion?
2) ist die griechische Religion eine von aussen, speciell dem semitischen oder ägyptischen Orient übertragene? hat sie gemeinsamen Hintergrund mit andern Völkern?

Zur ersten Frage müssen wir vor allem erklären, dass wir den absoluten Gegensatz von geoffenbarter und natürlicher Religion nicht anerkennen können, dass wir eine Naturreligion als eine allmähliche Abstraction von göttlichen Naturkräften, allein von Naturerscheinungen ausgehend, überhaupt nicht und speciell nicht für die Hellenen anerkennen. Offenbarung ist die Entwickelungsform jeder Religion, und die Griechen haben dieses *ἀναφαίνειν*, dieses Offenbaren als ein auch ihnen durchaus angehöriges immer in Anspruch genommen. Aristoteles hebt die zwei Quellen der religiösen Erfahrung treffend hervor, wenn er sagt: 'von zwei Principien ist der Gottesgedanke in den Menschen entsprungen, von den Vorgängen in der Seele und von den himmlischen Erscheinungen' (Sext. Emp. IX 20 *Ἀριστοτέλης ἀπὸ δυοῖν ἀρχῶν ἔννοιαν θεῶν ἔλεγε γεγονέναι ἐν τοῖς ἀνθρώποις, ἀπό τε τῶν περὶ ψυχὴν συμβαινόντων καὶ ἀπὸ τῶν μετεώρων*, s. dazu Welcker griech. Götterl. I S. 217). In der Seele selbst, im unmittelbaren sittlichen Urtheil, im unmittelbaren Innewerden einer höhern geistigen Macht, da liegt die eine Quelle: das ist die Offenbarung, die der Apostel Paulus (Röm. 2, 15) den Heiden zuschreibt, dies das in die Herzen geschriebene Gesetz, das Gewissen, welches Zeugnis ablegt, wie die Gedanken sich gegenseitig anklagen und entschuldigen, das sind die ewigen ungeschriebenen Gesetze, die väterlichen Ueberlieferungen, das ist der Gotteswille (*Διὸς βουλή*), welcher in besonders dazu begabten Menschen an einzelnen Stätten verkündet wird, nicht um Neugier zu befriedigen, sondern um Gebote zu stellen.

Neben dieser religiösen Quelle steht die Offenbarung Gottes im Kosmos, für welchen Aristoteles specieller die überirdische Welt, die Welt der Sterne und Himmelserscheinungen nennt, jenes unmittelbare Ergriffenwerden von der Schönheit, von der Verwirklichung der höchsten Ziele in der Welt, von dem inwohnenden *τέλος*. Auch hier handelt es sich um keine Reflexion, sondern um ein unmittelbares Innewerden. Aber nicht ohne Grund nennt Aristoteles jene Seelenerfahrungen zuerst, daneben dann die Naturoffenbarung: diese letztere ist für verschiedene Nationen eine verschieden starke und lebendige gewesen; im griechischen Volke ist sie besonders lebhaft empfunden, ja fast eine überwiegende zu nennen. Wir führen die herliche Stelle aus einem Dialog des Aristoteles bei Cicero (de nat. deor. II 37) an, welche uns die volle, lebendige Gotteserfahrung aus der Schönheit und Ordnung der Natur, nicht ein brütendes Sichunterwerfen unter dunkle Naturmächte offenbart. 'Wenn es Leute gäbe,' heisst es da 'die unter der Erde immer gewohnt hätten in guten und herlichen Wohnungen, solchen, die da geschmückt sind mit Statuen und Gemälden und ausgestattet mit allen den Dingen, an welchen die für glücklich gehaltenen Ueberfluss haben, wenn sie aber nie hinaus auf die Erde gekommen wären und nur von Hörensagen vernommen hätten, es gäbe

eine gewisse göttliche Macht und Gewalt; öffneten sich dann nach einiger Zeit die Zugänge und kämen sie aus jenen verborgenen Sitzen herauf in die Stätten die wir bewohnen, sähen sie dann plötzlich die Erde und das Meer und den Himmel und lernten die Grösse der Wolken und die Gewalt der Winde kennen, schauten sie an die Sonne in ihrer Grösse und Schönheit, in ihrer Wirkung, wie sie den Tag heraufruft, indem das Licht sich am ganzen Himmel verbreitet, und wenn dann wieder Nacht die Länder überschattet und sie dann den Himmel mit Sternen übersäet und geschmückt sähen, und den Lichtwechsel des Mondes, wie er bald wächst bald abnimmt, und von allen diesen Sternen Aufgang und Untergang und den in alle Ewigkeit festen und unveränderlichen Lauf, wenn sie das schauten, wahrlich sie würden glauben, dass es Götter gäbe und dass diese so grossen Dinge Gotteswerke sind.'

Diese Schönheit der Welt haben die Griechen, wie in den grossen Himmelserscheinungen, so auch im organischen Leben der irdischen Schöpfung voll empfunden und sich selbst als Glied dieser Gotteswerke betrachtet; ja sie haben den vollen Parallelismus der seelischen und kosmischen Vorgänge in merkwürdigster Weise in ihrer religiösen Anschauung durchgeführt, darin der kosmischen Offenbarung ein Uebergewicht gegenüber der Offenbarung im Geist unserer christlichen Anschauung gegeben; aber nie sind sie bei dieser allein oder als der ursprünglichen stehen geblieben.

So geht denn die griechische Religion nach meiner Ueberzeugung als die höchste aller polytheistischen neben dem israelitischen Monotheismus mit einer reichen Mitgift göttlicher Erleuchtungen her, und ist eine hochbedeutsame Vorbereitungsstufe zu dem Christenthum als der wahren und vollendeten Religion der Menschheit.

Was die zweite Frage betrifft, so müssen wir davon ausgehen, dass die Griechen Indogermanen sind, sprachlich und religiös ein gemeinsames Erbe zunächst mit dem altitalischen Stamme, weiter mit Thrakern und Phrygern, dann hier mit Kelten und Germanen, dort vor allem mit Ariern und Indern theilen. Es sind gewisse gemeinsame religiöse Urgedanken, Urbilder, ja Grundformen des Mythus vorhanden, welche aber im einzelnen darzulegen hier nicht in meiner Absicht liegt. Ob hier bereits bei der Durchbildung der griechischen Mythen so durchgängig ein Misverständnis der alten Namen und Bilder gewaltet habe, wie heutzutage so gern die vergleichenden Sprach- und Mythenforscher annehmen, das scheint noch ziemlich bedenklich. Um hier auf ganz festem Boden zu stehen, wird es Aufgabe, auf dem Boden von Hellas wie von Italien, Persien, Indien erst durchaus die ältesten Formen des Mythus rückwärts wieder herzustellen und diese dann zu vergleichen. Mit Semiten und Aegyptern liegt ein gemeinsamer Urbesitz noch viel weiter zurück als mit allen Indogermanen. Diesen gegenüber sind vielmehr die durchgreifendsten Unterschiede voran festzustellen. In einzelnen Culten und in äusseren Satzungen hat allerdings nachweisbarer Einfluss der Karer und Phöniker stattgefunden, so im Kronosdienst, in Menschenopfern, im Gebrauche des Weihrauchs, in Bildung von gewissen, besonders weiblichen Idolen, in einzelnen Arten der Wahrsagerei, und da können wir auch von einzelnen priesterlichen ausländischen Familien reden, in welchen fremde Culte sich vererbten; aber gerade diese bestimmten Spuren lassen die wesentliche Grundverschiedenheit um so reiner heraustreten. Im siebenten und sechsten Jahrhundert nimmt bereits mit vollem Bewusstsein und speculativem Interesse der schon weithin activ sich verbreitende griechische Glaube fremde Vorstellungen und Culte auf, aber um sie ganz in die eigene Sprache des Geistes und der Kunst zu übersetzen, vollständig umzuprägen, so den phrygischen Dionysos- und Kybelecult, so die Vorstellungen der Todten-

welt mit Gericht und scharfer Scheidung. Der dritte wichtige Zeitpunkt für diesen Contact ist die alexandrinische Periode, wo der griechische Glaube alle orientalischen der alten Welt in sich gleichsam aufzehrt und, so gut er kann, verdaut.

Wie stellt sich uns nun nach Erörterung dieser wichtigen Vorfragen die wirklich griechische Religionsgeschichte dar? Wir fassen sie in fünf Perioden zusammen, die ich in folgenden Worten kurz bezeichne. Voran steht erstlich die pelasgische Welt mit der herschenden väterlichen Macht eines Vaters im Lichthimmel und der ihm zur Seite stehenden Mutter Erde, mit der dämonischen Beseelung der Himmels- und Erderscheinungen, mit dem Glauben an die Seelen der Verstorbenen als die Nachkommen schützender, begleitender Luftgeister. Zweitens stellt sich uns nach einer sehr langen und merkwürdigen Uebergangszeit die homerische oder achäische Welt dar mit Zeus und Hera und dem olympischen aristokratisch-monarchischen Götterstaat, mit der Herlichkeit des echt griechischen Heroenthums, unter dessen Reflex die Götter stehen, und dem Gegensatz einer farb- und freudlosen jenseitigen Welt. Drittens treten wir in den specifisch hellenischen Glaubenskreis oder die Welt des Apollon und seines ebenbürtigen weiblichen Gegenbildes Athena, mit der prophetischen Centralisation und einer Art kirchlicher Gesammtleitung, mit den entwickelten Geboten der Sittlichkeit und Reinheit, mit der Entwickelung der strafenden Mächte im Familienleben wie auch in der jenseitigen Welt, bei einem Vorherschen des dorischen Stammes. Viertens greift darüber hinaus der attisch-ionische Glaubenskreis, an der Spitze Dionysos und zur Seite die chthonischen weiblichen Gottheiten Demeter und Kora; parallel der vollen Blüte der Demokratie wird die volle Beseligung des Menschen, der hellenischen Bürger in möglichst weiter Ausdehnung durch das Göttliche, die Aussicht auf ein sich öffnendes Elysium weiter eröffnet, und die Götter treten im Drama und in der Plastik in voller schöner Vermenschlichung auf. Die jüngste und letzte Epoche der religiösen Entwickelung noch auf griechischem Boden repräsentiert uns Asklepios mit dem vorwaltenden Begriff des Retters, Helfers, Heilands in leiblicher wie geistiger Beziehung; ihm zur Seite stellen wir die ephesische Artemis als Hauptrepräsentantin jener Allmutter, die selbst der Sklaven und der Verbrecher sich annimmt, die sonst auch im herschend gewordenen Culte der Tyche uns wiederkehrt; das Heroenthum führt mit Alexander dem Grossen zu einer vollen Vergötterung des irdischen Menschen, aber um so mächtiger wird daneben die spukhafte, zaubermächtige Seite des Todtendienstes. Soweit lässt sich ein wirklicher Gedankenfortschritt des griechischen Glaubens verfolgen; darüber hinaus haben wir es mit reinem Synkretismus oder bewusster Rückkehr zum Alten in systematischer Altgläubigkeit zu thun.

I. Die pelasgische Zeit und die Uebergangsperiode.

Der ursprüngliche örtliche Bereich der griechischen Stämme, die von Osten her, nördlich und südlich vom schwarzen Meere, wie es scheint, eingewandert waren, ist bedeutend ausgedehnter als später zu denken: er erstreckte sich über Makedonien, die thrakische Küste hinüber nach dem nordwestlichen Kleinasien, dann über Epirus und vielleicht nach der iapygischen Landzunge reichend. Das Hirtenleben herscht noch vor, der Ackerbau mit festen Sitzen ist begonnen; ein passives Verhältnis nach aussen gegen die seemächtigen Karer und Phöniker herscht. Der religiöse Grundgedanke ist nicht in einer der später an die Spitze gestellten kosmogonischen Potenzen, wie Chaos, Nacht, Kronos, Uranos, Okeanos zu denken, sondern in der relativ monotheistischen eines Vaters im Lichthimmel, wie dies Welcker jüngst

noch so überzeugend nachgewiesen; der spätere hellenische Zeus hat diesen Urbegriff wesentlich in sich (*dyaus*, *deus*, *dium*, *Ζεύς*, *Δεύς*, *Δίς*), wenn auch vielleicht dieser Name *Ζεύς* nicht der einzige und allein gebrauchte war. Die Italiker haben bekanntlich ihren *Ianus* und *Iupiter* geschieden, und wir hören z. B. ausdrücklich, dass *Ianus* altperrhäbisch, also pelasgisch am thessalischen Dodona sei (Plut. Qu. Rom. 22. Athen. XV 692e). Seine Gegenwart wird verehrt im Lichte des Tages, im Wandeln von Sonne, Mond und Sternen, im stürmenden befruchtenden Regen, im Befruchten des Erdreichs (Zeus Naïos, Trophonios, Dodonäos). Er ist der Höchste (Hypatos), der hochthronende; er ist aber auch Geber der Satzungen im menschlichen Leben, für die Familie wie für den Schutz der Fremdlinge. Hauptstätten sind Dodona in Thessalien am Westabhange des Olymp wie in Epirus und am Lykäon in Arkadien. Wenn auch der Beiname des Zeus als Kronion nicht ursprünglich die tiefsinnige Abstraction als Herr der Ewigkeit hatte, sondern wir in Kronos die Beziehung zur Ernte und Sättigung in der Erntefrucht als die älteste festhalten, so singen doch die Peleiaden von Dodona, die älter erscheinen als die delphische Phemonoë, den gewaltigen Spruch (Paus. X 12, 5):

Ζεὺς ἦν, Ζεὺς ἐστί, Ζεὺς ἔσσεται· ὦ μεγάλε Ζεῦ.
Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, o grosser Zeus!

Aber diesem Verse zur Seite steht ein anderer, welcher auch der Ausdruck des alten Glaubens ist:

Γῆ καρποὺς ἀνίει, διὸ κλῄζετε ματέρα Γαῖαν.
Früchte ja sendet die Erde; drum ruft an Erde als Mutter.

Diese Gäa, diese Dione ist in Dodona die weibliche religiöse Urmacht. Hier tritt uns zunächst der Beginn der Trennung der göttlichen Einheit entgegen, aber auch die bestimmte unterscheidende Stellung des griechischen religiösen Bewusstseins gegenüber verwandten. Gott ist nicht Schöpfer der Welt aus nichts, er ist ewig, ungeboren; aber sein Schaffen ist geknüpft an ein allerdings in zweiter Linie stehendes empfangendes, weibliches, persönlich gedachtes Substrat. Dieses, Gäa, Dione, zuerst vereinzelt, dann allgemeiner Hera genannt, ist nicht die sinnliche irdische Masse, sondern auch ideal, auch der Himmelswelt angehörig gedacht, aber in ihrem Erscheinen, in ihrem Wirken an die Erdnatur geknüpft.

Wichtig ist aber, dass dies weibliche Princip nicht zum ersten oder Hauptprincip gemacht wird, dass es nicht als grosse Mutter, Göttermutter obenan im Glauben steht, wie in der phrygischen Anschauungsweise; noch weniger findet ein Wechsel der Geschlechtsnatur, also ein Androgynismus statt, wie er bei den Phönikern in jener Aphrodite, die auch Aphroditos ist, sich findet. Die männliche Persönlichkeit bleibt Centrum des griechischen Glaubens, aber die sittliche Einheit des Glaubens ist verdunkelt in der zugleich daneben gesetzten weiblichen Potenz.

Urmythen von dem Umfangen der Erde durch den Himmel, von dem Reichthum der Erdmutter an Kindern und von deren Hinsterben, von der Erdmutter als Trägerin und Dulderin im specifischen Sinne gehören jener pelasgischen Zeit. In heiliger Scheu löst man die in grossen, wiederkehrenden Erscheinungen wirksamen Mächte allmählich ab von jener einheitlichen Himmelsmacht: der Wechsel von Tag und Nacht, Morgen und Abend wird in den Dioskuren verehrt, der droben wandelnde Helios, die irrende Selene werden zu Sondergestalten, das Urwasser, wie es vom Himmel in die Tiefen stürzt, wie es die Erde umsäumt, zum Himmel emporsteigt, alles Lebendige nährt, bekommt in Styx, Okeanos, Acheloos ein spe-

cifisches Gepräge, die Beseelung von Wald und Flur, von Wiesen, Quell, Fels und Baum tritt dem Menschen näher in nährenden Nymphen. Das Rauschen des Wassers, der im Baum hinbrausende oder leise tönende Wind wird zur Gottesstimme (*Διὸς ὀμφή*). Die Doppelseite des Irdischen, an die Natur gebundenen in Licht und Dunkel, Aufblühen und Absterben, Leben und Tod, tritt auch an diese Mächte heran; aber nie ist der reine Gegensatz im griechischen Glauben zum Princip geworden, er klingt nur an in den göttlichen Potenzen, beherscht sie aber nicht.

Der Cultus erscheint in einfachster Form: das Göttliche wird noch nicht regelmässig an einzelne für sich abgelöste Symbole, noch gar nicht an eigentliche Götterbilder geknüpft: er steht im engen Zusammenhang mit dem Anblick der grossen Naturerscheinungen, die als Aeusserungen der göttlichen Macht betrachtet werden (Herod. II 50). Blutlose Opfer, Milch, Früchte, Honig bringt der Hausvater im Hofe seiner Wohnung, das Haupt des Stammes, der Gaugemeinde oder weiterer Verbände auf den Höhen, in den Hainen, an der Quelle, an Strömen dar. Die einfache Sitte, dass der Mensch im Mahl seinen Genuss unmittelbar theile mit den göttlichen Mächten, den *δωτῆρες ἐάων*, dass er sich mit ihnen dadurch geeint fühle, dass alle Glieder des Hauses, auch der Knecht in gleicher Berechtigung Antheil nehmen, wie am täglichen Mahl, so an den einfachen Festen der Ernte, das steigert sich in der spätern Erinnerung zu seligen Göttermahlen, zur goldenen kronischen Zeit. Auch der Hausvater, auch der Führer des Stammes vernimmt selbst noch die göttlichen Stimmen, die abmahnen oder zurathen, denen er in der Natur zu lauschen versteht. Jedoch schon zeichnen sich besondere Stätten aus, in denen vorzugsweise lebendig die göttliche Nähe vernommen wird; der in dem griechischen Stamm so wunderbar rege, in Wort, Bild, Erzählung thätige poetische Sinn tritt in einzelnen Familien gleichsam erblich hervor und beginnt immer reicher die göttliche Thätigkeit als ein menschliches Geschehen zu preisen. So haben wir die thrakischen Sänger in Pierien, am Helikon, auf dem Boden von Attika.

Auch der Todte lebt fort: er wird theils zum seligen, den Menschen schützenden Luftgeist (*δαίμονες ἐσθλοί, ἐπιχθόνιοι, φύλακες ἀνθρώπων, πλουτοδόται*), theils zur schützenden, in der Erde waltenden Macht, in die er geborgen ist (*ὑποχθόνιοι μάκαρες*). Die Todtenbestattung ist älter als die Todtenverbrennung.

Wir betreten den merkwürdigen und langen Entwickelungsgang von dieser pelasgischen Welt zu der homerischen, d. h. der in den homerischen Gedichten geschilderten religiösen Anschauung. Grosse Umwandelungen des ganzen socialen Lebens finden dabei statt. In den Ackerbaustaaten, wie Thessalien, Böotien bilden sich strengere Verhältnisse zwischen Herren und Untergebenen; Ueppigkeit im Genuss, Hochmuth und Bauernstolz, kluge Berechnung und Uebervortheilung treten mächtig hervor. In einem Tantalos, Sisyphos, Salmoneus, Kāneus sind diese Züge, ist das auf sich Pochen, der die Gottheit zu überlisten strebende oder verachtende, seine menschlichen Grenzen vergessende Uebermuth persönlich vergegenwärtigt. Die dienenden, gedrückten Theile der Bevölkerung wenden sich specifisch den ihnen analogen Mächten, den chthonischen zu: Groll, Zorn, Rache, aber auch mütterliche Theilnahme und Hülfe werden da vorausgesetzt. Wie spricht jene Stelle der Ilias (XVI 385 ff.) solche Anschauungen treffend aus:

> wie wenn stürmischer Regen das dunkele Land ringsum deckt
> am nachherbstlichen Tage, wann reissende Wasser ergiesset
> Zeus, heimsuchend im Zorn die Frevelthaten der Männer,

welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen
und ausstossen das Recht, sorglos um die Rache der Götter!

Die Küstenbewohner werden zu Seefahrern, Seeräubern, begleiten fremde mächtigere Seefahrer und bekämpfen sie dann. Hier nun spiegelt sich der gewaltige, gewaltsame, düstere, aber auch lichtglänzende Charakter der südlichen Meereswelt im Glauben und Cultus mehr und mehr wieder; der furchtbare Zorn des Meeresgebieters, die verlockende Sirenenmacht fordert wohl Menschenopfer. Dazu lernt man manch fremden Brauch kennen, manch fremdes, amuletartig schützendes Idol wird aus der Fremde mitgebracht und heilig gehalten. Neue Culturgaben, segensreiche, heilige Pflanzen wandern über das Meer. Aber doppelt lebendig empfindet man auch die rettende Kraft höherer Lichtmächte in den Gefahren des Seelebens und wendet sich ihnen zu in inbrünstigem Gebete, in besonderen, von anderen geheim gehaltenen Weisen. Im Hirtenleben wird der thierische Instinct in allen seinen Erscheinungen schärfer erkannt und Thiere als unmittelbare Zeichen der Gottheit verehrt. Eine Fülle religiöser Bilder tritt aus Wald und Flur, im wechselnden Tages- und Nachtleben hervor. Wir werden leicht erkennen, wie das sittliche und religiöse wesentlich einheitliche Bewusstsein der ältesten Zeit sich hier bereits zersplittert, sich in Gegensätzen geradezu ausbildet und die fest und fester sich gestaltenden, sich abschliessenden Götter den Stammescharakter der sie verehrenden Volksstämme, die Culturzustände derselben, ihre sittlichen Schattenseiten an sich tragen.

Der Cultus hat naturgemäss eine entsprechende Veränderung, Bereicherung, aber auch Zersplitterung erfahren. Ueberall scheiden sich die heiligen, durch besondere Gottesmale, z. B. Blitzstellen, markierten Stätten. Nicht im heiligen Haine überhaupt, nur bei bestimmten Bäumen wird die Anwesenheit dieses oder jenes Gottes erkannt. Die Cultuspflanzen, die durch Duft berauschenden Pflanzen werden bestimmte Symbole der Gottheit. Noch mehr tritt das Thier mit seinem Instinct in den Vordergrund: die den Frühling kündenden Vögel, die einsamen Raubvögel, die Vögel der Nacht, der Ackerstier, die Schlange, die Eidechse werden Bilder bestimmter Gottheiten. In der That findet sich hier auf hellenischem Boden der volle Ansatz zu einem Thierdienst; aber der Mensch, die menschliche in der Gottheit immer mehr sich individualisierende Natur drängt das an vielen Punkten früher alleinige Thiersymbol zurück: es wird auf das Haupt, in die Hand, zu den Füssen der menschlichen Gestalt gestellt.

Schon die Sprache, wo sie göttliches Wirken bezeichnet, muss die Ausdrücke von menschlichem Thun entnehmen. Gottes Auge, Antlitz, Mund, Arme, Hände, Finger, Fuss sind auch uns geläufig und unanstössig. Thätigkeiten setzen Handhaben, Ergänzungen der menschlichen Gestalt voraus, wie Stab, Spindel, Harpune, Pfeil, Bogen, Schwert, Scepter. Sie wagt man zunächst aufzustellen als sichtbare Zeichen der göttlichen Thätigkeit, sie sind als solche älter denn das menschliche Bild der göttlichen Gestalt selbst. Auch in Griechenland ist die natürliche, im Wesen des Gottesbegriffes begründete Scheu die Gottheit zu umgrenzen, in ein menschliches, kleines Bild gleichsam einzuzwängen, lange, viel länger wirksam gewesen, als man zu glauben pflegt. Und wie schon erwähnt, scheint man unter fremdem, zunächst phönikischem Einfluss das volle, kleine, unscheinbare Idol, und zwar für gewisse Gottheiten, zunächst nur zu bilden gewagt zu haben. Aber schon stiftet man im Hain, im heiligen Bezirk das Temenos um die kleine heilige Hütte, Kapelle, den Naos. Im Opfer tritt das blutige Thieropfer nebst der regelmässigen Spende des Weines entsprechend der Veränderung der menschlichen Nahrung mehr und mehr hervor. Aber zugleich macht sich neben

dem Opferbegriff der Vereinigung beim Mahle, der Lebensgemeinschaft mit der Gottheit der andere der Sühnung der Schuld, des auf das Opfer abgewendeten Zornes geltend; der Mensch ist als solcher das wahre, symbolisch durch das Thier ersetzte Opferobject.

Die Weissagung, jene allgemeine, am Hausherrn, dann besonders an einzelnen Familien haftende Gabe der Begeisterung und scharfsichtigen Deutung, bindet sich immer mehr an bestimmte Stätten, an bestimmte feste Formen; jenes tiefe ahnende Naturgefühl wird gleichsam zerlegt in eine Menge kleiner Naturbeobachtungen. Und vor allem fängt der Mensch an, in seinem Opfer und dessen Erscheinungen kleinliche Anhaltpunkte der göttlichen Gewöhnung zu suchen.

Auch in der Auffassung der Todtenwelt wie in der Todtenstätte treten bedeutsame Veränderungen an einzelnen Orten ein. Das Verbrennen der Todten, das Zeichen höherer Ehre, die Vernichtung einer Menge Gegenstände mit dem Todten, die Ausschmückung der Todtenstätte mit den Bedürfnissen und dem Schmuck des Lebens lassen den einzelnen hervorragenden, ausgezeichneten Dahingeschiedenen ihre persönlichen Züge und verleihen besondere Verehrung, ja Vergöttlichung, aber drängen jene uralte edle und tröstliche Ansicht von den waltenden Schutzgeistern zurück, und schreckend erscheint für die grosse Masse der Sterbenden das Bild des fahlen Schattenreichs.

Aus diesen neuen, aber nicht einheitlichen, oft sich widerstreitenden Momenten bildet sich unter hochbedeutenden nationalen Umgestaltungen eine neue religiöse Epoche heraus.

II. Die homerische oder achäisch-hellenische Glaubenswelt.

Grosse Völkerbewegungen in Kleinasien und auf der Hämoshalbinsel bedingen die grosse räumliche Verengung der griechischen Nation, die Entfremdung mancher Glieder derselben, aber auch die energische Ausbildung eines griechischen Volkscharakters. Es bildet sich eine Aristokratie specifisch hellenischer Stämme, in diesen eine Aristokratie von Geist und Kraft. Die Achäer sind Repräsentanten dieses von Nord nach Süd, von Ost nach West gedrängten, kämpfenden, sich zusammenfassenden Hellenenthums. Nordgriechische und daneben auch kleinasiatische Fürsten- und Heldengeschlechter treten überall in den pelasgischen, äolischen, lelegischen Staaten auf. Ein wichtiges Factum bleibt dabei: die griechische Nation erhält kein Gesammtkönigthum, keine absolute, einheitliche, mit einem festen Priesterthum verbundene Herschaft, also auch keine durchgreifende religiös-politische Gesammtleitung; wohl aber strebt man nach der Hegemonie über gleichberechtigte Staaten, bilden sich in freier Weise religiöse, auf Verbindung der Staaten sich aufbauende Verbrüderungen um gewisse Mittelpunkte. Und in diesen vollzieht sich jene Zusammenbildung der zersplitterten, von dem gänzlichen Zerfall bedrohten religiösen allgemein griechischen Welt, aber auf einem wesentlich andern Boden als dem, in welchem wir sie ursprünglich zu suchen hatten.

Nichts ist dafür wichtiger geworden als die ideale Macht des Heldenthums und des Sängerthums. Und das religiöse Resultat ist jener von Herakleitos nackt ausgesprochene Satz: 'die Götter sind unsterbliche Menschen geworden, die Menschen sterbliche Götter.' Welches ist der Grundgedanke im Heldenthum? Es gibt zunächst eine Schicht auch durch Abstammung an eine höhere Welt angeknüpfter Menschen, die aber allmählich sich erweitert: es sind alle freigeborene, bürgerlich vollberechtigte, körperlich und geistig gesund entwickelte Hellenen, in denen ein Ideal menschlichen Strebens lebendig ist und die um dies Ideal einen

Wettkampf bestehen, der dabei einem Gesammturtheil zunächst der gleichberechtigten Edeln, später des ganzen freien Hellas unterworfen ist. Und es dient der Mensch den Göttern am besten durch diesen Wettkampf, durch diese freie, wetteifernde Darbringung seiner körperlichen und geistigen Gaben. Auch die Götter sind gehobene menschliche Persönlichkeiten, in denen diese Gaben ihren Ursprung und ihre höchste Ausbildung haben.

In das lebendigste Bewusstsein tritt die Gottähnlichkeit des Menschen, die Menschennatur des Gottes. Schon Hesiod hatte gesagt:

ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι.
Gleichen Stammes ja sind die Götter und sterblichen Menschen.

Noch umfassender und tiefer prägt sich dies aus im Pindar (Nem. 6, 1 ff.):

ἓν ἀνδρῶν, ἓν θεῶν γένος· ἐκ μιᾶς δὲ πνέομεν
ματρὸς ἀμφότεροι· διείργει δὲ πᾶσα κεκριμένα
δύναμις, ὡς τὸ μὲν οὐδέν, ὁ δὲ χάλκεος ἀσφαλὲς αἰὲν ἕδος
μένει οὐρανός. ἀλλά τι προσφέρομεν ἔμπαν ἢ μέγαν
νόον ἤτοι φύσιν ἀθανάτοις,
καίπερ ἐφαμερίαν οὐκ εἰδότες οὐδὲ μετὰ νύκτας
ἅμμι πότμος (πρὸς) ἄντιν' ἔγραψε δραμεῖν ποτὶ στάθμαν.

Eines ist der Menschen, éines der Götter Geschlecht; von éiner Mutter athmen wir beide: aber es trennt uns ganz die geschiedene Macht, hier ein Nichts, dort bleibt der eherne Himmel als ihr ewig unveränderlicher Sitz. Jedoch in etwas vergleichen wir uns den Unsterblichen, an hohem Sinn, an edlem Wesen, wenn wir auch nicht wissen, ob heut am Tag oder Nachts uns das Geschick an das Ziel der Laufbahn gerufen.

Es ist der Begriff der innern Freiheit, welcher dem Sittlichen erst vollen Werth gibt, der in dieser echt griechischen Anschauung lebendig geworden. Von hier aus entwickelt sich die ganze Reihe der antiken Tugenden und sittlichen Fertigkeiten und der in ihnen wurzelnden Charaktere. Um so schroffer tritt aber auch das Bewusstsein menschlicher Ohnmacht und Vergänglichkeit hervor, freilich nicht sowohl der in der Sünde begründeten Ohnmacht, als der äussern, einmal als Grenze gesetzten. Die Macht, die Unvergänglichkeit trennt die Götter. Die Götter wollen daher geehrt sein, nicht geliebt. Wie vielfach ist im Homer dies Gefühl menschlicher Ohnmacht ausgesprochen! 'Die armseligen Menschen, Blättern gleich streben sie muthig empor, sinken bald entseelt nieder.' 'Unter allem, was auf Erden athmet und sich bewegt, nährt nichts schwächeres die Erde als den Menschen.' (Vgl. Il. XVII 446. XXI 464. Od. XVIII 129.)

An jenen grossen Kämpfen, die der Sage des thebanischen, des trojanischen Krieges, der Argonautenfahrt zu Grunde liegen müssen, schienen die göttlichen Mächte, die zu den verschiedenen Stämmen und Staaten in nächster Cultusbeziehung standen, unmittelbaren Antheil genommen zu haben; auch sie kämpfen, siegen, unterliegen mit. Die Götter geben ihren Helden von ihrer überirdischen Natur gleichsam ab, wie sie oft genug zu Helden gleichsam abgeblasst sind; durchgängig erhalten sie selbst ein mehr heroisches Gepräge. Und nun werden jene alten religiösen Urbilder und Ursagen von den grossen Naturerscheinungen, in denen ein göttliches Wirken erkannt, erfahren wurde, in Verbindung gesetzt mit diesen ideal menschlichen Vorgängen: auch sie werden als heroische, grosse Actionen gefasst, wo

freie menschliche Persönlichkeiten wirken. Welchen Reichthum solcher in die erzählte epische Handlung verflochtener Urmythen enthält nicht die Ilias!

Diese Umsetzung des Naturmythus in den ideal menschlichen Vorgang, dem er parallel geglaubt wurde, ist der Cardinalpunkt in der gewaltigen, besonders im Homer repräsentierten Aenderung. Was zum Wesen des Gottes gehört, wird sein Amt, sein zugetheiltes Erbe, das Resultat von Kämpfen oder ausgeglichenen Rechtsansprüchen. So erhalten wir einen Götterstaat, den der Olympier, dessen irdisches Abbild der heroische Staat ist; hoch über alle Göttergestalten ragt aber doch die eine uralte, höchste, nun ganz individualisierte Persönlichkeit des Vaters der Menschen und Götter.

Diese Umprägung ist ohne eine lange und ausgezeichnete Thätigkeit der Sänger gar nicht zu denken. An den grossen Opferfesten, stehend auf und an dem Altar singen sie die ruhmvollen Thaten der Männer (*κλέα ἀνδρῶν*), in ihnen aber auch die Werke der Menschen und Götter (*ἔργ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε*). So wird also Heros und Gott zugleich gedacht und gefeiert. Die Göttermythen in rein epischer Erzählung, wie in den homerischen Hymnen, sind aber jünger als die gleiche Behandlung der Heroenmythen. Natürlich ist die Incongruenz zwischen dem Cultus und dieser poetischen Gestaltung eine grosse, aber auch in jenem kommt diese zuerst als Intermezzo, als agonistisches Element, dann Theile des Cultus, wie den Hymnus umgestaltend, mehr und mehr herein. Schliesslich wird die Geschichte des Gottes unmittelbar dabei vergegenwärtigt.

Noch ist der einzelne Seher eine Unternehmungen führende, einflussreiche Person: er ist ein weitreisender, hülfreicher Mann, wie der Arzt, der Künstler, der Sänger; er ist kein Glied einer Kaste. Ja bei ihm ist Erfahrung, Scharfblick für die Lebensverhältnisse, unerschrockenes Auftreten eben so sehr Berufserfordernis, wie jene specifische Seherkraft. Daneben machen sich immer mehr bestimmte Orakelstätten geltend, und bereits treten ältere Stätten und Formen der Weissagung vor den apollinischen zurück.

Ordnung, Gesetz und gute Sitte gehen von diesem Götterstaate auf den menschlichen über; dagegen erscheint das tiefe Gefühl für Frevel, Sünde, Sühne durchaus nicht so lebendig als später, ja mehrfach verdunkelter als früher. Und immer ist das Recht zwischen den Staaten von Hellas selbst ein sehr unausgebildetes und schwankendes.

Und endlich der Tod? Nun, der homerischen Welt ist das Jenseits nur ein Schattenleben, ein Nachklang des irdischen: 'lieber hier Tagelöhner sein eines armen Mannes, als herschen unter den Todten.' Dass der Mensch fortlebe auf der Erde im Lied, in der Ehre und dem Gedächtnis der Nachwelt, das ist das lebenswürdige Ziel. Einzelnen Götterlieblingen allerdings, wie Menelaos, wie später Achilleus, winkt ein Göttergarten mit seinen Freuden, ein Elysium.

III. Die apollinische Glaubensstufe der überwiegend dorischen Entwickelung.

Infolge jener lange dauernden Wanderungen herschender Geschlechter, jener Kämpfe um bedrohte oder verloren gegangene Theile griechischen Landes, jener schärfern Scheidung des binnen- und oberländischen, mit der Gebirgsnatur gleichsam verwachsenen, und des in vollem Seeverkehr stehenden, Küsten und Inseln bewohnenden Stammes bilden sich allmählich diejenigen politischen Gemeinwesen, welche die eigentliche griechische Geschichte constituieren und alle inneren Formen eines Staates durchlaufen, bilden sich feste Bundesverhältnisse

der Staaten, gemeinsame völkerrechtliche Einigungen, anerkannte Hegemonien, bildet sich ein Gegensatz des Hellenischen zu allem Fremden, Barbarischen. Der dorische Stamm, wie er zuletzt aufgetreten unter den Wanderungen, wie er in der südlichen Burg von Hellas, in der Pelopsinsel seinen Hauptsitz sich gegründet hat, aber auch im Centrum von Mittelgriechenland Heimat behält, ja auch noch mit dem ältesten Sitze am Olymp seine Verbindung nicht aufgibt, so hat er das specifisch Hellenische am schärfsten ausgeprägt bis zur vollen Einseitigkeit eines in sich abgeschlossenen, aber wohl geregelten Stammeslebens. Wie anders streckt der ionische Stamm seine Polypenarme überall aus, zieht von allen Seiten Nahrung, dringt in alles Fremde ein; aber es wird ihm schwer, seine Urheimat zu nennen; nur eine kleine, unbedeutende Halbinsel, Attika, erhebt sich allmählich zu einer Art Metropole. In jener von den homerischen Dichtern unter dem überwiegenden Einfluss dieses beweglichen, vor allem in der Peripherie lebenden ionischen Stammes abgerundeten religiösen Welt lagen tiefe ungelöste Widersprüche: die mit heiliger Scheu einst kaum genannten göttlichen Vorgänge in der Natur traten als menschliche Handlungen in oft schneidenden Contrast zur sittlichen Grundanschauung der Gottheit. Nur die Schönheit der Schilderung deckte mit ihrem Schimmer diese Gebrechen. Unverkennbar war die Idee der Heiligkeit in dem göttlichen Wesen sehr zurückgetreten. Da greift fortbildend die sittliche Reflexion und das Leben in strenger, geregelter Ordnung in diese homerische Götterwelt ein.

Ein bedeutsamer Fortschritt macht sich geltend: es ist der vom Vater Zeus zu seinem Sohn und Propheten Apollon, zu seiner eingeborenen Tochter Athena. Die volle Macht und sittliche Durchbildung dieser beiden Gestalten, besonders des Apollon, ist jünger als Homer, so uralt beide im griechischen Glauben sind. Mit Apollon tritt eine Göttergruppe auf in Leto und Artemis, und die ihm ebenbürtig gegenüber auftretende Athena fügt sich als Athena Pronoia dieser Gruppe hier ein, während sie dort den Apollon als Patroos in ihren Zauberkreis zieht. Wir haben hier förmlich zusammenhängende religiöse Richtungen zu verfolgen, von Lykien nach Kreta, Delos, Attika, Theben, Delphi und Thal Tempe. Dass hierbei Anregungen vom arischen Lichtdienst, von phönikischen planetarischen Culten ausgegangen sind, ist an einzelnen Spuren wohl nachzuweisen. In Delphi bildet sich ein von ionischen Elementen befruchtetes, überwiegend dorisches Centralheiligthum, dem selbst der fremde König von Phrygien, ein Midas, im 8n Jahrhundert entschieden huldigt. Apollon ist der Prophet, der Verkünder des höchsten Willens, ist strafender, sühnender, reinigender Gott, der aber schliesslich zur Harmonie, zum Ideal des Einklanges aller Glieder unter einem Gesetz führt: er ist als solcher allgemein hellenisch, specifisch dorisch. In Athena ist die göttliche Intelligenz, nicht als ruhende, sondern als höchste Thätigkeit, jene Kraft des von Apollon verkündeten Rathschlusses, ist jene unermüdlich schaffende, sittigende, zur Anschauung herausbildende Macht repräsentiert, die uns als ebenso hellenisches, specifisch ionisches Ideal aus dem Edelsten, was griechische Kunst und Geisteskraft geschaffen, entgegenleuchtet. Was das delphische Orakel unter der Apollonidee durch Inspiration und weise Auslegung, durch Ordnung des Lebens in Zeit und Raum, in Staat und Familie, durch Milderung der Sitte, Schlichtung des Streites, Ausbreitung der Colonien geschaffen, das ist noch jüngst von E. Curtius trefflich dargestellt. Wenn irgend einmal, so war damals der Anfang zu einer hellenischen Kirche gemacht.

Die Götter und Heroen erhalten im wesentlichen keine äussere mythologische Erweiterung, aber sie werden vertieft, mehrfach geradezu von sittlichen Widersprüchen gereinigt. Da erst

treten ernst mahnend die Ideen der göttlichen Gerechtigkeit, der Schuld und Sühne in dem Ganzen heroischer Mythen in den Vordergrund: ich erinnere an Orestes, Neoptolemos, Alkmeon, Oedipus. Jene Seite der gnomischen Poesie, die in Hesiodos in der vorigen Periode ihren Mittelpunkt hatte, aber wesentlich im Volkskreise, geschieden von der ritterlichen Aristokratie lebte, kommt nun zu voller Blüte. Im Sittenspruch, in halb prophetischer halb reflectierter Lehrweise wirken die sogenannten σοφοί. Zu dem Tempel von Delphi treten sie alle in nahe Beziehung, sie werden da gleichsam beglaubigt, sie erkennen dort ihren Meister. Wie weit ab vom homerischen Götterleben liegt es schon, wenn dort an den Pfosten und Architraven des Tempels uns Sprüche wie: Du bist, Erkenne dich selbst, Halte Mass, Gott die Ehre, entgegen tönen! In der That weht hier etwas vom Geiste der Propheten des alten Testamentes oder von der christlichen Predigt.

Im Cultus zeigt sich ein ausserordentlicher Fortschritt: das heilige Lied, der Hymnus in seinen verschiedenen Formen, besonders als Chorgesang, erhält seine künstlerische Durchbildung, reiche musikalische Systeme entsprechen dem gesteigerten religiösen Gefühle, der Gottesfriede lässt die Pilger zu den grossen Nationalfesten weit über Land und Meer ziehen, die Wettkämpfe zu Ehren der Gottheit stellen alle körperlichen und geistigen Kräfte des Einzelnen wie der Genossenschaften dar, der Siegespreis wird nicht mehr in einem Werthpreis, sondern in dem heiligen Symbol des Gottes selbst gereicht. Und daneben gelangt eine andere Seite des Gottesdienstes erst jetzt zu ihrem Recht: die Verunreinigung, welche die Sünde auf einzelne Menschen, auf Geschlechter, auf ganze Staaten ladet, wird aufgehoben durch Reinigung und Sühnung. Hier handelt es sich nun nicht mehr um die Befriedigung der uralten, chthonischen Blutrache, nicht um Festsetzung des Bussgeldes, sondern um eine wahrhaft sittliche Sühne. Auch der Gott der Sühne, Apollon, hat es selbst an sich erfahren: auch er hat getödtet, er ist in die Knechtschaft verkauft und hat gedient, er hat die Schuld gesühnt.

Damit hängt es zusammen, wenn auch in der Auffassung des Jenseits der Gedanke eines Gerichtes über die Todten, einer Bestrafung der grossen Sünder, einer Rechenschaft auch des Einzelnen Platz greift, wenn man mit Scheu von den Todten, von ihrem Segen, ihrem Fluche spricht.

Die bildende Kunst endlich, deren wir bisher von unserem religiösen Standpunkte aus kaum zu gedenken hatten, hat von dem Gotte des Masses, des Rhythmus, und von Athena, der schaffenden, den Stoff beseelenden Intelligenz, als religiösen Centralideen die reichste Befruchtung erhalten. Der heilige Tempelbau ist jetzt in seiner Gliederung, seinem feinen Masse, seinem sinnvollen Schmuck erwachsen und verbreitet worden. Noch anders stellt sich das Verhältnis von Malerei und Plastik: das Heiligste selbst, die Gottheit, bildet man noch in einer gewissen Starrheit, ohne individuelle Auffassung, und die religiöse Beziehung des Stoffes, der Farben, der Symbole tritt dabei noch in den Vordergrund, am längsten behält das Gesicht diese starre Allgemeinheit; dagegen eröffnet sich in der Fülle der Weihgeschenke, in den Geräthen des Tempels, der Feste, in den Denkmälern der agonistischen oder grosser nationaler Siege ein überaus reiches Feld für bildende Kunstthätigkeit. Aber noch ist es weniger die Individualität des einzelnen künstlerischen Geistes, die Ausprägung seiner Seelenzustände, welche zu Tage tritt, als das Gesammtgefühl für Harmonie, für in sich wohl gegliederte Reihen, für strenge Zucht einer herschenden Sitte.

IV. Die dionysische Glaubensstufe oder die überwiegend ionisch-attische Periode.

Der dorische Stamm hatte zunächst in seinem mächtigsten, in sich am reinsten durchgeführten Staate, dem von Sparta, bis kurz vor die Perserkriege unbestritten die hervorragendste und angesehenste Stellung im Innern von Hellas und nach aussen. Jedoch schon waren die bedeutsamsten inneren Umgestaltungen in Hellas im Werke und halb schon durchgeführt: die alten Aristokratien gehen fast überall ihrem Ende entgegen, durch das Mittelglied der Tyrannis wird der Weg zur Politie und Demokratie gebahnt. Und kein Staat konnte in dieser Beziehung sich einer so organischen, alle Verhältnisse umfassenden innern Umbildung rühmen als das nach aussen ziemlich ohnmächtige Athen. Männer wie Solon, selbst Peisistratos, dann Kleisthenes hatten eine Reife der politischen Erkenntnis, eine Allseitigkeit der Interessen bewährt, wie kein anderer Gesetzgeber der Zeit. Die Gefahr von der persischen Weltmacht erdrückt zu werden einigte Griechenland, aber nur durch Athens sittlichen Muth und Einsicht. Athen wird nun Hellas von Hellas. Das ionisch-attische Wesen, vielfach von dorischem Wesen befruchtet, überflügelt nun weitaus das dorische und das kleinasiatisch-ionische Wesen. Die politische Hegemonie von Athen war Jahrzehnte unbestritten, die geistige in der Fülle der Genies und Talente, wie sie keine Epoche der Weltgeschichte in gleich kleiner Zeitspanne auf gleich kleinem Raume beisammen gesehen, für Jahrhunderte entschieden. Aber auch im religiösen Leben, in der vollen Ausprägung desselben tritt Athen an die Spitze. Die Cultusverhältnisse sind in Athen von uralter Zeit her besonders reich und manigfaltig gewesen; es lebte im attischen Volke viel echt gläubiger Sinn, viel religiöser Eifer bei aller Pflege des künstlerischen äussern Ausbaus und der Freude am festlichen Glanze. Nicht umsonst hatte Athena eine so universale Stellung im attischen Glaubenskreise erworben, nicht umsonst betrachteten sich die Athener als solche, welche die Strasse nach Delphi zuerst geöffnet und geebnet hatten, welche in dem Gott von Delphi auch ihren Stammvater als Ionier anerkannten. Die persischen Kriege hatten darauf eine ausserordentliche geistige, specifisch auch religiöse Erhebung im Gefolge. Ueberall hatten die Barbaren die griechischen Heiligthümer verbrannt, die Schätze und Götterbilder geraubt und weggeführt; aber die Götter hatten auch eben so sichtlich schützend gewaltet, waren im entscheidenden Moment entweder selbst in leibhafter Gestalt oder in der von Heroen den Kämpfenden erschienen. Athen tritt an die Spitze des Bundes zur Herstellung der Heiligthümer: mit wunderbarer materieller Anstrengung geht es selbst an die Herstellung oder vielmehr an die Neubegründung und glänzendere Ausstattung derselben.

Aber diese religiöse Erhebung und Steigerung bleibt nicht dabei stehen, das besessene wieder herzustellen, nein es geht entschieden weiter im innern Kern der religiösen Ideen. Die specifisch sittliche Seite im Göttlichen war am tiefsten und strengsten ausgeprägt im apollinischen Glauben; aber jene andere, in dem griechischen Volke so mächtige Seite des kosmischen religiösen Gefühls, d. h. der unmittelbaren und vollen Empfindung der Schönheit der Welt, der Einigung der Welt mit dem göttlichen schöpferischen Princip und des Menschen als Gliedes dieser Welt, der Beseligung in diesem Gefühl, jenes Dranges nach unmittelbarer Einsicht in Werden und Vergehen, Schaffen und Verkörpertwerden, die vor allem im ionischen Volksstamm ausgeprägt ist, war dabei nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt. Es tritt eine sehr entschiedene Reaction gegen das streng apollinische Wesen ein.

Aeltere in das Bauernleben, auf das Land, in die Berge gleichsam zurückgedrängte, von der Aristokratie mit einer gewissen Verachtung angesehene göttliche Mächte drängen sich von neuem hervor, ihnen kommt die politische Erweiterung der vollen Bürgerrechte, ihnen eine speculative, bereits geübte Kraft, die nach dem tiefern religiösen Grunde sucht, unterstützend entgegen. So tritt nun Dionysos, das Gegenbild des Apollon und zwar als ein uralter und als ein neuer, vergeistigter Gott, so Demeter und Persephone mit der Reihe der ihnen angeschlossenen Gestalten mehr und mehr in den Mittelpunkt des religiösen Lebens ein. Der alte Gott des frischen, treibenden Saftes in der Vegetation des Weinstockes, der Weinbereitung wird jetzt auch ein neuer Gott als Befreier, Löser, Beseliger, der dem Menschen Flügel gebende (Ἐλευθερεύς, Ἀναῖος, Ψίλαξ); die alte Getraidegöttin, die gute Geberin der Gaben, die vieltragende und duldende Erdgöttin wird nun als Eleutho, als eleusinische Gottheit eine Schmerzträgerin, eine zu den Menschen herabkommende, bei ihnen hülfreich, erziehend thätige, endlich aber auch eine hocherhabene Gestalt, ihre Trauer verwandelt sich in Freude, sie kehrt zum Himmel zurück, mit ihr das dem Todtenreich entstiegene Kind.

Nachweisbar ist aber eine Art priesterlich-poetischer und philosophischer Schule für die theoretische Ausbildung dieser Ideenkreise thätig gewesen: es waren die Orphiker, Onomakritos (Ol. 73, 4) mit seinen τελεταί, χρησμοί, seiner Ὀρφικὴ θεογονία, Orpheus von Kroton, Kerkops mit seinen ἱεροὶ λόγοι, Zopyros von Herakleia. Gleichzeitig, vielleicht in einzelnen Gliedern in Verbindung, hat die pythagoreische, allerdings an Apollon sich noch wesentlich anschliessende Schule das Verhältnis der Zahlen auch zum Urgrund der Welterklärung wie zum Ausdruck des Sittlichen gemacht, und vor allem die Gedanken über die Seele, als in die irdische Form, eine ihr fremde Haft eingeschlossen, diese durchwandernd und sich läuternd, ausgebildet. In wie weit bei beiden, bei Orphikern und Pythagoreern, orientalische Einschlagsfäden, phönikische und ägyptische, sich zeigen, ist noch mehr eine Frage zur erneuerten Untersuchung als eine Thatsache. Wichtig war es, dass gerade bei den Orphikern, nicht wie bei der strengsten Philosophenschule der Zeit, den Eleaten, ein Bruch mit dem poetisch-religiösen Besitze des Volkes eintrat, im Gegentheil dieselben Männer den Homer und Hesiod officiell als Gesammtheit recipiert und in den Festgebrauch so recht stetig eingeordnet haben. Und so fügen auch Zeus, Apollon und Athena unter der Wirksamkeit der tiefsinnigen Dichter in voller Bedeutung sich ein in den wesentlich auf Dionysos und Demeter basierten Ideenkreis.

Ich kann hier nur, verehrte Anwesende, die grossen und durchgreifenden Erscheinungen nennen, in denen dieser dionysische Gottesbegriff sich ausgeprägt und ausgelebt hat; dann auf die Stellung der bedeutendsten, religiös einflussreichsten Geister zum dionysischen Wesen hinweisen. Eine weiter ins einzelne gehende Ausführung kann allerdings dieser hier zuerst ausgesprochenen Ansicht erst ihre volle Sicherheit geben.

Es handelt sich erstens um die eleusinischen Mysterien, deren weitgreifende Bedeutung für Attika, für ganz Griechenland, später für den alten Erdkreis nicht über die Zeit des Peisistratos hinaufgreift, deren Institution in jenem homerischen Hymnus, den wir als aus der Schule jener attischen Orphiker und Redactoren Homers hervorgegangen zu betrachten alle Ursache haben, uns zuerst episch geschildert wird. In ihnen ist erst damals der neue Dionysos als Iakchos mit dem Demeter- und Persephone-Mythus und Cultus in engste Beziehung getreten. Wie ein unmittelbares Miterleben der Festversammlung von dem Suchen,

Irren, Auffinden, Emporgeführtwerden der Tochter durch die Mutter, von dem Jubel über die Geburt des neuen Iakchos in dem grossen mystischen Drama der Eleusinien stattfindet, so gewinnt der Geweihte von Stufe zu Stufe fortgeführt für sich die lebendige Hoffnung seines Einganges in ein elysisches Leben, einer Lebensgemeinschaft mit den göttlich verehrten Gestalten selbst. Man kann es nachweisen, wie von Attika aus die Eleusinien als Pflanzstätten derselben Cultusformen sich verbreiteten, so nach Lerna, Pheneos, Keleä, Karnasion in Messene, wie daneben ähnliche Formen in bakchischen Privatweihen mit noch grösseren Ansprüchen heranwachsen.

Aber Dionysos erscheint auch zweitens in seiner öffentlichen Festfeier, den Dionysien, als der Gott der entwickelten Volksfreiheit und des höchsten Volksgenusses. Nicht umsonst wird er Eleuthereus, Polites, Aesymnetes, Kyamites, bei den Römern dann Liber und Populonius genannt; nicht umsonst werden die attischen Volksversammlungen, in denen das Volk seine Souveränität ausübt, an der dionysischen Stätte, im Theater gehalten, nur für von Alters her ausgeübte Rechte auf der Pnyx noch berufen; nicht umsonst wird das Recht auch des ärmsten im Volk auf den Genuss des Schauspiels, der θεωρία, gewahrt durch Auszahlung des Theorikon. Im Heiligthum des Dionysos und unter seinem Schutze entfaltet die alte Komödie ihre ganze die Götterwelt wie den Staat, die Führer des Volkes wie das souveräne Volk selbst gleich wenig schonende παρρησία.

Und drittens treten im dramatischen Spiel die Götter und Helden im Thun und Leiden in voller, schöner Leiblichkeit leibhaftig der religiösen Gemeinde gegenüber. Alle hieratischen Bande sind gefallen, aber die sittliche Hoheit der Tragödie vereinigt in sich apollinische Reinheit und die Intelligenz der Athena mit der Beseligung, dem Schwunge des Gefühlslebens in Dionysos. Hand in Hand damit geht die bildende Kunst, die damals zuerst alle religiöse Aengstlichkeit wie alle Starrheit überwindend die Gottheit im herlichsten Material und hochragender Grösse idealmenschlich verkörpert und so zur Volksreligion noch unmittelbar eine neue Erkenntnisquelle der Gottheiten darbietet.

Endlich wer wollte leugnen, dass auf dieser Entwickelungsstufe bereits freie, die religiöse Ueberlieferung ganz nach ihrem Bedürfnis ausbeutende, umdeutende, bekämpfende Richtungen in Philosophie und Philologie, wenn wir so sagen dürfen, mächtig werden, so dass neuer Inhalt in die alten Mythen gelegt wird, neue Mythen ausgedichtet werden? Ich erinnere an Theagenes von Rhegion, Metrodoros von Lampsakos, an Anaxagoras, an Platon, an die specifischen Atheisten. Und im dionysischen Kreise ist es zunächst, wo fremde thrakische, phrygische, ägyptische, libysche Göttergestalten und Mythen vollen Eingang in das griechische Wesen finden, so eine Bendis, Kybele, Attis, Adonis, Ammon.

Bleiben aber die tiefsten Geister der Periode dem dionysischen und eleusinischen Glaubenskreise fern? Mit nichten, im Gegentheil verkündigen sie ihn förmlich. Pindar richtet Hymnen an Kora, Kybele, Ammon, preist in einem bakchischen Dithyrambus die Schlacht bei Artemision, wo die Athenäer 'das hellleuchtende Fundament der Freiheit' gelegt haben, preist in den Threnoi glückselig, 'wer jenes (die Eleusinien) geschaut hat und so unter die Erde geht; der weiss des Lebens Ende, der weiss den von Gott gegebenen Aufgang' (Fragm. 114 Bergk). Bei ihm 'irren die Seelen der Unfrommen unter dem Himmel in blutigen Schmerzen, unter das unentrinnbare Joch der Uebel gebannt; doch die Seelen der Frommen wohnen im Himmel und singen in Hymnen bei Reigentanz den seligen Gewaltigen' (Fragm. 109). Aeschylos, zu Eleusis geboren, ist erfüllt von dem Tiefsinn der eleusinischen Geheimnisse.

Demeter ist es, die seinen Sinn genährt (Aristoph. Frösche 886); er schauert auf vor Lust nach der mystischen Weihe (Fragm. 377 Nauck); ja er kommt sogar in Gefahr der Anklage, dass er Geheimnisse der Demeter ausgesprochen. Auch Sophokles preist glücklich, 'dreimal glücklich, die diese Weihen geschaut haben und zu dem Hades wallen; bei ihnen allein ist Leben, bei allen anderen alles Uebel zusammen' (Fragm. 753). Wie Sophokles den Dionysos auffasst, mit welcher Jubelfülle er ihn begrüsst, dafür bedarf es kaum einer Erinnerung an den berühmten Bakchoschor der Antigone. Bei ihm, dem Glücklichen, ist ja selbst ein Gott, Asklepios, zu Gast eingekehrt, er ist selbst als Gottesaufnehmer (Dexion) zum Heros geworden. Des Euripides Bakchen endlich, um von der Fülle orphischer Theologie bei ihm zu schweigen, sind unstreitig die religiös tiefste Tragödie des Dichters, und erinnert nicht sein Todesschicksal auf das auffallendste an Orpheus Ende, dem es geradezu nachgebildet erscheint? Noch darf ich wohl hinzufügen, ist es so zufällig, dass uns die Gesichter des Sokrates und Platon nur in der typischen Auffassung des Seilenos und des bärtigen oder indischen Dionysos erhalten sind?

V. Asklepios als Vertreter der letzten, bereits hellenistischen Glaubensstufe.

Noch eine letzte schaffende, neues bildende Kraft des griechischen religiösen Volksgeistes müssen wir anerkennen in der Periode des Hellenismus, in der Zeit der grössten räumlichen Expansion des griechischen Cultus, aber auch der innern geistigen wie materiellen Verarmung des griechischen Mutterlandes. Es handelt sich dabei für uns nicht um die welthistorische, nicht mehr nationale Aufgabe des religiösen Synkretismus, ebensowenig um die religiöse Neugläubigkeit oder um den gänzlichen Unglauben und Gleichgültigkeit, nein, in der That noch um das Hervortreten einer bestimmten göttlichen Persönlichkeit im Glauben, um Veränderungen und Vollendung im Cultus wie in der Stellung des Religiösen zum Sittlichen und Künstlerischen. Das hellenische Leben geht von den Centren entschiedener auf die Peripherie über: vier mächtige Städte in dem Bereiche der echt griechischen Welt treten wie politisch, so im Handel, in der Pflege von Wissenschaft und Kunst mehr oder weniger ebenbürtig neben das alternde Athen, ja überflügeln es mehrfach: Kyzikos, Rhodos, Syrakus und Massilia. Um sie herum in immer grösseren Dimensionen dehnen sich vor allem nach Ost und Süd die hellenistischen Reiche: Epirus und Makedonien, das Reich der Seleukiden und Ptolemäer, zwischen ihnen auf kleinasiatischem, mehr sich zersplitterndem Boden tritt Pergamon als der bedeutendste Culturstaat hervor. Die Versuche, auch im Westen, in Italien und Africa hellenistische Reiche zu gründen, wie sie Agathokles und Pyrrhos machen, mislingen. In den hellenistischen Reichen Syrien und Aegypten prägt sich der apollinische und dionysische Cult scharf getrennt aus, gepflegt von der Tendenz der Dynastie, beide Culte auch dort, der Apollondienst mit dem semitischen Sonnen- und Gestirndienst, hier der dionysische mit dem ägyptischen, in seiner letzten Gestaltung specifisch unterweltlichen Dienst in Berührung tretend; in Makedonien und Epirus gewinnt dagegen der altpelasgische und achäische Zeuscult, wie der von Dodona neue Kraft und Ansehen. Da ist es in Pergamon, wo eine jüngere religiöse Gestalt, deren Bedeutung local in Trikka in Thessalien, dann in Epidauros, Messenien und in Colonien von Epidauros, wie Kos, keine geringe war, in den Mittelpunkt der Culte trat und damit einem allgemein griechischen religiösen Bedürfnis auf das entschiedenste entsprach: ich meine den Asklepios, Sohn des Apollon, der aber nun an verschiedenen

Punkten mit Zeus und mit Dionysos in eine Einheit verschmolz. Er ist der Erretter (σωτήρ) ganz specifisch, der wahre Arzt (ὁ ἀληθινὸς ἰατρός), der Menschenfreund im höchsten Sinne (φιλανθρωπότατος), er ist der Förderer alles geistigen Lebens, aller specifischen παιδεία, er ist vor allem der Führer und Leiter (ἡγεμών, προστάτης, ἀρχαγέτας), im allgemeinen wie in den überall auftretenden Orakeln, durch die Eingebung im Traume (ἐξ ἐγκοιμήσεως), durch Erscheinung. In ihm ist das Feinsinnigste, Spirituellste und zugleich der Ausdruck der dem Menschen sich nahenden, mit ihm verkehrenden göttlichen Liebe unter allen griechischen Gottheiten am reichsten ausgesprochen; aber zugleich ist jenes volle Lebens- und Gesundheitsgefühl, jene freudige, frische Nacheiferung der göttlichen Vorbilder gebrochen, wir fühlen, dass wir im Abendglanze einer sinkenden Sonne stehen, dass sich der griechische Geist mehr und mehr ausgelebt hat, dass ein neues Lebensprincip in die Welt treten muss. In zwei Schriftstellern tritt uns die ganze Bedeutung des Asklepiosdienstes hervor: in Pausanias und dem Rhetor Aristides, dort in dem aufmerksamen Nachweis der Fülle von jüngeren Cultusstätten des Gottes, aber auch in seiner Auffassung, worüber uns die vorzügliche Arbeit von Gustav Krüger 'Theologumena Pausaniae' eine interessante Uebersicht gegeben hat, hier bei Aristides in der begeisterten Jüngerschaft dieses Glaubens, in der Fülle selbsterlebter Erfahrungen, die Welcker schon vor längerer Zeit ins Licht gestellt hat. Nach Aristides haben die Gnadenerweisungen des Asklepios und daneben der ägyptischen Götter in seiner Zeit den meisten Einfluss auf die Menschen. Ist es gleichgültig, dass Aratos, der Hellas noch einmal zur Einheit und zu einer politischen Stellung zu erheben schien, zu einem Sohne des Asklepios gemacht wird (Paus. IV 14, 4)? Ist es so zufällig, dass es eine Asklepiosstatue von Paneas war, mit einer dienenden weiblichen Gestalt zur Seite, in welcher die die leibliche Gestalt ihres Heilandes suchende Gemeinde in Galiläa Christus mit dem blutflüssigen Weibe zu finden glaubte? Und endlich gibt es eine tiefere Durchdringung der religiösen mit der sittlichen Idee in der griechischen Welt, als ausgesprochen liegt in dem bedeutsamen, am Eingang zum Asklepiostempel zu Epidauros aufgezeichneten Spruche:

ἁγνὸν χρὴ ναοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα
ἔμμεναι· ἁγνείη δ' ἔστι φρονεῖν ὅσια.
Heilig und rein nur den weihrauchduftenden Tempel betreten
darf man, jedoch rein ist fromme Gesinnung allein.

(Porphyr. de abstin. II 19; vergl. noch Piccolos Suppl. à l'anthologie (Paris 1853) S. 186 ff. und G. Wolff im Philologus XVII S. 551.)

Welche weibliche Gestalt können wir an Einfluss auf die Gemüther der Massen, an der den Zeitströmungen entsprechenden Durchbildung dem Asklepios wohl gegenüberstellen? Ich glaube, auf dem griechischen Boden selbst nur eine, die Artemis von Ephesos als Repräsentantin der Natur, überhaupt als Allmutter. Es ist ein grosser Irrthum, die Bedeutung derselben über die engeren Grenzen von Ephesos, von Ionien, von Kleinasien hinaus als im Alterthum immer gleich aufzufassen, die Manigfaltigkeit ihrer Beziehung für die ältere Zeit nach der Symbolfülle des späteren, so reich ausgestatteten Cultusbildes zu beurtheilen. Die altlelegische Grundlage einer lunaren Gestalt, die Verpflanzung eines oberasiatischen Cultus der Anaïtis mit dienenden Amazonen an das Meer, die hellenische, dorische, ionische Artemis als jungfräuliche Schwester des Apollon und Jägerin, sie sind alle zusammengeflossen mit der phrygischen, kleinasiatisch-griechischen Verehrung einer Göttermutter und mit der immer stärker auf griechischem Boden sich ausbildenden jungen Idee der Tyche als stadtschützenden

Schicksalsgöttin, und so ist die Artemis von Ephesos seit Alexander dem Grossen eine centrale religiöse Macht der hellenistischen Städte geworden, die am ganzen Mittelmeer, an der gallischen und spanischen Küste wie am Pontos, ihre Filialstiftungen hatten. Kallimachos singt vom ephesischen Tempel, dass 'nichts göttlicheres die Eos, nichts reicheres schauen wird, leicht wird er Pytho übertreffen' (Hymn. in Dian. 249). Und jenes Wort des Goldschmiedes Demetrios, dass auch das Heiligthum der grossen Göttin Artemis für nichts geachtet werde und dass auch ihre Majestät untergehen werde, welche ganz Asien und der Erdkreis verehre, erregte bekanntlich den gewaltigen Aufruhr gegen die Predigt des Apostels Paulus (Acta apost. 19, 27). Ihre Feste hiessen und waren wahrhaft ökumenische. Sie ist durchaus nicht eine specifisch sittliche, ideale Persönlichkeit; aber sie ist eine gnädige Gottheit, wirksam in den Epiphanien, und vor allem ist sie Asylgöttin in eminentem Sinne: zu ihr, in ihr Heiligthum flüchtet der Sklave wie der Schuldbeladene (Tac. Ann. III 61).

Alle sonstigen griechischen religiösen Gestalten dieser Periode, abgesehen von der synkretistischen Aufnahme des Fremden, erweisen sich als Producte einer schon in der vorhergehenden Periode begonnenen ausserordentlich feinen und sinnigen Abstraction sittlicher Eigenschaften und psychologischer Zustände. Ich erinnere nur an die Fülle jener Persönlichkeiten, die auf dem merkwürdigen Relief der Apotheose des Homer auftreten, als da sind Natur, Weisheit, Tugend, Glaube (Glaubwürdigkeit und Treue = πίστις); ich erinnere an den einflussreichen Begriff der φιλανθρωπία, z. B. bei Polybios, endlich an den anmuthigen und feinsinnigen Mythus von Eros und Psyche.

Endlich haben wir auch noch der Umgestaltung des Heroenthums zu gedenken. Zunächst ist zu sagen, diese heroisierende Kraft gilt dem Held, dem Heldenkönig wie dem Sänger, dem Dichter, dem Philosophen. Homer, Sophokles, Sokrates, Platon, Epikur u. a. erhalten eine regelmässige Verehrung, werden gleichsam Schutzheilige ihrer Nachahmer oder Jünger. Und der Held, d. h. der Strateg und König, wird geradezu vergöttert. Das Grab Alexanders des Grossen zu Alexandrien ist der Ausgangspunkt einer neuen Götterwelt, der geweihten Könige. Im Ithyphallos singen die Athener den Demetrios Poliorketes an: 'dich sehen wir gegenwärtig, nicht von Holz oder Stein, sondern wahrhaftig, also beten wir zu dir' (Athen. VI 253 c). Ist auch die religiöse Form oft nur ein entheiligtes Gefäss im Dienste niedriger Schmeichelei, so spricht sich darin doch wie eine andere politische Grundanschauung, das Hervortreten des monarchischen Princips, so ein religiöses Bedürfnis aus, in einer irdischen Erscheinung einen göttlichen Helfer, Erretter verkörpert zu sehen.

Dieser Vergötterung einzelner bevorzugter Sterblicher steht aber dann gegenüber eine Anschauung des Todtenreiches als einer Welt voll Spuk und Gespenster, als einer Rüstkammer der Zauberei. Ueppig wuchert wie die Litteratur so der Glaube und die Praxis all des unermesslichen Spukes in Traumdeutung, Todtenbeschwörung, Zaubertränken, Sterndeuterei, Winkelprophetenthum, welcher mit hellenischer Bildung in die sich bildende Metropole der alten Welt, Rom, einzog.

Eines, müssen wir sagen, blieb dieser Zersplitterung, dieser Auflösung und Entartung noch Jahrhunderte lang ein Haltpunkt des griechischen Götterglaubens und hat diesem bei seiner Ohnmacht, den erwachten tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes zu genügen, immer noch eine höhere, auch sittlich veredelnde Wirkung mit gewahrt: es war die Kunst in ihrem vollsten Umfang, es waren die hohen Geisteswerke der Blütezeit, Homer an der

Spitze, es war die Hoheit, Pracht und Unmittelbarkeit der griechischen Plastik in den lichten, farbengeschmückten Hallen des griechischen Säulenbaus. Die Kunst, das Kind der Religion, hat die Mutter überlebt, aber ihr zuvor in reichem Maasse die θρέπτρα, den Dank und die Kindespflicht erwiesen.

Wir stehen am Ziele unserer Wanderung. Möchte es mir gelungen sein, überhaupt die Bedeutung der Aufgabe einer Geschichte der griechischen Religion mehr als es bisher geschehen lebendig gemacht zu haben, gelungen sein, den innern nothwendigen Zusammenhang der mythologischen, der mehr antiquarischen, der ethischen Betrachtungsweise in einer culturgeschichtlichen lebendig dargestellt zu haben; möchten die hervorragendsten Punkte, die ich auf unserer Wanderung zu markieren mir erlaubte, in der That sich als reiche Aussichtspunkte und als fruchtbare Ausgangsstellen genauerer Untersuchungen erproben!

Präsident. Die Discussion über den eben vernommenen Vortrag ist eröffnet.

Geheimerrath Dr. Gerhard aus Berlin. Wenn ich dem reichhaltigen Vortrage einige Bemerkungen anschliessen darf, so beschränke ich mich auf die Angabe weniger Punkte, die mir nicht ganz überzeugend schienen, und möchte besonders in Bezug auf die vom Hrn. Vortragenden gemachte Eintheilung der Mythologie etwas einwenden. Hr. Prof. Stark will fünf Perioden für die griechische Mythologie angenommen wissen: eine pelasgische, eine homerische, eine apollinische, eine ionisch-attische und eine alexandrinische. Es berühren sich diese Perioden einigermassen, was man den Eintheilungen der Mythologie voranstellen muss, wenn es auch fraglich ist, ob man bei der Behandlung der Mythologie wohl thut die ganze Entwicklung einer Zeitperiode der alten Welt zur Grundlage zu nehmen, oder die Analyse der einzelnen. Wenn man aber sich verständlich machen will, so würde die Voranstellung der pelasgischen Vorzeit sich ungefähr decken mit der Annahme, dass die Incunabeln der Mythologie vorangestellt werden. Ich bemerke noch, dass mir die Andeutung nicht klar war, wie eine pelasgische Seelenlehre, die Lehre von den Luftgeistern, angenommen wird. Die homerische Mythologie ist besonders zu behandeln: sie ist dasjenige, was man vorzugsweise überliefern und studieren muss. Eine apollinische Betrachtungsweise aber abzulösen von der homerischen, das scheint mir mit dem Wesen jener nicht vereinbar zu sein. Es scheint mir auch bedenklich, eine apollinische Religion zu trennen von der mystischen Richtung in der ionisch-attischen Religion, und es möchten sich sehr wohl berühren die apollinischen Culte — die mit der Sühne beginnen und deren Verbreitung ja wohl in der 30n Olympiade und mit dem Zeitalter des Epimenides herschend geworden ist — und die mystische Richtung, die sich hernach in Athen weiter ausbildete. Was den ionisch-attischen Cultus betrifft, so scheint mir der Hr. Redner dem Cultus von Eleusis zu wenig Recht haben widerfahren zu lassen: denn der Cultus von Eleusis geht doch wohl auf eine frühere Zeit zurück als die Entwicklung des dionysischen Cultus. Es kommt immer darauf an, ob man nicht am besten thäte, die mystischen Culte alle in gemeinsamem Ueberblick zu vereinigen und dasjenige, was von den mystischen und verdeckten Religionen im Cultus des Apollo eingeführt ist, daran anzuschliessen. Ich will erwähnen, wie sehr gerade die Culte des Apollo, beruhend auf geheimen Ceremonien, sich berührten mit der Einsetzung des Dionysos in Delphi, die in der 30n Olympiade in Griechenland aufgekommen ist. Endlich hat der Hr. Redner der Zeit des Hellenismus, der alexandrinischen

Zeit, ihr Recht nicht widerfahren lassen, besonders indem er den Asklepios voranstellt. Vielleicht liesse sich Serapis mit noch grösserem Vortheil hervorheben. Ich weiss nicht, ob Asklepios als eine so eigenthümliche Figur betrachtet werden darf.

Prof. Stark. Indem ich Hrn. Prof. Gerhard recht herzlich für die eingehenden Bemerkungen danke, glaube ich wohl zunächst hervorheben zu müssen, dass ich mit diesem Versuch die herschende Auffassung einer systematischen Mythologie nicht im geringsten zu erschüttern und zurückzudrängen versucht habe, dass ich nur gerade diesem Gesichtspunkt der geschichtlichen Entwicklung ein grösseres Recht zu verschaffen suche gegenüber der gewöhnlichen Behandlungsweise. Wenn ich darauf hingewiesen habe, dass der ältesten Zeit eine tiefere Anschauung des Lebens nach dem Tode zuzuschreiben sei, so habe ich zunächst an jene Gestalten gedacht, wie sie im goldenen und silbernen Zeitalter vorkommen, jene δαίμονες und μάκαρες. Wenn in weiterer Auseinandersetzung gegen eine dorische Apolloreligion remonstriert wird, so bin ich gewis auch weit entfernt, Apollo als einen rein dorischen Gott aufzufassen. Im Gegentheil, die geschichtliche Entwicklung, die Neuerung, die unter dem Anstoss des ionischen, und zwar vielleicht des kleinasiatisch-ionischen Wesens erfolgt ist, berechtigt noch nicht zu dem Schlusse, dass ein Vorherschen des dorischen Elementes in Delphi stattgefunden habe. Was die Mysterien betrifft, so bin ich fest überzeugt, dass die Vertiefung des Demeter-Dienstes, dass überhaupt die steigende Bedeutung der Eleusinien allerdings mit dem sechsten Jahrhundert zusammenfällt, so uralt natürlich auch der Dienst der Gottheit an und für sich ist. Endlich was die Gestalt des Serapis anlangt, so habe ich sie sehr wohl in Gedanken gehabt; aber ich glaube, dass das fortbildende Element im Serapis in dieser eigenthümlichen Zwittergestalt das fortbildende griechische Element, das Element des Asklepios ist.

Hierauf sprach Professor Dr. Benfey aus Göttingen zunächst seine Anerkennung für die von dem Redner in Aussicht gestellte und kurz skizzierte Bearbeitung der griechischen Religion aus, insbesondere für die durchgreifende geschichtliche Betrachtung derselben, da eine wahre Einsicht in die Schöpfungen des Menschengeistes nur auf geschichtlichem Wege zu erreichen sei. Er glaubt, dass der hohe Werth des versprochenen Werkes nicht bloss in den angedeuteten Resultaten liegen werde, sondern auch, und nicht am wenigsten, in den Debatten, die es nach seiner Veröffentlichung hervorrufen werde. Es sei hier nicht der Ort und er selbst, so unvorbereitet wie er dastehe, nicht im Stande, auf die Punkte, welche ihm Widerspruch zu erwecken geeignet scheinen, näher einzugehen. Gegen die Bezeichnung der ersten Periode als pelasgischer liessen sich zwar manche Bedenken geltend machen, allein er verkenne nicht, dass es eines Namens bedürfe, um diejenige Entwickelungsstufe zu bezeichnen, welche der speciell hellenischen unmittelbar vorhergieng und den Griechen mit ihrer nächsten verwandtschaftlichen Umgebung gemeinsam sein mochte, und dass gegen jeden andern Namen vielleicht ähnliche Bedenken vorgebracht werden könnten. Allein auf einen Mangel der Darstellung glaube er schon jetzt die Aufmerksamkeit der Versammlung lenken zu müssen. Dieser scheine ihm darin zu liegen, dass eine Periode, und zwar, wie er glaube, eine der allerwichtigsten, entweder ganz übergangen oder auf eine ihrer Bedeutung ganz widersprechende Weise in eine andere eingeschachtelt sei. Es sei dies die Periode der religiösen Entwicklung, welche die Griechen mit den stammverwandten Völkern in ihren Ursitzen gemeinschaftlich durchgemacht haben: die Periode, die wir mit demselben Namen

wie den gemeinschaftlichen Sprachstamm, als die indogermanische bezeichnen mögen. Es sei mit der grössten Schwierigkeit verbunden, ja eigentlich völlig unmöglich, dasjenige mit einiger Sicherheit auszuscheiden, was der Periode zuzusprechen sei, die Hr. Prof. Stark als die pelasgische bezeichnet, ehe dasjenige bestimmt sei, was der vorhergegangenen indogermanischen angehöre. Die erste Frage, die sich eine geschichtliche Bearbeitung der griechischen Religion vorzulegen habe, sei demnach: 'was haben die Griechen aus jener den indogermanischen Völkern gemeinsamen religiösen Entwicklung in ihre neue Heimat mitgebracht, was hat sich davon in ihrer speciellen Entwicklung erhalten, rein oder mehr oder weniger modificiert?' Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaube jener ältesten Entwicklung eine untergeordnete Stellung einräumen zu dürfen. Alles vielmehr — insbesondere die Vergleichung der ältesten Reste indogermanischer Poesie, der Veden — deute darauf hin, dass sie schon eine alle Seiten des religiösen Lebens umfassende, bestimmt geformte und fest ausgeprägte gewesen sei. Gleiche Götter, wie *Ζεύς* = dem vedischen *Dyaús*, *Οὐρανός* = dem vedischen *Varunas;* gleiche sollenne Anrufung *Ζεῦ πάτερ* = vedisch *Dyaúsh pitar* = lat. *Juppiter*; gleiche Bezeichnungen derselben, wie z. B. als *δωτῆρες ἐάων*, gerade wie sich der höchste Gott des Zend Avesta *dâta vaêhvâm* = *δωτὴρ ἐάων* 'Geber der Güter' nennt, als *μάκαρ*, gerade wie das etymologisch ganz gleiche *maghavan* — was ich hier nicht ausführen kann*) — auch in den Veden als Götterbeiname hervortritt; gleiche Epitheta, wie z. B. *sthâtar* in den Veden als Epitheton des Indra, welcher ursprünglich mit dem *Dyaúsh pitar* identisch ist, gerade wie bei den Römern das entsprechende *stator* als das des *Juppiter* erscheint; gleiche Formeln, wie ved. *râtam astu* = lat. *ratum esto;* gleiche Namen des die Götter feiernden Preisgesangs *ὕμνο* = ved. *sumna* — lauter Zusammenstellungen, deren Richtigkeit auf der Hand liege und keines weitläuftigen Beweises bedürfe. Aehnliche liessen sich bei tieferem Eingehen in Fülle hinzufügen und würden die Behauptung bekräftigen, dass das ganze religiöse Leben schon in dieser letzterreichbaren Periode ein vollständig geordnetes gewesen sei. Diese Behauptung lasse sich aber sowohl aus der Sprache als aus andern Momenten für das gesammte Leben des noch ungetrennten indogermanischen Volkes überhaupt feststellen. Die Festigkeit und wesentliche Gleichmässigkeit in den sprachlichen Gestaltungen, die Gemeinsamkeit in staatlichen, rechtlichen und religiösen Anschauungen, in Sitten, Sagen und Gebräuchen, die theilweise bis in unsere Tage hineinreichen, legen ein unbezweifelbares Zeugnis dafür ab, dass der letzterreichbare Zustand der Indogermanen in ihrem Ursitz in gesellschaftlicher Beziehung ein bestimmt ausgeprägter und geordneter gewesen sei, so bestimmt, dass er auch nach der Trennung vom Urstock bei den einzelnen Völkern lange unversehrt erhalten bleiben konnte und erst nach und nach umgestaltet worden sei. Diesem gemäss sei jeder, der die Gesammtentwicklung eines zu diesem Stamme gehörigen Volkes, oder die einer in das Alterthum hinaufreichenden Seite bei einem derselben begreifen wolle, mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, zu erforschen und an die Spitze zu stellen,

---

*) Bei dem Abdruck erlaube ich mir diesen Mangel zu ergänzen: *gh* ist durch Uebergang in *h* (vgl. skr. *mah-ant* für *maghant* = griech. *μέγ-α*) eingebüsst, vgl. griech. *μάλα* für * *μαγαλα* = *μεγάλα*, Neutr. plur. in adverbialer Bedeutung, *ϝέα*, *ϝεῖα* für *ϝεghεϝα* aus *ϝεghv*, *ϝαghv* = ved. *raghu*, gewöhnlich skr. *laghu* = lat. *levi* (s. in Kuhns Zeitschrift f. vgl. Spr. IX 98); sanskritisches *v* ist durch griechisches *κ* repräsentiert, wie z. B. in *πέφυκα*, *-κε* = skr. *babhûva;* das themaauslautende *n* ist in *ρ* übergegangen, wie auch im Sanskrit und sonst so oft, vgl. z. B. *πιον* = skr. *pîvan*, Fem. *pîvarî* = *πίειρα* für *πιϝέρι-α*. — Die Bedeutung ist 'mächtig'.

was in dieser Beziehung aus jener der Forschung letzterreichbaren Periode gerettet und als Grundlage der speciellen Entwicklung bewahrt sei.

Prof. Stark entgegnet, der gerügte Mangel könne ihm nicht zugeschrieben werden. Er habe ausdrücklich bei den beiden Grundfragen in Bezug auf die griechische Religion auf den gemeinsamen indogermanischen Ursprung hingewiesen, wie darauf, dass die religiöse Gemeinsamkeit ebenso gut stattgefunden habe wie Gemeinsamkeit der Sprachen; aber indem er dies voraussetze und vollständig anerkenne, habe er für seinen Zweck da begonnen, wo mit diesem Erbtheil der indogermanischen Völker ein reges Volksleben auf griechischem Boden beginne.

Der Präsident erklärt die Discussion für geschlossen. Der noch auf der heutigen Tagesordnung stehende Vortrag von Dr. Emil Müller musste auf morgen verschoben werden; ausserdem genehmigte die Versammlung noch den Vorschlag des Vorsitzenden, dass morgen unmittelbar vor der Fahrt nach Aschaffenburg Professor W. Rein aus Eisenach den von ihm angebotenen Vortrag (s. oben S. 30) über das römische Haus halten möchte. Schluss der zweiten öffentlichen Sitzung.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 26. September Morgens 10 Uhr. Eröffnung derselben durch den Präsidenten mit einigen Mittheilungen in Betreff des auf heute Nachmittag anberaumten Ausflugs nach Aschaffenburg zur Besichtigung des Pompejanums Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern. Daran knüpfte der Vorsitzende die Ankündigung der von den Vorständen der Alterthums-Museen in Mainz und Wiesbaden in zuvorkommender Weise ergangenen Anerbietungen, nach dem Schluss der Versammlung am nächsten Samstag für Mitglieder derselben die genannten Museen zur Besichtigung offen zu halten.

Nachdem hierauf der Vorsitzende die an die Versammlung ihm aufgetragenen Grüsse von dem greisen Dichter Friedrich Rückert in Neuses bei Coburg und von Professor Dr. Haase in Breslau ausgerichtet hatte, erstattete Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle den Commissionsbericht über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung. Die Commission schlage Augsburg vor, und auf telegraphische Anfrage sei von dort aus auch bereits die Antwort erfolgt, dass die Versammlung daselbst im nächsten Jahre willkommen sein werde. Dagegen erhob sich Dr. Ascherson aus Berlin und sprach im Interesse der in den nördlichen und östlichen Provinzen des preussischen Staats wohnenden Gymnasiallehrer den Wunsch aus, dass eine diesen näher gelegene Stadt, etwa Halle, für die nächstjährige Versammlung gewählt werden möchte. Director Eckstein beharrte auf dem Vorschlag der Commission, und dieser wurde bei der darüber vorgenommenen Abstimmung von der Versammlung gegen eine Stimme angenommen. *) Auch der weitere Vorschlag, den Studienrector Dr. Mezger in Augsburg zum Präsidenten und den Professor Dr. Halm in München zum Vicepräsidenten der nächstjährigen Versammlung zu erwählen, wurde genehmigt.

Sodann berichtete Director Eckstein weiter im Namen der Commission über den oben S. 30 erwähnten Antrag auf Bildung einer germanistischen Section. Die Commission habe

---

*) Von Dr. Ascherson ist hierauf folgende Erklärung zu Protokoll gegeben worden:

Als gestern auf die Frage unseres hochverehrten Herrn Präsidenten, ob jemand etwas gegen den Antrag der Commission für die Wahl des Ortes der nächsten Versammlung einzuwenden habe, ich mich erhob und zum Worte aufgefordert wurde, wollte ich nicht unterlassen, ein Interesse zu vertreten, das mir in Berlin dringend ans Herz gelegt worden war. Nachdem der Wunsch meiner Auftraggeber ausgesprochen war, wollte ich die beschränkte Zeit der gestrigen Versammlung nicht für Besprechung untergeordneter Einzelheiten beanspruchen, muss aber jetzt bemerken, dass diejenigen Anstalten des Ostens, in denen nach des hochverehrten Herrn Director Eckstein Mittheilung die Michaelisferien erst am 8. October beginnen, ausser meinem Gesichtskreise liegen. In der Provinz Brandenburg pflegen die Ferien zu dieser Zeit aufzuhören, und können die Gymnasiallehrer daher an Versammlungen in den letzten Tagen des Septembers theilnehmen, selten oder nie dagegen in den ersten Tagen der vierten Septemberwoche. Indem ich den Beschluss der hochansehnlichen Versammlung geziemend verehre, bleibt es meinen Auftraggebern vorbehalten, ihr berechtigtes Interesse auf der Augsburger Versammlung in geeigneter Weise wahrzunehmen.

Frankfurt, 27. September 1861.

Ferdinand Ascherson.

sich dafür entschieden, diesen Antrag der Versammlung zur Annahme zu empfehlen, und drei ihrer Mitglieder, Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen, Regierungsrath Dr. Firnhaber aus Wiesbaden und den Berichterstatter ersucht, eine darauf bezügliche Geschäftsordnung zu entwerfen und nächstes Jahr in Augsburg der Versammlung vorzulegen. Auch dieser Vorschlag wurde allseitig genehmigt.

Professor Dr. Vischer aus Basel empfahl die von ihm in Verein mit mehreren Schweizer Collegen (Ribbeck in Basel, Köchly in Zürich, Hunziker in Aarau, Gehrig in Luzern) seit Anfang des Jahres herausgegebene Zeitschrift 'neues Schweizerisches Museum', welche der Vertretung der humanistischen Studien und des Gymnasialwesens in der Schweiz gewidmet sei, in kurzer Ansprache der Theilnahme der Versammlung.

Die Tagesordnung für die dritte und die letzte allgemeine Sitzung wurde dahin festgesetzt, dass heute wegen der beschränkten Zeit nur die Vorträge der Herren Emil Müller und W. Rein gehalten werden sollten. Professor Bachofen aus Basel hatte den von ihm angebotenen Vortrag (über die Lykier) zurückgezogen*); es blieben also für die Schluss-Sitzung noch übrig die der Herren Keck, Linker und Leo Meyer (oben S. 7) sowie der Herren Düntzer und Menn (oben S. 30).

Demgemäss begann nun Dr. Emil Müller aus Leipzig seinen Vortrag

über das älteste römisch-karthagische Bündnis.

Es ist an die historisch-philologische Kritik unserer Tage wol mitunter die Forderung ergangen, sie möge eine ihrer nächsten Aufgaben darin erkennen, einmal kritische Musterung zu halten unter den Ergebnissen der Kritik der letzten Generationen, um den aus dem Altertum erhaltenen Stoff von so mancher falschen Hypothese zu befreien, welche die Verwirrung des Gegebenen, statt sie zu klären, nur gesteigert habe, und um dieses oder jenes vorschnelle Verdammungsurteil zu revidieren, wodurch auch manches echte und kostbare Stück der Ueberlieferung, zum Schaden unserer Erkenntnis, aus der Reihe der Quellen verbannt worden sei. So reiche Früchte nun auch der Wissenschaft ein solches Unternehmen tragen könnte, so ist doch für den einzelnen Forscher die Aufgabe, einen eingewurzelten kritischen Irtum anzugreifen, oft weder leicht noch dankbar. Solche kritische Vorurteile pflegen die ganze Stärke einer zum Dogma gewordenen Ketzerei zu besitzen. Sie verbinden mit dem Ansehen einer überlieferten den Reiz einer entdeckten Wahrheit, und wer sie bestreitet, den trifft zu gleicher Zeit der Unwille welcher eigensinniger Neuerung, und die Geringschätzung welche blinder Altgläubigkeit zu Teil zu werden pflegt. Es geht ihm wie dem Juden der einen Christen, oder dem Christen der einen Muselmann zu bekehren unternimmt; ist es doch ein 'überwundener Standpunkt' auf den er die gelehrte Welt zurückführen möchte; so zuckt man die Achseln und lässt ihn gehen.

Ich habe mir für den gegenwärtigen Vortrag eine andere und (wie ich hoffe) leichtere Aufgabe gestellt: die Bekämpfung einer kritischen Meinung über einen hochwichtigen Punkt der älteren Geschichte Roms, die sich zum Dogma zu erheben eben erst Miene macht. Es ist dies die zuerst im vorigen Jahrhundert von dem Engländer Hook aufgestellte, später von unserem Landsmann Kobbe wiederholte, vor zwei Jahren aber aufs neue, mit der entschie-

*) Derselbe ist inzwischen im Druck erschienen unter dem Titel: 'das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Alterthums'. (Freiburg im Br. 1862. 8).

densten Zuversicht und unter dem Beifall anderer Historiker, von Theodor Mommsen vorgetragene Ansicht, dass der älteste römisch-karthagische Freundschafts- und Handelsvertrag, dessen wesentlichen Inhalt uns Polybius nach der römischen Originalurkunde in Uebersetzung erhalten hat, nicht wie Polybius selber angibt, im ersten Jahre der römischen Republik, sondern 160 Jahre später — im Zeitalter des Demosthenes und des olynthischen Krieges, statt im Zeitalter des Darius Hystaspis und Kleisthenes geschlossen worden sei.

Es ist im 3n Buche, im 21n bis 30n Kapitel seiner Geschichte, wo Polybius die zwischen Rom und Karthago bis zum Ausbruch des saguntinischen Krieges geschlossenen Verträge mitteilt, um an der Hand dieser Urkunden die wechselnde Rechtslage zwischen beiden Staaten zu erläutern und die Frage zu entscheiden, wer in den verschiedenen Phasen des grossen Kampfes vom Uebergang der Römer nach Messana bis zur Belagerung von Sagunt herab als der Friedensbrecher und Angreifer erscheine. Zuerst handelt es sich darum, welchem Volke die Urheberschaft des ersten punischen Krieges zur Last und Schuld falle, und hier tritt Polybius der Darstellung des Agrigentiners Philinus entgegen, nach welcher die Römer durch ihren Uebergang über die Meerenge von Messana ein mit Karthago bestehendes vertragsmässiges Abkommen gebrochen hätten, wodurch den Karthagern jede Einmischung in Italien, den Römern jede Einmischung in Sicilien untersagt gewesen wäre. Indem Polybius zu diesem Zwecke die drei bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges zwischen Rom und Karthago geschlossenen Staatsverträge ihrem Hauptinhalte nach mitteilt und erläutert, gelangt er zu dem Ergebnis, dass Philinus Behauptung in den Urkunden keinerlei Stütze finde, vielmehr durch dieselben widerlegt werde; denn in allen jenen drei Verträgen, welche er aus den authentischen Quellen, den im Aedilenarchiv beim capitolinischen Jupiter aufbewahrten Erztafeln, wiedergibt, stipuliert Karthago zwar für Libyen und Sardinien, für Sicilien aber ausdrücklich nur 'soweit dasselbe unter karthagischer Herschaft steht', während Rom in denselben zwar als Gebieterin von Latium, keineswegs aber als Herrin von Italien anerkannt ist. Den Zeitpunkt des Abschlusses aber bestimmt der Historiker für den letzten der drei Verträge ohne Jahresangabe dahin, dass er zur Zeit von Pyrrhus Expedition gegen Italien geschlossen sei; für den mittlern bestimmt er gar keine Zeit; von dem ersten endlich sagt er, derselbe sei geschlossen zur Zeit der Consuln L. Brutus und M. Horatius, der ersten Consuln nach Vertreibung der Könige, von welchen auch der Tempel des capitolinischen Jupiter geweiht worden sei, 28 Jahre vor Xerxes Zug gegen Griechenland.

Diese von Polybius gewählte Art der Bezeichnung des ersten consularischen Jahres ist es vornehmlich gewesen, die bei modernen Historikern Anstoss und Anlass zur Verwerfung der Jahresbestimmung selbst gegeben hat, und zwar ist die merkwürdige Erscheinung eingetreten, dass sich in diesem Verwerfungsurteil Vertreter jener beiden entgegenstehenden Hauptrichtungen unserer Geschichtsforschung begegnet sind, welche man die conservativgläubige und die kritisch-revolutionäre nennen kann.

Nach der übereinstimmenden Angabe aller alten Historiker ausser Polybius waren die ersten Consuln nicht L. Brutus und M. Horatius, sondern L. Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus; den capitolinischen Tempel weiheten nicht Brutus und Horatius, sondern Horatius allein, dessen College P. Valerius Poplicola war; Brutus und Horatius waren überhaupt niemals Collegen, sondern Horatius war Ersatzmann, nach der gewöhnlichen Angabe sogar erst zweiter Ersatzmann, für den verstorbenen Brutus. So scheint des Polybius Datierung

unvereinbar mit den Consularfasten, und wer die Unantastbarkeit der Fasten verteidigt, scheint mit Kobbe jene Datierung verwerfen zu müssen. Wer umgekehrt die Consularfasten und die daran geknüpfte Geschichtserzählung für unzuverlässig hält, dem mag zwar einerseits (und so beurteilten Niebuhr und Schwegler die Sache) das Consulnpaar Brutus und Horatius (sofern dasselbe aus der Urkunde selbst geschöpft scheint) als urkundlicher Beweis für die Unzuverlässigkeit der Fasten, und um deswillen die Urkunde als doppelt unschätzbar gelten; dennoch kann anderseits durch das Polybianische Datum die conventionelle Geschichte doch auch wieder in bedenklicher Weise bestätigt scheinen: denn auch nach den Fasten waren ja Brutus und Horatius beide wenigstens Consuln im ersten Jahre der Republik, und die Tempelweihe, welche auch die gemeine Tradition in dieses Jahr setzt, knüpft sich an Horatius ebenso, wie an Brutus die Vertreibung der Könige. Dies ist die Seite von welcher Mommsen die Sache angesehen hat. Dieser Forscher geht von der sehr scheinbaren Annahme aus, dass der alten römischen Aera von Vertreibung der Könige die noch ältere von der Weihe des capitolinischen Tempels (welche nach der conventionellen Geschichte von jener nicht verschieden ist) zu Grunde liege, dass die Epoche der Tempelweihe den ursprünglichen und wahren Anfang der Consularfasten gebildet, die Epoche der Vertreibung der Könige aber ursprünglich mit der Tempelweihe so wenig wie mit den Fasten etwas zu schaffen gehabt habe. So muss ihm freilich eine Angabe anstössig sein, welche in den Personen des Brutus und Horatius die Repräsentanten beider Epochen, und damit die Epochen selbst, in noch unmittelbarere Verbindung bringt, als es in unseren Fasten geschieht.

Es wird gestattet sein, diese Betrachtung als das für Mommsens Kritik eigentlich entscheidende Moment anzusehen, wiewol dasselbe in der Abhandlung, welche Mommsen am Schlusse seiner römischen Chronologie dem Gegenstand gewidmet hat, ein wenig Versteckens spielt, und eigentlich erst zum Vorschein kommt, nachdem durch zwei oder drei andere Gründe die Streitfrage bereits entschieden worden ist. Indessen passt es auch für meinen Zweck, von dem Verhältnis der Polybianischen Jahresbezeichnung zu den überlieferten Consularfasten erst hernach zu reden und zunächst die übrigen Argumente des Kritikers zu prüfen — soweit dieses nämlich notwendig scheint; denn einige derselben sind in der That so beschaffen, dass man wol ohne Schaden darüber hinweggehen darf: so vornehmlich die Bemerkung, dass 'es zwar sehr erfreulich sein würde, einem Actenstück aus der Sagenzeit zu begegnen, dass aber eben darum eine solche Begegnung wenig wahrscheinlich' sei. Denn wer sich erinnert, dass das capitolinische Archiv, wo die drei Erztafeln lagen, der Zerstörung des gallischen Brandes (Dank den Gänsen der Juno!) glücklich entgangen war, — dass auch sonst selbst die Zeit von Cicero und Augustus noch eine recht hübsche Reihe von Actenstücken aus den ersten Generationen der Republik und den zwei letzten Königsregierungen besass, von deren Inhalt uns nur leider Livius und Dionysius, aus Mangel an Interesse für die urkundliche Grundlage der Geschichtsforschung, nicht wie Polybius von seinen karthagischen Verträgen, Abschriften oder Auszüge erhalten haben, — dass endlich Mommsen selbst so wenig Neigung verrät, etwa die ältesten jener Urkunden für Fälschungen einer späten Zeit zu halten, dass er vielmehr eine derselben, den gabinischen Vertrag des Tarquinius Superbus, in eine Zeit noch tieferen Sagendunkels zurückzuschieben vorgeschlagen hat, — wer sich dieser Umstände erinnert, der wird jenen kritischen Ausfall gegen des Polybius Angabe kaum für etwas anderes als für einen kritischen Fechterstreich ansehen können.

Ernste Erwägung dagegen fordert ein anderes Argument, welches sich auf die Nachrichten

des Livius und Dionysius über die römisch-karthagischen Bündnisse stützt, Nachrichten die von des Polybius Angabe in zwiefacher Beziehung abweichen.

Livius erwähnt keines im ersten Jahre der Republik geschlossenen karthagischen Vertrags, aber er zählt dennoch aus der Zeit vor dem ersten punischen Kriege solcher Verträge, gerade wie Polybius, drei auf, einen aus dem Jahre 348 v. Chr., einen weitern aus 306 v. Chr., und einen dritten aus dem Pyrrhischen Kriege 279 v. Chr., welcher letztere unstreitig der dritte des Polybius ist. Diodor sodann erwähnt wie Livius eines Vertrags von 348 v. Chr. und bezeichnet diesen ausdrücklich als den ersten Vertrag, welchen Rom mit Karthago geschlossen habe; und auch Dionysius stimmt damit insofern überein, als er in seiner Darstellung der Anfänge der Republik eines karthagischen Vertrages nicht gedenkt. Folglich, so wird mit gutem Fug geschlossen, die alten römischen Annalisten, welche jenen Historikern den Stoff lieferten, insonderheit der älteste derselben, Fabius, wussten nichts von einem karthagischen Vertrag aus Brutus Zeit, ihnen galt vielmehr als der älteste der vom Jahr 348. Dennoch kennen auch sie drei Verträge vor dem ersten punischen Kriege, genau so viele wie aus dieser Zeit nach des Polybius Zeugnis Vertragsurkunden im Archiv waren. Was also scheint natürlicher als die Folgerung, dass diese drei Urkunden zu jenen drei Vertragsschlüssen gehören, dass die älteste die von 348, die zweite die von 306, die dritte die von 279 sei? — In der That, die Folgerung wäre höchst verlockend, wenn nur nicht die gewichtige Autorität des Polybius ausdrücklich ein anderes lehrte! Hören wir also wie Mommsen mit diesem Hindernis fertig wird. Sein Verfahren ist einfach und rasch: 'die Darstellung bei Diodor oder Fabius verdient den Vorzug vor der des Polybius, weil sie die älteren Zeugen für sich hat.'

Es ist nicht erforderlich, die Frage hier zu erörtern, ob in Beziehung auf die Geschichte des ältesten Rom unter den römischen Historikern und Altertumsforschern im allgemeinen den älteren oder den jüngeren Generationen die grössere Glaubwürdigkeit zuzuerkennen sei. Man mag hierüber streiten; kaum aber scheint doch ein Streit darüber erlaubt, dass in unserem Falle die jüngere Darstellung es ist, welche, soweit es auf Autorität ankommt, gegenüber der ältern das entschiedenste Uebergewicht behauptet. Fabius, der Vertreter der ersten Anfänge der römischen Geschichtschreibung, dem eigentliche Quellenforschung, zumal Denkmälerforschung, noch fern lag, soll, weil er 60 oder 70 Jahre älter war, die Autorität des Polybius niederschlagen, des gewiegten Meisters der reifsten kritisch-pragmatischen Geschichtschreibung der Griechen, der an kritischem Blick und Bestreben jenen weit überragt, und der, wenn je irgend ein antiker Historiker, seine Darstellung recht eigentlich auf Erforschung der ersten Quellen gegründet hat. Alle die zahlreichen Staatsverträge, welche Polybius im Verlaufe seines Werks zum Teil wörtlich anführt, müssen ihm im Original oder in Abschrift vorgelegen haben; die umständliche Darstellung der Verhandlungen des römischen Senats mit Gesandtschaften fremder Staaten, die wir teils bei Polybius, teils aus ihm bei Livius lesen, können aus keiner andern Quelle als aus dem Studium der Senatsacten geflossen sein; kostbare Denkmälerinschriften hat er in entlegenen Winkeln Italiens für die Geschichte entdeckt, hat nach Gefechtsberichten griechischer Nauarchen fremde Archive durchstöbert, und selbst für die Gründung Roms, deren Zeitpunkt er beiläufig anzugeben hatte, statt gemeiner Meinung zu folgen, nach urkundlicher Gewähr gesucht. Und gerade diejenige Episode des Polybianischen Werks, die über die karthagischen Verträge handelt, ist ausgesprochenermassen gegründet auf Urkunden des römischen Archivs, ja der Historiker bemerkt obendrein ausdrücklich, dass diese Urkunden bis zu seiner Zeit unbekannt, und dass

die Aufschlüsse, die sie gaben, neue Aufschlüsse waren! Also Polybius sagt uns: 'die Thatsachen, die ich mitteile, sind aus neu entdeckten Urkunden geschöpft und waren meinen Vorgängern unbekannt', und wir antworten ihm: 'eben darum sind deine Thatsachen unwahr, denn deine Vorgänger schrieben früher als du, und den älteren Zeugen muss man mehr glauben als den jüngeren.' Gerade in unserem Fall erscheint ein solches Argumentieren als ganz besonders unerlaubt. Denn indem wir in Beziehung auf den Zeitpunkt des ersten Bündnisses die Polybianische Angabe derjenigen der alten Annalisten vorziehen, brauchen wir darum doch weder die Glaubwürdigkeit der letzteren noch die Richtigkeit der ihrer Darstellung zu Grunde liegenden Quellendaten zu leugnen. Denn Polybius widerspricht ihnen nicht, er vervollständigt sie nur. Fabius fand in den Chroniken, aus denen er schöpfte, zuerst im Jahr 348 einen karthagischen Vertrag angemerkt, und zog daraus den ganz erlaubten Schluss, dieser Vertrag sei der erste seiner Art gewesen; wie aber sollten wir deshalb das höhere Alter eines urkundlich erhaltenen Vertrags ableugnen, über welchen in den Chroniken nichts aufgezeichnet stand?

Doch die Gegner der Polybianischen Darstellung verweisen uns auf den zweiten Differenzpunkt, der zwischen dieser und den Angaben der Annalisten obwaltet, wo umgekehrt eine positive Nachricht der Annalisten dem Schweigen des Polybius und seiner archivalischen Quellen entgegensteht. Die Annalisten nennen aus dem 4n Jahrhundert zwei Vertragsschlüsse, von 348 und von 306; nach Polybius dagegen kann in diese Zeit nur ein Vertrag, die mittlere seiner drei Urkunden, fallen. Man könnte sich versucht fühlen, auch hier der redenden Autorität vor der des Schweigens den Vorzug zu geben. Eine der zwei Vertragsurkunden des 4n Jahrhunderts, am wahrscheinlichsten die von 306, könnte verloren gewesen, oder sie könnte der Nachforschung, welche die andere ans Licht förderte, entgangen sein. So wenig befremdlich aber ein solcher Zufall sein würde, so ist es doch ganz ebenso möglich, dass Livius Angabe über den Vertragsschluss von 306 auf einem Irrtum beruht. 'Mit den Karthagern' — so erzählt Livius die Sache — 'ward in diesem Jahre das Bündnis erneuert, und ihre Gesandten, die zu diesem Zwecke nach Rom gekommen waren, wurden freundlich aufgenommen und mit Geschenken entlassen.' War eine karthagische Gesandtschaft zur Auffrischung der Freundschaft in Rom erschienen, und war ihr eine günstige Aufnahme zu Teil geworden, so konnte daraus in ungenauer Darstellung gar leicht eine Erneuerung des Bündnisses werden. Aber selbst ohne auch nur eine so geringe Ungenauigkeit bei Livius anzunehmen, lässt sich die Darstellung des Polybius aufrecht halten. Das Bündnis von 279 war, wie wir aus Polybius wissen, eine Wiederholung des bestehenden Freundschafts- und Handelsvertrags, nur mit einem Zusatzartikel, welcher Präliminarien eines Kriegsbundes gegen Pyrrhus enthielt. Wie also 279 das Bündnis von 348 mit einem Zusatz erneuert ward, so kann es 306 ohne Zusatz erneuert, d. h. einfach neu beschworen worden sein. Nichts ist in der Staatengeschichte des Altertums häufiger als solche eidliche Erneuerungen bestehender Verträge. Es gab Verträge, in denen alljährliche Wiederholung des Eidschwurs von vorn herein ausbedungen war. Aber auch sonst pflegte man ausserordentlicher Weise die Eide neu auszutauschen, in grossen Krisen der Weltpolitik oder nach Beendigung derselben, wenn Umstände eingetreten waren, welche die politische Lage oder das Machtverhältnis der verbündeten Staaten umzugestalten, die rechtliche oder thatsächliche Geltung des bestehenden Vertrags und damit das gute Einvernehmen der Parteien zu gefährden drohten, ohne dass doch dieselben aufgehört hatten, Werth auf die Fortdauer dieses Einvernehmens zu legen — kurz unter Umständen wie sie

für Rom und Karthago im Jahre 306 obwalteten, da Karthago so eben die furchtbare Krisis des Agathokleischen Krieges überstanden hatte, während die Römer in dem Riesenkampfe gegen die vereinigten Völker Mittelitaliens bereits die entschiedene Oberhand und damit das Uebergewicht in ganz Italien zu gewinnen im Begriffe waren. Die Karthager, nachdem sie mit Agathokles Frieden geschlossen, boten in Rom eidliche Erneuerung des noch zu Recht bestehenden Bündnisses von 348 an, dessen Bedingungen von ihnen dictiert waren, und Rom, noch immer mit den Resten des grossen Samnitenkriegs und mit einem neuen Aufstand der Herniker beschäftigt, wagte nicht nein zu sagen.

Unsere Entscheidung des Widerstreits zwischen den Annalisten und Polybius gründete sich teils auf die höhere Autorität, welche dem letztern an sich selbst gebührt, teils auf die Voraussetzung, dass seine Darstellung aus den Urkunden des Archivs geschöpft sei. Indessen eben diese Voraussetzung wird bestritten, sie soll wenigstens nicht im vollen Umfang gelten, der archivalische Ursprung der Polybianischen Angaben soll nur ein mittelbarer sein. Polybius sagt nicht ausdrücklich, dass er die Erztafeln des Archivs mit eignen Augen gesehen habe, folglich (so wird eingewandt) lässt sich annehmen dass er sie nicht gesehen, sondern ihren Inhalt wie seine erläuternden Bemerkungen irgend einem römischen Buche, etwa den Origines des Cato, auf Treue und Glauben entnommen hat. Aber gegen eine solche Annahme spricht, wie die innere Wahrscheinlichkeit der Sache, so der Ton in welchem der Historiker sich über den Gegenstand äussert, und der ganze Eindruck seiner Darstellung. Polybius war weder so bequem und leichtfertig, noch war er unselbständig genug, um in einer Steitfrage, in der er eine quellenmässige Entscheidung zu geben unternommen hatte, sich blindlings der Meinung irgend eines römischen Schriftstellers unterzuordnen, und am wenigsten war er der Windbeutelei fähig, sich Philinus gegenüber voll stolzen Nachdrucks und ohne die Nennung eines Gewährsmanns auf die 'beim capitolinischen Jupiter noch vorhandenen Erztafeln' zu berufen, wenn er diese Tafeln nie mit Augen gesehen, sondern alles was er davon wusste aus einem römischen Buche abgeschrieben hatte. Es mag richtig sein, dass der Entdecker der Tafeln Cato war, ja es scheint sogar, dass auch dieser, gestützt auf die Urkunden, ebenso wie Polybius, und an der gleichen Stelle seines Geschichtswerks, nämlich vor dem Anfang des zweiten punischen Kriegs, die bis dahin zwischen beiden Staaten bestandenen Rechtsverhältnisse im Zusammenhang erörtert hatte, und Polybius mag diese Erörterung gekannt haben; dennoch ist er von derselben nicht abhängig: die sechs Vertragsbrüche, welche Cato den Karthagern aufrechnete, lassen sich aus Polybius nicht herausbringen. 'Bis zu meiner Zeit' sagt Polybius 'waren die Urkunden selbst den ältesten und in den öffentlichen Angelegenheiten am meisten bewanderten Männern unter Römern wie Karthagern unbekannt'; ihre Entdeckung also machte Aufsehen und ward ein Gegenstand des Gesprächs unter Römern wie Karthagern. Sicherlich werden sie unter diesen Umständen auch von anderen als dem Entdecker in Augenschein genommen worden sein, und dass Polybius, welcher ein wichtiges Kapitel seines Werks darauf zu gründen hatte, und der namentlich der ältesten Urkunde, gewis gerade wegen ihrer Altertümlichkeit, ein unverkennbares lebhaftes Interesse widmete — dass er es unterlassen haben sollte, sich um die eigne Einsicht der Urkunden zu bemühen, wäre eben so unbegreiflich, als weshalb wol dem Freunde des Scipio diese Einsicht verwehrt worden sein sollte. In einem Stücke freilich konnte Polybius römischer Autoritäten nicht entraten: in Beziehung auf den Wortverstand, die Sprache. Er selber deutet an, er habe sich den Inhalt der ältesten Urkunde von sachverständigen Römern übersetzen lassen; aber

eben dies beweist nur um so deutlicher, dass er die Urkunde hatte, und dass er sie studierte.

Die ganze Frage, ob Polybius unmittelbar aus der Urkunde oder aus Cato schöpfte, ist im Grunde nur von untergeordnetem Belang; wir würden es eben, statt mit Polybius, mit Cato zu thun haben. Weit mehr Interesse hat der Einwand, dass gerade die éine Polybianische Angabe, welche den Kern der Frage bildet, seine Datierung des ersten Vertrags, nicht aus der Urkunde geschöpft zu sein brauche, ja nicht daraus geschöpft sein könne. Hier ist zunächst zu sagen, dass in einer Darstellung, die sich im ganzen auf Urkunden gründet, auch den einzelnen Teilen das Vorurteil urkundlicher Begründung doch allermindestens auf so lange zur Seite steht, als noch nicht einmal die Möglichkeit irgend eines andern Ursprungs dafür nachgewiesen ist. Dies aber ist nicht geschehen, und wird schwerlich geschehen: denn da — wie die Gegner selbst mit vollem Rechte behaupten — die chronistische und annalistische Tradition von einem Vertrag aus Brutus Zeit durchaus nichts wusste, so bleibt für Polybius Angabe keine andere Quelle übrig als seine neu erschlossene archivalische. Allerdings auch aus dieser Quelle könnte das Datum vielleicht bloss mittelbar, durch Schlüsse die einen Irrtum zulassen, entnommen worden sein, und wirklich war schon dasjenige, was Polybius uns von dem Inhalt der Urkunde mitteilt, ganz geeignet, ihn zu dem Schlusse zu führen, der Vertrag müsse sehr alt, älter als Coriolanus und die Schlacht am Regillus sein. Aber damit war noch kein bestimmtes Jahresdatum angezeigt, und es ist bisher weder der Nachweis gelungen, wie Polybius ein solches irriger Weise aus der Urkunde folgern konnte, noch lässt sich absehen, wie er es überhaupt daraus gewinnen konnte, wenn es nicht unmittelbar, durch den Namen des Consuls der den Vertrag geschlossen, darin gegeben war. Und dass dies sich wirklich so verhielt, dass die Urkunde nicht ohne den Namen des Consuls sein konnte, dies muss auch noch aus anderen Gründen mit Bestimmtheit behauptet werden. Zunächst haben wir mehrere Beispiele von römischen Bündnissen aus ältester wie aus späterer Zeit, in welchen der vollziehende höchste Magistrat genannt war, während für seine Verschweigung im gleichen Falle noch kein Beispiel hat nachgewiesen werden können. Ein Staatsvertrag, der sich inschriftlich erhalten hat, das im Jahre 105 v. Chr. geschlossene Bündnis mit Astypaläa, nennt die regierenden Consuln; in dem Bündnis mit Ardea aus dem Jahre 444 v. Chr. waren beide Consuln genannt; der Bundesvertrag mit den Latinern aus dem Jahre 493 v. Chr. nannte den Consul Sp. Cassius, der ihn geschlossen hatte. Auch von dem gabinischen Bündnis des Tarquinius Superbus und von dem latinischen Bundesvertrag des Servius Tullius, welche noch zu Dionysius Zeit vorhanden waren, wird angenommen und ist anzunehmen, dass beide Verträge den Namen des betreffenden Königs enthielten.

Schon die angeführten, vortrefflich bezeugten und nicht wegzudeutenden Beispiele widerlegen die Behauptung, die verschiedentlich, und noch ganz neuerdings wieder auf Grund misverständlicher Deutung einer Stelle des Livius (IX 5), ausgesprochen worden ist: in römischen Vertragsurkunden seien nicht die Consuln genannt worden, sondern lediglich die zwei Fetialen, welche bei dem Abschluss mitzuwirken pflegten, und denen allerdings die letzte Vollziehung, das *foedus ferire* oder *icere*, zukam, nämlich der *pater patratus*, der auf den von der Wachstafel verlesenen Vertrag im Namen des römischen Volkes die Schwurformel sprach und die Schwuropfer darbrachte, und der andere Fetial, der zuvor seinen Collegen durch Berührung mit dem heiligen Kraute erst zum *pater patratus* zu weihen hatte. Der *pater patratus* war nicht, wie man wol gemeint hat, in dem Sinne Stellvertreter des Consuls, dass sein Schwur

des Consuls Anwesenheit und Mitwirkung ausgeschlossen hätte; im Gegenteil, er setzte dieselbe voraus und erforderte sie. Von dem König oder Consul als dem *magister populi* lässt der Fetial, welcher den *pater patratus* creieren soll, sich zum Boten des römischen Volks ernennen, von ihm fordert er das heilige Kraut, dessen er zur Vollziehung der Weihe bedarf. So stellt Livius den Hergang beim albanischen Bündnis dar, bei welchem, wie neben dem römischen *pater patratus* König Tullus, so neben dem albanischen der Dictator von Alba gegenwärtig und thätig ist; und ebenso war das Verfahren bei dem einzigen historischen Vertragsschluss, über dessen Förmlichkeiten wir einige nähere Kenntnis haben: bei dem Frieden welchen der ältere Scipio den Karthagern gab. Der Magistrat ist die Hauptperson, er ordnet die Ceremonie an, die in ihm ihren Ausgangspunkt hat. Der *pater patratus* ist ein Strohmann, seine Functionen sind bloss ceremonieller Natur, auf den Vertragsinhalt übt er nicht den mindesten Einfluss. Erst wenn die vom Consul entworfene und gutgeheissene Vertragsurkunde, aller Wahrscheinlichkeit nach bereits mit dem Namen des Consuls, fertig auf der Wachstafel steht, wird der *pater patratus* ernannt um sie zu beschwören. Es ändert nichts an der Sache, dass des Consuls Machtvollkommenheit, die Bedingungen festzustellen und den Auftrag zur Beschwörung zu erteilen, selbst bloss nach dem Beirat und Gutachten des Senats, ja später nur vermöge einer Specialvollmacht des Volkes ausgeübt werden durfte. So wenig der Consul der Zustimmung von Senat und Volk entraten kann, so wenig können Senat und Volk der Autorität des Magistrats entraten, welcher nach aussen wie gegenüber den einzelnen Bürgern die souveränen Gewalten vertritt und ihren Willen zum Ausdruck und zur Vollziehung bringt. Der den Frieden schliesst, *qui dat pacem*, ist nicht das nach Tribus versammelte Volk welches den Senat beauftragt über den Friedensschluss zu entscheiden, nicht der Senat welcher dem Proconsul die Feststellung der Bedingungen nach dem Gutachten seiner zehn Legaten überlässt, nicht der *pater patratus* der den Eid schwört und das Opferschwein mit dem Kiesel erschlägt — es ist der Proconsul Scipio selbst, von welchem der Fetial das heilige Weihekraut fordert, und welchem die Tribus das Geschäft des Friedensschlusses, das *pacem dare*, aufgetragen haben. Wie überhaupt in Rom keine Urkunde eines das Volk verpflichtenden Gesetzes oder Beschlusses ohne den Namen des Magistrats sein konnte, der, war er nun Consul, Prätor oder Volkstribun, den Beschluss durch seinen Antrag hervorgerufen und kraft seiner Amtsgewalt zu rechtlicher Vollziehung gebracht hat, so auch keine Urkunde eines Staatsvertrags; — mit einem Worte: der Name des Consuls konnte in dem ersten karthagischen Bündnis nicht fehlen, weil in einem Contracte der Name des Contrahenten nicht fehlen kann; und da Polybius, der aus der Urkunde schöpfte, und dem für seine Jahresbestimmung eine andere Quelle als die Urkunde nicht zu Gebote stand, sie in das Jahr der Consuln L. Brutus und M. Horatius setzt, so folgt ebenso unabweisbar, dass er in der Urkunde diese beiden Namen, oder doch den einen derselben gefunden hatte, wie dass die Urkunde nicht aus dem Jahre 348 stammen kann, in welchem M. Popillius Länas und M. Valerius Corvus Consuln waren.

Wir sind hier an dem Punkte angelangt, wo die Frage nach dem Verhältnis des Polybianischen Datums zu den Fasten an uns herantritt. Die Mehrzahl derer, welche dieselbe verhandelt haben, ist von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, als müssten, sofern überhaupt das Datum aus der Urkunde geschöpft sei, ebenso wie in dem Vertrag mit Ardea von 444, beide Consuln genannt gewesen sein. Gehen wir zunächst den Folgerungen nach, die sich unter dieser Voraussetzung aus der Urkunde ergeben. Ein Consulnpaar L. Brutus

und M. Horatius erscheint nicht in unserer Liste, folglich müsste diese Liste als in ihrem Anfang unzuverlässig angesehen werden — eine Notwendigkeit vor welcher die meisten heutigen Historiker gewis nicht sehr erschrecken würden. Dass jedoch das Collegium Brutus und Horatius gerade das erste der Republik gewesen sei, würde man gar nicht anzunehmen brauchen. Polybius und Cato mochten immerhin so urteilen, indem sie das Widersprechende in den Angaben der Fasten und der Urkunde übersahen, oder vielmehr notgedrungener Weise darüber hinwegsahen: denn wem wie ihnen das Fastenverzeichnis als urkundlich galt, dem ergab sich freilich die Notwendigkeit, in einem der Collegien der Fasten wol oder übel dasjenige der Urkunde wiederzufinden. Wer dagegen von der Zuverlässigkeit der Fasten überhaupt absähe, der würde der Angabe des Polybius, jene Consuln seien die ersten gewesen, nicht mehr historischen Werth beilegen als der Bemerkung desselben, dass auch die capitolinische Tempelweihe in jenes Jahr falle, oder gar der Ungenauigkeit (denn etwas anderes ist es nicht), womit er dies so ausdrückt, als sei die Weihe von beiden Consuln vollzogen worden.

Diese Betrachtung mindert einigermassen, beseitigt aber doch nicht völlig das Auffallende, was in der Verbindung der Namen Brutus und Horatius zu liegen scheint; denn allerdings könnte diese Zusammenstellung, und ganz besonders im ersten Jahre der Republik, den Verdacht der Absichtlichkeit erwecken. Je wahrscheinlicher es ist, dass in den Fasten die zwei suffecten Consuln Valerius und Horatius in das Jahr des Brutus und Collatinus eingeschwärzt worden sind, um Tempelweihe und Königsflucht zusammenzubringen, um so mehr könnte es befremden, dieses Arrangement durch eine Urkunde zugleich beschämt und überboten zu sehen, die das als volle authentische Thatsache erwiese, was durch jene Fiction nur notdürftig hatte erschlichen werden sollen: den Befreier der Stadt und den Vollzieher der Tempelweihe als Consuln eines Jahres, als Collegen! Indessen — der Zufall könnte einmal so gespielt, könnte jene zwei hervorragenden Männer des neu befreiten Rom wirklich in der Magistratur eines Jahres zusammengeführt und dann doch die Erinnerung an diese Amtsgemeinschaft der beiden Archegeten aus dem Gedächtnis des Volkes verlöscht haben; sicherlich würde solches anzunehmen noch weit minder bedenklich sein als diejenige Annahme, zu welcher Mommsen durch seine Verwerfung des Datums sich gedrängt sieht. Hatte Polybius (so meint Mommsen) sein Consulnpaar nicht aus der Urkunde, so muss er es aus den Fasten haben, folglich nannte die älteste Fastenredaction als Consuln des ersten Jahres Brutus und Horatius, die drei anderen aber, Collatinus, Poplicola und Lucretius, sind erst nach des Polybius Zeit 'in die Fasten hineingelogen'. Wäre dies so, unmöglich wäre jene Fastenversion so ganz, ohne irgend eine Spur in der Geschichtserzählung des ersten Jahres der Republik zu hinterlassen, verschwunden, unmöglich hätte aus ihr sich die andere bilden können, nach welcher Horatius, statt College, nur zweiter Ersatzmann des Brutus ist; endlich Livius, welcher in den ersten Büchern seines Werks vorzüglich auf Fabius als auf den ältesten Annalisten Rücksicht nimmt, wichtige Varianten aber anzumerken pflegt, würde nicht zu den Fasten des ersten Jahres nur die eine Variante haben, dass bei einigen alten Geschichtschreibern des Brutus erster Ersatzmann Sp. Lucretius fehle, welcher in der That in der gewöhnlichen Erzählung nur Consul wird, um sogleich zu sterben und dem Horatius Platz zu machen. Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, dass mindestens die vier Consuln Brutus, Collatinus, Valerius, Horatius, sammt allen von ihren Namen unzertrennlichen Hauptpunkten der Geschichte des ersten Jahres, als Collatinus Verbannung, seine Ersetzung durch Valerius, der Tod des Brutus

als Feldherrn in der Schlacht, des Poplicola Alleinregierung und schliesslich die Ernennung des Horatius zu seinem Collegen, — dass diese Dinge sämmtlich bereits bei Fabius zu lesen standen.

Eben diese Gewisheit nun ist es die uns einen sehr einfachen Weg eröffnet, uns dem Dilemma, dass entweder in der Urkunde Brutus und Horatius als Collegen genannt sein müssen, oder das Polybianische Datum überhaupt nicht aus der Urkunde geflossen sein könne, gänzlich zu entziehen. In der Urkunde, so scheint es, fand Polybius den Namen *eines* der beiden Consuln die er nennt, sei es nun des L. Brutus, sei es des M. Horatius, und indem er hiernach den Vertrag in das erste Jahr der Republik setzte, begieng er in der Bezeichnung dieses Jahres die Ungenauigkeit, statt Brutus und Collatinus, Brutus und Horatius zu nennen. Kein Versehen ist leichter und häufiger, als zur Bezeichnung eines Jahres, für das die Fasten mehr als zwei Consuln geben, aus diesen statt des einen der zwei ursprünglichen und eponymen einen der suffecten herauszugreifen; und bei keinem Schriftsteller ist dasselbe entschuldbarer als bei Polybius, der auf die Formalitäten der staatsrechtlichen Etikette Roms minder aufmerksam und ohnehin durchaus nicht gewohnt war, sich zur Jahresrechnung der römischen Consulnamen zu bedienen. Im vorliegenden Falle konnten überdies besondere Umstände seinem Irrtum oder seiner Ungenauigkeit zum Anlass dienen. Es ist möglich, dass er den Horatius eben deshalb nennt, weil dieser es war den die Urkunde nannte; aber auch im andern Falle konnte es ihm wichtig scheinen, den Vertreter der Epoche der capitolinischen Tempelära mit zu erwähnen. Endlich — und diese Annahme ist vielleicht die wahrscheinlichste von allen — wenn die Fasten des ersten Jahres zu Polybius Zeit, wie es scheint, den Namen Sp. Lucretius noch nicht enthielten, so stand Horatius als Ersatzmann für Brutus in der Liste gleich hinter diesem, und der griechische Geschichtschreiber glaubte das Richtige zu treffen, wenn er als die eponymen Consuln die zwei ersten der Liste nannte.

Die Annahme, dass Polybius in der Urkunde nur einen seiner zwei Consuln gefunden hatte, entzieht dem Datum unleugbar einiges von seiner Sicherheit und Genauigkeit. Wenn es nämlich Horatius war den der Vertrag nannte, so könnte dieser wol eher dem dritten Jahre der Republik angehören, wo Horatius mit Valerius Consul war, als dem ersten, welchem ursprünglich beide fremd gewesen zu sein scheinen. Daran aber würde dennoch nicht zu zweifeln sein, dass dieser M. Horatius kein anderer als der Zeitgenosse des Brutus war, insbesondere nicht etwa der Kriegstribun von 378 v. Chr., oder gar der Consul von 449 v. Chr., der ein anderes Cognomen trägt. Denn auch wenn wir das Datum des Polybius gänzlich aus dem Spiele lassen, so genügt doch dasjenige was wir von ihm über Inhalt und Beschaffenheit der Urkunde hören, um die Ueberzeugung, dass dieselbe den ersten Jahren der Republik angehören müsse, zu begründen, und die von Kobbe und Mommsen vorgezogene Zeitbestimmung als unmöglich erscheinen zu lassen.

Vergleichen wir den ersten der drei Verträge des Polybius mit dem zweiten, und den zweiten mit dem dritten, so werden wir von vorn herein zu der Vermutung geführt, dass die Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten eine weit grössere werde gewesen sein, als die zwischen dem zweiten und dritten. Der dritte ist eine Wiederholung des zweiten, mit Hinzufügung eines einzigen auf die Zeitumstände des Augenblicks bezüglichen Artikels. Der zweite zeigt gegen den ersten in Form und Inhalt, in fast allen seinen Bedingungen, eine Reihe der erheblichsten Abweichungen. Der erste Vertrag schrieb eine andere Schwurform vor als der zweite und dritte; er erlaubte den Römern im karthagischen Gebiet nur in Gegen-

wart eines Herolds und eines Schreibers Handelsgeschäfte abzuschliessen, die er dann unter die Bürgschaft des Staates stellte — gewis eine Bestimmung von altertümlichen Charakter. Er gestattete sodann den Römern den Handel in Sardinien und Libyen und die Schiffahrt diesseit des schönen Vorgebirges, wogegen der zweite wie der dritte Sardinien und Libyen mit Ausnahme der Stadt Karthago ihrem Handel verschliesst, und ihrer Schiffahrt ausser dem schönen Vorgebirge noch zwei neue Grenzpunkte setzt: Mastia und Tarsejum. Diese letztere Bestimmung fordert ein erklärendes Wort. Polybius erläutert, das schöne Vorgebirge, d. h. das Vorgebirge nördlich von Karthago (jetzt Cap Farina), habe die römische Schiffahrt nicht in der Richtung nach Osten, nach den Syrten hin, überschreiten sollen. Aber unverkennbar ist der Historiker hier in ein wunderliches Misverständnis verfallen; um nur einen, den entscheidenden, Grund hervorzuheben, so wäre ja dadurch auch die Fahrt nach Karthago selbst verboten gewesen, die doch nach den übrigen Bestimmungen des Vertrags als erlaubt erscheint. Vielmehr soll das schöne Vorgebirge die Westgrenze der römischen und latinischen Schiffahrt sein. Im westlichen Teile des Mittelmeers Schiffahrt und Handel zu monopolisieren, war von je her die Sorge Karthagos; vom Verkehr mit dem Eldorado Tartessus und den Küsten in der Nähe der Herculessäulen sollten Römer und Latiner ausgeschlossen sein: deshalb verbot ihnen der erste Vertrag, über das schöne Vorgebirge, und der zweite obendrein, über Mastia und Tarsejum hinauszufahren. Denn Mastia lag in Spanien, und Tarsejum wenigstens ebenfalls in der Nähe der Säulen. Im sechsten Jahrhundert v. Chr., zur Zeit des ersten Vertrags mit Rom, war der einzige Seeweg nach Tartessus der längs der Nordküste Libyens gewesen. Inzwischen aber war die phokäische Pflanzstadt Massalia mächtig aufgeblüht und hatte, nachdem sie zunächst die ligurische Küste unterworfen, allmählich, und unter harten Kämpfen mit der karthagischen Seemacht, auch die Ostküste Spaniens mit einem Netze von Colonien zu bedecken angefangen — Ansiedelungen deren Anlage wol ebenso wie die Gründung Sagunts durch Zakynthier und Rutuler von Ardea, nicht vor das 5e Jahrhundert v. Chr. fallen möchte. Hierdurch zuerst wurden diese Gestade der Schiffahrt der Griechen und der mit Massalia befreundeten Latiner und Römer eröffnet, und damit zugleich die Aussicht, auf dem neuen Seeweg von Norden her nach Tartessus vorzudringen. Aber die Karthager waren stark genug, dieser Ausbreitung der Griechen und Italiker wenigstens Grenzen zu setzen: sie eroberten und zerstörten Mänaka, die westlichste Phokäerstadt, und behaupteten die Südküste Spaniens bis ostwärts zu dem Vorgebirge, in dessen Nähe später Hasdrubal das neue Karthago gründete; und durch das zweite römische Bündnis wussten sie, wie früher der africanischen, so nun auch der spanischen Küstenschiffahrt der Latiner vertragsmässige Schranken zu ziehen. Der Name Mastia bezeichnet das Gebiet eines bedeutenden iberischen Volkes, der Mastianer oder Mastiener, deren Hecatäus und Polybius erwähnen. Wir dürfen dieselben wiedererkennen in dem Volke der Baster, Bastuler oder Bastetaner, welche nach Strabo das heutige Granada, Oberandalusien und einen Teil von Murcia bis nach Carthagena hin bewohnten. Tarsejum wird eine Oertlichkeit im Mastianergebiet, vielleicht eine phönicische Küstenstadt in der Gegend des spätern Neukarthago gewesen sein.

Nimmt man zu den so wesentlich vermehrten Einschränkungen, welche das zweite Bündnis den Römern auferlegte, noch hinzu, dass Karthago in dasselbe nicht bloss seine entlegene Mutterstadt Tyrus, sondern auch das unabhängige Utica einschloss, so wird man leicht zu der Folgerung gelangen, dass seit dem Abschluss des ersten Vertrags das Machtverhältnis zwischen Rom und Karthago sich bedeutend zu Gunsten Karthagos verändert hatte, und zwar durch einen positiven

Machtzuwachs Karthagos. Nun wird nicht leicht bestritten werden, dass die Herschaft dieser Stadt über die Küstenländer des westlichen Mittelmeeres in der Zwischenzeit zwischen 509 und 348 v. Chr. an Festigkeit und an Umfang sehr erheblich gewonnen hatte, während Roms Macht 348 ziemlich die gleiche wie 509 war. In dem kurzen Zeitraum von 348 bis 306 dagegen hatte gerade umgekehrt die Machtstellung Karthagos keine wesentliche Veränderung erfahren, Rom seinerseits aber hatte Campanien und Apulien erobert, und war im Verlauf eines Menschenalters zum Range einer Karthago ebenbürtigen Macht emporgestiegen.

Ganz besonders entscheidend endlich sind die Bestimmungen der Urkunden über Latium. In beiden Verträgen ist die Suprematie Roms über Latium anerkannt, Rom pactiert für die latinischen Städte als für seine Unterthanen. Für den Fall zwar, dass die eine oder andere dieser Städte in Zukunft sich einmal unbotmässig gegen Rom finden lassen sollte, räumen beide Urkunden den Karthagern einer solchen Stadt gegenüber das Recht der Selbsthülfe ein, jedoch mit der Einschränkung, dass dieselben nicht festen Fuss in Latium fassen und etwaige Eroberungen an Rom ausliefern sollen. Diese Bestimmung hatte offenbar aufgehört den Umständen angemessen zu sein, seit Rom im Besitz von ganz Campanien war. Sie vertrug sich übel mit der Würde und Bedeutung des römischen Staates; sollte sie aber einmal fortbestehen, so war sie vernünftiger Weise auf Campanien auszudehnen. Es begreift sich zwar, wie dessenungeachtet selbst noch im Bündnis von 279 dieser Artikel ebenfalls wieder vorkam: denn damals ward der noch zu Recht bestehende zweite Vertrag eben nur neu bekräftigt, ohne dass seine ursprünglichen Bestimmungen irgend eine Revision erfuhren. Wäre aber der zweite Vertrag, der ein gänzlich neuer war und fast alle anderen Artikel des ältern wesentlich umgestaltete, erst 306 geschlossen worden, so liesse sich durchaus nicht erklären, wie man gerade jene einzige für Rom so wenig ehrenvolle und zugleich veraltete und zwecklos gewordene Bestimmung weder gestrichen noch auf Campanien ausgedehnt, sondern unverändert aus dem frühern Bündnis in das neue übertragen haben sollte. Der zweite Vertrag muss demnach vor der Eroberung Campaniens geschlossen, d. h. er kann kein späterer als der von 348 sein.

Wenden wir uns zurück zum ersten Vertrag und beziehen ihn auf die Zeit des Brutus, so erscheint die Differenz zwischen dem was er über Latium lehrt, und der traditionellen Geschichte bei weitem nicht so gross als Niebuhr und Schwegler sie gefunden haben; im ganzen stimmen vielmehr beide Quellen so trefflich zusammen, wie sie für jene an Sagen, Fictionen und Geschichtslücken so reiche Zeit nur irgend erwarten lässt. Nach der Urkunde sind die Römer Oberherren von Latium — und die Tradition meldet, dass der jüngere Tarquinius den alten Bund mit Latium in eine römische Oberherschaft verwandelt hatte. In der Urkunde reicht Latium südostwärts weit über die Grenzen der Latiner hinaus — und die Tradition erzählt, dass Tarquinius in jener Richtung die grosse Volskerstadt Suessa Pometia zerstörte und ihre Gemarkung erwarb, sowie dass er die Zahl der latinischen Orte auf 47 brachte. Das volskische Antium und Circeji sind in der Urkunde Latinerstädte — und wir hören dass Tarquinius Circeji besiedelt und Antium zum Latinerbunde genötigt hatte. Von Tarracina freilich, das nach der Urkunde ebenfalls zu Latium gehört, schweigen die Historiker, aber auch diese Stadt liegt in der Richtung, nach welcher Tarquinius das Gebiet Latiums erweitert hatte, an der Grenze des eroberten *ager Pomptinus*, und nichts hindert anzunehmen, dass auch sie einer der neuen Orte des Bundes war. Nur in einem Punkte scheint die Erzählung des Dionysius mit der Urkunde nicht wol vereinbar. Ardea ist nach der Urkunde Rom

unterthan, nach Dionysius aber schloss diese Stadt zur Zeit von Tarquinius Vertreibung einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem römischen Heere, von dem sie in jenem Augenblick belagert ward. Indessen wenn, wie es scheint, nur über die Belagerung selbst, nicht zugleich über den Ausgang des Krieges eine echte Tradition sich erhalten hatte, so lag die Aushülfe nahe, den Abschluss eines Waffenstillstandes anzunehmen; die Frist von 15 Jahren aber, auf welche derselbe geschlossen worden sein soll, würde sich ohne Schwierigkeit aus der internationalen Rechnung nach zehnmonatlichen Jahren erklären: denn 12 consularische Jahre, d. h. 150 Monate nach Tarquinius Sturz erscheint Ardea aufs neue auf dem Schauplatz als ein Glied des latinischen Kriegsbundes gegen Rom.

So gut demnach die historischen Verhältnisse in den ersten Jahren der Republik zu dem ältesten Vertrage passen, so erleiden dieselben doch gleich nachher eine durchgreifende Veränderung. Es folgt der Latinerkrieg, das neue Cassische Bündnis mit den altlatinischen Städten, und dann seit Coriolan die lange Reihe der Volskerkriege, in welchen Antium, Circeji und Tarracina im Besitz der Volsker sind, bis erst um den Schluss des fünften Jahrhunderts Tarracina und Circeji, Antium aber zuerst im Jahre 377 unterworfen wird, um 30 Jahre nachher wieder abzufallen und endlich nach der neuen Unterwerfung 338 sein Dasein als selbständige Gemeinde völlig einzubüssen. Hiernach erscheinen für den ersten Vertrag überhaupt nur zwei Zeitpunkte denkbar, entweder, wie Kobbe und Mommsen wollen, die Mitte des 4n Jahrhunderts, oder, wie Polybius bezeugt, das Ende des 6n Jahrhunderts v. Chr. — und jener Zeitpunkt wird wieder ausgeschlossen durch die Notwendigkeit, in das Jahr 348 vielmehr den zweiten Vertrag zu setzen.

Es ist aber noch éin Grund vorhanden, welcher für den ersten Vertrag die spätere Datierung ausschliesst, so völlig ausschliesst, dass er ganz allein genügen würde den Streit, wo nicht für Polybius, doch gegen Mommsen zu entscheiden — auf den ich aber hier nur mit einem einzigen Worte hinzudeuten brauche. 'Ich habe' (so sagt Polybius von der ersten Urkunde, und er sagt es nur von dieser) 'den Vertrag so getreu verdolmetscht, als es irgend möglich war; denn der Unterschied der jetzigen römischen Sprache gegen die damalige ist so gross, dass die Kundigsten einiges mit allem Nachdenken kaum zu entziffern vermochten.' — Dass nun die Sprache einer Urkunde, die niedergeschrieben wäre im Jahre 348 v. Chr., gerade 100 Jahre nach der Zwölftafelgesetzgebung, schon zu Lebzeiten des ältesten bekannten römischen Prosaisten, dessen Reden noch zu Ciceros Zeit ihre Bewunderer fanden, dass die Sprache einer solchen Urkunde in der Catonischen Zeit den kundigsten Römern kaum noch verständlich gewesen und von ihnen mit der Sprache von Brutus Zeitalter verwechselt worden sein sollte — das scheint fürwahr so rätselhaft, dass ich in dieser Sache nur noch éin eben so grosses Rätsel wüsste: nämlich wie es wol gekommen sein möge, dass sowol Mommsen als auch die beiden Historiker, welche seine Ansicht angenommen und weiter ausgeführt haben, an jenem Rätsel vorübergegangen sind, ohne zu seiner Lösung auch nur éin leises Wörtchen zu sagen. — Wie die Dinge stehen, so ergibt mir die Prüfung des Gegenstandes, dass Polybius Angabe durch ihr eignes Gewicht und durch die Stützen, die ihr — fast überflüssiger Weise — eine Reihe starker sachlicher Gründe darreicht, fest genug steht, um selbst gegen erhebliche Zweifelsgründe sich behaupten zu können, geschweige gegen die vorgebrachten, welche teils ohne Erheblichkeit, teils sogar vollkommen nichtig sind; dass dagegen die Zeitbestimmung, welche Mommsen an die Stelle der Polybianischen setzt, nicht bloss — ohne Gewähr und ohne sachliche Begründung wie sie ist — dem bewährten Urteil und verdienten

Ansehen des griechischen Geschichtschreibers weichen muss, sondern 'dass sie, auch wenn dieses Ansehen ganz aus dem Spiele bliebe, unvereinbar mit dem Inhalt und der Beschaffenheit der Urkunden erscheinen müsste.

Nachdem Professor Dr. Gerlach aus Basel seine volle Zustimmung zu den Resultaten dieses Vortrags ausgesprochen hatte, erhob sich Professor Dr. Schaefer aus Greifswald zu folgender Bekämpfung derselben:

Ich bin allerdings nicht in dem Falle, mich der Ansicht, welche an Hrn. Müller ihren Vertheidiger gefunden hat, anzuschliessen, sondern glaube nach wie vor berechtigt zu sein, dem Urtheile Mommsens und Aschbachs über die Zeit der römisch-karthagischen Bündnisse beizupflichten. Zwar stimme ich dem geehrten Sprecher bei, wenn er in Abrede stellt, dass Polybius die von ihm mitgetheilten Urkunden einem Buche, etwa Catos Origines, entnommen habe, und daran festhält, dass er sich dieselben von Freunden habe verdolmetschen lassen. Aber wie hoch wir auch den Werth dieser actenmässigen Mittheilung anschlagen, so muss ich doch zuvörderst erinnern, dass Hr. Müller zwar behauptet, auf den Erztafeln habe das Datum eines jeden Vertrags gestanden, aber doch selbst die von Polybius angegebene Datierung nicht als eine urkundliche gelten lässt. Polybius verzeichnet bei keinem der Verträge ein bestimmtes, officielles Datum; bei dem dritten sagt er: 'die Römer schlossen ihn um die Zeit der Landung des Pyrrhus'; beim zweiten: 'nach diesem schlossen sie einen zweiten Vertrag'; nur dem ersten ist eine chronologische Erläuterung vorausgeschickt, der zufolge er an den Beginn der Republik, in die Zeiten der ersten Consuln, des L. Brutus und M. Horatius, hinaufgerückt werden soll. Es wird uns damit eine Combination vorgetragen, welche Hr. Müller so weit entfernt ist für ein urkundliches Zeugnis anzusehen, dass er vielmehr sich dahin erklärt, in der Urkunde werde nur ein Consulname gestanden haben, entweder Brutus oder Horatius, und der andere werde irrthümlich hinzugefügt sein. Ist aber einer der beiden Namen aus falscher Gelehrsamkeit hinzugethan, so kann von einer urkundlichen Gewähr der Datierung überhaupt nicht die Rede sein.

Der geehrte Sprecher hat ferner gesagt, bis auf Polybius habe niemand 'von den Verträgen eine Kenntnis gehabt. Aber Polybius sagt nicht, dass die Thatsache an sich unbekannt gewesen sei, sondern dass, obgleich die Vertragsurkunden öffentlich aufgestellt waren, dennoch die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie sie vor Alters mit Karthago bestanden, namentlich in Beziehung auf Sicilien völlig in Vergessenheit gerathen waren. Das Factum, dass in diesem und in jenem Jahre ein Bündnis mit Karthago geschlossen wurde, war von den Annalisten mit dürren Worten verzeichnet worden, in ähnlicher Weise wie wir es noch bei Livius lesen; aber die näheren Bestimmungen mitzutheilen lag ihnen fern, und da die Verträge ihre praktische Bedeutung verloren hatten, kümmerten sich die späteren um ihren Inhalt nicht. Daher waren sie, wie Polybius sagt, noch zu seiner Zeit den ältesten und mit den öffentlichen Angelegenheiten vertrautesten Männern unbekannt. Dass aber z. B. der in den Zeiten des Pyrrhus geschlossene Vertrag den römischen Staatsmännern genau bekannt war, als der erste punische Krieg sich entspann, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Dr. Müller. Ich glaube, Polybius drückt sich, was die späteren Verträge angeht, nicht ganz genau aus. Dass Verträge, namentlich in der letzten Zeit, geschlossen waren, war bekannt. Der Inhalt dieser Verträge aber war unbekannt, und Polybius teilt die Urkunden mit, um die irrigen Vorstellungen davon zu widerlegen.

Prof. Schaefer. In diesem Punkte stimmen wir also überein. Ich muss darauf verzichten, manche Punkte, welche sich in der Kürze nicht erledigen lassen, zu besprechen, da mir nur noch wenige Augenblicke zu Gebote stehen, und bemerke noch folgendes. Hr. Müller hat besonderes Gewicht darauf gelegt, dass der Inhalt des ersten und zweiten Vertrags einen längern Zwischenraum vorraussetze als zwischen den Jahren 348 und 306 v. Chr. liegt: die Macht Karthagos müsse in jener Zeit ungemein gestiegen und die römische gesunken sein. Ich erinnere in dieser Beziehung, dass im J. 348 die griechische Piraterie einen früher nicht gekannten Umfang erreicht hatte, welche zu unterdrücken ein gemeinsames Interesse gebot, und dass Rom damals, allerdings nach schweren Kämpfen, sehr entschiedene Fortschritte gemacht hatte; im J. 306 hatten die Römer zwar wiederum einen grossen Krieg fast bis zur letzten Entscheidung durchgefochten, aber ihre Kräfte erschöpft; dagegen beherschten die Karthager unbestritten das westliche Meer und hatten so eben das Heer des Agathokles völlig vernichtet. Damals konnten die Karthager gar wohl den Italikern harte Bedingungen für ihre Schiffahrt vorschreiben. Aber obgleich der erste und der zweite Vertrag sich in wesentlichen Punkten unterscheiden, so kommen sie doch ihrer ganzen Anlage nach überein; in dem einen wie in dem andern sind ähnliche Bestimmungen über die Landung, den fünftägigen Aufenthalt u. dgl. enthalten. Das ist vollkommen angemessen, wenn zwischen dem einen und dem andern etwa vierzig Jahre liegen; aber es wäre höchst auffallend, wenn nach zwei Jahrhunderten so gleichartige Schiffahrtsverträge geschlossen wären.

Ich knüpfe daran noch eine Bemerkung über die Sprache. Hr. Müller hat gesagt, es sei doch ganz undenkbar, dass, wenn der zweite Vertrag im J. 306 und der erste 348 v. Chr. geschlossen sei, die Sprache des einen ganz verständlich erscheine und die des frühern kaum von den gelehrtesten Männern gedeutet werden könne: sie müsse danach nothwendig einer ganz andern Periode angehört haben. Mir scheint es sich nicht so zu verhalten. Im J. 348 war Rom eben erst aus den heftigsten innern und äussern Kämpfen hervorgegangen, in denen seine Existenz auf dem Spiele stand und die geistige Bildung nicht fortschreiten konnte. Dagegen liegt zwischen den Jahren 348 und 306 eine neue Culturepoche, welche mit dem Eindringen des griechischen Wesens in Rom anhebt. Mommsen hat treffend hervorgehoben, dass, seit die Römer in Campanien sich festsetzten und die griechischen Städte Unteritaliens mit sich verbanden, hellenische Bildung und Kunstsinn sich in allen Verhältnissen des römischen Lebens geltend machte. So konnte es geschehen, dass eine Urkunde des J. 348 fast als eine barbarische erschien, während eine gleiche des J. 306 ohne grosse Schwierigkeit gelesen wurde.

Dass die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie sie zwischen den Jahren 377 und 348 sich in Latium gestaltet hatten, den Bestimmungen des ersten Vertrages entsprechen, habe ich vor kurzem dargethan [rhein. Mus. XVI S. 288 ff.]. Diese meine Argumentation scheint der geehrte Sprecher nicht zu verwerfen; wenigstens hat er zugegeben, der erste Vertrag müsse nothwendig entweder dem J. 509 oder 348 angehören. Es kann sich ihm also gegen das letztere Jahr, in welchem nach Angabe des Annalisten Fabius der erste Vertrag geschlossen wurde, ein thatsächliches Bedenken nicht ergeben haben; dagegen sind für eine Zurückdatierung auf den Anfang der Republik dergleichen unleugbar vorhanden, z. B. gleich in der Bezeichnung der latinischen Gemeinden als den Römern unterthänig. Uebrigens hat Polybius nicht alle Artikel der Verträge mitgetheilt, sondern was ihm für seinen Zweck, die richtige Würdigung der Verhältnisse Siciliens, wesentlich erschien. Wenn der geehrte Sprecher es als höchst auffallend bezeichnet, dass in dem zweiten Vertrage Campanien nicht als den

Römern unterthan genannt werde, so bemerke ich, dass den Worten des Polybius zufolge selbst in dem dritten Vertrag aus der Zeit des Pyrrhus von Campanien nicht die Rede war: denn er sagt geradezu, ausser den neu hinzugefügten Verabredungen für den damaligen Krieg seien alle anderen Bestimmungen ganz gemäss dem vorigen Vertrag beibehalten worden. . .

Hier musste die Discussion wegen weit vorgerückter Zeit abgebrochen werden, und der Vorsitzende berief den Professor Dr. W. Rein aus Eisenach auf die Rednerbühne. Derselbe besprach

einige das römische Haus betreffende Streitfragen.*)

Nicht um einen Vortrag zu halten, trete ich vor Ihnen auf — dazu bin ich nicht vorbereitet —: nur der heute beabsichtigte Ausflug nach Aschaffenburg und nach der Römervilla des kunstsinnigen Bayernkönigs veranlasst mich, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Streitfragen hinzulenken, die das römische Haus betreffen, und zu deren Lösung Ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen.

Bekanntlich unterscheidet sich das antike Haus dadurch von dem modernen, dass sich die Zimmer sämmtlich um einen gemeinsamen offenen Mittelpunkt herum gruppieren, dergestalt dass ein solcher Hof mit seinen Zimmern eine für sich abgeschlossene Abtheilung bildet und dass sich bei einem grossen Hause mehrere solcher Systeme wiederholen. Nach der gewöhnlichen Ansicht nannten die Römer den ersten derartigen offenen Mittelraum ebensowohl *atrium* als *cavaedium*, und erst Becker hat durch sorgfältige Behandlung der auf diesen Raum bezüglichen Stellen gezeigt, dass beide Namen verschiedene Bedeutung haben, indem *atrium* den ersten saalähnlichen, *cavaedium* den zweiten hofartigen Raum des Hauses bezeichnete. Die Richtigkeit dieser Annahme ergibt sich — abgesehen davon, dass es höchst auffallend wäre, wenn man zwei gleichbedeutende Namen für den ersten, aber keinen Namen für den innern Hof gehabt hätte — aus der alten Bestimmung des Atrium, welche durchaus einen Saal verlangt. Hier nemlich befand sich der Mittelpunkt des gesammten häuslichen Lebens: hier brannte das trauliche Feuer des Herdes, in dessen Nähe die Familie ihr einfaches Mahl verzehrte; hier rauschten die Webstühle der fleissigen Hausfrau und der Sklavinnen; hier bot der *lectus genialis* süssen Schlaf. In demselben Raume waltete der Hausvater, indem er die Freunde und Clienten empfieng und seine Casse vermehrte, während an den Wänden die theuren Erinnerungen an die Vorfahren, die *imagines maiorum* aufgehängt waren.

Diesem Satz, dass das Atrium einem Saal ähnlich gewesen sein müsse, scheinen die Ausgrabungen von Pompeji zu widersprechen, indem die meisten Häuser statt eines Saals einen Hof haben. Darum nahm Becker an, dass es in Pompeji überhaupt keine Atrien gegeben habe und nicht habe geben können, weil die Häuser in Pompeji nicht römischen, sondern griechischen Ursprungs seien. Dagegen behaupte ich, dass die pompejanischen Häuser keineswegs griechisch waren, sondern römisch, und dass sie auch des römischen Atriums nicht entbehrten. Der römische Charakter der pompejanischen Gebäude ist unschwer zu erkennen, sobald wir erwägen, dass die echt-römischen Grundbestandtheile des Hauses

---

*) Obige aus der Erinnerung niedergeschriebene Zeilen sollen nur die Hauptsachen kurz zusammenfassen. Ausführlichkeit ist um so weniger nöthig, da jetzt in der dritten Ausgabe des Beckerschen Gallus II S. 192 ff. alles näher beleuchtet ist.

(*tablinum*, *fauces*) keinem Hause in Pompeji fehlen, eine Erscheinung die bei griechischer Bauart unmöglich wäre. Auch zeigt die Uebereinstimmung derselben mit den Gebäuden des capitolinischen Grundrisses, dass Pompeji keine andern Häuser hatte als Rom selbst. Also muss Pompeji ebenfalls Atrien gehabt haben. Wenn auch der arme Städter und Landmann eines Atriums nicht bedurfte, so kann doch der auch nur einigermassen bemittelte diesen Raum, der den ursprünglichen Sitz und Mittelpunkt des Familienlebens ausmachte, nicht entbehrt haben. Ueberhaupt war jede Colonie und jedes Municipium ein kleines Abbild der weltbeherschenden Metropolis und bedurfte, gerade so wie Rom selbst, der Atrien zum Empfang der Freunde und Clienten.

Doch wie ist der Widerspruch zu beseitigen, dass die meisten pompejanischen Atrien eine hofähnliche Form haben und dass, wie vorhin behauptet wurde, die Atrien eigentlich saalähnliche Räume gewesen seien? Der Widerspruch verschwindet, wenn wir annehmen, dass sich das altrömische Atrium im Verlauf der Zeit so umgestaltete, dass dasselbe einem Cavädium immer ähnlicher wurde. Eine solche Umgestaltung ist an sich sehr wahrscheinlich, weil eine Veränderung der Bestimmung auch die Form selbst modificierte. Für die alte Bestimmung war die beschränkte Räumlichkeit der Atrien vollkommen ausreichend; als aber die alte einfache Sitte erloschen, als die frugalen Familienmahle grossen Gastgeboten gewichen waren, als Scharen von Clienten allmorgendlich hereindrängten, da reichten die alten Atrien nicht mehr aus und konnten ebensowenig als häuslicher Mittelpunkt dienen. Der Familienherd wurde demnach in einen entferntern Theil des Hauses verwiesen, ebenso die arbeitenden Sklavinnen, und das Atrium blieb nur noch der Empfangsaal der Freunde und Clienten. Zu diesem Behuf vergrösserte man dasselbe und brachte demzufolge auch eine weitere Dachöffnung an; ferner zog man stützende Säulen unter und gab diesem Raum die grösste Aehnlichkeit mit dem Cavädium, welches ebenfalls glänzende Säulenreihen empfieng. So entstand ein Gegensatz zwischen den älteren saalähnlichen und den neueren hofähnlichen Atrien, ein Gegensatz der nicht bloss auf Muthmassung beruht, sondern ebensowohl durch die Zeugnisse der Alten (Plin. Epist. V 6 *atrium ex more veterum.* II 17 *atrium frugi nec tamen sordidum.* Plin. N. H. XXXV 2, 6 *aliter apud maiores in atriis haec erant quae spectarentur* usw.) als durch einzelne Beispiele aus Pompeji ausser Zweifel gesetzt wird. So finden wir in Nicolini's Pompeji fasc. 3 in einem Hause der strada Stabiana Nr. 57 das Beispiel eines alten bescheidenen säulenlosen Atriums. Ueberhaupt unterscheidet sich in der Regel zu Pompeji der erste Raum (*atrium*) durch mindere Ausdehnung und kleinere Dachöffnung von dem zweiten grössern (*cavaedium*), so dass bei aller Aehnlichkeit doch immer ein gewisser Unterschied blieb. Unsere Ansicht lässt sich daher kurz in folgende Thesen zusammenfassen:

1) *atrium* und *cavaedium* sind stets zwei verschiedene Räume des römischen Hauses gewesen;

2) die Häuser von Pompeji sind nicht griechisch und haben immer Atrien;

3) das alte saalartige Atrium war — abgesehen von der Grösse — nach und nach dem Cavädium ähnlich geworden.

Schluss der dritten allgemeinen Sitzung.

Vierte allgemeine Sitzung.

Die vierte und letzte allgemeine Sitzung wurde Freitags den 27. September Morgens 10 Uhr von dem Vicepräsidenten eröffnet mit der Mittheilung, dass das Kriegszeugamt der freien Stadt Frankfurt dem Musikcorps des Linienbataillons Befehl ertheilt habe, heute Nachmittag von 3 Uhr an im zoologischen Garten zu spielen, und dass die noch anwesenden Mitglieder der Versammlung eingeladen seien, diesem Concert beizuwohnen. — Sodann theilte der Vorsitzende mit, dass Bogen zur Subscription auf die gedruckten Verhandlungen der diesjährigen Versammlung aufgelegt seien.

Hierauf hielt Subrector Dr. Keck aus Plön folgenden Vortrag.

Erklärung des zweiten Stasimon in Aeschylos Agamemnon, V. 659—748.*)

Hochzuverehrende Versammlung. Sie haben bereits in der ersten Sitzung eine Interpretation des Aeschylos gehört; aber während mein verehrter Landsmann, der geistreiche und gelehrte Hr. Professor Forchhammer, eine Erklärung im hohen Stil gegeben hat und Ihnen gleichsam ein Mystagoge geworden ist in die tiefsten Geheimnisse Aeschyleischer Symbolik, werde ich, meinen bescheidneren Standpunkt und meine schwächere Kraft nicht verkennend, mich nur bemühen, von einem kleinen in sich abgeschlossenen Gebilde des Dichters die manigfachen Flecken der Ueberlieferung mit meinem Handwerkszeug wegzuputzen und des gereinigten Bildes eigenartige Schönheit zu beleuchten und zu erklären. Aber auch dies dürfte eine die Mühe lohnende Arbeit sein, wenn sie das Resultat hätte, an ihrem Theile zu beweisen, dass Aeschylos nicht minder auf den uns allen verständlichen Gebieten der Ethik und der Aesthetik als in den Mysterien der Natursymbolik ein wahrhaft genialer Geist ist, der, wie schöpferisch und titanisch auch immer, dennoch unbeengt in dém Masse sich bewegt, welches einerseits durch die Gesetze der Grammatik und der Rhythmik, anderseits durch die Kunstform und die sittlich-religiösen Anschauungen seines Volkes bedingt ist. Möge denn bei diesem in einer so glänzenden Versammlung freilich sehr gewagten Versuche Ihr Wohlwollen mich begleiten und heben.

Wir betrachten das zweite Stasimon im Agamemnon und legen dabei, wie billig, G. Hermanns Recension, von der sich Abdrücke in Ihren Händen befinden, der Erklärung zu Grunde. Zur Orientierung bemerke ich nur dies: der Herold, der die bevorstehende Ankunft Agamemnons meldet, hat so eben von dem Gottesgericht erzählt, das durch Flamme und

*) Um den Rednern, die nach ihm noch auftreten sollten, die Zeit nicht zu sehr zu beschränken, theilte der Vortragende nur vom ersten Strophenpaar eine vollständige Erklärung mit, und auch dies unter Weglassung fast aller metrischen Bemerkungen. Zu den drei folgenden Paaren gab er nur seine Aenderungsvorschläge und eine metrische Uebersetzung.

Schwert über das dem Paris mitschuldige Troja ergangen ist; sodann durch des Chors Frage nach Menelaos veranlasst, hat er den furchtbaren Sturm geschildert, durch welchen jener vom Heere verschlagen worden. Der Herold verlässt die Scene. Der Chor, durch seinen Bericht in tiefster Seele aufgeregt, gibt zunächst in leidenschaftlich bewegten Rhythmen die Gefühle kund, welche Helenas dämonisches Wesen in ihm erweckt: den Troern ist die Holdselige eine von Zeus gesandte Erinys geworden, um sie zur Strafe für ihren frühern Frevelmut zu der letzten und schwersten Schuld, der Entweihung des Gastrechts, zu bethören und dadurch Verderben über sie zu bringen. Aber bei dem Gedanken an Zeus, der nach ewiger Moira seine Lichtgeister und seine finsteren Dämonen im Menschenleben walten lässt, beruhigt sich allmählich der Chor, und, zwar nicht erheitert, aber doch ruhig und gefasst feiert er am Schluss des Gesanges in ernsten, gehaltenen Rhythmen die ewigen Mächte, die unter Zeus Obhut das sittliche Leben bedingen.

Im ersten Strophenpaar also lassen die Greise die Empfindungen, die ihnen Helenas dämonische Natur erweckt, ausklingen. Die Rhythmen desselben sind so bewegt, ihr Wechsel so stürmisch, wie das darin ausgesprochene Gefühl es verlangt. Aber trotz aller Leidenschaftlichkeit ist einfache und strenge Gesetzmässigkeit in der rhythmischen Composition nicht zu verkennen. Erlauben Sie dass ich kurz auf eine Analyse derselben eingehe: denn die von Rossbach und Westphal gegebene ist gerade hier nicht befriedigend.

Die erste Strophe zerfällt (ebenso wie die drei folgenden) in drei rhythmische Gruppen, von denen jede ein selbständiges kleines System bildet. Und zwar umfasst die erste Gruppe die 5 ersten Reihen der Hermannschen Abtheilung: *τίς ποτ' ὠνόμαζεν ὧδ' ἐς τὸ πᾶν ἐτητύμως· | μή τις ὄντιν' οὐχ ὁρῶμεν προνοί|αισι τοῦ πεπρωμένου γλῶσσαν ἐν τύχᾳ νέμων*; Diese reinen Trochäen sind (nach Rossbach und Westphal) 'durch einen tiefen ergreifenden Ernst charakterisiert, in welchem das Gemüt zu stolzer Höhe emporsteigt und sich über dem Treiben des menschlichen Daseins erhaben fühlt.' Die Gruppe schliesst sich symmetrisch so ab, dass eine katalektische Hexapodie (mit Synkope der vierten Thesis) umschlossen ist von 2 × 2 katalektischen Tetrapodien. — Das mittlere System, die nächsten vier Verse der Hermannschen Abtheilung umfassend, nennt mit jähem Uebergang in logaödische Reihen Helena und ihre unselige That: die Erinnerung an diese wirft den Chor aus seiner erhabenen Stimmung in Staunen und Unmut hinüber. Doch sind die Worte *τὰν δορίγαμβρον ἀμφινεικῆ θ' Ἑλέναν, ἐπεὶ πρεπόντως* nicht mit Hermann in eine akalektische logaödische Tetrapodie und einen ionischen Vers zu zerlegen (schon das *θ'* am Ende des ersten Verses macht diese Abtheilung unmöglich), sondern sie bilden, wie auch in neuerer Zeit fast allgemein anerkannt wird, einen einzigen Vers, bestehend aus einer katalektischen und einer akatalektischen logaödischen Tetrapodie. Die folgenden Worte *ἑλέναυς ἕλανδρος ἑλέπτολις ἐκ τῶν ἀβροτίμων* sind nach Rossbach und Westphal (III S. 172) ein metrisches Problem; doch scheint mir dass auch sie im Einklang mit dem vorhergehenden Verse als Logaöden zu messen sind und zwar als éin Vers, bestehend aus einer katalektischen Tetrapodie mit pyrrichischer Basis und einer akatalektischen Tripodie mit anapästischer Basis, also ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –. Zwar behaupten Rossbach und Westphal (III S. 485) dass die pyrrichische Basis vom dramatischen Gebrauch der Logaöden ausgeschlossen sei, aber der von ihnen angeführte Beweisgrund, dass einer solchen angeblichen Basis in der Antistrophe niemals ein dreizeitiger Fuss entspreche, dass also hier eine zweisilbige Anakrusis vorliege, ist wenigstens für Aeschylos nicht stichhaltig; denn dieser lässt auch für die iambische und die anapästische Basis der

Logaöden stets genaue Responsion eintreten. — Die Schlussgruppe beginnt dann mit *προκαλυμμάτων ἔπλευσεν*: hier tritt abermals ein Rhythmenwechsel ein, und in der Gegenstrophe beginnt hier bedeutungsvoll ein neuer Gedanke. Zunächst wird nun in den beiden ionischen Versen der sorglose Leichtsinn gemalt, womit Helena sich dem Meeresbrausen anvertraut; zwar scheint in der Gegenstrophe auf den ersten Anblick der Inhalt nicht zu dem tändelnden Rhythmus zu passen; aber dieser soll eben nach der Intention des Dichters dieselbe bittere Ironie athmen, wie die Worte *μεταμανθάνουσα δ' ὕμνον Πριάμου πόλις γεραιά* sie so unverkennbar enthalten. Vers 670 aber ist die richtige Versabtheilung auch noch bei Rossbach und Westphal nicht zu finden: *κυναγοί* gehört offenbar, weil sonst in der Gegenstrophe *κικλήσκουσα* auf eine unstatthafte Weise zerrissen würde, an den Anfang des folgenden Verses, so dass wir in *πολύανδροί τε φεράσπιδες* eine katalektische logaödische Tetrapodie mit anapästischer und in *κυναγοὶ κατ' ἴχνος πλάταν ἄφαντον* eine akatalektische logaödische Pentapodie mit iambischer Basis haben. Den Schluss aber bilden ein Glyconeus und ein erster und zweiter Pherecrateus, so dass die Arsenzahl der Reihen in der ganzen dritten Gruppe folgende rhythmische Symmetrie zeigt: 3. 3. 4. 5. 4. 3. 3.

Soviel zur metrischen Analyse des ersten Strophenpaares; ich gehe jetzt über zur Erklärung, aber freilich wird ihrem ebenmässigen Strome manches kritische Bedenken sich entgegenstellen. So stossen wir gleich im ersten Verse an. Zwar ist die Construction des Satzes klar genug: die Worte *μή τις — νέμων* sind als Parenthese mit Ergänzung des eben vorhergegangenen Indicativs *ὠνόμαζεν* zu fassen und zwar in dem Sinne, den ich kürzlich in den Jahrbüchern für classische Philologie nachgewiesen habe: 'ob nicht einer, den wir nicht sehen, in seiner Allwissenheit sie benannte?' — eine Litotes für 'wohl einer, den' usw.; auch sind Ihnen die dichterischen Namendeutungen von Prometheus und Aias gegenwärtig genug, um die Erklärung der Helena als der Schiffsverderberin nicht für unwürdige Spielerei zu halten. Aber das Imperfectum *ὠνόμαζεν* kann meiner Ueberzeugung nach nicht von Aeschylos herrühren, es ist gar nicht zu erklären. Hermann sucht es zwar zu retten durch die Uebersetzung *coepit nominare*, aber der Begriff *coepit* wäre nur dann hier passend, wenn der Namengeber in seinem Versuch Helena zu benennen gestört und nicht damit zu Stande gekommen wäre. Schneidewin führt zwar mehrere Beispiele aus Euripides an, in denen gerade das Imperfectum *ὠνόμαζεν* vorkommt; aber in diesen Stellen ist immer von einem durch die Jugendzeit hindurchgehenden Nennen die Rede, während es hier auf das erste Setzen, das Erfinden des Namens ankommt. Es scheint mir daher ganz nothwendig, die dorische Form *ὠνόμαξεν*, die Hermann mit einigem Zögern vorschlägt, hier aufzunehmen: Hik. 38 findet sich *σφετεριξάμενοι* und Agam. 751 bietet die beste Handschrift das allein dem Zusammenhang genügende *πῶς σε σεβίξω*. — V. 663 scheint *ἐν τύχᾳ* zu bedeuten 'im Geleise des Geschickes', so dass die nennende Zunge mit dem Worte nicht aus dem *πεπρωμένον* heraustritt. Die *προκαλύμματα*, welche Helena verlässt, sind unzweifelhaft die Teppiche und Vorhänge des Schlafgemaches, aber dem überlieferten und von Hermann beibehaltenen *ἀβροτίμων* wird sich schwerlich ein dazu passender Sinn abgewinnen lassen; in den neueren Ausgaben hat sich daher mit vollem Recht die von Salmasius herrührende, auf Lykophron begründete Conjectur *ἀβροπήνων* mehr und mehr Geltung verschafft.

Aber nun der schwierige Schluss der Strophe. Zunächst vermisst man zu dem Subject *πολύανδροι* das nöthige Verbum. Hermann suppliert höchst unpassend das Präsens *εἰσί*,

während der Chor doch unmöglich von dem sprechen kann, was die jagenden Männer jetzt thun: die Jagd ist ja längst beendet. Ansprechender ist es mit den anderen Erklärern aus V. 668 ein ἔπλευσαν zu ergänzen; aber dazu wäre doch erstlich ein Adverbium wie 'hinterher' erforderlich, indem man sonst die Einschiffung Helenas und ihrer Verfolger als gleichzeitig fassen müsste; sodann ist die Abfahrt Helenas doch so ganz andersartig als die der jagenden Männer, dass der Dichter schwerlich sie beide mit demselben Verbum prädiciert hätte. Ein eignes Verbum also scheint zu dem neuen Subject durchaus erforderlich; aber einfach und leicht bietet sich dieses auch dar, wenn wir nur κυναγοί in κυνάγουν verwandeln. Das Augment konnte in dieser lyrischen Partie um so leichter fehlen, da κυνήγεω ein Compositum ist; das Imperfectum aber malt vortrefflich das lange mühevolle Suchen der Jagd. Zugleich gewinnen wir so den Vortheil, dass das störende Asyndeton, welches bisher zwischen den beiden Attributen von κυναγοί stattfand, nun beseitigt ist; denn jetzt ist φεράσπιδες Substantivum mit dem einzigen Attribut πολύανδροι.

Nun aber ist im Folgenden natürlich statt πλάταν zu schreiben πλατᾶν und — in echt Aeschyleischem Oxymoron — zu deuten: 'sie trieben ihre Hetzjagd längs der unsichtbaren Fährte der Ruder.' Auf dem Festland jagt man längs spürbarer Fährte, die Ruderspur aber ist sofort verschwommen. Wie Hermann diese so nothwendig verbundenen Begriffe κατ' ἴχνος πλατᾶν ἄφαντον hat auseinanderreissen können, πλάταν mit κελσάντων verbindend, verstehe ich gar nicht. — Nun hängt weiter das nicht anzutastende κελσάντων ab von πλατᾶν 'der Ruder der schon gelandeten'; gemeint sind ohne Zweifel Paris und Helena, die also nach der Ueberlieferung 'gelandet waren an den laubnährenden Gestaden des Simoeis'. Das ist so weit verständlich, aber die folgenden Worte δι' ἔριν αἱματόεσσαν sind noch von niemand ausreichend erklärt worden. Man verbindet sie gewöhnlich mit dem ergänzten ἔπλευσαν oder mit dem durch Conjectur gewonnenen κέλσαντες; aber abgesehen von der Schwierigkeit die Worte auf ein so weit entferntes Verbum zu beziehen, so können sie gar nicht einmal bedeuten 'zum blutigen Streite'; wenigstens bei Aeschylos führt διά immer den reell vorhandenen Grund ein, nie das erst vorschwebende Ziel, um dessen willen etwas gethan wird. Dass aber gerade diese Worte völlig unverdorben sind, zeigt die genaue Responsion der Gegenstrophe, in welcher echt Aeschyleisch die Silbe αἷμ' gerade an derselben Stelle sich findet wie in der Strophe.

Durchaus gerechtfertigt scheinen also die Bedenken, welche H. L. Ahrens in seinen ausgezeichneten 'Studien zum Agamemnon' (im ersten Supplementbande des Philologus) gegen die vorhergehenden Worte ἀκτὰς ἐπ' ἀξιφύλλους vorbringt: denn hier schwankt die Ueberlieferung — gerade die beste Hs. gibt ἀξιφύλλους — und in der Gegenstrophe, wo die Hss. αἰῶν' ἀμφὶ πολίταν haben, fehlt die Responsion. Die Bezeichnung der Simoeisufer als ἀξιφύλλοι enthalte, meint er, ein sehr müssiges Epitheton ornans, wie man es Aeschylos kaum zutrauen dürfe, und dazu sei bei Homer keine Andeutung von Wald in der untern Gegend des Flusses zu finden. Dazu komme ein metrisches Bedenken: die handschriftliche Lesart in der Gegenstrophe sei ganz unanstössig, sie schliesse die Gruppe mit drei Pherecrateen ab, dagegen ἀξιφύλλους gebe keine natürlichen Rhythmen. Er verlange daher für dies letztere ein Wort, welches, dem Rhythmus der Gegenstrophe entsprechend, zugleich die Worte δι' ἔριν αἱματόεσσαν an sich ziehen könne, und so schreibe er: κελσάντων Σιμόεντος | ἀκτὰς ὠλεσιφύλους | δι' ἔριν αἱματόεσσαν.

Das sieht bestechend aus, aber dennoch sprechen diplomatische und innere Gründe

gegen diese Conjectur. Die gewissenhaften Abschreiber des verdorbenen Urcodex hätten aus der bekannten und leicht zu entziffernden Endung -φύλους schwerlich ein -φύλλους gemacht; vollends aber passt das von Ahrens vorgeschlagene Epitheton gar nicht zu ἀκταί. Denn jene Ufer waren doch nicht ihrer ganzen Natur nach 'stammvertilgend durch blutigen Streit', so dass sie schon bei Paris Landung so hätten genannt werden können. Aber auch die Rhythmen sind nicht befriedigend: nur ein einziges Mal (Perser 591—593) schliesst bei Aeschylos eine Strophe mit 3 Pherecrateen, und auch dort nur mit wechselndem Dactylus; die Eintönigkeit dieser gleichförmigen Verse passt eben nur zu der dumpfen Klage der Verzweiflung, wie sie Perser 530 ff. ertönt. Dagegen ist der Priapeus, bestehend aus Glyconeus und Pherecrateus, bei Aeschylos sehr gewöhnlich in der vorletzten Reihe der Strophe; in der Regel freilich hat der Pherecrateus den Dactylus im zweiten Fuss, aber ein Vers, der genau die Form des überlieferten κελσάντων Σιμόεντος ἀκ|τὰς ἐπ' ἀεξιφύλλους hat, findet sich in den Persern 569 und 570.

Versuchen wir denn noch einmal, ob sich die Ueberlieferung nicht in einer Weise deuten lässt, dass Ahrens gerechte Bedenken erledigt werden. Die Wortfolge verlangt durchaus, dass wir δι' ἔριν αἱματόεσσαν mit ἀεξιφύλλους verbinden: dann würde der Chor sagen: 'nachdem Paris und Helena gelandet waren an den Ufern des Simoeis, die in Folge blutigen Streites ihr Laub grünen liessen.' War denn früher hier ein berühmter Kampf gewesen, auf den der Chor ohne nähere Bezeichnung als auf einen weltkundigen hätte hinweisen können? Nun ja doch: Herakles auf seinem Zuge gegen den eidbrüchigen Laomedon hatte schon früher hier gemordet und den Boden mit Troerblut gedüngt. Dieser Gedanke, dass der Boden vom Blut der Erschlagenen befruchtet werde, ist dem Alterthum weder fremd noch ist er ihm unpoetisch vorgekommen: so ruft in den Sieben V. 568 Amphiaraos ἔγωγε μὲν δὴ τήνδε πιανῶ χθόνα, so heisst es bei Horatius: *quis non Latino sanguine pinguior campus?* Die Erinnerung aber an die frühere Bestrafung des Laomedon war hier höchst passend: so wurden die Stätten, an denen Paris und Helena landeten, als ominös bezeichnet, und so erscheint zugleich das folgende μῆνις τελεσσίφρων, *memor ira deorum*, vortrefflich motiviert; auch wird durch diese Erinnerung an Laomedons Perfidie, die Aeschylos bei seinen Zuhörern ebenso als bekannt voraussetzen durfte wie V. 984 die Geschichte von Asklepios, die in der vierten Strophe ausgeführte Gnome φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις κτλ. schön vorbereitet. Wenn demnach die fraglichen Worte sagen sollen, dass Paris *mala ducit avi domum quam multo repetet Graecia milite*, so ist ἀεξιφύλλους nicht im mindesten ein müssiges Epitheton; und was nun noch das aus Homer geholte Bedenken betrifft, so braucht das Adjectiv ja keineswegs als 'waldreich', sondern nur als 'laubnährend' d. h. 'fruchtbar' gedeutet zu werden.

In der Gegenstrophe wird nun der Gedanke ausgeführt, wie Liebe und Leid umgeschlagen sei, das von den Troern gehoffte κῆδος in ein κῆδος ganz anderen Sinnes sich verwandelt habe. Nämlich indem Helena landete, 'fuhr der auf sein Ziel bedachte Götterzorn (wegen Laomedons Hybris), dem Schein nach fröhliche Hochzeit, in Wahrheit furchtbare Trübsal gegen Ilios heran, indem er damit umgieng (die Vorbereitungen traf), des Paris spätern Frevel zu rächen.' Denn diese unvollendete Handlung drückt das Particip πρασσομένα aus: indem der Götterzorn Helena, die unter der lieblichsten Maske versteckte Erinys, brachte, lag in der Schuld des Paris schon der Keim zur Strafe für die frühere und spätere ὕβρις der Troer, also war schon bei Helenas Landung der Götterzorn mit der Rache beschäftigt. Das Präsens πρασσομένα enthält demnach einen tiefen und echt Aeschyleischen Ge-

danken; unmöglich aber ist es damit unmittelbar *ὑστέρῳ χρόνῳ* zu verbinden, wie man gewöhnlich thut; für diese Verbindung wäre die Form *πραξομένα* durchaus nothwendig gewesen. Vielmehr gehört *ὑστέρῳ χρόνῳ*, wie schon die Stellung zwischen *τραπέξας* und *ξυνεστίου Διός* evident darthut, lediglich zu *ἀτίμωσιν* 'die spätere Schändung': Paris Frevel heisst so im Verhältnis zu dem aus Laomedons Hybris entsprungenen Götterzorn. An wem nun wollte dieser die früheren und die späteren Unthaten rächen? *ἐκφάτως τίοντας* — 'an den furchtbar büssenden' deutet Hermann ebenso sprachwidrig wie dem Gedanken nach tautologisch. *τίειν* ist hier wie immer 'schätzen, ehren', und gemeint ist mit den *ἐκφάτως τίοντες* das ganze Troervolk, das eben durch die Begeisterung, womit es Helenas Brautgesang begleitet und darin einstimmt, sich dem Paris mitschuldig macht (vgl. V. 510). Aber freilich ist die gewöhnlich angenommene Construction sehr hart und schwer verständlich: *τίοντας* soll, von *πρασσομένα* abhangend, den voranstehenden Accusativ *τὸ νυμφότιμον μέλος* regieren, und zu diesem vorausgehenden Accusativ soll der nach *τίοντας* folgende *ὑμέναιον* Apposition sein. Das Verständnis einer solchen Wortfügung hätte Aeschylos seinen Zuhörern nicht zugemutet, so breit und schwerfällig zugleich hätte er sich nicht ausgedrückt. Nein, wenn ich mich nicht sehr irre, so hat er geschrieben *πρασσομένα τε νυμφότιμον μέλος*, wodurch dies von den Troern gesungene Lied coordiniert wird mit *ἀτίμωσιν*. Bekanntlich liebt es Aeschylos die Conjunction *τὲ* so zu stellen, dass sie statt an das zweite Glied sich vielmehr an den für beide Glieder gemeinschaftlichen und dann natürlich in die Mitte tretenden Begriff anschliesst. Also 'der Götterzorn geht bei Helenas Landung damit um, des Paris Frevel und das (von den Troern gesungene) die Braut feiernde Lied zu rächen an dem Volk, das allzu begeistert einstimmt in den Hymenäos, der damals (nicht etwa Helenas Verwandten, sondern in schlimmer ominöser Fügung) ihren Schwähern zufiel zu singen.' Natürlich ist der Strophe wegen *ἐπέρρεπε* statt *ἐπέρρεπεν* zu lesen.

Die folgenden Zeilen sind nun völlig klar: auf die Ironie der Worte, 'dass Priamos Veste noch in ihrem hohen Alter einen Sang umlernen muss' und auf die entsprechende Ironie des tändelnden Rhythmus habe ich bereits aufmerksam gemacht. Aber die drei letzten Verse sind in der Ueberlieferung verunstaltet: *παμπρόσθη πολύθρηνον αἰῶν' ἀμφὶ πολίταν μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα* ist unverständlich und unrhythmisch. Ganz verfehlt ist Hermanns Restitution zu nennen: zwar sind die Rhythmen untadellich und denen der Strophe genau entsprechend, aber welches wunderbare Asyndeton zwischen *Πάριν* und *αἰῶνα* und welche wunderbare Zusammenstellung dieser Begriffe! und *φίλον μέλεον αἷμα*, welch ein wunderliches Object zu *ἀνατλᾶσα*! — Ebenso wenig kann ich die Conjectur von Ahrens billigen, welcher schreibt *παμπροσθεὶ πολύθρηνον | παιῶν' ἀμφὶ πολιτᾶν, | μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα*, d. h. 'im vollen Chor einen thränenreichen Päan um die Bürger' als nachdrucksvolle Wiederholung von *πολύθρηνον ὕμνον*. Von der Unangemessenheit der drei Pherecrateen ist bereits gesprochen, aber es drängen sich noch gewichtigere Bedenken auf. Abgesehen von dem äusserst verdächtigen *παμπροσθεί* (das sich nur auf Hesychios Glosse *πρόσθη· πρόσθεσις* stützt) würde eine so nachdrucksvolle Wiederholung des Begriffes *ὕμνον* eine Sünde wider den guten Geschmack sein: der Chor drückt sich mit *πολύθρηνον μέγα που στένει* eben nur vermutend über das in diesem Augenblick geschehende aus, gerade wie Klytämnestra V. 311—314: 'die Stadt des Priamos seufzet wohl um die Liebsten', und dies Seufzen wird im Gegensatz zu *ὑμέναιος* kurz und mit drastischer Ironie als *πολύθρηνος*

ὕμνος bezeichnet; aber eine schadenfrohe weitere Ausführung würde die Kraft des Sarkasmus schwächen.

Also zurück zu den Handschriften! Wenn Aeschylos nach πολύθρηνον — στένει bei so kurzem Zwischenraum das Adjectiv πολύθρηνον wiederholt hat, so hat er es ohne Frage mit allem Nachdruck an die Spitze eines neuen Gedankens gestellt, der das vorhergehende motivieren sollte. Nun geben die überlieferten Worte πολύθρηνον αἰῶν' ἀμφὶ πολιτᾶν μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα den trefflich passenden Gedanken: 'weil sie auch wirklich ein thränenreiches Leben bei dem vergeblich verströmten Blute der Bürger zu tragen hat.' Der Chor geht damit aus dem Sarkasmus in den ernsten Ton des Mitgefühls über — gewis durchaus angemessen. Nun aber würden wir zur nachdrücklichsten Hervorhebung des πολύθρηνον αἰῶνα gern eine versichernde Interjection vorangestellt sehen. Da bietet sich denn wie von selbst aus dem corrupten παμπρόσθη, das Hermann früher in πάμπροσθ' ἦ zerlegt hat, die grösste Wahrscheinlichkeit, dass Aeschylos geschrieben hat ἦ πολύθρηνον κτλ. Ist denn aber, fragen Sie, πάμπροσθε ein Wort? und wohin ist es zu beziehen? Nun, wenn irgend ein ἅπαξ εἰρημένον des Aeschylos durch Analogien geschützt ist, so ist es dieses: πάμπολυς, πάμπρωτος und viele ähnliche Wörter machen es unzweifelhaft, dass πάμπροσθε bedeuten kann 'zu allererst'. Es ist aber, da mit ἦ πολύθρηνον ein neuer Gedanke anheben muss, zu verbinden mit dem vorhergehenden Verse κικλήσκουσα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον und gibt den ausserordentlich schönen Sinn, dass die Veste des Priamos in ihrem neugelernten Jammerliede den Paris, den Wehemann, immer zu allererst nennt, während sie in dem frühern Hochzeitsgesang immer Ὑμὴν ὦ Ὑμέναιε zum Eingang jeder Strophe gerufen hatte. — Es ist jetzt nur noch übrig, die Rhythmen der dem Gedanken nach untadellichen Ueberlieferung mit denen der Strophe in Einklang zu bringen. Hier liegt es aber auf der Hand, dass ἀμφί das echte Wort aus seiner Stelle gedrängt hat; denn dass eben hierin die Corruptel liegt, beweist der Scholiast, der bei seiner Erklärung αἰῶνα πολύθρηνον καὶ μέλεον αἷμα ἀνατλᾶσα offenbar nicht ἀμφί vor Augen gehabt hat. Es muss hier also eine Präposition gestanden haben, die der eine Erklärer durch ἀμφί, der andere durch 'ausser, zu dem Blute hinzu' deutete. Beide divergierende Linien laufen aber zusammen in πρός, ἐπί und παρά, und so vermute ich dass Aeschylos geschrieben hat πάμπροσθ', ἦ πολύθρηνον αἰ|ῶνα παραὶ πολιτᾶν | μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα. Dies παραί wollte der Dichter natürlich verstanden wissen 'entlang', indem die Leichen durch der Strassen lange Zeile hingestreckt zu denken sind; aber ein oberflächlicher Erklärer konnte es ganz sprachgemäss auch deuten wie der Scholiast gethan hat.

Demnach erlaube ich mir Ihnen eine metrische Uebersetzung des ersten Strophenpaares vorzulegen, wobei ich nur bemerke, dass ich jede aufgelöste Arsis des Originals, auf die Möglichkeit einer Nachbildung verzichtend, durch eine lange Silbe und demgemäss auch die so vielgestaltige Basis der logaödischen Verse durch einen Trochäus oder sinkenden Spondeus wiedergegeben habe.

Erste Strophe.

Τίς ποτ' ὠνόμαξεν ὧδ' ἐς τὸ πᾶν ἐτητύμως·	Wer erfand so völlig wahrsagend jenen Namen doch —
μή τις ὄντιν' οὐχ ὁρῶμεν προνοίαισι τοῦ πεπρωμένου	wär' es einer, den der Blick nimmer schaut, der gemäss verhängtem Loos

γλῶσσαν ἐν τύχᾳ νέμων;	klarbewusst die Zunge lenkt? —
τὰν δορίγαμβρον ἀμφινει|κῆ θ' Ἑλέναν, ἐπεὶ πρεπόντως	Ihr, der umstrittnen Lanzenbraut Helena? denn dem Klang entsprechend,
ἑλέναυς, ἕλανδρος, ἑλέ|πτολις ἐκ τῶν ἀβροπήνων	führte Schiff' und Mannen und Stadt höllennah sie, vertauschend
προκαλυμμάτων ἔπλευσεν	des Gemaches Teppichreichthum
Ζεφύρου γίγαντος αὔρᾳ,	mit dem Hauch des scharfen Westes.
πολύανδροί τε φεράσπιδες	Schaaren aber von Waffenvolk
κυνάγουν κατ' ἴχνος πλατᾶν ἄφαντον	folgten stöbernd der dunklen Ruderfährte:
κελσάντων Σιμόεντος ἀκ|τὰς ἐπ' ἀεξιφύλλους	doch schon barg der Simoeisstrand jene mit seinem Laubdach,
δι' ἔριν αἱματόεσσαν.	grün von blutigem Streite.

Erste Gegenstrophe.

Ἰλίῳ δὲ κῆδος ὀρθώνυμον τελεσσίφρων	Aber wirklich Ehewehn sandt' ein Rachegeist, der fest
μῆλις ἥλασεν, τραπέζας ἀτίμωσιν ὑστέρῳ χρόνῳ	hielt am Ziel, den Troern hin: Rache schon sann er für die spätre Schuld
καὶ ξυνεστίου Διὸς	frech entweihter Gastlichkeit,
πρασσομένα τε νυμφότι|μον μέλος ἐκφάτως τίοντας	Rache für jenen Sang und Brautjubel dem Volk, das ganz verzücket
Ὑμέναιον ὃς τότ' ἐπέρ|ρεπε γαμβροῖσιν ἀείδειν.	pries den Hochzeitsreigen, der dort Schwähern wurde beschieden.
μεταμανθάνουσα δ' ὕμνον	Doch es lernt noch um die Weise
Πριάμου πόλις γεραιὰ	die ergraute Veste Priams:
πολύθρηνον μέγα που στένει	laut wohl stöhnt sie ein Jammerlied,
κικλήσκουσα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον	Paris immer zuerst, den Wehegatten,
πάμπροσθ', ἦ πολύθρηνον αἰ|ῶνα παραὶ πολιτᾶν	rufend. Wahrlich ein Jammerloos duldet sie, wo vergeblich
μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα.	ihre Bürger geblutet.

Wir gehen über zum zweiten Strophenpaar, das wenig Schwierigkeiten darbietet. In klarer Sprache, einfach-schönen Rhythmen führt es das Bild von einem Löwen aus, der, als Junges im Hause eines Mannes auferzogen und von Jung und Alt gehätschelt, später die ererbte blutdürstige Sinnesart herauskehrt und mit Mord die Pflege lohnt. Das ganze Paar ist Vorbereitung auf das dritte, aber Strophe und Gegenstrophe entsprechen sich dem Inhalt nach ebenso genau wie in der Form: die erstere schildert die Zahmheit und Lieblichkeit des jungen, die andere die Wildheit und Furchtbarkeit des gereiften Löwen. In der Ueberlieferung der ersten Verse, wo Strophe und Gegenstrophe sich nicht entsprechen, hat Hermann mehreres nicht glücklich geändert; viel genauer an jene sich anschliessend und sowohl metrisch als dem Inhalt nach schöner ist Coningtons treffliche, auch von Ahrens gebilligte Conjectur, wonach die drei ersten Reihen Hermanns so zusammengezogen sind: ἔθρεψεν δὲ λέον-

τος ἴ|νιν δόμοις ἀγάλακτον οὕ|τως ἀνὴρ φιλόμαστον. Da haben wir zwei Glyconeen (den ersten mit iambischer Basis) mit zweitem Pherecrateus, wonach Rossbach und Westphal (III S. 528) zu berichtigen sind, welche behaupten dass sich nur Hik. 546—548 ein Ansatz zu einem glyconeischen System bei Aeschylos finde. Diese drei Reihen bilden also die erste Gruppe der Strophe; es folgen drei dactylische unter sich gleichförmige Tripodien; den Schluss machen zwei katalektische trochäische Tetrapodien (mit Auflösung der ersten Arsis) und ein Priapeus, dessen Basis nach einer bei Aeschylos gewöhnlichen Licenz in der Strophe ein Spondeus, in der Gegenstrophe ein Trochäus ist. Diese anmutigen, aber überaus einfachen und harmlosen Rhythmen schmiegen sich zwar dem Inhalt der Strophe ausserordentlich schön an; doch könnte es scheinen, als ob sie zu den in der Gegenstrophe ausgeführten Gedanken nicht recht stimmten. Dagegen ist zu erinnern, dass der Chor die Ernährung des Löwenjungen im Hause (ebenso wie Helenas Aufnahme in Troja) als Thorheit und Sünde betrachtet: er wird also bei der Schilderung der Verderblichkeit des Thieres nicht von Mitempfindung hingerissen, sondern behandelt mit einer gewissen Ironie der leichten Form (wie V. 684. 685) ein Unglück, das der Leidende durch eigene Unklugheit sich selbst bereitet hat.

Zur Erklärung und Besserung des Textes bedarf es nur weniger Bemerkungen. λέοντος ἶνιν 'den Löwensohn' entspricht der herkömmlichen Fassung der Fabel und dem Zusammenhang viel besser als das überlieferte λέοντα σίνιν: denn räuberisch wird der Löwe ja eben erst nachher; ἀγάλακτος aber ist nach Ahrens treffender Erklärung das Junge genannt, insofern es gleich nach der Geburt geraubt ist, ehe es noch die wildheitnährende Muttermilch genossen hat. Wie οὕτως zu deuten sei, darüber schweigen die Ausleger; doch steht es mir fest dass es nicht, wie man wohl gewöhnlich annimmt, auf die vorhergehenden Strophen zurückbezogen werden darf. Nicht nur müsste es dann ohne δέ an der Spitze des Satzes stehen, sondern es wäre auch der V. 711 ausgesprochene Parallelismus des zweiten und des dritten Strophenpaares fehlerhaft. So kann οὕτως wohl kaum anders erklärt werden als dass wir, nach ἀνήρ interpungierend, es fassen als vorausdeutend auf die Art, wie das Löwenjunge sich im Anfang ziehen liess, nämlich zahm und freundlich, solange es φιλόμαστος 'der Euter bedürftig' war.

In der Gegenstrophe lesen wir nun, ἔθος nur in ἦθος ändernd, ganz nach dem Farnesianus: χρονισθεὶς δ' ἀπέδειξεν ἦ|θος τὸ πρὸς τοκέων χάριν | γὰρ τροφεῦσιν ἀμείβων. Möglich zwar dass τροφεῦσιν statt des vom Flor. gebotenen τροφᾶς nur Conjectur von Triclinius ist, aber dann ist es jedenfalls eine evidente Verbesserung. — Im nächsten Verse hat Ahrens vortrefflich erwiesen, dass Hermanns Conjectur μηλοφόνοισιν ἄγαισιν unhaltbar ist: gestützt auf die Glosse πολέμοις im Farn. bessert er das überlieferte μηλοφόνοισιν ἄταις in μηλοφόνοισιν ἀϋταῖς. Sehr schön und echt Aeschyleisch. Man vergleiche nur z. B. Agam. 196 παρθενοσφάγοισι — ῥεέθροις. Ich selbst vermutete früher μηλοφόνοις ἰαχαῖσιν, was denselben Gedanken gibt, aber diese Conjectur kann gegen die von Ahrens nicht mehr in Betracht kommen.

Im Folgenden laboriert die Construction: man sieht nicht ein, womit ἄλγος und σίνος zu verbinden sind. Es wird also wohl αἵματι δ' οἶκος ἐφύρθη als Parenthese zu fassen sein, so dass die genannten Substantiva als Apposition zu dem in ἔτευξεν angedeuteten Subject hinzutreten.

Demnach übersetze ich das zweite Strophenpaar so:

Strophe.

ἔθρεψεν δὲ λέοντος ἶνιν δόμοις ἀγάλακτον οὕτως ἀνήρ· φιλόμαστον	Zog ein Mann sich im Haus dereinst, eh's gekostet die Muttermilch, so ein Junges der Löwin:
ἐν βιότου προτελείοις	pflegebedürftig im Anfang
ἄμερον, εὐφιλόπαιδα,	hielt es sich zahm zu den Kindern,
καὶ γεραροῖς ἐπίχαρτον.	selber den Alten ein Liebling;
πολέα δ' ἔσχ' ἐν ἀγκάλαις	hieng in ihren Armen oft
νεοτρόφου τέκνου δίκαν,	gleich dem zarten Kind und sah,
φαιδρωπὸς ποτὶ χεῖρα σαίνων τε γαστρὸς ἀνάγκαις.	wenn ihm Hunger gebot, zur Hand auf mit freundlichem Wedeln.

Gegenstrophe.

χρονισθεὶς δ' ἀπέδειξεν ἦθος τὸ πρὸς τοκέων· χάριν γὰρ τροφεῦσιν ἀμείβων	Reifend aber erwies er bald als ein Erbe der Eltern Art: seinen Pflegern vergeltend
μηλοφόνοισιν ἀϋταῖς	schuf in der Lämmer Erwürgung
δαῖτ' ἀκέλευστος ἔτευξεν —	ohne Geheiss er ein Mahl sich —
αἵματι δ' οἶκος ἐφύρθη —	blutig besudelt das Haus er —
ἄμαχον ἄλγος οἰκέταις,	unbezwinglich schafft er Leid,
μέγα σίνος πολύκτονον·	schwelgt verheerend nur in Mord:
ἐκ θεοῦ δ' ἱερεύς τις Ἄτας δόμοις προσεθρέφθη.	gottgesendet erwuchs dem Haus so ein Opfrer der Hölle.

Im dritten Paar schliesst sich die Strophe genau an das Vorhergehende an, in Helena-Erinys jenen zu sich selbst kommenden Löwen wieder erkennend; die Gegenstrophe aber leitet hinüber zu den erhabenen Betrachtungen des vierten Paares. Die wundervollen Rhythmen sind wesentlich auf den Inhalt der Strophe berechnet: besonders ergreifend ist der Wechsel zwischen der tändelnden kosenden Weise der ersten fünf Verse und dem Wirbelsturm der dann folgenden, der in den gewaltigen Donnerschlägen der beiden letzten Verse sein Ende findet.

Doch ist in Hermanns Reihenabtheilung noch ein wesentlicher Fehler, der auch bei Rossbach und Westphal noch nicht berichtigt ist. Rhythmus und Gedanke fordern gebieterisch dass die Worte *λέγοιμ' ἄν* und in der Gegenstrophe *τέτυκται* an das Ende des ersten Verses treten. Dann bilden nämlich V. 712 und 713, 714 und 715 reinliche Paare von Gegensätzen, und in der Gegenstrophe löst sich der alte Spruch *μέγαν τελεσθέντα κτλ.* scharf aus seiner Umgebung heraus. So besteht der erste Vers aus einer akatalektischen iambischen Tetrapodie (mit Synkope der dritten Thesis) und einer eben solchen katalektischen: *πάραυτα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἴ|λίου πόλιν λέγοιμ' ἄν.* Der zweite und der dritte Vers aber sind nun, wie sie dem Gedanken nach Gegenbilder enthalten, so auch rhythmisch einander völlig gleich: beide sind iambische Hexapodien, nur dass die zweite eine Thesis mehr synkopiert hat.

Ebenso stehen Vers 4 und 5 rhythmisch, wie dem Inhalt nach, einander völlig parallel. Damit schliesst die erste Gruppe, in welcher die Arsenzahl der Reihen diese Symmetrie zeigt: 4. 4. 6. 6. 4. 4; die zweite Gruppe enthält 4 ionische Reihen, und zwar 3 reine Dimeter, einen Anaklomenos: sie athmen ungestüme Leidenschaftlichkeit und wirbeln den Sinn gleichsam mit schwindelndem Drehen herum. Erst das Epodikon der beiden letzten Verse bringt uns mit seinen energischen wuchtigen Rhythmen wieder zur Besinnung.

Indem wir zur Interpretation übergehen, hemmt uns zunächst eine bisher noch nicht geheilte Corruptel in V. 713. Die Handschriften bieten *ἀκασκαῖον ἄγαλμα πλούτου*, aber das ist kein Vers, und sowohl der Rhythmus der vorhergehenden Reihe als auch die Gegenstrophe beweisen, dass die letzte Silbe von *ἀκασκαῖον* durch Position gedehnt werden muss. Daher hat Porson ein *δ'* darnach eingeschoben, aber ein vollkommen unerträgliches, wie Hermann gezeigt hat. Nicht viel besser jedoch ist sein eigenes *ἀκασκαΐόν τ' ἄγαλμα*. Denn da das folgende Paar von Gegensätzen asyndetisch zusammengestellt ist, so muss auch hier jede Conjunction fehlen. Sehen wir nun aber die Ueberlieferung genauer an, so heisst nach Hesychios *ἀκάσκα· ἡσύχως, μαλακῶς, βραδέως*, und da wir diese Deutung bestätigt finden durch die Ableitung von *ἀκήν*, aus dem jenes durch Reduplication hervorgegangen ist (gleichsam 'leise leise'), so übersetzen wir zuversichtlich *ἀκασκαῖος* durch 'leise, linde, sanft'. Wie passte aber ein solches Epitheton zu *ἄγαλμα*? Und was wäre *ἄγαλμα πλούτου*? Doch wohl nur 'ein Bild, wie es der Reichthum hervorbringt', also etwa 'Luxusbild' — eine um so geschmacklosere und unpassendere Bezeichnung Helenas, da hierin nicht, wie in den übrigen Attributen, ihre milde Wirksamkeit angedeutet wäre. Nein, wenn nicht alles täuscht, so liegt der Fehler in *ἄγαλμα* und Aeschylos hat geschrieben *ἀκασκαῖον στάλαγμα πλούτου* 'des Reichthums leiser Maienregen'; die Abschreiber aber machten, nachdem im Urcodex *στ* unleserlich geworden war, aus *ἄλαγμα* in Erinnerung an Prom. 467 mit einigem Anschein von Recht ihr *ἄγαλμα*. Unter *πλοῦτος* ist nun der aus der Wolke quillende Segen zu verstehen, wie denn auch Hesychios die Glosse hat *πλοῦτος· ἡ ἐκ τῶν σπερμάτων ἐπικαρπία*. Die Alten leiteten bekanntlich *πλοῦτος* von *πλέον ἔτος* ab: gewis unrichtig, aber diese Ableitung beweist, dass sie unter *πλοῦτος* vorzugsweise den Feldsegen verstanden. Der metonymische Gebrauch aber von *πλοῦτος* statt des den Feldsegen hervorbringenden Regens ist nicht kühner, als wenn unser deutscher Dichter sagt: 'aus der Wolke quillt der Segen.' Wie schön nun gegenüber dem Weben der Meeresstille die über dem Festland Segen träufelnde Wolke genannt wird, braucht nicht hervorgehoben zu werden; nur erinnere ich an Hrn. Prof. Forchhammers Worte, womit er uns neulich auf die Bedeutsamkeit des ersten Regens für das dürstende Attika aufmerksam machte, und Sie werden verstehen, wie für athenische Zuhörer noch ganz anders als für uns der Ausdruck 'ein leises Träufeln des Feldsegens' das Beseligende von Helenas Nähe bezeichnete. Nun erst geben V. 712 und 713, wie sie rhythmisch correspondieren, völlig harmonische Gegenbilder, ähnlich wie 866 und 867 *ὁδοιπόρῳ διψῶντι πηγαῖον ῥέος* und *γαληνὸν ἦμαρ εἰσιδεῖν ἐκ χείματος* einander gegenübertreten.

Auch die beiden folgenden logaödischen Tetrapodien enthalten völlig parallele Bezeichnungen der Helena. Nur verstehe ich nicht, was *ἔρωτος ἄνθος* ist: 'Liebesblume', wie man es gewöhnlich übersetzt, ist ein so unklarer Begriff, dass man ihn Aeschylos nicht zutrauen darf. Es wird zu schreiben sein *Ἔρωτος ἄνθος* 'Blume des Liebesgottes' d. i. die Rose. Dann bilden V. 714 und 715 genau correspondierende Oxymora: sonst verwundet ein Pfeil, aber der Stral

von Helenas Auge ist weich und wohlthuend; sonst erquickt eine Rosenblüte, aber die welche in Helena erscheint verwundet das Herz.

Der Schluss der Strophe bietet sonst keine Schwierigkeiten dar: indem ich nur noch aufmerksam mache auf die Wuchtigkeit des Ausdrucks, womit Helena, die Holdselige, erst ganz am Ende der stürmenden Gedankenreihe als Erinys bezeichnet wird, gehe ich über zur Gegenstrophe, in welcher der Chor mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, wie die Rhythmen sie anzeigen, gegen den noch von Herodotos vertretenen Satz vom 'Neide der Götter' sich wendet, um Fluch und Segen der Kinder mit einer Art von erhabenem Rationalismus auf die von den Eltern ererbte und gepflegte Art zurückzuführen. Die Worte erklären sich von selbst, woher es denn auch kommt, dass sie so rein und unverdorben uns überliefert sind, wie selten eine Strophe von Aeschylos. Nur V. 728 hatten die Abschreiber γὰρ unmittelbar hinter τὸ gestellt, weniger wohl um einen rein ionischen Vers herzustellen, als um dem unwillkürlichen Bedürfnis gewohnter Wortfolge zu genügen. Das zweite γὰρ V. 730 hat Hermann mit vollem Recht gegen alberne Conjecturen geschützt: nur hätte er sich deutlicher ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, γὰρ stehe hier in der ganz gewöhnlichen Form der occupatio: 'von rechtschaffenen Häusern spreche ich nicht, denn deren Loos ist bekanntlich dies, dass sie treffliche Kinder haben.'

Das dritte Strophenpaar also suche ich deutsch so wiederzugeben:

Strophe.

πάραυτα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἰλίου πόλιν λέγοιμ' ἂν	In gleicher Art nahte dort Troja, möcht' ich sagen,
φρόνημα μὲν νηνέμου γαλάνας,	der Meeresruh wunderstilles Weben,
ἀκασκαῖον στάλαγμα πλούτου,	der Feldfrucht leises Maigeträufel,
μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος,	wonniger Augenstralenblitz,
δηξίθυμον Ἔρωτος ἄνθος.	herzverwundende Rosenblüte.
παρακλίνασ' ἐπέκρανεν δὲ γάμου πικρὰς τελευτάς,	Doch im Umschlagen erschuf dann sie den bittern Schluss der Hochzeit,
δύσεδρος καὶ δυσόμιλος συμένα Πριαμίδαισιν	da mit Elend und Verwüstung in des Tros Haus sie hineinfuhr
πομπᾷ Διὸς ξενίου	auf Zeus des gastlichen Wink,
νυμφόκλαυτος Ἐρινύς.	brautbeweinet, ein Fluchgeist.

Gegenstrophe.

παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς γέρων λόγος τέτυκται,	Es gibt ein uraltes Wort, der Welt noch immer gültig:
μέγαν τελεσθέντα φωτὸς ὄλβον	'es zeuge zwar Erben sich das Vollmass
τεκνοῦσθαι μηδ' ἄπαιδα θνήσκειν,	des Reichthums, nimmer sterb' es kindlos,
ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας γένει	aber der Gunst des Glücks entkeim'
βλαστάνειν ἀκόρεστον οἰζύν.	unersättliches Weh den Enkeln.' —
δίχα δ' ἄλλων μονόφρων εἰμί. τὸ δυσσεβὲς γὰρ ἔργον	O des Irthums, dem die Welt fröhnt! die verruchte That, behaupt' ich,

μετὰ μὲν πλείονα τίκτει, σφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ.	sie gebiert stets des Gezüchts mehr, in der Art gleich der Erzeugrin.
οἴκων γὰρ εὐθυδίκων	Rechtschaffnem Stamme ja blüht
καλλίπαις πότμος αἰεί.	stets in Kindern ein Segen.

Wir kommen zum Schlusse. Der Gedanke der dritten Gegenstrophe, dass sowohl die Schuld wie die Frömmigkeit Kinder zeugen, die der Mutter gleichen, wird im vierten Paar nun so weiter ausgeführt, dass die Strophe von der Schuld und dem mit ethischer Nothwendigkeit aus ihr hervorgehenden Verderben, die Gegenstrophe von der Gerechtigkeit und ihrem Walten handelt. Die Rhythmen sind einfach, aber ernst und feierlich, wie denn auch Schneidewin nicht mit Unrecht den Ton dieser Schlussstrophen einen fast biblischen genannt hat. Dabei aber ist die künstlerische Ausführung eine so feine und sorgfältige, dass man trotz der Verderbtheit der Ueberlieferung Spuren der genauesten Responsion in Form und Gedanken wahrnimmt. Daher ist denn auch jede Emendation, deren Resultat nicht die allerpräciseste Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe ist, von vorn herein als verfehlt zu bezeichnen. So scheint es unstatthaft zu sein, wenn Ahrens des Metrums wegen V. 743 *βίον* als Glossem ausstösst, dagegen an der entsprechenden Stelle der Strophe *ὕβριν* zwar als echt beibehält, aber in den folgenden Vers *τότ' ἢ τότ' κτλ.* hineinzieht. Denn sowie in der Gegenstrophe mit *τὰ χρυσόπαστα* zugleich ein neues metrisches System und eine neue Gedankenreihe anheben, so muss auch mit *τότ' ἢ τότ'* V. 736 ein wesentlich Neues eintreten, und *ὕβριν*, dem Sinne nach zu V. 735 gehörend, muss auch metrisch damit verbunden werden. Entweder also sind mit Kayser beide Wörter *ὕβριν* und *βίον* (beide zur Noth entbehrlich) als Glosseme zu tilgen, oder, da dies Verfahren höchst unwahrscheinlich ist, beide müssen als echt betrachtet werden. Wir gewinnen dann freilich in der ersten metrischen Gruppe V. 733—735 einen ungewöhnlichen Rhythmus (zwei iambische Tetrapodien, die erste mit Synkope der dritten Thesis, die zweite mit Synkope der ersten und der dritten, und zum Schluss eine iambische Pentapodie mit Synkope der ersten Thesis), und ich gestehe dass die auslautende Pentapodie *-ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν* auch meinem Ohr etwas fremdartig klingt — eine Tetrapodie würde hier gefälliger sein —: aber auch Ag. 406 und Perser 547 finden sich unbestritten iambische Pentapodien, und ist auch dieser Rhythmus weniger lebhaft und weniger gewöhnlich als der von Ahrens hergestellte, so ist er doch vielleicht durch seine feierliche Schwere mehr geeignet, die wuchtigen Gedanken des Dichters auszudrücken.

Demnach enthält die erste Gruppe 4, 4 und 5 Arsen; die zweite Gruppe umfasst einen iambischen Trimeter, zwei iambische Tetrapodien (*παλιντρόποις ὄμμασι λιποῦσ' | ὅσια προσέμολε δύναμιν οὐ*) und eine iambisch-logaödische Hexapodie mit Synkope nach der zweiten und nach der fünften Arsis, so dass das ganze System die rhythmische Symmetrie von 6, 4, 4, 6 Arsen zeigt. Den Schluss der Strophe bildet als drittes Glied ein erster Pherecrateus, der für sich allein stehend den in ihm abgeschlossenen Gedanken nur um so energischer hervortreten lässt.

Für den Anfang der Strophe schliesse ich mich also ganz an Hermann an und erkläre: 'die alte Hybris liebt es in schlechten Menschen eine frisch wuchernde Hybris zu gebären.' Man hat zwar hin und wieder *ἐν κακοῖς* als Neutrum deuten wollen 'im Unglück der Men-

schen', aber damit weicht man von Aeschylos Gedankenwegen ab: sein Glaubenssatz ist eben, dass die Hybris nicht gerade eine neue Hybris erzeugen muss, sondern nur dies zu thun pflegt, und zwar in den Menschen, die von Natur zum Bösen geneigt sind. Sprachlich ist gegen diese Erklärung von *βροτῶν* als Gen. part. nichts einzuwenden: ich erinnere nur an Pind. Ol. 2, 65 *παρὰ τιμίοις θεῶν*. Der Grund aber, warum der Dichter nicht *ἐν κακοῖς βροτοῖς* geschrieben hat, ist darin zu suchen, dass er stark hervorheben wollte, nur in einer gewissen Menschenclasse vermöge die Hybris mit ihrer Brut sich einzunisten.

Nun aber kommen wir zur schwierigsten und verdorbensten Stelle des ganzen Chorgesanges, wo freilich die völlige Sinnlosigkeit der Ueberlieferung beweist, dass die Abschreiber glücklicher Weise, statt willkürlich zu fälschen, sich redlich bemüht haben das ihnen unleserlich gewordene zu entziffern und gewissenhaft der Nachwelt zu überliefern. Die Kritik hat daher ihrerseits genau an die Schriftzüge der Ueberlieferung sich zu halten, und nur diejenige Emendation wird genügen können, die einen dem Zusammenhang angemessenen Gedanken schaffend zugleich die Corruptel erklärlich macht. Der Flor. gibt *τότ' ἢ τόθ' ὅταν τὸ κύριον μόλῃ νεαρὰ φάους κότον*, die Gegenstrophe aber, in welcher Auratus das handschriftliche *ἐσθλὰ* sehr glücklich in *ἔδεθλα* verbessert hat, zeigt, dass wir aus jenen verstümmelten Resten einen iambischen Trimeter mit Auflösung der dritten Arsis und demnächst eine iambische Dipodie herzustellen haben. Daher schreibt Hermann, indem er *κότον* als Glossem zu *δαίμονα* ausstösst, *τότ' ἢ τότ', ἔχτ' ἂν ἐπὶ τὸ κύριον μόλῃ νέᾳ ῥαφᾷ*: aber abgesehen von der Gewaltsamkeit der Aenderung und der Unwahrscheinlichkeit, dass *κότον* zur Erklärung von *δαίμονα* hinzugeschrieben sein sollte, leidet diese Conjectur vornehmlich daran, dass *τὸ κύριον* nicht ein Substantiv, das den Tag oder die Stunde der Geburt bezeichnet, neben sich hat — es wäre beispiellos, dass *τὸ κύριον* allein den entscheidenden Moment bedeutete. Diesem Mangel scheint nun in glänzender Weise die Conjectur von Ahrens abzuhelfen, indem er, *νεαρά* als Glossem zu *νεάζουσαν* ausstossend, vorschlägt zu lesen *ὕβριν τότ' ἢ τόθ' ὅτε τὸ κύριον μόλῃ φάος τόκου*, aber wie blendend dieser Vorschlag auch ist, so drängen sich mir doch drei gewichtige Bedenken dagegen auf, die ich nicht zu überwinden vermag. Erstlich gehört, wie bereits gesagt, *ὕβριν* in die vorhergehende Reihe; sodann, wie käme *νεαρά*, wenn es Glossem zu *νεάζουσαν* wäre, in dieser Gestalt an diesen Platz? drittens aber macht die Gegenstrophe, in der *παλιντρόποις* Attribut zu *ὄμμασι* ist, wahrscheinlich, dass auch hier die corrupten Buchstaben *φάους κότον* ein Epitheton zu *δαίμονα* enthalten. Daher scheint mir vor allen preiswürdig die Conjectur von H. Weil, der den Trimeter so herzustellen vorschlägt *τότ' ἢ τότ' ἦμαρ ὅτε τὸ κύριον μόλῃ* · 'früher oder später, sobald der entscheidende Tag kommt.' Nehmen wir an dass Aeschylos so geschrieben hat, so erklären sich in der That sehr leicht die Abweichungen der Handschriften. *ἦμαρ* nämlich pflegen die alten Scholiasten (wie auch Hesychios) zu interpretieren durch *ἡμέρα*. War dies nun an den Rand des Verses hinter *μόλῃ* geschrieben, die ganze Zeile aber im codex archetypus so vom Moder zerfressen, dass *ἦμαρ* völlig unleserlich, auch von *ὅτε* der letzte Buchstab sowie von *ἡμέρα* der erste verlöscht war, so mussten die gewissenhaften Abschreiber gerade durch die völlige Sinnlosigkeit des Vorgefundenen um so eher verführt werden, den Rest des Glossems *ἡμέρα* mit in den Text zu ziehen und aus MEPA ihr NEAPA herauszulesen. Wenn ich nun noch hinzufüge, dass ich diese Emendation bereits vor mehreren Jahren selbst gefunden habe, so wird damit der Ruhm desjenigen, der sie zuerst veröffentlicht hat, natürlich in keiner Weise beeinträchtigt:

aber die Thatsache, dass zwei Männer völlig unabhängig von einander auf dieselbe nicht ganz naheliegende und doch nach allen Seiten befriedigende Conjectur gekommen sind, dürfte vielleicht dazu dienen, ihr durch Vorurtheile hindurch Bahn zu brechen.

Bevor wir nun aber weiter gehen, ist zunächst zu untersuchen, in welchem Verhältnis der zu Ende der Strophe geschilderte Dämon zu der Hybris steht: nur so lässt sich über die grammatische Verbindung der beiden Strophentheile ein klares Urteil gewinnen. Gewis ist nach der einstimmig überlieferten Lesart *εἰδομέναν τοκεῦσιν*, die selbst Triclinius, so nahe es lag, nicht angetastet hat, dass der dort genannte Dämon weiblichen Geschlechtes ist, und es scheint daher einfach und in Aeschyleischem Gebrauch begründet zu sein, wenn wir mit den meisten Auslegern *θράσος Ἄτας* als gleichlautend mit *θρασεῖαν Ἄταν* fassen. Dies ist also der aus der Hybris hervorgehende Dämon. Ate erscheint auch sonst vielfach bei Aeschylos als persönliches Wesen, und zwar ist sie, nach dem tiefen Gedanken, dass die Schuld ihre Strafe in sich selbst trage, zugleich die verblendende und zu neuen Verbrechen reizende, zugleich aber auch die rächende und strafende von Gott gesetzte Macht, ein Höllengeist im Dienste des Zeus. Ich verweise in dieser Beziehung auf die gehaltvolle Schrift des verewigten Nägelsbach 'de religionibus Orestiam Aeschyli continentibus' (Erlangen 1843). Ihrer Wirkung nach kommt Ate dem von unserem Dichter so viel gefeierten *ἀλάστωρ* ziemlich nahe, nur dass dieser specieller die Kette der in einem Geschlecht sich aus einander fortzeugenden bösen Thaten, in der die Kinder die Eltern verschlingen, repräsentiert. So oft aber und so viel auch Ate und Alastor bei Aeschylos als persönliche Wesen erscheinen, so wird doch nie in gleicher Weise die *ὕβρις* personificiert, und diese ist so wenig mit Ate identisch, dass vielmehr erst aus einer Reihe von sich steigernden Ausflüssen des Uebermuts jene Verblendung des Sinnes erzeugt wird, die zu wahnsinnigem und die eigene Kraft verkennendem Thun reizend sich selbst das Verderben bereitet.

Völlig unstatthaft erscheint es daher, wenn Hermann und nach ihm alle Herausgeber ausser Weil V. 738 das handschriftliche *δαίμονά τε τόν*, worin statt *τόν* eine lange Silbe erforderlich ist, in *δαίμονά τε τάν* verwandeln. Denn dadurch würde die V. 735 genannte *ὕβρις νεάζουσα* mit Ate coordiniert, als ob diese beiden, das eine ein abstracter Begriff, die andere ein so phantasievoll beschriebener Dämon, auf einer Linie ständen. Dabei ist nicht zu übersehen, dass der Dichter, wenn er als einzige Mutter der Ate die *ὕβρις παλαιά* genannt hätte, sehr incorrect V. 740 von *τοκεῦσιν* gesprochen haben würde: gerade dieser Plural zeigt, dass er hier wie sonst die 'Bethörung' aus einer Reihe von übermütigen Handlungen hervorgehen lässt. Demnach zweifle ich nicht, dass in dem überlieferten *τε τόν* ein wesentlicher Fehler steckt, der das Verständnis der ganzen Stelle verdunkelt hat, und eine Betrachtung der unserem Dichter sonst eigenen ethischen Anschauungen scheint fast nothwendig zu der Vermutung zu führen, dass er statt der fraglichen Worte geschrieben habe *δαίμονα τεκεῖν*. Dann haben wir in grammatisch und metrisch untadellicher Form den durchaus Aeschyleischen Gedanken: 'die alte *ὕβρις* pflegt in bösen Menschen immer wieder eine *ὕβρις* zu erzeugen, die fortwuchert, um früher oder später, wann der Tag des Kreisens kommt, einen Dämon zu gebären, einen unbekämpfbaren, die ihren Eltern gleichende Ate.' Durch dies *τεκεῖν* findet auch der Dativ *μελάθροισιν* erst seine rechte Beziehung, und zugleich ist in demselben Verbum der Gegensatz zwischen dem Präsens *τίκτειν* V. 733 und dem Aorist *τεκεῖν* V. 738 schön und bezeichnend. Jene Form bedeutet das sich immer wiederholende Gebären, diese das einmalige, momentane.

Ist aber diese Conjectur richtig, so kann es weiter nicht zweifelhaft sein, dass in dem corrupten *φάους κότον* V. 737 ein Adjectiv verborgen ist, das mit *δαίμονα* zusammengehörig dem *παλιντρόποις ὄμμασι* genau entspricht. Und zwar scheint mir wegen der Leichtigkeit der Aenderung vorzüglich das von Schneidewin gefundene *φαεσκότον* sich zu empfehlen: nur möchte ich dies Adjectiv nicht mit ihm deuten 'helldüster' — ein Begriff dessen trübe Helligkeit in den lichten, klaren, plastischen Stil des Aeschylos gar nicht passen würde — sondern 'lichtverdunkelnd' d. h. 'glückvernichtend'; denn Ate bringt ja eben dem stralenden Glück des Hauses Todesschatten, wie sie denn auch V. 739 *μέλαινα* heisst.

Schliesslich noch eine Kleinigkeit. Es lässt sich streiten, ob *ἀνίερον* V. 738 als drittes Epitheton zu *δαίμονα*, oder ob es zu *θράσος* gehöre. Hermann entscheidet sich für das erstere; doch bemerke ich dass in der Gegenstrophe die entsprechenden Worte *δύναμιν οὐ* dem Sinne nach zum folgenden Verse gezogen werden müssen, und da nun bisher bei allen Sinneseinschnitten sich völlige Congruenz zwischen Strophe und Gegenstrophe ergeben hat, so möchte ich um deswillen auch an unserer Stelle *ἀνίερον* mit *θράσος* verbinden.

In der Gegenstrophe ist durch Auratus glänzende Conjectur *ἔδεθλα* für das überlieferte *ἐσθλά* und durch Ahrens nicht minder glückliche Emendation des handschriftlichen *προσέβα τοῦ* V. 746 in *πρὸς ἔσυτο* alles in schönes Licht gestellt. Nur der letzte Vers fordert noch eine kurze Bemerkung. Hermann verbindet *πᾶν τέρμα* und zieht den Accent von *ἐπί* zurück: ich gestehe aber diese Interpretation nicht fassen zu können. Der Zusammenhang fordert durchaus den abschliessenden Gedanken: 'sie leitet alles ans Ziel', und wenn Hermann behauptet, in diesem Sinne hätte es *πάντα* statt *πᾶν* heissen müssen, so behauptet er ohne Frage zu viel, z. B. V. 1542 heisst es auch *πᾶν ἀπόχρη*. Aber dennoch glaube ich dass Aeschylos geschrieben hat *πάντ' ἐπὶ τέρμα νωμᾷ*: nach meinem Gefühl ist bei dieser gewichtigen Sentenz, welche die ganze feierliche Betrachtung gross und voll abschliesst und gleichsam die Summe aus dem Ganzen zieht, zugleich aber bedeutungsvoll ist für den nun auftretenden Agamemnon, den *moriturus*, das summative Asyndeton durchaus nothwendig; die Abschreiber aber, hier wie an so vielen Stellen unabsichtlich die Schönheit des Asyndeton zerstörend, machten aus *πάντ'* ihr *πᾶν δ'*.

Demnach lege ich Ihnen folgende Uebersetzung des vierten Paares vor:

Strophe.

φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις | μὲν παλαιὰ νεά|ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν,	Es zeugt die Urschuld so gern immerfort neue Schuld, frisch in bösen Menschen wuchernde,
τότ' ἢ τότ' ἦμαρ ὅτε τὸ κύριον μόλῃ	um früher, später, wann des Kreisens Stunde naht,
φαεσκότον δαίμονα τεκεῖν | ἄμαχον ἀπόλεμον, ἀνίερον	die Höllenmacht zu zeugen, sie, die ohne Kampf gewinnende,
θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας, εἰδομέναν τοκεῦσιν.	den frechen Trotz finsterer Sinnbethörung, ihren Erzeugern gleichend.

Gegenstrophe.

Δίκα δὲ λάμπει μὲν ἐν | δυσκάπνοις δώμασιν|, τὸν δ' ἐναίσιμον τίει βίον,	Doch Dike's Blick stralt in russschwarzen Lehmhütten auch: denn gerechten Wandel ehrt sie hoch.

τὰ χρυσόπαστα δ' ἕδεθλα σὺν πίνῳ χερῶν	Doch goldgewirkten Sesseln, welche Schmutz befleckt,
παλιντρόποις ὄμμασι λιποῦσ' | ὅσια πρὸς ἔσυτο, δύναμιν οὐ	versagt sie sich mit Zornesblick und eilet schnell zu Reinem hin,
σέβουσα πλούτου παράσημον αἴνῳ.	gepries'nen Reichthumes Gewalt verachtend.
πάντ' ἐπὶ τέρμα νωμᾷ.	Jegliches führt hinaus sie.

Mit diesen erhabenen Betrachtungen schliesst der Chor seinen Gesang, der Dichter einen Haupttheil seiner Tragödie ab: auf Zeus segensreiches Walten hinblickend, wie unter ihm trotz aller Vorherbestimmung der Moira die sittliche Freiheit des Menschen gewahrt ist, insofern in ihm selbst die letzte Bestimmung seines Thuns und damit seines Ergehens liegt, hat der Chor und mit ihm der Zuschauer die hohe, edle Ruhe des Gemüts wiedergefunden, die nur aus der Betrachtung des Ewigen zu gewinnen ist. Aber die Worte des Chors sind ein zweischneidiges Schwert: in die Vergangenheit blickend richten sie Paris Frevelthat und beruhigen über die furchtbare Sühnung des unerhörten Verbrechens; aber jetzt hält Agamemnon seinen Einzug in aller irdischen Pracht und Herlichkeit, Agamemnon, der den Lockungen des ἀλάστωρ nicht widerstehend durch die Opferung vieler und namentlich durch die unerhörte Opferung seiner Tochter diese Hoheit sich erkauft hat, und nun setzen die im Gemüt des Zuschauers noch nachklingenden Accorde in eine andere Tonart um und gestalten sich mehr und mehr zum Ausdruck banger Ahnung, ob nicht auch an des Herschers leidenschaftlichem Ehrgeiz die ewigen Satzungen des Zeus sich erfüllen werden, bis dann endlich V. 942 der Zuschauer mit dem Chor in das klagende τίπτε μοι τόδ' ἐμπέδως κτλ. ausbricht. So liegt in der kaum erst gewonnenen Beruhigung der Keim zur bangen Ahnung, die sich allmählich zur furchtbarsten Spannung steigert.

Da haben Sie denn, hochgeehrte Versammlung, aus Aeschylos Meisterwerken einen kleinen der Gottheit geweihten Bau, wie ich ihn bis dahin aus dem Schutt der Ueberlieferung herauszugraben und zu erklären verstehe. Die Geschichte der Irthümer in der bisherigen Aeschylos-Interpretation ist mir nicht so unbekannt, dass ich glauben könnte von der Berechtigung aller meiner Neuerungen Sie überzeugt oder überall das richtige getroffen zu haben: ich selber erfahre fortwährend dass der Tag den Tag belehrt; aber hätte ich auch nur ein ganz weniges gefördert zur Erkenntnis dieses verschütteten Pompejanum, dessen ganze Herlichkeit und Erhabenheit wir noch immer mehr ahnen als sehen, so würde mir meine Arbeit, Ihnen die mir so freundlich geschenkte Aufmerksamkeit immer noch hinreichend belohnt heissen dürfen.

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden zur Discussion des eben gehörten Vortrags erhob sich zuerst

Professor Dr. Heimsoeth aus Bonn. Obschon ich es zur Beurteilung einer neuen Lesart und einer neuen Erklärung für massgebender halte, das, was im stillen Winkel durch stilles Sinnen gefunden ist, auf gleiche Weise am gleichen Ort, und das ist unsere Schreibstube, zu prüfen, so möchte ich mir doch erlauben ein paar Dinge zu berühren, die in allen Fällen, abgesehen von der vorgetragenen Erklärung, im Hermannschen Text nicht richtig

sind, so dass ich sie, mag der Hr. Redner bei seiner Erklärung bleiben oder nicht, seiner weitern Sorgfalt anempfehlen zu können glaube. Ich will nicht verhehlen, dass mir die Conjecturen und Erklärungen nicht alle gerechtfertigt erscheinen, z. B. dass der Hr. Redner V. 675 f. die μῆνις als Götterzorn wegen Laomedons Perfidie deutet, was mir nicht verständlich ist, da jeder Bezug auf die Vergangenheit fehlt. Auch bin ich nicht einverstanden mit κυνάγουν κατ' ἴχνος. Hr. Dr. Keck vermisst den Begriff 'hinterher', aber den haben wir ja eben in κατ' ἴχνος, da steht's: wenn Aeschylos lebhaft spricht, so fallen solche Nebenworte wie 'sie fuhren' weg. 'Und die Jäger längs der Fährte' — das ist ein poetisch ausgedrückter Gedanke, in dem wir kein Verbum vermissen. Oder, wenn ich eine andere Stelle berühre, mit στάλαγμα V. 713 scheint mir im Augenblick auch nicht das Rechte getroffen zu sein. Nicht unmöglich scheint mir eine Partikel, die φρόνημα νηνέμου γαλάνας und ἀκασκαῖον ἅγαλμα πλούτου mit einander verbindet, während das übrige lose hinzugefügt wird. Aber ich halte es für gerechter inne zu halten mit dem Urteil, bis man einen Abdruck des Vortrags in der Stille überdenken kann. Ich wollte bestimmte Punkte berühren, die in allen Fällen geändert werden müssen. In dem von dem Hrn. Redner vorgeschlagenen Text ist die Declamation unrichtig, wie sie durch die Dichtung bestimmt und durch die Rhythmen fixiert wird. Diese Declamation muss in allen Fällen die natürlichste Uebereinstimmung haben mit dem Gedanken. Im Hermannschen Texte steht z. B. V. 712 λέγοιμ' ἂν φρόνημα μὲν νηνέμου γαλάνας. Das declamiert sich unrichtig, so würde der Dichter die Worte nicht gesetzt haben. Auf diese Weise wird λέγοιμ' ἄν und in der Gegenstrophe τέτυκται viel zu stark hervorgehoben. Jene Worte gehören also zum vorhergehenden Verse, es ist zu lesen: πάραυτα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἴ|λίου πόλιν λέγοιμ' ἂν und in der Gegenstrophe παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς | γέρων λόγος τέτυκται, so dass mit dem Inhalt des γέρων λόγος die neue metrische Reihe beginnt. Auch V. 703 ist τροφᾶς oder τροφεῦσιν, der Hauptbegriff für die Declamation, rhythmisch viel zu sehr gedrückt: es muss eine bedeutsamere Stellung haben. — Was ferner nothwendig in dem bisherigen Text sich ändern muss, ist eine Anzahl unrhythmischer Verse. Dazu rechne ich schon in der ersten Strophe V. 664 und 665.

Keck. Wenn ich Sie einen Augenblick unterbrechen darf, so möchte ich bemerken, wie sehr es mich freut mit Ihren rhythmischen Aenderungsvorschlägen durchweg übereinzustimmen. Hätte die uns knapp zugemessene Zeit mir erlaubt in meinem Vortrag auf metrische Einzelheiten einzugehen, wie ich es wünschte, so würde ich Ihnen mit Ihren eigenen Vorschlägen schon entgegengekommen sein. V. 664 und 665 verbinde ich zu einem Verse.

Heimsoeth. Nun ist aber der folgende Vers unrichtig. Doch ich komme auf ein anderes. V. 715 δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος ist unrhythmisch, das klingt nicht. Der Vers ist ein ionischer. Er muss entweder zwei kurze Silben am Anfang haben oder eine lange Silbe, dann wäre Rhythmus darin. Ueber die Verbesserung bin ich unsicher, doch ist in der Gegenstrophe statt βλαστάνειν zu lesen βλαστεῖν ἀκόρεστον οἰζύν. Ferner ist nicht richtig der Vers 692; Sie haben ihn zwar geändert, doch gefällt mir auch so der Rhythmus nicht. Nicht richtig ist V. 735 und V. 743: μὲν παλαιὰ νεά|ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν ist unrhythmisch. Da haben Sie fünf Arsen, wie aus der modernen Tragödie entnommen. In allen Gesängen wie in der Recitation muss sich die Einheit des Masses auf irgend eine Art zeigen. ὕβριν ist nothwendig der Anfang des neuen Verses. Dadurch fällt das βίον in der Gegenstrophe fort: dies Wort wird ohnehin schon durch die dichterische Grammatik verurteilt, mit βίον würde der Gedanke Aeschyleisch lauten βίον δ' ἐναίσιμον τίει. — Diese Einzelheiten

habe ich nicht unerwähnt lassen wollen. Ich danke übrigens für Ihre anregende Erklärung verbindlich und bitte Ihrer Texterklärung die Vollendung zu geben.

Keck. Indem ich für Ihre eingehenden Bemerkungen danke, wiederhole ich, dass es mich ungemein freut in so vielen wichtigen Punkten der Rhythmik mit Ihnen übereinzustimmen. Wenn mein Vortrag ausführlich, wie ich ihn zu halten beabsichtigte, Ihnen im Druck vorliegen wird, werden Sie meine Aussage bestätigt finden. Aber auf eins erlaube ich mir noch Sie aufmerksam zu machen. V. 735 klingen auch mir die fünf Arsen fremdartig; aber da Strophe und Gegenstrophe metrisch übereinstimmen, so wage ich nicht auf ein Gefühl hin, das so leicht täuschen kann, die Ueberlieferung zu ändern. Am wenigsten auf die von Ihnen vorgeschlagene Weise, dass Sie in der Gegenstrophe *βίον* tilgen und in der Strophe *ὕβριν* in den nächsten Vers hinüberziehen. Dadurch zerstören Sie die sonst so sorgfältig durchgeführte Concinnität und den symmetrischen Satzbau in Strophe und Gegenstrophe. Wie mit V. 744 ein neuer Satz beginnt, so muss auch mit dem entsprechenden V. 736 ein wesentlich neues Satzglied eintreten; ziehen Sie aber *ὕβριν* in den Anfang von V. 736 hinein, so vernesteln Sie durch den Gedanken V. 735 und 736, und die durch die Gegenstrophe wie durch die Rhythmen zwischen beiden Versen indicierte Pause fällt weg.

Heimsoeth. Sie fällt nicht weg. Gerade durch diese Pause wird *ὕβριν*, der Hauptbegriff des neuen Gedankens, aufs stärkste hervorgehoben.

Keck. Der Hauptbegriff des neuen Gedankens ist doch die Geburt des furchtbaren *δαίμων*, der Ate. Identificieren Sie denn diese mit der neuen *ὕβρις*?

Heimsoeth. Ich identificiere sie nicht; ich lese *νεατόκον δαίμονα τίταν*. Danach ist Ate das Kind der neuen *ὕβρις*.

Keck. Ich danke Ihnen wiederholt für Ihre freundliche Belehrung.

Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Bonn. Ich will sogleich zur Hauptsache kommen, indem ich die neue Erklärung von V. 674 und die Aenderung von V. 713, die der verehrte Redner in seinem Vortrage vorgeschlagen hat, kurz beleuchte. Fürchten Sie nicht, meine Herren, dass ich Sie in kritische Erörterungen einführe, welche Sie zu weit führen würden und zu denen längere Musse gehörte. Ich will überhaupt nicht positive Vorschläge stellen, sondern allein dasjenige vornehmen, was zu weiterer Erwägung nothwendig ist. Mir scheinen jene beiden Vorschläge des Redners gegen den Stil der Poesie zu verstossen, und das ist etwas, das nothwendig beachtet werden muss und, wie ich glaube, leicht erfasst werden kann. Was nämlich die neue Erklärung von *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* V. 674 betrifft, wonach diese Worte und die folgenden Verse nicht auf den troischen Krieg, sondern auf den ältern Kampf gegen Laomedon bezogen werden sollen, so muss ich behaupten dass dies entschieden gegen den Stil der griechischen Poesie verstösst, weil eine derartige bloss indirecte Andeutung eines Mythos unerhört wäre. Der Mythos ist das plastische Element in der griechischen Poesie, dasjenige Element, woran die ganze ideale Welt hängt, und welches alles in einer so concreten Form als möglich darstellt. Wenn Aeschylos das gewollt hätte, was der Redner meinte, so hätte er nothwendig den Eigennamen nennen müssen, der an die Sache erinnerte und jedem Griechen die Sache lebendig vorführte. Es kommt nur darauf an dieses Princip festzustellen: wo der Grieche an ein mythisches Ereignis erinnert, thut er dies in concreter Form. — Was ich gegen den Aenderungsvorschlag zu V. 713 einzuwenden habe, einen Vorschlag der auf den ersten Blick ansprechen muss, ist eben auch dies, dass hier gleichfalls gegen den Stil der Poesie verstossen wird, indem zwei Bilder mit einander verbunden werden, welche unmöglich

verbunden werden können. Die griechische Poesie verbindet sehr häufig mehrere Bilder mit einander, aber wo dies der Fall ist, da sind die Bilder aus verschiedenen Sphären entlehnt. Aber wenn wir so lesen, wie der Hr. Redner vorgeschlagen hat, wobei das Bild des Regens gesetzt wird, so haben wir an diesem und dem vorhergehenden von der Meeresruhe zwei Bilder, die beide aus der Sphäre der elementaren Natur hergenommen sind. Das muss ich, bis mir der Gegenbeweis geliefert wird, für unmöglich erklären: ein Bild aus einer bestimmten Sphäre der Anschauung kann nicht mit einem aus derselben Sphäre entlehnten verbunden werden. Es werden mir vielleicht Beispiele entgegengehalten werden; allein wo scheinbar solche Beispiele sich finden, werden allemal nicht bewusste Gleichnisse vorgebracht, sondern es ist ein Ausdruck herabgesunken zu einer unverstandenen Metapher, wo der Dichter, indem er sie gebraucht, sich im Augenblick ihres Gebrauches nicht bewusst war des Unterschiedes zwischen dem Verglichenen und dem womit er es vergleicht. Derartige Beispiele finden sich allerdings viele, namentlich bei Pindar. Allein wo wirkliche Gleichnisse vorkommen, wo der Dichter vermöge eines individuellen Actes der Phantasie etwas aus einer Sphäre der Anschauung herausnimmt, um darauf das was er darstellt zu beziehen und zu vergleichen, da muss das Bild in sich einheitlich sein, es darf nicht ein zweites aus derselben Sphäre herausgehoben werden. Ich kann also, ohne irgend welche positive Vorschläge an die Stelle setzen zu wollen, nur sagen, dass jene beiden Vorschläge des Redners, abgesehen von den Gründen des Hrn. Prof. Heimsoeth, mir schon aus diesem Grunde anstössig erscheinen.

Keck. Indem ich meinem Freunde Schmidt für die meinem Vortrag geschenkte Aufmerksamkeit danke, muss ich zugleich bekennen, dass seine Einwendungen mich in meiner Auffassung der beiden Stellen nicht haben irre machen können. Ich spreche zunächst von der zweiten, V. 713, und meiner Emendation derselben. Wenn ein Paar von sich ergänzenden Gegenbildern aufgestellt wird, so gehört dazu allerdings, dass die beiden Bilder in gewisser Weise verschiedenen Sphären angehören. Aber warum soll denn das elementare Leben, dem die beiden unserem Dichter von mir vindicierten Bilder entlehnt sind, in der Weise als einzige untheilbare Sphäre gelten, dass sich nicht innerhalb derselben mehrere selbständige Kreise statuieren liessen? Denn anderseits gehört es zum Wesen der Symmetrie, die ein Paar von sich ergänzenden Gegenbildern verbinden muss, ebensowohl, dass beide Species einer gemeinsamen Gattung angehören, und gerade dies ist mir bei der überlieferten Lesart *ἄγαλμα πλούτου* immer unbegreiflich und incorrect vorgekommen, dass der Dichter 'ein Prachtbild des Reichthums' dem 'stillen Weben der Meeresruhe' gegenübergestellt haben sollte — bei dieser Gegenüberstellung zweier verschiedener Dinge fehlt eben die nothwendige höhere Einheit. Nach meiner Emendation dagegen tritt dem 'stillen Weben der Meeresruhe' der 'segenspendende Regen auf dem Festland' gegenüber: beide Bilder gehören der elementaren Sphäre an — das ist ihre Einheit —; aber zugleich sind sie doch so gegensätzlich, aus so ganz verschiedenen Kreisen des elementaren Lebens entlehnt, dass ich nicht verstehe, wie man innerhalb der nothwendigen Einheit stärkere Contraste vermissen kann.

Schmidt. Nach meinem Gefühl ist hier kein wirklicher Gegensatz vorhanden.

Keck. Da stützt sich also jeder von uns auf sein Gefühl. So muss der Streit verstummen. Ich komme demnach auf die Einwendungen gegen meine Interpretation von V. 674. Hier lässt sich mit blanker Waffe streiten. Man verbindet sonst immer *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* mit *κελσάντων*, dem weit davon entfernten, oder mit dem gar nicht vorhandenen zu *κυναγοί* erst zu ergänzenden Verbum, und deutet jene Worte dann 'zum blutigen Streite'. Das,

behaupte ich, ist unmöglich. Nirgends bei Aeschylos hat *διά* mit dem Accusativ diese Bedeutung. Verbinden wir dagegen *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* der Wortstellung gemäss mit *ἀεξιφύλλους*, so ergibt sich einfach und natürlich der Gedanke: 'Paris und Helena waren an den Ufern des Simoeis gelandet, die (zu böser Vorbedeutung für die Landenden) grünten infolge blutigen Streites.' Dieser Kampf kann kein anderer sein als der gegen Laomedon geführte; die ausdrückliche Nennung dieses Namens war eben darum nicht nöthig, weil jeder Zuhörer, der von einem vor dem troischen Krieg an den Ufern des Simoeis bestandenen Kampfe vernahm, an den allbekannten Mythos von Laomedons Perfidie denken musste. Aehnliche blosse Andeutungen eines bekannten Mythos finden sich oft bei Aeschylos, und wie wäre es anders möglich? wie sollte der Dichter nicht oft auf etwas, dessen Kunde er bei seinen Zuhörern mit Sicherheit voraussetzen konnte, bloss angespielt haben, statt immer feierlich zu docieren? Beziehen sich also die Worte *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* auf den Krieg gegen Laomedon (und das ist nicht anders möglich), so liegt es nahe auch in den folgenden Zeilen *μῆνις ἤλασεν* auf den Götterzorn wegen Laomedons *ὕβρις* zu beziehen. Diese *ὕβρις* hatte, wie die vierte Strophe das ausführt, immer neue *ὕβρις* gezeugt, bis für Paris die Stunde gekommen war, *δαίμονα τεκεῖν ἄμαχον ἀπόλεμον, ἀνίερον θράσος μελαίνας Ἄτας*. Wenn übrigens jemand eine andere annehmbare Deutung dieser *μῆνις* geben könnte, würde ich meine Erklärung vom Anfang der ersten Gegenstrophe gern fallen lassen, denn ganz befriedigt sie mich selbst nicht.

Schmidt. Ich erlaube mir auf die erste Stelle (V. 674) nicht zurückzukommen. Was aber die zweite (V. 713) betrifft, so möchte ich gegen eines noch Einspruch erheben, dagegen dass der Streit bloss Sache des poetischen Gefühls sei. Ich möchte vielmehr behaupten, dass er allerdings Sache der methodischen Untersuchung über den Stil der Poesie ist, und ich glaube dass eine solche bei derartigen Fragen, was in Gleichnissen möglich ist und was nicht, eine sehr wesentliche Rolle zu spielen hat. Ich glaube daher es für jetzt nur als ein Resultat meiner bisherigen Forschungen in diesen Dingen aussprechen zu können, ohne es hier beweisen zu wollen, dass dies gerade, wogegen ich Einspruch erhebe, nämlich die Verbindung zweier aus derselben Sphäre der Anschauung entnommenen Gleichnisse, unrichtig ist.

Keck. Mit demselben Rechte würde Prof. Schmidt die Zusammenstellung der beiden folgenden Bilder *μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος, δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος* tadeln können: beide sind der erotischen Sphäre entnommen.

Schmidt. Dies ist erst ein Abgeleitetes: die Bilder selbst wurzeln in Verschiedenem. Das erste Gleichnis ist immer das wesentliche, das zweite tritt erst ergänzend hinzu. Dies ist dasjenige was, wie mein Freund richtig bemerkt hat, die Symmetrie bildet: dazu aber ist es nöthig, dass die Gleichnisse aus entgegengesetzten Anschauungen entnommen sind. Hier ist das nicht der Fall, und aus diesem Grunde muss ich, wie gesagt, das Verlangen stellen, dass, wenn dergleichen in den Text des Aeschylos hineingebracht werden soll, Belege dafür beigebracht werden, ob dergleichen Verbindungen möglich sind.

Prof. Forchhammer. Noch ein Wort über *δι' ἔριν αἱματόεσσαν*. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Bekanntlich war es die Eris, die den Apfel unter die Götter warf bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis und die das ganze Unheil des troischen Krieges herbeigeführt hat. Wenn man nun läse *δι' Ἔριν αἱματόεσσαν*, zu verbinden mit *κελσάντων*, so scheint mir das um so zweckmässiger emendiert zu sein, da so am Schluss der Strophe die eigentliche Ursache der Sendung der dämonischen Helena genannt würde.

Keck. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diesen Vorschlag. Er gefällt mir ausserordentlich, aber auch Sie wollen also eine blosse Andeutung eines Mythos hier statuieren. Ich werde Ihre geistreiche Vermutung reiflich erwägen.

Forchhammer. Ich benutze die Gelegenheit dem geehrten Redner meinen Dank dafür auszusprechen, dass er meinem Vortrag über die Irren der Io eine ernstliche Anerkennung hat widerfahren lassen. — Zugleich noch ein Wort über die *μῆνις* V. 677. Es knüpft sich diese Gegenstrophe an die Namendeutung der Helena. Warum nehmen Sie denn in diesem Zusammenhang die Schuld der jetzigen Thäter aus dem Satz heraus? Helena selbst ist die *Μῆνις τελεσσίφρων.*

Keck. Ich glaube nicht dass die *Μῆνις* ein dämonisches Wesen ist, das mit Helena identificiert werden könnte. Helena ist vielmehr die *Ἄτη Ἐρινύς*, die Incarnation der letzten und schwersten *ὕβρις*, ein Fluchgeist der sich und die Umgebung richtet und vernichtet, gesandt vom heiligen Götterzorn. Eben dieser schickt auf Ilios heran das *κῆδος ὀρθώνυμον*, die Ehewehen, die ihren Ursprung genommen in einem Verbrechen, um dies durch sich selbst zu richten.

Forchhammer. Es muss das sein. Der ganze Satz ist noch Namendeutung der Helena: 'da trieb diese *Μῆνις* auf Ilios an, da Helena landete.' Die *Μῆνις* ist nach meiner Ansicht Helena.

Keck. Ich will nichts mehr erwidern, um nicht den Herren, deren Vorträge noch zu erwarten sind, die Zeit zu sehr zu beengen. Der geehrten Versammlung aber und insonderheit den Herren, die sich an der Debatte so freundlich betheiligt haben, sage ich meinen herzlichsten Dank.

Es folgte nun der Tagesordnung gemäss der Vortrag des Professor Dr. Linker aus Krakau

über Spuren der Bekanntschaft des Horatius mit Sallustius Historien.*)

Der Redner gieng von dem Satze aus, wie es eine in Beziehung auf Livius längst mit Recht angewendete Methode sei, aus der oft wörtlichen Uebereinstimmung der späteren Epitomatoren den Inhalt seiner Erzählung in solchen Partien zu construieren, in welchen uns das Original selbst nicht mehr vorliegt. Auch in Beziehung auf Sallustius Hauptwerk, die fünf Bücher der 'Historiae', sei öfter eine solche Reconstruction des Inhaltes aus der Uebereinstimmung Späterer, welche aus ihm schöpften, möglich, auch an solchen Stellen, an welchen directe Inhaltsangaben uns verlassen. Die vorhandenen Fragmentsammlungen des Sallustius gehen auf dergleichen indirecte Quellen weniger ein: nur Kritz in seiner sehr fleissigen Ausgabe hat manches derartige angedeutet, ohne es indessen weiter zu verfolgen. Der mächtige Einfluss von Sallustius Werken**) sogleich auf seine Zeitgenossen und ebenso die ungemein häufige Be-

---

*) Da der Redaction dieser Verhandlungen ein Manuscript obiges Vortrags von Seiten des Redners nicht vorlag, so musste sie sich darauf beschränken den von Professor Linker selbst in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1861 Heft 10 S. 817 ff. von seinem Vortrag gegebenen Auszug hier einzuschalten.

**) d. h. nur seiner Geschichtswerke. Daneben aber muss in der Augusteischen Zeit auch noch eine Sammlung seiner Reden existiert haben: denn die Worte des älteren Seneca (contr. exc. lib. III S. 361 Bursian) *orationes Sallustii in honorem historiarum leguntur* können nach dem ganzen Zusammenhange jener Stelle nicht etwa auf die in den Geschichtswerken eingeflochtenen Reden bezogen werden.

nutzung derselben bei den Späteren ist vor allem nicht zu unterschätzen, wie die mehrfach erwähnte Secte der Sallustiani und anderseits die heftige Opposition durch Asinius Polio, Lenäus und besonders Livius zeigt. Dieser Einfluss aber ist nicht nur bei späteren Prosaikern bis auf die Kirchenväter und das Mittelalter herab zu erkennen, sondern ebenso bei Dichtern wie Vergilius, Lucanus, Silius Italicus, Statius, Ausonius, Avienus (in der ora maritima): ebenso auch gleich bei des Sallustius jüngerem Zeitgenossen Horatius.

Vielleicht dass wir selbst an ein näheres persönliches Verhältnis der beiden merkwürdigen Männer denken dürfen: der nach der Schlacht bei Philippi seines Vermögens beraubte und gedrückte Dichter mochte gern in der behaglichen Behausung des im Genusse seiner Reichthümer lebenden Geschichtschreibers ein Asyl suchen. Ohnehin waren beide politische Parteigenossen in ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Republik: mochte auch Sallustius zuletzt dem Lager des Cäsar gefolgt sein, so zeigen doch seine Vorreden zum Catilina und besonders zum Jugurtha, wie wenig er mit dem Gebahren der Triumvirn einverstanden war: die letztere Vorrede stimmt genau zu den *graves principum amicitiae* des Horatius. Ebenso treffen beide zusammen in der Verherlichung des Cato als des förmlichen Mustertypus eines Republikaners, eine Auffassung zu welcher allerdings schon die manigfachen Streitschriften bei Cäsars Lebzeiten den Grund gelegt, die aber erst durch den Catilina des Sallustius allgemein verbreitet zu sein scheint. Eine persönliche Anspielung auf den Historiker, welche man in Sat. I 2, 41 finden wollte, ist freilich zurückzuweisen; dagegen ist wohl hervorzuheben das Verhältnis des Dichters zu dem jüngeren Sallustius, dem Schwestersohne des Geschichtschreibers.

Auch die Scholiasten des Horatius sowie die des Vergilius, Lucanus und Statius haben jenen Einfluss des Sallustius schon oft genug anerkannt. Allerdings ist dabei zu bemerken, dass Sallustius überhaupt fast der einzige römische Historiker ist, welcher von den späteren Grammatikern und Scholiasten zu Vergleichungen herangezogen wurde, wie es scheint deshalb, weil seine Schriften schon früh einen ausführlichen Commentar durch Aemilius Asper gefunden hatten, gleichwie wir von Ciceros Schriften vorzugsweise die commentierten citiert finden; bei den genannten Dichtern indessen waren die Scholiasten mit ihren Vergleichungen in vollem Rechte. Ebenso wie bei Vergilius usw. ist auch bei Horatius der Einfluss des Sallustius in sprachlicher wie in sachlicher Hinsicht nicht zu verkennen, gleichwie der Historiker seinerseits mitunter Reminiscenzen an Lucretius und andere Dichter zeigt. Und wie Sallustius der erste Prosaiker Roms ist, welcher sein litterarisches *otium* mit voller Entschiedenheit den ehrenvollen *negotiis* gleichzustellen wagte (was Cicero noch nicht gethan hatte), so ist Horatius der erste Dichter von dieser Kühnheit. Ebenso weisen die Anspielungen auf Jugurtha bei Horatius wie bei den folgenden Dichtern wohl nur auf Sallustius zurück, durch dessen Schrift der längst vergessene Barbarenfürst, welcher bei Cicero sich nur ganz beiläufig erwähnt findet, plötzlich wieder zu einer allgemein bekannten Persönlichkeit geworden war.

Am interessantesten müssen für uns natürlich solche Stellen sein, an welchen eine Benutzung der leider verlorenen Historien des Sallustius hervortritt oder zu vermuten ist. Diese ist zunächst am sichersten zu erkennen in Epode 16: in diesem merkwürdigen, halb phantastischen Gedichte, in welchem Horatius seine Mitbürger auffordert aus dem Unheil der Bürgerkriege zu den 'Inseln der Seligen' zu flüchten, scheint die ganze Schilderung dieses Eldorado aus dem ersten Buche von Sallustius Historien entlehnt zu sein. Oder vielmehr: Sertorius, der letzte und tüchtigste Gegner der Sullanischen Optimatenherschaft, hatte bei dem gleichgestimmten Sallustius eine besonders liebevolle und eingehende Schilderung gefunden; durch die

dabei mit eingeflochtene Erzählung von Sertorius romantischem Plane auf die Canarischen Inseln zu flüchten mag Horatius überhaupt zu der Nachbildung in jener Epode veranlasst sein, so dass wir wegen des Phantastischen in dem Gedichte nicht gerade, wie Teuffel wollte, an eine besonders frühe Abfassungszeit zu denken haben werden, welcher ohnehin die metrische Vollendung des Ganzen widerstrebt. Dazu können Sallustius Historien nur erst kurze Zeit vor dem Tode des Verfassers (35 v. Chr.) ediert sein. Bei der Schilderung der glücklichen Inseln sind die Worte des Sallustius zum Theil schon von den Scholiasten des Horatius zur Vergleichung herangezogen: mit den von diesen und ausserdem von Nonius und von Servius zu Verg. Aen. II 640 und zu Georg. II 197 (die letztere Stelle fehlt in den Ausgaben) erhaltenen Citaten stimmt aber ziemlich wörtlich zusammen die Beschreibung bei Plutarch Sert. c. 8, gleichwie Plutarch für diese Biographie überhaupt allein die berühmte Schilderung seines Helden bei Sallustius als Quelle benutzt zu haben scheint. Nun aber trifft wieder die weitere Beschreibung des Horatius mit der des Plutarch selbst in solchen speciellen Zügen überein, wie in der Erwähnung der sanften Thauwinde, welche auf jenen Inseln den Regen ersetzen, und so wird der Schluss nicht ungerechtfertigt sein, dass wegen dieser Uebereinstimmung die durchgängige Benutzung einer gemeinschaftlichen Quelle vorauszusetzen sei, so dass wir aus beiden den Inhalt jener Schilderung des Sallustius auch an dén Stellen uns zu reconstruieren befugt sind, wo uns die directen Citate verlassen.

Ebenso trifft Horatius mit der Erzählung bei Plutarch Sert. c. 16 überein in der schönen Stelle der Episteln II 1, 45, wo unser Dichter die Aufstellung eines historischen Rechtes für die Poesie mit so köstlichem Humor zurückweist. Mochte auch das haarweise Ausrupfen der *cauda equina* vielleicht schon bei den griechischen Rhetoren ein beliebtes Beispiel des sogenannten Sorites sein, so lag doch für Hor. die Erinnerung an die humoristische Anwendung desselben durch Sertorius besonders nahe, wenn diese Erzählung, wie wir aus Plutarch vermuten dürfen, in Sallustius Historien enthalten war.

Ob wir auch bei dem Zusammentreffen der Anekdote über Lucullus bei Hor. Episteln I 6, 40 mit Plutarch Luc. c. 39 (wo ausdrücklich *Φλάκκος ὁ ποιητής* erwähnt wird) an Sallustius Historien als an die gemeinschaftliche Quelle beider zu denken haben, ob endlich auch etwa die Erzählung von einem *miles Luculli* in den Episteln II 2, 26 ff. aus demselben Werke des Sallustius geschöpft sei, mag unentschieden bleiben.

Erwähnung verdient dagegen noch die merkwürdige Stelle der Carmina III 24, 11 ff., wo die eingehende Schilderung der *rigidi Getae* wohl auf eine ausführliche Quelle zurückweist. Schon Jacob Grimm hat diese Schilderung in seiner ersten Abhandlung über die Geten und Gothen der germanischen Sitte vindiciert. Es ist wahrscheinlich, dass derselben vor allem der ausführliche Excurs über die Germanen zu Grunde lag, welchen Sallustius dem dritten Buche der Historien eingefügt hatte, ebenso wie Vergilius Georg. III 383 ff. in seiner Schilderung der Hyperboreer die Hauptzüge daraus entlehnt zu haben scheint. Sallustius hatte dort die Germanen zugleich mit den übrigen Völkern an der untern Donau und am Ufer des Pontus überhaupt geschildert: bei der Erwähnung der *campestres Scythae* in der angeführten Ode des Horatius weisen die Scholien ohnehin ausdrücklich auf diese Beschreibung hin.

In dieser Weise versuchte der Redner zunächst nur mit Bezug auf die Anklänge bei Horatius darauf hinzuweisen, auf welchem Wege noch eine Vervollständigung der bisherigen Fragmentsammlungen des Sallustius zu gewinnen sei.

Zum Schlusse deutete derselbe noch an, wie man bisher auch noch immer einige Fragmente anderer Sallustii dem Geschichtschreiber fälschlich beigelegt habe, und theilte mehrere Emendationen zu einzelnen Stellen in Sallustius Historien mit.

Da an diesen Vortrag eine Debatte sich nicht anknüpfte, so begann sofort der Privatdocent Dr. Leo Meyer aus Göttingen seinen Vortrag

über die sogenannten unpersönlichen Zeitwörter im Lateinischen.

Es ist der sogenannten vergleichenden Sprachforschung schon oft der Vorwurf gemacht worden, dass sie sich um die Lehre vom Satz eigentlich gar nicht kümmere, also die letzte und höchste Ausbildung der Sprache doch eigentlich ausserhalb ihres Gebietes liege. Dieser Vorwurf ist schon in so fern ganz ungerechtfertigt, als die vergleichenden Sprachforscher sich doch schon sehr viel und nicht selten mit ganz besonderer Vorliebe der genauen Betrachtung der Flexion, der Nomina sowohl als der Verba, zugewandt haben: die Flexion der Wörter aber gehört durchaus in das Gebiet der Satzlehre, sie ist ja eines der Hauptmittel der Sprache, selbständige Wörter mit einander zu verbinden, und mit dieser Verbindung beschäftigt sich die Lehre vom Satz. Der der Satzlehre vorausgehende Theil aber in der wissenschaftlichen Darstellung einer Sprache, die Wortlehre, hat es streng genommen nur zu thun mit den Wörtern an und für sich, mit ihrer Bildung und Entwicklungsgeschichte, und in Hinsicht auf die geistige Seite (alles Sprachliche hat diese doppelte Seite, einmal die rein äusserliche, formelle, und dann die geistige, die bedeutende), mit der Bildung, der Entwicklungsgeschichte der Begriffe und dessen was sonst dazu gehört.

Abgesehen nun aber von jener genaueren Durchforschung der Flexion der Wörter ist von Seiten der vergleichenden Sprachforschung für die Lehre vom Satz allerdings noch sehr wenig geschehen. Einzelnes aber doch. So hat schon auf der Göttinger Philologen-Versammlung Hr. Professor Lange 'Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung' gegeben mit statistischen Beobachtungen über den Gebrauch der Präpositionen im Sanskrit und Griechischen. Einzelne Beiträge hat auch Hr. Professor Georg Curtius geliefert und andere; ich kann hier auch auf meine Abhandlung über den Homerischen Infinitiv verweisen, die ganz auf diesem Standpunkte steht. Im Vergleich aber mit dem, was hier noch zu thun übrig ist, ist alles jenes einzelne allerdings noch fast verschwindend wenig.

Diese scheinbare Vernachlässigung oder doch unleugbar noch sehr geringe Berücksichtigung des Satzes von Seiten der Sprachvergleichung aber ist nichts weniger als eine grundsätzliche, sie hat ihren ganz natürlichen Grund. Sprachvergleichung oder vergleichende Sprachforschung ist eine wenn auch nicht geradezu schlechte und ganz unpassende, so doch leicht zu schiefer Auffassung führende und jedenfalls die Hauptsache, den eigentlichen Kern der Sache, nicht recht treffende Bezeichnung. Das wesentliche und einzig massgebende Kennzeichen derjenigen erst in neuester Zeit zur Geltung gebrachten Sprachforschung, die sich der Vergleichung möglichst zahlreicher verwandter Sprachen als eines sehr förderlichen und möglichst sichern Mittels bedient, die in der blossen Sprachvergleichung aber durchaus nicht ihre eigentliche Aufgabe sieht, ist die historische Auffassung der Sprache, die Betrachtung der Sprache als einer gewordenen, menschlich entwickelten.

Zu dieser Auffassung der historischen Entwicklung der Sprache aber hat die alte sogenannte classische Philologie vor dem Bekanntwerden des weiteren Verwandtschaftskreises der

indogermanischen Sprachen wohl deshalb nicht den Weg zu finden gewusst, weil die griechische und lateinische Sprache uns sogleich in einer ganz vorzüglichen litterarischen Vollendung entgegentreten, die immer mehr den Eindruck eines Fertigen, Ruhenden, man kann sagen Absoluten macht, als zu der Frage führt: woher ist dies geworden? Es ist überhaupt erst ein Hauptkennzeichen der Wissenschaft der neuesten Zeit, in so fern sie sich auf menschliche Dinge bezieht, dass sie die geschichtliche Seite, die ganze Entwicklung zu begreifen mehr und mehr sich bemüht.

Wenn wir nun bemerkten, dass der Satz von Seiten der Sprachvergleichung bis jetzt erst in verhältnismässig geringem Umfange genauerer Betrachtung unterzogen worden sei, so sagt das also nichts anderes, als dass die Bildung des Satzes noch sehr wenig historisch betrachtet worden ist, und das, sage ich, hat seinen ganz natürlichen Grund.

Die Satzlehre behandelt die Verbindung selbständiger Wörter unter einander. Nun kommt es aber hier ebensowenig als in der Lehre von den Wörtern an und für sich nur auf das bloss Aeussere an, das ja, wie bemerkt, im Satz wesentlich in der Flexion besteht. Man kann die innere Verbindung, die geistige Beziehung, das Verhältnis von Wörtern zu einander unmöglich verstehen, ehe man die in Frage kommenden Wörter selbst genau versteht. Wenn z. B. im Lateinischen *vesci*, während das scheinbar ganz gleichbedeutende *edere* ebenso wie das deutsche *essen* den Accusativ verlangt, mit dem Ablativ verbunden wird, wie bei Sallust (Jug. 94 a. E.): *Numidae plerumque lacte et ferina carne vescuntur*, so ist das nur verständlich, so kann man in die Entwicklung einer solchen Verbindung nur hineinblicken, wenn man das Wort *vesci* selbst versteht. Nun wissen wir aber, dass alle lateinischen sogenannten Deponentia und Passiva ursprünglich Reflexiva sind. Der Begriff von *vesci* muss sich also reflexiv entwickelt haben; man würde die Bedeutung 'sich nähren' wohl auch richtig erschlossen haben, wenn nicht noch solches vorläge, wie bei Tertullian (Ieiun. 5 aus Moses 4, 11, 4) der Satz *quis nos vescet carne?* der ohne Zweifel noch auf ältester Anschauung beruht. Die Etymologie des Wortes *vesci* aber steht noch gar nicht unzweifelhaft fest, und viele Wörter, deren volles Verständnis zum Begreifen der Satzbildung eben so unumgänglich nothwendig ist, sind überhaupt noch unverständlich. In der Entwicklungsgeschichte der Wörter hat die Sprachwissenschaft, wie viel ihr auch wirklich zu ermitteln bereits gelungen ist, doch noch unendlich viel zu beschaffen, ehe man getrost und auf ganz festem Boden mitten in die Satzlehre hineintreten kann.

Dazu kommt, dass gerade ausserordentlich viele Wörter und Wörtchen, die satzlich von ganz besonderer Wichtigkeit sind, wie die sogenannten Conjunctionen, die Partikeln, Präpositionen und dergleichen, einer gründlichen und genügenden Erklärung noch durchaus bedürftig sind. Was bedeutet z. B. das vielbesprochene ἄν? Ich weiss es ganz und gar nicht. Ein Hauptvorzug aber der heutigen Sprachwissenschaft ist der, dass sie in den meisten Fällen wirklich festzustellen weiss, ob etwas schon erklärt ist oder nicht, und dass sie nicht alles auf die alte schlechte Weise sich zurecht deutet.

Eine weitere grosse Schwierigkeit bei der Erforschung der Satzentwicklung liegt darin, dass in dem Satze, dieser letzten und höchsten Ausbildung der Sprache, das geistige Element sich in viel höherem Grade geltend zu machen sucht, sich von der hemmenden Form gleichsam mehr und mehr loszumachen ringt, wie im folgenden gleich deutlicher werden wird. Die Sprachform ist das Aeussere, gleichsam Greifbare, von dem der Sprachforscher durchaus ausgehen muss; in der Betrachtung des Satzes aber entwindet sie sich scheinbar mehrfach

ganz unsern Händen — scheinbar: eindringendere Betrachtung wird den innigsten Zusammenhang des Geistigen mit dem Aeussern, Formellen, hier nirgends verkennen lassen.

Es ist die Aufgabe dieses Vortrags, noch einen kleinen Beitrag zu liefern zur Entwicklungsgeschichte des lateinischen Satzes, und zwar in der Betrachtung der sogenannten unpersönlichen Verba, der Wörter *piget*, *pudet*, *paenitet*, *taedet*, *miseret*, *veritum est*. Wie ist es möglich, dass der Lateiner sagt *me pudet alicuius rei* und z. B. Cicero (de domo sua 11, 29) *me stultitiae meae pudet*. Niemandem kann doch einfallen etwa zu sagen, hier bedeutet *me* 'ich' und *pudet* 'schäme mich'. Aber wenn wir auch sagten, in *pudet* müsse ein Begriff stecken, der den Accusativ verlange, etwa 'schamhaft machen', *me pudet* 'mich macht schamhaft', wohin führt das? Es folgt der Genetiv. Der Satz *me stultitiae meae pudet* scheint gar kein Subject zu haben, das doch die nothwendige Grundlage jedes Satzes ist, oder, können wir getrost sagen, er hat wirklich kein Subject. Schleiermacher soll einmal gesagt haben, in solchen Sätzen sei das Chaos Subject, aber das Chaos ist kein Subject, wo vom Chaos keine Rede ist. Wenn aber in Haases Anmerkungen zu Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft (S. 639), wo vom Genetiv die Rede ist, *piget*, *paenitet* usw. *aliquem alicuius rei* scheinbar genau erklärend übersetzt wird 'es ergreift jemand die Empfindung des Verdrusses, der Reue über etwas', so umgeht das die Schwierigkeit durch weitläufige Umschreibung, wie sie durch jene ganz einfachen Wörter gar nicht berechtigt sein kann. Der Gedanke, der in dem angezogenen Satze liegt, kann nur das Subject haben: entweder *ich* (bin beschämt, schäme mich über meine Thorheit) oder *meine Thorheit* (macht mich beschämt); ein drittes ist, ohne vollständige Verkünstelung des vorliegenden Verhältnisses, hier nicht möglich.

Ein Tritt zur Seite wird das Verhältnis schon klarer machen. Der Lateiner sagt häufig *venit mihi in mentem* ganz wie wir auch 'mir kommt in den Sinn'; so Cicero (an Atticus 12, 36) *si quid in mentem veniet, quomodo eam effugere possimus, utemur*, und derselbe (an Atticus 12, 37) *numquam ea res tibi tam belle in mentem venire potuisset*, und z. B. noch (ad fam. 4, 10) *venit mihi in mentem subvereri ne* usw. Das kann nicht weiter auffallen. Nun findet sich aber auch bei demselben Cicero (ad fam. 7, 3) *solet mihi in mentem venire illius temporis*, und (für Quinctius 2) *non minus saepe ei venit in mentem potestatis quam aequitatis tuae*, und (de finibus 5, 1, 2) *venit mihi Platonis in mentem*, und bei Lucrez (5, 1206) *cum . . venit in mentem solis lunaeque viarum* und ähnliches mehrfach.

Wie ist das möglich? Nicht anders als auf die oben angedeutete Art des sich mehr und mehr Losmachens des geistigen Elementes in der Sprache von der Form. Die ältere Form muss sein *si quid in mentem venit*, und z. B. bei Livius (8, 5) *non venit in mentem pugna apud Regillum lacum*, mit *quid* dort, hier *pugna* als Subjecten. An der Redensart *venit in mentem* aber schuf sich der Römer den Begriff des weitern Gebietes des 'Denkens, Gedenkens', und als dieser sich bestimmt ausgeprägt hatte, gebrauchte er dann auch *venit mihi in mentem* ganz so als ob er z. B. *memini* sagte, wie *vivorum memini* bei Cicero (de finibus 5, 1 a. E.) und ebenso als ob dort ganz wie hier das gedachte Subject *ich* auch ausgedrückt sei. Aus dem Deutschen kann man hier die Verbindung des Zeitworts *versichern* vergleichen, man sagt *ich versichere dich dessen* und auch durchaus nicht unberechtigt *ich versichere dir das;* der Unterschied ist rein historisch: dort hält man den ältern Begriff 'ich mache dich sicher', gleichsam *certiorem te facio* fest, hier geht man über in die allgemeine Begriffsreihe des Sagens.

Ganz ähnlich wie mit *venit mihi in mentem* muss es sich verhalten mit *piget, pudet* usw.; es muss dabei ursprünglich deutlich ein Subject ausgedrückt sein, das den Accusativ regierte; und so findet sich denn auch noch bei Plautus (Stichus 1, 1, 50) *et me quidem haec condicio nunc non paenitet*, und bei Lucan (8, 495) sogar mit Pluralverbindung *semper metuet quam saeva pudebunt.* Zu diesen Sätzen mit regierendem Substantiv darf man wohl auch stellen solche wie bei Cicero (Tusc. 5, 18, 53) *sequitur ut nihil paeniteat, nihil desit, nihil obstet,* und bei Terenz (Brüder 2, 2, 36) *pudet nil? omnis dentis labefecit mihi;* aber zu sehr darf das ursprünglich allerdings substantivische *nihil* nicht gepresst werden, sonst würde man das auch können, wo etwa einfach *non pudet* gesagt wäre, weil *non* ursprünglich ja auch substantivisch 'nicht eins' besagt und mit unserm *nein* im Grunde genau übereinstimmt.

Sätze der genannten Art sind aber doch sehr selten; viel häufiger geblieben sind solche, wo das regierende Wörtchen ein Pronomen ist, welche Verbindung sich einfach auf die oben angedeutete Weise erklärt und nicht etwa bloss so, wie es doch oft aus den Grammatiken den Anschein gewinnt, als sei es dem Pronomen überhaupt bei allen irgendwie besonderen Verbindungen erlaubt aus allem Gleise zu fahren. Hier sind zu nennen aus Plautus (Epid. 4, 1, 1) *si quid est homini miseriarum, quod miserescat, miser ex animo est: quod miserescat* das ist 'was betrübt macht, was betrübt', den deutschen Wörtern ziemlich genau entsprechend. Weiter ist zu nennen aus Terenz (Brüder 4, 7, 36) *non te haec pudent?* worin wieder die Pluralverbindung beachtenswerth ist. Noch mögen angeführt sein aus Cicero (für Archias 6) *ceteros pudeat . . me autem quid pudeat?* aus Plautus (Glor. 3, 1, 30) *siquidem te quicquam quod faxis pudet;* aus Terenz (Brüder 1, 2, 4) *quid ille fecerit? quem neque pudet quicquam nec metuit quemquam;* aus Plautus (Epid. 1, 2, 4) *idne pudet te quia captivam es mercatus?* aus demselben (Casina 5, 2, 4) *pudet quod prius non puditum umquam est;* aus Ovid (ars amat. 3, 770) *praecipue nostrum est, quod pudet, inquit, opus;* aus Attius (bei Nonius 424, 4) *non prodesse id pudet;* aus Plautus (Pseud. 1, 3, 47) *nimio id quod pudet facilius fertur quam illud quod piget;* bei Terenz (Phormio 3, 3, 21) sagt Antipho: *quaere obsecro: ne quid plus minusve faxit, quod nos post pigeat, Geta.* Aus Cicero führen wir noch an (Tusc. 5, 28) *sapientis est proprium, nihil quod paenitere possit facere;* (de inv. 2, 13) *quaeri oportet, utrum id facinus sit, quod paenitere fuerit necesse;* (ad Quintum fr. 1, 2, 2) *si apud te plus auctoritas mea valuisset, nihil sane esset quod nos paeniteret.*

Hieran schliessen sich nun auch die zahlreichen Verbindungen der fraglichen Verba mit dem Infinitiv, die in den Grammatiken vielfach der Verbindung mit dem Genetiv untergeordnet werden. Letzteres nicht gut: denn wenn in diesem Satzgefüge der Genetiv etwas nothwendiges, tiefer begründetes wäre, so müsste der Genetiv des sogenannten Gerundivs stehen. Der Infinitiv vertritt in den in Frage kommenden Sätzen ein regierendes Substantiv, was sein ursprünglicher Werth allerdings durchaus nicht ist. Die lateinischen wie griechischen Infinitive sind ja ursprünglich sämmtlich Dative, was in der Geschichte des Satzes allerdings früh unberücksichtigt bleibt, für den griechischen Infinitiv aber z. B. bei Homer noch sehr deutlich ist. Als Beispiele nennen wir hier aus Cornelius Nepos (Vorrede a. E.) *quem Romanorum pudet uxorem ducere in convivium?* aus Tibull (2, 3, 30) *servire aeternos non puduisse deos;* aus Cicero (für Flaccus 22) *nonne esset puditum, legatum dici Maeandrium?* aus demselben (de nat. deor. 1, 39) *puderet me dicere non intellegere, si vos ipsi intellegeretis*, und noch (Tusc. 1, 25) *me non pudet fateri nescire quod nesciam;* aus Sallust (Jug. 95 a. E.) *incertum habeo pudeat magis an pigeat disserere;* aus Terenz (Heaut. 5, 4, 19) *at te id nullo modo facere*

puduit; aus Horaz (epist. 1, 14, '36) *nec lusisse pudet, sed non incidere ludum;* ebendaher (1, 19. 42) *spissis indigna theatris scripta pudet recitare et nugis addere pondus;* aus Ovid (ars amat. 3, 769) *ulteriora pudet docuisse.* — Aus Attius (bei Nonius 424, 4) *hortari piget . . non prodesse id pudet,* welcher Schluss schon oben in Bezug auf das Pronomen genannt werden konnte; aus Sallust (Mitte der Rede des Philippus gegen Lepidus) *nisi forte pudet aut piget recte facere;* aus Plautus (Pseud. 1, 3, 48) *non dedisse istunc pudet, me quia non accepi piget,* wo am Schluss also ein Satz die Stelle des regierenden Substantivs vertritt; aus Ovid (ars amat. 3, 717) *nunc venisse piget, nunc iuvat;* aus Livius (8, 2) *fateri pigebat;* aus Sueton (Caesar 14) *ut Silanum non piguerit sententiam suam interpretatione lenire;* aus Appulejus (Metam. 1) *ne pigeat te vel taedeat reliqua pertexere;* aus Petronius (Sat. 127) *neque enim me piguit quaerere;* aus Silius Italicus (7, 173) *nec pigitum parvosque lares humilisque subire limina caelicolam tecti;* noch aus Appulejus (Apol.) *hic etiam pro sua gravitate vitio mihi vertebat, quod me nec sordidiora dicere honeste pigeret.* — Aus Terenz (Phormio 3, 2, 2) *at enim taedet iam audire eadem miliens;* aus Lucrez (3, 1074) *exit saepe foras magnis ex aedibus ille, esse domi quem pertaesum est;* aus demselben (5, 1150) *hanc ob rem est homines pertaesum vi colere aevom;* aus Vergilius (Aen. 5, 617) *taedet pelagi perferre laborem;* aus Sidonius (epist. 8, 15) *taeduit inchoasse.* — Aus Cicero (de orat. 2, 19) *efficiant ut me non didicisse minus paeniteat;* aus Vergilius (Ecl. 2, 34) *nec te paeniteat calamo trivisse labellum;* aus Seneca (Agam. 243) *quem paenitet peccasse paene est innocens;* noch aus Cicero (Cato maior 23) *non paenitet me vixisse, quoniam ita vixi, ut non frustra me natum existimem;* aus Statius (Wälder 2, 3, 23) *paenituit vidisse deam.* Vereinzelt steht auch statt des blossen Infinitivs der Accusativ mit dem Infinitiv, wie bei Terenz (Heaut. Prolog 18 f.) *factum id esse hic non negat neque se pigere et deinde facturum autumat,* wo doch das vorausgehende *negat* hauptsächlich wirksam war, und in den Worten des Castricius bei Gellius (13, 21) *equidem . . maluissem vos togatos esse; pigitum est cinctos saltem esse et paenulatos.* Diese Verbindung mit dem Accusativ und Infinitiv gehört eigentlich noch nicht hieher; neben dem Infinitiv darf aber noch angeführt werden, wenn Tacitus (Agr. 32) zu sagen wagt *pudet dictu.*

Mehrfach findet sich nun auch, wo in den bisher angeführten Ausdrucksweisen neben dem sogenannten unpersönlichen Verbum ein regierendes Wort stand, an seiner Statt weiter ausführend ein ganzer Satz, so bei Plautus (Capt. 2, 1, 9) *at nos pudet, quia cum catenis sumus;* bei demselben (Pseud. 1, 3, 45) *hunc pudet, quod tibi promisit quaque id promisit die;* bei demselben (Pseud. 1, 3, 48) *non dedisse istunc pudet, me quia non accepi piget;* bei Cicero (an Atticus 8, 5) *etsi solet eum cum aliquid furiose fecit paenitere;* bei Plautus (Trin. 2, 2, 39) *is probust quem paenitet, quam probus sit et frugi bonae;* bei Cicero (an Atticus 2, 4) *mihi numquam veniet in mentem paenitere, quod a me ipse non desciverim;* bei demselben (an Atticus 11, 13) *ait se paenitere, quod animum tuum offenderit, sed se iure fecisse;* ebenda (12, 28) *non paenitet me, quantum profecerim;* noch bei Cicero (de off. 1, 1, 2) *tam diu autem velle debebis, quoad te quantum proficias non paenitebit;* bei Cäsar (bell. civ. 2, 32) *an paenitet vos, quod salvum atque incolumem exercitum nulla omnino nave desiderata transduxerim?*

Es ist auch nicht ganz ungewöhnlich, dass die fraglichen Verba ganz absolut zu stehen scheinen, wo das eigentlich Regierende meist leicht zu ergänzen ist, so bei Plautus (Men. 5, 9, 7) *eloquere tuum mihi nomen, nisi piget,* wo leicht der Infinitiv *eloqui* ergänzt werden kann. Weiter mögen noch genannt sein aus Plinius (36, 15, 24) *cum puderet vivos tamquam puditurum*

esset exstinctos; aus Attius (bei Nonius 424, 3) *dolet pudetque Graium me et vero piget;* aus Plautus (Epid. 2, 1, 2) *ibi eos deserit pudor, cum usus est ut pudeat;* aus demselben (Cas. 5, 2, 3) *nullus est qui peccavit quia pudeat;* aus demselben (Poen. 5, 4, 41) *nisi piget, consistite;* aus Cicero (an Atticus 2, 2 a. E.) *taedet ipsum Pompeium vehementerque paenitet;* aus Cato (de re rust. 156 a. E.) *nolito multum dare ne pertaedescat*, nämlich *multum dare;* aus Cicero (Tusc. 4, 37) *Alexander cum interemisset Clitum, vix a se manus abstinuit: tanta vis fuit paenitendi.*

Ohne Zweifel ist die betrachtete Verbindung der fraglichen Wörter die älteste, nach der also die je genannte Person im Accusativ steht, dieser Accusativ aber von dem zu einem andern (bisweilen auch nicht bestimmt ausgedrückten) Subject gehörenden sogenannten unpersönlichen Verbum regiert wird. Damit lässt sich eine ganze Fülle deutscher Redewendungen vergleichen, wie *mich schmerzt, mich quält, mich peinigt, mich reut, mich jammert, mich betrübt, mich ärgert, mich verdriesst, mich beschämt, mich mühet, mich lockt, mich langweilt, mich freut, mich ergetzt, mich rührt, mich ficht an, mich kümmert*, über deren geschichtliches Verhältnis Jacob Grimm im vierten Theile der deutschen Grammatik S. 231 ff. genauer handelt. In den meisten der angegebenen Wortgefüge ist das Verhältnis ganz deutlich: *mich quält eine Sache* beruht auf demselben Grunde wie *ich quäle jemanden*; wie man sagt *ich peinige jemanden* ist auch möglich *mich peinigt eine Sache; ich betrübe jemanden, mich betrübt ein Ding; mich freut etwas, ich (er-)freue jemanden*, und ebenso muss es sein, wo die andere Redeweise nicht mehr so lebendig daneben liegt, wie in *mich schmerzt, mich verdriesst, mich kümmert* usw. Auch aus dem Lateinischen lassen sich noch Redensarten vergleichen wie *me iuvat* 'mich erfreut', *me delectat* 'mich ergetzt', *me decet* 'mich schmückt', *me dedecet* 'mich verunziert', *me latet*, gleichsam 'mich verlässt', und wie tief überhaupt in unsern Sprachen die Neigung zu dergleichen Ausdrucksweisen begründet liegt, kann man z. B. deutlich sehen in dem ganz so gewandten französischen *cela m'ennuie* 'das langweilt mich', das aus dem ganz anders gedachten *est mihi in odio* entsprungen ist, wie Diez sehr überzeugend nachgewiesen hat.

Das Ausgeführte wird schon einigermassen zurechtweisen, wo es gilt nun auch noch einiges über die Etymologie der Wörter *piget, pudet, paenitet, taedet, miseret* festzustellen.

Aeusserlich am klarsten darf man von ihnen wohl *miseret* nennen, das ja ganz deutlich zunächst auf das Adjectiv *miser* hinweist, das ist 'elend, unglücklich, traurig', wie es unter anderem auch völlig verständlich vorliegt in *miseri-cors*, das ist jemand 'der ein betrübtes, ein trauriges Herz' hat, ganz wie unser nur noch durch das Suffix *be* erweitertes *barmherzig*, und wie es auch noch deutlich herausblickt aus dem eng damit zusammenhängenden *maestus* 'traurig', neben dem in *maerere* 'traurig sein' der alte innere Zischlaut zwischen den Vocalen auch in *r* übergieng. Danach kann *miseret* zunächst nicht wohl etwas anderes bedeutet haben als 'es macht betrübt, es betrübt, es jammert', und es werden alte Redensarten wie *me miseret tua miseria* 'mich betrübt, mich jammert dein Elend' voll berechtigt gewesen sein. Das etwas anders gebildete *miserari* wird ursprünglich besagt haben 'sich betrübt verhalten, sich betrüben', wird aber auch einfach transitiv gebraucht, was bei einem Deponens, also ursprünglichem Reflexiv, nicht das Alte sein kann. Aus dem Deutschen ist hinsichtlich des Begriffs hier noch zu vergleichen das Zeitwort *sich er-b-armen*, das im Gothischen ausser in *ga-arman* auch oft noch ganz präfixlos begegnet als *arman*, womit das griechische ἐλεεῖν übersetzt wird. Man möchte als seine erste Bedeutung vermuten 'arm, unglücklich, betrübt machen', aber

der Gothe sagt nicht *armaith mik*, sondern gewöhnlich *arma ïna*, also wohl 'ich halte ihn für arm, für unglücklich, für bemitleidenswerth, ich bemitleide ihn.' Neben *miseret* und *miserari* besteht in gut classischer Zeit dann auch noch *misereri*, wörtlich 'sich betrüben', wie bei Lucrez (5, 1023) *imbecillorum esse aecum misererier omnis*, und z. B. in den Worten des Iason an die Medea *o virgo miserere mei, miserere meorum*, die Ovid (Her. 12, 81) sie selbst anführen lässt. Wenn mit *miseret* hie und da auch ganz gleichwerthig die Medialform *miseretur* auftritt, wie bei Turpilius (bei Nonius 477, 14) in *quam matris nunc patris me miseretur magis*, oder beim Historiker Claudius Quadrigarius (bei Gellius 20, 6) in den Worten *C. Mari ecquando te nostrum et rei publicae miserebitur?* so zeigt das nur, wie früh hier das volle Verständnis der Sprache aufgegeben wurde, wie es ja gar nicht selten vorkommt. Mit dem Perfect *miseritum est* aber oder überhaupt der Participform *miseritum* liegt die Sache anders; da bleibt zu beachten dass die Participformen auf *-to* in der Grundform ursprünglich gar nicht durchgehends passiv sind. So kann gar nicht auffallen bei Terenz (Heaut. 3, 1, 54) *ut me tuarum miseritumst, Menedeme, fortunarum*, oder bei Plautus (Bacch. 3, 1, 12) *neque mei neque tui ted intus puditumst factis quae facis*, oder bei Vergilius (Aen. 4, 18) *si non pertaesum thalami taedaeque fuisset*, oder bei Silius (7, 173) *nec pigitum parvosque lares humilisque subire limina caelicolam tecti.*

Deutlich aus einer Nominalform abgeleitet ist auch *paenitet*, als die man zunächst ein *paenito-* wird ansetzen dürfen, was nicht wohl etwas anderes bezeichnen konnte als 'mit *poena* (die verschiedene Schreibung mit *oe* oder *ae* ist für die Ableitung von untergeordnetem Werth) versehen, mit Strafe, mit Pein, mit Schmerz versehen'. Daraus ergibt sich für *paenitet* 'es macht mit Schmerz versehen' oder kürzer 'es peinigt, es schmerzt' oder wie wir im Deutschen in der Bedeutung genau entsprechend ja auch sagen 'es reut'. Althochdeutsch ist es *riuwan*, *hriuwan* und schliesst sich vielleicht an das altindische *çram* 'ermüden, leiden', nebst *çrântá-* 'gequält, leidend, ermüdet'.

In *taedet*, für das eine überzeugende Erklärung noch nicht aufgestellt ist, scheint vor dem *d* ein altes *r* ausgefallen zu sein, in Bezug worauf sich *pêdere* neben *πέρδεσθαι* am besten würde vergleichen lassen und weiter z. B. auch *pandere* und *πετανύναι* neben altindischem *práthatai* 'er breitet sich aus' und *prathâyati* 'er breitet aus'; zu diesen letzteren Formen gehört mit dem altindischen *prthú-* auch unser *breit*, und unmöglich ist es nicht, dass mit ihnen auch unser *Bett* als 'das gebreitete' in irgend welchem Zusammenhange steht, worin also auch wieder der Ausfall des alten *r* zu bemerken sein würde. Das altindische *tard*, das danach also mit *taedet* am nächsten zusammengehören würde, ist meistens 'spalten, durchbohren, zerhauen', und dazu gehört z. B. das adjectivische *trdilá-*, für welches Böhtlingk und Roth die Bedeutung 'löcherig, porös' vermuten. Dass mit diesen Formen auch die Wörter *τιτρώσκειν* 'verwunden, beschädigen', *τρῶμα* 'Wunde, Verletzung', *τετραίνειν* 'durchbohren', *τρύειν* 'aufreiben', *τείρειν* 'quälen, schmerzen': *βέλεος δέ σε τείρει ἀκωκή* (Ilias 13, 251), und andere Formen in Verbindung stehen, führe ich hier nicht weiter aus. An jenes altindische *tard* schliesst sich mit der beim *r* so häufigen Umstellung auch das lateinische *trûdere*, dessen Bedeutung sinnlicher als die von *taedet* geblieben ist 'stossen, drängen, fortstossen'. Ihm aber entspricht so genau als möglich unser *driessen* (*ver-driessen*), das also mit dem sonst entsprechenden *taedet* auch wahrscheinlich lautlich ganz nahe zusammenhängt. Schon im Gothischen begegnet die entsprechende Form, nur mit dem Präfix *us*, als *us-thriutan*, das an zwei Stellen, wo es vorkommt (die noch übrige dritte würde

äusserlich auch den Accusativ zu denken erlauben) deutlich mit dem Dativ verbunden ist, also ungefähr mit dem Begriff 'lästig sein, unbequem sein, Beschwerde machen', wie ihm auch gegenübersteht *κόπον παρέχειν* und *molestum esse*. Unmittelbar dazu gehört ohne Zweifel das gothische Wort für aussätzig, *λεπρός*, *thruts-filla*, das zunächst bedeuten wird 'mit verletzter, schadhafter Haut', also auch wieder noch sinnliche Bedeutung des in Frage stehenden Wortes zeigt. Es mag noch hervorgehoben werden, dass, wie *taedet* auch gern mit *per* gebraucht vorkommt, so bei Gellius (15, 20) *quarum matrimonii pertaedebat*, das dem *per* entsprechende neudeutsche *ver-* ja auch in unserem *ver-driessen* vorliegt; das Althochdeutsche, welches das einfache Verbum auch nicht gebraucht, gibt ihm andere Vorwörtchen, *ir-*, *er-* (also wie im Gothischen), *be-* und vereinzelt *ge-*. Nach dem Gesagten möchten wir *me taedet* also zunächst übersetzen 'mich verletzt, mich beleidigt'.

Das Wort *pudet* hat Benfey einmal (Wurzellex. 1, 270) mit dem altindischen *pū́yatai* 'er stinkt' und dem lateinischen *putere* 'stinken' in Verbindung gebracht, so dass es eigentlich bedeuten würde 'in üblen Geruch bringen' oder 'stinkend machen', was nicht zutrifft. Pott denkt (1, 246) an die Möglichkeit einer Zusammensetzung von *vid* sehen' mit Präfix *pi* (wie aus demselben Verbum mit Präfix *ἀ αἴδομαι* sollte entstanden sein können) und vermittelt den Begriff dann durch unser 'Gewissen', durch 'conscius animus'. Derselbe Gelehrte hat aber auch *pudet* mit dem alten *pad* 'gehen' zusammengehalten, wegen der Wörter *terri-pudium* und *re-pudium*. Die letztere Form weist ohne Zweifel auf den rechten Weg, nur kann uns *re-pudium* nicht auf den Begriff 'gehen' bringen, sondern es leitet (man vergleiche z. B. das Wort *re-pulsa* 'Zurückweisung, Zurücksetzung (Fehlbitte)' ganz deutlich auf den Begriff des Stossens; *re-pudium* ist 'Zurückstossung, Verstossung', dann Aufkündigung der Ehe oder des Verlöbnisses, und *repudiare* 'verstossen, verabschieden, verschmähen'. Danach würde also *me pudet* sein 'mich stösst, mich stösst ab', und so darf man vergleichen deutsche Bezeichnungen wie 'Anstoss geben, anstössig' und aus dem Lateinischen *of-fendere* 'beleidigen', das zuerst auch 'anschlagen, anstossen' ist. Zu jenem *pud* 'stossen' mag wohl auch gehören *tri-pudium*, Springen, Tanzen bei religiösen Feierlichkeiten, wenn man es wirklich zunächst 'Erdstossen, Erdstampfen' übersetzen darf; Cicero (de div. 2, 34, 72) deutet es aus *terri-pudium*, *terri-pavium*. Aus dem Deutschen darf man vielleicht das mittelhochdeutsche *bôzen* 'stossen' dazu stellen, zu dem unser *Am-boss* gehört und das im gothischen Gewande *bautan* sein würde. Die Laute würden allerdings dem Hauptgesetz nicht genau entsprechen, wir finden aber das *b* für das *p* der verwandten Sprachen ebenso z. B. in *bitten* neben *petere*, *Birne* neben *pirus*, *breit* neben dem altindischen *prthú-* und auch sonst mehrfach. Aus dem Altindischen darf man zu *pudet* wohl *púthyati* 'er schlägt, er tödtet' mit dem abgeleiteten *puthâyati* 'er schlägt, er zerschlägt' stellen, neben denen auch ein *púnthati* 'er schlägt, er tödtet' angeführt wird.

Am wenigsten möchte ich noch etwas bestimmtes Etymologisches sagen über *piget* 'es verdriesst, es ekelt, es langweilt', das Benfey (2, 76) nebst *piger* 'langsam, träge', das eigentlich 'fett' sein soll, zu *pinguis* und *πίων* 'fett' stellt und zunächst erklärt als 'es macht mich träge, es langweilt mich'. Vielleicht ist es eigentlich 'mich bedrängt' und hängt zusammen mit dem noch nicht ganz verständlichen *ἐπείγειν* 'drängen, drücken'. Bei Homer heisst es *πόνος ἄλλος ἔπειγεν* 'eine andere Noth drängte' (Od. 11, 54) und *ἀναγκαίη γὰρ ἐπείγει* 'die Noth drängt' (Od. 19, 73. Il. 6, 85); *ἤδη γὰρ χαλεπὸν |κατὰ |γῆρας ἐπείγει* 'das lästige Alter drückt ihn schon nieder' (Il. 23, 623). Damit steht wohl in einer auch noch nicht

deutlichen Verbindung *πιέζειν* 'drücken', aus dem Hippokrates bildet *πιεχθῆναι*, *πεπιέχθαι* und *πίεξις* 'das Drücken', während sonst das Wort keinen innern Kehllaut aufweist und z. B. das Futurum *πιέσω* bildet und den passiven Aorist *πιεσθῆναι*; einiges weist auf eine Nebenform *πιεξέω*, doch liest Bekker Od. 12, 174 nicht mehr *πιέξεον*, sondern *πίεζον*. Bei Aristophanes (Wolken 436) begegnet *πιέζει με ἡ ἀνάγκη* 'die Noth drängt mich', und es findet sich z. B. auch *σῶμα πιέσσας κυδαλίμοις καμάτοις* 'den Körper drückend, quälend, mit ruhmvollen Anstrengungen' (Epigramm 685 der Anthologie), was mit den obigen Verbindungen von *ἐπείγειν* verglichen werden darf. Ob hier irgendwie auch die älteren deutschen Ausdücke *ge-vèch*, *ge-vè* 'feindselig', *vèhen* 'hassen, anfeinden', *vèhede*, *vède* 'Hass, Feindschaft' in Frage kommen, mag nur ganz nebenbei angedeutet sein. Das griechische *πιέζω* hat man mehrfach für identisch gehalten, und wohl nicht mit Unrecht, mit dem altindischen *pīḍayati* 'er drückt, er quält', dessen ursprüngliches Lautverhältnis unklar gemacht ist durch den eigenthümlichen altindischen *ḍ*-Laut. Dass es aber, wie verschiedentlich behauptet worden ist, aus *pi-*(*api-*) *sad* 'aufsitzen' entstanden sein soll, scheint mir durchaus unglaublich. Da hier überall der ganze Zusammenhang noch nicht recht deutlich ist, so dürfen zu weiterem Vergleich auch noch genannt sein altindisches *piy* 'quälen', das wir z. B. haben im wedischen *pīyanti tai suraçúas* 'Trunkenbolde sind dir zur Last' (Samaweda 281, 2) und im abgeleiteten *piyatnú-* 'quälend'; ferner auch das noch nicht belegte *pinjayati* 'er schlägt, er quält'.

An die angegebenen fünf sogenannten unpersönlichen Verba schliesst sich nach einigen wenigen Stellen nun auch noch das allerdings überwiegend häufig persönlich, wie bei Terenz (Andria 2, 1, 23) *ei mihi, vereor dicere* und bei Cicero (Gesetze 1, 13) *vereor committere*, gebrauchte *vereri*. Es sagt nämlich Cicero (de fin. 2, 13, 39) *quos* (nämlich *Cyrenaicos*) *non est veritum in ea voluptate, quae maxima dulcedine sensum moveret, summum bonum ponere*, und ausserdem führt Nonius 496, 32 aus dem Togatendichter Atta an: *nilne te populi veretur, qui vociferere in via?* und aus Varro: *non te tui saltem pudet, si nihil mei revereatur?* Auch *revereri* 'sich scheuen' wird sonst nur persönlich gebraucht. Jenes so ganz vereinzelten unpersönlichen Gebrauchs wegen gehen wir auf *vereri* hier nicht weitläuftiger ein, erwähnen nur, dass es zu der weitverzweigten Wurzelform *var* 'abwehren', dem gothischen *varjan*, unserem *wehren* gehört und man daher das unpersönliche *me veretur* am besten übersetzen mag 'mich hält ab, mich hält zurück, mich schreckt ab'. Die angegebene sinnliche Grundbedeutung wird durch das *re* in *revereri* auch noch weiter bestätigt.

In der angegebenen Weise sind also die Verba *miseret me* 'mich jammert', *paenitet me* 'mich reut', *taedet me* 'mich verdriesst', *pudet me* 'mich stösst ab', *piget me* 'mich ekelt' und das vereinzelte *me veretur* 'mich hält ab' durchaus einfach und natürlich verbunden und stehen auch gar nicht so vereinzelt. Ausser den schon oben verglichenen namentlich deutschen Redensarten würden ihnen ganz ähnlich sein solche einfache Verbindungen wie bei Martial (11, 94) *illud me cruciat, quod* usw., bei Sallust (Cat. 15) *ita conscientia mentem excitam vexabat*, bei Xenophon (Anab. 7, 7, 12) *ἐλύπει αὐτὸν ἡ χώρα πορθουμένη* 'die Verwüstung des Landes schmerzte ihn', und unzähliges andere.

Durch eins aber, auf das wir noch kurz eingehen müssen, stehen die fraglichen Verba doch ganz eigenthümlich da. In ihnen allen entwickelten sich ganz neue, abstracte Begriffe, 'Mitleid, Reue, Verdruss, Scham, Ekel, Scheu' und ähnliche, die das Lateinische äusserlich allerdings zuerst durch Unterordnung der Person ausdrückt und so sich überhaupt erst schafft. Sehr bald aber, als die Begriffe erst entwickelt waren, musste sich hier doch die Persönlichkeit

hervordrängen. Die Sprache sagt freilich *me miseret* 'mich jammert' usw., aber daraus entspringt doch sehr bald der Gedanke 'ich (als Subject) empfinde Mitleid' usw.; der Gedanke geht wirklich von der Person aus, wenn auch die alte Ausdrucksweise festgehalten wird.

So finden wir es denn auch mehrfach, dass das Lateinische hier unbekümmert um alle Grundbedeutung die Satzverbindung ins Persönliche umwendet. Um *misereor* 'ich bemitleide' handelt sichs hier natürlich nicht, denn darin liegt auch äusserlich 'ich betrübe mich', eben so wenig um *vereor* 'ich halte mich ab, ich scheue mich'. Aber ès begegnet auch bei Plautus (Cas. 5, 2, 3) *ita nunc pudeo atque ita nunc paveo,* wo das letzte Verbum offenbar stark auf die Ausdrucksweise einwirkte. Priscian sagt (11, 922), dass die Alten *pigeo, pudeo, taedeo, paeniteo* gebrauchten, was aber durchaus nicht durchgehend gewesen sein kann, und noch weniger, wie sich gezeigt hat, das älteste. Von Gellius (5, 1) ist gesagt *quisquis ille est, qui audit, nisi ille est plane deperditus, inter ipsam philosophi orationem et perhorrescat necesse est et pudeat tacitus et paeniteat et gaudeat et admiretur*, wo offenbar wieder die begleitenden Verba Einfluss übten. Wir erwähnen noch aus Ennius (bei Priscian 8, 824) *cogebant hostis lacrimantes, ut misererent;* aus demselben (bei Nonius 474, 30) *miserete anuis* (nach Scaligers Besserung für *manus*), *date ferrum qui me anima privem*; aus Pacuvius (bei Nonius 475, 18) *proloqui non paenitebunt liberi ingrato ex loco;* aus Plautus (Epid. 4, 1, 1) *si quid est homini miseriarum, quod miserescat misere ex animo, id ego experior;* aus Lucrez (3, 881) *ipse sui miseret;* aus Vergilius (Aen. 2, 145) *his lacrimis vitam damus et miserescimus ultro;* ebendaher (8, 573) *Arcadii quaeso miserescite regis;* aus Statius (Theb. 1, 280) *et generis miseresce tui;* aus Valerius Flaccus (2, 92) *acclinem scopulo inveniunt miserentque foventque;* aus Justin (11, 3) *Athenienses sicuti primi defecerant, ita primi paenitere coeperunt;* aus Livius (36, 22) *Aetolos quoque . . si paenitere possent, posse et incolumes esse;* aus Gellius (1, 2, 6) *cum iam omnes finem cuperent verbisque eius defetigati pertaeduissent;* aus Hieronymus (vita Malch. 7) *coepi taedere captivitatis et monasterii cellulas quaerere.*

Am gewöhnlichsten ist die persönliche Gebrauchsweise der in Frage stehenden unpersönlichen Verba in den Participformen. Dabei ist zu beachten, wie vielfach überhaupt die Sprache die Participia in verkürzten Ausdrucksweisen anwendet: ich erinnere an unsere *wohlschlafende Nacht, vorhabende Reise, schnelllebende Zeit* und dergleichen, was Jacob Grimm im vierten Theile der deutschen Grammatik (S. 67 bis 69) in Erwägung zieht; es wäre durchaus verkehrt, hier etwa von einem passiven Gebrauch des activen Particips zu sprechen. Auch kann hier erwähnt sein, dass im sogenannten Deponens das Particip wie *vescens* 'sich nährend' auch ohne reflexive Form reflexiv gebraucht wird; ganz ähnliches kommt im Gothischen vor, wo es häufiger misverstanden ist. Auf die angegebene Weise begegnet insbesondere häufig *pudens* 'sich schämend, schamhaft', wie bei Cicero (gegen Verres 3, 69) *esset ex inerti et inprobo et inpuro parente navus et pudens et probus filius* und sonst. Ebenso *in-pudens* 'unverschämt' und danach die Adverbia *pudenter* und *inpudenter*. Bei Appulejus (Metam. 4) begegnet *pigens tristisque retro domum pergit*, wo aber andere *piger* lesen, und sonst scheint *pigens* nicht vorzukommen. Auch *pertaesus*, das durchaus nicht passivisch zu denken ist, ist selten; es findet sich bei Tacitus (Jahrb. 15, 51) *lenitudinis eorum pertaesa* (*Epicharis quaedam*) und bei Sueton (Caesar 7) *et quasi pertaesus ignaviam suam, quod nihil dum a se memorabile actum esset. Misertus* ist hier nicht zu erwähnen, da es sich bequem zum Deponens *misereri* stellt. Das Particip zu *paenitere* ist auch nicht ganz ungewöhnlich und z. B. von Cicero gebraucht (Phil. 12, 2 a. E.) *optimus est portus paenitenti mutatio consilii.* Daraus ist das sehr gebräuch-

liche *paenitentia* 'Reue' abgeleitet. Mit den Formen auf *-endus* verhält es sich ganz wie mit den übrigen Participien und ist über sie nichts besonderes hinzuzufügen. So begegnet denn bei Livius (1, 35) *sub haud paenitendo magistro;* bei Propertius (4, 1, 76) *aversus Apollo poscitur invita verba pigenda lyra;* bei Cicero (de orat. 1, 26) *non enim pudendo, sed non faciendo id quod non decet, inpudentiae nomen effugere debemus* und anderes.

Abgesehen von diesem participialen Gebrauch ist nun aber die ganz persönliche Ausdrucksweise bei den von uns betrachteten Verben eine sehr vereinzelte geblieben, und namentlich in der Blütezeit der lateinischen Schriftstellerei hat sich eine ganz eigenthümliche Gebrauchs- und Verbindungsweise jener Verba ausgebildet, diejenige von der zu Anfang unseres Vortrags schon die Rede war und die wir als gemischt aus der persönlichen und unpersönlichen Ausdrucksweise bezeichnen können. Das heisst dem Ausdruck nach, dem Aeusseren nach bleibt der ältesten Weise noch entsprechend die Person untergeordnet: *me miseret, me pudet;* der weitern Verbindung nach wird aber doch die Person schon geistig als das Subject gefasst und so weiter mit dem Genetiv verbunden, so dass nun in Wirklichkeit dem Aeusseren nach ein Satz wie *me miseret tui* gar kein Subject hat, weder das Chaos noch sonst irgend ein zu Hülfe geholtes.

Beispiele dieser gewöhnlichsten Art sind kaum nöthig und es mögen nur der Vollständigkeit wegen hier stehen aus Cicero (gegen Verres 1, 12) *sunt homines quos libidinis infamiaeque suae neque pudeat neque taedeat;* aus demselben (de domo sua 11, 29) *me non solum piget stultitiae meae, sed etiam pudet;* aus Terenz (Brüder 3, 3, 37) *fratris me quidem pudet pigetque;* aus Accius (bei Cicero de div. 1, 31) *mea mater, tui me miseret, mei piget;* aus Plautus (Trin. 2, 4, 30) *miseret te aliorum, tui nec miseret nec pudet;* aus Sallust (Jug. 4) *dum me civitatis morum piget taedetque;* aus Cicero (an Atticus 5, 16, 7) *taedet nos vitae;* aus demselben (Cato maior 6) *num igitur si ad centesimum annum vixisset, senectutis suae eum paeniteret?* Ganz vereinzelt begegnen auch noch andere als die Genetivverbindungen, wie bei Sueton (Claudius 43) *paenitentis de matrimonio,* das ist hier weiter zu erwägen nicht nöthig, da es uns nur darauf ankam den Grund der subjectlosen Ausdrucksweise zu ermitteln.

Was nun aber noch die Erklärung des Genetivs in den obigen Verbindungsweisen anbelangt, so kann für sie und auch für deutsches *ich schäme mich dessen* und ähnliches eben so wenig die früher wohl aufgestellte Ergänzung von Wörtern wie *negotium, factum, status, fortuna, respectus,* oder *non te horum pudet* nämlich *cogitatio,* oder *miseret me eius* nämlich *calamitas* ausreichen, als die vorhin schon erwähnte umschreibende Uebersetzung 'es ergreift jemand die Empfindung des Verdrusses, der Reue usw. über etwas.' Die tiefere Erklärung lässt sich überhaupt nicht sogleich ganz in der Kürze erschöpfen. Es muss hier vorläufig genügen, dass man bei den fraglichen Verben im allgemeinen den Genetiv als Casus des Grundes, der Veranlassung angeben lässt, wie er allerdings sonst im Lateinischen bei ähnlichen Verben des Empfindens und dergleichen sich weniger verfolgen lässt, abgesehen natürlich von dem ganz hieher gehörigen persönlichen *misereri.* Aber nennen lässt sich noch z. B. aus Horatius (Sat. 2, 6, 85) *neque ille sepositi ciceris nec longae invidit avenae,* welche Ausdrucksweise Quintilian (9, 3, 17) als *ex Graeco translata* bezeichnet. Bei Vergilius (Aen. 11, 126) begegnet *iustitiaene prius mirer belline laborum,* und ähnlich bei Seneca (de consol. ad Marciam 2) *adulescentem et frugalitatis continentiaeque in illis aut annis aut opibus non mediocriter admirandum.* Aus Curtius (5, 5, 19) wird angeführt *dignum esse omni malo, qui*

erubesceret fortunae, wo aber wohl die Lesart *fortuito* vorgeht. Hieher gehört noch das schon oben berührte *vereri*, wie bei Cicero (an Atticus 8, 4, 1) *ne tui quidem testimonii veritus*, und bei Terenz (Phormio 5, 7, 78) *neque huius sis veritus feminae primariae*. Die Verba *dolere* 'sich betrüben', *gaudere*, *laetari* 'sich freuen' und ähnliche, die scheinen könnten hieher zu gehören, nehmen meist den Ablativ zu sich, oder auch andere Verbindungen, wie gern die Präposition *de*.

Zu gründlicherer Erwägung jenes causalen Genetivs und seiner Geschichte würde weitere Umschau auch in den verwandten Sprachen nothwendig werden. Hier mag zu erwähnen genügen, dass namentlich im Griechischen sehr viel hieher gehöriges begegnet: so die Verbindung φθονεῖν τινί τινος, ferner ὀλοφύρεσθαι 'Mitleid haben' Δαναῶν, Ἀργείων (Il. 8, 33. 202. 464. 17, 17), Ἕκτορος (Il. 22, 169); πενθικῶς ἔχειν 'trauern' τοῦ ἀδελφοῦ τεθνηκότος bei Xenophon (Kyrop. 5, 2, 7); ἐλεεῖν 'bemitleiden' begegnet auch bisweilen mit dem Genetiv, das gleichbedeutende οἰκτείρειν bei Aeschylos (Agam. 1294): οἰκτείρω σε θεσφάτου μόρου. Auch μεταμέλει, das Aeschylos (Eum. 741) alterthümlich verbindet μεταμέλει μοι πόνος, hat später den Genetiv, wie bei Platon (Phädros 231) ὡς ἐκείνοις μὲν τότε μεταμέλει ὧν ἂν εὖ ποιήσωσιν, und bei Xenophon (Kyrop. 5, 1, 10) Γωβρύᾳ πειράσομαι ποιεῖν μήποτε μεταμεληῆσαι τῆς πρὸς ἐμὲ ὁδοῦ. Bei einem späteren Dichter der Anthologie, Addäos, begegnet ἔργων αἰδεσθείς 'der Werke sich schämend'; bei Xenophon (Anab. 1, 1, 8) οὐδὲν ἧχθετο αὐτῶν πολεμούντων, während ἄχθεσθαι 'sich betrüben, unwillig sein' meist anders verbunden wird. Manches Homerische lässt sich insbesondere anführen, so σέθεν κταμένοιο χολωθείς (Il. 23, 23), κασιγνήτοιο χολωθείς (Il. 17, 320), τοῦ δὲ Πάρις ἀποκταμένοιο χολώθη (Il. 13, 660), τοῦ ὅ γε χωόμενος (Il. 13, 662), Ἀσίου ἀχνύμενος 'unwillig über den Tod des Asios' (Il. 13, 403), ἱρῶν μηνίσας (Il. 5, 178), Ἡρακλέ͜ος περιχώσατο (Il. 14, 266) und manches andere, aus Sophokles z. B. noch πατρὶ μηνίσας φόνου (Ant. 1177).

Aus dem Deutschen gehört in diese Reihe z. B. *sich freuen*, bei Otfried (3, 18, 50) *er thes sih muasi frowôn*, ebenso neuhochdeutsch *des freut sich das entmenschte Paar* bei Schiller; *sorgen*, so im Iwein (4738) *des ir dâ sorget, des sorg ich; sich schämen* im Neudeutschen und auch schon im Gothischen, und so anderes mehr.

Besonders hervorheben wollen wir aber aus dem Deutschen nur noch einige Ausdrucksweisen, wie sie den Verbindungen mit *pudet*, *miseret* und den übrigen genau entsprechen und wie sie sich im vierten Theile der Grimmschen Grammatik S. 232 bis 239 verzeichnet finden. So begegnet im Parzivâl (101, 24) *mich jâmert sîner verte*, im Wigalois (1026) *daz in des lebens gar verdrôz*, im Barlam (214) *des verdrôz den künic sâ*, in den Minnesängern (1, 201[b]) *des vil wenic mich verdrôz*. Aehnlich finden wir das Satzgefüge auch sonst bei den Vorstellungen von Aerger, Verdruss, Ueberdruss, Unwillen des Gemüts, auch der Freude (im Mittelhochdeutschen nicht gerade des Schämens), und ähnlichen. So bei Walther (14, 4) *sines obezes nietet mih* das ist 'freut mich', im Parzivâl (407, 18) *daz iuch des niht genuoget*, im Nibelungenliede (101, 2) *weinens si gezam*, im Iwein (3079) *in gezimet der arbeit*, im Barlam (5, 1) *swen des gezimet*. In Bezug auf die Verbindung mit dem Accusativ der Person stimmt mit diesem mittelhochdeutschen *gezimen* das entsprechende lateinische *decêre* genau überein, was natürlich, wie schon oben angedeutet wurde, wieder in dem Grundbegriff des Wortes 'schmücken, zieren' seinen Grund hat.

Sehr gross aber ist die Anzahl jener deutschen Verbalverbindungen nicht, die die Person im Accusativ haben und die Sache in den Genetiv stellen, und besonders hervorgehoben werden

darf noch, dass wir sie im Gothischen, der ältesten Sprachstufe des Deutschen, die wir kennen, überhaupt nicht finden. Bei ihnen aber etwa eine unmittelbare Einwirkung der ähnlichen lateinischen Ausdrucksweisen anzunehmen zwingt durchaus nichts. Die Entwicklung musste eine sehr natürliche sein, so dass die Resultate, die auf den ersten Blick so seltsam erscheinen, einander gleich werden konnten. Uralt, ursprünglich ist jenes Satzgefüge, wie sich deutlich gezeigt hat, offenbar nicht; es hat sich erst nach und nach entwickelt und ist ohne geschichtliche Betrachtung der Sprache nicht zu verstehen, wie ja von einem wirklichen Verständnis der Sprache ohne umfassende geschichtliche Betrachtung überhaupt nicht die Rede sein kann.

Nachdem der Vorsitzende zur Debatte aufgefordert hatte, bekämpften zuerst Professor Dr. Forchhammer aus Kiel und Professor Dr. Oppert aus Paris die vom Redner beiläufig hingeworfene Behauptung über die Partikel *ἄν*, indem sie dieselbe für eine modale Negation erklärten. Sodann erhob sich Geh. Rath Professor Dr. Schömann aus Greifswald und sprach etwa folgendes:

Die Franzosen haben für diese im eigentlichen Sinne unpersönlichen Zeitwörter den Ausdruck *sujet conjugué*. Ist die ausgesagte Thätigkeit eine transitive, deren Object daneben auszudrücken ist, so wird dadurch der Begriff der Thätigkeit näher bestimmt. Hieraus erklärt sich der Genetiv: er ist als allgemeiner Ausdruck dafür nach meiner Meinung füglich *casus definitivus* zu nennen.

Hiermit wurde die Discussion geschlossen, und die Zeit war so weit vorgerückt, dass auch die Sitzung geschlossen werden musste, obgleich die Tagesordnung noch nicht erschöpft war.*) Es erhob sich daher der Präsident, um folgende Abschiedsworte an die Versammlung zu richten:

Wir stehen, meine Herren, am Schlusse unserer diesjährigen Verhandlungen und Berathungen. Nur zu schnell sind diese schönen Tage an uns vorübergegangen; allein ihre Wirkung, des bin ich gewis, wird nicht eine so rasch entschwindende sein. Dafür bürgt, ich darf es mit dankbarer Freude aussprechen, der wissenschaftliche Gehalt dessen, was uns in diesen Tagen beschäftigt hat, der Ernst und der Eifer, mit welchem unsere Besprechungen vom Beginn bis zu ihrem Schlusse geführt sind. Erlauben Sie mir, meine Herren, in dieser Scheidestunde meinen wärmsten Dank auszusprechen allen den Männern, die uns aus dem reichen Schatz ihres Wissens und ihrer Erfahrungen den vielfach anregenden Stoff geboten haben, allen denen, welche in lebendiger Discussion denselben verarbeitet und fruchtbar gemacht haben, der ganzen hochverehrten Versammlung, welche den mit eingehender Theilnahme geführten Verhandlungen eine ununterbrochen rege Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ich spreche auch noch insbesondere den jüngeren Männern, zum Theil früheren oder gegenwärtigen Schülern unseres Gymnasiums, welche sich mit seltener Uneigennützigkeit der mühevollen Arbeit der stenographischen Aufzeichnung unserer Verhandlungen unterzogen haben, meinen besten Dank aus. Mögen Sie alle, meine Herren, mit einer freundlichen Erinnerung an diese

---

*) Einer von den angekündigten Vorträgen (s. oben S. 30), der des Hrn. Director Menn aus Neuss, ist der Redaction der Verhandlungen im Manuscript eingehändigt worden: er folgt hier als Anhang.

Tage in Ihre Heimat zurückkehren, und möge die Gemeinsamkeit unserer Bestrebungen auch dazu beitragen, das Band zu verstärken, das alle Theile unseres Vaterlandes von Jahr zu Jahr inniger und fester umschlingt. Leben Sie wohl!

Hierauf erwiderte Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese aus Berlin:

Unsere Verhandlungen sind beendigt; wir haben vier frohe und inhaltreiche Tage mit einander verlebt, und sind nun im Begriff, uns wieder nach allen Seiten zu zerstreuen, jeder in seine Heimat. Wirklich beendigt freilich ist nichts von dem, was uns hier beschäftigt hat, und wir klagen darüber nicht. Der eigentliche Zweck unseres Zusammenseins ist erreicht: durch persönliche Begegnung und Mittheilung, durch gegenseitigen Gedankenaustausch uns in dem Bewusstsein zu stärken, dass wir für die Förderung einer grossen Sache, der Sache der Wissenschaft und der Geistesbildung, zusammengehören und zusammenstehen.

Dieses Erfolgs hat sich die Philologenversammlung noch an jedem Orte zu erfreuen gehabt, aber an jedem in einem besonderen Sinne. Hier, wo das historische Leben des deutschen Volkes stärker als anderswo pulsiert, sind wir unter dem Eindruck grosser nationaler Erinnerungen versammelt gewesen. Gleich die Eingangsrede unsers Herrn Präsidenten hat uns in den Umkreis der Thaten eines der grössesten deutschen Geister gestellt, dessen wohlthätige Berührung jeder von uns erfahren hat; und in diesem herlichen Raum ist uns täglich die grosse Vergangenheit unsers Volkes gegenwärtig gewesen. Das Thema der pädagogischen Section, womit sich dieselbe unter lebendiger, wachsender Theilnahme am längsten beschäftigt hat, betraf die deutsche Sprache, ein Thema, das nicht sowohl besonders ausgewählt, als durch die hier zusammentreffenden Umstände gegeben schien. Mir ist es immer merkwürdig gewesen, dass der Name eines Frankfurters, dem die deutschen Schulen so viel Dank schuldig sind, ich meine Philipp Buttmann, unter dem Einfluss des deutschen Geistes dieser Stadt unwillkürlich seine ursprünglich französische Form, Boudemont, in die jetzige deutsche gewandelt hat.

Das also nehmen wir mit hinweg, die gestärkte Zuversicht, dass wir einer wahrhaft deutschen Sache dienen, dass in aller Unruhe der Gegenwart diese idealen Bestrebungen noch Ehre und Theilnahme in unserem Vaterlande haben, die trotz vieler Hindernisse ihren Fortschritt und ferneres fröhliches Gedeihen verbürgt.

Damit verbindet sich unser herzliches Dankgefühl für alles hier genossene Gute. Ich bin gewis, meine Herren, dass ich es in Ihrer aller Sinn thue, wenn ich vor allem dem hohen Senat dieser Stadt innigen Dank ausspreche für die uns erwiesene Gastfreundschaft und für die Liberalität, womit er uns die Benutzung dieses Saales gestattet und alles gethan hat, um uns diese Tage genussreich zu machen. Unser Dank gilt ebenso unserem verehrten Herrn Präsidenten und dem ganzen Präsidium, sowie den Herren vom Büreau und allen, die sich den Vorbereitungen und der mancherlei Mühwaltung, die ein solches Zusammensein erfordert, so bereitwillig unterzogen haben. Ich ersuche Sie, meine Herren, Ihr Einstimmen in diesen ehrerbietigen Dank durch Aufstehen zu erkennen zu geben.

Schluss der vierten und letzten allgemeinen Sitzung.

Anhang.

Einiges über die römischen Schwurgerichte unter der Kaiserherschaft, auch über das Verhältnis der Philologie und der Jurisprudenz zu diesem Gegenstande.

Von Dr. Menn.

Meine Herren. In einem vor zwei Jahren veröffentlichten Programme, dem Jahresberichte über das Gymnasium zu Neuss, habe ich einen wichtigen und gewis für Sie alle sehr interessanten Punkt aus der römischen Staats- und Rechtsgeschichte aufzuklären versucht, nämlich den Zeitpunkt festzustellen, wo die Geschworenengerichte für Criminalsachen im römischen Kaiserreiche förmlich abgeschafft oder — was man nach der bisherigen Anschauung von der Sache fast annehmen musste — stillschweigend bei Seite geschoben wurden. Seitdem habe ich den Gegenstand wohl im Auge behalten, aber doch kein neues Material gewonnen, das zur Berichtigung oder Aenderung meiner dort ausgesprochenen Ansichten geführt hätte. Wenn ich es daher übernommen habe, Ihnen einiges über diesen Gegenstand vorzutragen, so weiss ich wohl, dass ich denjenigen meiner Herren Studiengenossen, welche jenes Programm bereits gelesen haben, nichts neues darzubieten habe. Da ich aber nicht erwarten kann, dass viele der geehrten Anwesenden die kleine Schrift von so unansehnlichem Ursprunge einer genaueren Ansicht werden gewürdigt haben, oder dass viele auch nur für die geistig und sittlich, politisch und social so corrupten Zustände des kaiserlichen Regimentes bei den Römern so viel Interesse haben möchten, um einer Schrift ihre Beachtung zuzuwenden, welche einen Punkt nur aus dieser Wüstenei des Alterthums, wäre er auch an sich noch so anziehend, zu behandeln sich vorgesetzt hat; da hingegen anderseits competente Beurteiler, sowohl unter den Philologen wie unter den gelehrten Juristen — ich erlaube mir hier nur den Professor der Rechtsgeschichte an der Universität zu Bonn, Hrn. Ferdinand Walter, und unsern auf dem Gebiete der römischen Jurisprudenz so unermüdlich thätigen Genossen, Hrn. Professor Wilhelm Rein aus Eisenach, namhaft zu machen — da solche ansehnliche Autoritäten meinen Ausführungen in allen wesentlichen Punkten beigetreten sind, so darf ich denn doch wohl glauben der Mehrzahl in dieser hochansehnlichen Versammlung von Kennern des Alterthums einen, eben schon der Neuheit des Stoffes wegen erwünschten Genuss zu bereiten, wenn ich mir auf einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit erbitte für eine gedrängte Darstellung dessen, was mir gerade als das wesentlichste aus meiner bereits gedruckten Schulschrift gegenwärtig ist.

Die richterlichen Functionen finden wir bei allen freien Völkern des Alterthums, d. h. in allen nicht despotisch, nicht nach willkürlicher Selbstbestimmung eines einzelnen Gewalthabers regierten Staaten, in Griechenland sowohl wie in Rom, und selbst bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, als das despotische römische Recht der Justinianischen Gesetzbücher bei ihnen noch keinen Eingang, noch keinen Einfluss auf die Capitularien und auf die Verhandlungen in den Gaugerichten und auf den Reichstagen gefunden, überall finden wir bei diesen freien Völkern die richterlichen Functionen in der Art gesondert, dass die Annahme der Klage, die Vorbereitung und Leitung des Processes, die Verkündigung und Ausführung des Urteils einem Magistrate, einem öffentlichen Beamten zustand, sei es nun einem vom Könige oder dem sonstigen jedesmaligen Staatsoberhaupte ernannten, oder einem von den durch das Volk in seinen gesetzmässigen Versammlungen frei erwählten Staatsbeamten; dagegen die Beurteilung des Thatbestandes, die Vernehmung und Prüfung der Zeugnisse und die Fällung des Urteils selbst nach Anhörung

des Klägers und des Verklagten, nur die Sache von Privatpersonen war, zwar von Bürgern des Staates, die im Vollgenusse der staatsbürgerlichen Rechte waren, und die auch durch ein gewisses Alter, durch ein gewisses Vermögen und auch dadurch, dass sie schon in verschiedener Weise dem Staate gedient hatten, eine möglichst sichere Bürgschaft dafür boten, dass sie da, wo es sich um die Schuld eines Mitbürgers handelte, mit Sachkenntnis und mit einer gewissen Unbefangenheit zu Werke gehen konnten, die jedoch zu der Zeit, wo sie zu diesem Geschäfte berufen wurden, ein öffentliches Amt nicht bekleiden durften. Diese wesentlichsten Charakterzüge des gerichtlichen Verfahrens entsprachen offenbar ziemlich genau der Gerichtsordnung, welche wir auch gegenwärtig in allen den Staaten, die sich einer möglichst entwickelten bürgerlichen Freiheit erfreuen, wenigstens für die Behandlung der Verbrechen, der mit zeitweiliger oder gänzlicher Ausstossung aus dem bürgerlichen Vereine zu bestrafenden Vergehen, gesetzlich begründet finden, theils von Alters her in den Gesetzen und Gewohnheiten des Volkes festen Fuss habend, wie in England und in allen Colonialstaaten des britischen Reiches, theils nach Analogie der Institutionen des verfassungsmässig freien Inselstaates in den Staaten des Continentes erst in neuerer Zeit eingeführt, und zwar allmählich weiter und weiter Platz greifend, ungefähr in gleichem Verhältnisse wie die autokratische und despotische Regierungsweise dieser Länder einer liberalen, volksthümlichen Verfassung der Staaten weichen musste; zuerst in Frankreich nach der revolutionären Beseitigung des Grundsatzes der Despotie *l'état c'est moi*, sowie in den an Frankreich grenzenden Gebieten, wo mit der französischen Herschaft, gewissermassen zur Schadloshaltung für das viele Ungemach und das Entwürdigende, was der fremde Militär-Despotismus über die Länder brachte, die neuen, in wahrhaft liberalem, volksthümlichem Geiste abgefassten französischen Gesetzbücher Eingang fanden und von den Bevölkerungen mit einer gewissen Vorliebe festgehalten wurden; dann aber auch, so wie man das Gute und die wohlthätigen Folgen der französischen Revolution immer mehr anerkannte und zu sondern sich gewöhnte von dem Fluchwürdigen des Uebermasses von Gleichheit und Brüderlichkeit, in anderen nach freieren Formen des Staatslebens strebenden Ländern, namentlich, nach sicherer Begründung des Verfassungslebens in Preussen, auch im ganzen preussischen Staate. Als ganz richtig und sehr treffend müssen wir daher anerkennen, was ein geistreicher französischer Gelehrter, Edouard Laboulaye, in seinem Werke über die römischen Criminalgesetze in Betreff der Beamten-Verantwortlichkeit (essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats, Paris 1845) als allgemeines Ergebnis seiner Forschungen über den historischen Verlauf des Schwurgerichtswesens äussert: 'Le jury s'est trouvé chez les Romains, et plus anciennement chez les Grecs, avec des formes et une organisation analogues aux formes et à l'organisation du jury français ou du jury anglais; et ces formes se reproduiront toutes les fois qu'un peuple, maître de ses institutions et de son gouvernement, sentira que la liberté politique n'est possible qu'autant que des citoyens sans fonctions publiques, et par conséquent indépendants, sont seuls appelés à prononcer sur l'honneur et la vie de leurs concitoyens.'

Aber eine Uebereinstimmung zwischen den modernen Schwurgerichten und der altrömischen und altgriechischen Gerichtsordnung gewahren wir nicht bloss hinsichtlich der allgemeinen Grundsätze des Verfahrens und namentlich hinsichtlich des hervortretendsten Merkmales, dass einerseits die Urteilfindung oder die eigentliche Entscheidung der Sache und anderseits die Leitung der Verhandlung ganz verschiedenen Personen durch das Gesetz zugewiesen wird, sondern auch in dem Namen der modernen Institution findet sich eine beachtenswerthe Uebereinstimmung mit der im Alterthum üblichen Bezeichnung der Privatpersonen, welche als die eigentlich Urteilenden die wesentlichere Rolle bei den Gerichten spielten. Diese Privatbürger hiessen zwar in den Gerichtssitzungen auf dem römischen Forum insgemein und in den amtlichen Anreden *iudices*, sowie auch zu Athen, in der Heliäa und in den Gerichtshallen am Markte, *δικασταί*, zum Beweise dass ihnen die eigentliche Entscheidung der Sache zustand; wogegen der richterlichen Beamten, der Vorsteher der Gerichte, in der Regel nur mit deren Amtsnamen — in Rom waren es bekanntlich die Prätoren, in Athen die Archonten — gedacht wird, in der Bezeichnung *iudices*, *δικασταί* aber diese, die Gerichtsbehörden, nicht inbegriffen sind: was allerdings eine sehr wesentliche Abweichung des antiken gerichtlichen Sprachgebrauchs von unserem heutigen ist, wonach auch bei den Schwurgerichten der Name Richter lediglich den vorsitzenden Beamten, der richterlichen Behörde, welche den Process instruiert und leitet und gemäss dem Wahrspruch der Jury das Urteil fällt und verkündet, zukommt, die beisitzenden, zur Urteilfindung aufgebotenen Privatbürger aber nirgendwo als Richter bezeichnet, sondern immer nur die Geschworenen, *jurés*, genannt werden. Aber in eben dieser Bezeichnung

Geschworene stimmt die antike Gerichtssprache merkwürdiger Weise mit der heutigen überein. Denn jene richtenden Privatbürger, die *iudices* und *δικασταί*, wurden dieses, erhielten diesen Namen erst, nachdem sie von dem Prätor oder Archon aus der Liste der zu diesem Richteramte berechtigten Bürger durch das Loos auserkoren waren und vor demselben mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten einen Eid geleistet hatten, dass sie nur nach den Gesetzen verfahren und über den vorliegenden Rechtshandel ihre Stimme nur nach bestem Wissen und Gewissen abgeben würden. Nur die so Vereideten wurden in die Richterbänke zugelassen; und wer, ohne den Eid geleistet zu haben, sich eindrängte, den traf schwere Strafe, Geldbusse nach Massgabe seines Vermögens und Entziehung von bürgerlichen Ehrenrechten. Diese vor jeder Gerichtssession, bei jedem neugebildeten Gerichtshofe, vor dem Beginne jedes neuen Processes vorzunehmende Eidesleistung aller zur Urteilfindung Berufenen — die richterlichen Beamten, der Vorsitzende und seine Amtsgehülfen, leisteten einen solchen Eid nicht; diese waren durch den beim Eintritt in ihr Amt geleisteten Eid hinlänglich für jede einzelne Amtsverrichtung gebunden — diese Eidesleistung seitens der zur Urteilfindung jedesmal berufenen Privatbürger galt so sehr als ein nothwendiges und als das wesentlichste Erfordernis ihres richterlichen Berufes, dass sie davon gar häufig mit dem Zusatze *iurati*, *ὀμωμοκότες* bezeichnet, und oft selbst ohne das Appellativum *iudices*, *δικασταί*, schlechthin *iurati*, *ὀμωμοκότες* genannt wurden; im Gegensatz und zur Unterscheidung einerseits von den nicht jedesmal besonders vereideten richterlichen Beamten, anderseits von solchen Privatbürgern, welchen für gewisse Fälle und unter gewissen Umständen gerichtliche Functionen übertragen, oder die als Beistände zu den Gerichtsverhandlungen zugelassen oder hinzugezogen wurden, auch ohne dass sie den richterlichen Eid zu leisten brauchten. — War nun aber einmal die Bezeichnung dieser Richter als *iurati* vulgär geworden, so erklärt es sich leicht und ganz von selbst, wie man das ganze Institut, dessen wesentlichstes Merkmal ja eben die gesetzmässigen Functionen solcher *iudices iurati* sind, schlechtweg nach deren vulgärer Bezeichnung im gewöhnlichen Leben gleichfalls benannte, und dass so die Bezeichnung 'Schwurgerichte' oder kurzweg 'Geschworene', ganz wie jetzt noch im Englischen *the jury*, die unter dem Volke gebräuchliche Benennung dieser Gerichtshöfe ward. Durch das ihnen eigenthümliche und wesentlichste unterscheidende Merkmal sonderte so aufs kürzeste und bündigste der Volksmund diese Kategorie von Gerichten von allen andern Gerichten, in denen keine Geschworenen zugezogen wurden. Denn dass im römischen Reiche, in der Kaiserzeit wenigstens, in der Stadt Rom selbst und in den Metropolen der Provinzen, zu gleicher Zeit wo in Rom noch die Schwurgerichte bestanden, die Statthalter, der Stadtpräfect und die kaiserlichen Statthalter in den Provinzen, für gewisse Gattungen von Verbrechen, die sogenannten *extraordinaria crimina*, die peinliche Gerichtsbarkeit nicht bloss über Peregrinen, sondern auch über römische Bürger unabhängig von den Geschworenen übten, dass also noch eine geraume Zeit die Schwurgerichte unter Leitung der senatorischen Prätoren und die Statthalterei-Gerichte der kaiserlichen Präfecten, d. h. der direct vom Kaiser ernannten Beamten, neben einander bestanden, ist unzweifelhaft, und nur ein Verkennen oder die Nichtbeachtung dieses Umstandes konnte zu dem Irrthum verleiten, dass sogleich mit der Einsetzung der kaiserlichen Präfecten als Criminalrichter für gewisse Fälle die Schwurgerichte überhaupt aufgehört hätten. Doch bevor ich auf diesen Punkt, den eigentlichen Gegenstand der Erörterung in meiner Schrift, näher eingehe, scheint es mir behufs sicherer Orientierung auf dem bisher im allgemeinen nur wenig beachteten Gebiete des römischen Schwurgerichtswesens erforderlich, vorab noch mit ein paar Zügen den allgemeinen Umriss des altrömischen Instituts der Geschworenen zu vervollständigen.

Ich bringe zunächst in Erinnerung, dass die Geschworenen bei den Römern nicht, wie bei uns, bloss zur Entscheidung von Criminalfällen berufen wurden, sondern dass im Civilprocesse die richterlichen Functionen in ganz ähnlicher Weise getheilt waren, die Leitung der Procedur dem Prätor, anderseits die Urteilfindung Geschworenen zugetheilt war. Nur was die Geschworenen, denen der Prätor die Sachen zur Entscheidung zugewiesen hatte, für Recht erkannten, konnte der Prätor als Urteil aussprechen. Und zwar finden wir dieses System der Urteilfindung durch Geschworene bei Civilstreitigkeiten einerseits seit weit längerer Zeit im Gebrauche, ich möchte sagen seit undenklicher Zeit in den Gewohnheiten des Volkes begründet, während die regelmässige und durch besondere Gesetze geregelte Concurrenz der Geschworenen bei Criminalsachen römischer Bürger nachweislich erst ein Erzeugnis der schon sehr herangewachsenen Macht des römischen Staates und der bedeutenden Vergrösserung seines Gebietes und seiner Bevölkerung ist. Denn in den ersten Jahrhunderten der Republik, wo das Staatsgebiet klein, die Bevölkerung

noch sehr mässig, auch die Zahl der Verbrechen nicht sehr gross war, bedurfte das Volk des Instituts der Geschworenen für Capitalsachen um deswillen nicht, weil bei allen solchen Sachen, wo es sich *de capite civis Romani* handelte, die Bürgerschaft insgesammt in den Comitien zu Gericht sass. Die Schwurgerichtshöfe galten eben nur als Repräsentanten des Volksgerichts, und der erste ordentliche Schwurgerichtshof, dem das Volk dies sein Comitialrecht hinsichtlich einer besondern Gattung von häufig vorkommenden Vergehungen durch ein ganz neues Gesetz übertrug, war bekanntlich die im Jahre 149 v. Chr. in Gemässheit einer *lex Calpurnia* eingesetzte *quaestio perpetua de repetundis*. Anderseits aber bestand das Geschworenen-System für Civilsachen auch noch weit länger, bis in die späteste Kaiserzeit, freilich mit nach und nach eintretenden wesentlichen Beschränkungen, und wurde gänzlich erst vom Kaiser Justinian beseitigt durch die 82e Novelle vom J. 539, welche die griechische Ueberschrift trägt *περὶ τῶν δικαστῶν καὶ ὥστε μεθ' ὅρκου μὴ αἱρεῖσθαι*, *de iudicibus et ne cum iure iurando eligantur*, 'dass keine Geschworenen-Richter mehr erwählt werden sollen'. — In Bezug auf diesen Punkt indes kann ich mich auf diese Andeutungen beschränken. Der Gegenstand ist aufs genaueste und anschaulichste bereits vor etwa 25 Jahren abgehandelt von einem Gelehrten, dessen hoher Ruhm als Heros seiner Wissenschaft und zugleich als einflussreicher Staatsmann dieser gastlichen Stadt Frankfurt, seiner Vaterstadt, zu einer ihrer edelsten Zierden gereicht: ich meine den gegenwärtigen preussischen Unterrichts-Minister Hrn. von Bethmann-Hollweg, dessen berühmtes Werk über den römischen Civilprocess alles, was sich über die Geschworenen-Richter in Civilsachen ausmitteln und sagen lässt, aufs vollständigste und klarste entwickelt und dargelegt enthält.

Eine gleiche Behandlung nun — und hiermit treten wir unserem eigentlichen Gegenstande näher — eine gleiche Behandlung wie das Geschworenen-Institut für Civilsachen hat die gleiche Institution für Criminalsachen in Betreff ihres Endes, überhaupt ihrer Schicksale unter den Kaisern merkwürdigerweise nicht gefunden. Ich sage 'merkwürdigerweise' von meinem Standpunkte aus, dem des Laien in der Jurisprudenz. Denn uns Nichtjuristen darf es wohl auffallend vorkommen, eine Rechtsinstitution, von welcher sich in der Gegenwart kein Analogon mehr findet, gründlich und ausführlich von heutigen Gelehrten behandelt zu finden, dagegen eine verwandte Einrichtung des Alterthums, für welche jetzt ihres besonderen praktischen Werthes wegen allgemein das grösste Interesse herscht, nicht in gleichem Masse beachtet zu sehen. Erklärlich aber wird uns diese merkwürdige Erscheinung denn doch, wenn wir bedenken, dass die Aufhellung des Criminal-Geschworenen-Wesens für den gelehrten Juristen von weit geringerem wissenschaftlichem Interesse sein möchte. Denn in den Rechtsbüchern Justinians, den Institutionen, Digesten und Constitutionen, welche zunächst den Gegenstand alles neueren Rechtsstudiums bilden, und die dem praktischen Juristen fast ausschliesslich als die Quellen des alten Rechtes gelten, geschieht der Criminal-Geschworenen gar keine Erwähnung. Die Glossatoren hatten also keinen Anlass ihre Randbemerkungen darüber zu machen, und die späteren Interpreten fanden in dem vorhandenen des noch weiter aufzuhellenden so vieles, dass sie wohl absichtlich Dinge von sich fern halten mochten, deren genauere Erforschung zum Verständnis der Justinianischen Rechtsbücher von keinem Belange ist. — In einem wesentlich verschiedenen Verhältnisse hingegen befinden wir Philologen uns zu dem Gegenstande. Abgesehen von dem praktischen Interesse, das jeder Gebildete, das zumal der Geschichtsfreund nehmen muss, welcher weiss, dass der menschliche Geist auch im Völker- und Staatsleben sich im ganzen und grossen gleich bleibt, und dass unter gleichen Verhältnissen auch gleichartige Thatsachen und Einrichtungen in den von einander entlegensten Zeitaltern zum Vorschein kommen; abgesehen von dem Interesse, das jeder, der in diesem Sinne dem Alterthum seine Aufmerksamkeit zuwendet, für die genaueste Erforschung des römischen Schwurgerichtswesens in allen seinen Theilen hegt, hat der Gegenstand für den Schulmann noch einen besondern wissenschaftlichen, einen specifisch philologischen Reiz. Wir wissen wohl alle, dass Cicero bei weitem die meisten seiner Reden vor Geschworenen gehalten hat, seine erste Vertheidigungsrede in einem Criminalprocesse, noch bei Lebzeiten des Sulla, die *pro S. Roscio Amerino*, vor einem Schwurgerichte, wie es nach einer der *leges Corneliae* gebildet war, wobei die Geschworenen ausschliesslich aus dem Senate genommen waren; wogegen er bei fast allen seinen späteren Vertheidigungs- und Anklage-Reden Geschworene vor sich hatte, die gemäss der *lex Aurelia iudiciaria* zu ungefähr gleichen Theilen aus Mitgliedern aller drei Stände, Senatoren, Rittern und Plebejern, bestanden. Dies veranlasst uns natürlich, unseren Schülern einiges über den Ursprung und die damalige Verfassung dieser Gerichte mitzutheilen. Aber der Geist des Schülers ist schon geweckt genug, um die

Frage aufzuwerfen, was denn aus der Gerichtsordnung geworden, welche zu Ciceros Zeit in Rom bestand. Wohl vermögen wir zu sagen: 'Seht, die *iudices*, an welche der Redner hier sich wendet, sind Geschworene ganz in unserem Sinne; aber solche Richter passten nicht mehr zu dem despotischen Geiste der Imperatoren, und der sklavische Sinn des Volkes liess es sich ohne Widerrede, wenigstens ohne einen bis zu uns gedrungenen Klagelaut, gefallen, dass einer der Imperatoren dieses Bollwerk bürgerlicher Freiheit, um dessen grössere Sicherstellung es sich bei einem grossen Theile der inneren Fehden seit der ersten Promulgierung der *lex Sempronia iudiciaria* hauptsächlich handelte, mit einem Schlage, oder vielleicht auch, nach wiederholten allmählich von früheren Kaisern gegen dasselbe geführten Streichen, mit einem schliesslichen Federstrich gänzlich vernichtete und an die Stelle dieses volksthümlichen Institutes für alle Fälle der strafrichterlichen Cognition die despotische Verfahrungsweise der summarischen Entscheidung durch den imperialistischen Einzelrichter, den vom Kaiser ernannten Statthalter und Repräsentanten der kaiserlichen Majestät treten liess.' Wenn wir aber weiter unseren Schülern angeben wollen, wer denn dieser so arge Despot gewesen, oder in welcher Zeit und unter welchen besonderen Umständen diese wesentlichste Aenderung im römischen Strafprocesse vor sich gegangen: so lassen uns die Compendien der Rechtsgeschichte hierüber entweder ganz im Dunkel, oder wir begegnen weit von einander abweichenden Ansichten, von denen keine sicher begründet ist, und welche, wofern wir nicht blindlings die eine oder andere adoptieren wollen, unseren Mutmassungen in Betreff der gänzlichen Beseitigung der Schwurgerichte für Criminalfälle einen Spielraum von nicht weniger als drittehalb Jahrhunderten lassen. Wir müssen daher den Schülern sagen: 'diesen wichtigen Punkt hat die Wissenschaft noch nicht gehörig aufgehellt'; ein gewis für die Wissenschaft wenig ehrenvolles und für uns selber, unsern Schülern gegenüber, gar beschämendes Geständnis. — So also hat die Philologie und namentlich die philologische Schulwelt an der Aufhellnng dieses Gegenstandes ein ganz besonderes Interesse, in gewissem Sinne ein noch grösseres als die Jurisprudenz, jedenfalls ein regeres als diejenige Rechtsbeflissenheit, für welche die Pandecten und die Institutionen des Justinian das non plus ultra sind. Und hiermit, meine Herren, habe ich Ihnen zugleich das Motiv angedeutet, wodurch sich ein Philologe und Schulmann, der durchaus keine besondere Neigung für criminelle Dinge hat, gleichwohl bewogen fand, seine horas subsecivas einmal mit emsigem Fleisse diesem Gegenstande, der doch so eigentlich nur der Domäne der Jurisprudenz anzugehören scheint, zuzuwenden.

Was nun die verschiedenen, bisher ungeschlichteten Ansichten über den Fortbestand der Criminal-Schwurgerichte — der *quaestiones perpetuae*: denn dies war die amtliche Bezeichnung derselben von jeher, seit der im J. 149 v. Chr. in Gemässheit der *lex Calpurnia de repetundis* erfolgten Einsetzung des ersten Schwurgerichtshofs für Amtsunterschleife und amtliche Bedrückungen — was den Fortbestand dieser Gerichtshöfe auch nach Ciceros Zeit, nach dem Untergang der Republik betrifft, so lassen sich die Ansichten hierüber in drei Gruppen vertheilen. Voran stellen wir natürlich die älteste und lange Zeit herschende Ansicht, welche auch den Criminal-Schwurgerichten die kürzeste Dauer anweist, also deren Untergang am frühesten ansetzt; die Ansicht, welche ich schon vorhin berührt und als irrig bezeichnet habe, nämlich die Meinung derer, welche behaupteten, schon Octavianus Augustus habe in seinem neuen *ordo iudiciorum* das Gerichtswesen in der Art reformiert, dass für die *quaestiones perpetuae*, überhaupt für die Geschworenen in Criminalsachen kein Raum mehr geblieben sei. Diese Meinung fand noch einen ansehnlichen Vertreter an Klenze. Die Unhaltbarkeit derselben aber wird ausreichend durch den Umstand dargethan, dass wir die *quaestiones perpetuae* mit allen wesentlichen Merkmalen der Schwurgerichte der republikanischen Zeit auch nach Augustus noch in Wirksamkeit finden. Und eine genauere Betrachtung der Reformen des Augustus im Justizwesen ergibt, dass er bloss die römischen Senatoren von den gewöhnlichen Schwurgerichten eximierte, indem er dem römischen Senate neben anderen erweiterten Befugnissen auch die Criminal-Jurisdiction über seine eigenen Mitglieder und deren Angehörige zuwies. Die Ritter und Plebejer dagegen blieben wegen capitaler Vergehen nach wie vor verklagbar bei den Prätoren als Vorstehern der Schwurgerichtshöfe. Dem *praefectus urbi* hingegen, dem vom Kaiser ernannten Minister für das Polizeiwesen der Stadt Rom, wurden nur solche Vergehen von Bürgern zur summarischen Aburteilung, zur sogenannten *cognitio extraordinaria* zugewiesen, welche in den alten *leges iudiciariae* und in dem auf Grund dieser älteren Volksbeschlüsse gebildeten *ordo iudiciorum* nicht namentlich als zur Competenz der Schwurgerichte gehörig aufgeführt waren.

Die zweite Ansicht, welche in den letzten zwanzig Jahren die vorherschende wurde, nachdem Gustav

Geib in seiner 'Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinians' sie sehr umständlich zu begründen gesucht hatte, ist die, dass die *quaestiones perpetuae* noch im ersten Jahrhundert der Kaiserherschaft, aber nicht darüber hinaus, fortbestanden hätten. Indessen eine bestimmte Thatsache, irgend eine Constitution oder ein sonstiges positives Zeugnis lässt sich für diese Annahme nicht beibringen. Das hauptsächlichste Argument dafür, dass die Schwurgerichte schon im zweiten Jahrhundert nicht mehr bestanden, ist das negative, dass nämlich in keinem Schriftsteller aus dieser spätern Zeit irgend eines Criminalprocesses vor Geschworenen gedacht wird, überhaupt der Geschworenen-Gerichte, der *quaestiones perpetuae* als noch bestehend nirgendwo Erwähnung geschieht.

Hiergegen ist von mehreren Gelehrten eine dritte Ansicht aufgestellt worden, dahin gehend, dass erst über hundert Jahre später, unter der Regierung des Alexander Severus, also um das Jahr 225, die vollständige Aufhebung der Schwurgerichte erfolgt sei, und dass sich erst seit der Regierung dieses Kaisers der Stadtpräfect gesetzlich im Besitze der vollen Criminal-Gerichtsbarkeit in Rom befunden habe.

Meine Schrift nun sucht darzuthun, dass diese letzte Ansicht der Wahrheit am nächsten kommt, dass es aber nicht Alexander Severus, sondern der Kaiser Septimius Severus gewesen, unter dessen Regierung jene Aenderung des Criminalwesens in Rom vor sich gegangen; und mein kleines, ich bekenne es gern, sehr bescheidenes Verdienst um die Sache ist, dass ich die Epoche, den Zeitpunkt wann, und die Umstände unter denen dies geschehen, genauer ermittelt und festgestellt habe. Hiernach steht — ich glaube, ich darf es sagen; wenigstens dürfen mich dazu die beistimmenden Aeusserungen unseres verehrten Genossen, des Hrn. Prof. Wilhelm Rein berechtigen — hiernach steht fast unzweifelhaft fest, dass Kaiser Septimius Severus im Jahre 205 seinen Freund, den Consularen Fabius Cilo Septimius zum Stadtpräfecten ernannte und diesem in dem genannten Jahre zuerst die volle criminalrichterliche Gewalt in der Stadt Rom und im nächsten Umkreise übertrug; was Ulpian in einer Stelle der Pandekten (Dig. 1, 12, 1) mit folgenden Worten ausdrückt: *omnia omnino crimina praefectura urbis sibi vindicavit, nec tantum ea, quae intra urbem admittuntur, verum ea quoque, quae extra urbem intra Italiam* (add. *ad centesimum lapidem*); *epistula divi Severi ad Fabium Cilonem praefectum urbi missa declaratur.* Hiermit war der Stadtpräfect, der bisherige Polizeiminister, auch zum Justizminister erhoben: er besass von da an nicht bloss, wie bisher, eine ausserordentliche strafrichterliche Gewalt, die *cognitio extraordinaria*, sondern daneben auch die Anordnung, Leitung und Entscheidung der *publica iudicia*, was bisher die Sache der Prätoren gewesen war, ausserdem aber auch noch die ordnungsmässige Criminalgewalt über Senatoren, d. h. die vollständige Erledigung der nach dem *ordo iudiciorum* zu behandelnden und zu bestrafenden Criminalfälle, der *crimina ordinaria*, aller römischen Bürger, der Plebejer und Ritter ebenso wie der Senatoren. Damit fielen von selbst die *quaestiones perpetuae*, d. h. *iudicia publica* unter Leitung der Prätoren fort, und es verminderte sich die Zahl der Prätoren; die Richterdecurien, unter Augustus vier, seit Gaius Caligula fünf, *quinque decuriae iudicum selectorum*, d. h. die fünf Abtheilungen von Geschworenen, welche alljährlich abwechselnd zu verschiedenen Terminen zu den Schwurgerichten in der Hauptstadt zu erscheinen hatten, wurden aufgelöst, und es hört damit auch die bis dahin gar häufige Erwähnung dieser *iudices selecti* in Stein-Inschriften auf; zugleich aber schwand auch die politische Bedeutung des *ordo equester*, dessen wesentlichstes politisches Attribut unter den Kaisern die Einreihung in die *decuriae iudicum* gewesen war, gänzlich dahin; endlich scheint es dass — was bis jetzt gleichfalls ein sehr controverser Punkt der römischen Rechts- und Staatsgeschichte ist — die dem Senate von Octavianus Augustus übertragene Criminalgewalt einfach durch eben jene *epistula divi Severi ad Fabium Cilonem* für immer aufgehoben worden ist.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung Mittwochs den 25. September.

Präsident: Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle.

In den Händen eines jeden Mitgliedes befand sich ein Abdruck folgender vom Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen aufgestellten Thesen über die Behandlung des Altdeutschen auf Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nöthigen Lehrkräfte.

1. Das Gymnasium soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in irgend einer Weise in den Bereich seines Unterrichts ziehen.

2. Wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen.

3. Der Unterricht im Altdeutschen hat einen doppelten Zweck; er soll nämlich erstens den Zugang zur altdeutschen Litteratur öffnen und zweitens in die Geschichte der deutschen Sprache einführen.

4. Unter den Theilen der älteren germanischen Litteratur, die für das deutsche Gymnasium in Betracht kommen, ist die mittelhochdeutsche Poesie der wichtigste.

5. Die Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexicalisch sorgfältige Lectüre mittelhochdeutscher Dichtungen werden daher vor allem die Aufgabe des Gymnasiums sein.

6. Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges oder auf einige wenige Werke zu beschränken.

7. Der Bau und die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache erfordern zu ihrem Verständnis das Zurückgehen auf das Gothische und Althochdeutsche. Es ist deshalb zu wünschen, dass das Gymnasium die Elemente des Gothischen und Althochdeutschen in seinen Bereich zieht. Zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre und die grammatisch genaue Erklärung einiger kleinen gothischen und althochdeutschen Sprachproben nothwendig. Ohne eine solche Einführung in die Sprachen selbst ist das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in den deutschen Unterricht mehr schädlich als nützlich.

8. Eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben. Dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.

9. Für den gesammten deutschen Unterricht ist es von grösster Wichtigkeit, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwickelung richtig aufgefasst werde.

10. Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen.

11. Obwohl die Pflege der Wissenschaft fordert, dass eine Anzahl von Gelehrten das Studium der germanischen Sprachen und Litteraturen zu ihrem ausschliesslichen Lebensberuf macht, so ist doch eine durchgreifende Trennung des classischen und des deutschen Unterrichts weder möglich noch wünschenswerth. Vielmehr besteht gerade in der wechselseitigen Durchdringung des classischen und des deutschen Unterrichts eine der wesentlichsten Aufgaben des Gymnasiums.

12. Bei den philologischen Prüfungen für das Lehramt an Gymnasien ist einige Kenntnis der geschichtlichen deutschen Grammatik und der älteren deutschen Litteratur zu fordern. Die Forderungen sind auf das wirklich Elementare zu beschränken. Aber das Zeugnis über die Ergebnisse der Prüfung hat auszusprechen, ob der Candidat nur den an alle Philologen gestellten Forderungen genügt, oder ob er ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen bewiesen habe.

Professor Dr. Rudolf von Raumer. Geehrte Versammlung. Der Gegenstand, über den wir heute zuerst verhandeln wollen, ist von tiefgreifender Bedeutung, das leugnet keiner von uns allen. Es gilt die Frage, in welcher Weise der classisch gebildete Theil unserer Nation in die ältere Litteratur unseres eigenen Volkes, in den Bau und in die Geschichte unserer eigenen Sprache eingeführt werden soll. Es wird kaum einen Ort in der Welt geben, der uns in solchem Masse zu ernstem Nachdenken über diese Frage anregen könnte, wie die Stätte deutscher Ehre, an der wir hier verhandeln dürfen. Aber darüber sind wir ja alle einig, dass es die Aufgabe unserer Gymnasien ist, die deutsche Gesinnung zu pflegen, dass die deutsche Sprache und die deutsche Litteratur zu den wichtigsten Gegenständen unserer Gymnasien gehören. Die Frage, um die es sich handelt, betrifft mehr das Wie, die Wege die man einschlagen soll, und hier sind die Ansichten sehr verschieden, zumal wenn es sich um die ältere deutsche Sprache und Litteratur handelt. Es gilt vor allem eine sehr ehrenwerthe Besorgnis zu beschwichtigen, nemlich die, dass der Hort unserer höheren Bildung, dass die gründliche Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache leiden möchte bei der Einführung eines mehr oder weniger neuen Gegenstandes. Es sind aber auch noch aus anderen Gründen innerhalb unserer wissenschaftlich gebildeten Kreise die Meinungen sehr getheilt, und das hat wiederum seine ganz natürliche Erklärung darin, dass eben der Gegenstand eine noch nicht genügend gekannte Wissenschaft, dass er noch so neu ist. Der verehrte Vorsitzende der diesjährigen Philologenversammlung hatte die Freundlichkeit, an mich die Aufforderung ergehen zu lassen, diesen Gegenstand hier zur Sprache zu bringen, und es schien mir bei der hohen Bedeutung und den manigfachen Schwierigkeiten der Sache nicht zweckmässig, nur einen ununterbrochenen längeren Vortrag zu halten, sondern vielmehr das, was ich für das rechte halte, in Thesen zusammenzufassen. Ist nun die geehrte Versammlung damit einverstanden, so werde ich die einzelnen Thesen vorlesen und da, wo ich es für nöthig halte, einige Worte erläuternd hinzufügen. Unter den Thesen, die ich aufgestellt habe, sind einige, von denen ich glaube, Sie werden alle damit einverstanden sein; dagegen sind

unter ihnen auch wieder andere, die den Widerspruch geradezu herausfordern. Es sind dies indes feste Sätze nur für den der sie aufstellt; der geehrten Versammlung gegenüber, der sie mitgetheilt werden, sind es nur Anfragen. Ich erlaube mir nun die erste meiner Thesen vorzulesen:

Das Gymnasium soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in irgend einer Weise in den Bereich seines Unterrichts ziehen.

Was diese Thesis betrifft, so glaubte ich, es würde darüber Einigkeit vorhanden sein, schon als ich die Thesis aufstellte. Sollte aber eine Abstimmung auch über diese These stattfinden und die Herren nicht vielmehr wünschen, den Widerspruch auf die einzelnen Thesen aufzuheben, dann würde ich mir erlauben darauf aufmerksam zu machen, dass gegen die erste Thesis nur der stimmen könnte, der absolut gar keine Notiz von der altdeutschen Sprache in unseren Gymnasien genommen haben will.

Präsident. Ich gehe von der Ansicht aus, dass wir diesen Punkt erst zur Erörterung bringen. Erst muss die Principienfrage zur Entscheidung kommen. Ich bitte die Herren sich zu melden, die über die erste Thesis sprechen wollen.

Professor Dr. Wilhelm Wackernagel aus Basel. Meine verehrten Herren. Ich erlaube mir zuerst die Frage, ob es Zufälligkeit oder Grundsatz ist, dass man bloss von Gymnasien spricht und nicht von Schulanstalten. Ich glaube, es wäre zweckmässig dieser Frage eine weitere Ausdehnung zu geben. So sind die Realschulen, die Gewerbschulen oder wie man sie nennen will, die ebenso gut ein Anrecht auf den Unterricht im Altdeutschen haben. Ich glaube, gerade diese jungen Leute, wenn sie sich mit Sprachen abgeben, können Interesse an dem Altdeutschen nehmen. Dagegen bin ich der Meinung, dass der Unterricht auf den Gymnasien verschiedene Bedenken hat. Wenn man sich, wie vorgeschlagen, auf das Mittelhochdeutsche beschränkt, so liegt es sehr nahe, dass die jungen Leute, wenn die Lehrer es leicht damit nehmen, glauben das Mittelhochdeutsche auch ohne besonderes Studium, ohne grosse Vorbereitung zu verstehen. Es scheinen hier ja ziemlich dieselben Worte gebraucht zu sein wie jetzt. Dass die meisten jetzt noch vorhandenen alten Worte gewöhnlich im Altdeutschen etwas ganz anderes bedeuten als heute, das weiss der Lehrer wohl, aber nicht die Schüler, und so liegt für diese die Gefahr nahe es sich bequem zu machen. Sie üben sich in der Schule nur im Lesen, wie sie es für recht halten, ob es geht oder nicht geht. Es wird für den Lehrer eine grosse Schwierigkeit sein zu verhindern, dass die Schüler im Mittelhochdeutschen mit der Zeit blosse Dilettanten werden, und in Folge davon dann ebenso im Griechischen und Lateinischen. Ich habe noch ein zweites Bedenken. Wenn nämlich der Lehrer es genau nimmt und die Schüler ihre Aufgabe auch genau grammatisch und lexicographisch streng zu behandeln suchen, so wird damit ein neues Fach, das viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, in die Gymnasien eingeführt. Meine Herren: ich sehe darin einen Hauptvorzug unserer Gymnasien vor den gewerblichen Anstalten, dass sie ein sehr einfaches, einheitliches, concentriertes Pensum haben, und würde es sehr bedauern, wenn man diesem Pensum eine grössere Ausdehnung, eine grössere Zahl und Manigfaltigkeit geben und so die Kraft und Thätigkeit der Schüler zersplittern wollte. Ich würde es für zweckmässiger halten, wenn die Lehrer, ohne gerade Altdeutsch in den Schulen zu treiben, das Neudeutsche so behandelten, dass die Schüler auf das Altdeutsche mehr oder weniger hingeführt werden und dadurch Veranlassung erhalten, später als Studenten das Altdeutsche vorzunehmen, während man sich in den Gymnasien wie bisher auf die classischen Sprachen beschränkte und das Alt-

deutsche wegliesse. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Ich gebe an einer höheren Schule Unterricht. Ich habe eine Reihe von Jahren hindurch mit meinen Schülern Altdeutsch studiert, habe mich aber sehr bald überzeugt, dass die meisten Schüler es nur als Dilettanten trieben und auf keine bessere Fährte zu bringen waren. Ich habe bei den besseren die Erfahrung gemacht, dass sie bloss in den classischen Sprachen gestört worden sind, und die Ueberzeugung wird bei mir jährlich und täglich stärker, dass die Studenten die Sache am besten treiben, da sie schon höhere wissenschaftliche Kenntnisse haben. Es sollen das keine Einwürfe, sondern nur Bedenken sein, die ich meinen verehrten Collegen zu widerlegen bitte.

von Raumer. Von den verschiedenen geltend gemachten Bedenken ist nur ein Theil der Art, dass er hier zur Sprache kommen kann. Ein anderer Theil ist der Art, dass er besser nicht jetzt, sondern bei den einzelnen Thesen zur Sprache gebracht wird. Was zuerst das allgemeine Bedenken betrifft, die Frage, welche mein Hr. College Wackernagel an mich gerichtet hat, ob ich das Altdeutsche nur auf den Gymnasien oder auch auf den anderen Schulen eingeführt zu sehen wünsche, so antworte ich darauf, dass ich mit dem, was mein verehrter College vorhin über die anderen Schulen gesagt hat, vollkommen einverstanden bin, dass ich es aber nichtsdestoweniger für zweckmässig halte, dass wir uns hier zunächst auf die Frage beschränken: welche Stellung soll das Gymnasium einnehmen der altdeutschen Sprache und Litteratur gegenüber? weil die Bedingungen, unter denen die verschiedenen Schulanstalten ans Altdeutsche herankommen, so verschiedener Art sind, dass wir die Discussion nur zerstreuen würden, wenn wir sofort ausser den Gymnasien auch die Realanstalten berücksichtigen wollten. Weit besser scheint es mir zunächst die Frage klar zu machen: was soll das Gymnasium thun? Dann können wir im Anschluss daran etwa späterhin einmal die weitere Frage erörtern: wie stehen die Realanstalten zum Altdeutschen? Was nun ferner die einzelnen Bedenken betrifft, die Hr. Prof. Wackernagel geäussert hat, so zerfallen sie in zwei Fragen: die eine bezieht sich darauf, in welchem Verhältnis das Altdeutsche zu den classischen Sprachen stehen soll, und auf die Befürchtung, dass die classischen Sprachen leiden möchten; die andere bezieht sich auf das Gebiet des Altdeutschen selbst. Was die erste Frage betrifft, das Bedenken wegen der Gefährdung des classischen Unterrichts, so theile ich die Gesinnung meines Freundes vollkommen insoweit als der classische Unterricht nicht gefährdet werden darf durch irgend eine andere Sprache; aber ich theile sie durchaus nicht, insofern er meint, dass der classische Unterricht durch den altdeutschen leiden müsse; sondern ich glaube, es wird alles darauf ankommen, das Altdeutsche in solche Grenzen einzuschliessen, dass von Gefährdung der classischen Studien keine Rede sein kann, und zweitens das Altdeutsche so zu treiben, dass aus dem Altdeutschen selbst Nutzen für die classische Bildung gezogen werden kann, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Ich möchte nun fragen, ob nicht meine verehrten Herren Collegen damit einverstanden sind, diese letzten Bedenken auf die einzelnen Thesen, bei denen wir auf diese Punkte zurückkommen müssen, aufzusparen.

Wackernagel. Ich hätte nichts dagegen, aber ich war genöthigt die Sache jetzt vorzutragen, da vom Gymnasium und vom Gymnasialunterricht die Rede war, so dass ich nicht umhin konnte mich zunächst hieran zu halten und daran meine Bedenken anzuknüpfen. Es ist mir ganz recht, wenn die Einzelheiten späterhin bei anderen Thesen zur Sprache kommen.

von Raumer. Die Frage wegen der Realschulen werden wir schon deshalb hier besser aus dem Spiel lassen, weil diese Anstalten in den verschiedenen Ländern so verschieden sind,

dass wir uns schwer verständigen würden. Aber der Punkt muss jetzt zur Entscheidung gebracht werden, ob überhaupt Unterricht in der ältern deutschen Sprache und Litteratur auf den Gymnasien ertheilt werden soll; es muss also erörtert werden, ob das Bedenken, das von einem so eifrigen Forscher und so wissenschaftlichen Manne gegen den Dilettantismus des Treibens auf den Gymnasien so eben erhoben wurde, gegründet sei. Es ist dies derselbe Einwand, der gerade von den gründlichsten Naturforschern immer und immer wieder gegen den naturhistorischen Unterricht auf dem Gymnasium erhoben wird: 'Lasst lieber jenes unnütze Zeug ganz weg: denn ihr verderbt uns das wissenschaftliche Studium.' Eben so sagt Hr. Professor Wackernagel: 'Lasst lieber die Schüler auf die Universität kommen unverdorben durch schlechte Lehrer u. dgl., dann haben wir auf der Universität die beste Gelegenheit uns gründliche Leute heranzubilden.' Ich glaube der Punkt muss hier zur Entscheidung gebracht werden.

Geheimerrath Dr. Brüggemann aus Berlin. Meine Herren. Ich fasse in der ersten These zuerst die Worte ins Auge: 'in irgend einer Weise'. Dass in irgend einer Weise die alte deutsche Sprache und Litteratur in den Kreis des Gymnasiums gezogen worden ist, ich glaube, das kann ich mit voller Sicherheit behaupten; es ist ja kaum möglich, wenn überhaupt von der Entwicklung der deutschen Litteraturgeschichte die Rede sein soll, dass man nicht auf ihre Anfangspunkte zurückgeht und bei dieser Gelegenheit der Lehrer dieses Unterrichtsfachs auch Proben von Klängen und Lauten aus der ersten Entwicklungsperiode den Schülern zum Bewusstsein zu bringen pflegt. Aber das ist Sache und Aufgabe des Lehrers; dadurch wird die Sache nicht ein Gegenstand des Unterrichts und des fleissigen Betriebs der Schüler. Also in dieser Weise ist auch das Mittelhochdeutsche, in dieser Weise ist die altdeutsche Sprache und Litteratur bereits auf den Gymnasien zur Sprache gekommen und wird ferner zur Sprache kommen. Aber das ist, glaube ich, nicht die Frage, die von Hrn. Prof. von Raumer angeregt worden ist, sondern die Frage ist die, ob das Altdeutsche ein Gegenstand des Unterrichts, der von den Schülern in gleicher Weise zu treiben sei wie die altclassische Litteratur, in Zukunft werden soll. Ich erlaube mir auf eine Parallele hinzuweisen. Wir lehren ja die lateinische Sprache in den Gymnasien als Hauptunterrichtsgegenstand. Meine Herren: ich glaube, keinem Gymnasium fällt es ein Sprachformen, wie sie sich in den Liedern der Arvalbrüder oder den Zwölftafelgesetzen vorfinden, zu lehren. Altlateinisch lehren wir also nicht, wir fangen im Gegentheil mit der entwickelten Sprache des goldenen Zeitalters der Litteratur an und werfen nur zuweilen rückwärts Blicke auf Sprachformen und Sprachbedeutung des älteren Latein. Wir gehen vielleicht in näheren Erörterungen allenfalls bis Plautus zurück, seitdem die Sprachformen dieses Dichters durch sorgfältige Kritik festgestellt worden sind, aber höher hinauf geht keine etymologische Behandlung der lateinischen Sprache, auch nicht in Lectüre und Erklärung. Vergleichen Sie dieser Andeutung gegenüber die Behandlung des Deutschen in den Gymnasien, so stehen Lateinisch und Deutsch ziemlich parallel. Auch die gegenwärtige, entwickelte deutsche Litteratur mit ihren Sprachformen ist hauptsächlich Gegenstand des Unterrichts in den Gymnasien, und von da aus werden rückwärts Blicke geworfen, tiefer eingehend in die mittelhochdeutsche Sprache und Litteratur, mehr andeutend in das Althochdeutsche. Man könnte mir sagen, es sei nicht so mit dem Griechischen; aber wir alle sind Schulmänner, wir alle wissen, dass die Entwicklung der griechischen Sprache auch in Beziehung auf die Litteratur eine ganz andere gewesen ist, für uns wenigstens, wie sie jetzt vorliegt, als die lateinische. Die selbständige Entwicklung der Dialekte im Griechischen, die vorzugsweise Verwendung

eines bestimmten Dialekts für gewisse Gattungen der Poesie, ja für einzelne Prosawerke macht es nothwendig, wenn solche Werke gelesen werden, auf den etymologischen Theil weiter zurückzugehen und sich dadurch mit den älteren Formen bei Herodot wie mit den neueren aus der attischen Sprache gründlich zu beschäftigen. Das Griechische bietet also keine Parallele, wohl aber die Behandlung des Lateinischen und Deutschen. Ich glaube, da besteht ein vollständiger Parallelismus. Hierauf wollte ich Sie zunächst aufmerksam machen und dann vorläufig hinzufügen, dass ich mich durchaus der Ansicht des Hrn. Prof. Wackernagel anschliesse. Diejenigen in unserer Versammlung, die auf der Philologenversammlung in Breslau anwesend waren, werden wissen, dass dieser Gegenstand damals zur Sprache gekommen ist: ich habe ebenfalls damals mich darüber geäussert und namentlich über die Behandlung des Alt- und Mittelhochdeutschen. Ich konnte mich dabei auf das Urteil eines der ersten Kenner, nämlich Lachmanns berufen. Vor der Hand beschränke ich mich auf diese Andeutungen und werde mir vielleicht erlauben bei den folgenden Thesen darauf wieder zurückzukommen.

von Raumer. In Bezug auf das, was Hr. Geheimerrath Brüggemann so eben gesagt hat, möchte ich zuvörderst die Frage an den geehrten Herrn richten, warum denn die Entwicklungsgeschichte der lateinischen Litteratur mehr Aehnlichkeit haben soll mit der der deutschen als die Entwicklungsgeschichte der griechischen. Daran möchte ich noch eine andere Frage anknüpfen. Es würde mir nämlich sehr interessant sein, die lateinischen Dichtungen kennen zu lernen, die aus dem Zeitalter der Zwölftafelgesetze noch übrig sind und die sich mit unserem Nibelungenlied vergleichen lassen. Ich möchte ferner mir noch eine Frage erlauben. Der geehrte Hr. Redner hat geäussert: es wird ja das Deutsche ganz so betrieben wie das Lateinische, indem man sich an die entwickeltere Form der Sprache hält. Ich will nun hier nicht auf die Frage eingehen, ob die neueren Sprachformen wirklich entwickelter sind als die älteren, sondern ich will mich darauf beschränken zu erklären, dass das Deutsche nach meiner Ansicht ja eben in der Weise getrieben werden soll, dass man dessen Entwicklung nachweist. Ich will übrigens die Gelegenheit benutzen zu erklären, dass auch das Neuhochdeutsche, die Anleitung zum richtigen Gebrauch der neuen deutschen Schriftsprache, durchaus nicht leiden darf durch das Betreiben des Altdeutschen. Das würde meiner Ansicht ganz und gar zuwiderlaufen. Das alles vorausgeschickt wende ich mich zurück zu den Bemerkungen des Hrn. Prof. Wackernagel. Ich glaube, dass ich kürzer zum Ziel komme, wenn ich in einigen Sätzen ausspreche, was mir das Ziel der Sache zu sein scheint. Es wird sich nämlich darum handeln, ob die ältere deutsche Litteratur fort und fort ein Gegenstand blosser specieller Forschung bleiben oder ob dahin gewirkt werden soll, dass in Zukunft zum mindesten der classisch gebildete Theil unseres Volks im Stande ist, die grossartigen Dichtungen des Mittelalters, die grossartigen Erzeugnisse unseres eigenen Volks in der Ursprache zu lesen und so zu lesen, wie es sich ziemt. Das scheint mir die Frage zu sein, und ich sehe darin einerseits eine Aufgabe deutscher Bildung und anderseits ein Mittel zur Entwicklung unserer speciellen altdeutschen Wissenschaft. Der geehrte Hr. Geheimerath Brüggemann hat ein Urteil Lachmanns angeführt, das mir recht wohl bekannt ist. Ich meinerseits möchte gerade Lachmann den Philologen als Beispiel anführen, wie gut es für den Philologen ist, wenn er eine auch noch so mässige Zeit auf das Studium der altdeutschen Sprache verwendet. Dass das Altdeutsche vom classischen Studium den allergrössten Gewinn zieht, dass es ihm zum grössten Vortheil gereicht hat, dass ein Geist wie Lachmann die Schärfe, die er sich auf classischem Gebiet erworben, auf das Altdeutsche übertrug, darüber ist ohnehin kein Zweifel. Aber ich

glaube, dass auch Lachmanns classische Forschungen einen Gewinn aus seinem Studium des Altdeutschen gezogen haben. Ich beziehe mich hier nicht bloss auf seine Untersuchungen über die Ilias, sondern ich glaube, dass auch seine Recension des Lucretius mehr Gewinn von seinen scharfen Untersuchungen über das Altdeutsche gezogen hat, als mancher denkt. Was die Philologen betrifft, so würde ich rathen lieber das Beispiel Lachmanns nachzuahmen als einzelne von ihm hingeworfene Worte als Axiom aufzustellen. Was aber den praktischen Erfolg dieser einzelnen Lachmannschen Ansicht betrifft, so glaube ich dass gerade daher es kommt, dass manche von den übrigens vortrefflichen, von mir hochgeachteten Schülern Lachmanns sich in eine Sackgasse verrannt haben, weil es kein Publicum gibt, sondern nur Gelehrte. Es grenzt sich ab zwischen eigentlichen Fachgelehrten und solchen, die gar nichts von der Sache verstehen. Dagegen was auf classischem Gebiet die classische Bildung ist, im Gegensatz einerseits zu denen, welche der classischen Bildung völlig ermangeln, und anderseits zu den classischen Philologen von Fach, das fehlt uns im Altdeutschen noch so sehr. Und hier, glaube ich, liegt die Aufgabe der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Sie sollen den Sinn für einen solchen Gegenstand auch bei denen, die nicht Philologen von Fach sind, in gründlicher Weise wecken. — Man könnte nun weiter sagen: überlasst das doch ganz den Universitäten, und mein verehrter Freund Wackernagel meint, das bewähre sich auch. Ich möchte die Lehrer an unseren grössten deutschen Universitäten auffordern zu erklären, ob das an dem ist. Was mich betrifft, so kann ich nicht anders sagen, als dass alle meine Erkundigungen dahin gehen, dass im ganzen genommen nur ein sehr mässiger Bruchtheil etwas vom Altdeutschen lernt. Wenn vom Lernen der altdeutschen Flexionen, selbst der mittelhochdeutschen, die Rede ist, so hat der Student, selbst wenn er ein fleissiger junger Mann ist, vorausgesetzt dass er nicht ein specifisch philologischer Kopf ist, in der Regel gar keine Neigung dazu. Es scheint mir dies aber auch vielmehr die Aufgabe des Gymnasiums zu sein. In welchem Umfang, werden die weiteren Thesen ergeben. Aber irgend etwas Elementares dem Schüler zu geben, etwas auf dessen Grundlage sich auf der Universität fortbauen lässt, das ist jedenfalls die Aufgabe des Gymnasiums.

Brüggemann. Was Hr. von Raumer mir in Bezug auf Verschiedenheit der deutschen und lateinischen Litteratur gesagt hat, beruht auf einem Misverständnis, indem ich mich nicht in der Weise ausgedrückt habe, wie es aufgestellt worden ist. Wenn Hr. Prof. von Raumer mich fragt, ob lateinische Gedichte aus der Zeit der Zwölftafelgesetze existieren, so kann ich deren natürlich keine nachweisen; aber erwähnen will ich, dass die altlateinischen Formen, der Plautinischen Latinität z. B., nur ausnahmsweise gelehrt werden, nur in der Weise die ich selbst vorhin hervorgehoben habe, weil diese Formen nicht in den Bereich der classischen Latinität gehören. Auf die Ansicht von Lachmann habe ich nur hingewiesen, weil ich glaube, dass ein näheres Eingehen sich an spätere Thesen zweckmässiger anschliesst. Hr. von Raumer fasst den Gegenstand in ganz anderer Weise auf. Es handelt sich nicht darum, ob es für den altclassischen Philologen nothwendig oder wünschenswerth sei, auch die deutsche Litteratur und Grammatik in ihrer historischen Entwicklung gründlich zu kennen, sondern um die Frage: wo ist der Ort dieses Studium anzufangen? Dass ich für die erste Frage bin, bedarf wohl keiner Versicherung. Jeder gebildete Deutsche muss die historische Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur kennen. Nur fragt es sich: wo ist der Ort das Studium anzufangen? und dass eine elementare Behandlung wenigstens einzelner Theile dieser Grammatik in den Gymnasien Raum finden könne, hat auch Lachmann nie bestritten.

Director Dr. Münscher aus Marburg. Ich wollte die Ansicht, die der Hr. Proponent vorgebracht hat, mit einigen Worten unterstützen. Wir sind alle darüber einverstanden, dass unsere Gymnasien die Jugend zu einer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, zu wahrhafter Bildung erziehen sollen, und dazu gehört eben ganz entschieden auch die Kenntnis einer der früheren Blütenperioden unserer Litteratur. Ich glaube dass wir uns dem gar nicht entziehen können; die Schüler brauchen es nachher nicht weiter fortzusetzen. Wir sind ferner alle darüber einverstanden, dass wir unserer Jugend einen vaterländischen Sinn einflössen sollen. Wir haben uns aber ganz besonders zu hüten, dass dieser nicht in allgemeinen Redensarten bestehe, sondern in wirklich tüchtiger Gesinnung, in Pietät vor dem Alterthum und dem Schönsten, was unser Volk hervorgebracht hat. Dies kann nur geschehen durch die Einführung in die herlichen Werke, die wir aus dem Mittelalter haben. Ich will dies nicht weiter ausführen, sondern nur darauf aufmerksam machen, dass es sich nicht um einen Parallelismus zwischen Lateinisch und Deutsch handelt. Das Lateinische fangen wir in der untersten Classe an, das Deutsche, wie der Vorschlag es meint, erst in der obersten, und ich kann den Herren versichern, dass an den Gymnasien, an welchen es seit 30 Jahren eingeführt ist, noch keine Schwierigkeiten sich erhoben haben; die Herren, die vielleicht das Gymnasium in Marburg etwas näher kennen gelernt haben, werden bezeugen können, dass die griechische und lateinische Sprache dort ebenfalls ganz ordentlich getrieben wird. Freilich geben wir dem Deutschen nur drei Stunden in der Woche ein Jahr hindurch, und das zweite Jahr wird nur die deutsche Litteraturgeschichte getrieben ohne Alt- und Mittelhochdeutsch, und bei dem Mittelhochdeutschen wird hauptsächlich das Nibelungenlied gelesen, Schranken, bei welchen das Mittel- und Althochdeutsche sich ganz gut behandeln lässt. Ich hoffe, dass die Versammlung sich dahin aussprechen wird, dass das Mittel- und Althochdeutsche sich recht gut in den Bereich des Gymnasiums hineinziehen lässt, versteht sich unter angemessenen Beschränkungen.

Geheimerrath Dr. Wiese aus Berlin. Ich glaube, meine Herren, dass wir bei der ersten These stehen bleiben müssen. Wenn wir so fortfahren, werden wir nie zu einem Resultate kommen. Ich muss hauptsächlich darauf meine Bedenken richten, dass es heisst: 'in irgend einer Weise soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in den Bereich des Gymnasiums gezogen werden.' Ich meine, wir müssen unterscheiden die Idee des Gymnasiums und die Wirklichkeit. Die Idee des Gymnasiums fordert es ganz unverbrüchlich, das Gymnasium hat durchaus die Aufgabe, wie es auch nachher angedeutet ist, dass die Jugend, die sich ihm anvertraut, zum Ursprünglichen geführt werde, nicht mit Resultaten, mit Notizen über die Dinge abgefertigt, sondern zu den Dingen selbst geführt werde. Das würde in unserer Muttersprache am allerwenigsten unterlassen werden können. Es ist ähnlich wie mit dem neuen Testament, das in der Ursprache gelesen wird, auf dem Gebiete der Theologie. Wir führen die Schüler an die Quelle, sie sollen von da an weiter bauen. Aus wissenschaftlichen Gründen ist es also nothwendig, ebenso aus nationalen und patriotischen Rücksichten, dass die Idee des Gymnasiums den Unterricht in der altdeutschen Sprache und Litteratur nicht ausschliesse. Aber es ist etwas ganz anderes, ob wir das auch durchweg in der Wirklichkeit durchführen können. Wir haben in Preussen jetzt 143 Gymnasien, und wenn auch der Lehrplan für alle derselbe ist, so macht es sich doch ganz von selbst, dass eine grosse Verschiedenheit stattfindet, sowohl in der Beschaffenheit der Schüler als in der Zusammensetzung der Lehrer. Wir haben auf dem Lehrplan des Gymnasiums eine grössere Anzahl von Lehrobjecten, die sich in ähnlicher Calamität befinden: es kommt darauf an, ob man ihnen in irgend einer Weise gerecht werden

kann, z. B. die philosophische Propädeutik und die Naturwissenschaft. Wir haben ein Gymnasium, die Schulpforte: hierbei erinnert sich wohl jeder von Ihnen an Kobersteins Wirksamkeit. Das ist ganz verschieden von einem Gymnasium in Litthauen. Das was dem Deutschen auf dem Lehrplan hat eingeräumt werden können, ist verhältnismässig eine sehr kleine Stundenzahl. Was soll alles in dieser Zeit getrieben werden! Es scheint fast unmöglich alle Forderungen zu erfüllen, und wenn Sie bedenken, dass in den Provincialgymnasien ein sehr grosser Theil von Schülern nur neuhochdeutsch correct zu sprechen und mündlich und schriftlich mit einer gewissen Gewandtheit sich auszudrücken angehalten wird, so sehen Sie, meine Herren, dass in der Praxis zuerst für das Nothwendige zu sorgen ist, im Vergleich womit diese Studien wie ein wissenschaftlicher Luxus angesehen werden können. Wir müssen es dahin bringen, dass die Klagen nicht immer wiederkehren: 'die Schüler können nicht deutsch schreiben, sie können nicht mit Leichtigkeit eine gegebene Sache in kurzen Sätzen zur Darstellung bringen.' Diese Klagen wurden schon mehrfach, besonders von Juristen erhoben. Da wissen wir, welch eine schwere Aufgabe wir mit unseren Schülern zu lösen haben. Die mündliche und freie Rede muss mehr geübt werden als früher. Wenn wir drei Stunden haben, was bleibt da übrig? Es gibt freilich Gymnasien, bei denen nicht so viel Zeit nöthig ist. Ich komme zum Schluss meiner Bemerkung. Auf dem Lehrplan des Gymnasiums muss die Sache stehen, aber man muss in der Wirklichkeit auf die Verhältnisse Rücksicht nehmen. Es müssen sich in jedem Lehrercollegium (das ist eine Sache, die nachher zur Besprechung kommt, auf die ich aber jetzt schon hinweisen muss), es müssen sich in jedem Lehrercollegium Männer finden, die der Sache vollkommen mächtig sind; es darf keinem die *facultas docendi* gegeben werden, der nicht gehörige Studien gemacht hat und die Fähigkeit besitzt in dem Fache zu unterrichten. Bis jetzt ist das noch nicht verlangt worden. Ich halte es für unumgänglich nothwendig, dass an die Lehrer des Deutschen diese Forderung gestellt wird. Wir haben nicht die Möglichkeit an allen Universitäten dem Verlangen nach einem solchen Unterricht zu entsprechen. Da muss es das Gymnasium thun, und die Gelegenheit muss den Schülern auf jeden Fall gegeben werden. Die ältere deutsche Sprache und Litteratur muss auf dem Lehrplan des Gymnasiums stehen; es muss aber den Umständen überlassen werden, ob und in welchem Umfang sie behandelt werden soll.

von Raumer. Die These hat durchaus nicht den Sinn, dass wir hier ein Schulgesetz machen sollen, das sofort eingeführt wird; sondern ich wünsche, dass die geehrte Versammlung sich ausspreche, ob ihrer Ueberzeugung nach der altdeutsche Unterricht zu demjenigen gehört, was Hr. Geheimerrath Wiese die Idee des Gymnasiums genannt hat. Was die Ausführung betrifft, so werden die Schwierigkeiten von gar manigfacher Art sein. Wir sprechen übrigens bei unseren Verhandlungen nur von solchen Gymnasien, in denen die Muttersprache des Schülers die deutsche ist. Auch unter diesen Gymnasien herscht in Bezug auf neu eintretende Schüler eine sehr grosse Verschiedenheit. Ich sollte aber meinen, der grösste Theil unserer deutschen Gymnasien, besonders der preussischen, müsste das erreichen können, dass die Schüler, wenn sie bis in Obersecunda kein Wort altdeutsch lernen, sondern nur im Neuhochdeutschen geübt werden, wenn dann ferner auch in Secunda und Prima Woche für Woche dieselbe Uebung fortgesetzt wird, dass dann auch neben einem so geringen Zeitaufwand für das Altdeutsche die Schüler dahin gebracht werden, mit einiger Gewandtheit deutsch schreiben und sprechen zu können. Ich glaube, es wird vielleicht gut sein, meine Herren, wenn ich mit zwei Worten Ihnen mittheile, wie viel Zeit mein Plan in Anspruch nehmen

dürfte. Bleibt man bei dem Mittelhochdeutschen stehen, so glaube ich, dass die elementare Kenntnis, die Lectüre hinzugerechnet, sich in einem Jahre in zwei Stunden wöchentlich erwerben lässt, und zieht man auch die allerersten Elemente des Gothischen und Althochdeutschen mit in den Unterricht, so glaube ich, dass in einem zweijährigen Cursus, wöchentlich zwei Stunden gerechnet, sich auch dies erreichen liesse. Ich stütze meine Aussprüche auf die Erfahrungen, die ich bei meinen Schülern auf der Universität gemacht habe.

Präsident. Wünscht noch jemand über die erste These zu sprechen?

Regierungsrath Dr. Firnhaber aus Wiesbaden. Die Verhandlungen der Sectionen haben ihre Resultate darin, dass sie uns von den verschiedenen Ländern Erfahrungen mittheilen; wir würden also jetzt hören, zu welchen Resultaten ein solcher Unterricht in anderen Gegenden bereits geführt hat. Diesmal möchte man nicht in dem Fall sein ganz verschiedene Erfahrungen zu hören, weil dieser Unterrichtsgegenstand in unserem deutschen Vaterlande keineswegs bereits eine Wirkung erlangt hat, wie sie nach meiner Ansicht als wünschenswerth erscheinen könnte. Ich glaube auch, dass wir nach unserer bisherigen Discussion für angemessen erachten können zur Beantwortung der Frage aufzufordern: 'sind denn nicht schon Erfahrungen gemacht?' Wir haben bereits von Hrn. Director Münscher in Marburg gehört, dass ihm allerdings eine dreissigjährige Erfahrung gezeigt habe, dass unter gewissen Beschränkungen die fragliche Aufgabe wohl zu lösen sei. Ich will auch mein Scherflein beitragen, insofern ich sage, dass seit dem Jahre 1846 die nassauische Regierung in dem damals neu entworfenen Lehrplan geradezu die Forderung gestellt hat, es solle in der obersten Classe, der zweijährigen Prima, auch das Mittelhochdeutsche gelehrt werden. Dies hat den Erfolg gehabt, dass eine Reihe von Jahren hindurch, weil wir damals an einzelnen Gymnasien Lehrer hatten, die des Gegenstandes wohl mächtig waren, diese Studien einen recht schönen Erfolg auf den Gymnasien hatten, und ich kann bezeugen, dass darunter das Studium der classischen Litteratur keineswegs etwa gelitten hat. Es hat sich aber bald ergeben dass, wenn die einzelnen Persönlichkeiten aus dem Lehrercollegium schieden, dann eine Vorschrift nichts bewirken konnte. Im Gegentheil, die Schulbehörde musste darauf aus sein, sie möglichst wieder zurückzunehmen, weil sie mehr schadete als nützte. So ist es nun gegenwärtig in Nassau noch der Fall, dass an einem Gymnasium das Altdeutsche mit Erfolg gelehrt wird, an den anderen Anstalten nicht. Ich muss aber nochmals wiederholen, dass die Erfahrung nach den erwähnten Resultaten beweist, dass eine Beeinträchtigung des classischen Unterrichts nicht zu befürchten ist.

Director Dr. Kiesel aus Düsseldorf. Ich wollte mir erlauben zu bemerken, dass nach der Form, in welcher der geehrte Vorredner sich ausgesprochen hat, er die vorliegende Frage bereits für beantwortet zu halten scheint. Allein ich habe geglaubt, es würde sich dies an die zweite These anschliessen lassen, und hatte vor mir erst zu dieser das Wort zu erbitten. Wenn aber die Verhandlungen den Gang nehmen sollen, dass schon jetzt solche Fragen discutiert werden, die sich nicht anschliessen, so bitte ich den Hrn. Präsidenten um Auskunft und ersuche um die Erlaubnis mich jetzt über etwas äussern zu dürfen, was nach meiner Meinung zur zweiten These gehört.

Präsident. Wir wollen jetzt rein bei der Frage bleiben, ob das Gymnasium die Schüler in dieses Gebiet, in die altdeutsche Sprache und Litteratur einführen soll.

Kiesel. Dann würde ich mir das Wort zur zweiten These erbitten.

von Raumer. Ich erlaube mir hier die Bemerkung einzuschieben, dass die Reihenfolge

meiner Thesen, sobald sie in das Praktische unmittelbar versetzt werden, sich selbstverständlich umkehrt.

Dr. Albert Müller aus Hannover. Ich wollte Sie auf das éine aufmerksam machen, dass nämlich der Philolog auf der Universität allerdings die beste Gelegenheit hat seine Kenntnisse, welche vorher elementarer Natur gewesen sind, in erfreulicher Weise zu erweitern und sich einen Ueberblick über die gesammte altdeutsche Litteratur zu verschaffen. Und wenn auch das Gymnasium noch so wenig gethan hat, so wird der Philolog von Fach den Nachtheil nicht empfinden; dagegen die übrigen Fachstudien liegen so weit von dieser Wissenschaft ab, es sind so viel verschiedene Fachcollegien in die juristische und medicinische Facultät aufgenommen, dass ich es sehr beklagen würde, wenn z. B. in den hannoverschen Gymnasien nicht mehr Altdeutsch allgemein gelehrt würde, wie es auf den meisten Unterrichtsanstalten dort seit etwa zehn Jahren der Fall ist. Ich würde mich der Ansicht des Herrn Antragstellers anschliessen.

Präsident. Es hat sich niemand weiter gemeldet über den ersten Satz zu sprechen. Ich erlaube mir eine kurze Bemerkung. Es ist in der Erörterung vorausgesetzt worden, dass man den altdeutschen Unterricht als nothwendig anerkenne; es wurde aber darauf hingewiesen, dass eine grosse Schwierigkeit in der Ausführung der Umstand sein würde, dass es an geeigneten Lehrern fehle; auch da wo man Lehrer habe, sei man deren nicht für immer sicher, so lange für die Bildung des Lehrerstandes gerade für diesen Unterrichtszweig nicht gesorgt sei. Da es sich nicht darum handelt im Augenblick schon die Sache ins Leben zu rufen, und überhaupt die praktische Frage gar keine Bedeutung hat, sondern nur eine theoretische Erörterung über die Frage uns vorliegt, so können wir über die erste These leichter zum Ziel kommen. Ich möchte nur noch auf éines hinweisen. Wir haben ja immer noch, und wir glauben an der 300jährigen Tradition festhalten zu müssen, für künftige Theologen einen hebräischen Unterricht. Warum denn? Weil die Schulzeit gerade die geeignetste ist, sich in den Formen der Sprache sicher zu machen, und die Studenten, die das Hebräische auf der Universität erst anfangen, sind bekanntlich ausserordentlich schwach. Gerade die Formen sind wichtig auch für die deutsche Sprache. Da die Formen aber in diesen jungen Jahren viel sicherer erlernt werden als auf der Universität, so würde aus der Analogie mit anderen Sprachen sich ergeben, dass wir die Verpflichtung haben diese Formen auch den Schülern zu überliefern, und es müsste dies daher für alle Schüler verbindlich sein. Ich glaube, in dieser Weise rechtfertigt sich, was Hr. Prof. von Raumer in so harmloser Weise gesagt hat. Die Worte sind so vieldeutig und umfassend, dass jeder für sich etwas dabei denken kann. Ich glaube, hier liegt gar keine Schwierigkeit vor.

von Raumer. Das war gerade die Absicht bei der Festsetzung meiner Thesen, dass wir, vom Allgemeinen ausgehend, erst bei den einzelnen Thesen die Details besprechen sollten.

Präsident. Wir können nunmehr zum Abschluss über die erste These kommen. Ich frage, ob irgend einer der Herren sich gegen diese These erklärt. (Niemand erhebt sich.) Die erste These ist angenommen. Wir gehen zur zweiten über.

von Raumer. Die zweite These lautet:

> Wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen.

Bei dieser These würde es sich zuerst darum handeln, ob die Herren glauben, dass das Gymnasium überhaupt die angegebene Aufgabe hat, und nur wer dann sagt, das Gymnasium habe überhaupt diese Aufgabe nicht, der wird gegen die Thesis stimmen können. Denn wer zugibt, dass das angegebene überhaupt die Aufgabe des Gymnasiums ist, der würde zu beweisen haben, dass es sich gerade nur beim Altdeutschen anders verhalte.

Kiesel. Ich wollte mir erlauben auszusprechen, dass ich, während ich den Hauptsatz anerkenne, die Consequenz verneinen muss. Es scheint mir, dass gegen die Forderung, welche in dem Hauptsatze liegt, wenn man die Worte prägnant nimmt, wie sie stehen: 'wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen', ein Argument geltend gemacht werden muss, das noch nicht vorgebracht worden ist, nämlich dass in der Regel, Ausnahmen vorbehalten, die Schüler in den obersten Classen der Gymnasien dafür nicht reif sind. Es ist vielleicht eine subjective Stellung, die ich dabei einnehme, ich muss aber sagen, dass die von mir angestellten Versuche mich zu dieser Ansicht bestimmen. Der Unterschied zwischen der von uns jetzt gesprochenen Sprache und der Sprache, welche unsere Vorfahren im 12n und 13n Jahrhundert geredet haben, ist der Art, dass es einem Gymnasiasten weit leichter wird, den viel grösseren Unterschied zwischen der eigenen und einer fremden Sprache aufzufassen, als den zwischen der jetzigen und der unserer Voreltern. Wenn ich irre, so wird die Widerlegung nicht ausbleiben. Ich sage nur, dass ich die Erfahrung gemacht zu haben glaube. Demnach scheint es mir unmöglich, dass eine Grundlage von Kenntnissen in der altdeutschen Sprache bereits den Schülern der obersten Classe eines Gymnasiums vermittelt werde. Man wird vielleicht, wenn man sich auf den verneinenden Standpunkt stellt, in Gefahr kommen, einem Dilettantismus das Wort zu reden, da man vorher die erste These bereits bejaht hat; allein ich möchte für diesen Unterrichtsgegenstand, seiner besonderen Natur wegen, die Berechtigung einer gewissen Propädeutik oder Hodegetik in Anspruch nehmen, so dass allerdings dem Gymnasiasten durch Hinweisung auf die bereits gewonnenen Resultate und durch Vorzeichnung des Wegs, auf welchem er sehr bedeutende Resultate gewinnen kann, ein gewisser Horizont geöffnet werde. Auch das wird schon dazu beitragen ihm die Grösse und Bedeutung des Gegenstandes so klar und fühlbar zu machen, dass er da, wo für ihn der geeignete Raum dazu sich ergibt, auf der Universität, die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wird. Auch wird, glaube ich, auf diesem Wege sich die Neigung, der Sinn, die Liebe in den Herzen der Gymnasiasten (und das Herz kommt hierbei mit zur Sprache) erwecken lassen. Dabei wird nicht ausgeschlossen sein dürfen, dass nach den besonderen Verhältnissen nicht allein der Anstalt, sondern auch der Schüler oder des Schülers, der Lehrer, welcher für die Sache Herz und Fähigkeit hat, auch den einzelnen individuellen Bedürfnissen sich anschliesst und den einzelnen so weit führt, als ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Zwecks möglich scheint.

von Raumer. Der geehrte Redner hat die Frage besprochen, ob das Gymnasium eine Grundlage von Kenntnissen im Altdeutschen geben soll. Die Frage lässt sich theilen: nämlich man kann die grammatische Kenntnis ins Auge fassen und die lexikalische. Was die grammatische Kenntnis betrifft, so sehe ich nicht ein, warum ein Secundaner oder Primaner noch nicht reif sein soll mittelhochdeutsche Flexionen zu lernen, während der Student es eingestandenermassen ist. Was die lexikalische Kenntnis betrifft, so gebe ich zu, dass die Behandlung für den Lehrer eine nicht leichte ist. Er muss selbst etwas von der Sache verstehen, und es

werden in den späteren Thesen vor allen Dingen Lehrer, die der Sache mächtig sind, verlangt. Wenn dies aber der Fall ist, so glaube ich durchaus, dass ein Primaner eines einigermassen guten Gymnasiums sehr wohl im Stande ist die Unterschiede des Mittelhochdeutschen vom Neuhochdeutschen zu fassen.

Director Dr. Schultz aus Münster. Die allgemeine Zustimmung zu der ersten These ist vielleicht vorzugsweise deswegen erfolgt, weil der Ausdruck 'in irgend einer Weise' eine weite Fassung zulässt. Die zweite Thesis scheint mir in einer verdeckten Weise beinahe das Gegentheil zu sagen. Sie lässt nicht mehr den Begriff 'in irgend einer Weise' zu, sondern es soll der Unterricht im Altdeutschen ein selbständiger Unterrichtszweig sein: denn nur dann wenn er ein solcher ist, wird er geeignet sein einen Grund zu legen, worauf weiter gebaut werden kann. Deswegen bin ich der Meinung, es wäre zweckentsprechend über diese bestimmte Fassung die Ansicht der Versammlung zu hören. Ich würde die Fassung der These in folgende Frage verwandeln: soll der Unterricht im Altdeutschen ein selbständiger Unterrichtsgegenstand in unseren Gymnasien sein?

von Raumer. Der geehrte Redner hat gesagt, die zweite These sei das Gegentheil von der ersten. Sie ist das Gegentheil nur in dem Sinn, in welchem überall das Specielle das Gegentheil vom Allgemeinen ist. Natürlicher Weise kann jemand sehr wohl für die erste stimmen und gegen die zweite.

Präsident. Ich glaube, das erledigt sich ganz von selbst. Nicht das Altdeutsche soll ein Lehrgegenstand sein, sondern das Deutsche ist es. In einen bestimmten Kreis, in das Gebiet des Deutschen soll das Altdeutsche gezogen werden. Es handelt sich hier um das Grundgesetz alles Gymnasialunterrichts, dass wir ja eigentlich unsere Schüler nur üben und vorbereiten wollen, damit sie dereinst ein wissenschaftliches Studium betreiben können. Hr. von Raumer hat gesagt, dass, was sie für alle Fächer bekommen, sie auch für den deutschen Unterricht haben müssen, und dazu die Grundlage der Kenntnis selbst speciell angegeben, nämlich eine Bekanntschaft mit den Flexionsformen, also die eigentliche Elementarlehre. Das, denke ich, würde, wenn Sie das eine zugegeben haben, als die nothwendige Folge erscheinen. Wir wollen zum Abschluss kommen. Ich bitte die Herren, die gegen die zweite These sind, sich zu erheben. (Vier Stimmen sind dagegen.) Die Thesis ist angenommen.

von Raumer. Die dritte Thesis lautet:

> Der Unterricht im Altdeutschen hat einen doppelten Zweck; er soll nämlich erstens den Zugang zur altdeutschen Litteratur öffnen und zweitens in die Geschichte der deutschen Sprache einführen.

Ich bemerke zur Thesis nur, dass hier absichtlich nichts von dem Umfang gesagt ist. Sie ist absichtlich so allgemein gehalten.

Präsident. Ich glaube, hier wird keine weitere Discussion nothwendig sein. Es sind die zwei Punkte: Einführung in die geschichtlichen Kenntnisse über unsere Muttersprache und Anleitung zur Kenntnis der ältern Litteratur des deutschen Volks. Sowie die These keiner Discussion bedarf, so bedarf sie auch keiner Abstimmung.

von Raumer. Wir kommen zur vierten Thesis. Es ist in dieser Thesis der Accent auf die Litteratur gelegt:

> Unter den Theilen der älteren germanischen Litteratur, die für das deutsche Gymnasium in Betracht kommen, ist die mittelhochdeutsche Poesie der wichtigste.

Ich bitte um die Erlaubnis mit dieser These sogleich die fünfte verbinden zu dürfen, die zur vierten in engster Beziehung steht. Sie lautet:

> Die Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexikalisch sorgfältige Lectüre mittelhochdeutscher Dichtungen werden daher vor allem die Aufgabe des Gymnasiums sein.

Präsident. Ich fordere die Herren auf sich darüber zu erklären.

Albert Müller. Ich wollte die Frage an den Herrn Antragsteller richten, was mit den Worten 'sorgfältige Lectüre' gemeint sein soll. Sollte sie so zu verstehen sein, dass man für die Lectüre wie für die der Odyssee in Tertia eine ganz genaue Präparation, die vor Beginn des Unterrichts vollendet sein muss, fordern sollte, so möchte ich mich dagegen erklären. 'Sorgfältige Lectüre' könnte auch bedeuten, dass während des Unterrichts selbst der Schüler angeleitet würde seine Kenntnisse zu erweitern, die einzelnen Wortformen zu analysieren, und dass der Lehrer das nöthige hinzuthut, wenn vielleicht der Schüler nicht gleich das richtige trifft; dann kann auch das Stück vollständig zum Verständnis gebracht werden, und wenn das der Fall ist, dann möchte ich mich einverstanden erklären. Wenn eine angestrengte häusliche Arbeit und häusliche Vorbereitung gefordert werden soll, so dürfte das Mass der Arbeit zu gross werden, bei den zahlreichen Arbeiten die auch jetzt schon für das Deutsche gefordert werden.

von Raumer. Ich bin in der Hauptsache einverstanden mit Hrn. Dr. Müller. Ich möchte es den einzelnen Lehrern und den einzelnen Gymnasien überlassen, sich in praktischer Hinsicht darüber zu verständigen, wie die Sache eingerichtet werden soll; aber eine solche Präparation, wie sie unbedingt für die Odyssee zu verlangen, ist für ein mittelhochdeutsches Gedicht nicht zu fordern.*)

Präsident. Die vierte und fünfte These sind also angenommen.

von Raumer. Die sechste These lautet:

> Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges oder auf einige wenige Werke zu beschränken.

Präsident. Das ist gerade diejenige Thesis, die dem Verfahren, das an manchen Orten noch herscht, den Hals bricht. Ich bitte diejenigen Herren, die in dieser Art Erfahrungen haben, sich zu äussern. — Damit ist der Schaden bemerkbar gemacht, an dem der Unterricht hauptsächlich gelitten hat, und darum habe ich diesen Satz so freudig begrüsst, weil er uns aus der Noth heraushilft.

Rector Schmid aus Stuttgart. Ich glaube, wir sollten uns freuen, dass niemand gegen diese These das Wort nimmt, so dass damit jenem Unfug der Hals gebrochen wird.

N. N. Ich wollte mir bloss die Bitte erlauben, diese Werke näher zu bezeichnen, auf welche sich die Lectüre beschränken soll.

von Raumer. Ich würde unter allen Umständen die Haupttheile des Nibelungenliedes vorschlagen und im übrigen es dem einzelnen Lehrer überlassen, ob und welche Werke er etwa noch hinzunehmen will.

---

*) Vgl. über das nähere meine Abhandlung: 'die Verschiedenheit der Schülerpräparation für die altdeutsche und für die antike classische Lectüre' in den Jahrbüchern für Philol. u. Päd. 1861 II S. 525 ff. R. v. Raumer.

Kiesel. Ich möchte mir gegen den Hrn. Vorsitzenden die Bemerkung erlauben, dass nicht etwa das Bejahen der sechsten These mit der Verneinung der zweiten These im Widerspruch steht. Denn den Unfug, der bisher in diesem Gegenstand bestanden haben mag, sehe auch ich an als etwas, das durch die sechste Thesis bekämpft wird. Ich habe auch bei der zweiten Thesis keineswegs einem bisher bestehenden Unfug das Wort reden wollen, sondern gerade nach Massgabe der individuellen Verhältnisse und Bedürfnisse ein tieferes und gründlicheres Eingehen im Sinne des Hrn. Antragstellers gewollt, nur mit dem Unterschied, dass das eben nicht etwas allgemein gültiges, sondern vielmehr allgemein verpflichtendes für jede Schule wird.

Präsident. Es ist mir nicht eingefallen Ihnen eine solche Ansicht zu supponieren.

Albert Müller. In dem Gymnasium zu Hannover wird auf den untersten Stufen das Lesebuch von Schädel und Kohlrausch benutzt; dann erst folgt die Lectüre von zusammenhängenden Stücken aus dem Nibelungenlied oder der Gudrun. So viel ich weiss, sind noch nie Bedenken dagegen erhoben worden, dass wir mit kleinen Sachen anfangen, wie Boners Fabeln, die so leicht verständlich sind und an denen die fremden Wortformen am besten geübt werden können.

von Raumer. In der Weise, wie es der geehrte Redner thut, lässt es sich sehr wohl vertheidigen. Dass ein oder das andere kleinere Stück der Lectüre der Nibelungen vorangeschickt werde, ist etwas ganz anderes, als wenn die mittelhochdeutsche Lectüre sich in blosse Sprach- und Litteraturproben zersplittert.

Director Dr. Classen. Ich möchte mir noch zwei Fragen erlauben. Wenn ich auch im wesentlichen nach der Anhörung und Lesung der These mit ihrer Ansicht einverstanden war, möchte ich doch, damit nicht etwa aus der Abstimmung ein Misverständnis hervorgienge, zunächst recht lebhaft aussprechen, wie viel Dank wir denjenigen Werken schuldig geworden sind, die bisher durch ausführliche Mittheilung von Litteraturproben uns alle mehr oder weniger eingeführt haben in das Studium, in dem wir Gott sei Dank jetzt weiter gefördert sind. Sodann möchte ich den Hrn. Proponenten fragen, welchen Gebrauch er so vortrefflichen Büchern, wie dem unvergleichlichen altdeutschen Lesebuch von W. Wackernagel, künftig anzuweisen gedenke. Und zweitens, wenn die Schüler nicht bloss Litteraturproben, sondern ganze Werke lesen, so kommt es doch sehr in Betracht, dass für den Gebrauch der Schule auch zugleich ein Wörterbuch bezeichnet werde: denn ich glaube, dass ohne Wörterbuch eine oberflächliche Präparation leicht zu nachtheiligen Folgen führen kann.

Director Dr. Piderit aus Hanau. Ich halte das Nibelungenlied für einen nothwendigen und unerlässlichen Gegenstand der Lectüre, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfang, doch theilweise. Wo Mittelhochdeutsch gelehrt wird, da muss das Nibelungenlied die Grundlage der Lectüre sein. Es ist dem Belieben anheim zu geben, ob vielleicht noch einige andere Lesestücke hinzugenommen werden, wenn Zeit dazu vorhanden ist.

von Raumer. Ich bin vollkommen hiermit einverstanden und habe das nur als selbstverständlich ausgelassen. Was dann die beiden Fragen des Hrn. Director Classen betrifft, so beantworte ich die erste dahin. Solchen Lesebüchern, die ein wirkliches Verdienst haben (aber die Zahl solcher Lesebücher ist nicht sehr gross), einem altdeutschen Lesebuch wie das meines geehrten Collegen Wackernagel, weise ich gerade ihre Stelle auf der Universität an. Wenn die jungen Leute ein oder das andere mittelhochdeutsche Stück gelesen haben, wenn

sie mit solchen Kenntnissen auf die Universität kommen, dann kann man mittelhochdeutsche Litteraturgeschichte studieren und dabei kann ein solches Werk die allertrefflichsten Dienste leisten. Die zweite Frage wegen des Wörterbuchs beantworte ich dahin, dass ich das eben jetzt von neuem erschienene altdeutsche Wörterbuch von meinem geehrten Freunde Wilhelm Wackernagel unbedingt empfehlen würde.

Präsident. Ich möchte mir auf etwas aufmerksam zu machen erlauben. Sonst hatten wir kein anderes altdeutsches Lesebuch, da nahmen wir das Wackernagelsche in der Schule. Dies ist in eine Zeit gefallen, wo die Schulen in Noth waren und wir uns selbst helfen mussten. Da haben wir das erwähnte Lesebuch von hinten angefangen und sind Schritt vor Schritt rückwärts gegangen und mühselig, aber gründlich in diese Studien hineingekommen. Jetzt ist nun die Lage dadurch anders, dass eine Menge Bücher vorhanden sind, und so weit gefördert, dass eine Schwierigkeit wegen Lösung dieser Aufgabe für die Schulen nicht vorhanden ist. Wackernagels Buch ist eigentlich zu gut für die Schüler. — In Bezug auf die Abstimmung über diese Thesis möchte ich mir den Vorschlag erlauben, hinter den Worten 'auf ein einziges' das Wort 'Nibelungenlied' einzuschalten: damit wird das Bedenken meines geehrten Collegen Piderit erledigt sein.

von Raumer. Ich bin vollkommen damit einverstanden.

Präsident. Es ist gut, dass wir die Ueberzeugung aussprechen, dass wir im altdeutschen Epos auch die Grundlage unserer Litteratur sehen.

N. N. Ich wünschte, dass eins von den übrigen Werken genannt würde, das neben diesem einzigen, dem Nibelungenlied, für vorzugsweise wünschenswerth gehalten wird.

von Raumer. Ich glaube wir thun besser, uns auf diese Frage hier nicht tiefer einzulassen. Sie würde uns zu weit von unserer eigentlichen Aufgabe abführen. Es würden einige von den Herren sagen: die Gudrun, andere: Walther von der Vogelweide, und so würden wir in eine litterargeschichtliche Discussion hineinkommen.

Classen. Es wäre aber doch sehr zu wünschen, wenn ein Wink von competenter Seite gegeben würde.

von Raumer. Ich möchte dies lieber der Discussion für nächstes Jahr überlassen.

Präsident. 'Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges Werk, das Nibelungenlied, oder auf einige wenige Werke zu beschränken.' Derjenige, der sich auf ein einziges beschränkt, nimmt eben dies einzige, es ist mehr blosser Wortstreit. Diejenigen Herren, die damit nicht einverstanden sind, bitte ich sich zu erheben. Niemand erhebt sich. Wir kommen nun zur siebenten Thesis.

von Raumer (liest).

> Der Bau und die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache erfordern zu ihrem Verständnis das Zurückgehen auf das Gothische und Althochdeutsche. Es ist deshalb zu wünschen, dass das Gymnasium die Elemente des Gothischen und Althochdeutschen in seinen Bereich zieht. Zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre und die grammatich genaue Erklärung einiger kleinen gothischen und althochdeutschen Sprachproben nothwendig. Ohne eine solche

Einführung in die Sprachen selbst ist das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in den deutschen Unterricht mehr schädlich als nützlich.

Es besteht auch unter den Verehrern des Altdeutschen eine Controverse, ob man sich auf dem Gymnasium auf Mittelhochdeutsch beschränken, oder ob man auch das Gothische und Althochdeutsche hineinziehen solle. Meine Ansicht wäre nun, dass wir für jetzt die Frage offen liessen und nur nicht entschieden erklärten, das Gothische und Althochdeutsche solle nicht in den Bereich des Unterrichts gezogen werden. Zweitens möchte ich allerdings, dass wir uns darüber verständigten, wenn einmal das Gothische und Althochdeutsche eingeführt wird, dass es dann so geschehe, dass wir nicht auf die Universität junge Leute bekommen, die glauben, sie wissen etwas, und die doch in der That nichts wissen.

Präsident. Ich denke, das ist wieder eine Frage, über die wir sehr verschiedener Ansicht sein können. Ich bitte die Herren das Wort zu nehmen.

Albert Müller. Ich halte diese Thesis in einer Beziehung für sehr bedenklich. Das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in unsern Gymnasialunterricht würde gleich bestimmt auf die sprachwissenschaftliche Seite der Sache hinführen. Für zukünftige Philologen würde dies von grosser Bedeutung sein; was wir aber dabei ins Auge fassen müssen, eine Bedeutung für die gesammte studierende Jugend, kann es nicht haben. Wollen Sie dass die Lautverschiebungsgesetze auseinandergesetzt werden, wollen Sie in einer Stunde einen Ueberblick geben über die gothischen und althochdeutschen Wortformen und zeigen, wie diese nach dem Lautverschiebungsgesetze umgeformt wurden und dann in die mittelhochdeutschen Wortformen übergiengen, so bin ich gern einverstanden. Dahingegen eine förmliche Flexionslehre des Gothischen und Althochdeutschen halte ich für zu weitgehend. Ich glaube, wenn unsere Primaner auf die Universität kommen und im Stande sind das Nibelungenlied einigermassen geläufig zu lesen und vielleicht Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, einige Minnelieder zu verstehen, und mit einiger Fertigkeit den Parcival lesen können, so haben sie auf der Universität Zeit, noch mehr specielle wissenschaftliche Studien des Gothischen und Althochdeutschen anzufangen und zu einem gedeihlichen Resultate zu führen.

Schmid. Ich habe nur weniges hinzuzufügen zu dem, was Hr. Dr. Müller gesagt hat. Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, dass nach meiner Ansicht gerade dieser Punkt, welcher in dem zweiten Satze bestimmt ausgesprochen ist, zum Unterschied von der ersten These im allgemeinen, dem Gymnasium Gefahr droht. Das was der Hr. Proponent als den Hort unserer Gymnasien bezeichnet hat, das möchte dadurch gefährdet werden; wenn es heisst: 'zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre nothwendig', so glaube ich, dass das nicht in so kurzer Zeit geschehen kann, dass wir nicht am Ende eine Zersplitterung der Kräfte an Arbeit und Zeit für unsere jungen Leute zu befürchten hätten, gegen welche wir uns verwahren müssen.

Münscher. Ich finde, dass die Thesis recht gut unterscheidet, dass sie nämlich das erste nur als wünschenswerth bezeichnet und am Schluss sagt, auf welche Art es gerade zu geschehen habe. Nämlich es ist gewis für alle diejenigen, die gegen diesen Unterrichtsgegenstand Bedenken haben, angemessen, dass sie das leichtere vornehmen, also sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken. Aber ich kann Sie versichern, dass an mehreren Gymnasien das Althochdeutsche und Gothische auch getrieben worden ist, ohne dass die altclassischen

Studien beeinträchtigt worden wären. Nur muss bedacht werden, dass es sich nicht darum handelt, die Schüler in das Gothische in der Weise einzuführen wie in das Lateinische und Griechische; sie müssen es vollständig verstehen, aber zu verlangen, dass sie jederzeit so die einzelnen Formen angeben können, wie im Lateinischen und Griechischen, das würde allerdings die classischen Studien stören. Ich meine, man kann die Thesis gerade so stehen lassen; diejenigen Gymnasien, die sie ausführen zu können glauben, sollen es thun; die anderen, die mit dem altdeutschen Unterricht überhaupt erst einen Versuch machen wollen, werden am besten thun, wenn sie sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken.

Piderit. Es kommt doch wesentlich darauf an, dass der erste Satz ganz unbedingt festgehalten wird, dann wird sich das andere von selbst ergeben. Der Anfang sagt, dass die deutsche Grammatik, welche bloss auf die jetzige Gestalt der deutschen Schriftsprache Rücksicht nimmt, als ungenügend für die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache zu betrachten ist. Die historische Grammatik ist also nothwendig und kann, ohne auf das Gothische und Althochdeutsche zurückzugehen, nicht gelehrt werden. So viel müssen wir also jedenfalls auf dem Gymnasium lehren.

von Raumer. Meine Ansicht bei dieser Thesis war diese. Ich getraue mir nach den Erkundigungen, die ich bei Schulmännern eingezogen habe, nicht zu entscheiden, ob es praktisch möglich ist Gothisch und Althochdeutsch so zu treiben. Aber das wünsche ich sehr, dass nicht ausdrücklich ausgesprochen würde, es solle und dürfe nicht Gothisch und Althochdeutsch getrieben werden, sondern dass man es eben ganz nach der eben entwickelten Ansicht den einzelnen Lehrern überlasse.

Kiesel. Im Gegensatz zu dem was Hr. Prof. von Raumer so eben gesagt hat, erkläre ich dass ich es unbedingt nicht erlauben würde, weil ich die feste Ueberzeugung habe, dass ein Betreiben des Gothischen und Althochdeutschen zu dem in der These bezeichneten Zweck und in dem Sinn, in welchem der Hr. Proponent es ganz gewiss wünscht, wirklich eine Unmöglichkeit ist, und weil mir selbst ein Versuch auf diesem Gebiete Zeitverschwendung scheint. Wenn ich also gegen die zweite Thesis gesagt habe: ich wünsche dass es erlaubt, aber nicht gefordert werde, so sage ich in Bezug auf die siebente These: ich wünsche dass das was darin gefordert wird verworfen werde.

Hofrath Becker aus Darmstadt. Ich glaube, die Fassung dieser These ist vollständig entsprechend. Zwei Aufgaben sind sehr fein und gut geschieden, was unbedingt zu verlangen und was wünschenswerth ist. Das erste ist entschieden die solide Basis für das zweite. Eine gründliche Erziehung im Altdeutschen, wie sie dem Ideal des Gymnasiums entspricht, fordert das erste als Grundlage des zweiten, und die Anhänger einer streng wissenschaftlichen Erziehung werden das Ganze verwerfen, weil sie meinen dass damit doch nicht genug erreicht werden kann. Das zweite ist gewissermassen das praktische und wird wesentlich abhängen von der Persönlichkeit der Lehrer. Ich glaube übrigens, wenn die Einführung des Mittelhochdeutschen geschieht, auch ohne ganz gründliche Einübung der gothischen und althochdeutschen Lautlehre, so ist dies doch ausserordentlich wichtig; denn der altdeutsche Sprachunterricht muss von der materiellen Seite aufgefasst werden. Der Schatz, der in der mittelhochdeutschen Litteratur liegt, muss unsern Schülern zugänglich gemacht werden. Wenn dies geschehen kann durch gründliche grammatische Philologie, so dass die Schüler ein volles Verständnis gewinnen, so ist dies das beste. Wenn es aber, wie ich glaube, in den meisten Fällen nicht geschieht, so ist es zu bedauern; aber dennoch halte ich das dilettantische Be-

treiben des Mittelhochdeutschen für nicht so schlimm als den Schaden, den die Schüler davon haben, wenn sie die köstlichen Dichtungen unseres Mittelalters gar nicht eröffnet bekommen. Sie schwärmen für die Ideale des Alterthums, von der herlichen Welt unseres Mittelalters wissen sie so gut wie nichts. Dadurch wird allerdings nicht dem vorhin gerügten Unwesen ein Damm gesetzt, der bisher im Unterricht in der Litteraturgeschichte geherscht hat, wo man sich viel beschäftigte mit Opitz und Flemming, die früheren Perioden unserer herlichen Litteratur aber nur von Hörensagen kennen lernte, von den Nibelungen, den Minnesängern, Walther von der Vogelweide und seinen Liedern nichts erfuhr. Ich will Sie hier auf einen Unterschied aufmerksam machen. Das Gothische und Althochdeutsche steht uns ganz anders gegenüber als das Mittelhochdeutsche. Das Gothische und Althochdeutsche ist uns fast so fremd wie eine alte Sprache. Das Mittelhochdeutsche steht uns viel näher. Darum ist beim Mittelhochdeutschen ein eigentlich grammatischer Unterricht schwieriger, es wird unseren Schülern, wie ich das erfahren habe, sehr bald unmittelbar, es wird zu unserer Muttersprache, die wieder in uns auflebt, und da sehen die Schüler gar nicht die Formverschiedenheit, die der philologisch gebildete Lehrer beachtet. Darin liegt eben, dass diese mittelhochdeutsche Poesie viel gewaltiger wirkt als eine fremde, weil sie unser Fleisch und Blut, unser eigenes Leben ist.

Präsident. Sie sind zur sechsten These zurückgekehrt; die Discussion hat sich aber auf die siebente zu erstrecken.

Becker. Ich bin allerdings abgeschweift, ich wollte aber sagen, dass in der etwas unbestimmten Fassung der These sehr gut der Unterschied gewahrt ist zwischen dem, was als wünschenswerthes Ideal, und dem, was als unbedingt nothwendig erscheinen muss.

Brüggemann. Ich möchte ein paar Worte über diese Thesis hinzufügen. Ich will nicht von neuem vorbringen, was ich in Beziehung auf die zweite Thesis geäussert habe. Ich halte es nicht für nöthig; meine Ansicht wird aus dem folgenden klar genug hervorgehen. Ich will es nun bestimmter sagen, dass, so weit die Kenntnis der ältern deutschen Sprache und Litteratur in den Gymnasialunterricht aufgenommen werden soll, meiner Ansicht nach man sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken muss. Es ist dies das einzige, was in seiner engern Verbindung mit der spätern Entwicklung der Sprache ein wirkliches Resultat noch erwarten lässt, wenn ich auch dem Umfang der Betrachtung vielleicht etwas engere Grenzen gezogen wünschte. Aber sehen Sie, wohin uns Schritt vor Schritt die früheren Abstimmungen führen! In der zweiten These hiess es: 'das Gymnasium hat die Aufgabe in Betreff des Altdeutschen seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen zu geben;' ich sollte meinen, wer dafür gestimmt habe, der müsste die siebente Thesis zu schwach ausgedrückt finden; es muss deshalb das Gymnasium die Elemente des Althochdeutschen lehren. Nun ist aber in der siebenten These zum Althochdeutschen schon das Gothische wieder hinzugetreten, und gerade dies Moment scheint mir den Hrn. Antragsteller veranlasst zu haben, hier nicht die Form des 'muss', sondern die Wunschform anzuwenden. Aber so sind wir in der zweiten These von dem Mittelhochdeutschen zur Nothwendigkeit des Althochdeutschen und jetzt in der siebenten von dem Althochdeutschen übergegangen zu dem Gothischen. Nun, meine Herren, denke ich, seien wir bescheiden und begnügen wir uns mit dem Erreichbaren, indem wir uns auf das Mittelhochdeutsche beschränken. Was das Gothische und Althochdeutsche betrifft, so wünsche ich es positiv ausgeschlossen zu haben. Wenn Sie die Ergebnisse längerer Versuche sehen, dann können wir weiter berathen.

Wackernagel. Verehrte Herren. Mir scheint das, was der Hr. Antragsteller als einen blossen Wunsch ausspricht, eine Nothwendigkeit zu sein. Wenn Sie das Mittelhochdeutsche auf eine wissenschaftliche Art treiben wollen, so dass Sie der Grammatik und dem lexikalischen Theile Rücksicht schenken, so müssen Sie das Althochdeutsche dazu nehmen. Ich kann mir nicht denken, wie Sie die Hauptsätze der Grammatik historisch begründen wollen, ohne auf das Althochdeutsche zurückzugehen. Wie wollen Sie die ganze Erscheinung des Umlauts, der Brechung darstellen, ohne die althochdeutschen, die gothischen Vocale. Es führt eins zum andern. Wir kommen rückwärts bis zum Gothischen. Ausser dem Nibelungenlied, der Gudrun, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach müssen wir noch anderes älteres durchnehmen. Das macht nebst den lexikalischen Beigaben einen ganzen Bücherschatz für unsere armen Gymnasiasten. Dies ist einer von den Gründen, aus denen ich gegen die ganze Sache von vorn herein war. Und wenn ich bisher nicht gegen die einzelnen Thesen aufgetreten bin und nicht bei der Abstimmung gesprochen habe, so schliessen Sie daraus ja nichts. Glauben Sie nicht, ich sei für die Thesen, weil ich niemals dagegen aufgestanden bin. Ich bin entschieden gegen jede Einführung des Altdeutschen in die Gymnasien. Der Hr. Präsident hat eine Parallele gezogen, die ich noch thatsächlich berichtigen möchte. Sie haben das Hebräische angeführt, das man auf dem Gymnasium bereits treibe und nicht der Universität überlasse. Verehrte Herren: unsere schweizer Theologen pflegen das Hebräische erst als Studenten zu lernen, und sie gehören nicht zu den schlechtesten.

von Raumer. Was die Nothwendigkeit des Gothischen und Althochdeutschen betrifft, so gehen die Ansichten weit auseinander. Einerseits ist mir gesagt worden, die Betreibung des Mittelhochdeutschen in dem Sinne, wie es die früheren Thesen aussprechen, genüge nicht; anderseits ist mir, und zwar auch von sehr soliden Leuten, versichert worden, es sei besser dabei stehen zu bleiben. Was dann ferner die Verhältnisse der schweizer Gymnasiasten zu den deutschen betrifft, so möchte ich den verehrten Hrn. Wackernagel bitten, doch jetzt mehr unsere deutschen Verhältnisse im Auge zu behalten als die schweizerischen. Was den letzten Punkt, das Hebräische, betrifft, so hat sich in Bayern durchaus der dringende Wunsch geltend gemacht, dass die künftigen Theologen das Hebräische auf dem Gymnasium lernen möchten. In anderen Ländern ist es auch so. Die schweizerischen Verhältnisse sind in mancher Beziehung anders als die deutschen.

Münscher. Zuerst hätte ich zu sagen, dass diejenigen, die den Satz 2 angenommen haben, gar nicht mit sich selbst im Widerspruch stehen, wenn sie mit der siebenten These nicht einverstanden sind. Es wurde dort ein Gegensatz gemacht zwischen Altdeutschem und Neuhochdeutschem. Das Mittelhochdeutsche war gerade das Altdeutsche, das herangezogen werden sollte. Aber dann möchte ich die Herren bitten: Sie können doch nicht verlangen, dass Althochdeutsch und Gothisch ganz gestrichen werde, wenn es bis dahin auf Gymnasien getrieben worden ist und keinen Schaden gebracht hat. Wollten wir es geradezu verwerfen, so würde es als schädlich hingestellt werden. Es ist ja auch nur als ein Wunsch ausgedrückt. Hr. Prof. Wackernagel mag ganz Recht haben mit seinen Bedenken. Jedenfalls dürfte doch der Versuch gemacht werden können.

Professor Dr. Köchly aus Zürich. Meine Herren. Ich habe bloss eine einfache thatsächliche Berichtigung in Bezug auf die schweizer Gymnasien vorzutragen. Ich weiss nicht, wie es anderwärts in der Schweiz ist. Auf dem Zürcher Gymnasium haben die künftigen Theologen Hebräisch zu treiben, und keiner darf das Gymnasium verlassen, der nicht über seine

elementaren Kenntnisse im Hebräischen geprüft worden ist. Eine zweite Bemerkung möchte ich beifügen, dass ebenfalls auf dem Zürcher Gymnasium schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Mittelhochdeutsche eingeführt worden ist, natürlich als obligatorischer Lehrgegenstand, und dass nach meiner geringen Erfahrung und Einsicht sich auf dem Zürcher Gymnasium diese Einrichtung vollkommen praktisch bewährt hat.

Firnhaber. Meine Herren. Wenn Wilhelm Wackernagel das Wort ergreift und sich als einen Gegner erklärt von denjenigen Wünschen, die doch auch hier Eingang gefunden haben, so verkenne ich nicht das Gewicht dieser Autorität. Ich fühle mich deshalb veranlasst, Wilhelm Wackernagel einen andern Mann gegenüber zu stellen, den ich auch sehr verehre. Er heisst Philipp Wackernagel. Ich erlaube mir Ihnen mitzutheilen, dass Philipp Wackernagel, der Verfasser des Lehrplans für den deutschen Unterricht auf den nassauischen Gymnasien, den er im Jahre 1846 redigiert hat, darin sagt, dass, da ohne beständiges Rückwärtsblicken das Neuhochdeutsche nicht verstanden werden könne, schon darum auf die frühere Sprache, nämlich das Mittel- und Althochdeutsche zurückgegangen werden müsse. Ich beschränke mich also auf die zwei Facta: erstens dass Philipp Wackernagel sich für Betreibung dieses Gegenstandes auf den Gymnasien ausgesprochen hat, und zweitens in der Ausdehnung, wie ich es angegeben habe.

Präsident. Ich will nur bemerken, was ich von Anfang an gesagt habe, Wilhelm Wackernagel ist dagegen, weil ihm eben die Sache zu gut ist, als dass er sie in leichter Weise in der Schule behandelt wissen wollte. Dies ist der Grund, warum er ganz entschiedenen Widerspruch eingelegt hat: er will den Dilettantismus nicht dulden. Ganz recht. Nun sind wir ja aber so weit gekommen, dass wir über das Mittelhochdeutsche im reinen sind und nur die Entscheidung über das Althochdeutsche noch zu treffen haben. Im Interesse des wissenschaftlichen Strebens möchte ich mich ganz entschieden gegen das Althochdeutsche und Gothische erklären, und zwar aus dem Grunde, weil diese Studien dem Schüler nichts von der Art bieten, was auch geistig ihn erheben und stärken könnte. Denn dem Hildebrandsliede und ein paar Zauberformeln wird man am Ende doch nicht eine solche Wichtigkeit beilegen, dass man die Schüler um deren Lectüre willen in die reiche gothische und althochdeutsche Grammatik einführt. Gerade im Interesse dieses Studiums möchte ich dieses hier beseitigt wissen und zunächst die Beschränkung auf das Mittelhochdeutsche für das deutsche Gymnasium festhalten.

Piderit. Es wird doch wesentlich darauf ankommen, ob überhaupt deutsche Grammatik auf dem Gymnasium gelehrt werden soll. Wird diese Frage bejaht, so steht fest, dass die Schüler beim mittelhochdeutschen Unterricht keinen Schritt gehen können, ohne auf das Althochdeutsche und Gothische in Bezug auf die Laute zurückzugehen. Es wird gar nicht verlangt, dass sie grosse und lange Studien machen, sondern nur dass sie die Formen, die im Mittelhochdeutschen gegeben sind, in ihrer einfachen organischen Entwickelung kennen lernen. Was den Einwurf betrifft, dass das Gothische und Althochdeutsche keine erhebenden Litteraturdenkmäler liefere, so gibt es manche andere Sachen, die rein formal zur Bildung der Schüler dienen. Die lateinische Grammatik erhebt selten, die Schüler müssen sie aber doch lernen.

Professor Dr. Teuffel aus Tübingen. Meine Herren. Ich kann mich nur den Herren Rednern anschliessen, welche das Betreiben des Althochdeutschen und Gothischen verwerfen, und zwar auf Grund der Erfahrung, die ich in unserem Lande an dem Gymnasium in Stuttgart gemacht habe. Wir hatten dort einen Specialisten für das Altdeutsche, einen vorzüglichen Mann, sowohl in Bezug auf Kenntnisse als auf Persönlichkeit, den verstorbenen Albert

Schott. Er war Lehrer des Deutschen an dem Obergymnasium, also in Secunda und Prima, und er betrieb es in der Weise, dass er in Untersecunda anfieng in ganz methodisch wissenschaftlicher Weise die Schüler das Gothische und Althochdeutsche lernen zu lassen; sie mussten gothische Declinationen und Conjugationen auswendig lernen, und in dieser Weise gieng es fort. Die Folge war die, dass einmal die Schüler sich ausserordentlich gelangweilt fühlten; sie glaubten sich zurückversetzt nach Sexta, wo sie lateinisch declinieren und conjugieren gelernt hatten; dann zweitens war die Folge, dass andere Theile des deutschen Unterrichts dabei zu kurz kamen. Es wurde allgemein geklagt, dass die Schüler im Aufsatz durchaus nicht diejenige Stufe erreichten, die von Obergymnasiasten zu erwarten war. Deswegen war allgemein das Verlangen, dass der deutsche Unterricht, wie ihn der verstorbene Schott betrieb, eine andere Gestalt annehme. Ich habe darüber die genauesten Erfahrungen deswegen, weil ich als Parallellehrer neben ihm ernannt und mir damals von meiner vorgesetzten Behörde aufgegeben wurde, den Unterricht nicht so zu betreiben, wie mein Hauptlehrer es machte. Auf Grund dieser Erfahrung kann ich nur gegen das Betreiben des Gothischen und Althochdeutschen auf dem Obergymnasium mich aussprechen.

Albert Müller. Ich habe eigentlich zu dem, was Hr. Prof. Teuffel gesagt hat, nichts hinzuzufügen. Denn was dieser geehrte Vorredner an einem speciellen Beispiel gezeigt hat, wollte ich im allgemeinen sagen und nur hinzufügen, dass in Hannover, wo in der als dilettantisch bezeichneten Weise das Mittelhochdeutsche betrieben wird, der Gegenstand den Schülern zum lebhaftesten Vergnügen gereicht; aber das Althochdeutsche und Gothische fällt dort durchaus weg.

Piderit. Ich wollte darauf aufmerksam machen, dass Erfahrung gegen Erfahrung steht. Von der einen Seite sind die Vortheile hervorgehoben worden, während von der andern Seite der Misbrauch geschildert worden ist, den man damit hie und da getrieben hat.

Präsident. Meine Herren. Wir wollen zu einem Abschluss kommen. Die Ansichten gehen weit auseinander. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse und selbst auf die Ausführung ist der Wunsch, der in dem zweiten Theile der Thesis ausgedrückt worden, die Hauptsache; der erste Theil hängt damit zusammen als ein Satz, gegen den niemand etwas einwenden wird. Wir können einfach über diesen zweiten Satz abstimmen. Ich bitte diejenigen Herren, die gegen die siebente These, gegen die Einführung des Gothischen und Althochdeutschen sind, sich zu erheben. — Machen wir die Gegenprobe. — Dieser Satz ist also gefallen.

von Raumer. Ich bitte im Protokoll zu bemerken, dass eine zahlreiche Minorität für die Thesis gestimmt hat.

Zweite Sitzung Donnerstags den 26. September.

Präsident: Eckstein.

von Raumer. Die achte These lautet:

> Eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben. Dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.

Ich weiss nicht ob diese These Widerspruch findet. Sollte einer von den Herren gegen dieselbe sein, so bitte ich sich zu äussern.

Präsident. Ich ersuche die Herren, die über diese Thesis sprechen wollen, sich zu melden. — Damit ich den Reigen eröffne, so will ich für die Verwerfung dieser Thesis reden. Ich bin nicht einverstanden mit dem ersten Theil, weil ich von der Ueberzeugung ausgehe, dass nichts erreicht wird, wenn man den Schülern eine kurze Uebersicht gibt. Darin bestärkt mich zunächst das Verfahren, welches wir in 300jähriger Praxis in Bezug auf die alten Sprachen beobachtet haben. Für die lateinische Litteraturgeschichte hält man sich an die schönsten Werke, die uns aus dem Alterthum überliefert sind, und ich meine in ähnlicher Weise könnte auch mit dem Deutschen verfahren werden. Da ferner durch eine Uebersicht nichts erreicht wird als einzelne Notizen, die den Kopf belästigen, nicht aber eine klare Einsicht in die bloss namhaft gemachten Werke, so ist es besser, wir lesen etwas Gutes und Tüchtiges und lassen die Notizen der Litteraturgeschichte für eine spätere Zeit, wo dieser Gegenstand den Stoff einer eigenen akademischen Vorlesung bilden kann.

Kiesel. Ich muss die Thesis in Schutz nehmen. Ich glaube bemerkt zu haben, dass auf den preussischen Gymnasien allerdings eine gewisse Uebersicht gegeben wird. Dieser ganze Unterricht in der altdeutschen Sprache und Litteratur, den man in den Gymnasien einführen soll, ist, wie ich schon gestern bemerkt habe, von hoher Bedeutung, und es scheint mir allerdings die Aufgabe des Gymnasiums zu sein, dem Jüngling einen Blick auf das grosse weite Feld, auf welchem sich die Flugkraft desselben bewähren soll, zu eröffnen. Dass es eine deutsche Litteraturgeschichte gibt bis in sehr frühe Zeiten hinauf, das scheint mir zu den ersten Elementen zu gehören, welche man zu überliefern hat, sei es auch nur theilweise, ohne dass ein unverhältnismässig grosses Zeitopfer damit verbunden ist. Es würde die Aufgabe sein zu bestimmen, welcher Unterricht in den oberen Classen eine Beeinträchtigung erleiden darf. Wenn eine Vergleichung mit der Verfahrungsweise in Bezug auf die alten Sprachen, wo wir die Litteraturgeschichte entbehrlich finden, der Thesis zur Ungunst gereichen soll, so glaube ich, dass die Stellung, welche wir unserer Litteratur gegenüber einnehmen, einen wesentlichen Unterschied begründet. Nicht einmal eine vorläufige Kenntnis von dem Umfang zu haben, den die deutsche Litteratur hat, nicht einmal eine vorläufige Kenntnis von den Umständen und Bedingungen, unter welchen die deutsche Litteratur geboren worden ist und ihre Jugendzeit bestanden hat, das, glaube ich, würde selbst an einem Primaner als ein Mangel empfunden werden müssen, und er würde, wenn er von der Schule gar keine Belehrung darüber mit hinwegnähme, des äusseren Antriebs gar zu sehr ermangeln, welcher ihm auf der Universität zum Studium der ältern deutschen Sprache und Litteratur vor allem zu wünschen ist. Ich meine auch in der Zeit meiner Jugend, wo eine wissen-

schaftliche Beschäftigung mit der altdeutschen Sprache und Litteratur noch nicht sehr verbreitet war, bemerkt zu haben, dass viele deswegen auf der Universität diesen Gegenstand unbeachtet gelassen haben, weil sie auf der Schule gar nichts davon erfahren hatten, dass es eine deutsche Mythologie, eine deutsche historische Grammatik gebe. Ich glaube auch noch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass dasjenige, was aus der Geschichte der älteren deutschen Litteratur in propädeutischer Weise auf dem Gymnasium zu lehren wäre, sich sehr wohl zusammenschliesst und anfügt an den geschichtlichen Unterricht. Haben wir dadurch, dass wir uns der Thesis anschliessen, nicht die beste Gelegenheit, das, was wir für die ältere deutsche Geschichte doch ohne Zweifel auf den Gymnasien thun müssen, zu ergänzen, indem wir auf alle wichtigen Momente der älteren deutschen Litteraturgeschichte einzugehen Gelegenheit nehmen? Hat man nicht, wenn man von der ältern deutschen Litteraturgeschichte redet, die beste und zweckmässigste Gelegenheit auf eine wirksame Weise die Geschichte der Erziehung unseres Volkes durch die christliche und deutsche Kirche zu erwähnen und zu beleuchten? Auch von dieser Seite möchte ich, dass die Versammlung sich für diese These, wie sie der Hr. Antragsteller aufgestellt hat, erkläre, weil sonst wirklich eine sehr gute Gelegenheit, der Aufgabe des Gymnasiums zu entsprechen und der Erweckung eines vaterländischen Sinnes zu dienen, verloren geht.

Schmid (aus Stuttgart). Ich schliesse mich aus voller Ueberzeugung dem an, was der Hr. Präsident gegen diese Thesis gesagt hat. Ich möchte mir erlauben Sie mit wenigen Worten darauf aufmerksam zu machen, dass der geehrte Hr. Vorredner zuerst und einleitend gesprochen hat von einem 'Blick in die deutsche Litteraturgeschichte', und dass die achte Thesis gleichfalls nur 'eine kurze Uebersicht' verlangt. Ich glaube, meine Herren Collegen von der Schule werden mit mir einverstanden sein, dass mit einer Uebersicht auf gar keinem Gebiet etwas erreicht wird. Eine solche kurze Uebersicht dient nur dazu, eine wenn auch noch so kurze Zeit zu tödten. Sie gibt ein blasses, ein vollkommen verblichenes Bild, das vielleicht in künftigen Jahren noch von unseren Schülern im Gedächtnis behalten wird; das aber, was mir ganz richtig zu sein scheint, dass wir propädeutisch wirken sollen für das Betreiben der altdeutschen Litteraturgeschichte auf der Universität, das erreichen wir nach meiner Ansicht viel sicherer, wenn wir das thun, was wir in der sechsten These als nothwendig erkannt haben. Es kann ja nicht anders sein, wenn ein Schüler von dem Nibelungenlied und anderen Sagen etwas gelesen hat, dass diese concrete Anschauung, die er dadurch von dem Epos unserer Vorväter erhalten hat, ihm Liebe beibringt, und dass er mit dieser Liebe auf der Universität dahin einschlagende Collegien hört. Wenn wir ihm aber das gegeben haben, was wir als eine kurze Uebersicht zu bezeichnen pflegen, so möchten wir eher das Interesse ertödtet als gefördert haben. Deshalb bitte ich dem Vorschlag des Hrn. Präsidenten beizustimmen.

Schmitt (aus Weilburg). Ich stimme für die Beibehaltung der These, wie sie aufgestellt ist. Durch die kurze Uebersicht soll nur das erreicht werden, dass die jungen Leute sehen, dass noch andere Werke vorhanden sind als das, womit sie sich gerade in der Schule beschäftigt haben, und dazu möchte eine kurze Uebersicht sehr wohl geeignet sein. Ich glaube sogar, dass, wenn man die späteren Thesen berücksichtigt hätte, die sechste These nicht Anlass zu so vielen Erörterungen gegeben hätte. Beide ergänzen sich, der Widerspruch gegen die These 6 ist durch die These 8 gehoben, wenn wir die letztere beibehalten.

Kiesel. Ich wollte mir erlauben gegen eine gemachte Bemerkung noch etwas zu sagen.

Wenn behauptet worden ist, dass eine kurze Uebersicht leblos und geistlos sei, so kann ich nicht zugeben, dass das nothwendig der Fall sein müsse. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass, wenn das wahr wäre, der gesammte Geschichtsunterricht verurtheilt sein würde. Denn alles das, was wir zur Einführung der Schüler in die Geschichte geben, ist es etwas mehr und kann es mehr sein als eine kurze Uebersicht? Im zweijährigen Cursus der Prima, geben wir denn da etwas mehr als eine kurze Uebersicht? Ich brauche Sie nur an das, was über den Geschichtsunterricht bereits in diesen Versammlungen verhandelt worden ist, zu erinnern, um Sie davon zu überzeugen, dass auch eine kurze Uebersicht sehr lebendige Bilder enthalten kann, dass sie wirklich etwas darbieten kann, wodurch der Geist und das Gemüt angeregt und genährt wird; und in diesem Sinne wird man den geschichtlichen Unterricht beibehalten und es den Geschichtslehrern überlassen, nebenbei auf einzelnes näher einzugehen. Wenn sodann behauptet worden ist, dass der Zweck, der mit einer allgemeinen Uebersicht erreicht werden soll, auch auf einem andern Wege mittels der Auslegung eines einzelnen Werkes erreicht werden könne, so glaube ich, würde sich sehr leicht eine Einigung erzielen lassen, dadurch dass wir sagen: wir wollen keine altdeutsche Litteratur*geschichte*, wie wir keine lateinische und keine griechische treiben, wir wollen nichts weiter als die Schüler in die Litteratur einführen; wir suchen die Schüler, wenn auch nicht über jedes Werk eines Schriftstellers, doch über die Gesammtheit des Wirkens und über die ganze Stellung und Thätigkeit des Schriftstellers selbst, sowie über seinen Zusammenhang mit der Zeit, über seine culturhistorische Bedeutung zu unterrichten. Wenn alle Ansichten sich dafür entschieden haben, dass auch die deutsche Litteratur auf den Gymnasien, wenn auch nur in beschränktem Masse, gelehrt werden soll, und wenn man der Meinung ist, dass dies in einer engen Verbindung mit der Lectüre einzelner bestimmter Werke der ältern deutschen Litteratur geschehen soll, so ist damit das Wesentliche der These bereits zugegeben. Es ist nicht erheblich, ob es in Form einer Nebenlectüre oder Nachlectüre gegeben wird, oder ob zu dieser Litteraturgeschichte der Ausgangspunkt genommen wird bei der Lectüre eines einzelnen bestimmten Werkes.

Wiese. Meine Herren. Ich muss mich für die Beibehaltung dieser Thesis erklären. Der Ausdruck 'eine kurze Uebersicht' ist sehr deutlich; es kommt nur darauf an, was man daraus macht. Ich kann mir es sehr wohl erklären, wenn man einzelne Erfahrungen hat, wie es in Schulen hergeht mit der 'kurzen Uebersicht', dass man sich sehr dagegen ausspricht. Es ist lange Zeit mit der Litteraturgeschichte so verfahren worden, dass man den jungen Leuten in Prima kaum einen Namen schenkte von allen den Schriftstellern, die Bedeutung gehabt hatten; die Schüler mussten das Geburts- und Todesjahr jedes einzelnen lernen und bekamen eine Kritik über seine Arbeiten. Das gieng so weit, dass die jungen Leute vortrefflich zu räsonnieren wussten über den Werth der classischen und nichtclassischen Schriftsteller, ohne irgend etwas erhebliches von ihnen gelesen zu haben. Daher kam es, dass nicht das, was Hr. Director Kiesel als etwas wünschenswerthes bezeichnete, sondern das entgegengesetzte erreicht wurde, dass nämlich die jungen Leute auf der Universität dem Gegenstand gar keine Neigung schenkten, weil der Hunger nicht geweckt worden war, sondern eine gewisse frühe Uebersättigung stattgefunden hatte. Ich meine, dies fehlerhafte Verfahren kann man vermeiden, was, wenn ich nicht irre, auch der Hr. Proponent mit der These gemeint hat. Die Litteraturwerke sind immer Resultate des Tages: die müssen wir unseren jungen Leuten mitgeben, die Erkenntnis dieser Entwicklung, das Verhalten der Litteratur zur Kirche, zum

öffentlichen Leben u. s. w. Kein Litteraturwerk ist erklärbar in seinem Wesen ohne den historischen Hintergrund, auf dem der Autor steht. Das ist allerdings eine Sache der Methode. Aber die These zu streichen würde ich für einen grossen Misgriff halten. Wir machen ja keine detaillierte Vorschriften, wir überlassen es den Fachmännern, das einzelne festzusetzen.

Schmid (aus Stuttgart). Ich erlaube mir dem eben gesagten entgegen darauf hinzuweisen, dass, wenn wir die Lectüre einzelner Werke für gut halten, wenn es eine Frage der Methode ist und diese Frage dahin entschieden wird, dass wir die einzelnen Werke im Zusammenhang mit der Zeitentwicklung lesen sollen, sich daraus auch schon ergibt, dass wir dies bei einer kurzen Uebersicht uns vorzustellen vermögen. Wenn aber die Thesis 8 unterscheidet und sagt: 'eine kurze Uebersicht ist den Schülern zu geben', so führt dies mit innerer Nothwendigkeit auf eine andere Art der Behandlung. Das ist nicht mehr die Lectüre des einzelnen Werkes, das ist ein Theil der Litteraturgeschichte; ich denke, wir sollten dies Stück Litteraturgeschichte auf die Universität versparen. Wenn wir den Horaz erklären, so gehen wir auf seine Gesammtstellung nothwendig ein; dies thun wir auch, wenn wir das Nibelungenlied erklären, und ist die Methode richtig, so brauchen wir etwas davon verschiedenes, was die Thesis 8 geben zu wollen scheint, nicht mehr zu bestimmen.

von Raumer. Ich muss zuerst erklären, wie ich dazu gekommen bin, diese These aufzustellen. Nach meiner Ansicht liegt der Nachdruck auf dem zweiten Satze: 'dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.' Dies hielt ich für ganz nothwendig zu sagen. Dagegen der erste Satz: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben' ist von meiner Seite nur als Concession zu verstehen. Ich glaubte, dass alle Herren einverstanden sein würden, dass dies nothwendig wäre. Was die Methode betrifft, so glaube ich, es wird aus der Methode des antiken Unterrichts am besten zu entnehmen sein, wie die Sache anzufassen sei. Gesetzt dass auf einem Gymnasium von der ganzen antiken Tragödie nur ein Stück von Sophokles gelesen würde, so erfahren die Schüler in irgend einer Stunde doch, dass es einen Aeschylos und Euripides gegeben hat. Ob man es nun in die Einleitung verwebe oder eine bestimmte Stunde für die Darstellung der einzelnen Litteraturgattungen ansetze, das lasse ich unentschieden. Aber gut scheint es mir, eine Auskunft zu geben über die Hauptpunkte, so dass ein Schüler, der die Haupttheile des Nibelungenlieds gelesen hat, nun doch bereits wissen muss, dass es auch noch andere grosse und berühmte mittelhochdeutsche Dichtungen gibt. Nicht in der Art, dass man alle Einzelheiten und eine Masse von Titeln einübt, sondern dass man sich an die Hauptpunkte hält. Ich selbst habe den Versuch gemacht, auf der Universität mit einer kleinen Anzahl von Zuhörern, die gar nichts von dem Gegenstande wussten, ein mittelhochdeutsches Werk zu lesen, und ihnen in einer Einleitung von vielleicht 4 oder 5 Vorlesungen einen Ueberblick über die Hauptpunkte der deutschen Litteratur bis dahin zu geben. Es lässt sich dadurch nichts erreichen und soll auch nichts erreicht werden in Bezug auf eine eingehende Kenntnis der deutschen Litteraturgeschichte, sondern es kommt nur darauf an, dass vorläufig einige Kenntnis der Sache gegeben werde, durch die der Hunger geweckt wird.

Firnhaber. Ich sehe, dass man die einzelnen Ansichten bloss zu Protokoll erklären kann. Ich möchte keine Discussion hervorrufen. Ich möchte zu Protokoll genommen sehen, es solle heissen: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteratur-

geschichte ist den Schülern zu geben' und dann weiter: 'dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der älteren deutschen Litteraturgeschichte ebensowenig auf das Gymnasium, wie die Geschichte der neueren deutschen Litteratur.'

Präsident. Dieser letzte Zusatz liegt ausser dem Bereich dieser These.

Firnhaber. Das ist wohl richtig. Ich wollte damit nur ohngefähr das Mass der Ausführlichkeit hervorheben, mit der beides zu geschehen hat.

Präsident. Ich bin mir bewusst eine schwere Sünde begangen zu haben in meinen jungen Jahren, wo ich selbst deutsche Litteraturgeschichte vorgetragen habe, und eben deswegen habe ich mich gegen diese These erklärt. Ich stimme vollkommen überein mit dem was Hr. Geheimerrath Wiese gesagt hat. Die These gibt uns den richtigen methodischen Weg an. Man muss den Zusammenhang der grossen Litteraturwerke mit der Geschichte beachten, auf die culturhistorische Entwicklung aufmerksam machen und den historischen Unterricht in der vaterländischen Geschichte zusammenhängend mit der Culturgeschichte unseres Volkes vortragen, da durch eine solche Uebersicht die litterarhistorische Entwicklung der deutschen Nation im Zusammenhang mit der Entwicklung der Kirche so klar uns entgegentritt. Dann bin ich für die These. Aber ich glaubte, es solle damit bestimmt werden, dass eine besondere Stunde darauf verwendet werde, und dies Misverständnis war der Anlass, dass ich mich vorhin dagegen ausgesprochen habe. Betrachten wir es als eine Frage der Methode, so bin ich damit einverstanden.

Schmid (aus Stuttgart). Ich erlaube mir einen Vorschlag zu machen: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist aus Anlass der Lectüre zu geben.'

von Raumer. Ich muss mir erlauben zu bemerken, dass das eine sehr gefährliche These sein würde. Damit würde man sehr leicht darauf zurückgeführt, dass man die Lectüre in Litteraturproben zersplitterte.

Schmid. Nun so sagen wir: 'aus Anlass der Lectüre eines einzelnen Werkes.'

Präsident. Ich muss mich dagegen erklären. Wir kommen sonst zu den furchtbar gelehrten Einleitungen, die wir jetzt noch auf den Universitäten finden bei der Lectüre von einzelnen classischen Autoren, z. B. Aeschylos.

von Raumer. Ich möchte mir erlauben eine andere Fassung vorzuschlagen. Wenn die These so lautete: 'Mit den Hauptpunkten der deutschen Litteratur sind die Schüler theils im historischen Unterricht, theils in der Einleitung zu der in Thesis 6 bestimmten Lectüre bekannt zu machen', dann könnte man fortfahren: 'dagegen eine selbständige ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte gehört nicht auf das Gymnasium.'

Präsident. Die Herren sind sicher alle damit einverstanden. Nachdem wir uns über die Sache verständigt haben, möchte ich vorschlagen die Fassung ganz aus dem Spiele zu lassen und uns darüber zu einigen, dass wir eine Bekanntschaft mit den Hauptpartien der älteren deutschen Litteraturgeschichte für nothwendig und wünschenswerth halten. Wie sie gegeben wird, ob im Geschichtsunterricht oder in den deutschen Stunden, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Ich möchte die Herren, die damit nicht einverstanden sind, bitten sich zu erheben. Niemand. Bei dem zweiten Theil ist kein Widerspruch erhoben.

von Raumer. Die neunte Thesis lautet:

> Für den gesammten deutschen Unterricht ist es von grösster Wichtigkeit, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwicklung richtig aufgefasst werde.

Ich habe diese Thesis absichtlich so gestellt. In dieser Fassung ist man wohl darüber einig. Ich bin absichtlich nicht in die Materie eingegangen, weil darüber eine Discussion entstehen könnte, mit der wir kaum fertig werden würden. Wie die Thesis da steht 'dass das Verhältnis richtig aufgefasst werde', glaube ich, wird kaum jemand etwas dagegen haben.

Präsident. Ich möchte bemerken, dass die Stellung dieser Thesis mit einer grossen Weisheit da angebracht ist, wo wir nicht mehr von den Schülern reden, sondern zu den Lehrern übergehen, und ich denke, dass der Hr. Antragsteller mehr das grammatisch-historische Studium der Lehrer dabei im Auge gehabt hat, als dass er damit eine weitläufige Discussion über die Verhältnisse des deutschen Sprachunterrichts hat herbeiführen wollen.

Oberlehrer Dr. Andresen aus Mühlheim an der Ruhr. Es ist ganz unzweifelhaft, dass es für den gesammten deutschen Unterricht von grösster Wichtigkeit ist, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwicklung richtig aufgefasst werde und nicht unrichtig. Es handelt sich aber wesentlich um die Frage, ob dies Verhältnis überhaupt aufgefasst werden muss und zur natürlichen Voraussetzung wird in dem deutschen Schulunterricht. Denn die Auffassung eben dieses Verhältnisses ist bekanntlich eine sehr subjective und hat noch in den letzten Jahren zu verschiedenartigen Resultaten geführt, namentlich in Betreff der Orthographie. Jedenfalls meine ich, und ich bin überzeugt, dass niemand das Gegentheil behaupten wird, dass den Schülern das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden zum Bewusstsein gebracht werden soll.

von Raumer. Das ist gerade das Gegentheil von dem, was ich in der These aufgestellt habe. Mir liegt nur daran, dass nicht auf eine ungehörige Weise das Altdeutsche in das Neuhochdeutsche eingemengt werde.

Kiesel. Ich glaube, man wird seine Zustimmung zur These nur geben in demjenigen Sinn, in welchem der Hr. Präsident sie bezeichnet hat. Wenn damit gemeint sein soll, dass von den Schülern eine Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Neuhochdeutsch und Altdeutsch erzielt werden soll, so ist es unmöglich nicht dagegen zu sein. Allein selbst mit diesem stillschweigenden Vorbehalt, der sich etwa rechtfertigen dürfte, möchte ich die These nicht angenommen sehen, weil, wenn wir sie mit diesem Vorbehalt zugeben, sie doch eigentlich in das Gebiet der nächstfolgenden These gehört, wo die Rede ist von den Bedingungen, unter welchen einem Lehrer die Pflege des altdeutschen Unterrichts anvertraut werden soll. Ich glaube nicht nöthig zu haben meine Ansicht dahin zu motivieren, dass es unmöglich ist, bei den Primanern eine Erkenntnis der Abhängigkeit, in welcher die gegenwärtige deutsche Sprache von ihren früheren Gestaltungen steht, hervorzurufen, und weil die These, so wie sie ist, dahin verstanden werden dürfte, so erlaube ich mir den Antrag sie zu streichen.

Schmitt (aus Weilburg). Ich würde auch für Streichung dieser These sein: denn sie geht über den Kreis sämmtlicher Sätze hinaus. Es handelt sich um den altdeutschen Unterricht und nicht um den Unterricht in der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Wiese. Aus den eben angegebenen Gründen bin auch ich dafür, dass wir über diese

These hinweggehen. Ich möchte mir nur bei diesem Anlass eine Bemerkung erlauben, auf die Hr. Dr. Andresen hingewiesen hat. Es ist gewis von jedermann, dem das Schulwesen am Herzen liegt, mit Dank anerkannt worden, dass so sehr geeignete Themata für unsere pädagogische Section gewählt worden sind. Ein solches Thema wie dieses und wie die lateinische Rechtschreibung gehört recht eigentlich in ein solches Parlament deutscher Philologen und Schulmänner. Es ist ein Wort von der deutschen Orthographie vorhin gesprochen worden. Jeder weiss, dass das ein wahres Chaos ist an unseren Schulen, und der Hr. Proponent würde sich gewis ein Verdienst erwerben, wenn er diese Frage auch einmal auf einer unserer Versammlungen zur Sprache brächte, so dass wir darüber uns vorläufig verständigen könnten, um weitere Massregeln zu verabreden. Thatsache ist, dass nichts dringender gewünscht werden kann, als dass die Lehrer das Verhältnis unserer neuhochdeutschen Schriftsprache zum Altdeutschen deutlich erkennen, um sicher zu sein vor einer Behandlung, die man Mishandlung nennen kann. Es ist mir vorgekommen, dass in einer Schule das Lesebuch von Ph. Wackernagel lange Zeit gebraucht worden war, wo die Knaben das Wort 'Noth' Not geschrieben sahen. Das Buch wurde abgeschafft, und der Lehrer verlangte nun 'Noth', während sie früher 'Not' geschrieben hatten. Ich habe gesehen, dass ein Junge 30mal das Wort mit 'h' schreiben musste. Ebenso hatte der frühere Lehrer 'lassen' mit 'sz' schreiben lassen, der Lehrer der höheren Classe verlangte 'ss'. Das heisst doch das orthographische Wissen verwirren. Ich denke, man sollte den Anlass benutzen, um es als eine dringende Forderung hinzustellen, dass nach dieser These, welche Hr. Director Eckstein als die eigentlich directoriale bezeichnet hat, jeder Lehrer darüber ein klares Bewusstsein haben muss.

Classen. Ich halte es für durchaus nothwendig, um zu einer begründeten Entscheidung zu kommen, dass der Hr. Proponent sich darüber ausspreche, in welcher Weise er glaube den ausgesprochenen Zweck erreichen zu können, ob im Anschluss an den grammatischen Unterricht oder an die Lectüre und Litteratur.

von Raumer. Ich wollte überhaupt gar nicht sagen, dass etwas geschehen soll. Ich wollte nur sagen, dass die richtige Auffassung des Verhältnisses des Neuhochdeutschen zu den älteren Perioden der germanischen Sprache von grosser Wichtigkeit für den gesammten deutschen Unterricht ist, weil nämlich erfahrungsmässig der altdeutsche Unterricht häufig den neuhochdeutschen auf eine ungehörige Weise zu beeinflussen und zu verderben pflegt. Darum sage ich: es ist auch für den altdeutschen Unterricht von grosser Wichtigkeit, dass eine richtige Auffassung Platz greife über das Verhältnis des Altdeutschen zu dem Neuhochdeutschen.

Präsident. Es ist meiner Ansicht nach ein einfaches Axiom. Wir kommen zur Abstimmung. Diejenigen Herren, die für den Wegfall der These sind in der Auffassung, wie sie jetzt durch die Erklärung des Hrn. Antragstellers vorliegt, bitte ich aufzustehen. — Die These bleibt.

von Raumer. Die zehnte These lautet:

> Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen.

Kiesel. Dasjenige was ich über diese These sagen möchte, kann ich am besten in die Form eines Aenderungsvorschlags einkleiden; ich erlaube mir im Rückblick auf Thesis 9 in

dem Sinn, in welchem sie durch den Hrn. Vorsitzenden erklärt worden ist, folgenden Vorschlag: 'Zum Gedeihen des deutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, welche auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen.'

Präsident. Es steht in Ihrem Aenderungsvorschlage nichts vom altdeutschen Unterricht; folglich ist dies Sache der These 11.

Firnhaber. Es scheint mir in der These zu wenig gesagt zu sein. Ich fürchte, es könnte kommen, wenn dieser Unterrichtsgegenstand conform mit den Beschlüssen, die hier gefasst sind, obligatorisch auf den Gymnasien eingeführt würde, dass dann sich leicht eine Erfahrung ergeben könnte, die wir schon gemacht haben, dass nämlich dieser Unterricht auch von solchen ertheilt worden ist, welche die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen glaubten. Da aber gerade dieser Umstand dazu geführt hat, den Unterrichtsgegenstand in Miscredit zu bringen sowohl bei Schülern als bei Schulmännern und Behörden, so würde es nach meiner Ansicht passend sein zu sagen: 'Es ist von Ertheilung des altdeutschen Unterrichts auf den Gymnasien abzusehen, wofern derselbe nicht in die Hände von Lehrern gelegt werden kann, welche eine vollständige Kenntnis des Altdeutschen besitzen.'

Präsident. Ich bin damit vollständig einverstanden.

von Raumer. Ich möchte meine Fassung deswegen aufrecht erhalten, weil mit der vorgeschlagenen Aenderung etwas hineingebracht würde, was ich nicht sagen wollte. Die Thesis 10 ist allerdings eigentlich überflüssig, insofern sie als selbstverständlich vorausgesetzt werden sollte. Seltsamerweise ist aber gerade dieser eine Lehrgegenstand nicht demgemäss behandelt worden, und darum soll diese Thesis nichts weiter besagen als: dieser allgemeine, von niemand angezweifelte Satz bezieht sich auch auf den altdeutschen Unterricht.

Präsident. Ich möchte mir einen Vorschlag erlauben. Die These könnte ruhig angenommen und Hrn. Firnhabers Vorschlag als Zusatz beigefügt werden. Bei gesetzgeberischen Arbeiten nennt man das Uebergangsbestimmungen, transitorische Massregeln. So lange die Sache noch nicht erreicht ist, die wir in der 11n und 12n These zu erreichen wünschen, ist der Satz vollständig an seinem Platze. Sie werden einverstanden sein, dass ein Unterricht nicht zu ertheilen ist, wo man keine Lehrer hat. Nehmen wir also den Zusatz als transitorische Bestimmung zu der Thesis an.

Albert Müller. Ich bin ganz damit einverstanden; nur glaube ich, dass der Zusatz zu scharf gefasst ist. Ich glaube, wir können diese transitorische Bestimmung noch praktischer machen, wenn wir sagen: 'Es ist von Ertheilung des altdeutschen Unterrichts abzusehen, wofern nicht an dem Gymnasium eine dafür geeignete Persönlichkeit vorhanden ist.' Denn es ist nicht zu erwarten, dass schon so viele über dies Fach auf der Universität Vorlesungen gehört haben.

Firnhaber. Ich muss wohl misverstanden worden sein: denn es ist nicht von mir behauptet worden, es müsse verlangt werden, dass der betreffende Lehrer auf der Universität seine Kenntnisse gesammelt hätte. Wir mögen auch einen Autodidakten anerkennen, der sich der Sache zu bemächtigen gewusst hat. Ich habe darüber nichts gesagt, dass etwa erst ein Nachweis über gehörte Collegien beigebracht werde, sondern kein anderer als ein befähigter könne diesen Unterricht auf dem Gymnasium ertheilen. Es soll dieser Unterrichtsgegenstand vom Lehrplan verschwinden, wenn nicht eine für seine Ertheilung vollständig befähigte Persönlichkeit vorhanden ist.

Präsident. Ich denke, Hr. Dr. Müller zieht seinen Antrag zurück. An Hrn. Director Kiesel richte ich die Frage: wünschen Sie eine Abstimmung über Ihren Vorschlag: 'Zum

Gedeihen des deutschen Unterrichts auf den Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen'?

Kiesel. Man könnte ihn so fassen: 'Für die Ertheilung des deutschen Unterrichts dürfen nur solche Persönlichkeiten geeignet gefunden werden, die auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen.' Ich schliesse mich in dieser Beziehung an das an, was Hr. Geh. Rath Wiese gestern schon bei Thesis 2 gesagt hat über die Forderungen und Bedingungen des deutschen Unterrichts. Ich denke nämlich daran, dass man sehr häufig aus dem Munde von deutschen Sprachlehrern Ansichten hört, deren sie nicht fähig sein würden, wenn sie des Altdeutschen einigermassen kundig wären. Mein Aenderungsantrag ist aber insofern überflüssig, als in den Bereich des deutschen Unterrichts der Unterricht im Altdeutschen schon aufgenommen ist. Allein da es nun jedenfalls noch hie und da an der Ansicht gebrechen wird, dass diese Aufnahme des altdeutschen Unterrichts ein nothwendiges Element des deutschen Unterrichts sei, so fürchte ich, es könnte dieser Theil des deutschen Unterrichts in dem Masse als eine Nebensache betrachtet werden, dass man ihn den Lehrern anvertraute, die seither deutschen Unterricht ertheilten, und davon würde ich dann nicht allein den Nachtheil fürchten, dass sie die Schüler im Altdeutschen irre leiten, sondern auch den weiteren, dass sie auch das Neuhochdeutsche nicht gehörig lehren könnten. Das ist der Grund für meinen Aenderungsantrag.

Präsident. Ich möchte vorschlagen sich zu beruhigen, da ausdrücklich Lehrer in diesem Gegenstand als nothwendig anerkannt worden sind, die Kenntnis desselben besitzen. Ich glaube, wir können zur Abstimmung schreiten.

von Raumer. Darf ich bitten nochmals zu lesen, wie es heissen soll?

Präsident. Der Satz bleibt vollständig stehen; es kommt nur etwas dazu. Die These lautet:

> Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen. Es ist von Ertheilung desselben abzusehen, wofern er nicht in die Hände von Lehrern gelegt werden kann, welche eine vollständige Kenntnis des Altdeutschen besitzen.

Die Herren, die dagegen sind, bitte ich sich zu erheben. Es ist die Minderheit. Die These ist also angenommen.

von Raumer. Die elfte Thesis lautet:

> Obwohl die Pflege der Wissenschaft fordert, dass eine Anzahl von Gelehrten das Studium der germanischen Sprachen und Litteraturen zu ihrem ausschliesslichen Lebensberuf macht, so ist doch eine durchgreifende Trennung des classischen und des deutschen Unterrichts weder möglich noch wünschenswerth. Vielmehr besteht gerade in der wechselseitigen Durchdringung des classischen und des deutschen Unterrichts eine der wesentlichsten Aufgaben des Gymnasiums.

Der Sinn dieser These ist folgender. Man kann entweder besondere Lehrer für das Deutsche anstellen, die nur den deutschen Unterricht ertheilen und auch das Altdeutsche gründlich verstehen, oder man kann den deutschen Unterricht von den Lehrern der classischen Sprachen ertheilen lassen, so dass jeder Lehrer am deutschen Unterricht Theil nimmt, aber dann auch

alle Lehrer etwas vom Altdeutschen verstehen. Ich muss vorausschicken, dass unter besonderen Umständen es ein grosses Glück für ein Gymnasium sein kann, wenn ein Lehrer da ist, dessen Berufsfach die deutsche Philologie ist und der dann nichts als das Deutsche am Gymnasium hat. Aber ich glaube, es soll dies nicht dahin ausgedehnt werden, dass wir in Zukunft einerseits Lehrer des Deutschen und anderseits Lehrer der classischen Sprachen haben, sondern die Lehrer der classischen Sprachen sollen sich überhaupt den ganzen Umfang der heutigen sprachlichen Schulbildung und somit auch eine solche Kenntnis des Altdeutschen aneignen, dass sie sämmtlich den neuhochdeutschen Unterricht zu ertheilen vermögen und dass die tüchtigsten im Stande sind auch das Altdeutsche zu lehren.

Präsident. Hat jemand etwas dagegen zu erwähnen? — Wir gehen zur letzten Thesis über.

von Raumer. Die zwölfte Thesis lautet:

> Bei den philologischen Prüfungen für das Lehramt an Gymnasien ist einige Kenntnis der geschichtlichen deutschen Grammatik und der älteren deutschen Litteratur zu fordern. Die Forderungen sind auf das wirklich Elementare zu beschränken. Aber das Zeugnis über die Ergebnisse der Prüfung hat auszusprechen, ob der Candidat nur den an alle Philologen gestellten Forderungen genügt, oder ob er ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen bewiesen habe.

Diese Thesis führt nur praktisch aus, was theoretisch schon gesagt worden ist. Denn wenn man von der Ansicht ausgeht, dass alle Lehrer mehr oder weniger neuhochdeutschen Unterricht zu geben haben, so müssen auch alle Lehrer bei dem jetzigen Standpunkt der deutschen Sprachwissenschaft einiges von den Elementen der geschichtlichen deutschen Grammatik wissen. Dagegen, glaube ich, ist es zu viel, wenn man verlangt, dass jeder künftige Lehrer der classischen Sprachen an den Gymnasien ein solches Mass von Kenntnissen im Altdeutschen besitzen solle, um altdeutschen Unterricht geben zu können; und da scheint mir der beste Mittelweg, dass man ein geringeres Mass von Forderungen aufstellt, dagegen diejenigen, die sich auszeichnen, schon in dem Zeugnis der Prüfung als solche bezeichnet, welche in Zukunft altdeutschen Unterricht zu geben im Stande sind. Man könnte die These auch so stellen: 'Nur der, der in der Prüfung ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen zeigt, soll die Berechtigung zur Ertheilung des altdeutschen Unterrichts haben', und ich würde auch nichts gegen eine derartige Fassung der These haben, wenn nicht der Fall zu berücksichtigen wäre, dass vielleicht schon ältere und erfahrnere Lehrer erst während ihres Lehramts sich gründliche Kenntnisse im Altdeutschen zu erwerben wissen, und doch nicht wünschen sich erst noch einer Prüfung im Altdeutschen zu unterwerfen.

W. Wackernagel. Geehrte Herren. Ich muss mich gegen diese These vollkommen erklären und meine Protestation zu Protokoll geben. Wenn bloss Neuhochdeutsch auf der Schule gelernt würde, so würde ich von den Lehrern dieses Fachs auf jeden Fall Kenntnis des Altdeutschen verlangen, weil ich mir nicht vorstellen kann, wie einer Neuhochdeutsch lehren will ohne das Altdeutsche zu verstehen. Jetzt soll auf den Schulen sogar Mittelhochdeutsch getrieben werden, und dennoch wird vom Lehrer nur eine geringe Kenntnis verlangt. Wie soll ein Lehrer seine Schüler gründlich unterrichten, wenn er nur das Elementare inne hat? Ich glaube, das ist eine pädagogische Abnormität. Ich muss mich gegen diese Thesis erklären und muss die Forderung stellen, dass diejenigen, die deutschen Unter-

richt geben, das Altdeutsche sich ebenso wie die Sprachen des Alterthums angeeignet haben und dass man von ihnen ein entsprechendes Mass von Kenntnissen verlange. Es ist allerdings nothwendig, dass die zukünftigen Lehrer sich mit dem Altdeutschen vertraut machen, mit der Sprache, Litteratur und Litteraturgeschichte, und es ist, damit dies geschieht, nothwendig, dass schon auf den Schulen die Sache auf eine gründlichere Weise betrieben werde, als gestern gefordert worden ist. Denn wenn als selbstverständlich angenommen wird, von den Schülern des Mittelhochdeutschen dürfe man keine Präparation fordern und die Hauptsache sei eine gute Uebersetzung, so führt das nicht einmal in die Elemente ein, und ein Unterricht der Art wird während der Stunde amüsieren, der Schüler bekommt aber nicht den Stachel, die Grundlage auf der er weiter bauen kann. Ich kann mich auf Erfahrung berufen. Es wird in Preussen zum grossen Theil auf den Schulen und Gymnasien Altdeutsch getrieben; woher kommt es, dass auf der Hochschule, z. B. auf der Universität in Berlin, wo die Studenten die Collegien sich zu wählen haben, dass dort diese Collegien kaum zehn Zuhörer zählen, eine absolut kleinere Zahl als an solchen Orten, wo auf den Schulen kein Altdeutsch gelehrt wird? Das liegt an dem Mangel an wissenschaftlicher Belehrung und weil die Schüler nur amüsiert und blasiert werden und kein Interesse für den Gegenstand gewinnen. Will man einen ordentlichen Lehrer, so ist es auch nöthig, dass man wirklich wissenschaftliche Kenntnisse von ihm fordert, dass er die Collegien besucht und sich dadurch auf einen rechten Schulunterricht vorbereitet hat. Man prüfe ihn am Nibelungenlied oder an einem altdeutschen Lesebuch.

von Raumer. Ich muss es als ein mir vollkommen unerklärliches Misverständnis bezeichnen, wenn der verehrte Hr. Prof. Wackernagel meine Ansicht zu bekämpfen glaubt. Wie man die Behauptung aufstellen kann, ich wolle eigentlich das, was ich Thesis für Thesis bekämpfe, das ist mir ganz und gar unbegreiflich. Hr. Prof. Wackernagel hat auch die vorliegende Thesis gänzlich misverstanden. Er hat gesagt, ich behaupte, dass eine elementare Kenntnis des Altdeutschen genüge um altdeutschen Unterricht zu geben. Ich mache aber einen Unterschied zwischen dem Grade von Kenntnissen im Altdeutschen, die von jedem Lehrer der classischen Sprachen und die von einem Lehrer des Altdeutschen verlangt werden sollen. Eine elementare Kenntnis des Altdeutschen sollen alle Philologen besitzen, weil nach meiner Ueberzeugung der Lehrer der classischen Sprachen auch deutschen Unterricht zu geben hat, während meine Anforderungen an einen Lehrer des Altdeutschen der Art sind, dass nur derjenige, der ein hervorragendes Mass von Kenntnissen besitzt, den Unterricht im Altdeutschen erhalten soll.

Präsident. Ich glaube, dieses Misverständnis wird sich beseitigen lassen durch Beachtung dessen was in der Thesis 10 ausgedrückt ist, wo es heisst, dass die Lehrer eine Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen müssen. Und ich glaube dass Hr. von Raumer in der zwölften Thesis darauf hinweisen wollte, dass es wünschenswerth und nothwendig sei, dass alle philologischen Lehrer des Gymnasiums einige Kenntnisse auch in der deutschen historischen Grammatik haben. Ueber die Form der Prüfung würden wir in eine weitläufige Discussion eingehen müssen. Das Mass der Forderungen in den verschiedenen Ländern ist sehr verschieden. Hätte der Hr. Proponent an mein eigenes Vaterland gedacht, an Preussen, so würde die Form und Fassung wieder ganz anders haben werden müssen. Da die Einrichtungen so verschieden sind, so denke ich, könnte das am besten den Regierungen überlassen werden; wir wollen uns nur über das Princip einigen.

Wiese. Wir sprechen hier nur Wünsche aus; aber es ist ganz sicher, dass die von

Ihnen, meine Herren, ausgesprochenen Meinungsäusserungen nicht wirkungslos bleiben. Die Erfahrungen aus vielen Gegenden des deutschen Landes sprechen für die beiden Theile der These. Der erste Theil sagt: alle Lehrer, die den philologischen Unterricht auf Gymnasien ertheilen wollen, müssen in ihre Studien auch das Altdeutsche aufgenommen haben. Der zweite sagt: die Lehrer des Deutschen sollen, wenn sie bis zu den obersten Classen vorrücken wollen, des Altdeutschen vollständig kundig sein, jeder andere deutsche Lehrer soll aber einige Kenntnis in der altdeutschen Grammatik nachweisen. Ich glaube, das sind sehr beherzigenswerthe Forderungen. Wir hegen alle die Zuversicht in unserem guten Glauben an diese nationale Angelegenheit, dass wir es möglich finden werden; für jetzt ist es kaum erreichbar. Es gibt wenige Unterrichtsgegenstände, für welche so wenig gute Lehrer zu finden sind wie für das Deutsche. Der deutsche Unterricht muss aber gegeben werden, wenn auch jetzt noch die Lehrer die Anforderungen nicht erfüllen. Es ist also eine Sache der Zukunft, die wir zu erreichen streben. Ich denke, das Mass, welches erreicht werden soll, ist ein sehr gerechtes: es ist nur Sachkenntnis. Es wird immer Leute geben, die sich zum deutschen Unterricht melden; wenn sie aber eine gründliche Kenntnis nachweisen sollten, so würden sie in die grösste Verlegenheit gerathen. Woher sollen wir aber alle die Lehrer nehmen für die ausserordentliche Zahl von Schulen? Ich wiederhole, was hier verlangt wird, ist ganz den Umständen angemessen. Wir können nur wünschen, dass durch das, was auf den Universitäten geschieht, das Uebel bald gehoben werde, indem die künftigen Lehrer Gelegenheit nehmen Vorlesungen über das Altdeutsche zu hören; dann werden wir in den Gymnasien unsere Theorie verwirklichen können.

Wackernagel. Ich bin einverstanden, wenn die These so aufgefasst wird, wie sie eben ausgelegt worden ist.

Präsident. Wir wollen uns nicht in Fassungsfragen einlassen, da über den Sinn gar kein Zweifel obwalten kann. Ihre Bedenken sind erledigt durch die Hinweisung auf die zehnte Thesis. Bei einem speciellen Formular würden Bedenken kommen; ich glaube, wir können uns darüber zunächst einfach einigen, dass wir von jedem Lehrer an einer höheren Schule eine Kenntnis der deutschen Sprache und Bekanntschaft mit der Entwicklung unserer Sprache und Litteratur fordern. Das ist der Sinn des ersten Satzes; der zweite Satz ist eigentlich ein völlig überflüssiger, nachdem in der zehnten Thesis ausgesprochen worden ist, dass der altdeutsche Unterricht in den Händen von Lehrern liegen solle, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen. Ich glaube, Hr. von Raumer hätte den zweiten Satz ganz und gar weglassen können und würde damit den Widerspruch, der sich erhoben hat, weil der Satz zu Misverständnissen führte, von vorn herein beseitigt haben.

von Raumer. Ich habe das zweite hinzugesetzt, um Misverständnissen vorzubeugen; gerade darum habe ich diesen Unterschied gemacht.

Präsident. Beabsichtigt noch irgend einer der Herren gegen diese Thesis einen Widerspruch zu erheben? Es scheint nicht der Fall zu sein. So wären denn diese Thesen erledigt. Ich glaube, wir müssen Hrn. von Raumer dafür danken, dass er durch seine Thesen uns Gelegenheit gegeben hat in die Frage einzugehen, die nun zum vierten Male die Philologenversammlung beschäftigt. Dabei muss ich auf den Fortschritt in der Behandlung dieser Frage hinweisen. Auf der Berliner Versammlung kam man nicht weiter, als dass es hiess, es sei wünschenswerth auf diese Frage einzugehen. Heute und gestern sind wir einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, und ich vertraue sicher, dass die historische Kenntnis

unserer Sprache und Litteratur auf den höheren Schulanstalten immer mehr gedeihen und wesentlich dazu beitragen werde den vaterländischen Sinn, die Anhänglichkeit an die grosse Vergangenheit unseres Volks, an unsere Jahrtausende hinaufreichende Litteratur immer mehr zu verbreiten. In diesem Sinne, meine Herren, wollen wir dem Hrn. Proponenten Prof. von Raumer und auch denen, die sich an der Discussion betheiligt haben, unsern wärmsten Dank bezeugen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Wir kommen nun zu der Frage über lateinische Rechtschreibung, die von Hrn. Professor Fleckeisen angeregt worden ist.*) Ich ersuche Hrn. Professor Fleckeisen das Wort zu nehmen.

---

*) Der Antragsteller hatte seinem an sämmtliche Mitglieder der Versammlung vertheilten Begrüssungsschriftchen: 'Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung' folgende Thesen vordrucken lassen:

1. Die lateinische Rechtschreibung ist, von wenigen wirkungslos gebliebenen Ausnahmen abgesehen, in früheren Jahrhunderten kein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen: man schrieb die Wörter so wie man sie in den Ausgaben der Classiker gedruckt fand, ohne danach zu fragen, ob diese Schreibung durch echte Ueberlieferung, d. h. durch Zeugnisse der Alten selbst, durch Inschriften und alte Handschriften beglaubigt werde oder nicht. Die Ausgaben giengen aber in orthographischer Rücksicht fast unverändert auf die editiones principes zurück, und diese waren in der Regel aus jüngeren Handschriften, wie sie der Zufall den ersten Druckern in die Hände gab, abgedruckt. Demnach konnte es nicht fehlen dass viele Wörter in der Schreibweise, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die gewöhnliche war, auch in die Texte der Classiker eindrangen, und sie haben sich in leider nur zu grosser Zahl darin bis auf den heutigen Tag erhalten.

2. Erst seit einigen Jahrzehnten hat die Philologie ihre Aufmerksamkeit auch auf diesen Punkt gerichtet — epochemachend ist Ph. Wagners 1841 erschienene 'orthographia Vergiliana' — und nicht allein empirisch nachgewiesen, dass in den ältesten Handschriften diese und jene Wörter sich constant so und so geschrieben fänden, abweichend vom herkömmlichen, sondern auch rationell zu begründen gesucht, dass etymologisch nur diese wahrhaft beglaubigte Schreibweise berechtigt sei, ein Bestreben das durch die Resultate der vergleichenden Sprachforschung wie durch ein erneuertes Studium der Inschriften auf Denkmälern und Münzen und der alten Grammatiker wesentlich unterstützt worden ist und noch unterstützt wird. Ja eine methodische Benutzung der Inschriften verbunden mit Ueberlieferungen bei den Grammatikern hat durch den Nachweis der innigen Wechselwirkung zwischen Laut und Schrift sogar dieses ganze Kapitel dem Gebiete der bloss äusserlichen Empirie entzogen und es zu einem integrierenden Theile der wissenschaftlichen, d. h. historischen lateinischen Grammatik erhoben.

3. Diese wissenschaftliche Auffassung der Sache, wie sie Ritschl angebahnt, bis jetzt aber leider noch nicht durch alle Perioden durchgeführt hat, gehört natürlich nicht in die Schule, wenigstens für jetzt noch nicht; wohl aber hat die Schule das Recht zu fordern, dass ihr die Resultate dieser Untersuchungen nicht vorenthalten werden, mit andern Worten, dass dem Schüler eine ganze Reihe lateinischer Wörter nicht mehr in der notorisch falschen Schreibweise gelehrt werde, die sie erst in den letzten barbarischen Jahrhunderten des Mittelalters angenommen haben, sondern in derjenigen, in welcher sie von den gebildeten Männern gebildeter Jahrhunderte geschrieben worden sind. Von dieser richtigen Einsicht geleitet haben denn auch die neueren Bearbeiter von Schulausgaben es sich angelegen sein lassen, ihre Texte auch in orthographischer Rücksicht möglichst rein darzustellen, freilich mit sehr verschiedenem Erfolg, der eine in weiterem, der andere in beschränkterem Umfang. Die Autorentexte bekommen aber unsere Schüler erst in den mittleren und oberen Classen in die Hände, nachdem sie durch den vorausgegangenen Unterricht aus den Elementarbüchern, die mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen noch ganz dem alten Usus huldigen, ihrem Gedächtnis die falsche Schreibweise eingeprägt haben. Was ist die Folge hiervon? Unsicherheit und Schwanken der Schüler in ihrem eigenen Lateinschreiben und die Nothwendigkeit zeitraubender Auseinandersetzungen des Lehrers über Dinge die sich von selbst verstehen sollten.

4. Vom pädagogischen Standpunkt ist eine Abhülfe dieses Uebelstandes dringend geboten. Sollen wir

Professor Dr. Fleckeisen. Verehrte Herren. Meine Ansicht über die Frage, die ich für die pädagogische Section der diesjährigen Philologenversammlung in Anregung zu bringen mir erlaubt habe, ist in den Thesen deutlich und ausführlich genug ausgesprochen. Bei der Kürze der uns noch übrigen Zeit unterlasse ich es daher sie des breitern zu begründen. Ganz besonders wünsche ich, dass die Debatte darauf eingehe, ob die Versammlung ebenso das Bedürfnis einer Abhülfe des von mir gerügten Uebelstandes anerkenne, wie ich es in These 4 ausgesprochen habe.

Präsident. Ich glaube dass wir die ersten Thesen als Theorie betrachten können und gleich beim vierten Satz beginnen: 'Vom pädagogischen Standpunkt ist eine Abhülfe dieses Uebelstandes dringend geboten.' Was sonst gesagt wird, ist mehr eine Hinweisung auf das, was die neuere Forschung für die historische Entwicklung der lateinischen Sprache während der letzten 15 Jahre zu erreichen sich bemüht hat. Ich würde vorschlagen, dass wir bei der Behandlung dieses Gegenstandes uns auf die Frage beschränkten, ob denn wirklich ein so grosses Bedürfnis vorhanden sei, dem jetzt eingerissenen Uebelstande abzuhelfen, und in welcher Weise diese Abhülfe zu erreichen sei. Wenn wir in dieser Weise vorgehen, so lässt sich die Frage wohl erörtern. Ich möchte nun den Hrn. Proponenten fragen, ob die erste, zweite und dritte Nummer Punkte der Erörterung sein sollen, oder ob er einverstanden ist, dass wir mit dem vierten Satz anfangen, wo hauptsächlich auf das was noth thut hingewiesen wird, und dann zu These 5 übergehen, welche die Art und Weise enthält, in welcher wir zur Beseitigung dieses Uebelstandes kommen können.

Fleckeisen. Ich bin mit diesem Vorschlag vollkommen einverstanden.

Präsident. Ich ersuche nunmehr die Herren, die über den Gegenstand reden wollen, sich zu melden.

Schultz (aus Münster). Mit den in These 4 enthaltenen allgemeinen Grundsätzen, die der Hr. Proponent aufgestellt hat, bin ich meinerseits vollkommen einverstanden. Ich meine, es versteht sich von selbst, dass, wenn das rechte als recht anerkannt ist, es von Anfang an unseren Schülern einzig und allein vorgeführt werden soll. Das allein ist die Frage, was in diesem Gebiet im einzelnen recht sei: es ist in manchen Fällen ausserordentlich schwer und unsicher zu entscheiden. Unter den einzelnen Beispielen, die uns Hr. Prof. Fleckeisen vorgeführt hat, kommt auch der Fall nicht selten vor, dass es heisst, verschiedene Formen seien

---

zum alten Schlendrian zurückkehren? Das wird jedem Schulmann sein wissenschaftliches Gewissen verbieten: der blossen Bequemlichkeit darf die wissenschaftliche Wahrheit nicht zum Opfer gebracht werden. Wir müssen uns also vereinigen, die auf Grund genauerer Sprachkenntnis und unbefangener Würdigung der Ueberlieferung als einzig richtig nachgewiesenen Schreibungen als solche anzuerkennen und die betreffenden Wörter vom ersten lateinischen Unterricht an nur in dieser Schreibung zu gebrauchen, die unrichtige aber von vorn herein vollständig zu ignorieren. Die Bearbeiter von Schulausgaben aber und die Verfasser von Elementarbüchern, Schulgrammatiken und -wörterbüchern müssen es sich selbst zur Pflicht machen, die Resultate der auf diesem Gebiete gepflogenen wissenschaftlichen Untersuchungen ihren Büchern im weitesten Umfange zugute kommen zu lassen.

5. Da nun aber diese Resultate selbst in der philologischen Wissenschaft noch nicht Gemeingut geworden sind, da überhaupt das gesammte Material zur Erledigung der hier einschlagenden Fragen in Commentaren, Zeitschriften und nicht jedermann zugänglichen Gelegenheitsschriften zerstreut ist, so wäre es sehr zu wünschen, dass ein mit diesen Studien vertrauter Philolog ein 'Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung' abfasste, das eine übersichtliche Zusammenfassung der Resultate in alphabetischer Folge enthielte und von denen, die selbständige Forschungen anzustellen keine Neigung haben, als Regulativ benutzt werden könnte.

gleichberechtigt. In dem Fall aber würde unter allen Umständen eine Wahl getroffen werden müssen, wenn auch die eine Schreibung nicht minder als die andere verbürgt ist. Es ist nothwendig, dass alle die einzelnen Fälle, welche in Zweifel gezogen worden sind, zusammengestellt werden und über jeden einzelnen entschieden wird. Ich glaube, es ist auch nicht unzweckmässig, einen oder mehrere specielle Fälle an dieser Stelle zu erörtern; die von Hrn. Prof. Fleckeisen aufgestellten Beispiele sind ganz geeignet dazu. Ich vermisse aber zwei in pädagogischer Beziehung besonders wichtige Worte, die neben einander laufen: das ist der Name *Vergilius* und *genetivus* neben *Virgilius* und *genitivus*. Ich möchte darum den Hrn. Prof. Fleckeisen ersuchen, uns mündlich über die Schreibung dieser beiden Worte seine Entscheidung zu geben.

Fleckeisen. Ich glaube, wenn wir uns auf die Discussion von Einzelheiten einlassen wollen, werden wir kein Ende finden. Die von mir gegebenen Beispiele sind, wie ich in der Einleitung gesagt habe, durchaus planlos herausgegriffen und zusammengestellt, in der Hoffnung späterhin die Sache weiter auszuführen und vielleicht zu einem vollständigen Hülfsbüchlein zu ergänzen; aber die Einzelheiten müssen wir, glaube ich, heute aus der Discussion weglassen, also auch die zwei von dem geehrten Vorredner erwähnten Wörter.

Präsident. Wir könnten uns vielleicht nachher über die Schreibung von *Vergilius* und *genetivus* einigen; für jetzt aber möchten wir bei der Principienfrage bleiben.

Schultz. Mit den Ansichten des Hrn. Prof. Fleckeisen über das Princip kann ich mich nur einverstanden erklären und glaube nicht, dass jemand eine Bemerkung dagegen machen kann. Hingegen glaube ich, dass es für die Anwesenden von grossem Interesse wäre, über *Vergilius* oder *Virgilius* zur Klarheit zu gelangen. Ich glaube, dass *Virgilius* sich sicher stellen lässt.

Präsident. Diese Frage ist etwas abgelegen, wenn sie auch mit dem Thema zusammenhängt. Ich glaube kaum, dass wir auf solche Fragen eingehen können, es sei denn, dass der anwesende neueste Herausgeber des Dichters, Hr. Professor Ribbeck, die Güte haben will sich darüber zu äussern.

Professor Dr. Ribbeck aus Basel. Ich bin in der That nicht vorbereitet auf eine Frage von so erstaunlicher wissenschaftlicher Tragweite bis in alle Einzelheiten Bescheid zu geben. Nur so viel will ich versichern, dass in allen meinen Handschriften durchweg *Vergilius* zu lesen ist. Auf lateinischen Inschriften wird *Virgilius* mit *i* nicht vor dem dritten Jahrhundert vorkommen; auf dem Bäckermonument steht bekanntlich *Vergili Eurysacis*, ebenso *Οὐεργίλιος* bei griechischen Schriftstellern. Genauere Nachweisungen vorzulegen dürfte hier wohl nicht am Orte sein.

Schultz. Ich will abstehen die Einzelheiten zu verfolgen; doch wenn es der Versammlung nicht unangenehm ist, kann ich mehreres erwähnen. Nämlich zunächst dass Priscian ausdrücklich sagt, dass es *Virgilius* heisse; eine Stelle die meines Wissens noch nicht benutzt worden ist, lautet: *silva Silvius, virgula Virgilius, Mars Martis Martius.* Diese Erklärung des Namens stelle ich ganz besonders hoch, weil sie so ganz unzweideutig auftritt. Ein zweites Zeugnis ist eine griechische, dem Dichter Claudian von den Kaisern Arcadius und Honorius gesetzte Inschrift; in dieser heisst es ausdrücklich:

ΕΙΝ ΕΝΙ ΒΙΡΓΙΛΙΟΙΟ ΝΟΟΝ ΚΑΙ ΜΟΥΣΑΝ ΟΜΗΡΟΥ
ΚΛΑΥΔΙΑΝΟΝ ΡΩΜΗ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΗΣ ΕΘΕΣΑΝ.

Sie ist von Mommsen selbst gesehen und abgeschrieben worden. Da ausserdem meines Wissens in keinem einzigen Schriftsteller der Name des Dichters als *Vergilius* vorkommt, so glaube ich dass er im Lateinischen gewis *Virgilius* geheissen hat. Im Griechischen gibt es die Lautverbindung ιργ gar nicht; die Griechen machten daher Οὐεργίλιος daraus. Unter den Handschriften steht im Palatinus *Virgilius* nach der Angabe von Philipp Wagner. Ich glaube, dass die pädagogische Section sich nicht der Aufgabe entziehen sollte, über einen solchen Namen, mit welchem wir jeden Tag zu thun haben, eine Einhelligkeit sowohl für unsere Schüler als für uns Lehrer zu erzielen.

Ribbeck. Der geehrte Hr. Vorredner hat sich auf Priscian, der dem sechsten Jahrhundert angehört, berufen und auf eine Inschrift aus dem fünften Jahrhundert, während meine ältesten Handschriften einer früheren Zeit angehören. Dass übrigens auf die Angaben über den Palatinus von Ambrogio, den Wagner ausdrücklich als seinen Gewährsmann nennt, nicht der geringste Verlass ist, habe ich schon vor Jahren erklärt.

Oberbibliothekar Dr. Halm aus München. Ich erlaube mir bloss einige allgemeine Bemerkungen zu geben. Ich bin überzeugt, dass der Zweck meines Freundes Fleckeisen dahin geht, dasjenige aus der üblichen Schreibart auszumerzen, was erweislich erst im Mittelalter hineingekommen ist. Ich glaube, soweit ich Gelegenheit hatte Handschriften kennen zu lernen, dass man bei einem Schriftsteller zunächst danach fragen muss, von welchem Alter die Handschriften sind, in denen er überliefert ist. Wo man Handschriften aus dem zehnten Jahrhundert hat, wird immer bestätigt, dass die Schreibart eine und dieselbe ist, mag der Schriftsteller Cicero oder Tacitus heissen. Es lässt sich sicher nachweisen, dass die jetzigen abweichenden Schreibweisen zumeist erst im 14n und 15n Jahrhundert aufgekommen sind. Verfolgen wir die Aenderungen, so sehen wir, dass erst im 11n Jahrhundert gewisse Schwankungen eintreten. Um ein Beispiel zu geben an *oboedire*, so findet man die Schreibung mit *oe* im elften Jahrhundert schon selten, während im zehnten ein *obedire* kaum einmal vorkommt. Die letztere Schreibart ist also erweislich erst nach dem 10n Jahrhundert entstanden und in einer weit späteren Zeit allgemein geworden. Was den Namen *Vergilius* betrifft, so erinnere ich mich ihn in Handschriften des 9n und 10n Jahrhunderts fast nie anders als *Vergilius* gelesen zu haben.

Präsident. Dass wir bereits eine Anzahl von Schulausgaben besitzen, die die Resultate der neuesten philologischen Forschungen auf diesem Gebiete berücksichtigen, während die Elementarbücher diese Resultate noch vollständig ignorieren, ist eine grosse Unzuträglichkeit. Wenn der Schüler einen Schriftsteller in einer solchen Ausgabe liest, so kommt er mit seinen grammatischen Büchern in Widerspruch. Der Schüler hat z. B. bis jetzt gelernt, das Femininum plurale von *hic haec hoc* heisse *hae;* nun liest er den Cicero und da findet er zuweilen *haec* als plurales Femininum. Ich mache besonders auf solche Dinge aufmerksam: sie treten dem Schüler der obersten Classen auf Schritt und Tritt entgegen, und die Elementargrammatik hat bis jetzt vermieden Notiz davon zu nehmen. Aber in welche Verlegenheit muss der Schüler bei der Wahrnehmung solcher Widersprüche gerathen! Meine Herren: ich hatte erwartet, dass einer von Ihnen auf die vornehm absprechende Art hinweisen würde, mit der das Ausland dergleichen Fragen von sich gewiesen hat, wie denn besonders Madvig in Kopenhagen ein entschiedener Gegner und Verkleinerer dieser Forschungen ist, mit denen sich zu beschäftigen baare Thorheit sei. Die Nothwendigkeit aber auf diese Fragen einzugehen scheint mir ganz unabweisbar vorzuliegen, so dass wir sie mit vollem Recht hier erörtern.

Dr. Bachofen aus Basel. Da nun doch einmal auf Einzelheiten eingegangen worden ist, so möchte ich darauf aufmerksam machen, dass der Wechsel von *e* und *i* sehr häufig auf Inschriften des 4n und 5n Jahrhunderts vorkommt. Ich selbst habe im südlichen Frankreich mehrere solche gesehen. In Spanien ist mir ferner eine sehr lange Inschrift vorgekommen, die ich abgeschrieben habe. Nach der Form der Buchstaben und dem Inhalt gehört sie der Mitte des 5n Jahrhunderts an. Auf dieser steht z. B. ganz unzweifelhaft *limetes* statt *limites*. Wenn daraus jemand folgern wollte, dass dies die richtige Schreibung sei, so wäre er doch entschieden im Irrthum. Wenn in Virgilischen Handschriften *Vergilius* steht, so scheint mir dies noch lange kein Beweis, dass *Vergilius* statt *Virgilius* geschrieben werden müsse.

Fleckeisen. Ich brauche zur Entgegnung wohl nur darauf hinzuweisen, dass nach der eigenen Aeusserung des Hrn. Vorredners die erwähnte lautliche Erscheinung auf Inschriften in Spanien und Frankreich vorkommt, also aus dem provincialen Charakter dieser Inschriften sich hinlänglich erklärt. Und was gerade das speciell angeführte Beispiel *limetes* statt *limites* betrifft, so liefert dies einen recht sprechenden Beleg zu der auch sonst nachweisbaren Thatsache, dass Eigenthümlichkeiten der ältesten Latinität im Volksmunde und im provincialen Latein sich noch Jahrhunderte lang lebendig erhalten haben, nachdem sie aus der Schriftsprache längst verschwunden waren. Auf keinen Fall aber ist der Schluss berechtigt, dass die Abschreiber von Handschriften aus der Augusteischen Zeit Eigenthümlichkeiten des Lautwechsels in Frankreich und Spanien in ihre Abschriften hineingetragen hätten. Sie schrieben den Namen doch wohl so ab, wie sie ihn in ihren Originalien fanden.

Bachofen. Es ist möglich, dass dies auf einer Eigenthümlichkeit beruht und, wie anderes, aus der provincialen Aussprache zu erklären ist; ausgemacht ist das aber keineswegs.

Präsident. Wir müssen hier diese Discussion abbrechen, um sie morgen wieder aufzunehmen.

Dritte Sitzung Freitags den 27. September.

Präsident: Eckstein.

Präsident. Wir sind gestern bei der Besprechung unseres Thema auf Abwege gerathen, indem wir uns in eine specielle Discussion einliessen über dieses und jenes Wort, das dem einen und dem andern besonders am Herzen lag. Erlauben Sie mir die Sache wieder in ein angemessenes Geleise zu bringen. Das beste Verfahren zur Erledigung möchte das sein, dass wir gleich zur Sache kommen. Wie ich schon gestern bemerkte, die Thesen sind nicht von der Art, dass über sie abgestimmt werden könnte, sondern es handelt sich darum, dass wir unsere Ansicht aussprechen über zwei Fragen, nämlich die Anerkennung des vorhandenen Uebelstandes, dass auf dem Gebiete der lateinischen Rechtschreibung eine Menge von Dingen, über deren Richtigkeit kein Zweifel mehr sein sollte, noch nicht allgemein geworden ist und in den Schulen keinen Eingang gefunden hat; die zweite betrifft die Art und Weise, wie diesem Uebelstande abzuhelfen ist. Die erste Frage ist allgemein zugestanden; es bliebe also nur die zweite, das Wie zu erörtern, und da geben uns die von Hrn. Prof. Fleckeisen aufgestellten Sätze einen Anhaltpunkt. Wenn die Herren einverstanden sind, werden wir rasch über diese Frage wegkommen, ohne uns weiter in einzelne Wörter zu verlaufen.

Professor Dr. von Jan aus Schweinfurt. Ich glaube, wir würden am besten zum Ziel kommen, wenn wir aus unserer Mitte einen, etwa Hrn. Prof. Fleckeisen selbst, ersuchten, ein möglichst vollständiges Verzeichnis des Zweifelhaften zusammenzustellen, aber nicht in alphabetischer Ordnung, sondern so dass gewisse Gesichtspunkte vorangestellt werden, z. B. so dass *Vergilius* zu den Wörtern mit *e* statt *i* käme, ferner *i* für *ii* u. s. w., und da wäre zu wünschen, dass das so bald wie möglich zusammengestellt und durch den Buchhandel verbreitet würde, so dass ein jeder seine Erfahrungen und Forschungen damit zusammenhalten könnte und damit ein reiches Material gesammelt würde, welches als Grundlage für die Besprechung in einer spätern Versammlung dienen könnte; obgleich eigentlich meiner Ansicht nach die Aufstellung der richtigen Orthographie mehr Sache des Philologen als des Pädagogen ist.

Fleckeisen. Ich bin dem Hrn. Vorredner dankbar für das in seinem Vorschlag sich kund gebende Vertrauen, das er meinen geringen Kräften schenkt. Gegen den Vorschlag selbst aber in Bezug auf die Anordnung erlaube ich mir zu bemerken, dass ein solcher Modus für eine wissenschaftliche Darstellung der Sache gewis der einzig richtige und wünschenswerthe wäre; hier handelt es sich aber um einen recht praktischen Weg. Die einzelnen Erscheinungen brauchen gar nicht unter die wissenschaftlichen Gesichtspunkte gebracht zu werden, sondern meiner Ueberzeugung nach bedürfen sowohl Lehrer als Schüler eines Nachschlagebuchs, aus dem sie in zweifelhaften Fällen sofort ohne Zeitverlust sich über die richtige Schreibung Raths erholen können.

von Jan. Ich wollte mit meinem Vorschlag auch nicht sagen, dass das Material, welches zunächst zusammengestellt werden soll, dem Schüler in die Hand gegeben werde, sondern aus diesem sollten später die Resultate zusammengestellt werden. Insofern bin ich mit Hrn. Prof. Fleckeisen einverstanden.

Brüggemann. Meine Herren. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, dass dieser Gegenstand ein Theil der Wissenschaft ist, und daraus scheint mir zu folgen, dass die eigentlich wissenschaftliche Seite für die oberen Classen aufgespart werde. Aber wir wissen alle, dass die Rechtschreibung Sache der Gewohnheit ist; wenn Sie also eine vollständige Sicherheit im richtigen Schreiben zu erreichen wünschen, so muss damit in den untersten Classen der Anfang gemacht werden. Ob es sich um deutsche oder um lateinische Rechtschreibung handelt, die Hauptsache ist, sich richtig zu gewöhnen. Wenn aber in Quarta auf die eine Art gelehrt wird, und in Tertia kommt ein Lehrer, der andere Principien aufstellt, so wird die Folge davon sein, dass gar keine Orthographie zu Stande kommt. In vielen Schulen ist ein lateinisches Vocabularium eingeführt, das nach meinen Erfahrungen mit bestem Erfolg in den unteren Classen benutzt wird. Für solche Vocabularien eben würde es nothwendig sein sich über die Schreibung der Wörter zu einigen und in ihnen nur die wissenschaftlich beglaubigte Rechtschreibung aufzunehmen. Ist das geschehen, dann wird von unten auf die Gewöhnung an die richtige Orthographie angebahnt werden.

Fleckeisen. Ich freue mich ausserordentlich constatieren zu können, dass dieser Vorschlag des Hrn. Geheimenrath Brüggemann vollständig meinen Intentionen entspricht. Nur dürfte diese Einigung und Durchführung des Richtigen nicht auf die sehr nützlichen Vocabularien zu beschränken, sondern auf die Elementargrammatiken, ersten Lesebücher, Uebersetzungsbücher u. s. w., wie sie der Schüler auf der untersten Stufe in Händen hat, auszudehnen sein.

Schultz. Was ich mir zu bemerken erlaube, stimmt mit dem überein, was die Herren Vorredner gesagt haben. Ich glaube, es wird seine Bedenken haben, wenn man den Schülern in den oberen Classen ein derartiges Hülfsbüchlein in die Hand gibt, während in den unteren Classen eine andere Orthographie gelehrt wird. Ich halte es deswegen mit Hrn. Prof. Fleckeisen für nothwendig, dass die sämmtlichen Hülfsmittel für den lateinischen Unterricht schon von der untersten Classe an diejenige Orthographie zeigen, die später in den oberen Classen aus dem Hülfsbüchlein als die richtige wieder erkannt wird, wenn wir unsern Schülern Sicherheit in der Orthographie verschaffen wollen. Ein Unterschied zwischen der im Hülfsbüchlein gelehrten Orthographie und der früher gebrauchten darf unter keinen Umständen stattfinden. Es würde sich also danach der von Hrn. Prof. von Jan gemachte Vorschlag mehr empfehlen, dass man diesem Büchlein, dieser Uebersicht über alle in Beziehung auf die Orthographie zweifelhaften lateinischen Wörter eine wissenschaftliche Einrichtung gäbe. Ich halte es nicht für räthlich, die Schüler in die Zweifel und Kämpfe über wissenschaftlich streitige Punkte vor der Zeit einzuführen.

Fleckeisen. In der Hauptsache bin ich mit dem von Hrn. Director Schultz so eben gesagten vollkommen einverstanden und erlaube mir nur noch einige Worte zur Rechtfertigung meines Vorschlags, dass das Hülfsbüchlein auch den Schülern unserer oberen Classen in die Hände gegeben werden solle. Mit vollem Recht betont der geehrte Vorredner die Forderung, ein Unterschied zwischen der im Hülfsbüchlein gelehrten Orthographie und der früher gelernten dürfe unter keinen Umständen stattfinden. Mit vollem Recht, sage ich, im Hinblick auf das, was Hr. Geheimerrath Wiese vorgestern 'die Idee des Gymnasiums' genannt hat. Sehen wir uns aber in der Wirklichkeit um. Ich kenne kein lateinisches Elementarbuch, in dem *intellego, conubium, promunturium* usw. richtig geschrieben wäre, sondern die Schüler lernen auf der untersten Stufe und weiter hinauf *intelligo, connubium, promontorium;* wenn sie nun aber in den oberen Classen die Schriftsteller in neueren Texten in die Hände bekommen, so finden sie da die richtigen Schreibweisen. Muss sie das nicht stutzig machen? Ferner bitte ich zu bedenken, dass auch die Schulwörterbücher noch alle dem früheren vielfältig falschen Usus huldigen. Gesetzt nun, ein Secundaner kommt in seiner Halmschen Ausgabe der Catilinarien an den Satz *si qui exire volunt, conivere possum.* Was heisst *conivere?* Er schlägt es auf und findet es nicht: denn im Lexikon ist das Wort noch *conniveo* geschrieben. Ebenso wenn ihm *umerus* vorkommt. Was heisst *umerus?* Das Lexikon gibt ihm keinen Aufschluss, denn es kennt nur *humerus.* Dergleichen Verlegenheiten und Rathlosigkeiten begegnen den Schülern der oberen Classen fast täglich, und um den strebsamen unter ihnen für solche Fälle zur Hand zu gehen, hatte ich geglaubt, das Hülfsbüchlein solle auch für sie brauchbar eingerichtet werden. Von dieser Ansicht kann ich auch jetzt noch nicht lassen, allerdings mit dem Zugeständnis, dass das Büchlein über Bord geworfen werden kann und muss, sobald die von dem geehrten Vorredner aufgestellte Forderung, dass ein Zwiespalt zwischen der in dem Hülfsbüchlein gelehrten und der früher von den Schülern gelernten Orthographie nimmermehr stattfinden dürfe, erfüllt sein wird. Jetzt ist der Zwiespalt thatsächlich und unleugbar vorhanden, und wir Lehrer können gar nicht anders als die Schüler darüber aufklären. Jener Normalzustand kann übrigens auch erst dann eintreten, wenn die Hülfsmittel für den ersten lateinischen Unterricht in orthographischer Rücksicht die Resultate der Wissenschaft verwerthet haben werden, eine Forderung die ich in These 4 aufgestellt habe und die auch heute von mehreren Seiten als unerlässlich anerkannt worden ist.

Präsident. Wir sind also einverstanden, dass wir dem Uebelstande abhelfen müssen. Nun sind aber einige von den Herren schon viel zu weit gegangen. Vor allen Dingen handelt es sich darum, dass erst unter den Lehrern das, was die wissenschaftliche Forschung in Bezug auf die lateinische Orthographie festgestellt hat, mehr verbreitet werde, und das Hülfsbüchlein, das Hr. Prof. Fleckeisen abzufassen beabsichtigt, wünsche ich zunächst zur Kenntnis der Lehrer gebracht zu sehen. Ich glaube, dass man von jedem Gymnasiallehrer verlangen kann, dass er von dem wissenschaftlichen Stande der lateinischen Orthographie Kenntnis nehme. Suchen wir also erst uns selbst eine vollständige Erkenntnis davon zu verschaffen, und dazu wird ein solches Hülfsbüchlein ausserordentlich wohlthätig sein. Den Schülern möchte ich ein solches Büchlein nicht in die Hand geben. Wenn ein Schüler auch einmal *coena* schreiben sollte statt *cena*, da fällt doch nicht gleich der Himmel ein. Aber wir müssen vor allen Dingen daran festhalten, dass der Lehrer Kenntnis bekomme, und an den neueren Ausgaben von Cicero und Vergilius kann er auch diese Fragen ganz gut verfolgen. Wenn wir erst das erreicht haben, dass die Lehrer vollständig unterrichtet sind, dann wird sich das andere von selbst finden, dann wird es auch den Schülern leicht mitzutheilen sein. Und da nun einer oder der andere unter uns ist, der auf diesem Gebiete des lateinischen Unterrichts ganz besonders thätig ist, z. B. Hr. Director Schultz, so wird es in dessen Hand liegen, im Interesse der Sache zu wirken und dafür zu sorgen, dass neue Auflagen seiner Bücher auch in dieser Rücksicht verbessert werden. Ich glaube, vorläufig, ehe wir andere Elementarbücher haben, müssen wir Schulmeister die üblichen Formen respectieren und uns begnügen, die Schüler auf die richtigen aufmerksam zu machen. Wir stehen eben in einer Uebergangsperiode, welche ihre manigfachen Unzuträglichkeiten hat, welche aber überwunden werden wird. Ich denke, wir richten an Freund Fleckeisen die Bitte, das Hülfsbüchlein zu vollenden und herauszugeben. Ob wir dann einmal in einer spätern Philologenversammlung uns als Congress constituieren, das ist eine Sache für sich. Eine falsche Orthographie hat immer ihre grossen Bedenklichkeiten.

von Jan. Ich hatte durchaus nicht im Sinn, dass die Philologenversammlung einen Congress bilden solle. Ich finde, dass die angeregte Frage eine Sache ist, bei der es wünschenswerth erscheint, dass das Material und die Resultate von verschiedenen Seiten zusammengetragen und die Ansichten mehrerer gehört werden.

Firnhaber. Ich hätte an den aufgestellten Thesen von vorn herein gewünscht, dass etwas mehr von dem wissenschaftlichen Standpunkt aus darin geboten worden wäre, weil ich glaube, dass im pädagogischen Interesse noch viel dringendere Fragen zu erledigen sind. Ich glaube auch, es wäre dies eine Aufgabe mehr für eine allgemeine Sitzung der Philologenversammlung gewesen als für die pädagogische Section. Gerade eine solche Frage könnte dadurch recht eigentlich zur Entscheidung gebracht werden, dass die Versammlung eine Commission niedersetzte, die über die Richtigkeit dessen zu berathen hätte, was von dem einen und was von dem andern aufgestellt wird. Die eigentliche Frage nämlich, wie die lateinische Orthographie geordnet werden soll, scheint mir keine Aufgabe der Philologenversammlung zu sein. Ebenso wenig würde hierher passen die Behandlung einer verwandten Frage, der sich verschiedene Schulregimente mit dankenswerthem und anerkanntem Opfersinn gewidmet haben: die deutsche Orthographie. Es sind für deren Feststellung verschiedene Versuche von der hannoverschen und der österreichischen Regierung gemacht worden, desgleichen von der württembergischen, die zugleich ihre Resultate in ganz Deutschland zur Anerkennung zu

bringen versucht hat. Es ist ein Unterschied zwischen der deutschen und der lateinischen Orthographie. Mit der letztern sind wir noch in einem glücklichen Falle. Da liegt es in der Hand jedes Lehrercollegiums, sich von vorn herein zu einigen, dass die neueren Forschungen im Unterricht zur Geltung gebracht werden. Wenn wir aber auf die deutsche Orthographie kommen, so dürfen wir nicht vergessen, dass wir die Schüler aus den Vorschulen schon vorbereitet erhalten. Ein Kind von 7 bis 8 Jahren hat schon eine eigenthümliche Rechtschreibung, die zu reformieren dann seine grossen Schwierigkeiten hat. Ich wünschte daher, dass wir die Versuche, die von einzelnen Regierungen gemacht sind, um eine deutsche Orthographie festzustellen, nicht misdeuten, sondern den guten Willen, der sich darin kund gibt, vollständig anerkennen sollten, weil für die deutsche Orthographie die Gymnasien nicht die Anstalten sind, die eine Aenderung herbeiführen können.

Präsident. Es ist mir gar nicht eingefallen, es zu misdeuten, dass in einzelnen Staaten über die deutsche Orthographie durch Commissionen von Schulmännern gründliche Untersuchungen angestellt worden sind. Wenn wir hier in der Philologenversammlung diese Berathung vornehmen wollten, so müssten wir doch erst selbst Untersuchungen anstellen und würden uns nicht durch eine Commission beschränken wollen. Das wäre eine Aufgabe, wie sie für eine Akademie der Wissenschaften wohl sich eignet. Doch darüber wollen wir nicht streiten.

Brüggemann. Ich glaube nicht, dass Hr. Regierungsrath Firnhaber so streng der Ansicht gewesen ist, auf einer Philologenversammlung dürfe keine Orthographie festgestellt werden. Wir haben uns in wissenschaftlichen Dingen wohl gehütet, die Function einer Akademie der Wissenschaften uns anzumassen, und der Wissenschaft das Feld der Forschung völlig frei und offen gelassen. Anders aber steht es mit der Frage: was gehört von den Resultaten der Wissenschaft in die Schule? Da ist diese Versammlung zu Festsetzungen wohl berechtigt, und von diesem Standpunkt aus möchte ich auch dem Hrn. Dr. Fleckeisen Recht geben, dass er die Frage über lateinische Rechtschreibung an die pädagogische Section gewiesen hat. Von wissenschaftlichen Forschungen ist da nicht die Rede, sondern nur von der Verbreitung der Resultate der Wissenschaft in der Schule. Die Frage: was gehört in die Schule? zu beantworten, ist die Aufgabe dieser Section. Da sind auch Vorschriften nothwendig.

Firnhaber. Ich bin dem Hrn. Geheimenrath Brüggemann sehr dankbar, dass er für mich das Wort ergriffen hat. Ich würde aber im einzelnen meine Ansicht anders feststellen. Ich habe nämlich gerade die Meinung, dass, wenn ein Büchlein erscheint mit den Namen Fleckeisen, Halm oder Schultz an der Spitze, dies lange keine solche Wirkung haben wird auf unsern deutschen Gymnasien, als wenn man sagen kann, ein solches Büchlein ist in seinen Grundzügen der Anerkennung theilhaftig geworden und von vorn herein festgesetzt worden von so vielen Männern, die wir ehren auf dem Felde der Wissenschaft, in ihrer Versammlung. Dies ist Aufgabe des Philologencongresses. Und es ist möglich, dass im Laufe der Zeit der Philologencongress eine solche Aufgabe selbst zu lösen unternimmt. Es hat die Wissenschaft immer noch das Beneficium, dass sich diejenigen vor ihr beugen, die etwas zu bestimmen haben. Es wird sich das Schulregiment in allen deutschen Staaten auch vor dieser Autorität beugen, wenn sie nicht von einem Individuum ausgeht, sondern von Koryphäen der Wissenschaft. An solchen aber ist Gott sei Dank Deutschland nicht arm.

Präsident. Ich erlaube mir den Abschluss vorzuschlagen mit der einfachen Bitte, dass wir jetzt Freund Fleckeisen auffordern, das Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung uns

recht bald zu geben. Dass die wissenschaftlichen Forschungen mehr und mehr auch in den Lehrerstand sich verbreiten, das scheint mir in diesem Augenblick die dringendste Forderung zu sein. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass einige mit diesen Studien vertraute Philologen sich mit daran betheiligten; der damit vertraute Herausgeber selber steht hinter ihnen. Ich denke, damit würde die Sache einen Abschluss finden. Wen Prof. Fleckeisen zuziehen will, das wollen wir ihm überlassen; ob andere unter uns freiwillig sich der Sache mit annehmen wollen, das steht zu erwarten. Er hat seinen Freund Halm zur Seite, der ihm auch auf das bereitwilligste beistehen wird. Wenn Sie, meine Herren, mit diesem Abschluss der Frage einverstanden sind — einer Abstimmung bedarf es nicht — so bleibt nur übrig, Hrn. Prof. Fleckeisen unsern Dank auszusprechen. Wir Schulmeister sind am meisten davon berührt; es ist ein wahrhaftes Schulthema. Ich bin ihm recht herzlich dankbar.

Fleckeisen. Ich spreche dem Hrn. Präsidenten und der geehrten Versammlung meinen herzlichsten Dank aus für das Vertrauen, das Sie mir schenken, indem ich von so hochachtbarer Seite aufgefordert werde, ein Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung abzufassen. Ich werde mich der Aufgabe unterziehen nach besten Kräften und unterstützt von Freunden, die mir ihre Hülfe bereitwilligst zugesagt, ja selbst für die in Ihren Händen befindliche Probe bereits thatsächlich geleistet haben. Es sind folgende fünf Männer, ausgerüstet für die vorliegende Frage wie wenige: ausser den drei anwesenden Herren Halm, Ribbeck und Bücheler noch Ritschl in Bonn und Keil in Erlangen. Ich hoffe, dass so viribus unitis etwas für den Schulunterricht recht brauchbares und erspriessliches zu Stande kommen wird.

Präsident. Es ist noch eine dritte Aufgabe übrig, über die wir uns im Interesse der deutschen Gymnasien und Universitäten zu einigen haben, nämlich über die Aussprache des Griechischen. Ich gebe Hrn. Professor Bursian das Wort.

Professor Dr. Bursian aus Tübingen. Hochgeehrte Herren. Ich fürchte, dass diese Frage von vielen der anwesenden Herren als eine sehr heikle angesehen wird. Denn bekanntlich ist seit der ersten Einführung der griechischen Studien im Abendlande viel über die Aussprache gestritten worden: ob man der nationalgriechischen folgen solle oder nicht. Die Frage ist besonders in früheren Jahrhunderten mit Heftigkeit behandelt worden, ohne dass die Verhandlungen zu einem bestimmten Resultate geführt haben, so dass sie in letzterer Zeit von vielen als ein noli me tangere angesehen worden ist. Ich beziehe mich auf das, was im Jahre 1852 auf der Göttinger Philologenversammlung geschehen ist, wo die Aussprache des Griechischen sehr ausführlich von Ellissen erörtert worden ist, der aber das schlimmste Schicksal gehabt hat, das einem Forscher zu Theil werden kann; er ist gründlich todtgeschwiegen worden. Mir scheint diese Zurückhaltung, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit der meisten Philologen gegen die richtige Aussprache des Griechischen durchaus nicht auf einer festen und wirklichen Ueberzeugung zu beruhen; ja es wird unter den Anwesenden wohl wenige geben, die wirklich überzeugt sind, dass sie mit ihrer Erasmischen Aussprache in allen Dingen die viva vox des alten Griechenlands repräsentieren; vielmehr scheint es mir eine Art Scheu vor nicht ganz sicheren Resultaten zu sein, welche überall von Abänderung in dieser Hinsicht fern hält. Wenn ich trotzdem es wage, Ihnen hier nicht nur eine kurze Uebersicht über diese Frage mit einigen Vorschlägen für die Praxis zu geben, sondern auch Sie zur Debatte darüber aufzufordern, die vielleicht zu einer Einigung in Bezug auf die griechische Aussprache auf den deutschen Universitäten und Gymnasien führen könnte, so geschieht

dies einestheils in Folge der ehrenvollen Aufforderung unseres Herrn Präsidenten, anderntheils aus eigenem Antriebe, da ich aus Erfahrung weiss, welch grosse Zersplitterung an den deutschen Unterrichtsanstalten in dieser Hinsicht herscht, die man besonders wenn man aus einem Theil Deutschlands in den andern kommt, recht lebhaft fühlt. Dass das aufhören möge, dass man hier *kai*, anderswo *kä* sagt, dass hier *ánthropos*, dort *anthrópos* gelehrt wird, das ist der Wunsch, den ich und mit mir gewis viele andere Philologen hegen.

Sie wissen, dass es ein fundamentaler Grundsatz der philologischen Kritik ist, dass die Ueberlieferung so lange als richtig zu betrachten ist, als nicht aus inneren oder äusseren Gründen sich die Unrichtigkeit derselben erweisen lässt. Dieser Grundsatz auf die vorliegende Frage angewandt führt nothwendig zu einem umgekehrten Verfahren, als man bisher in Bezug auf die griechische Aussprache festgehalten hat. Es ist nämlich vielfach behauptet worden, es müsse nothwendigerweise bewiesen werden, dass die Erasmische Aussprache falsch sei. Das ist aber doch historisch unrichtig und eigentlich geradezu verkehrt: denn das überlieferte ist in der griechischen Sprache die nationalgriechische, die sogenannte Reuchlinische Aussprache; diese hat man also als die Ueberlieferung zu betrachten, und es handelt sich darum zu untersuchen, in wie weit sich diese Ueberlieferung aus bestimmten Gründen als eine falsche, einer spätern Zeit ihre Entstehung verdankende erweisen lässt oder nicht. Das scheint mir das wichtigste, dass dieser Grundsatz, der aus der philologischen Methode folgt, auf unsere Frage angewandt werde. Dass aber eine wirkliche Ueberlieferung hier vorhanden ist, beweist der ununterbrochene Gebrauch der Sprache nicht nur in den Schulen, sondern auch im Volke selbst, es beweisen es die noch jetzt in verschiedenen Theilen Griechenlands erkennbaren Abweichungen der Mundart. Ueberhaupt ist ja die neugriechische Sprache, wenigstens in Hinsicht auf die Formen — abgesehen von der Syntax — aus der altgriechischen nicht durch eine Umwandlung, wie die romanischen Sprachen aus dem Latein, sondern nur durch Abschleifung und Verkümmerung, ähnlich wie die neuhochdeutsche aus der alt- und mittelhochdeutschen entstanden.

Jenem Grundsatze gemäss werde ich also die Ueberlieferung in der Aussprache der einzelnen Buchstaben zur Grundlage nehmen und bei jedem derselben die Frage zu beantworten suchen: lässt es sich erweisen, dass bei den alten Griechen dieser Buchstab nicht so ausgesprochen wurde wie bei den jetzigen? Ich werde dabei so verfahren, dass ich erst die einfachen Vocale, dann die Diphthonge kurz durchgehe, und dann in Bezug auf den Accent und den Spiritus mich äussere. — Was zunächst die Vocale betrifft, so besteht bekanntlich bei *α* und *ε* keine Differenz; eine Hauptdifferenz aber bei dem *η*, das von den Erasmianern wie *ē*, von den jetzigen Griechen, abgesehen von einigen wenigen Wörtern wie *κηρί (keri)*, *ξηρός (xeros)*, *νηρό (nero)* u. a., als ein *i*-Laut gesprochen wird. Fragen wir nun hier, ob es sich aus sicheren Gründen erweisen lässt, dass die Griechen in einer bestimmten Zeit vor Christi Geburt *η* nicht als *i* ausgesprochen haben, so ist diese Frage ganz entschieden mit ja zu beantworten. Ich will Sie nur an die Inschriften erinnern, in denen bis zur officiellen Einführung der sogenannten *Ἰωνικὰ γράμματα* im 2n Jahre der 94n Olympiade das H durch E ausgedrückt wird, was nur geschehen konnte, wenn dasselbe mit einem *e*-Laut ausgesprochen wurde. Nun ist aber die Frage interessant, ob nicht diese officielle Einführung neuer Buchstabenzeichen, die bei den Ioniern in Kleinasien und auf den Inseln schon früher in Gebrauch waren, in Athen nur eine Sanctionierung der veränderten Aussprache ist; ob man sich nicht von Staatswegen veranlasst gesehen hat, die Zeichen für die Buchstaben zu verändern,

weil die Laute selbst eine Veränderung in der Aussprache erhalten hatten. Ich kann mich hier nicht weiter auf diese Frage einlassen und bemerke daher nur, dass meiner Ansicht nach allerdings eine theilweise Veränderung in der Aussprache durch die neue Orthographie von Staatswegen anerkannt wurde. Diese Veränderung kann aber nicht darin bestanden haben, dass das *η* nun als *i* ausgesprochen wurde: denn wir haben zu viel bestimmte Zeugnisse auch aus den folgenden Jahrhunderten, die für den *e*-Laut desselben zeugen. Vor allem beweist dies, ausser der Beschreibung des *η*-Lautes bei Dionysios von Halikarnass (*περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* 14), die Uebertragung griechischer Namen durch die Römer, und auch einzelne Beispiele von Vocalverwechslungen in Inschriften sprechen ganz überzeugend dafür, dass das *η* in der That ein langer *e*-Laut gewesen ist; denn in älteren Inschriften findet sich kein Wechsel zwischen *η* und *ι*, wohl aber zwischen *η* und *ε*; die frühesten Verwechslungen von *η* und *ι* lassen sich sehr vereinzelt in Inschriften des zweiten Jahrhunderts nach Christus nachweisen, und ich kenne kein älteres bestimmtes Zeugnis für die Aussprache des *η* als *i* als das bei Stephanos von Byzanz in dem Artikel *Νάξος*, wo es, nachdem vorher von der *Κρητικὴ ἀκόνη* die Rede gewesen ist, am Schlusse heisst: *τὸ δὲ κριτικὴ ἀκόνη, ἐὰν διὰ τοῦ ι γράφηται, ἡ διακρίνουσα καὶ φανεροῦσα σημαίνει.* Schon aus der Stellung dieser Worte geht hervor, dass sie nicht von Stephanos selbst herrühren, sondern ein Zusatz des Epitomators (Hermolaos) sind, so dass wir für die Aussprache des *η* als *i* ein bestimmtes Zeugnis haben, welches uns in das Zeitalter des Justinian führt. Demnach haben wir, abgesehen von den byzantinischen Schriftstellern, das *η* durchaus als *ē* zu sprechen, und für die Schule genügt es einfach zu sagen: das *η* ist als ein *ē*-Laut auszusprechen.

Ueber die übrigen Vocale können wir hinweggehen, mit Ausnahme des *υ*. Was dieses betrifft, so gibt uns die mündliche Ueberlieferung dafür eine der des *ι* fast ganz gleiche Aussprache; denn in Griechenland wird das *υ* fast durchgängig wie ein einfacher dünner *i*-Laut ausgesprochen. Dass dies nicht die altgriechische Aussprache gewesen sein kann, das geht, abgesehen von der durch die zahlreichen *i*-Laute bedingten Monotonie, aus der Beschreibung der Bildung der Vocallaute bei Dionysios von Halikarnass (an der schon erwähnten Stelle *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* 14) hervor, wo derselbe eine Reihenfolge der Vocale nach ihrem Wohllaute aufstellt. Er gibt da den ersten Platz dem *α*, das er den wohlklingendsten Vocal nennt, weil man es mit am weitesten geöffnetem Munde ausspreche; den zweiten dem *η*, das mit mässig geöffnetem Munde gesprochen werde; den dritten dem *ω*, wobei man den Mund rund mache; den vierten dem *υ*, wobei die Lippen eng zusammengedrückt und der Laut dadurch gleichsam erstickt werde und eng herauskomme; endlich den letzten dem *ι*, das mit wenig geöffnetem Munde durch die Zähne ohne Mitwirkung der Lippen hervorgebracht werde. Die abweichende Schilderung der Bildung von *ι* und *υ* macht es unzweifelhaft, dass beide noch zur Zeit des Dionysios verschieden gesprochen worden sind. Uebrigens ist schon von mehreren Reisenden bemerkt worden, dass bei alten Leuten, besonders Frauen, in einigen Theilen des jetzigen Griechenlands sich noch ein unserem *ü* ähnlicher Laut für *υ* erhalten hat. Ob übrigens dieser *ü*-Laut ganz dem des alten *υ* entspricht und ob nicht in verschiedenen Gegenden und Zeiten der Laut dem lateinischen *u* näher gekommen ist, das ist eine Frage, die uns zu weit führen würde und hier nicht beantwortet werden kann. Für uns genügt es, dass wir eben das *υ* in gewöhnlicher Weise als *ü* aussprechen.

Ich komme nun zu den Diphthongen. Einen Hauptunterschied bildet die Aussprache des *αι*, für welches bekanntlich G. Hermann die sogenannte neugriechische Aussprache als *ä*

adoptiert hat. Fragen wir nun, ob sich gegen diese irgend etwas haltbares einwenden lässt, so antworte ich entschieden nein; denn mir ist wenigstens nichts bekannt, wodurch sich die Aussprache von *αι* = *ä* als falsch erweisen liesse, wenn man sich nicht etwa auf eine Stelle des Platon (Kratylos 27 p. 412) berufen will, wo dieser über das Wort *δίκαιον* spricht und dasselbe aus *διαϊόν* herleitet, indem er meint, es sei nur ein *κ* hineingeschoben; allein bekanntlich lässt sich das ebenso wenig für die Aussprache benützen, wie wenn derselbe Platon an einer andern Stelle dieses Gesprächs (31 p. 418[d]) sich bemüht eine Ableitung des Wortes *ἡμέρα* von *ἵμερος* aufzustellen. Das ist eine reine etymologische Spielerei, wie die Einschiebung des *κ* beweist, die auf die Buchstaben und nicht auf die Aussprache gegründet ist. Dass aber in der That das *αι* als ein *ä*-Laut ausgesprochen worden ist, dafür scheinen mir bestimmte Anhaltpunkte vorzuliegen. Ich erinnere Sie an den bekannten, nicht bloss in den Inschriften, sondern auch in den Namensformen selbst vorkommenden Wechsel zwischen *ε* und *αι*. Ich erinnere Sie ferner an die beständige Uebertragung des griechischen *αι* im Lateinischen durch *ae* — und dass die Lateiner ihr *ae* als *ai* ausgesprochen haben, wird wohl niemand behaupten wollen — wie auch daran, dass Sextus Empiricus in einer bekannten Stelle (*adv. math.* I 5) ausdrücklich die Laute *αι*, *ει* und *ου* als *ἁπλᾶ καὶ μονοειδῆ* bezeichnet und sagt: sie seien zu betrachten als *στοιχεῖα*. Beiläufig will ich Ihnen auch das Epigramm des Kallimachos (28, 6) ins Gedächtnis rufen, in welchem *ἔχει* als Echo zu *ναίχι* bezeichnet wird. Endlich wissen wir alle, dass sprachgeschichtlich die Entstehung des *ä*-Lautes aus *a* + *i* feststeht. — Was dann das *ει* betrifft, so ist allerdings zuzugeben, dass der ursprüngliche Laut desselben nicht ein langes *i*, wie bei den jetzigen Griechen, gewesen sein kann. Es lässt sich dies schon daraus beweisen, dass in den älteren Inschriften überhaupt und namentlich in den altattischen anstatt des *ει* häufig ein einfaches *ε* geschrieben ist, woraus nothwendig folgt, dass in der alten Aussprache des *ει* der Laut des *ε*, nicht der des *ι* überwog: denn sonst hätte man nicht so schreiben können. Es scheint mir nun, dass die Aussprache des *ει* gleichzeitig in verschiedenen Wörtern eine verschiedene war, wie bereits von anderen angedeutet worden ist. Es wechselt ja eben die Schreibweise zwischen dem einfachen *ε* und einem *ει*, und deshalb kann man wohl vermuten, dass man das *ει* durch einfaches *ε* hauptsächlich da ausgedrückt hat, wo der Laut *ει* aus einem doppelten *ε* entstanden war; wo dagegen das *ι* ursprünglich vorhanden war, da, scheint mir, wird man auch ein *ι* hinzugeschrieben haben. Wie ja überhaupt in den ältesten Zeiten immer eine grössere Manigfaltigkeit der Laute vorhanden ist, so wird wohl auch die Aussprache des *ει* nach der Entstehung des Diphthongs eine verschiedene gewesen sein — etwa wie noch heutzutage bei den Italiänern *eu* und *au* eine doppelte Aussprache haben —, indem es in manchen Wörtern dem *e*-Laut ähnlich (also etwa *ei*) gesprochen wurde, in anderen dagegen der *i*-Laut überwog (also etwa *ei*). Verhältnismässig früh mag die letztere Aussprache entschieden die Oberhand gewonnen haben, und es ist dann das *ει* wohl frühestens von Alexanders Zeit an durchaus nur als ein langes *i* ausgesprochen worden. Ich erinnere Sie nochmals an die schon erwähnte Stelle des Kallimachos, wo *ἔχει* als der Widerhall zu *ναίχι* bezeichnet wird; ich erinnere Sie daran, dass seit dem ersten Jahrhundert vor Christus auf Steinschriften häufig das lange *ι* durch *ει* ausgedrückt wird; ich erinnere Sie an die bekannte Stelle des Cicero (*ad. fam.* IX 22), aus der man sieht, dass das lateinische *bini* mit dem griechischen *βινεῖ* gleichlautend war und daher als ein obscönes Wort keuschen Ohren übel klang. Ferner wenn Terentianus Maurus (V. 430 ff.) sagt und griechische Beispiele dafür anführt, dass man *ει* schreibe, wenn die *ratio atque*

origo nominis zeige, dass in dem Stammwort ein ε vorhanden sei, während man sonst ι zu schreiben habe, so zeigt auch diese Stelle aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, dass man damals bereits ει und ι ganz gleich aussprach und Regeln dafür aufstellen musste, wo ει und wo ι zu schreiben sei. Ich will noch mit einem Worte daran erinnern, dass der altlateinische Wechsel zwischen *ei* und *i* dieser Schreibweise ganz analog ist. Ich meine also, wir haben, wenn wir griechisch lesen, für die ältere eigentlich classische Periode allerdings die Aussprache des ει nicht gerade als *ei*, aber mit vorherschendem *e*-Laut beizubehalten, bei den Alexandrinern und den späteren Schriftstellern dagegen ει als ein langes *i* auszusprechen. — Ich komme zum οι. Dass das οι bei den alten Griechen wie bei den jetzigen *i* gelautet habe, dagegen ist ein ganz entschiedenes Zeugnis, dass die Lateiner es durch *oe* ausdrücken. Auch erinnere ich Sie an die Inschriften, in denen man das οι in einzelnen Namen OE geschrieben findet (wie ⊳IOΝYSOE auf einer böotischen Inschrift und KPOESOS auf einer Vase), was sich allerdings durch Abweichung der Dialekte in der Aussprache der Diphthonge erklären lässt. Indessen unsere Aussprache des οι als *oi* schwebt vollständig in der Luft; denn in der lateinischen Transcription lautet es ja eben *oe*, und es ist auch a priori anzunehmen, dass von den Griechen der Umlaut durch alle Vocale (*ä*, *ö*, *ü*) durchgeführt worden ist. Wenn nun überhaupt der *ö*-Laut im Griechischen vorhanden gewesen ist — und der lateinische *oe*-Laut ist für einen Diphthongen entschieden geeigneter als *oi* —, so ist offenbar frühzeitig die Aussprache dieses *ö*-Lautes hinübergespielt und sehr ähnlich geworden dem Laute des *v*, wie bekanntlich auch das lateinische *oe* dem *u* sehr nahe steht und mit demselben in der sprachgeschichtlichen Entwicklung wechselt. Ich erinnere Sie an die Geschichte von Nero, die bei Dio erzählt wird, dass er zwei Sulpicier, welche den Beinamen ποιητικοί führten, wegen der ὁμωνυμία dieses Namens mit πυθικοί hinrichten liess, was also zeigt, dass man in der Volkssprache damals das οι und das υ fast ganz gleich aussprach, wie auch anderseits manche Wörter, die im Griechischen mit υ geschrieben werden, von den Lateinern durch *oe* wiedergegeben werden. Um noch ein Zeugnis der späteren Zeit anzuführen, so bemerkt Hieronymus einmal ausdrücklich, κυνομυία in der Septuaginta sei nicht mit *y*, sondern mit *oe* zu schreiben. Auf diese Weise, wenn wir ein allmähliches Hinüberspielen des *ö*-Lautes in den *y*-Laut annehmen, lässt es sich auch erklären, wie οι endlich in den einfachen dünnen *i*-Laut übergehen konnte, ein Uebergang der verhältnismässig noch viel früher als der des η zu *i* stattgefunden hat, da ja schon spätlateinische Dichter, wie Ausonius und Sidonius Apollinaris, das griechische οι durch kurzes *i* ausdrücken. Das Resultat für uns ist also: wir haben bei unserer Lectüre das οι nicht als *oi*, sondern als *ö* auszusprechen, weil dies der dem bezeugten Laute nächstliegende Laut ist, den wir wiedergeben können. Erst in den Byzantinern ist das οι als *i* auszusprechen. — Es bleibt nun noch für die Diphthonge die schwierige Frage nach der Aussprache von αυ und ευ als *av* und *ev* oder als *au* und *eu* zu erledigen. Ich gestehe offen, dass ich keine Beweise dafür habe, dass die alten Griechen das αυ und ευ nicht als *av* und *ev* ausgesprochen haben und dass also die traditionelle Aussprache falsch sei. Man hat dagegen eingewendet, dass die Aussprache von αυ als *av* durchaus keinen Diphthongen gäbe, dass dies vielmehr eine Verbindung von einem Vocal und einem Halbconsonanten sein würde. Das scheint mir nichts zu beweisen, da diese Bezeichnungen in einer Zeit aufkamen, wo man die Frage rein vom Standpunkte der Gelehrsamkeit betrachtete; weil nun diese Buchstabenverbindungen allerdings den Elementen nach als Vereinigungen von zwei Vocalen anzusehen sind, so bezeichnete man sie denn auch wieder

als Diphthonge. Ich weiss wohl, dass Terentianus Maurus einmal sagt: 'das griechische *αυ* laute wie das römische *au* in *aurum* und ähnlichen Worten'; allein das löst die Frage immer noch nicht, weil wir nicht wissen, wie die Römer ihr *au* aussprachen. Dass bei der Aussprache des *αυ* und *ευ* zunächst ein mehr consonantischer Laut vorhanden war, das scheint mir durch zweifellose Zeugnisse bezeugt zu sein. Das eine ist das, dass wir in einer altionischen Inschrift das Wort *αὐτοῦ* AFYTO geschrieben finden. Nehmen wir nun dazu, dass es als ionisch bezeichnet wird, die Diphthonge getrennt zu sprechen (Scholien zu Aristoph. Frieden 932), so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass in der aufgelösten ionischen Aussprache man dem Digamma, welches den zweiten Laut des *αυ* bildet, den vocalischen Laut *υ* nachklingen liess: *avytu*, während die härtere Aussprache der anderen Dialekte den zweiten Vocallaut unterdrückte und nur den aus dem ursprünglichen Digamma entstandenen consonantischen Laut des *υ* hören liess. Wenigstens kann ich mir die Entstehung von *αϝυ* nicht anders erklären. Etwas ähnliches ist auch, dass in Inschriften attischen Ursprungs aus der Zeit des Augustus statt *αὐτός* und *ἑαυτοῦ* geschrieben wird *ἀτός* und *ἑατοῦ*, was so oft in unter öffentlicher Autorität gesetzten Inschriften vorkommt, dass es nicht leicht ein blosser Schreibfehler sein kann, sondern als damalige volksthümliche Aussprache zu betrachten ist. Ich kann mir wohl denken, dass von *avtos* sich ein *atos* bildete; aber wie von *autos* sich ein blosses *atos* gebildet haben kann, das ist mir nicht klar. Endlich will ich noch daran erinnern, dass überhaupt die südlichen Völker nicht wohl im Stande sind *au* und *eu* zu sprechen. Jeder Franzose, der deutsch lernt, weiss, mit welcher Schwierigkeit er zu kämpfen hat, um aus seinen Sprachwerkzeugen ein *au* und *eu* herauszubringen, und die Italiäner, die diese Diphthonge haben, sprechen sie durchaus nicht als reine Diphthonge *au* und *eu*, sondern mehr getrennt *aú* (oder *áu*) und *eú* (*éu*). Lassen Sie mich Ihnen auch noch jene Geschichte bei Cicero (*de div.* II 40, 84) in das Gedächtnis zurückrufen, wo von Crassus erzählt wird dass, als er sich mit seinem Heere in Brundisium einschiffen wollte, ein Ausrufer rief *cauneas* und dass dies als ein böses Omen für das Unternehmen betrachtet wurde: selbstverständlich müssen wir also da lesen: *cavneas*, was dem lateinischen *cave ne eas* gleichlautet; kein Mensch würde *cave ne eas* verstanden haben, wenn nicht das *u* wie *v* ausgesprochen worden wäre. Demnach dürfte allerdings für uns die überlieferte Aussprache des *αυ* und *ευ* als *av* und *ev* festzuhalten sein, die insbesondere vor einem Vocal um der Vermeidung des Hiatus willen fast nothwendig erscheint. — Was endlich den Diphthongen *ου* betrifft, so besteht in der Aussprache desselben keine Differenz, denn er wird allgemein als *u* ausgesprochen. Indessen ist er wahrscheinlich in der ältesten Zeit nicht ganz so ausgesprochen worden, weil in den älteren Inschriften öfters *ου* durch blosses *ο* ausgedrückt wird, wonach also von den beiden Lauten, aus denen er entstanden ist, damals der *ο*-Laut überwiegend war. Wahrscheinlich war der Laut des *ου* ein dumpfer Zwischenlaut zwischen *o* und *u*, etwa wie er nach Quintilian in den lateinischen Wörtern *volgus*, *volnus*, *cervom* und anderen gehört wurde; für unsere praktische Frage ist dies aber von weiter keinem Belang, sondern wir haben das *ου* als *u* auszusprechen.

Was die Consonanten anbetrifft, so muss ich bestimmt aussprechen, dass ich bei keinem Consonanten irgend welchen Grund sehe, von der neugriechischen Aussprache abzuweichen, ausser höchstens bei der Aussprache des *β*. Indessen bei dem manigfachen Wechsel, der schon im Alterthum zwischen *β* und dem Digamma statthatte, bei den Schwankungen in der Wiedergabe des griechischen *β* durch die Lateiner scheint mir auch die neugriechische Aus-

sprache dieses Buchstaben nicht anzuzweifeln. Die überlieferte Aussprache des ζ halte ich für entschieden richtig. Es wird angegeben, ζ sei ein in der Mitte zwischen σ und δ stehender Laut, der aber nicht aus δσ, sondern aus σδ entstanden und eine Milderung des σ sei. Während die Alten öfter ausdrücklich sagen, das σ sei ein unangenehmer Laut, finden wir bei Cicero und Quintilian das ζ als einen sehr angenehmen Laut bezeichnet. Das ζ ist also auszusprechen als ein ganz weiches *s*, wie es bei den jetzigen Griechen ausgesprochen wird. Bei den Consonanten also, ich wiederhole es, finde ich durchaus keinen Grund von der überlieferten Aussprache abzuweichen.

Was nun noch die Accente und Hauchzeichen anbelangt, so ist es vor allem nöthig, dass wir genau nach dem Accent lesen. Nichts ist verderblicher als nach der Prosodie und nicht nach dem Accent zu lesen. Wenn wir fragen, weshalb in verhältnismässig später Zeit die Bezeichnung der Accente eingeführt wurde, so erklärt sich dies einfach dadurch, dass nicht etwa von da an man mehr angefangen habe nach dem Accent zu sprechen, sondern dass in der Zeit des Aristophanes von Byzanz das Griechische eine Weltsprache zu werden begann, die mehr und mehr auf gelehrtem Wege erlernt wurde von Leuten, deren Muttersprache es nicht war; damit diese richtig sprachen, war es nothwendig Zeichen zu erfinden, um die Aussprache zu bezeichnen. Darum ist es auch sehr nöthig, dass die Accente in unseren Ausgaben gesetzt werden; aber wenn man einmal die Accente in die Schulbücher setzt, so sollen wir auch die Schüler anhalten, den Accent beim Lesen ordentlich zu beobachten: nicht so dass man das Versmass gar nicht heraushört, sondern wir müssen sie dahin bringen, dass sie bei der Recitation der Verse zugleich das Versmass und auch den Accent hören lassen. Ich beziehe dies zunächst auf alle die Verse, die im Alterthum gesagt, nicht gesungen worden sind. Was die melischen Partien betrifft, so müssen wir von vorn herein darauf verzichten sie nur annähernd so wiederzugeben, wie sie im Alterthum vorgetragen worden sind. Für die Lectüre sind sie ja durchaus nicht bestimmt, sondern für den Vortrag durch Gesang; da wir sie nun nicht singen können, so müssen wir das, was im Alterthum durch Gesang erreicht wurde, allerdings etwa annähernd zu erreichen suchen durch Hervorhebung des Rhythmus und des Metrums, woneben wir durch leise Andeutung wohl auch noch den Accent fühlbar machen können. Eine besondere Schönheit des griechischen Versbaus beruht ja, wie vielfach ausgesprochen worden ist, gerade auf dem Gegensatze zwischen Wort- und Versaccent. — Was endlich den in der neugriechischen Aussprache nicht hörbaren Spiritus asper anlangt, so ist er in der alten Volkssprache jedenfalls gehört worden, weil man eine schriftliche Bezeichnung dafür hatte. Nachweislich ist es, dass die alten Attiker Liebhaber des scharfen *h*-Lautes waren, was so weit geht, dass in einigen altattischen Inschriften fast jedes mit einem Vocal anfangende Wort das Zeichen des Spiritus asper hat. Diese scharfe Aspiration wurde dann, wahrscheinlich durch ionischen Einfluss, gemildert und fiel mehr und mehr fast ganz weg; denn dass die Veränderung, die in der Schreibweise eintrat, mit einer Veränderung der Aussprache zusammenhieng, scheint mir unabweisbar. Wenn man das Zeichen des scharfen *h*-Lautes für einen anderen Buchstaben verwandte und es für ganz unnöthig hielt den Hauchlaut auszudrücken, so spricht dies dafür, dass das Scharfe des Lautes zurücktrat, dass man ihn nicht mehr als einen eigentlichen Buchstaben betrachtete, sondern nur einen leisen, milden Hauch hören liess, etwa wie die Franzosen auch ihr stärkeres *h* aussprechen. Für uns erwächst daraus keineswegs das Resultat, dass wir den Spiritus nicht auszusprechen hätten, sondern wir haben einfach mit Bezugnahme auf die historische Ent-

stehung des Lautes und aus Gründen der Unterscheidung den Spiritus asper durch ein mildes *h* wiederzugeben. — Dies, meine Herren, sind die wenigen und kurzen Bemerkungen, die ich mir vorzutragen erlauben wollte. Es ist manches ketzerische darunter; doch hoffe ich, verbrennen werden Sie mich nicht. Ich bin bereit Rede zu stehen.

Brüggemann. Ich möchte Hrn. Prof. Bursian bloss ersuchen, uns einige Stellen aus dem Homer nach dem Accent vorzutragen.

Bursian (recitiert die ersten Verse der Odyssee).

Dr. Bialloblotzky aus Göttingen. Die vorgetragenen Gründe für die historische Aussprache können noch verstärkt werden. Die ungemein weite Verbreitung derselben in sehr früher Zeit wird noch durch manche Codices bestätigt, von denen man es zuerst nicht erwarten sollte, durch einige hebräische Codices. Die Juden in Alexandrien fanden es schwierig das Hebräische zu lesen, deswegen verfertigte man hebräische Codices mit griechischen Buchstaben. Diese Codices, die das Hebräische mit griechischen Buchstaben schreiben, folgen ganz der historischen Aussprache. Ein anderer Beweis ist, dass in den angelsächsischen Manuscripten, wo immer Transcriptionen vorkommen, die historische Aussprache angewendet wird.

Bursian. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, dass diese letzteren frühestens wohl Handschriften des 7n Jahrhunderts sind. Ich muss gestehen, von jenen hebräischen Handschriften verstehe ich nichts; nach dem aber, was ich gehört und gelesen habe, scheint es mir, dass die frühesten Transcriptionen schon in den Septuaginta vorkommen. Dort wird der hebräische lange Zere-Laut durch *η* wiedergegeben; dass dieses vereinzelt auch für das hebräische Chirek steht, kann ebenso wenig beweisen wie wenn die Griechen 'Nun' *Ναυῆ* transcribieren. Ich glaube, wo das *η* zuerst consequent für *i* angewandt erscheint, das sind syrische Handschriften und syrische Uebersetzungen, was also vielleicht dafür zeugen würde, dass in Syrien die Aussprache als *i* sich festgestellt hat.

von Jan. Im allgemeinen bin ich mit den ausgesprochenen Grundsätzen vollkommen einverstanden. Ich möchte aber daran erinnern, dass dieses scheinbare *i* in dem Munde der Neugriechen durchaus nicht ein einziger Laut ist, sondern viele Schattierungen hat. Dies führt mich zu einem Punkte, den ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen möchte, dass nämlich unsere Aussprache des sogenannten Eta bestimmt falsch ist. Denn hätten die Griechen *ē* gesprochen, so hätte nie ein *i* daraus werden können. Dagegen ist wohl dieser Buchstabe *ēï* gesprochen worden und *ει ei*. Ferner möchte ich hinzufügen in Betreff der sogenannten Aussprache nach der Quantität: dass diese falsch ist, davon bin ich vollkommen überzeugt. Sie beachtet nicht den Accent, sondern nur den Quantitätswechsel, und ist nichts anderes als die lateinische Betonung, die römische Quantität in das Griechische hinübergetragen. Sie legt den Accent nur auf die letzte und vorletzte Silbe, ist also entschieden falsch.

Bursian. Ich bin erfreut, dass Hr. Prof. von Jan meine Ansicht über die Aussprache nach der Quantität theilt. Was das *η* betrifft, so sagte ich nur, es sei ein langer *e*-Laut gewesen. Ich weiss recht wohl, dass man bei genauer Beobachtung auch bei der jetzigen Aussprache in Griechenland eine Verschiedenheit heraushören kann; ich habe aber absichtlich darauf nicht eingehen wollen, um nicht Ihre Ohren durch phonetische Versuche, wie sie auf der Erlanger Philologenversammlung unter fortlaufendem Beifall angestellt wurden, zu belästigen.

Oberlehrer Dr. Baumeister aus Lübeck. Meine Herren. Was Hr. Prof. Bursian über

die Veränderung der griechischen Aussprache vorgetragen hat, könnte manchem als noch unwichtiger erscheinen als die vorige orthographische Frage. Wenn wir aber bedenken, dass erst seit kurzer Zeit durch das Princip der neuen Verslesungen in der Metrik uns Gelegenheit gegeben ist Rhythmus und Harmonie in den Versen wiederzufinden, so trägt dies sicher nicht wenig dazu bei, uns auch die Melodie der griechischen Prosa vorzuführen. Dies ist nicht gering anzuschlagen, hat aber auch grosse Schwierigkeit. Ich muss im allgemeinen anerkennen, dass von Hrn. Prof. Bursian wohl beachtet worden ist, dass wir uns nur die Aussprache einer bestimmten Zeit aneignen können. Denn so viel steht unwiderruflich fest, dass Demosthenes nicht gesprochen hat wie etwa Pindar oder gar Homer. Wir werden also, wenn wir für die Schüler eine Aussprache für das classische Griechisch einzuführen haben, uns gewis auf das beschränken, was Hr. Prof. Bursian als ziemlich sicher für die Zeit des Thukydides und Demosthenes aufgestellt hat. Zu dem einzelnen möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben. Zuerst über den Spiritus asper: der muss durchaus festgehalten werden, denn die Griechen haben ihn erst in der Zeit nach Christi Geburt nur halb verloren, wie man aus den aspirierten Consonanten sehen kann, welche vor dem Spiritus asper stehen wie früher, obgleich sonst der Hauch verloren gegangen ist, wie in den romanischen Sprachen auch. Ferner in Bezug auf den Accent: natürlich muss nach dem Accent gelesen werden, aber es gibt einige Eigenthümlichkeiten, die auch für die richtige Betonung der Sätze noch Wichtigkeit haben. So legt der Neugrieche fortwährend bei ὁ μέν und ὁ δέ auf die gegensätzliche Partikel den Ton, nicht auf den Artikel. Für die Schule ist dies, glaube ich, besonders wichtig, weil dadurch den Schülern der Gegensatz so recht zur Anschauung gebracht wird. Dann könnte man in einigen Dingen etwas weiter gehen, um den Tonfall etwas mehr in die Augen springen zu machen. Das sind indessen Sachen, die sich nicht in einer halben Stunde abmachen lassen. Ich bin überzeugt, dass diejenigen, welche bei Hrn. Prof. Bursians Versrecitation sich befremdet fühlten, diese Gefühle bald aufgeben werden. Man kann sich mit seinem Ohr an das absurdeste gewöhnen. Wenn man nach Griechenland kommt, findet man zu Anfang die Aussprache lächerlich, doch gewöhnt man sich in vier Wochen daran, und kommt man nach Deutschland zurück, so entwöhnt man sich auch davon bald wieder. Deshalb bedarf es hier einer längern Uebung, natürlich zunächst von Seiten der Lehrer.

Präsident. Meine Herren. Es ist namentlich auf den allgemeinen Grundsatz zurückzugehen, den Hr. Prof. Bursian aufgestellt hat. Die Aussprache, die man als die alte geltend machen wollte, erscheint gerade als die neuere. Ich möchte noch auf einen äussern Umstand aufmerksam machen, dass alle diejenigen, die einen längeren Aufenthalt in dem jetzigen Griechenland genommen haben, die das griechische Leben und die griechische Sprache dort kennen gelernt haben, die eifrigsten und entschiedensten Verfechter der Ansichten sind, die Hr. Prof. Bursian uns eben vorgetragen hat. Ich erinnere hier an den seligen Thiersch und an Ross, die diese Aussprache überall, auch in ihren Vorlesungen festgehalten haben; man gewöhnt sich ganz leicht an die Klänge, aber wir sind eben zu sehr im Besitz anderer.

Bursian. Ich möchte noch ein Wort hinzufügen. Meine Absicht ist nicht auf Details einzugehen; eine Debatte über das einzelne ist mir zwar sehr angenehm, die Hauptsache ist aber, dass wir uns über den Grundsatz verständigen, und es ist nothwendig, dass er allgemein werde. Aber ich gestehe ganz offen, dass die Modification der Aussprache Schwierigkeiten hat, dass auch ich Anfangs in meinen Vorlesungen vollständig die neugriechische Aussprache beibehalten und sie nur aufgegeben habe, da für die Zuhörer während der Collegienzeit die

Aneignung dieser Aussprache unmöglich war. Was die von Hrn. Dr. Baumeister gemachten Bemerkungen betrifft, so habe ich nicht behaupten wollen, dass der Hauch verschwunden sei; er wird zwar nicht gesprochen, aber in seinen Wirkungen ist er noch vorhanden; wie Ross es ausgedrückt hat, er quiesciert nur zu Anfang der Worte. Ich habe ja auch gesagt, wir müssen ihn aussprechen, wenn vielleicht auch nicht so stark, wie es gewöhnlich geschieht. Es ist mir eine Anfrage hingelegt worden, ob denn kein Unterschied zwischen η und ε sei. Allerdings ist ein Unterschied zwischen einem langen und kurzen *e*. Das geschlossene *e* wird als ein langes erscheinen, das man dem Bereich des η überlassen muss, während das ε mehr ein offenes sein dürfte.

Professor Dr. Vischer aus Basel. Ich habe leider den grössten Theil des Vortrages nicht gehört. Indessen möchte ich eine Frage mir erlauben. Es scheint mir, es kommt zweierlei in Betracht. Zuerst die Frage, was an sich die richtige Aussprache ist, und dann, ob man diese Aussprache wirklich einführen soll. Ich stimme mit Hrn. Prof. Bursian darin ganz überein, dass ich glaube, wir würden viel besser thun die Aussprache der jetzigen Griechen anzunehmen, als die die wir haben beizubehalten. Aber von diesem Wunsche bis zur Einführung sehe ich einen so ungeheuer schwierigen Weg, dass es fast unmöglich sein wird. Alle die Feinheiten der griechischen Aussprache, die Hr. Prof. Bursian viel besser kennt als ich, würden wir viel weniger leicht nachmachen können, als die Aussprache neuer uns bekannterer Sprachen. Und im allgemeinen dürfen wir ohne Scheu sagen, dass das Französische, wie es in Deutschland gelehrt wird, in der Regel nicht eben ein sehr französisches ist. Diese Frage scheint mir deswegen sehr bedeutend, weil am Ende wir denn doch nicht die Grenze zu finden wissen. Ganz sollen wir die neugriechische Aussprache nicht annehmen, und da ist die Frage, was für einen Mittelweg sollen wir einschlagen? Ich glaube keinen Mittelweg; entweder wir nehmen das neue ganz, oder wir bleiben bei dem alten mit dem Bewusstsein, dass es falsch ist. Die Aussprache hat sich in den vielen Jahrhunderten allerdings allmählich verändert. Ich weiss nicht, ob Sie in Beziehung auf αι und ε ein Beispiel angeführt haben. Auf den Tribut-Inschriften finden wir die Stadt Potidäa einmal nach unserer Aussprache geschrieben ΠΟΤΕΙΔΑΙΑ, wie sie in den Texten geschrieben ist, daneben ΠΟΤΕΙΔΕΑ; also ganz entschieden wurde damals nicht etwa nur in anderen Ländern, sondern in Attika selbst ε und αι verwechselt. — Sollen wir nun aber auch für die ältesten Zeiten, für Homer und Pindar die jetzt gebräuchliche Aussprache annehmen oder sollen wir vermitteln? Das neue einzuführen ist fast zu schwer. — Für die lange Dauer der historischen griechischen Aussprache kann ich noch ein kurzes Argument anführen, das ich dem Professor Manusis verdanke. Ich sprach mit ihm über den Gegenstand, und er sagte mir: weiter als bis auf Christi Zeit kann ich den Beweis nicht führen, aber dass bis auf diese Zeit die jetzige Aussprache zurückreicht, dafür ist ein vollkräftiger Beweis, dass die Kirche dieselbe Aussprache hat: in der Kirche verändert sich nichts.

Bursian. Meine ganze Absicht gieng darauf hinaus, dass wir nicht an dem als falsch anerkannten mit Bewusstsein festhalten, sondern dass wir auch hier versuchen sollen das richtige anzunehmen. Es ist vorhin vielfach behauptet worden, man müsse eine Consequenz haben, man müsse entweder consequent neugriechisch oder, wenn man das nicht wolle, consequent erasmisch sprechen, was eben mundgerecht sei. Da ist es ebenso consequent, wenn die Engländer und Franzosen das Griechische nach ihrer Aussprache aussprechen. Wenn man behauptet, dass wir nur zwischen diesen beiden Wegen zu wählen hätten, nicht vermitteln

dürften, so könnte man in diesem Sinne, scheint mir, auch sagen: weil wir die alte lateinische Orthographie doch nicht vollkommen herstellen können, so müssen wir das Lateinische eben so schreiben, wie wir gewöhnt sind es zu schreiben. Dass es schwierig ist die rationelle Aussprache, in Schulen namentlich, einzuführen, das verkenne ich nicht. Aber diese Schwierigkeit findet bei jeder Neuerung statt. Es kommt nur darauf an, dass man sich über den Grundsatz einige, dass man es als Aufgabe betrachte, nicht bloss die Gesetze der Conjugation und Declination, des innern Sprachlebens, sondern auch die des äussern Sprachlebens zu ermitteln. Und wie mir scheint, haben wir gerade durch den glücklichen Zufall, dass das Griechische eine noch fortlebende, nur abgeschliffene Sprache ist, einen vortrefflichen Anhalt, und ich sehe keine andere Methode der Behandlung der Frage, als dass man von dem gegebenen, vorhandenen auf das früher dagewesene zurückgeht; das ist der echte und wahre Conservativismus. Ich bin wenigstens in dieser Beziehung höchst conservativ; denn ich will festgehalten haben, was sich nicht als falsch erweisen lässt. Es ist möglich, dass ich in einzelnen Dingen mich geirrt habe; aber dann wird es die Aufgabe aller Mitforscher sein, mich zu berichtigen.

Professor Dr. Düntzer aus Köln. Es ist unzweifelhaft, dass die Griechen neben dem Accent auch die Quantität berücksichtigt haben, und dass dies möglich ist, wird keiner von Ihnen in Abrede stellen. Ferner kann ich nicht befürworten, dass man das *αι* immer *ä* aussprechen soll. Ich glaube nicht, dass wir in der neugriechischen Aussprache einen Beweisgrund finden können dafür, dass auch die alten Griechen so gesprochen hätten: denn nach den Untersuchungen von Henrichsen ist es ganz unzweifelhaft, dass in Bezug auf Vocale und Diphthonge die neugriechische Aussprache sich von der der alten Griechen sehr unterscheidet.

von Jan. Ich wollte mir die Bemerkung erlauben, dass ich die Berücksichtigung der Quantität neben dem Accent als selbstverständlich vorausgesetzt habe. Die Aussprache nach dem Accent wird zur Carricatur, wenn nicht neben dem Accent auch die Quantität festgehalten wird.

Bialloblotzky. Was die Schwierigkeit der Einführung anbetrifft, so ist diese thatsächlich auf mehreren deutschen Gymnasien seit etwa 15 Jahren schon überwunden, z. B. auf dem Gymnasium zu Triest.

Vischer. Ich möchte mich gegen ein Misverständnis verwahren. Was ich nicht wollte, ist eine Vermischung. Ich kenne auch Leute, die in Griechenland waren, die sprechen das *ϑ* wie das *th* im Englischen; damit hat es aber ein Ende. Sie aspirieren aber das *ϑ* nicht; sie sagen auch *echo* und nicht *e-cho*. Sobald wir eins thun, müssen wir alles thun. Das ist es, was ich vorhin als eine grosse Schwierigkeit bezeichnet habe. Man spricht *αι* als *ä*, daneben *οι* als *oi*, das geht nebeneinander nicht; da gerathen wir in eine Confusion.

Bursian. Ich wollte allerdings das, was Sie eine Vermischung nennen. Das was sich bei der modernen Aussprache als unrichtig erweist, wollte ich fallen lassen, und nur das festhalten, was sich nicht als falsch erweisen lässt. Ich wollte aber auch, dass wir das *οι* als *ö* aussprechen. Was die Consonanten betrifft, so muss ich wiederholen, ich halte es für unumgänglich nothwendig, durchgängig die neugriechische Aussprache derselben zu bewahren. Ich habe nicht vergessen zu erwähnen, dass die Aussprache der Vocale gewechselt hat; indessen bin ich allerdings dafür, dass man die Aussprache des *αι* nach der Analogie des Neugriechischen festhalte.

Kiesel. Ich weiss nicht, ob es noch Zeit ist zum zweiten Theil der Frage überzugehen. Ich würde bedauern, wenn wir heute gar nichts über diesen zweiten Theil bemerkten: die Frage der Ausführung. Es ist anerkannt worden, dass es für den Augenblick unmöglich sein dürfte, die Grundsätze, welche nach der gehörten Auseinandersetzung Ihnen einleuchten werden, auch in den Schulen einzuführen; allein auf der andern Seite ist es, wie mir scheint, nicht bloss eine sehr wichtige, sondern eine sehr dringliche Angelegenheit, dass in dieser Beziehung etwas geschieht: denn es besteht eine sehr grosse Verschiedenheit in den Schulen, und doch wird mir wohl niemand widersprechen, wenn ich sage, dass man dem Bedürfnis sich in eine Sprache einzuleben in keiner hemmenderen Weise in den Weg treten kann, als wenn ein fremder Klang bei den Versuchen sie zu sprechen zur Geltung gebracht wird. Ich möchte mir daher die Frage, resp. Bitte erlauben, ob nicht der geehrte Hr. Proponent zugleich seinen Belehrungen einen Vorschlag hinzufügen wollte, wie ein Mittelweg für eine einstweilige Benützung seiner Grundsätze in den Schulen gefunden werden kann. Ich muss mich nämlich für einen Mittelweg erklären, weil mir die beiden Extreme, die sonst übrig bleiben, entweder nichts zu thun oder alles zu thun, unthunlich erscheinen.

Bursian. Meine Herren. Es ist mir natürlich sehr angenehm, wenn das von mir vorgeschlagene zur Ausführung kommen soll; einen bestimmten Weg kann ich nur dahin angeben, dass die Lehrer, die die Anfangsgründe des Griechischen lehren, in der Weise, wie ich es angedeutet habe, sich das wissenschaftlich festgestellte aneignen und den Schülern mittheilen, so dass bei der Lectüre die Aussprache in dieser Weise gehandhabt wird. Das geht dann weiter. Wenn die Universitätslehrer die künftigen Gymnasiallehrer, während sie auf den Universitäten studieren, an eine solche Aussprache gewöhnen und dazu bilden, dann kommen beide Enden zusammen, und es wird eine Ausführung möglich.

Brüggemann. Es ist vielfach von der Schwierigkeit die Rede gewesen, die vorgetragenen Grundsätze auszuführen. Eine Gleichförmigkeit in dieser Beziehung für alle Schulanstalten eines Landes zu erreichen, das halte ich für nicht sehr schwer und unmöglich. Die Schwierigkeit besteht viel mehr für uns, die wir umlernen sollen, als für diejenigen Schüler, die in Quarta eintreten. Diese haben noch kein griechisches Wort gelernt, es macht ihnen ebensoviel Schwierigkeit, nach den Grundsätzen der einen wie der andern Aussprache sich zu gewöhnen. Die Schüler bringen also gar keine Schwierigkeit hinein. Der Mittelweg scheint mir in folgendem zu liegen. Jede Schule möge sich vereinigen, das Griechische nach bestimmten Grundsätzen in der Aussprache den Schülern beizubringen, die Lehrer müssen sich die Schwierigkeit des Umlernens gefallen lassen; ist dies festgestellt, dann folgen die Schüler ohne alle Schwierigkeit von selbst von Quarta bis Prima. Nun sind die Vorschläge des Hrn. Prof. Bursian so mild und mässig gewesen, dass ich es für nicht schwer halte, dass sich ein Lehrercollegium diese Vorschläge aneigne und sich entschliesse sie von Quarta an auszuführen und auch in seiner nächsten Umgebung durch sein Beispiel fördernd zu wirken. Haben die Schüler bis zur Prima an eine Aussprache sich gewöhnt, so wird die etwaige Verschiedenheit in der Aussprache der Lehrer auf der Universität sie nicht mehr davon abbringen.

Präsident. Ich nehme als das Resultat der eingehenden Besprechung so viel mit, dass in diesem Kreise doch keiner sich zum Verfechter der Erasmischen Aussprache aufgeworfen hat, und ich begrüsse dies als ein glänzendes Resultat. Aber auch eine vollständige Annahme der neugriechischen Aussprache verwerfen wir. Die hier aufgestellten Forderungen sind so bescheiden, dass ich wirklich schon wegen ihrer Bescheidenheit wünsche, dass man etwas

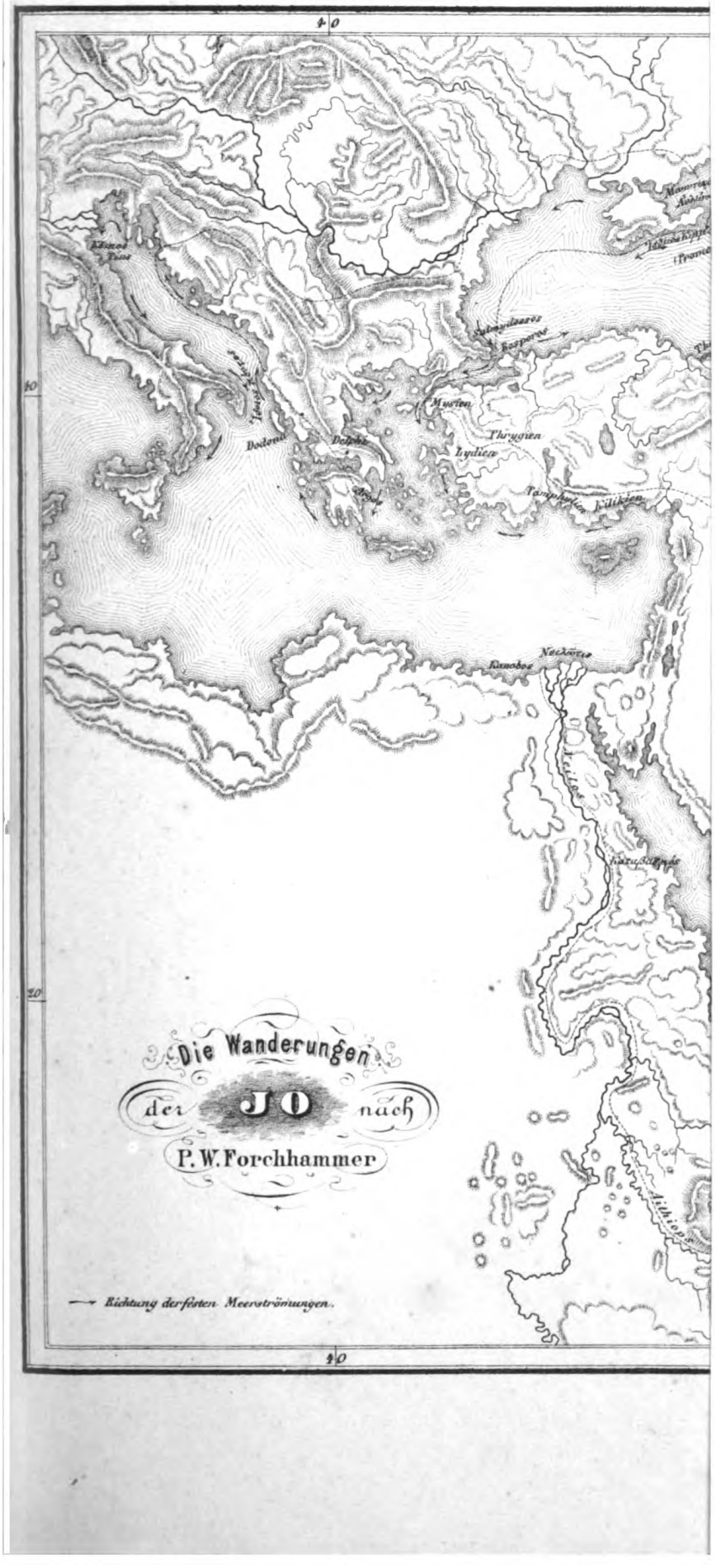
näher auf die Sache eingehe; dazu ist die praktische Ausführung wirklich nicht schwer, wenn nur nicht eben die Faulheit, die vis inertiae der Grund der Abneigung wäre sich an das zu gewöhnen, was man als das richtige anerkannt hat. Eine Abstimmung werden Sie nicht für nöthig halten. Ich glaube aber in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich nach den bescheidenen Forderungen des hierin nicht radicalen, sondern sehr conservativen Hrn. Prof. Bursian demselben den herzlichsten Dank für das was er uns geboten hat ausspreche.

Damit, meine Herren, schliesse ich unsere Berathungen mit freudiger Anerkennung der regen Theilnahme, mit der man aus Ihrer Mitte unseren Besprechungen entgegengekommen ist. Gerade dies Aufeinanderplatzen der Geister, was bisher oft gar sehr gefehlt hat, was aber doch sein muss, das ist es, was unseren Versammlungen den rechten Nutzen gibt. Wir Schulmänner, die wir immerwährend gewöhnt sind keinen Widerspruch zu erfahren, wir müssen uns auch gewöhnen recht tüchtigen Widerspruch uns gefallen zu lassen. Durch den Widerspruch kommt man am besten zur Wahrheit. Nehmen wir die gewonnenen Resultate und Anregungen dankbar mit in die Heimat.

Schluss.

Berichtigung.

S. 27 Z. 10 v. o. lies 'am 22. Juli' statt 'am 6. Juni'.


40
10
20
Mysien
Thrygien
Lydien
Pamphylien
Cilikien
Rhodos
Die Wanderungen
der JO nach
P. W. Forchhammer
Richtung der ersten Meeresströmungen.

NNER

VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

AUGSBURG

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1862.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.


BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Inhalt.

Seite

I. Ursprüngliche und revidierte Statuten 1
II. Bekanntmachung 5
III. Programm 6
IV. Verzeichniss der Mitglieder 10

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Eröffnungsrede des I. Präsidenten 13
Wahl des Bureau 22
Bitte des Professor Dr. *von Leutsch*, betreffend die Zusendung von Auszügen für den „Philologus“ 22
Nachruf, dem verstorbenen Hofrath Dr. *Rost* gewidmet von Director Dr. *Eckstein* . . . 23
Vortrag des Hofraths Dr. *Tischendorf* über die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus 25

Zweite allgemeine Sitzung.

Geschäftliches 33
Verzeichniss der eingelaufenen und zur Vertheilung gekommenen Festschriften . . . 33
Vortrag des Professor Dr. *Köchly* über den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee 34
Entgegnung des Professor Dr. *Düntzer* auf diesen Vortrag 51
Vortrag des Professor Dr. *Thomas* über Fallmerayer als Schulmann 52
Vortrag des Professor Dr. *Bursian* über archäologische Kritik und Hermeneutik . . . 55

Dritte allgemeine Sitzung.

Anzeige der geschehenen Constituierung einer archäologischen Section 60
Referat des Director Dr. *Eckstein* über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die Berathung des Comité für die Reform der Vereinsstatuten 60
Vortrag des Prof. Dr. *Gustav Wolff* über die Stiftung des delphischen Orakels 61
Discussion über diesen Vortrag 69
Vortrag des Dr. *von Lützow* über die Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Fauns 71
Vortrag des Prof. Dr. *Overbeck* über die griechische Religion und die bildende Kunst . 78

Vierte allgemeine Sitzung.

Vortrag des Prof. Dr. *Braun* über den Zusammenhang aller alten Ideenkreise 86
Vortrag des Gymnasiallehrers *Biehl* über die Aristotelische Definition der Seele . . . 94
Discussion über diesen Vortrag 100

Seite

Vortrag des Prof. Dr. *Düntzer* über die stehenden homerischen Beiwörter 102
Vortrag des Dr. *W. Glück* über das Wort „ambactus“ 107
Schlusswort des II. Präsidenten 109
Erwiderung des Director Dr. *Classen* 110

Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung.

Wahl des Bureau, Festsetzung der Tagesordnung 111

Zweite Sitzung.

Antrag des Prof. *Högg* über die Gestaltung der Mittelschulen 112
Vortrag des Gymnasiallehrers *Vielhaber* über Cornelius Nepos als Schulautor 112
Discussion über diesen Vortrag 116
Vortrag des Dr. *Müller* über die Schulstrafen 122
Discussion über diesen Vortrag 124

Dritte Sitzung.

Fortsetzung der Discussion über die Schulstrafen 125
Antrag des Gymnasialdirector Dr. *Wiegand* auf Errichtung von pädagogischen Vereinen 133

Vierte Sitzung.

Vortrag des Prof. Dr. *Köchly* über die Napoleonische Karte Galliens 134
Vortrag des Prof. Dr. *Köchly* über das römische Pilum 139
Vortrag des Director *Gratzmüller* über den Unterricht in der Stenographie 152
Discussion über denselben 159
Schluss der Verhandlungen der pädagogischen Section 161
Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern im Schuljahr 1861 und 1862 161
Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section 162
Protokolle der Sitzungen der germanistischen Section 163

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium derPhilologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.*)

---

*) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath. — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens in Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Pri-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

vatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†).

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

a. Allgemeine.

Die diessjährige **Philologen-Versammlung** wird mit landesherrlicher Genehmigung vom *24. bis 27. September* in Augsburg tagen. Die Unterzeichneten beehren sich, die nach § 4 der Statuten zur Theilnahme berechtigten Philologen, Orientalisten und Schulmänner, dann die germanistischen Sprachforscher, welche dem in Frankfurt gefassten Beschlusse gemäss von nun an eine eigene Section bilden werden, hierdurch ergebenst einzuladen. Zugleich ersuchen sie die verehrten Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, um eine gefällige diesfallsige Mittheilung längstens bis Ende August.

Augsburg und München, den 8. Juli 1862.

Dr. Mezger. *Dr. Halm.*

---

b. Für die bayerischen Schulmänner.

Die **Philologen-Versammlung** wird dieses Jahr vom *24. bis zum 27. September* in Augsburg stattfinden. Wir beehren uns, die Herren Rectoren, Professoren und Studienlehrer der bayerischen Studienanstalten unter Bezugnahme auf unsere öffentliche Bekanntmachung hierdurch besonders zur Theilnahme ergebenst einzuladen. Sehr erwünscht würde uns aber eine baldige Mittheilung sein, auf wie viele Theilnehmer wir von den einzelnen Lehrer-Collegien rechnen dürfen.

Hochachtungsvoll

Augsburg und München, den 24. Juli 1862.

Dr. Mezger. *Dr. Halm.*

III.

Programm

für die einundzwanzigste Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Sämmtliche Sitzungen (vom 24. bis 27. September d. Js.) werden im Rathhause gehalten, die allgemeinen im goldenen Saale, die der Sectionen in den drei Fürstenzimmern.

Das Empfangsbüreau ist in dem kleinern Rathszimmer des Rathhauses und wird am Dienstag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8—12 und 2—5 Uhr geöffnet sein.

Es werden daselbst die Mitgliedskarten gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrages von einem Vereinsthaler, sowie die dem Vereine gewidmeten Schriften ausgehändigt.

Die Mitgliedskarte berechtigt zum Besuche des Maximilians-Museums (Philippine Welser-Strasse, D. 283), der k. Kreis- und Stadtbibliothek (St. Annahof, D. 231), der k. Gemäldegallerie (Katharinengasse, B. 156), des Kunstvereines (Zeugplatz, B. 228) und überhaupt aller sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, dann des Lesecabinets der Gesellschaft „Erheiterung" (Obstmarkt, D. 71), welche dasselbe für die Dauer der Versammlung mit ihrem reichen Inhalte von Zeitschriften zur Mitbenutzung gefälligst angeboten hat.

Eintrittskarten zu den Sitzungen für Nichtmitglieder sind täglich im Empfangsbüreau von 8—12 Uhr zu erhalten.

Tagesordnung.

Dienstag, den 23. September, von Abends 7 Uhr an: Begrüssung und gesellige Zusammenkunft im Saale des Gasthofes zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5).

Mittwoch, den 24. September, Vormittags 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte. Erster wissenschaftlicher Vortrag. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Hauptessen im Gasthofe zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5). (Preis des Couverts ohne Wein 1 fl. 45 kr.) Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr: Festvorstellung im Theater.

Donnerstag, den 25. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $10\frac{1}{2}$ bis $12\frac{1}{2}$ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Mohrenkopf (Predigerberg, A. 72) und in der goldenen Traube. Abendunterhaltung im Mohrenkopf von 8 Uhr an, unter gefälliger Betheiligung der Liedertafel.

Freitag, den 26. Septemher, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $11^1/_2$—$12^1/_2$ Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Mohrenkopf oder in der goldenen Traube. Nachmittags 3 Uhr: Musik im Schiessgraben.

Samstag, den 27. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $10^1/_2$—12 Uhr: Vierte allgemeine und Schlusssitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl in der Traube oder im Mohrenkopf.

An jedem Abende, mit Ausnahme Donnerstags, finden im Saale der goldenen Traube gesellige Zusammenkünfte von 7 Uhr an statt.

Vorträge.

1. Für die allgemeinen Sitzungen:

Am Mittwoch, den 24. September.

1) Von Herrn Professor Dr. Köchly in Zürich: Ueber die Zusammensetzung und die Bestandtheile der Odyssee.

Am Donnerstag, den 25. September.

2) Von Herrn Professor Dr. Tischendorf in Leipzig: Ueber die paläographische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus.
3) Von Herrn Professor Dr. Bursian in Tübingen: Ueber archäologische Kritik uud Hermeneutik.
4) Von Herrn Professor Dr. Gust. Wolff in Berlin: Ueber das delphische Orakel.

Am Freitag, den 26. September.

5) Von Herrn Professor Dr. v. Lützow in München: Ueber den barberinischen Faun.
6) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Wilh. Biehl in Salzburg: Ueber die aristotelische Definition der Seele.
7) Von Herrn Professor Dr. Jul. Braun in München: Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise.

Am Samstag, den 27. September.

8) Von Herrn Professor Dr. Overbeck in Leipzig: Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst.
9) Von Herrn Professor Dr. Düntzer in Köln: Zur Beurtheilung der stehenden homerischen Beiwörter.
10) Von Herrn Secretär der kgl. Staatsbibliothek Dr. Glück in München: Ueber das Wort ambactus.

2. Für die pädagogische Section:

1) Von Herrn Professor Dr. Thomas in München: Ueber Fallmerayer als Schulmann.
2) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Vielhaber in Salzburg: Ueber Cornelius Nepos als erste Schullectüre.

Instruction

wegen Vollzugs der Anordnungen, welche zum Empfange der Philologen im Bahnhofe und im Empfangsbüreau des Rathhauses getroffen worden sind.

---

1. In den Bahnhof werden sich Dienstags den 23. September 4 Professoren, und zwar 2 von Sct. Stephan und 2 von Sct. Anna, schon vor der Ankunft der Mittagszüge begeben, welche den Ankommenden im Perron sogleich bei dem Aussteigen aus den Waggons die nöthigen Notizen über die Anmeldung und die Vorbereitungen zum Empfange ertheilen. Zugleich werden gedruckte Affichen im Bahnhofe die erforderlichen Weisungen enthalten; die Herren Collegen, welche den Dienst im Bahnhofe haben, werden mit Abzeichen (einem Bandstreifchen mit den Farben der Stadt) sich versehen. Droschken und Packträger werden vor dem Bahnhofe zur Verfügung stehen.

2. Im Empfangsbüreau (dem kleinen Rathszimmer des Rathhauses) sollen 6 Collegen der Studienanstalten, und zwar 3 von Sct. Stephan und 3 von Sct. Anna, fungieren. Diesen liegt ob, dafür zu sorgen,

a. dass die Ankommenden ihre Namen in das Album einzeichnen,
b. dass sie die Eintrittskarten, in welche die anwesenden magistratischen Schreiber die Namen der Empfänger einzutragen haben, erhalten,
c. dass von denselben der Beitrag von 1 fl. 45 kr. an den Cassier, welchen der Magistrat stellt, bezahlt werde, in welcher Beziehung Herr Professor Wucherer insbesondere ersucht werden wird, dem Cassier als Controleur zur Seite zu stehen,
d. dass ihnen das Programm und die Druckschriften (die beiden wissenschaftlichen Abhandlungen der Studienanstalten von Sct. Anna und Sct. Stephan, die Memoria Wolfii von Dr. Mezger, die „Römischen Inschriften, Steindenkmäler und Gefässstempel im Maximilians-Museum in Augsburg“ von M. Mezger, und die lat. Ode von Stadelmann) eingehändigt werden,
e. dass die Mitglieder die Karte zum unentgeltlichen Eintritt in das Theater bekommen,
f. dass sich dieselben für das Festessen und das gemeinsame Mittagsmahl in der Traube oder im Mohrenkopf einzeichnen. Da die Wirthe wissen müssen, auf wie viele Gäste sie zu rechnen haben, so wird das Verzeichniss über die Theilnahme, die natürlich eine freiwillige ist, für jeden Tag besonders angelegt, und in der Frühe bis längstens $^1/_2$9 Uhr dem Comité-Mitgliede, Herrn Magistratsrath Wolfrum, mitzutheilen sein, damit dieser die betreffenden Gastwirthe über die jedesmalige Zahl der Theilnehmer in Kenntniss setzen kann. Es dürfte desshalb gerathen sein, sogleich bei dem Empfange im Büreau an die Ankommenden die Bitte zu stellen, dass sie jeden Tag in der Frühe vor dem Beginn der Versammlung es im Empfangsbüreau anzeigen, ob und wo (in der Traube oder im Mohrenkopf) sie sich beim Mahle betheiligen wollen. Das Verzeichniss für das Festessen in der Traube, von welchem sich kaum ein Mitglied ausschliessen wird, könnte wohl schon am Dienstag beim Anfange der Geschäfte bereinigt werden,

g. dass die beiden Schreiber die Liste der eingezeichneten Mitglieder, sobald es möglich ist, abschreiben, weil jeden Abend diese Liste in die Druckerei abgegeben werden muss, damit sie am anderen Tage vor dem Beginn der Versammlungen an den Präsidenten zur Vertheilung an die Mitglieder abgegeben werden kann,

h. dass sie allen Namen der in die Liste Eingezeichneten die Wohnung derselben (Lit. — Nr. —) beisetzen,

i. dass die, welche Privatwohnungen zu erhalten wünschen, aufgezeichnet und ihnen sogleich solche Wohnungen angewiesen werden. Es wird darum das Verzeichniss der hiesigen Einwohner, welche Herren in ihre Wohnungen aufnehmen wollen, vorliegen, aus welchem die Auswahl leicht zu bewerkstelligen ist. Die vor dem Rathhause bereit stehenden Packträger werden die Betreffenden dann in die Privatwohnungen, andere, die es nicht vorgezogen haben, vor der Anmeldung vom Bahnhofe aus sich in einen Gasthof zu begeben, in die Gasthäuser geleiten,

k. dass die Eintrittskarten für Nichtmitglieder, welche unentgeltlich verabreicht werden, ausgehändigt werden. Es ist bestimmt worden, dass diese Karten schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an vertheilt werden können, weshalb sich etwa 2 der Herren Collegen schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an zur Abgabe in dem Empfangsbüreau einzufinden hätten.

3. Den Herren Collegen wird eine Anzahl Karten zum Eintritt für Nichtmitglieder und ebenso werden ihnen einige Eintrittskarten für die Theatervorstellung behändigt werden, um davon für ihre Freunde Gebrauch machen zu können.

4. Die Privatwohnungen, welche bei dem Präsidium bestellt worden sind, sollen in dem Verzeichnisse der Wohnungen, das im Empfangsbüreau vorliegt, im Voraus von dem Präsidenten bezeichnet werden, so dass dann die Herren Collegen nur die Güte haben werden, dem Betreffenden die für ihn zur Verfügung stehende Wohnung zu nennen.

IV.

Verzeichniss der Mitglieder.

Die mit * bezeichneten Mitglieder aus Augsburg befanden sich in dem Comité, welches mit den Vorbereitungen für die Versammlung betraut war. Ausser diesen Mitgliedern waren in dasselbe auch noch aus Augsburg einige Herren Magistratsräthe, Gemeindebevollmächtigte und Bürger gewählt worden.

1. Achleuthner, Professor in Cremsmünster.
2. Dr. v. Ahorner, kgl. Regierungsrath in Augsburg.
3. D'Alleux, Studienlehrer in Neustadt a. Hardt.
4. Dr. v. Allioli, Domprobst in Augsburg.
5. *Dr. Altenhöfer, Redacteur in Augsburg.
6. Dr. Arnold, Professor in Halle.
7. Arnold, Gymnasial-Assistent in München.
8. Dr. Autenrieth, Studienlehrer in Erlangen.
9. Bacher, Studienlehrer in Oettingen.
10. Dr. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen
11. Barb, k. k. Minist.-Secretär in Wien.
12. Bartsch, Professor in Rostock.
13. Bauer, Professor in München.
14. Bauer, Studienlehrer in Ansbach.
15. Baumgarten, Professor in Cremsmünster.
16. Bäumlein, Ephorus in Maulbronn.
17. Baur, Studienlehrer in Augsburg.
18. Dr. Baur, Candidat in Ulm.
19. Beck, Gymnasial-Professor in Kempten.
20. Dr. Becker, Staatsrath in Odessa.
21. Berchtold, Studienlehrer in Augsburg.
22. Biel, Studienlehrer in Neustadt a. Aisch.
23. Biehl, Gymnasiallehrer in Salzburg.
24. Bieringer, Subrector in Kitzingen.
25. Birlinger, Dr. phil. in München.
26. Boll, Studienlehrer in Eichstätt.
27. Boll, Subrector in Günzburg.
28. Dr. Böckel, Gymnasiallehrer in Frauenfeld.
29. Dr. Julius Braun, Professor aus München.
30. Dr. Brockhaus, Professor in Leipzig.
31. Brunner, Professor in Augsburg.
32. Brünings, Subrector in Frankenthal.
33. Bunk, Studienlehrer in Augsburg.
34. Dr. Bursian, Professor in Tübingen.
35. Butsch, Antiquar in Augsburg.
36. Butters, Gymnasial-Professor in Zweibrücken.
37. Dr. Christ, Professor in München.
38. Dr. Classen, Gymnasialdirector in Frankfurt a.M.
39. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
40. *Dr. Cron, Professor in Augsburg.
41. Daisenberger, Studienlehrer in Neuburg.
42. Daniel, Professor in Halle.
43. Dr. Delitzsch, Professor in Erlangen.
44. Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
45. Diederichsen, Stud. philol. in Bonn.
46. Dr. Dietsch, Gymnasialdirector in Plauen.
47. Dizinger, Candidat in Stuttgart.
48. Dr. Döderlein, Hofrath in Erlangen.
49. Dr. Döderlein, Subrector in Dürkheim.
50. Döhlemann, Subrector in Neustadt a. Aisch.
51. Dombart, Studienlehrer in Nürnberg.
52. Dorfmüller, Pfarrvicar in Augsburg.
53. Dorfmüller, Gymnasialprofessor in Augsburg.
54. Dreykorn, Studienlehrer in Zweibrücken.
55. Ducrue, Professor in Neuburg.
56. Dr. Düntzer, Professor in Cöln.
57. Dunn, Rentier in London.
58. Dr. Eckstein, Director in Halle.
59. Dr. Enderlein, Gymnasialprofessor in Schweinfurt.
60. v. Engelmann, Gymnasialinspector in Mitau.
61. Ernenwein, Lehrer an der Gewerbschule in Neuburg.
62. Ernst, Professor in Frankfurt.
63. Dr. Fickler, Professor u. Director in Mannheim.
64. Dr. Firnhaber, Regierungsrath in Wiesbaden.
65. Dr. Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde.
66. Fischer, Lyceal-Professor und Conrector in Speyer.
67. Dr. Fleckeisen, Professor in Dresden.

68. Dr. Fleischer, Professor in Leipzig.
69. Flor, Professor in Klagenfurt.
70. Forsthuber, Professor in Cremsmünster.
71. Dr. Frauer, Professor in Schaffhausen.
72. Friedrch, Dr. phil. in Stuttgart.
73. Dr. Frommann, Bibliotheksvorstand in Nürnberg.
74. Gantrelle, Gymnasial-Inspector in Brüssel.
75. Gaupp, Professor in Stuttgart.
76. Gebhardt, Professor in Hof.
77. Gebhardt, Studienlehrer in München.
78. Dr. Geffers, Gymnasialdirector in Göttingen.
79. Georgiadis, Cand. phil. aus Griechenland.
80. Dr. Gerlach, Professor in Basel.
81. Dr. Giesebrecht, Professor in München.
82. Dr. Gilbert, Kirchen- u. Schulrath in Dresden.
83. Dr. Glück, Secretär an der k. Staatsbibliothek in München.
84. Dr. Göringer, Pfarrer in Augsburg.
85. Greiff, Studienlehrer in Augsburg.
86. P. Gratzmüller, Institutsdirector in Augsburg.
87. Gürsching, Studienlehrer in Augsburg.
88. Häfele, Gymnasiallehrer in Salzburg.
89. Hagenbach, Stud. philol. in Basel.
90. Dr. Halm, Professor und Oberbibliothekar in München.
91. Halder, k. k. Schulrath in Innsbruck.
92. Hannwacker, Rector in Kempten.
93. Dr. Hassler, Professor in Ulm.
94. Haug, Professorats-Verweser in Reutlingen.
95. Dr. Heerwagen, Studienrector in Nürnberg.
96. Heumann, Professor in München.
97. Heimsoeth, Professor in Bonn.
98. Dr. Heinzel, Gymnasiallehrer in Linz.
99. Dr. Heräus, Gymnasiallehrer in Hamm in Westphalen.
100. Herberger, Archivar in Augsburg.
101. Herold, Professor in Nürnberg.
102. Dr. Hertz, Privatdocent in München.
103. Dr. Herzog in Tübingen.
104. Hoffmann v. Fallersleben, Professor in Corvey.
105. Hoffmann, Dr. med. in Augsburg.
106. Högg, Gymnasiallehrer in Ellwangen.
107. Holland, Dr. phil. in München.
108. Holtzmann, Hofrath und Professor in Heidelberg.
109. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Schaffhausen.
110. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Winterthur.
111. Jäcklein, Gymnasial-Assistent in Bamberg.
112. Dr. v. Jan, Professor in Schweinfurt.
113. Jordan, Professor in Stuttgart.
114. Dr. Jülg, Universitätsprofessor in Krakau.
115. Justi, Privatdocent in Marburg.
116. Kapf, Professor in Ulm.
117. Dr. v. Karajan, Professor in Grätz.
118. Dr. Keil, Professor in Erlangen.
119. Kern, Gymnasialrector in Ulm.
120. Kiderlin, stud. phil. in Nördlingen.
121. Dr. Klix, Gymnasialdirector in Glogau.
122. Dr. Köchly, Professor in Zürich.
123. Kohl, Studienlehrer in Memmingen.
124. Dr. Köhler, Bibliothekar in Weimar.
125. Krafft, Studienlehrer in Neustadt a. Haardt.
126. Kramer, Professor in Augsburg.
127. Kratz, Professor in Stuttgart.
128. Kuhn, Studienlehrer in Augsbug.
129. Kurz, Professor in München.
130. Lamparter, Repetent in Tübingen.
131. Lauth, Professor in München.
132. Lechner, Professor in Erlangen.
133. Leonhard, Professor in Ellwangen.
134. Dr. E. v. Leutsch, Professor in Göttingen.
135. Dr. Leuze, Rector in Kirchheim a. Teck.
136. Dr. Lexer, Professor in Nürnberg.
137. Liepert, Gymnasialprofessor in Passau.
138. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a. Saale.
139. Linsmayer, Gymnasialprofessor in München.
140. Dr. Lipke in Wesel.
141. Lössl, Assistent in Augsburg.
142. Dr. Lübker, Gymnasialdirector in Parchim.
143. Dr. v. Lützow, Privatdocent in München.
144. Maier, Studiosus in Augsburg.
145. Dr. E. Maier, Professor in Tübingen.
146. Martin, Studienlehrer in Augsburg.
147. Mayer, Pfarrer in Augsburg.
148. Mayring, Gymnasialprofessor in Neuburg.
149. Dr. Merian, Professor in Basel.
150. Mertl, Professor in Augsburg.
151. Dr. Joach. Meyer, Professor in Nürnberg.
152. *Dr. Mezger, Studienrector in Augsburg.
153. Friedr. Mezger, Studienlehrer in Hof.
154. Georg Mezger, Subrector in Pappenheim.
155. *Dr. Moritz Mezger, Studienlehrer in Augsburg.
156. Wilh. Mezger, Lehrer an der latein. Vorschule in Augsburg.
157. Miller, Studienlehrer in Dillingen.
158. Dr. Jos. Müller, Universitätsprof. in München.
159. Dr. Müller, Beamter der k. k. Hofbibliothek in Wien.
160. Dr. Müller, Beamter der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
161. Müller, Studienlehrer in Nördlingen.

162. Müller, Rector in Biberach.
163. Dr. Alb. Müller, Gymnasiallehrer in Hannover.
164. Müller, Gymnasialprofessor in Zweibrücken.
165. Mussafia, Universitätsprofessor in Wien.
166. *Nagler, Studienlehrer in Augsburg.
167. Nusch, Assistent in Speyer.
168. Oeffner, Studienlehrer in Zweibrücken.
169. Opel, Gymnasiallehrer in Halle.
170. Oppenrieder, Professor in Augsburg.
171. Dr. Oppert, Professor an der kaiserl. Bibliothek von Frankreich, in Paris.
172. Dr. Osiander, Diaconus in Göppingen.
173. Dr. Overbeck, Professor in Leipzig.
174. Papajohannou, Stud. theol. aus Griechenland.
175. Dr. Pfaff, Studienlehrer in Schweinfurt.
176. Dr. Pfeiffer, Lehrer an der Gewerbschule in Augsburg.
177. Piringer, Professor in Cremsmünster.
178. Planck, Professor in Ulm.
179. Pleitner, Studienrector in Dillingen.
180. Pracher, Ministerialrath in München.*)
181. Pressel, Dr. phil. in Ulm.
182. Preyssinger, Professor in Augsburg.
183. Dr. Prien, Professor in Lübeck.
184. Pütz, Professor in Köln.
185. Rappold, Studiosus in Augsburg.
186. Dr. Raspe, Gymnasialdirector in Güstrow.
187. Rauch, Studienrector in Augsburg.
188. Dr. Rud. v. Raumer, Universitätsprofessor in Erlangen.
189. Rehm, Studienlehrer in Memmingen.
190. Dr. Rein, Professor in Eisenach.
191. Rheinhard, Professor in Stuttgart.
192. Reinlein, Professor in Augsburg.
193. Riedenauer, Assistent in Kempten.
194. Riepl, Chorherr zu St. Florian in Linz.
195. Riepl, Professor in Linz.
196. Ritter, Schulrath in Dessau.
197. La Roche, Professor in Wien.
198. Romeis, Gymnasialprofessor in Neuburg.
199. Rosa, Professor in Augsburg.
200. Rösch, Pfarrer in Würtemberg.
201. Dr. Roth, Professor in Tübingen.
202. Rott, Professor in Passau.
203. Rubner, Inspector am Collegium bei Sct. Anna in Augsburg.
204. Rummel, Seminarpräfect in Augsburg.
205. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen.
206. Schafflinger, Chorherr zu Sct. Florian in Linz.
207. Schäzler, Lehrer an der Kreisgewerbschule in Augsburg.
208. Dr. Schiller, Professor in Ansbach.
209. Baron Schlechta, k. k. Legat.-Rath in Wien.
210. Schmidt, Professor in Bonn.
211. Dr. Schmitz, Professor in Regensburg.
212. Dr. Schnitzer, Professor in Ellwangen.
213. Schmoller, Präceptor in Nagold.
214. Schöntag, Inspector in Augsburg.
215. Dr. Schreiber, Gymnasialprofessor in Ansbach.
216. Schwarzmann, Professor in Ehingen.
217. v. Seckendorf, Regierungsrath in Augsburg.
218. Seibel, Lycealprofessor in Dillingen.
219. Seidenbusch, Studienlehrer in Augsburg.
220. Sieber, Gymnasiallehrer in Basel.
221. Dr. Simon, Studienlehrer in Edenkoben.
222. Spengel, Dr. phil. in München.
223. Sprenger, Professor in Bern.
224. Stadelmann, Studienlehrer in Memmingen.
225. Dr. Stadler, Domdecan in Augsburg.
226. Stähelin, Dr. theol. in Basel.
227. Stählin, Stadtvicar in Augsburg.
228. Stählin, Subrector in Nördlingen.
229. Stanko, Professor und Conrector in München.
230. Steger, Gymnasiallehrer in Salzburg.
231. Stengel, Studienlehrer in Augsburg.
232. Straub, Lehramtscandidat in Ulm.
233. Straub, Studienlehrer in München.
234. Stüber, Professor in Stuttgart.
235. Sucro, Subrectoratsverweser in Hersbruck.
236. Dr. Teuffel, Professor in Tübingen.
237. v. Teng, Studienlehrer in Kempten.
238. Dr. Thilo, Professor in Halle.
239. Dr. Tischendorf, Professor in Leipzig.
240. Dr. Thomas, Professor in München.
241. Dr. Thorbeke, Professor in München.
242. Thum, Studienrector in Neuburg a. D.
243. Treu, Stud. phil. in Berlin.
244. Dr. Umpfenbach, Privatdocent in Giessen.
245. Dr. Urlichs, Hofrath u. Professor in Würzburg.
246. Veesenmeyer, Professor am Real-Institut in Ulm.
247. Vielhaber, Gymnasiallehrer in Salzburg.
248. Dr. Vilmar, Professor und Consistorialrath in Marburg.
249. Vollmer, Germanist in München.

*) Wir erlauben uns, eine irrige Angabe des sonst trefflichen Berichtes, welchen die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" im Decemberhefte d. Js. gebracht hat, dahin zu berichtigen, dass der Abgeordnete des k. bayer. Cultusministeriums, Herr Ministerialrath Pracher, nicht nur der Eröffnungssitzung, sondern sämmtlichen allgemeinen Sitzungen und mehreren Sectionssitzungen beiwohnte. Anm. der Redaction.

250. Dr. W. Wackernagel, Professor in Basel.
251. Dr. Walberg, Acad.-Adjunct in Upsala.
252. Dr. Weishaupt, Professor in Kempten.
253. Weiss, Studienlehrer in Bergzabern.
254. Werner, Präceptor in Ulm.
255. Westermayer, Assistent in Bayreuth.
256. Dr. Wetzstein, kgl. preuss. Consul in Berlin.
257. Dr. Wiegand, Gymnasialdirector in Worms.
258. Dr. Wieseler, Professor in Göttingen.
259. v. Wohnlich, Gutsbesitzer in Augsburg.
260. Dr. Wolff, Professor in Berlin.
261. Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
262. Wucherer, Professor in Augsburg.
263. Zenetti, Professor in Augsburg.
264. Zettel, Studienlehrer in Eichstätt.
265. Otto Ziereis, Studienlehrer in Augsburg.
266. *Matth. Zillober, Professor in Augsburg.
267. Zimmermann, Gymnasialprofessor in Erlangen.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Der 1. Präsident, Studienrector Dr. Mezger, eröffnete die Versammlung mit folgender Rede:

Hochverehrte Herren!

Indem ich die einundzwanzigste Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten nach der Verpflichtung des Ehrenamtes, das Ihr Vertrauen mir übertrug, für eröffnet erkläre, heisse ich Sie vor Allem im Namen unserer Stadt und unseres Landes herzlichst willkommen. Die Vertreter der ersteren haben mir, seitdem die Kunde von der Wahl Augsburgs für ihre diesjährige Zusammenkunft hieher gelangt war, oft versichert, dass sie Ihre Anwesenheit als einen Beweis ehrender Auszeichnung betrachten, den auch unsere Mitbürger nach seinem Werthe zu schätzen wüssten, und in der zuvorkommenden Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, die uns überall zur Seite standen, wo es sich darum handelte, die Vorbereitungen für Ihren wissenschaftlichen und geselligen Verkehr bei uns zu treffen, sprach sich das Bestreben aus, der herrschenden Gesinnung einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Wie sehr aber die Zwecke und Aufgaben, die Sie sich gesetzt haben, zu dem Geiste und der Richtung unserer Regierung stimmen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Der König, der Bayerns Stolz und Freude ist, wird ja auch ausserhalb der Grenzen seines Reiches als hochherziger Förderer der Wissenschaft und Kunst gepriesen; seine edlen Absichten spiegeln sich in dem Sinne der Verwaltung ab, die mit dem Vollzuge des erleuchteten Willens betraut ist.

Es ist der angelegentlichste Wunsch unserer Stadt, den Aufenthalt ihrer verehrten Gäste so angenehm als möglich zu machen, der Gäste, die sie auch darum mit besonderer Freude in ihrer Mitte sieht, weil sie, aus allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes zusammengekommen, ein Bild der Einigung darstellen, an welche sich die theuersten Hoffnungen für die Gestaltung unserer nationalen Zukunft knüpfen, und weil sie es gerade sind, die jene Güter und Schätze pflegen, durch welche der weltgeschichtliche Beruf des germanischen Stammes sich vollzieht.

Sie sind wohl, meine hochverehrten Herren, mit manchen Erwartungen in Augsburgs Mauern eingezogen. Je öfter es in der Geschichte der Vergangenheit als Schauplatz denk-

würdiger Ereignisse und als Pflegstätte einer ruhmvollen Thätigkeit genannt wird, desto berechtigter ist die Voraussetzung, dass die Spuren davon nicht ganz verwischt sein werden, dass es Denkmäler besitze, welche die Erinnerung beleben. Nun, in solchen Erwartungen sollen Sie, denke ich, sich nicht getäuscht finden. Aus der Periode der römischen Herrschaft, wo die vindelicische Augusta nach Tacitus' Bericht*) mit ihren Palästen und Landhäusern den Glanz der Provinz bildete, wo schon ein reiches Leben der Cultur in unsern Gegenden sich entfaltete, wie aus den folgenden Jahrhunderten, in welchen sie durch die Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, durch ihre weitausgedehnte Betriebsamkeit und ihre vielseitigen Kunstschöpfungen hervorragt, bewahrt sie ein ihr theures Vermächtniss, das die Forschung und der Sammlerfleiss bei der Ergiebigkeit der Quellen fortwährend zu vermehren weiss, und das nicht den geringsten Schmuck des Museums ausmacht, durch dessen Bau und Einrichtung unsere städtische Behörde dargethan hat, dass sie erkennt, was sie dem Namen der Stadt schuldet; an unsern Strassen, unsern öffentlichen Gebäuden und andern Werken ist das Gepräge noch nicht ganz verschwunden, bei dem der Kundige gern verweilt, weil es Bilder früherer Tage an ihm vorüberführt und wohl hie und da auch neuen Aufschluss giebt. Werden derartige Genüsse Sie besonders befriedigen, so schmeicheln wir uns doch auch mit der Hoffnung, dass Sie die umfassenden Anstalten der Neuzeit, in welchen der Aufschwung der Industrie und der commerciellen Rührigkeit sich offenbart und der Fortschritt der exacten Wissenschaften in den Gewinn der verschiedenartigsten Unternehmungen sich verwandelt, in den Stunden der Erholung nicht ohne Interesse sich betrachten wollen.

Für jetzt aber erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit noch einmal in die Vergangenheit zurückzulenken, um des Antheils zu gedenken,, den unsere Stadt an der grossen geistigen Bewegung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch einige ihrer bedeutendsten Gelehrten genommen hat. Ihrer gütigen Nachsicht darf ich bei meinem Vortrage gewiss sein, weil die Pflicht mir gebietet, darin auf die Verdienste von Männern hinzuweisen, die, wenn sie noch lebten, ganz besonders Ihrer Anwesenheit sich freuten und Ihren Kreisen sich anschlössen.

Unter diesen haben zwei in den höchsten Aemtern des städtischen Gemeinwesens gewirkt und auch weiterhin in den Geschäften des Reichs Anerkennung und Einfluss sich erworben. Der ältere, Dr. Konrad Peutinger,**), war, als die bedeutendste juristische Capacität frühe schon in dem öffentlichen Dienst verwendet, unter dem bescheidenen Titel eines Stadtschreibers lange die Seele des Regiments, in allen auswärtigen Beziehungen Augsburgs erprobter und gewandter Anwalt, in Folge seiner ausgezeichneten Eigenschaften kaiserlicher Rath und vertrauter Freund Maximilians I., der ihn bei seinen häufigen Besuchen der geliebten Augusta allen andern vorzog und kaum einen wichtigen Beschluss fasste, ohne sein mündliches oder schriftliches Gutachten eingeholt zu haben, auch noch von Karl V., obwohl dieser sonst den Deutschen weniger Vertrauen schenkte, hoch in Ehren gehalten. Gleich andern höher strebenden Jünglingen jener Zeit hatte er seine Studien in Italien gemacht, in Padua der Rechtswissenschaft sich ergeben, in Rom von dem liebenswürdigen, für das gebildete Alterthum und dessen Institutionen bis zur Schwärmerei begeisterten Sonderling Pomponius Lätus***) sich in

*) cf. Tac. Germ. c. 41.

**) geb. d. 15. Oct. 1465, gest. d. 24. Nov. 1547.

***) cf. Histor. vitae Dr. Conr. Peutingeri a Jo. Georg. Lottero narrata p. 12.

den Geist der römischen Autoren einweihen lassen. Von den Ideen des Humanismus und dem reformatorischen Umschwung in der Welt der Gedanken wurde er mächtig ergriffen; doch enthielt sich die besonnenere Natur des Deutschen nicht, schon damals gegen gewisse Ueberschwänglichkeiten des gefeierten Lehrers unumwunden seine Bedenken auszusprechen. Nach seiner Rückkehr auch unter dem Drange der Geschäfte mit den classischen Alten fortwährend eifrigst beschäftigt und dadurch mit den namhaftesten Gelehrten der Zeit in Berührung gekommen, fand er sich zu den Vorkämpfern der freien unbefangenen Richtung hingezogen, die für eine bessere Gestaltung der Dinge in der Wissenschaft, in der Kirche, auf dem Gebiete des staatlichen Lebens in die Schranken traten. Jakob Wimpheling deckte er durch sein Ansehen im Streit mit der Verschrobenheit eines scholastischen Wahns,*) die Sache seines Freundes Reuchlin, dem er die Erweiterung seiner Kenntniss des Griechischen verdankte, verfocht er durch wiederholte Befürwortung bei dem Kaiser und am päpstlichen Hof gegen die Dunkelmänner in Köln;**) Ulrich von Hutten nahm er, da er das zweitemal aus Italien zurückkam, in sein den Pflegern der Wissenschaft und Kunst immer offenstehendes Haus auf, schilderte inmitten einer glänzenden Umgebung vor Maximilian mit warmer Theilnahme seine ungewöhnliche Begabung, das Mühsal seiner Wanderungen, den Muth, den er in dem italienischen Abenteuer zu Ehren des Kaisers gezeigt, und setzte es durch, dass ihn das Reichsoberhaupt sofort zum Dichter krönte, wozu Peutingers anmuthsvolle Tochter Constanze den Lorbeerkranz flocht, die Schwester jener frühreifen und früh gestorbenen Juliana, die dreizehn Jahre vorher als vierjähriges Kind denselben Kaiser bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede empfangen hatte;***) Luther war mehreremal sein Tischgenosse, als er vor Cajetan sich verantwortete, und stets seines Schutzes theilhaftig;****) noch lange nachher ist er bemüht, die harten Massregeln zu mildern, die der Reichstagsabschied von 1530 den evangelischen Ständen drohte, obwohl er wie Reuchlin bis zu seinem Lebensende der alten Kirche treu blieb. Mit welcher Entrüstung aber sein deutsches Herz durch die damals schon regen französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer und den Verrath erfüllt wurde, der im Solde des Auslandes den vollen Bestand und die Kraft des Reichs gefährdete, geht aus seinen gedruckten und in immer neuen Auflagen weitverbreiteten Tischreden*****) hervor, in welchen er zugleich die vertrauteste Bekanntschaft mit den altclassischen und mittelalterlichen Quellenschriftstellern beurkundete. Und wie hienach seine Wirksamkeit über den engen Kreis der Vaterstadt hinaus sich erstreckte, so weckte er in dieser insbesondere nicht nur den Sinn für die humanistische Bildung, an welcher das Verlangen und der Fortschritt der neuen Zeit ihre kräftigste Stütze hatte, sondern war auch auf die Mittel bedacht, die ihr eine nachhaltige Dauer sichern sollten. Ob er nach dem Vorbild der von Dalberg am Rhein gestifteten litterarischen Gesellschaft auch hier einen wissenschaftlichen Verein zum Behuf der Veröffentlichung noch nicht gedruckter Handschriften ins Leben rief, wie einige behaupten, muss in Ermangelnng ausreichender Beweise dahin gestellt bleiben; so viel ist gewiss, dass er für sich die werthvollsten Manuscripte sammelte, und dass er es war, der daraus zuerst den Ligurinus

*) cf. Ulrich v. Hutten von Dav. Strauss I 32 flg.

**) cf. Hist. etc. a J. G. Lottero narr. p. 69.

***) cf. Ulrich v. Hutten v. Strauss I 276 flg.

****) cf. Hist. vit. Dr. C. Peut. a Lottero narr. p. 68.

*****) Die erste Ausgabe mit dem Titel: Sermones convivales Conr. Peutingeri de mirandis antiquitatibus erschien in Strassburg 1506.

des Dichters Gunther, die Commentare des Cartesius, die Werke Paul Warnefrieds und des Jornandes, die sogenannte Ursberger Chronik u. a. herausgab.*) Ohne Zweifel geschah es auch durch seine Vermittelung, dass die Stadt eine nicht kleine Anzahl trefflicher griechischer Pergamentcodices von dem aus Corcyra vertriebenen Bischof Eparchus in Venedig um 800 Goldgulden ankaufte, die ihre Bibliothek mit den andern später erworbenen einige Jahrhunderte hindurch als ihren kostbarsten Besitz ansehen durfte, bis sie im Jahre 1806 gezwungen war, sie der Hof- und Staatsbibliothek in München abzutreten, — ein Verlust, den sie noch nicht verschmerzt hat und für den es ein leidiger Trost ist, dass ihr Eigenthum auch dort in der seltenen Fülle handschriftlichen Materials für einen Besitz ersten Rangs gilt. Ein ganz besonderes Augenmerk richtete Peutinger aber auch auf die Reste des Alterthums, die bis dahin unbeachtet in Stein und Erz innerhalb der Stadt und in ihrer Umgegend aus der Zeit der Römerherrschaft sich erhalten hatten. Was davon beweglich war und sich erwerben liess, wurde in seinem Haus, Hofraum und Garten vor der Zerstörung geborgen, von wo aus mehreres erst in unsern Tagen in das Antiquarium des historischen Vereins überging. Die Lapidarinschriften derselben und anderer antiken Monumente machte er im Jahre 1505**) bekannt; eine zweite vielfach bereicherte Ausgabe dieses ersten epigraphischen Werks der Deutschen, die 1520 erschien,***) giebt zugleich Abbildungen der Denkmäler und eine Bezeichnung ihres ursprünglichen Standorts. Ueber das Ergebniss seiner spätern Forschungen liefert sein handschriftlicher, nun in unserer Stadtbibliothek aufbewahrter Nachlass nach dem Urtheil Theodor Mommsens die schätzbarsten Notizen, die der berühmte Meister der Epigraphik desshalb zur Benützung sich erbeten hat. Auch seine Gattin Margaretha, aus dem Patriciergeschlecht der Welser, schrieb in gewandtem Latein Erläuterungen zu den Inschriften, die sie in die Form eines Briefes an ihren Bruder einkleidete, dessen Vorwort eine ungeschickte Bemerkung G. Emsers über das harte Loos der Frauen der Gelehrten in einem humoristischen Erguss durch Berufung auf desfallsige Beispiele in der classischen Vorzeit abfertigte. Als einziges, seltenstes Kleinod zeigte Peutinger, und nur den bevorzugten seiner Freunde, die vergilbten 11 Pergamentstreifen oder Blätter mit geographischen Umrissen, die Conrad Celtes aus einem Kloster am Rheine ihm zugebracht hatte. Es war das die von dem letzten seines Stammes im Anfang des vorigen Jahrhunderts verkaufte und nun in der Hofbibliothek in Wien befindliche römische Etappenkarte, deren Ortsangaben nicht selten unauflösliche Räthsel bieten, während sie auch wieder die sichersten Anhaltspunkte zur Orientirung in dem Umfang des römischen Gebiets an die Hand geben. Einige Streifen dieser Karte hat lange nach dem Tode Peutingers Marcus Welser in Kupfer stechen lassen und unter dem Namen der Tabula Peutingeriana commentirt, einem Namen, den bekanntlich auch die vollständigen Editionen, die wir dem Fleisse v. Scheyb's und Mannert's verdanken, adoptierten.

Der genannte Marcus Welser,****) der gleichfalls auf der Höhe äusserer Würden stand, und selbst viele Jahre lang an der Spitze der Stadt als einer ihrer verdienstvollsten Stadtpfleger sich auszeichnete, theilt mit Peutinger den Ruhm, der mir ein Recht giebt, ihm zunächst nach diesem einige Worte zu widmen. Die Zeit, in die sein Leben fiel, war eine

---

*) J. G. Lotteri epistola de consilio suo evulgandi opuscula Con. Peuting. Lips. 1731.

**) Die erste Ausgabe hat den Titel: Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi MDV. Erh. Ratold Aug. impressit.

***) Inscriptiones vetustae Roman. et earum fragmenta rell. MDXX.

****) geb. d. 20. Juni 1558, gest. d. 23. Juni 1614.

andere geworden. Die jugendlich frische humanistische Begeisterung hatte sich in den ernsten Kämpfen um die kirchlichen Güter abgekühlt, wenn auch die Factoren, an welchen sie sich entzündet hatte, der wissenschaftlichen Bildung und den gelehrten Studien noch immer Inhalt und Richtung gaben. Es machte sich jetzt die confessionelle Scheidewand in den persönlichen Beziehungen der Männer bemerkbar, die vorher als eine engverbundene geistige Macht in einem Lager vereinigt waren. Als Welser seine Studien auf den italienischen Universitäten betrieb, benützte die Reaction dort längst schon ihren vollständigen Sieg über die Regungen und Ansprüche eines von den ererbten Anschauungen unabhängigen Geistes; in dem Unterricht und Umgang Murets, der ihn hauptsächlich nach Rom gezogen, erweiterte sich zwar auf dem trefflichen Grunde, den er an der Schule von St. Anna in seiner Vaterstadt unter Hieronymus Wolf gelegt hatte, seine Bekanntschaft mit den classischen Alten, aber er verschloss sich wohl auch nicht den kirchlichen Ansichten, zu welchen sich der kluge und geistreiche Lehrer seit seiner Bekehrung zu der dominirenden Frömmigkeit bekannte. Ich erwähne dieses Umstandes, weil in der neuen höchst interessanten Monographie über Joseph Scaliger*) bemerkt ist, dass, nachdem das Signal zu den masslosen Angriffen auf den grossen Philologen von der bekannten Partei gegeben war, auch die Briefe des Augsburgers Welser ausblieben. Wenn indess während des mit heftigster Leidenschaft geführten Streits selbst der Zuspruch vieler Freunde seines Bekenntnisses verstummte, wie kann man ihm (Welser) sein Schweigen, nach der Wendung, welche die Zeit genommen, in seiner Stellung, und bei den Rücksichten, die er andern Verbindungen schuldig war, verargen? Das gereicht ihm vielmehr zur Ehre, dass er inmitten der immer weiter um sich greifenden Entfremdung die Alterthumsstudien als ein Gebiet ansah, auf dem man sich nähern und gegenseitig unterstützen müsse. Kaum hat auch ein gleichzeitiger Gelehrter von den Vortheilen des wissenschaftlichen Verkehrs häufiger Gebrauch gemacht. Um in diesem Betracht nichts von seiner Correspondenz mit dem Inland zu sagen, in Italien, dessen Sprache er wie die Eingebornen nach dem eigenen Geständniss derselben sprach und schrieb, dessen herrlich aufblühende Litteratur und Kunst er mit verehrender Vorliebe verfolgte, reihten sich an die alten Freundschaften von dem ersten Aufenthalte her zahlreiche neue, da die mercantilen und politischen Angelegenheiten der Stadt ihm wiederholte Veranlassung gaben, das Land jenseits der Alpen zu besuchen. Unter den Franzosen waren es vor allen J. Casaubonus und Joseph Scaliger, unter den Holländern Justus Lipsius und Daniel Heinsius, zu welchen er in ein näheres Verhältniss trat, das nur bei einem ohne Welsers Schuld zuletzt sich trübte. Er konnte ja den genialen Combinationen und grossartigen Ergebnissen der Scaliger'schen Forschung seine Bewunderung nicht versagen und er verhehlte seine Freude nicht, dass er hiezu durch theilweise Beschaffung des handschriftlichen Apparats Dienste zu leisten vermochte, und sah stets mit Spannung den Mittheilungen über den Fortgang und endlichen Abschluss der kritischen Untersuchung entgegen; die andern verband er sich durch die Gleichartigkeit der Bestrebungen. Denn es war ihm darum zu thun, die reale Seite des antiken Lebens zu erkennen und die Ausbeute dieser Erkenntniss der modernen Cultur zuzuwenden. Der Beweis hiefür liegt in den Erzeugnissen seines gelehrten Fleisses, namentlich in den grösseren Werken über die älteste Geschichte Bayerns**) und Augsburgs,***) deren fabelhaftes Dunkel er durch das Licht aufzuhellen suchte,

*) Joseph Justus Scaliger v. J. Bernays p. 88.
**) Rerum Boicarum libri quinque.
***) Rerum Augustanar. Vindel. libri octo.

das eine nüchterne Prüfung der Quellen im Zusammenhalt mit den überlieferten Denkmälern und den Gestaltungen der spätern Geschichte verbreitete. Dass die gewichtigsten Stimmen über die Art und den Erfolg dieser Thätigkeit sich beifällig äusserten, dass vornehmlich Casaubonus und Scaliger sie mit ihrer offen ausgesprochenen Theilnahme und förderlichen Unterstützung begleiteten, ist jedenfalls ein günstiges Zeugniss von dem Werth derselben, der sich noch erhöht durch die geschmackvolle Darstellung, die den Schüler Murets kennzeichnet. Seine übrigen Schriften über antike Monumente, über einzelne Theile der Kirchenhistorie u. s. w. übergehe ich, um nach einer andern Seite hin noch einige Bemerkungen beifügen zu können. Auf Welsers Anordnung trägt der im Jahre 1595 gedruckte Katalog unserer lateinischen und griechischen Handschriften, die durch seine Bemühungen vielfach sich vermehrt hatten, das Proclama an der Stirne, dass die Codices jedem Gelehrten aller Orten zu Gebote stehen, der sie übersetzen, vergleichen oder abdrucken lassen wolle, sobald er für die unbeschädigte Zurückgabe Bürgschaft geleistet habe. Seine vielvermögende und darum oft angerufene Empfehlung, seine fast unbeschränkte Opferbereitwilligkeit wusste auch die handschriftlichen Schätze der entferntesten ausländischen Bibliotheken zum allgemeinen Frommen aus ihrem Bann zu befreien, wenn die Versuche Anderer gescheitert waren. Es war für ihn überhaupt ein ernstliches Anliegen, dass wichtigere, noch nicht edirte Schriftwerke durch die Hülfe der Presse bekannt wurden. Daher bewirkte er, dass reiche pecuniäre Beiträge aus den höheren Kreisen der Gesellschaft die Kosten zur Errichtung einer eigenen Druckerei deckten, die in den Jahren 1595—1614 eine Fülle von Erstlingsausgaben aus der alten Litteratur nach seiner, seines Freundes David Höschel und der Bearbeitung anderer namhaften Gelehrten zu Tage förderte.*) Der Vorwurf, den J. Scaliger im Unmuth über die gemeinen Schmähungen einer erbitterten Clique in seinen letzten Jahren gegen Deutschland erhob, dass das Vaterland der Buchdruckerkunst durch das schlimme Beispiel des Drucks auf Löschpapier sich beschimpfe,**) ist in keiner Weise auf die Editionen der Welser'schen Officin anwendbar. Sie wetteifern in den gefälligen Formen der Typen, wie durch die Güte und weisse Farbe des Papiers, mit den besten holländischen und italienischen Drucken. Selbst den Schluss seines Lebens krönte der ruhmreiche Stadtpfleger mit einem Act wissenschaftlicher Fürsorge; seine ganze Bibliothek, auch mit ihrem seltenen musikalischen und artistischen Inhalt, ging nach seiner letzwilligen Verfügung in das Eigenthum der Stadt zu dem Zweck höherer Bildung über. Es fand sich damals noch ein regeres Interesse und eine tiefere Empfänglichkeit für die idealen Güter. War es auch im Ganzen und Grossen eine Zeit des Verfalls, in der sich die bedenklichsten Zeichen der Abkehr von dem Gewinn der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kund gaben, so konnte man sich doch der Erbschaft aus derselben nicht auf einmal entschlagen, zumal da der Nachwuchs in den Instituten unterrichtet wurde, die in den alten Bahnen sich bewegten. Seit ein paar Menschenaltern traf es sich aber, dass die Schule bei Sct. Anna ihre tüchtigsten und geachtetsten Lehrkräfte hatte. Ich habe die Namen der beiden Rectoren dieser Epoche schon genannt. Sie haben beide auch in der philologischen Welt einen guten Klang.

Hieronymus Wolfs***) Ausgaben des Demosthenes, Aeschines und Isokrates räumen ihm

*) cf. G. C. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 14.

**) Joseph J. Scaliger v. Bernays S. 94.

***) geb. d. 13. Aug. 1516, gest. d. 8. Oct. 1580. Ueber Wolfs Leben etc.: Hieronymi Wolfii memoria. Sc. Dr. G. C. Mezger.

bekanntlich den ersten Platz unter den deutschen Bearbeitern dieser Redner im sechzehnten Jahrhundert ein. Wenn die neuere Kritik an der Hand ihres Materials, bei der Uebersicht über den Gehalt und das Alter der Codices und nach der überwiegenden Geltung der einen Pariser Membrane nicht selten für eine andere Lesung im Demosthenes sich entscheiden musste; wenn Wolf selbst die ihm zu Gebote gestandenen Hülfsmittel nicht gehörig ordnete und dadurch das Urtheil über seine Veränderungen im Texte zuweilen in Verlegenheit setzt — die Anerkennung wird nichts ihm rauben, dass er mit seinen Autoren wie wenige vertraut war, dass ein feiner Sprachtact ihn leitete und sein Scharfsinn manche Schwierigkeit für immer überwand, dass seine fortschreitenden Besserungsversuche durch unermüdlichen Fleiss sich charakterisieren, dass seine lateinische Uebersetzung den gelungensten derartigen Leistungen an die Seite gestellt werden dürfen. Ausser den griechischen Rednern übersetzte und erklärte er nicht weniger als sechzehn andere griechische und lateinische Schriftsteller, Lexikographen, Philosophen, Historiker, von welchen letzteren einige Byzantiner durch seine Arbeit zuerst bekannt wurden. Daneben schrieb er viele Schulbücher, verwaltete das Stadtbibliothekariat und wartete seines Amtes als Rector und Lehrer mit einer Treue, Kraft und Umsicht, die dem ganzen Organismus der Schule neues Leben einhauchte. Es begann jetzt ihre Blüthezeit, in der sie, von dem Vertrauen des Publicums gehoben, auf Pfleglinge hinweisen konnte, die im Durchschnitte vor andern durch Kenntnisse und Fertigkeiten sich hervorthaten. Der von ihm entworfene Lehrplan, im Wesentlichen dem mehr bekannten Sturm'schen ähnlich, hat doch den Vorzug, dass er den Lehrstoff in einer schärfern Abstufung vertheilte und auch dem Unterricht in der Mathematik Rechnung trug. Diesen besorgte unter seinem und seines nächsten Nachfolgers Rectorat der Dr. med. Georg Henisch, ein Mann von der vielseitigsten Bildung und Befähigung, der als gesuchter praktischer Arzt, durch mathematische und philologische Schriften, vorzüglich durch die erste Uebersetzung und Erläuterung der Jatrika des Kappadociers Aretäus und eine Edition des Hesiod, als Herausgeber eines grossen, leider nicht vollendeten Werkes „über deutsche Sprache und Weisheit" einen geachteten Namen sich erwarb. Offenbar schwebte Wolfen ein höheres Ziel in seinem Lehrberufe vor Augen, als man sonst und anderwärts anstrebte, weil er mit dem Treiben der Universitäten unzufrieden war, die nach seiner Meinung von der edleren, freien, philosophischen Bildung nichts mehr wissen wollten und sich zu traurigen Abrichtungsanstalten für den gemeinen Fachbedarf erniedrigt hatten. Die Erscheinungen der Zeit deutete er sich überhaupt als unheilvolle Vorboten einer immer ärgeren Verkommniss in der Wissenschaft und Kirche, deren unfruchtbare theologische Streitigkeiten und dogmatische Wortklaubereien ihn um so mehr anwiderten, je fester seine ernst religiöse Natur an den evangelischen Kern sich anklammerte. Der Grund seiner Verstimmung lag freilich auch in einem körperlichen Siechthum, der natürlichen Folge übermässiger Anstrengung. Sein Gemüth umlagerte ohnehin von jeher wie ein drückender Alp die Plage eines astrologischen Wahns. Das Unglücksgestirn seiner Geburt trat ihm überall in seinem ganzen Schicksale feindlich entgegen. Er schrieb es dessen tückischem Walten zu, dass die Noth seiner Jugend ihn wider seinen Willen aus der Nürnherger Schule trieb und in der Harburger Schreibstube sein Brod zu suchen zwang, wo brutale Gehilfen die Stunden seiner Musse ihm verkümmerten und muthwillige Mägde ihn höhnten, wenn er während des Winters in die kalte Küche mit seinen Büchern sich flüchtete, dass er als Student auf der Universität Tübingen zuletzt die Verrichtungen eines Pedells aus Armuth sich gefallen lassen musste, dass in Wittenberg die ungesunde Luft der schmutzigen Stadt ihn bestimmte, früher

als er wollte, von den geliebten Lehrern und darunter von seinem verehrten Gönner Melanchthon zu scheiden, dass er im Lehramte zu Mühlhausen und Nürnberg, dort wegen der Beschränktheit seines Wirkungskreises, hier wegen eines unheimlichen Gespensterspukes, seines Bleibens nicht hatte, dass ihn zu Paris als Hofmeister die Gefahren der Hugenotten umstrickten, dass seine Blödigkeit ihn hinderte, als Bibliothekar der Fugger zur rechten Zeit eine entsprechende Besoldung zu verlangen, und seine Unfähigkeit zum Hofleben diese Stelle ihm verleidete, dass confessionelle Dissidien seine Lage als Primarius bei Sct. Anna beengten, und sein Sinn und Streben von dem Ton und Geist der Gesellschaft sich abgestossen fühlte, so dass er, der Ehelose, ganz in die Einsamkeit seines Hauses sich einschloss, wie endlich, dass seine Schriftstellerei keine Belohnung ihm einbrachte, während es an dem Tadel und den Anfeindungen der gelehrten Gegner nie fehlte.

Eine heiterere und weltläufigere Gestalt ist die seines Schülers und Nachfolgers David Höschel.*) Von Jugend auf durch das Glück seiner Lage begünstigt, war er im Stande, nach den Universitätsstudien auf Reisen, im Umgang mit Gelehrten und durch den Besuch der berühmtesten Bibliotheken sich weiter auszubilden. Durch Wolfs Vermittelung wurde er, kaum in die Vaterstadt zurückgekehrt, diesem als Adjunct im Lehramt der obersten Classe beigegeben; die Erfolge in dieser Function, die Gelehrsamkeit, die er frühzeitig auch in schriftstellerischen Proben bewährte, und die besonnene Haltung dem confessionellen Misstrauen gegenüber entschieden wenige Jahre darauf nach Wolfs Tod seine Wahl zum Rector und Stadtbibliothekar, nachdem er bei seinen Glaubensgenossen von dem Verdacht des Kryptocalvinismus sich gereinigt hatte. Welchen Ruf das Gymnasium unter ihm genoss, zeigt die Thatsache, dass ihm sehr viele Eleven von auswärts, aus der Schweiz, aus Italien, den Niederlanden und Holland anvertraut wurden. Die alte Litteratur, namentlich die griechische, dann die mathematische und philosophische Propädeutik, wird nicht leicht anderswo an ähnlichen Instituten eine gleich gedeihliche Pflege erhalten haben. Die Bibliothek aber feierte unter Höschel ihr goldenes Zeitalter nicht bloss wegen der Mehrung ihres Inhalts in allen Zweigen, besonders an ausgesuchten griechischen Handschriften, die ihr seine weitverzweigten Verbindungen selbst aus Griechenland, zum Theil aus dem Kloster des Berges Athos, zuführten, sondern wegen des Gebrauchs, der von ihren Schätzen für die Wissenschaft gemacht wurde.**) Denn er und sein gelehrter Freund, der Stadtpfleger Welser, betrachteten es als eine Pflicht und Ehrensache, dass sie die Ansprüche an sie in zuvorkommendster Weise befriedigte, und Höschel selbst trug durch seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht das wenigste bei, die Lücken der Litteratur aus dem Handschriftenschatze der ihm anvertrauten Sammlungen auszufüllen. Die besten Erzeugnisse der vorhin erwähnten eigenartigen Druckerei tragen seinen Namen. Wurde unlängst***) sein Zeitgenosse, der grosse Kritiker in Leyden, mit einem Baumeister verglichen, der versehen mit dem Aufrisse des ganzen Gebäudes, das die Philologie auf- und einzurichten habe, alle fleissigen Gesellen an ihre Plätze weist und jeden zu der ihm gemässen Leistung anhält, zuweilen, wenn es nöthig wird, selbst Hand anlegend, und unter solchen Gehülfen vor allen Höschels gedacht, dessen zahlreiche Ausgaben griechischer Autoren erst durch die Befolgung Scaliger'scher Gesichtspunkte verdienstlich geworden seien, so mag

*) geb. d. 11. April 1556, gest. d. 19. Oct. 1617. Das Nähere über sein Leben und seine Schriften in: Jac. Bruckeri dissertatio de meritis Dav. Hoeschelii in bonas litteras.

**) cf. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 15.

***) J. Scaliger v. Bernays S. 65.

in dem Bilde das Verhältniss richtig gezeichnet erscheinen. Aber dass Höschel seine Aufgabe im Sinne Scaligers auffasste und zu vollziehen vermochte, dass dieser und Casaubonus am liebsten und häufigsten in Deutschland mit ihm verkehrten, das stellt jedenfalls seine philologische Bedeutung in das vortheilhafteste Licht. Die von ihm edierte Bibliothek des Photius, die Historien des Procop, die Eklogen des Phrynichus, die Fragmente des Dexippus, Eunapius, Peter Patricius, Priscus, Malchus und Menander, die kleineren Schriften des Philo, wie die vielen Bearbeitungen der Kirchenväter sind ehrenwerthe Denkmäler der gründlichsten Sprachkunde und einer unvergleichlichen Arbeitskraft, deren Schätzung steigt, weil die Manuscripte ihn auf ein Feld führten, auf dem er grösstentheils ohne Vorgänger grundlegend vorschreiten musste. Als weiteres Verdienst darf ihm noch angerechnet werden, dass er der Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses, das der wachsende unselige Argwohn damals so stark betonte, keinen Einfluss auf die Verbindungen gestattete, in welche ihn die Wissenschaft und die gemeinsame Arbeit für die Welsersche Officin mit dem katholischen Theile der Gelehrten gebracht hatte.*) Es ist das Wesen der edelsten Freiheit, das unantastbare Recht religiöser Ueberzeugung zu ehren und zugleich in der ungehemmten Entfaltung aller geistigen Kräfte und Gaben den Fortschritt zu erkennen, in welchem sich mit die erhabenen Zwecke des menschlichen Daseins realisiren.

Dieser Freiheit huldigen auch Sie, hochverehrte Herren; Ihre Studien fördern ja recht eigentlich, was menschlich schön und edel ist. Wo seit vierthalbhundert Jahren der Geist seine Schwingen durch das Ideale kräftigte, da war es die Erbschaft des classischen Alterthums, an welcher die Empfänglichkeit und Befähigung dafür gewonnen wurde. So wird auch ihre reinigende und veredelnde Macht im Dienste der idealen Güter fort und fort sich bewähren und im Bunde mit dem Christenthum ihr Gegengewicht zur Geltung bringen, wenn das Leben in das rein Stoffliche, in die Materie sich zu verlieren Gefahr läuft. Sie sehen heute in Ihrer Versammlung das erste Mal einen längst gehegten Wunsch — oder soll ich sagen ein längst gefühltes Bedürfniss? — durch die thätige Theilnahme der Germanisten befriedigt, die Ihre Verhandlungen erweitern und ergänzen. Die Bahnen der Sprachwissenschaft durchkreuzen sich vielfach; ihre Gesetze, ihre Methode und ihre Erfolge schlingen ein Band der Gemeinsamkeit um ihre Bearbeiter, in der sie sich gegenseitig sachdienliche Handreichung zu leisten haben. Möge denn die erfreuliche Ausdehnung aus den Schätzen des Orients, die in den schwierigsten Fragen philologischer Forschung oft allein den Ausschlag geben, aus dem Vermächtnisse des classischen Alterthums, dessen anmuthige Kunst und massvolle Weisheit keine Zeit entbehren kann, aus den Denkmälern unserer nationalen Vergangenheit, in welchen der germanische Geist seine Hoheit und Tiefe, den Adel seiner bevorzugten Begabung offenbarte, immer reichere Früchte für die grosse und wichtige Angelegenheit der Bildung bringen! Was davon zum Frommen der Jugend, die an Ihren Unterricht und Ihre

---

*) Einen Beweis seiner desfallsigen Gesinnung giebt unter Anderem ein handschriftlich vorhandener Brief an Joach. Camerarius v. 30. Septbr. 1596 (cf. Collectio epistoll. Camerariana in der Münch. Bibl.), in welchem er sagt: S. Non essem molestus tibi, clariss. Doctor, mittendo litteras aliis viris inscriptas, nisi viderem Hopferos istic nolle sibi mitti ad Constantinum Fabricium pertinentes, ob religionis suspicionem, quam ipsi aversentur. Quare veniam dabis hominum *ἀνυπομονησίᾳ*. Meus ceteroquin is est animus, ut neminem non amem, in quo aliquid est clari, quum magni faciamus nos etiam doctos, qui lumine evangelii non claruerunt. Sed hi sunt virorum theologorum sermones, ut pejus angue dissentientes a se oderint, quos alii quam recte imitentur, judicent candidi.

erzieherische Leitung, hochverehrte Herren Collegen im Schulamte, gewiesen ist, sich verwerthen lässt, das werden Sie als ein willkommenes Geschenk hinnehmen, anderes nicht minder beachten, wenn es Ihren besonderen wissenschaftlichen Bestrebungen eine Unterstützung bietet. Die unklare Strömung der Gegenwart gegen ideale Richtungen sucht unsere Ziele zu verrücken. Eine ernste Mahnung für uns, störende Elemente, so weit wir es vermögen, von uns fern zu halten, aber auch zugleich ein bedeutsamer Wink, das Verfahren wohl zu erwägen, durch welches die bildende Kraft der Unterrichtsmittel am wirksamsten sich äussert und die Liebe, das Interesse der jüngern Generation in dem Bewusstsein sich steigert, dass ihr Wissen auch ein Können ist. Doch es ruft die Stunde zum Beginn des Werks. So gehen Sie denn an dasselbe unter dem Beistand und im Namen dessen, ohne den nichts gelingt! Der Herr lege auf Ihre sämmtlichen Verhandlungen seinen Segen!

Nach der Eröffungsrede lud der 1. Präsident die Versammlung ein, zur Wahl des Bureau zu schreiten und schlug desfalls zu Secretären

Professor Dr. Thilo aus Halle,
Gymnasialprofessor P. Zillober und
Studienlehrer Dr. M. Mezger aus Augsburg, dann
Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen

vor, welchem Vorschlage sofort zugestimmt wurde. Es erfolgte hierauf die Verlesung des Verzeichnisses der bis zur ersten Sitzung erschienenen Mitglieder, die, wie es auch bei den später eingetroffenen der Fall war, wenn ihre Namen vor dem Beginne der folgenden Verhandlungen bekannt gemacht wurden, bei der Nennung des Namens durch Aufstehen ihre Anwesenheit constatierten.

Nachdem noch das Nöthige wegen Bildung der Sectionen besorgt war, betrat Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen auf Einladung des Vorsitzenden die Rednerbühne, um in folgenden Worten eine Bitte vorzutragen:

Meine Herren!

Ich habe mir erlaubt, der verehrten Versammlung eine kleine Schrift zu überreichen, und zwar weil ich meinte, dass es einem Göttinger Philologen wohl zieme, den 25sten Jahrtag dieses unseres Vereines zu begrüssen. Vor 25 Jahren wurde der Entschluss gefasst, einen solchen Verein zu stiften, und überall, wo er bis jetzt hingekommen ist, hat er so Manches gewirkt, durch die That die Zweifel und Bedenken widerlegt und sich überall feste und dauernde Freunde zu erwerben gewusst. Ausserdem hat mich aber zu diesem Schritte auch noch eine persönliche Rücksicht geleitet. Es haben hier wohl sehr viele Nutzen und Anregung aus unserem Vereine gewonnen, aber ich glaube, dass wohl kaum einer mehr Nutzen davon gehabt hat, als der Redacteur einer philologischen Zeitschrift. Ich muss gestehen, dass ich durch nichts mehr im Amte meiner Redaction unterstützt wurde, als durch diesen Verein, und es ist mir Bedürfniss, bei dieser Gelegenheit dies auszusprechen. Um davon einen kleinen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mir zu gestatten, in zwei Worten jetzt eine Bitte vorzutragen. Es ist ja die Einrichtung getroffen worden, Auszüge aus verschiedenen Zeitungen zu liefern, und man hat zunächst nur die philologischen Zeitschriften, also die Fachschriften ins Auge gefasst. Es hat sich aber allmälig herausgestellt, dass es wünschenswerth sei, auch das zu verzeichnen und zu berücksichtigen, was in den Zeitschriften anderer Wissenschaften

Philologisches zerstreut sich findet. Das zu sammeln geht aber über die Kräfte eines Einzelnen, und ich stelle darum die Bitte an meine Herren Fachgenossen, wenn einer von Ihnen in eine Zeitschrift, mit Ausnahme der Allgemeinen Zeitung, irgend etwas Philologisches schreibt, mir einen Auszug, oder was mir noch angenehmer wäre, einen Abdruck davon zukommen zu lassen, und zwar würde auf diese Weise die Einrichtung dieser Auszüge so erweitert werden, dass man mit einem Blicke übersehen könnte, in wie weite Kreise unsere Wissenschaft in Deutschland sich verbreitet. Auf diese Weise würden wir immer einen deutlichen Beweis in der Hand haben, um die Gegner unserer Wissenschaft in ihrer Behauptung, dass dieselbe nicht tiefe Wurzeln zu schlagen vermöge, zu widerlegen, und ich empfehle daher diese meine Bitte Ihrem geneigten Wohlwollen.

Auf weiteres Ersuchen des Präsidenten widmete dann Director Dr. Eckstein aus Halle dem im Laufe d. Js. verstorbenen Hofrath Dr. Rost in Gotha nachstehenden Nachruf:

Meine Herren!

Der geehrte und gelehrte Herr Vorredner hat uns soeben an die Wiege unseres Vereines geführt, nach der ehrwürdigen Georgia-Augusta, wo am 20. September 1835 unter Humboldt 25 Männer zusammentraten, um diesen Verein zu begründen; von jenen 25 sind bereits 11 aus unserer Mitte geschieden. Wenn ich mir erlaubt habe, vor zwei Jahren in Braunschweig Worte dankbarer Erinnerung und achtungsvollster Anerkennung den Manen Friedrich's von Thiersch zu weihen —, ich sage, wenn ich es gewagt habe als der Lernende und Schüler, dem grossen und berühmten Meister gegenüber —, trete ich heute wieder in Ihre Mitte, aber ich wage es nicht, sondern es ist Bedürfniss, einige Worte der Erinnerung einem anderen Manne zu widmen, der im August dieses Jahres unserer Mitte entrissen worden ist. Ich brauche wohl kaum zu erinnern an Valentin Christian Friedrich Rost. Wenn wir in Thiersch den Gründer des Vereins verehrten, dann müssen wir den Namen Rost sofort hinzufügen; denn Thiersch und Rost sind die Ersten gewesen, die diesen Verein berathen und seine Gründung vorbereitet und dann in Göttingen auf die eigentliche Begründung desselben hingewirkt haben. Bedarf es dafür eines Zeugnisses, das ich einem Philologen empfehlen darf, dann verweise ich auf das schöne Wort, das der unvergessliche Jacobs in Gotha gesprochen hat, wo er Thiersch und Rost als die Väter des Vereins bezeichnete, und wenn der Todte kein Recht mehr hat, sondern nur der Lebende, so werden Sie durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Firnhaber eine kleine Schrift bekommen, durch deren Zeugniss bekräftigt wird, dass Rost und Thiersch die Väter des Vereines sind. Einem solchen Vater, den wir verloren haben, ziemt sich wohl ein Wort der Erinnerung. Rost gehört seiner Heimath nach dem Herzen des deutschen Vaterlandes, dem Thüringerlande. an; also in dem Theile, in der terra, die als feracissima philologorum immer bezeichnet worden ist, hat auch seine Wiege gestanden, an einem Orte, dessen Name im Norden Deutschlands berühmt geworden ist, weil er als Sommerfrische in Mitte der schönen Buchenwälder Thüringens vielfach genannt ist —, in Friedrichsroda. In Friedrichsroda wurde er am 11. October 1789 geboren. Schlichte, einfache Verhältnisse waren es, aus denen er erwachsen ist. Er bezog im Jahre 1802 das Gymnasium zu Gotha, wo damals schon Jacobs glänzender Name verherrlicht war, wo Schultz und Ukert als Lehrer thätig waren. Das war eigentlich auch die Stadt, die für ihn das rechte Lebenselement und die rechte Lebensluft bot, — ein Land, dessen Fürsten immer die Pflege der Wissenschaft in der Weise sich haben angelegen sein lassen, dass sie selbst thätig mit eingriffen, ein Land, dass auch unter der Dynastie der

Koburger als Pflegerin wissenschaftlicher Bildung, tüchtiger Gelehrtenanstalten, Anerkennung gefunden hat. Nachdem Rost im Jahre 1810 das Gymnasium verlassen hatte, bezog er Jena, um dort nach der Sitte jener Zeit das philologische mit dem theologischen Studium zu verbinden, und übernahm hierauf eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Gotha. Im Jahre 1814 trat er als Collaborator an demselben Gymnasium ein und erwarb sich hier die besondere Gunst des Mannes, der ihm später sein Töchterlein zur treuen Lebensgefährtin und unermüdlichen Pflegerin eines bedeutenden Haushaltes gegeben hat. Durch Döring kam er frühzeitig in die Bahn, die nun auch die Richtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen bezeichnen sollte; es wurde ihm der griechische Unterricht in fast allen Klassen anvertraut. Er und Döring waren die beiden Männer, die sich in der Praxis und in der Wissenschaft gegenseitig ergänzten. Während der Eine sich die Förderung des griechischen Unterrichts angelegen sein liess, verlegte sich der Andere meist auf den lateinischen und hatte darauf sein Augenmerk mit grösstem Erfolge gerichtet. —

Wie Rost für die Schule und für die Wissenschaft gearbeitet, so war er auch als Lehrer ausserordentlich thätig und unermüdlich. Ich erinnere mich recht wohl einer Zeit, wo er selbst unzufrieden darüber sich äusserte, dass die Regierung des Ländchens einen preussischen Schulrath berufen habe, um auch seine Schule zu revidieren, und ich ihm sagte: „Ich denke, es ist viel angenehmer, wenn der fremde Schulrath sagt: „„Ich habe Rost's Schule in der besten Ordnung gefunden"", als wenn ein herzoglich koburgischer Regierungsrath dasselbe Zeugniss über Dich giebt." —

Der Mann, der in Freundeskreisen so herzlich, freundlich, gesellig und entgegenkommend war, hatte doch auch eine schwache Seite. Es galt von ihm eigentlich, was Horaz von sich sagt: irasci celer, weil er eben in seinem Streben nach dem Idealsten und Besten rasch aufflackerte, böse wurde; und doch müssen wir hinzufügen: tamen ut placabilis esset, er war auch schnell wieder zu versöhnen. Derselbe Mann, der so leicht das Mittel der Versöhnung fand, hat sich literarischen Streitigkeiten nicht entzogen und war stets rasch auf dem Plan. Mir sind in diesem Augenblicke wenigstens vier solcher Streitigkeiten bekannt, die er wegen seiner literarischen Thätigkeit oder wegen seines Schulamtes zu bestehen hatte; mit Franz, mit Passow; und wenn man ihm sagte, er solle eine solche Polemik ignorieren, so pflegte er zu erwidern: „Du hast gut reden; Ihr lebt in einem grossen Lande, in einer grossen Stadt, wir aber leben in kleinlichen Verhältnissen; wie wäre hier ein Schweigen über solche Angriffe gerechtfertigt?" —

Es kann mir nicht einfallen, hier in diesem Kreise eine ausführliche Würdigung seines reichen schulmännischen und schriftstellerischen Wirkens zu geben; aber dessen muss ich gedenken, was er für unsern Verein gewesen ist, dem er von seiner ersten Versammlung in Nürnberg an 13 Mal beigewohnt hat und bei der er zwei Mal die Stelle des zweiten Präsidenten zu versehen hatte, einmal in Gotha selbst, wo ja Jacobs wegen seines Gehörs verhindert war, die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen, und das andere Mal, durch äussere Verhältnisse veranlasst, in Hamburg. In Nürnberg war er der erste Secretär, und so hat er vom ersten Anfang bis zum vorigen Jahre in Frankfurt an unserm Verein gehangen mit unverbrüchlicher Liebe und Treue und alle seine Interessen gehegt und Alles, was auf die Organisation desselben sich bezog, sehr sorgfältig erwogen und allen seinen Interessen Rechnung getragen, dass es wahrhaft zu beklagen ist, seines guten Rathes fortan entbehren zu müssen. Und wenn wir den kecken frischen Muth des Mannes, der manche schwere Sorge

zu ertragen hatte, sie aber nie nach aussen trug, weil die moralische Kraft in ihm gross war, — wenn wir das Andenken unseres Rost ehren und achten wollen, dann lassen Sie uns das Vermächtniss heilig und hoch halten und unsere Philologen-Versammlung sichern gegen alle Einflüsse, damit auch nach 50 und mehr Jahren die Erbschaft, die auf uns gekommen, zum Segen und im Interesse des deutschen Vaterlandes bleibe. — Rost war auch nicht blos strenger Schulmann, er war auch ein durchaus praktischer Mann. Nicht blos in den städtischen Interessen, sondern auch bei einem Vereine, bei der Lebensversicherungsbank hat er von Anfang an unermüdlich gearbeitet und da die Praxis und Sicherheit des Geistes bewährt, die er aus den philologischen Studien geschöpft hatte. — Meine Herren! Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Desjenigen, der mein treuer Freund gewesen, zu dessen Nachfolger ich ja eigentlich auch bestimmt war, als er 1859 aus dem Staatsdienste trat und nun in das otium cum dignitate zurückging, — wenn ich hier Rost's gedenke, und ich glaube, Sie werden mir zustimmen, wenn ich Sie bitte, durch Erhebung von Ihren Plätzen Rost's Andenken in dieser Stunde zu ehren.

(Die ganze Versammlung erhebt sich.)

Es klingt freilich übel und möchte fast als böses Omen betrachtet werden, aber da nun der Herr Präsident einmal bei einem grossen Meister unserer Wissenschaft auch der astrologischen Dinge gedacht hat, mag auch ein klein wenig Aberglauben mit hineinkommen. Thiersch's Andenken feierten wir in Braunschweig, Rost's Andenken ehren wir in dieser alten Römerstadt, die er auf der Versammlung in Gotha auf besondere Einladung des damaligen ersten Bürgermeisters Du Val als Versammlungsort vorzuschlagen beauftragt war. Lassen Sie sich aber, meine Herren, dadurch nicht abschrecken, irgend noch einen Versammlungsort vorzuschlagen, in der Befürchtung, dass Sie im nächsten Jahre einen Lobredner Ihrer Verdienste im Verein finden möchten.

Da besondere Verhältnisse es wünschenswerth machten, dass der für die zweite allgemeine Sitzung bestimmte Vortrag des Hofraths Dr. Tischendorf aus Leipzig heute zuerst an die Reihe kam, so wurde dieser nach einer Verständigung mit Prof. Dr. Köchly aus Zürich gebeten, das angekündigte Thema:

„Ueber die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus“

zu besprechen, welches Ansinnen in folgender Darlegung seine Erledigung fand:

Verehrte Herren, Collegen und Freunde!

Es gereicht zu meiner grössten Genugthuung, dass es mir vergönnt ist, diesen in der alten, theueren, ehrwürdigen Stadt Augsburg versammelten Männern deutscher Wissenschaft das uralte, in vielfacher Beziehung unvergleichliche Original der Bibel vom Sinai vorzulegen. Es geschieht unmittelbar vor der Rückgabe desselben an die kaiserlich russische Regierung; denn nachdem vor wenig Tagen die im Auftrage Sr. Maj. des Kaisers Alexander unternommene grosse Prachtausgabe vollendet aus der Presse hervorgegangen, hoffe ich schon in der nächsten Woche dieses Werk seinem ganzen Umfange nach zugleich mit dem Originale nach St. Petersburg zu überbringen. Es ist mir nun auch vom verehrten Präsidium dieser Versammlung freundlichst gestattet worden, einen Vortrag über den Codex Sinaiticus zu halten. Diesen Vortrag könnte ich leicht sehr lang ausdehnen, da ich von der Abfassung der Prolegomena herkomme, wobei ich alle wichtigen in Betracht kommenden Fragen zu erörtern hatte. Doch

auf einen solchen umfänglichen Vortrag kann es hier nicht abgesehen sein. Das grosse Werk selbst wird hoffentlich und aller Wahrscheinlichkeit nach sofort nach der Uebergabe desselben an Se. Kais. Majestät in alle Länder der Christenheit ausgehen, und dass Deutschland mit seinen zahlreichen gelehrten Instituten und Männern von dem erlauchten Schenkgeber nicht zuletzt bedacht werden wird, davon darf ich freudig überzeugt sein. Ausserdem wird aber auch die diplomatisch-kritische Handausgabe vom Neuen Testamente mit Barnabas und Hermas, so Gott will, schon zu Weihnachten von Leipzig aus veröffentlicht werden und vermöge ungewöhnlich billiger Preisstellung in die Hände aller derjenigen Gelehrten gelegt sein, die der Sache ein aufrichtiges Interesse schenken. Als die Hauptsache betrachte ich daher heute, wo so viel kundige Augen mich umgeben, die Autopsie, die Schau des Originals; mein Vortrag soll nur einige einleitende Worte dazu bieten. Hierzu scheint sich vor allem ein Hinweis auf das ausserordentliche Alter der Handschrift zu eignen. Ich sage: ein Hinweis, wünsche aber doch, dass er bei aller Kürze zugleich zu einem genügenden Nachweis werden möchte.

Die Aufgabe eines solchen Nachweises dünkt mich keineswegs schwer; denn es giebt, um den Ausdruck meiner Prolegomena zu wiederholen, unter allen unseren ältesten Urkunden des Bibeltextes keine einzige, die so giltige Beweise ihres uralten Adels aufzuweisen hätte.

Der erste Beweis dafür liegt im Schriftcharakter der Handschrift. Da zu einem Urtheile hierüber eine allgemeine, wenn auch noch so grosse, Vertrautheit mit griechischen Handschriften durchaus nicht hinreicht, wenn sich diese Vertrautheit nicht auf alle oder die meisten unserer überall zerstreuten griechischen Unzialhandschriften erstreckt, diese letzteren aber meines Wissens noch äusserst selten ein umfassendes gründliches Studium erfahren haben, so habe ich zur Vermittelung des gewünschten Urtheils den vielen und genauen Facsimiles der Sinaihandschrift 36 Facsimiles von den meisten einigermassen vergleichbaren Handschriften beigefügt. Sieben darunter sind Herkulanischen und anderen Papyrus entnommen; von den übrigen nenne ich beispielsweise den Codex Vaticanus, den nach Sarravius benannten Origenischen Octateuch, den Codex Alexandrinus, den Codex Ephraemi, den Codex Claromontanus, den Codex Cantabrigiensis. Ausser den Papyrushandschriften, unter denen ein Fragment aus Saquara die überraschendste Schriftgleichheit mit der Sinaitischen Handschrift aufweist, haben wir neben dem Codex Vaticanus und dem Sarravischen Octateuch vorzugsweise Handschriften dargestellt, die dem 5. und 6. Jahrhundert zugewiesen werden. Fragen wir nun, worauf es bei der Altersbestimmung der Unzialhandschriften namentlich ankomme, so muss ich vor allen Stücken die volle Reinheit des alten Unzialcharakters hervorheben, die sich theils in der völligen Rundung, theils in der vollen Quadratform der Buchstaben kundgiebt. Diese Reinheit wird bis ins 5. Jahrhundert, wie es scheint, selbst dann nicht beeinträchtigt, wenn bei Zeilenausgängen der Raummangel kleinere Formen gebietet. Zu dieser Reinheit kommt die alte schöne ungekünstelte Einfachheit der Formen, die sich besonders in den Buchstaben ε σ τ γ κ (α) δ durch Abwesenheit aller stärkeren Endpunkte ausprägt. Wird nach dieser Regel die Sinaitische Handschrift geprüft, so wird sie von keiner einzigen unter allen vergleichbaren an Alterthümlichkeit übertroffen; am nächsten kommen ihr aber die Vaticanische Bibel und der Origenische Octateuch. Ich muss dabei noch auf die merkwürdigste Schriftverwandtschaft der Sinaitischen und der Vaticanischen Handschrift aufmerksam machen, indem beide sogar in solchen Formen und Gebräuchen übereinstimmen, die ganz in die Willkür der einzelnen Hand gestellt erscheinen. Es darf daraus wol zuversichtlich nicht nur auf dasselbe Vaterland für beide geschlossen werden, sondern auch darauf, dass beide aus derselben Schreibkünstler-Schule hervorgegangen,

wenn auch dessen ungeachtet ihr Alter um einige Jahrzehnte verschieden sein kann. Wesentlich für die Altersbestimmung der Unzialschrift ist aber ferner die Abwesenheit aller Initialen. Sie findet sich neben den Papyrus nur im Sinaiticus, im Vaticanus, im Origenischen Octateuch und in einigen zweimal syrisch überschriebenen Palimpsestfragmenten des Johannes zu London; in allen unseren übrigen, dem höchsten Alterthume zugehörigen Handschriften hat der Gebrauch der Initialen bereits Platz gegriffen. Damit müssen wir endlich auch noch die Interpunktion verbinden. Je einfacher sie ist, um so älter pflegt die Schrift zu sein. Im Sinaiticus ist sie in den meisten Theilen von der grössten Seltenheit; es giebt nicht nur ganze Columnen, sondern mehrere derselben hinter einander, wo sich nicht ein einziger Punkt findet. Oft auch ersetzt ein leerer Zwischenraum die Interpunktion. Dass wir hieraus mit Recht auf das hohe Alter schliessen, beweist nicht nur das Beispiel anderer späterer Handschriften mit reichlicherer Interpunktion, sondern die Sinaitische Handschrift selbst ist durch die vielfachen Ergänzungen der Interpunktion von späterer Hand zum Zeugen für die spätere Gewohnheit geworden.

Und zu dem allen müssen wir das noch hinzufügen, dass die Schrifterscheinung mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Sinaiticus um so höher anzuschlagen ist, da derselbe von verschiedenen, wenigstens von vier Verfassern stammt und diese alle im Wesentlichen übereinstimmen.

Mit dem Schriftbeweise hängt ein anderer zusammen. Leonhard Hug betrachtete 1810 in seiner Schrift über das Alter der Vaticanischen Handschrift mit Vorliebe die Abtheilung des Textes jeder Seite in drei Columnen. Liegt das Buch aufgeschlagen vor uns, sagte er, so überschauen wir 6 Columnen. Er fand darin den Eindruck einer alten Schriftrolle wieder und schloss daraus auf die Abfassung zu einer Zeit, wo man vom Gebrauche der Schriftrollen zu dem der Bücher überging, aber doch noch immer bei der neuen Form die alte Sitte, den Text in schmalen Columnen niederzuschreiben, beibehielt. Diesen Ruhm der Vaticanischen Handschrift theilt vollkommen die Sinaitische, da sie mit Ausnahme der auch im Vaticanus nach uralter Gewohnheit stichometrisch geschriebenen poëtischen Bücher des Alten Testaments auf jeder Seite nicht nur drei, sondern vier Columnen zeigt, so dass wir beim Aufschlagen des Buches acht Columnen vor Augen haben und somit noch mehr den Eindruck einer alten Schriftrolle empfangen. Keine einzige andere Handschrift dieser Art ist auf unsere Zeit gekommen, während der Gebrauch von drei Columnen sich doch noch in einigen Handschriften, wie im Dio Cassius zu Rom, erhalten hat.

Andere Beweise liegen in der Orthographie und im ganzen grammatischen Charakter des Textes mit seinen vielfältigen vorzugsweise als Alexandrinisch benannten Abweichungen von der klassischen Sprachreinheit. Das hohe Alter lässt sich hieraus deshalb folgern, weil dieselbe grammatische Eigenthümlichkeit nur in unseren ältesten Handschriften vorhanden ist, und zwar, wie es scheint, infolge treuer Uebertragung aus den frühesten Urkunden, während sie in den späteren Unzial- und in den Minuskelhandschriften durch Anpassung an den besseren griechischen Gebrauch abgestreift worden. Der Vaticanische Codex berührt sich auch hierin am nächsten mit dem Sinaitischen.

Dazu kommt die Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher, namentlich dadurch, dass die Apostelgeschichte mit den katholischen Briefen ihren Platz erst nach den Paulinischen Briefen gefunden. Dieselbe Erscheinung bietet die älteste syrische Uebersetzung, wogegen bereits die Vaticanische und die Alexandrinische Handschrift, sowie der Pariser Palimpsest die allgemein üblich gewordene Anordnung befolgen. Auch die letztere ist schon im 4. Jahrhundert und aus noch früherer Zeit bezeugt, die erstere konnte aber in späteren Zeiten gar

nicht mehr Platz greifen, nachdem die Stellung der Acta unmittelbar nach den Evangelien ganz allgemein geworden.

Auch die Fassung der Ueber- und Unterschriften gehört hierher. Obschon nicht jegliches hierin eine Bedeutung beanspruchen kann, zumal da sich Schwankungen in der Handschrift selbst finden, woran die Verschiedenheit der Mitarbeiter ihren Antheil hat, so hat doch das eine den alterthümlichsten Anstrich, dass die sämmtlichen Ueberschriften der Apostelgeschichte nie anders als πραξεισ (Geschichte) lauten, eine Einfachheit, die sich nur in patristischen Werken wie bei Epiphanius vorfindet, aber in keiner andern Handschrift sich erhalten hat.

Ich habe früher ein Gewicht darauf gelegt, dass die Ammonischen Sectionen und Eusebischen Kanones erst später nachgetragen seien. Dieser Beweis geht über unser Bedürfniss hinaus. Denn dass jene zu einer Art Evangelienharmonie dienende Texteseintheilung schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich gewesen, ergiebt sich aus Cäsarius und Epiphanius, wie ja auch Hieronymus bald darauf ihre Uebertragung auf den lateinischen Text in seinem Briefe an Damasus meldet; aber es unterliegt auch keinem Zweifel, dass sie bereits Eusebius im Jahre 331 in jenen fünfzig für den Kaiser Constantin bestimmten Handschriften zur Anwendung gebracht, worauf man sie gewiss, schon um es den kaiserlichen Handschriften gleich zu thun, vielfach in Gebrauch genommen haben wird. Demnach kann die Sinaitische Handschrift vor die Mitte des vierten Jahrhunderts und ins Zeitalter des Eusebius selbst gesetzt werden, selbst wenn sie gleich ursprünglich mit den Ammonisch-Eusebischen Zahlen sollte ausgestattet worden sein. Daraus, dass eine andere als die nach Ammonius und Eusebius benannte Texteseintheilung in der Vaticanischen Handschrift vorgefunden wurde, wagte Hug eine Folgerung auf das ausserordentliche Alter des Vaticanus, deren Unhaltbarkeit erst ganz neuerdings offenkundig geworden. Dieselbe Eintheilung hat nämlich mit dem Vaticanus jener Zantische Lucas-Palimpsest gemein, der nicht über das achte Jahrhundert hinaufreicht. Offenbar konnte also auch neben der in den allgemeinen Gebrauch gekommenen eine andere unternommen und fortgepflanzt werden. Was nun aber die Ammonisch-Eusebischen Zahlen im Sinaiticus anlangt, so hat ihre Beurtheilung besondere Schwierigkeiten. Der Schrift nach könnten sie immerhin gleichzeitig mit der ältesten Schrift selbst sein; aber sie fallen jedenfalls später als gewisse, wenn auch sehr frühzeitige Correcturen. Die grosse Nachlässigkeit des Verfassers liess ihn mitten im Lucas abbrechen, so dass der grössere Theil der Zahlen jetzt noch bei diesem Evangelisten fehlt. Eine solche Nachlässigkeit lässt sich viel eher begreifen, wenn die Ergänzung aller solcher Zahlen später stattfand, als wenn ihre Beischrift gleich anfangs zur Ausstattung der Handschrift gehörte. Allein bei so zweifelhaftem Charakter bleiben sie unseres Erachtens zu einer zuverlässigen Beweisführung immer ungeeignet.

Eine andere Evangelieneintheilung, diejenige in grössere Kapitel, liefert uns ein bestimmteres Resultat. Während nämlich unsere berühmtesten griechischen Evangelienhandschriften zu London, Paris, Dublin und Wolfenbüttel diese gewiss längst vor Euthalius gemachte Kapiteleintheilung anerkennen, sind allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex noch frei davon geblieben.

Von besonderem Gewichte ist die Zurechnung vom Briefe des Barnabas und vom Hirten des Hermas zum Kanon in der Sinaibibel. Wir wissen bestimmt, dass die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts beiden Schriften kanonische Autorität beizumessen geneigt war, wie es Clemens und Origenes durch ihr Beispiel bezeugen; und als Eusebius um das Jahr 325

von den kanonischen Büchern im engern und im weitern Sinne, oder von den allgemein in der ganzen Kirche dafür geachteten und denjenigen, die ein beschränkteres Ansehen genossen, ein Verzeichniss anfertigte, nahm er beide Schriften zugleich mit den Paulusacten und der Petrinischen Apokalypse unter die letzteren, die von beschränkterem Ansehen, auf, womit vortrefflich der im Codex Claromontanus vorhandene vielleicht aus dem dritten Jahrhundert stammende Kanon zusammenstimmt. Dagegen wurde auf den Concilien zu Laodicea 364 und zu Carthago 397 der Kanon unter Ausschluss dieser Schriften von zweifelhafter Autorität vollzogen. Die Verwandtschaft der Sinaihandschrift mit Eusebius und dem Kanon des Codex Claromontanus wird überdiess dadurch noch vergrössert, dass zwischen Barnabas und dem Hirten sechs Blätter verloren gegangen, worauf aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein drittes Bestandtheil der Eusebischen Antilegomena gestanden hatte, sowie auch nach dem Hirten, von welchem selbst nur das erste Drittheil vorhanden, noch anderes gestanden haben kann. Legen wir uns aber nun die Frage vor, zu welcher Zeit man wohl eine solche weitere Fassung des Kanons bei einer so stattlichen vollständigen Bibelhandschrift befolgen konnte, so müssen wir damit die Frage nach dem muthmasslichen Umfange jener durch Eusebius für den Kaiser besorgten Exemplare verbinden. Was mag also Eusebius in jene kaiserlichen Exemplare aufgenommen haben? Entweder verfuhr er dabei mit dogmatisch kirchlicher Strenge und nahm nur dasjenige auf, was allgemeine oder doch fast allgemeine Geltung für sich hatte, oder er schloss nichts förmlich aus, was nicht das übereinstimmende Urtheil der Kirche gegen sich hatte. Jene Strenge war gehässig und voll Anmassung, denn sie machte das Urtheil des Einzelnen für eine so wichtige, schwierige Kirchenfrage ohne Weiteres entscheidend; die Duldung, die Nachsicht hingegen, die in dem andern Verfahren lag, war um so unbedenklicher, da jede Gemeinde vom Gebrauche der einen oder andern Schrift, wenn sie ihn missbilligte, absehen konnte. Wir unsererseits halten dafür, dass der umsichtige Bischof der liberalen Fürsorge des Kaisers für seine byzantinischen Gemeinden mit dem Wunsche, den Dank aller Betheiligten zu verdienen, entsprochen haben wird, nicht aber unter Geltendmachung dogmatischer, den Widerspruch so sehr hervorrufenden Prätensionen, denen er ja auch bei seinen kanonischen Aufzeichnungen keineswegs einen Ausdruck giebt. Ist diese Auffassung nicht ganz irrig, so müssen wir die Sinaitische Handschrift der Eusebischen Norm ganz entsprechend finden, indem sie die von ihm mit Vorliebe behandelten Antilegomena an die den allgemein angenommenen am nächsten gestellten und bald förmlich sanctionirten (jene fünf katholischen Briefe mit der Apokalypse) am Ende des Buches anschloss. Eine ähnliche Handschrift besitzen wir nicht. Beim Vaticanus lässt sich wenigstens auf eine solche Eigenschaft kein Altersbeweis gründen, da vom 9. Kapitel des Hebräerbriefs an alles Weitere (also die 3 Pastoralbriefe, der Brief an Philemon und die Apokalypse) verloren gegangen. Der Codex Alexandrinus aber enthält allerdings am Ende noch die 2 Briefe des Clemens, von denen namentlich der erstere in ähnlicher Weise wie die Antilegomena des Eusebius da und dort ausgezeichnet wurde. Er beweist damit, dass auch im 5. Jahrhundert, nachdem schon der Ausspruch der Kirche über diese gewichtige Angelegenheit erfolgt war, das eine oder andere der alten Antilegomenen vereinzelt in Gebrauch bleiben konnte, aber gerade mit dem Kanon des Codex Claromontanus und dem des Eusebius hat er nichts gemein. Uebrigens ist die Ausdehnung des Kanons im Codex Sinaiticus, für sich allein betrachtet, noch kein zwingender Beweis für die Abfassung desselben vor der Mitte des vierten Jahrhunderts; gewiss konnte wenigstens etwas Aehnliches auch noch später geschehen, wenngleich im Widerspruch mit der

Synodalentscheidung; offenbar aber wird sie mit mehr Recht in diejenige Zeit zurückversetzt, wo sie noch die unbeeinträchtigte Autorität angesehener Kirchenlehrer für sich hatte.

Hieran müssen wir einen möglichen Einwurf knüpfen. Erwächst gegen unsere Annahme kein Bedenken aus den Unterschriften zum 2. Buche Esra und zum Buch Esther? In diesen Unterschriften steht, dass die genannten beiden Bücher im Sinaitischen Codex (d. h. im Codex Friderico-Augustanus) nach einem „sehr alten" von der Hand des Pamphilus in seinem Gefängnisse verbesserten und mit einer ausdrücklichen Note darüber ausgestatteten Exemplar berichtigt worden seien. Ist diese Aussage zur Zeit der Abfassung des Codex oder doch bald darauf niedergeschrieben worden, und erschien damals ein in den ersten drei oder vier Jahren des vierten Jahrhunderts verfasstes Exemplar als ein sehr altes, so lässt sich dies schwerlich mit der Annahme vereinigen, dass der Codex Sinaiticus selbst vor der Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben worden sei. Allein beide Voraussetzungen sind gänzlich irrig. Jene Unterschriften beziehen sich nämlich auf die zahlreichen, den Büchern Esra und Esther etwa zu Anfang des 7. Jahrhunderts (von unseren Correctoren C^a und C^b) beigeschriebenen Verbesserungen. Zu dieser Zeit also erschien der Codex Sinaiticus, der noch heutzutage, d. h. 1200 Jahre später, durch seine Erhaltung auf vielen Schriftseiten in hohem Grade überrascht, noch nicht als ein sehr altes, wohl aber das Exemplar des Pamphilus. Zur Beurtheilung des letzteren bedurfte es keines paläographischen Scharfsinns, die Note, die es von der Hand des berühmten Märtyrers trug, war völlig entscheidend. War aber denn dieses Exemplar in den ersten Jahren nach dem Ausgange des 3. Jahrhunderts verfasst worden? Keineswegs. Pamphilus „änderte es um", wie er ausdrücklich sagt, nach des Origenes Hexapla: dies beweist schon, dass es nicht erst unter seinen Augen und nicht nach derselben oder einer ähnlichen Handschrift verfasst worden war. Und zugleich giebt er selbst der von ihm nach Origenes umgeänderten Handschrift einen ausserordentlichen Lobspruch, wonach sie ihn durch ihre Vortrefflichkeit, also wahrscheinlich Alterthümlichkeit, zur eigenen Verbesserung nach dem Werke des grossen Meisters veranlasst zu haben scheint. Demgemäss wird auch in der Anmerkung des Codex Friderico-Augustanus als doppelte Eigenschaft jenes Exemplars das hohe Alter und die Verbesserung durch Pamphilus gerühmt. Müssen wir hieraus nun vollends mit grosser Wahrscheinlichkeit folgern, dass jenes Exemplar, mochte es sogar erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts geschrieben werden, auf Papyrus verfasst war, so musste es zu Anfang des 7. Jahrhunderts, wo die Anwendung des Papyrus längst ausser Gebrauch gekommen war, gegenüber dem schönen Pergamente des Codex Sinaiticus als ein uraltes Buch erscheinen.

An unsere Berücksichtigung jener so interessanten Anmerkung aus dem 7. Jahrhundert darf noch ein Hinweis darauf geknüpft werden, dass die vielen alten Correctoren, wie sie schwerlich einer anderen Handschrift zu Theil geworden, sämmtlich, mit Ausnahme des jüngsten, dem 12. Jahrhundert angehörigen Verfassers einiger weniger Noten, der Unzialschrift sich bedient haben. Noch wichtiger jedoch für die Altersfrage ist der Umstand, dass nachweislich schon im 8. oder 9. Jahrhunderte eine Auffrischung des Textes vieler weichen Pergamentseiten nöthig gewesen, und dass dieser Auffrischung eine andere auf mehreren solchen Seiten sogar bereits vorausgegangen war.

Ohne unsere Beweisführung auf alle noch vorhandenen Momente auszudehnen, gehen wir zu demjenigen Beweisgrunde über, der vielleicht alle anderen an Beweiskraft übertrifft, zum neutestamentlichen Texte der Handschrift. Einige der Lesarten, welche die Abfassung

der Handschrift in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nachdrücklichst belegen, sind folgende. Das letzte Kapitel des Marcus-Evangeliums bestand schon frühzeitig aus unseren 20 Versen. Beweis dafür liefern unsere namhaftesten Handschriften des 5. und 6. Jahrhunderts, der Codex Alexandrinus, der Pariser Palimpsest, die Cambridger Handschrift Beza's nebst den übrigen Unzial- und den sämmtlichen Minuskelhandschriften, desgleichen die alten Versionen, darunter sieben Itala-Handschriften und alle syrischen und die gothische. Nichtsdestoweniger berichten uns Eusebius und Hieronymus, dass „fast alle alten guten Handschriften" die letzten 12 Verse nicht enthalten haben. Während nun also über 500 griechische seit dem 5. Jahrhundert verfasste Handschriften jene Verse enthalten, deren Abwesenheit in den meisten Handschriften von Eusebius vor 340, seinem Todesjahre, bezeugt wird, besitzen wir nur an der Sinaitischen und an der Vaticanischen Handschrift Zeugen für den Gebrauch des Eusebischen Zeitalters. Kein geringeres Gewicht hat die Lesart im ersten Verse des Epheserbriefes. Nach allgemeiner Lesart der Handschriften, der Uebersetzungen und der Väter heisst es dort: „den Heiligen die da sind zu Ephesus". Aber Origenes fand in seinen Handschriften nur die Worte: „den Heiligen die da sind", wie sein Commentar unzweifelhaft darthut, und Basilius der Grosse schreibt um die Mitte des 4. Jahrhunderts, er habe dieselbe Lesart in alten Handschriften und zwar in Gemässheit der Angabe früherer Väter gefunden. Auch Marcion hat nicht anders gelesen; wie hätte er sonst aus diesem Briefe den an die Laodicener machen können. Hieronymus benutzte die Auslegung des Origenes, begriff aber nicht einmal, dass sie die Abwesenheit des Zusatzes „zu Ephesus" voraussetzt; so sehr war der Zusatz zu seiner Zeit schon allgemein geworden. Unter allen unseren Documenten entsprechen nun aber allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex den „alten" Handschriften des Basilius.*)

Noch andere in ähnlicher Weise von den Alten bezeugte Lesarten des Sinaiticus bestätigen es, dass sein Text den Charakter des angehenden vierten Jahrhunderts an sich trägt. Zu Matth. 13, 35 berichtet uns Hieronymus, dass ein bekannter Gegner des Christenthums im dritten Jahrhundert, Namens Porphyrius, den Christen einen Vorwurf aus der Unwissenheit des Evangelisten Matthäus gemacht, weil derselbe an der genannten Stelle seines Evangeliums geschrieben habe: „auf dass erfüllet würde was gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht" etc. Hieronymus fand bereits diese Lesart nicht mehr in seinen Handschriften und meint, kluge Männer möchten sie wohl entfernt haben. Aber auch Eusebius bezeugt sie, sowie längst vor ihm der Verfasser der Clementinischen Homilien. Nun aber ist sie aus sämmtlichen griechischen Unzialhandschriften, sogar aus sämmtlichen Uebersetzungen geschwunden; die Sinaibibel hat sie getreulich aufbewahrt neben fünf der oft so räthselhaft einzelne uralte Lesarten bezeugenden Minuskeln. Natürlich hat aber auch ein Corrector, der in die Fusstapfen der „klugen Männer" des Hieronymus trat, den Namen des Propheten mit Zeichen der Missbilligung umgeben. Zu Lukas 7, 35 bemerkt Ambrosius, dass anstatt der Worte: „von allen ihren Kindern," die meisten griechischen Handschriften („plerique Graeci") „von allen ihren Werken" lesen. Nicht eine einzige Urkunde bestätigte bis jetzt die Angabe des Ambrosius; die Sinaitische bestätigt sie. Joh. 1, 14 lesen alle Urkunden mit Ausnahme der Cambridger: „In ihm war das Leben." Origenes berichtet uns aber, womit andere uralte patristische Zeugnisse und Versionen übereinstimmen, dass manche Handschriften, und

*) Dies war der Hauptbeweis für Hug's Annahme, der Vatican. Codex sei vor der Mitte des 4. Jahrhunderts geschrieben.

vielleicht mit Recht, die Lesart: „In ihm ist das Leben“ dargeboten. Mit dem Cambridger Codex bestätigt nur der Sinaitische diese Angabe des Origenes. Zu Joh. 17, 7 bemerkt Chrysostomus, dass von einigen anstatt: „Nun wissen sie“ (ἔγνωκαν) gelesen werde: „Nun weiss ich“ (ἔγνων). Keine einzige Handschrift ausser der Sinaitischen liest das letztere. Zu Joh. 12, 32 bemerkt Augustin, es heisse nicht: „ich will sie alle zu mir ziehen,“ sondern „ich will alles zu mir ziehen.“ Diese Augustinische Lesart haben von allen griechischen Handschriften nur die Sinaitische, die Cambridger und eine Minuskelhandschrift aufbewahrt. Lukas 24, 13 heisst es, dass der Flecken Emmaus 60 Stadien von Jerusalem entfernt sei; da aber Eusebius und Hieronymus jenes Emmaus znversichtlich mit Nicopolis identificiren, das gegen 160 Stadien von Jerusalem entfernt ist, so müssen sie 160, nicht 60 Stadien in ihren Schrifttexten gelesen haben. Und so liest ausser einigen andern Zeugen in der That die Sinaitische Handschrift.

Besassen wir für die genannten und noch manche andere so vereinsamten Sinaitischen Lesarten sämmtlich ausdrückliche Nachweise aus dem dritten und vierten Jahrhundert, so werden andere, die in allen übrigen griechischen Handschriften untergegangen, durch zuverlässige Citate der Väter aus derselben Zeit oder durch die ältesten Uebersetzungen anerkannt. Dahin gehören: Matth. 18, 24, wo allein der Sinaiticus mit der koptischen und sahidischen Version die an sechs Stellen wiederholte Lesart des Origenes (πολλων für μυριων) aufweist; Joh. 13, 10, wo allein der Sinaiticus unter Beistimmung einiger lateinischer Handschriften die gleichfalls sechsmal wiederholte Lesart des Origenes und damit ohne Zweifel den ächten Text des Johannes selbst („wer gewaschen ist, der darf nicht gewaschen werden“) zur Anerkennung bringt; Matth. 7, 13, wo allein der Sinaiticus mit Clemens und Origenes und lateinischen Zeugen liest: „denn weit und breit ist der Weg“ anstatt: „denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit“; Joh. 6, 51, wo er allein den vortrefflichen Text bewahrt hat, den Tertullian und das alte dem Augustin zugeschriebene Speculum übersetzten: „und das Brot, das ich geben werde für das Leben der Welt, ist mein Fleisch“; Joh. 2, 3, wo er die völlig Johanneische Ausdrucksweise herstellt, die nur noch in den ältesten lateinischen Handschriften, in der äthiopischen Uebersetzung und auf dem Rande der zweiten syrischen übrig geblieben war: „und sie hatten keinen Wein, denn der Hochzeitswein war erschöpft. Da sagte die Mutter“.

Doch ich unterlasse weitere Beispiele vorzulegen; die schon betrachteten werden für unseren Zweck genügen. Der in ihnen ausgeprägte Textcharakter ist nur daraus erklärlich, dass der Codex Sinaiticus aus einer früheren Zeit stammt, als alle unsere übrigen Handschriften, obgleich ihm der Vaticanische Codex am nächsten zu stehen kommt.

Auch von weiteren Belegen, die zur Gesammtcharakteristik des Sinaitischen Textes dienen könnten, muss ich an diesem Orte absehen. Es sei nur angedeutet, indem ich zunächst auf meine Prolegomena verweise, dass keine einzige unserer Handschriften in so überraschender, wahrhaft wunderbarer Weise die Feststellung und Wiederherstellung des ursprünglichen Apostoltextes fördert, wenn auch immer der rechte Gebrauch der Handschrift zu diesem Zwecke einer erfahrnen und vorsichtigen Hand bedürftig ist. Mein Schlussurtheil in den Prolegomenen lautet dahin, dass die uns von der göttlichen Vorsehung geschenkte Urkunde ohne allen Zweifel epochemachend in die textkritischen Forschungen hereintritt. Der Codex Sinaiticus wird, unterstützt von den nächst ältesten und nächst verwandten, die Reform der neutestamentlichen Textkritik, soweit sie noch möglich geblieben, dauernd begründen.

An diesen Vortrag schloss sich die Vorzeigung der höchst merkwürdigen Handschrift in dem Fürstenzimmer des Rathhauses, wo ausser dem Codex Sinaiticus auch Abbildungen der alten Papyrusrollen und der ältesten Unzialhandschriften, sowie Druckbogen der grossen Ausgabe der Bibel vom Sinai vorlagen, und wo die zahlreich anwesenden Mitglieder der Versammlung auf gestellte Fragen durch Hofrath Tischendorf in zuvorkommendster Weise weitere belehrende Aufschlüsse erhielten.

Zweite allgemeine Sitzung.

Der 2. Präsident verliest zuvörderst ein Telegramm, wodurch Ihre Majestäten der König und die Königin von Bayern für die bei dem Festessen des vorigen Tags auf Allerhöchstdieselben ausgebrachten Toaste huldvoll dankten; dann setzt er die Anwesenden von folgenden Einladungen in Kenntniss: des Conservatoriums der k. Gemäldegallerie zum Besuche der Gemäldesammlung, des Kunstvereins zum Besuche der Sammlungen desselben, des naturhistorischen Vereins in gleicher Absicht, der Gesellschaft „Erheiterung“ zum Besuche ihres Lesecabinets — und theilt den Inhalt eines Briefes des Prof. Dr. H. Fritzsche aus Leipzig mit, worin dieser sein Bedauern ausdrückt, dass er durch eine Krankheit in seiner Familie gehindert sei, der Versammlung beizuwohnen. Dem Briefe lag eine, von demselben verfasste, dem Philologenvereine gewidmete Schrift: *Theocriti Pharmaceutriae*, Lips. B. G. Teubn. 1862 (enthaltend den Text und eine metrische lat. Uebersetzung, dann erläuternde Bemerkungen zu demselben) bei, welche, so weit die Zahl der Exemplare reichte, in der Sitzung vertheilt wurde.

Ferner zeigte der 2. Präsident den Einlauf weiterer Geschenke an Druckschriften an von: 1) G. W. Nitzsch, „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen“, Leipzig 1862. 2) Hofrath L. Urlichs, „Abhandlungen der philologischen Gesellschaft in Würzburg“. 3) Dr. W. Onken (Privatdocent der Geschichte und Philologie in Heidelberg) „Isocrates und Athen, Beitrag zur Geschichte der Einheits- und Freiheits-Bewegung in Hellas“. 4) C. Dillmann, „die Volksbildung nach den Forderungen des Realismus“. Stuttg. 1862. 5) Dr. von Leutsch, das neueste Heft des „Philologus“.

(Bei Empfangsnahme der Eintrittskarte im Empfangsbüreau waren an die einzelnen Mitglieder schon vertheilt worden:

1) Memoria Hieronymi Wolfii. Scripsit D. G. C. Mezger. Aug. Vind. 1862.
2) Eine neue Handschrift der 6 Satiren des A. Persius Flaccus. Programm der Studienanstalt des kath. Gymnasiums zu Sct. Stephan in Augsburg 1862/63, verfasst von P. Matthias Zillober, Gymnasialprofessor.
3) De formula „Nemo unus“ et similium formularum significatione commentatio. Ad salutandos philologos Augustam Vind. congressos scripsit J. C. Eduardus Oppenrieder, gymn. prof. Aug. Vind. 1862.
4) Die römischen Steindenkmäler, Inschriften und Gefässstempel im Maximilians-Museum zu Augsburg, beschrieben von M. Mezger, k. Studienlehrer und Conservator des römischen Antiquariums. Mit 2 lith. Beilagen. Augsburg 1862.

5) Eine lat. Ode. Viros eruditissimos illustrissimos summopere reverendos ad philologorum congressum p. d. d. XXIV—XXVII m. Septemb. a. MDCCCLXII Aug. Vindelicorum celebrandum confluentes rite pieque consalutat Henr. Stadelmann. Aug. Vind.
6) Exercitationum criticarum specimen Philologis Germaniae p. d. XXIV—XXVII m. Sept. a. MDCCCLXII. Augustam Vind. conventum agentibus d. d. d. D. Ernestus de Leutsch, prof. Goettingensis. Goetting. 1862. (In 100 Exempl. vertheilt.)
7) Abdruck eines für die „Encyclopädie des gesammten Unterrichtswesens" bestimmten Artikels, dem zu Augsburg vom 24.—27. Septbr. tagenden Philologencongress aus Anlass seines 25jährigen Bestehens verehrungsvoll dargebracht vom Verfasser (Regier.-Rath Dr. Firntaler in Wiesbaden), Redacteur und Verleger. Gotha 1862.
8) Festgabe für die Philologen-Versammlung in Augsburg vom 24.—27. Septbr. 1862. Von Dr. Carl Barth. Augsburg. (Vertheilt, soweit die Exemplare reichten.)

Hiezu kamen später noch in einzelnen Exemplaren als Geschenke:

1) Goethii elegiae Romanae. In Latinum convertit Henr. Stadelmann. Memming. 1862.
2) Die Augsburger Mundart. Von Dr. Anton Bierlinger. Augsburg 1862.
3) Text, Zeichen und Scholien des berühmten Codex Venetus zur Ilias von La Roche, Prof. am k. k. Gymnasium zu Wien. Wiesbaden 1862.
4) Programm der lat. Hauptschule in Halle für das Schuljahr 1858—1859.
   Inhalt: I. de Silvarum Statianarum conditione critica. Scr. Albr. Imhof.
   II. Schulnachrichten von Dr. Eckstein.
5) Programm derselben Anstalt für das Schuljahr 1860—1861.
   Analekten zur Geschichte der Pädagogik von Dr. Eckstein.
6) Zu Wernher's Marienleben. Augsb. Bruchstücke, herausgegeben von Benedict Greiff. Wien 1862.
7) Roma Vetus. In usum scholarum edidit Herm. Reinhard, gymn. Stuttg. professor.

Hierauf betrat Prof. Dr. Köchly aus Zürich die Rednerbühne, um der von dem Präsidenten an ihn ergangenen Einladung gemäss den für die gestrige Sitzung schon bestimmten Vortrag zu halten. Er äusserte sich

„Ueber den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee"

folgendermassen:

Hochansehnliche Versammlung!*)

'Homer und kein Ende!' so höre ich manchen der geehrten Herren Philologen und Schulmänner flüstern, und schaue ich im Kreise der hier Versammelten mich um, so ist's als

---

*) Vorbemerkung. Als ich der Aufforderung des geehrten Präsidiums gemäss mich entschloss einen Vortrag zu halten, so glaubte ich einen Gegenstand wählen zu müssen, welcher einerseits von allgemeinem Interesse zu sein schien und über welchen ich andererseits schon seit einer Reihe von Jahren mir klar geworden war. Erschien es mir allerdings bedenklich, einen so umfänglichen und überaus schwierigen Gegenstand in verhältnissmässig kurzer Zeit auf angemessene Weise zu behandeln, so hoffte ich vor meiner Abreise noch so viel Zeit zu erübrigen, um den versprochenen Vortrag auch in Beziehung auf Inhalt und Form auf's Genaueste vorzubereiten. Darin hatte ich mich aber getäuscht: Arbeiten und Zerstreuungen nahmen mich in den

tönte es mir von allen Seiten entgegen: 'Homer und kein Ende!' Und das noch dazu von einem dieser berüchtigten 'Kleinliederjäger', dieser 'Atomisten', die da den heiligen Leib

letzten Wochen des verwichenen Sommersemesters dergestalt in Anspruch, dass ich eigentlich ohne alle specielle Vorbereitung nach Augsburg kam. Ich war daher dem verehrten Präsidium sehr dankbar, als es auf meine Bitte die Gefälligkeit hatte, meinen schon auf Mittwoch angesetzten Vortrag um einen Tag zu verschieben. So konnte ich wenigstens über Auswahl des Stoffes sowie über Gang und Methode der Behandlung vollkommen mit mir in's Reine kommen, während ich im Uebrigen genöthigt war, nach Ausdruck, Stil und Färbung den Vortrag rein zu improvisiren. Diese Improvisation war um so schwieriger, weil ich auf mehr Zeit gerechnet hatte, als mir eingeräumt werden konnte. So musste ich Manche übergehen oder nur ganz oberflächlich andeuten, was ich genauer auszuführen mir vorgenommen hatte. Bei diesen Uebelständen tröstete mich die Voraussetzung, dass gegenüber der Unmöglichkeit, den Vortrag so wiederzugeben, wie er wirklich gehalten worden, ich volle und vollberechtigte Freiheit haben würde, ihn vollständig nach meiner ursprünglichen Idee auszuarbeiten, wodurch derselbe natürlich auch bedeutend länger geworden wäre.

Aber in der Voraussetzung jener Unmöglichkeit hatte ich mich getäuscht. Das treffliche Secretariat hatte seine Massregeln so gut getroffen, dass es mir eine im Ganzen sehr treue stenographische Niederschrift zur Redaction vorlegen konnte, und schon vorher war nach einer andern im Wesentlichen übereinstimmenden Niederschrift in der östreichischen Gymnasialzeitung Heft X S. 750—758 mein Vortrag 'beinahe wörtlich' mitgetheilt worden. Gegenüber diesen Actenstücken konnte ich es mit meinem philologischen Gewissen nicht vereinigen, den obigen Plan auszuführen: es erschien mir, so zu sagen, als eine 'Fälschung', an die Stelle meines gesprochenen Wortes im bewussten Gegensatze zu der ächten Ueberlieferung ein anderes, wenn auch vollständigeres und besseres Elaborat zu setzen; ja es kam mir geradezu komisch vor, in einer gegen die Interpolationen Homer's gerichteten Kritik gleichsam mein eigener Interpolator zu werden.

So habe ich mich denn begnügt, meinen wirklich gehaltenen Vortrag auf Grund der beiden Wort für Wort genau verglichenen Niederschriften nur zu emendiren, eine Arbeit, welche mir übrigens mindestens ebenso viel Zeit und Mühe gekostet hat, als wenn ich einen ganz neuen Aufsatz verfasst hätte. Ich habe zunächst die Irrthümer und Missverständnisse beseitigt, welche selbst der geübteste Stenograph nie ganz vermeiden kann; ich habe sodann die Versehen berichtigt, welche ich etwa selbst im Flusse der Rede begangen; ich habe hier und da den Ausdruck verbessert, wenn der augenblicklichen Improvisation nicht gleich das Treffende zu Gebote stand; ich habe endlich Erweiterungen und Zusätze da gemacht, wo — wie oben bemerkt — nur die Rücksicht auf die drängende Zeit eine nicht beabsichtigte Kürzung gebot.

Im Uebrigen habe ich mich als gewissenhafter Philolog so genau als möglich an die schriftliche Ueberlieferung gehalten und habe daher selbst da Nichts verwischen wollen, wo der Charakter des gesprochenen Wortes für manchen Leser vielleicht zu entschieden auftritt.

Die kurzen Anmerkungen beizugeben hatte ich von Anfang an beabsichtigt. Sie haben lediglich den Zweck, nur die nothwendigsten Belege zu geben; insbesondere aber sollten sie in knappester Form, jedoch auf das Genaueste, Umfang und Bestand der von mir besprochenen Lieder angeben, weil natürlich erst dadurch der Vortrag seine wissenschaftliche Grundlage erhält. Zu grösserer Bequemlichkeit der Mitforscher habe ich diese Lieder in den beiden Universitätsprogrammen (Winter 1862/63, Sommer 1863), welche nächstens erscheinen werden, in übersichtlicher Weise kritisch behandelt.

Jener Mangel an Zeit und die gebotene Rücksicht auf die Sprecher nach mir ist's denn auch allein gewesen, welche mich bestimmt hat, auf die Einwendung meines geehrten Herrn Opponenten keine Antwort zu geben, obgleich sie ebenso leicht als kurz gewesen wäre. Aus Ilias und Odyssee dadurch ein einheitliches Ganze herzustellen, dass man sie 'von der Masse kleiner Einschiebungen befreit, von denen sie durchzogen sind,' das ist einfach desshalb unmöglich, weil zur Herstellung jener Einheit nicht bloss negativ Athetesen und zwar im allergrössten Massstabe, sondern auch positiv Zusätze und Umdichtungen aller Art nöthig sein würden. Das Letztere nachzuweisen behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor; das Erstere ist schon von den scheinbaren Einheitskritikern gethan worden, welche ganze Bücher, wie die Doloneia, die Presbeia, Hektor's Lösung, die Nekyia, den Schluss der Odyssee ausscheiden, ein Verfahren, durch welches sie eigentlich, ohne es zu ahnen, bereits mit Sack und Pack in's Lager der 'Kleinliederjäger' hineingerathen sind. Namentlich gilt dies z. B. von der vielbeliebten und vielbelobten Grote'schen Hypothese, welche sich nur graduell, nicht principiell von der perhorrescirten Kleinliedertheorie unterscheidet!

Homer's Bacchanten gleich zerreissen, von einem dieser Kleinliederjäger, die, mit dem alten ehrlichen Voss zu reden, um einen 'geflickten Popanz' sich schaaren und darüber das wahre hehre Götterbild im Stiche lassen? Und das in einer Versammlung, die eben nicht allein dazu zusammentritt, dass wissenschaftliche Discussion gepflogen, sondern dass auch in weiteren Kreisen für unsere Philologie immer wieder von Neuem Begeisterung geweckt, dass derselben immer neue Anhänger und Freunde gewonnen werden! Die aber gewinnen wir nicht, wenn wir nur reden von der Fürtrefflichkeit der Alten: die mögen wir nur gewinnen, wenn wir eben diese Alten, insoweit sie von allgemeinem Interesse sind, immer wieder von Neuem auch den Laien vorführen und klar machen. Und endlich in einer Spanne Zeit, welche für eine gründliche Homer-Kritik kaum hinreichen dürfte, um über die Athetese eines einzigen Verses sich zu verständigen, in einer solchen Spanne Zeit über die Odyssee zu sprechen, die lange lange Jahre als ein unantastbares Heiligthum gegolten — das ist gewiss eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Und, gestehe ich es Ihnen nur ganz offen, es ist mir selbst fast zu Muthe wie Odysseus, als er da mitten hindurch steuern sollte 'durch der Skylla Gebell und der Charybde Gefahr.'

Doch was hilft's? Der Versuch muss gewagt werden, und dass er gewagt werden darf, dafür rufe ich den Altmeister deutscher Dichtung in die Schranken, in dessen Geburtsstadt wir unsere vorjährige Philologen-Versammlung gefeiert haben, dessen innige Verschmelzung mit dem griechischen Alterthume der verehrte Herr Präsident unserer damaligen Versammlung ebenso beredt als gründlich uns vorgeführt hat. Ich erinnere Sie, meine Herren, an jene Worte, mit welchen Goethe 'Hermann und Dorothea' eingeleitet hat, Friedrich August Wolf's gedenkend, dessen Prolegomena zum Homer, bei deren Lectüre ihm 'die wunderbarsten Lichter aufgingen', 'den grössten Einfluss auf ihn geübt hatten,'*) dessen kritischer Scharfblick, dessen selbstbewusste Sicherheit, mit der er über ächt und unächt absprach, dessen ganze schlagfertige Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf den doch so ganz anders gearteten Dichterfürsten machten.**) Er sagt:

'Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.'***)

Und Goethe ward Homeride für ewige Zeiten: ist auch die 'Achilleis' nicht ganz mit Unrecht so ziemlich vergessen, 'Hermann und Dorothea', dieses Bürgeridyll deutschen Lebens, es wird nimmer vergessen werden, so lange noch eine deutsche Zunge spricht.

Aber freilich, auf diese Begeisterung für die Homeriden ist eine Reaction gefolgt. In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird gar häufig dieser Frage gedacht. Schiller's grossartig idealer Geist empörte sich gegen diese kritischen Kleinlichkeiten, und er schalt das Unternehmen 'barbarisch'.****) Und als nach seinem Tode der wunderliche Schubarth in

---

*) S. Annalen 1797. Bd. XXVII, S. 66. (Ausg. in 40 Bdn. von 1840). Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2te Ausg. 1856) I, 300.

**) S. besonders Annalen ebenda S. 166—170.

***) S. die Elegie 'Hermann und Dorothea' Bd. I, S. 263.

****) S. Briefwechsel 459: 'Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muss

Homer einen Hofdichter des Fürstenhauses der Aeneaden zu entdecken glaubte, da meinte der greise Goethe mit jener 'Lässlichkeit', die ihm so wohl ansteht und die ihn, den Halbgott, uns, den gewöhnlichen Sterblichen, näher bringt:

'Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Dass Ilias nur ein Flickwerk sey.

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden. *)

Die grossen Dichter haben Recht gehabt mit ihrer Reaction. Denn die Beweisführung Friedrich August Wolf's war nur eine äusserliche, eine historische. Sie zerstörte nur, nicht bloss für die grossen Dichter, sondern für jedes poetische Gemüth den alten Zauber, ohne dafür einen neuen herauf zu beschwören. So musste denn an diese historische Beweisführung sich die Beweisführung von innen heraus anschliessen, um die grosse Frage vorwärts zu bringen. Aber der Meister, dem dieser grosse Wurf gelungen, der Meister, vor dessen Schatten wir uns Alle beugen, — ich brauche seinen Namen nicht zu nennen, — Sie werden es mir verzeihen und es mir nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn ich in diesem Momente von mir selber spreche, wenn ich heute nicht ohne Rührung daran denke, wie er vor 17 Jahren in der ersten Philologenversammlung, an der ich theilnahm und wo ich mit jugendlicher Keckheit den Versuch machte, noch einen Schritt weiter zu gehen als der Meister, wie er da in seiner ernsten ruhigen Art doch keineswegs abfällig über meine Kühnheit sich äusserte,**) —

---

einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.'

*) Dies Gedicht 'Homer wieder Homer' steht unter der Rubrik 'Epigrammatisch' Bd. II., S. 270. Den bessten Commentar zu der Stimmung dieses Gedichts geben die Annalen zu 1820, a. O. S. 370 f.: 'Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit grosser Kenntniss, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so fasste gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Lässlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, liess mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen.' Ueber 'Schubarth's Ideen' s. ebenda S. 386.

**) Es war auf der Philologenversammlung zu Darmstadt 1845, wo dies geschah. Mein damals gehaltener Vortrag handelte über die aus zwei Liedern zusammengeschweisste erste Hälfte (V. 1—483.) des zweiten Buchs der Ilias. Wie ich später in einem Universitätsprogramm (de Iliadis B 1—483 disputatio. Turici 1850.) dieses Ergebniss gegen des leider zu früh verewigten Nägelsbach conservativen Scharfsinn vertheidigt habe, so muss ich es auch noch bis heut gegenüber denjenigen festhalten, welche sich vergebens

Er ist dahin, wie so manch' Anderer, der in diesen 17 Jahren abgeschieden! Doch wenden wir uns zu einem Theil von dem, was an unserm Lachmann unsterblich ist, — und das ist seine Liederkritik der Ilias!

Meine Herren! die Consequenzen, welche aus Lachmann's Betrachtungen in Bezug auf die Ilias nachmals weiter zu führen versucht worden, sind Ihnen hinlänglich bekannt. Darnach würde die erste Hälfte der Ilias grösstentheils aus kürzern Liedern bestehen, etwa dreizehn, wenn mich das Gedächtniss nicht täuscht, während in der zweiten Hälfte vorzugsweise längere Gedichte, sechs an der Zahl, enthalten wären.*) Kleinere unbedeutende Nachdichtungen, Füllstücke und dergleichen dürfen wir hier billig übergehen.

Ich kann natürlich in diesem Vortrage nicht auf alle die Fragen eingehen, welche sich von allen Seiten aufdrängen, wie denn überhaupt dieser Vortrag nicht die Absicht hat, eine erbitterte Polemik hervorzurufen — ist doch leider in dieser Hinsicht innerhalb und ausserhalb der Mauern Ilion's mehr Gift und Galle verspritzt worden, als nöthig —: 'nicht mitzuhassen, mitzulieben ist mein Ziel!' Mit diesem Worte der Antigone lassen Sie mich meine weiteren Betrachtungen beginnen.

Aber zwei Fragen muss ich denn doch auch hier berühren, welche von den Einheitskritikern mit Recht in den Vordergrund gestellt und uns, 'den Kleinliederjägern', nicht sowohl zur Beantwortung empfohlen, als vielmehr gleich Schreckbildern immer wieder von Neuem entgegengehalten werden. Es geht, meine Herren! mit den alten Schreckbildern wie mit den neuen: rückt man ihnen energisch auf den Leib, so wird man etwas vom Geiste des Diomedes in sich spüren, als ihn seine Göttin Unterstützung verheissend in den Kampf trieb und er getrost die Worte sprach: *τρεῖν μ' οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη*. Und manche dieser Schreckbilder werden dann wie Schemen zerfliessen, andere muss man gewaltsam zertrümmern.

Die erste dieser zwei Fragen lautet: 'Wenn nun in der That die Ilias — um nur von dieser zu reden — aus einzelnen Liedern zusammengesetzt ist, wie kommt es, dass diese zu einem denn doch leidlich zusammenhängenden Ganzen' — denn diese äussere redactionelle Einheitlichkeit läugnen auch wir nicht — 'verbunden worden sind? Wie kommt es, dass die Peisistrateer auf den Gedanken kommen konnten, Lieder zu vereinigen, welche, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Poeten gedichtet, bis dahin einzeln gleichsam herumgeflattert, einzeln von den Rhapsoden vorgetragen worden sind?' Darauf hier nur die einfache kurze Antwort: Das haben auch die Peisistrateer gar nicht zuerst gethan: jene Lieder sind von Anfang an in Beziehung auf einander gedichtet und schon frühzeitig im Zusammenhange mit einander vorgetragen worden, und die Peisistrateer haben daher nur mit Bewusstsein vollendet, was Jahrhunderte lang zuerst halb instinctiv, dann mit Reflexion,

---

bemühen, durch gewaltsame und ausgedehnte Athetesen wirklichen Zusammenhang herzustellen und die schreienden Widersprüche auszugleichen.

*) Diese 19 Iliaslieder sind, wie ich sie fast ausnahmslos mit ihren überlieferten Namen bezeichne, folgende: 1. *Μῆνις*. 2. *Λιταί*. 3. *Ὄνειρος*. 4. *Ἀγορά*. 5. *Βοιωτία*. 6. *Ὅρκοι*. 7. *Τειχοσκοπία*. *Ἀγαμέμνονος ἐπιπώλησις*. 8. *Διομήδους ἀριστεία*. 9. *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία*. 10. *Πρεσβεία*. 11. *Δολώνεια*. 12. *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία*. 13. *Τειχομαχία*. 14. *Ἐπιναυσιμάχη*. 15. *Διὸς ἀπάτη*. 16. *Πατρόκλεια*. 17. *Ἀχιλλῆος*. 18. *Ἄθλα*. 19. *Ἕκτορος λύτρα*. Von diesen Liedern und Gedichten habe ich 1—10, 12—16 und 19 in meine *Ἰλιὰς μικρά* (Lips. ap. Teubner. 1861.) aufgenommen.

durchaus aber mit Naturnothwendigkeit begonnen und fortgeführt worden war. Aber wie geschah das? höre ich mit Recht meine Gegner fragen. Meine Herren! diesen Punkt nicht näher erörtern und die Einwürfe der Gegner hier nicht beantworten zu können, bedauere ich ganz besonders. Aber die 'allbezwingende Zeit' verbietet es mir: denn um hierauf Antwort zu geben, müsste ich zugleich eine Skizze der Entstehung und Entwickelung des ganzen griechischen Epos geben. Ich erlaube mir also hier nur gleichsam als Sphinx den Gegnern zu sagen: die Antwort auf jenen Einwurf liegt implicite zwar, aber vollständig in den Worten Pindar's:

Ὅθεν περ καὶ Ὁμηρίδαι
ῥαπτῶν ἐπέων ταπόλλ' ἀοιδοὶ
*ἄρχονται, Διὸς ἐκ προοιμίου.**)

Auf die zweite Frage aber muss ich genauer eingehen. Es ist diejenige, mit deren Beantwortung wir in ein neues, in das dritte und — ich hoffe — das letzte und entscheidende Stadium der Homerfrage eintreten. 'Ihr Herren,' sagen die Einheitskritiker, — und Manche aus unserem Lager, denen der rechte Muth fehlt, die es für besser halten, lieber gleich von vorn herein zu verzweifeln, als vielleicht eine Niederlage zu erleiden, Manche von unsern Freunden schliessen sich in ihrem Kleinmuthe ihnen an, — 'ihr Herren, woher nehmt ihr denn das Mass für eure Homerlieder? Ist es die moderne Aesthetik? Sind es die Sätze, wie sie Hegel und seine Schüler uns aufgestellt haben? Oder sind es etwa gar die Wünsche, die mannigfaltigen und oft entgegengesetzten Neigungen 'ästhetisch gebildeter Leser', denen Ihr bei Eurer angeblichen Herstellung jener Lieder Rechnung tragt? Ei, da geht uns mit Euern Liedern, wir halten uns an das Ueberlieferte, was Aristoteles und die Alexandriner anerkannt haben.'

Die Herren haben vollkommen Recht, diese Frage zu thun. Aber die Antwort ist leicht. Auch in unserer Wissenschaft gibt es zuweilen ein Ei des Columbus. Woher wir das Mass nehmen für die Beurtheilung, beziehentlich Ausscheidung und Wiederherstellung der Homerischen Lieder? Nun, aus ihnen selbst! Sind etwa keine Homerischen Lieder vorhanden, ganz und vollständig und bis auf wenige unbedeutende Interpolationen, die einfach in Wegfall kommen, in ihrer vollen Reinheit? Lieder, die so gut erhalten sind, wie irgend eine Tragödie des Aeschylos oder des Sophokles? Ja, und sogar bestimmt als Einzellieder überliefert: oder wer wüsste nicht, dass wenigstens die *Δολώνεια*, das nächtliche Abenteuer des Odysseus und Diomedes, von den Alten bereits als Sonderlied ausdrücklich bezeugt ist?**) Und an sie schliesst sich eine ganze Reihe anderer Gesänge an, wo wir eigentlich nur zu hören, zu lesen, zu geniessen brauchen, — und es steigt uns auf der Begriff des Homerischen Liedes mit seiner dramatischen Einheit der Zeit und der Handlung, mit seiner Uebereinstimmung der einzelnen Charaktere, mit dem harmonischen Verhältniss, in welchem die Theile sich

---

*) Pind. Nem. II, 1 ff. Eine anderweitige auf die nach griechischem Sprachgebrauch einzig mögliche Erklärung des Namens *Ὅμηρος* hinweisende Andeutung habe ich in dem Berliner Jubelprogramm (de diversis theogoniae Hesiodeae partibus. Turici 1860.) p. 14 gegeben.

**) *Φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Schol. *Φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ τὴν ῥαψῳδίαν ταύτην ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγῆναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Eustath. zur Il. p. 785, 40 f. ed. Rom.

zum Ganzen fügen, und endlich, was freilich nur in der Ursprache zu erkennen ist, mit der eigenthümlichen Uebereinstimmung des epischen Stils. Die *Πρεσβεία*, 'die Gesandtschaft' an den zürnenden Achilleus, der da widersteht der verständigen Rede des staatsklugen Odysseus, der da widersteht der gemüthlichen Bitte des greisen Phönix, der sich nicht rühren lässt von dem trotzigen Worte des Ajas: 'Gehen wir: auf dem Wege kommen wir nicht zum Ziele; Achilleus hat sein Herz in der Brust zur fühllosen Grausamkeit verhärtet!'*) — die *Πρεσβεία*, m. H.! ist ein eben so ganzes und vollständiges Gedicht, wo wir Nichts hinzuzuthun und — abgesehen von einigen grösseren und kleineren Interpolationen,**) die nicht einmal wesentlich stören — Nichts hinwegzunehmen haben. Und dann nicht minder ganz und vollständig die *Ἄθλα*, 'die Wettkämpfe' an Patroklos' Leichenhügel,***) ein ganz modernes Bild voll leidenschaftlichen Lebens, das uns fast gemahnt an jene Wettrennen, wie sie auf Albions Insel gehalten werden; und 'Hektor's Lösung', wo der alte Vater dem blutigen Mörder seines liebsten Sohnes zu Füssen sinkt und nicht bloss dieser seine Bitte, die Rückgabe der theuern Leiche, ihm gewährt, sondern auch eine Versöhnung eintritt zwischen dem Greise, der sein Besstes verlor, und dem Todfeinde, der es ihm rauben musste.****)

Doch genug der Beispiele! Ich muss zur Odyssee eilen. Diese Lieder selbst also, diese und andere im Ganzen unversehrten Lieder sind unser Leitfaden, mittelst dessen wir uns in dem Gewirr der übrigen mehr oder minder entstellten zurechtfinden; mit diesem Massstabe dringen wir durch alle Verunstaltungen zu ihrer ursprünglichen Reinheit hindurch: wir lösen die äusserliche Verbindung der verschiedenen selbstständigen Lieder, wir finden, wo sie in einander verschlungen sind, die einzelnen Theile jedes von ihnen heraus, wir befreien sie von ungehörigen Zusätzen der verschiedensten Art. Das Alles können und dürfen wir: denn aus ihm selbst haben wir das Wesen des Homerischen Liedes erkannt! Das, meine Herren, ist die dritte Entwickelungsstufe der Homerfrage, welche zur historischen Beweisführung Wolf's, zur kritischen Sonderung Lachmann's — die man ja als negativ zu schelten gewohnt ist! — endlich als positive That die ästhetische Analyse hinzufügt, welche allein uns lehrt, die homerischen Lieder zu begreifen und zu geniessen als das, was sie sind, als wahrhaft grosse Dichtungen, als einheitlich abgeschlossene Kunstwerke ersten Ranges! Ich bin sonst kein Freund der Aesthetik, am allerwenigsten der modernen, hinter deren schwülstigen Phrasen nicht selten der hohlste Dilettantismus sich verbirgt; aber eine antike Aesthetik muss wieder hergestellt werden, nicht allein für Homer sondern auch für die Tragiker; denn die antiken Dichterwerke sind eben nicht blos dazu da — wie es bisher vielfach scheinen konnte —, um an ihnen kritische Belustigungen und Exercitien vorzunehmen, die zwar allerdings unumgänglich nothwendig sind — ebenso nothwendig wie für den Naturforscher die Untersuchungen mit Mikroskop und Lupe —, die aber eben nur ein Mittel sind und sein sollen für einen höheren Zweck, den nämlich, die alten Dichterwerke immer mehr dem Verständniss und Genuss des modernen Lesers zu erschliessen und sie dadurch immer mehr ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzugeben — zu ergötzen und zu belehren!

---

*) Il. *I* 625 ff.

**) Namentlich in der Rede des Phönix; s. das Posener Gymnasialprogramm von 1859. C. Moritz suspiciones criticae de Iliadis libro IX. u. vgl. meine Herstellung des Gedichts in der 'kleinen Ilias'.

***) Natürlich nur bis V. 823.

****) Ueber dieses herrliche Gedicht s. meine Abhandlung 'Hektor's Lösung' in unserm Gratulationsprogramm für Welcker's Jubiläum 1860.

Meine Herren! Wir wenden uns jetzt zu unserer Odyssee. Ich habe schon vorhin angedeutet, dass man dieselbe bis vor nicht gar langer Zeit für ein unantastbar Heiligthum gehalten. Seitdem ist's freilich anders geworden, und ich darf heute auf eine stattliche Reihe von — Vorgängern kann ich nicht sagen, denn, was ich Ihnen heute vortrage, steht mir seit länger als den Horazischen 9 Jahren fest —, aber Mitforschern mich berufen: Bekker, Heerklotz, Rhode, Jacob, Hennings, Kirchhoff, haben rühmlich daran gearbeitet jenen alten Aberglauben zu erschüttern und haben seine Unhaltbarkeit überzeugend dargethan. Und ein günstiges Zeichen darf ich es doch wohl nennen, dass kürzlich gerade in dem Momente, als ich meine Homerpapiere durchsah, mir von einem verehrten Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Rector Kern, ein Programm zugeschickt wurde, in welchem die bedeutenden Widersprüche über die Freier der Penelope in den verschiedenen Theilen der Odyssee ebenso gründlich als genau nachgewiesen sind. So schreiten wir denn zu einem kurzen Versuche, diese Odyssee nach ihrer Zusammensetzung und ihren Bestandtheilen Ihnen vorzuführen. Ich ziehe es vor, da natürlich von irgend einer Polemik nicht die Rede sein kann und da andrerseits eine allgemeine Aufzählung der Bestandtheile der Odyssee, eine blosse Nomenclatur ihrer verschiedenen Lieder nicht bloss der schöneren Hälfte dieser Versammlung und unsern werthen Gästen, sondern wohl auch den Meisten von uns selbst herzlich langweilig werden würde, — ich ziehe es also vor, über die Art der Zusammensetzung und die einzelnen Bestandtheile der Odyssee hier nur eine ganz kurze Uebersicht zu geben, um dann aber an einem einzelnen Beispiele etwas ausführlicher den Beweis zu führen, welch' ein ästhetischer Genuss denn doch bei diesen 'kritischen Belustigungen' herauskommt.

Also zunächst in wenigen Worten von der Zusammensetzung und den Bestandtheilen der Odyssee im Allgemeinen.

Selbst wer nur flüchtig in einer beliebigen Uebersetzung die ersten 12 Bücher und dann etwa noch das erste Drittel des 13. (bis mit V. 184.) durchläuft, wird sofort herausfühlen, dass in diesem ersten Theile zwei Hälften von ungleicher Grösse sich von einander sondern: 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' — *Τηλεμάχου ἀποδημία* und *Ὀδυσσέως νόστος* —: Telemachos' Ausfahrt, die ersten 4 Bücher umfassend, und dann im zweiten Theile, wie Sie wissen, ungeschickt genug wieder in den Zusammenhang des Ganzen eingeflickt; Odysseus' Heimkehr, über die übrigen Bücher sich erstreckend, von seinem Scheiden bei Kalypso bis wo er schlafend auf der Heimathinsel niedergelegt wird. Ueber Telemachos' Ausfahrt darf ich kurz sein: Hennings' Arbeit,*) kann ich sagen, habe ich in allem Wesentlichen mit Dem übereinstimmend gefunden, was ich bereits seit vielen Jahren für mich allein, ohne je etwas davon zu publiciren, gefunden habe. Ich führe das natürlich nicht an, um damit dem Gelehrten, den ich nicht kenne, hier die Ehre der Priorität zu rauben: die gehört immer dem, der solche Untersuchungen zuerst veröffentlicht. Sondern ich erwähne diess nur, einmal um darauf aufmerksam zu machen, dass doch auch in solcher Uebereinstimmung ein gewisses Kriterium für die Richtigkeit unserer unabhängig von einander geführten Untersuchungen liegt, und sodann um meine eigene wissen-

*) Hennings über die Telemachie u. s. w. Leipzig 1858, aus Jahn's Jahrbüchern Supplementbd. III, 5. 133—234 besonders abgedruckt.

schaftliche Selbstständigkeit zu vindiciren. Ich möchte nur darin von Hennings abweichen, dass ich das ganze erste Buch der Odyssee mit alleiniger Ausnahme des Proömiums und der Götterversammlung (V. 1—87.) für ein späteres Machwerk, für das Machwerk Desjenigen halte, welcher 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' zuerst mit einander verknüpft hat. Sonst haben wir hier in Telemachos' Ausfahrt eines von jenen grösseren Gedichten, wie wir sie noch in der zweiten Hälfte der Ilias gefunden haben, welche dann wieder zu bequemerem Vortrage in kleinere Rhapsodien oder Gesänge getheilt werden konnten, so die Telemachie in deren drei, welche wir mit den alten Namen *Ἰθακησίων ἀγορά, τὰ ἐν Πύλῳ, τὰ ἐν Λακεδαίμονι* bezeichnen. Aber diese drei Gesänge gehören nicht nur Einem und demselben Dichter, sondern sie sind auch die organischen Theile eines ganzen einigen Gedichtes, welchem eine einheitliche vollständig durchgeführte Idee zu Grunde liegt: die Erziehung des jungen Telemachos zum Manne durch seines Vaters Göttin, die verständige Pallas Athene. —

'Odysseus' Heimkehr!' Hier haben wir, m. H.! gleich in Buch 5 und 6 zwei solche in ihrer Art vollkommen abgerundete Kunstwerke, die aber ebensowenig von einander zu reissen sind, wie die Rhapsodien der Telemachie. Nein, wir erkennen vielmehr: Odysseus' Heimkehr ist wiederum ein solches grösseres Gedicht, welches sich in 5 Rhapsodien gliedert, den 5 Acten einer Tragödie vergleichbar: das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer', 'Odysseus Heimfahrt'.*) Jede dieser fünf Rhapsodien ist für sich ein künstlerisches Ganzes, alle aber nichtsdestoweniger harmonisch sich an einander fügend. Sogleich die ersten beiden, das Buch Kalypso und das Buch Nausikaa: ich brauche nur die Namen zu nennen, und Jedem von uns treten Bilder der grossartigsten, tiefsinnigsten und gemüthvollsten Poesie entgegen.

Die Zeit drängt, und so mag ich nur mit wenigen Worten Sie an die einleitende Götterversammlung erinnern: — denn dass die jetzigen Anfänge von Buch 1 und Buch 5 ursprünglich zusammengehört haben und erst von demjenigen, der die Telemachie einfügte, aus einander gerissen worden sind, ist schon durch eine Reihe gründlicher Einzelforschungen erörtert und bewiesen worden.**) Ich rufe Ihnen also einfach in's Gedächtniss zurück: Zeus' Sorge um die Menschen, deren Thorheit sie auch über das Geschick hinaus in's Unglück stürzt, darauf Athene's Fürbitte für Odysseus und der Götter Beschluss zu seinen Gunsten, dem ab-

---

*) Grösstentheils mit überlieferten Titeln kann man diese fünf Rhapsodien bezeichnen: *Τὰ περὶ Καλυψοῦς, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Ναυσικάαν, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας, Ἀλκίνου ἀπόλογοι, Ὀδυσσέως ἀπόπλους.*

**) Am ausführlichsten hat hierüber Carl Schmitt gehandelt: De secundo in Odyssea ε 1—42. deorum concilio interpolato eoque centone. Frib. Brisg. 1852, welcher namentlich p. 12—15 gründlich nachgewiesen hat, dass ε 1—27 nur Flickwerk ist. Ueber die Verwerfung dieser Verse sind denn auch Alle einig, z. B. Müller hom. Vorschule (2. Aufl.) S. 108, Kayser de interpol. Homeri p. 34, Lauer de Od. lib. XI p. 6—8, Düntzer in Jahn's Jahrbüchern Bd. 64, 116. Ueber die Verbindung des übrigen Aufangs von ε mit α ist man verschiedener Meinung. Das Richtige ist ohnstreitig, dass nach α 87 ein paar Verse, die Zustimmung der übrigen Götter enthaltend, ausgefallen sind, und dann mit etwas veränderter Fassung gleich ε 28 ff. gefolgt ist. Ganz gut dem Sinne nach hat daher Kirchhoff Odyssee S. 5 nach α 87 folgende Verse supplirt:

ὣς φάτ' Ἀθηναίη· ἐπὶ δ' ἤνεον Οὐρανίωνες.
καὶ τότε δὴ Ζεὺς υἱὸν ἑὸν φίλον ἀντίον ηὔδα.

wesenden Poseidon zum Trotz, endlich Zeus' Weisung an Hermes, der Nymphe Kalypso den gemessenen Befehl zur Freigebung des sterblichen Helden, den sie liebt, zu überbringen. Wir fliegen mit dem Götterboten über Land und Meer, wir nahen uns mit ihm der heimeligen Höhle der Kalypso, in welcher das duftige Feuer so behaglich lodert und vor welcher Vögel mannigfalt im Grün der Bäume zwitschern, wir folgen ihm zur Nymphe, die ihn gastlich aufnimmt, und hören, wie er auf ihre Frage streng, aber nur mit milder Andeutung des wahren Verhältnisses Zeus' Befehl ausspricht. Und darauf Kalypso's Zorn, wie sie, gleich ein anderes Motiv voraussetzend, losbricht: 'Grausam seid ihr, Götter, und eifersüchtig und gönnt uns Göttinnen nicht die Liebe der sterblichen Helden.' — Ich muss das Folgende übergehen, und will, um an Einem Beispiele die feine Charakteristik in dieser Rhapsodie bemerkbar zu machen, Ihnen nur noch den Abschied der Beiden in's Gedächtniss zurückrufen, wie Kalypso den letzten Versuch macht: 'So willst du also heim, Odysseus? So fahre denn wohl. Doch wüsstest du, was dir noch Alles unterwegs bevorsteht, du würdest hier bei mir bleiben und unsterblich werden, trotz aller Sehnsucht nach deiner Gattin, der ich denn doch an Schönheit nicht nachzustehen meine, schon weil ich eine Göttin bin.' Und darauf der kluge Odysseus: 'Zürne nicht, Göttin! Das weiss ich ja Alles selbst, dass Penelope, eine Sterbliche, sich mit dir, einer Göttin, an Schönheit gar nicht vergleichen kann. Aber — trotz alle dem zieht's mich nun einmal nach Hause' — wobei er der Sehnsucht nach der Penelope nicht erwähnt. Welch' ein feiner psychologischer Zug: und an solchen Zügen sind die Homerischen Lieder überreich! — Wir zimmern dann mit dem Helden das Floss, wir steuern mit ihm 17 Tage durch die unwirthliche See, wir schauen Poseidon, wie er auf seiner Heimkehr den edeln Dulder erblickt, wie er in Zorn ausbricht, und da er den Götterschluss nicht rückgängig machen kann, das Meer aufbrausen und die Stürme losbrechen lässt, wie eine mächtige Woge das Floss überschwemmt, den Mast bricht, den Dulder in des Meeres Tiefe begräbt. Aber er arbeitet sich wieder in die Höhe, er gewinnt das Floss von Neuem, und siehe, Leukothea erbarmt sich sein, die auch einst eine Sterbliche gewesen: sie taucht aus dem wogenden Meere empor und reicht ihm mit freundlicher Weisung ihren Schleier 'der' — um mich der Worte unsers deutschen Dichters zu bedienen — 'der, geheimnissvoll gewebt, die ihn tragen, unverletzlich aus dem Grab der Fluthen hebt!' Aber der schlaue Held hütet sich wohl ihn gleich anzulegen: es könnte ja Lug und Trug einer feindseligen Gottheit dahinter stecken; nur in der äussersten Noth, wenn er sich nur noch durch Schwimmen retten kann, soll es mit dem Schleier versucht sein. Der Augenblick ist bald da, eine neue Sturzwelle schlägt das Floss in Trümmer. Jetzt gürtet er sich mit dem Schleier, jetzt ist auch Poseidon's Rache gestillt: befriedigt überlässt er den Schwimmenden dem Meere, aus welchem ihn jetzt seine Göttin erretten darf. Aber noch zwei Tage und zwei Nächte treibt der Dulder auf dem Meere umher. Endlich erreicht er, und wir mit ihm, die Küste des Phäakenlandes. Und wer nur einmal in seinem Leben nach einer langen anstrengenden Fussreise, von einem Sturmregen durchnässt bis auf die Knochen, von Fieberfrost geschüttelt bis in's Mark, todmüde die Wohlthat eines guten Lagers und eines gesunden Schlafs erfahren hat, ach! der muss gleichsam mit Odysseus hineinschlüpfen dort unter die zwei dicht in einander gewachsenen Oelbäume, in jenen riesigen Haufen von abgefallenen Blättern, und er wird der Göttin danken, dass er da mit dem Helden so wohl geborgen ist. —

Ich breche hier ab, um Ihnen die folgende Rhapsodie unsers Gedichts vorzuführen, diejenige, welche so vollkommen erhalten auf uns gekommen ist, dass der Hand des Kritikers

kaum Etwas zu thun übrig bleibt: — das Buch Nausikaa. Nausikaa! Wer jemals Goethe's Briefe aus Italien gelesen hat, wird bei diesem Namen sofort daran denken, wie damals in dem 'Wundergarten' zu Palermo das Gemüth des deutschen Dichters mit Rührung und innigster Freude von jenem Bild ächter reiner Jungfräulichkeit ergriffen wurde, so dass er, selbst gleichsam auf jener Reise ein Odysseus, den ernstlichen Gedanken fasste, 'den Gegenstand als Tragödie zu behandeln.' Warum der in der ersten Begeisterung schon bis in's Einzelne entworfene Plan später nicht zur Ausführung gekommen ist, dazu mag ausser den nachfolgenden Zerstreuungen wohl auch das Bedenken beigetragen haben, welches der Altmeister in einem Briefe an Schiller ganz offen ausgesprochen hat, wo er über eine Seereise als epischen Stoff sich unter Anderm also vernehmen lässt: 'Ueberdiess hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen.'*) Nun, auch ich unternehme es nicht, diese Begegnung in wenige Worte zusammenzufassen, und ziehe es vor, an Ihr Gedächtniss zu appelliren. Sie wissen, dass die Jungfrau, nachdem sie den Helden aufgenommen, bekleidet, mit Speise und Trank erquickt hat, ihn hineinführt bis — nein, ja nicht bis in die Stadt hinein: denn schon damals fürchtete man den bösen Leumund, und zumal die Eingebornen, 'die Burger', wie wir in der Schweiz wohl noch sagen, nahmen es gar übel auf, wenn eine edle Jungfrau aus ihrer Mitte über diesen engen Kreis hinaus etwa den Blick wendete nach einem unbekannten Fremdlinge; und einen solchen noch in die Stadt führen, das wäre zu viel gewesen! So setzt denn Nausikaa in langer vielfach verschlungener, anakoluthienreicher Rede — auch das ist charakteristisch — dem Odysseus auseinander, er möge doch lieber draussen vor der Stadt in Athene's Hain so lange warten, bis er etwa annehmen könne, dass sie bereits zu Hause angelangt sei; es dürfte sonst leicht ein Gerede geben. Da bleibt denn auch der Held und betet fromm zu seiner Göttin, die wenn auch unsichtbar ihn doch glücklich bis hierher geführt hat.

Aber nun mit dem siebenten Buche, m. H.! da kommen wir auf einmal in Dorngebüsch und Distelgestrüpp. Die Zeit drängt; ich kann daher unmöglich alle die Schwierigkeiten und Widersprüche hier aufzählen, die sich dort drängen und häufen; ich müsste ja sonst auch eingehen auf die traurige Beschaffenheit ganzer Strecken von Versen, die anderswoher zusammengestohlen und hier kümmerlich zusammengeflickt sind. Um daher mit einem Worte, m. H.! das Resultat kurz zusammenzufassen, — im achten Buche lässt sich zunächst ausscheiden ein späteres und zwar ziemlich schlechtes Lied, Ἆθλα oder 'die Kampfspiele (Θ 96—416.), vielleicht nur gedichtet, um für die Μοιχεία, die in sich vollendete Götterkomödie von Ares' und Aphrodite's Buhlschaft (Θ 266—369) als Rahmen zu dienen

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, Nr. 429. Ueber jene Eindrücke in Palermo, welche Goethe'n 'die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniss riefen', s. Ital. Reise Bd. XXIII, S. 297 f. 335 f.; über die besondere Anregung gerade zum Trauerspiel 'Nausikaa' ebenda S. 376—379, wo der schon nach fünf Acten gegliederte Plan folgendermassen skizzirt wird: 'Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewusst, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeusserung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht'. Auch die Schematisirung der Auftritte und einige prächtige Bruchstücke der Ausführung sind noch erhalten: s. Bd. XXXIV, S. 358—368.

und sie auf diese Weise in das Gesammtgefüge der Odyssee einzusetzen; dann finden wir in diesem wie im vorhergehenden Buche ausser den edeln Theilen unsers guten ächten Gedichts und den leicht erkennbaren Flickversen des Zusammensetzers aller Wahrscheinlichkeit nach die Bruchstücke, aber auch nur die Bruchstücke eines anderen älteren Liedes, in welchem, um dessen Inhalt kurz vorzuführen, Odysseus nicht durch Nausikaa zu den Phäaken gebracht, sondern von Athene selbst am frühen Morgen in Nebel gehüllt in das Haus des Alkinoos geleitet wird, dort die Fürsten schmausend beisammen findet, von Alkinoos freundlich aufgenommen wird, auf die Frage, wer er sei, sofort mit Nennung seines Namens die Erzählung seiner Abenteuer beginnt und zu Ende führt, dann am Abend desselben Tages eingeschifft und weiter in seine Heimat befördert wird. Diess der Inhalt und Gang dieses älteren Liedes, was aber, wie gesagt, nicht mehr vollständig hergestellt werden kann.*)

Ich will nun gleich hier, um dann die zusammenhängende Entwickelung der beiden übrigen von der Kritik hergestellten Rhapsodien unseres Gedichts nicht mehr unterbrechen zu müssen, ein kurzes Wort über den 'Apolog' einschalten. Sie wissen, über den Apolog könnte man Tage lang reden, daher ich mich hier mit der bündigsten Andeutung begnügen muss, wie ich meine, dass er zusammengesetzt sei. Wir haben aus ihm zunächst ein jüngeres Lied herauszuschälen, das nie selbstständig existirt hat, sondern gleich in der Absicht gedichtet worden ist, in den Apolog eingesetzt zu werden: das ist das 11. Buch, die *Νέκυια* oder 'Odysseus' Höllenfahrt', womit innigst verwebt ist das Abenteuer mit den Sonnenrindern, während unser Gedicht ursprünglich nur den Zorn des Poseidon als Ursache der Leiden des Odysseus enthielt. Die Nekyia also und was dann im 12. Buche von Thrinakia folgt und was vorher davon im 10. Buche sich findet, das Alles ist aus dem Apologe unsers Gedichts auszuscheiden und lässt sich ausscheiden; in der Nekyia selbst aber sind bedeutende Partien als spätere Interpolationen auszumerzen, und hierin ist uns, was ich mit besonderer Genugthuung betone, das ehrwürdige Haupt der Einheitskritiker vorausgegangen.**) Daneben

---

*) Die Bruchstücke, welche zu diesem Liede, dessen Anfang und Ende bei der Einfügung weggeschnitten wurden, gehört haben, sind etwa folgende — Lücken werden hier wie anderwärts durch * angedeutet —: * ζ 1—3. 48 + 117 *αὐτίκα δ' ἠὼς ἤλθεν· | ὃ δ' ἔγρετο δῖος Ὀδυσσεύς.* * η 18—42. 46—79. 81. 135. 95—99. 139—184. 233. 237. 238+α 170 *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; | πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;* η 239—242. * Der Apolog, dann λ 333—346. ϑ 385—388. ν 13—17. 19 (*νῆα δ' ἐπεσσεύοντο*) —28 *.

**) Nitzsch (Anmerk. zur Odyssee III, S. 304 ff.) nimmt wenigstens von V. 565—627 eine grössere Interpolation an, welche freilich schon von Aristarch aufgezeigt worden war. S. Schol. zu V. 568 (ed. Dindorf, während Bekker in der Anmerkung seiner neuesten Ausgabe von 1858 das Scholion schon dem V. 565 zuschreibt, was mir richtiger scheint, da V. 628 sich nur an V. 564 richtig anschliesst): *νοθεύεται μέχρι τοῦ 'ὣς εἰπὼν ὁ μὲν αὖθις ἔδυ δόμον Ἄιδος εἴσω', καίτοι οὐκ ὄντες ἀγενεῖς περὶ τὴν φράσιν· ὑπὲρ δὲ τῆς ἀθετήσεως αὐτῶν λέγεται τοιάδε· πῶς οἷδε τούτους ἢ τοὺς λοιποὺς ἔσω τῶν Ἄιδου πυλῶν ὄντας καὶ τῶν ποταμῶν*; dass aber diese Athetese von Aristarch selbst herrührt, bezeugt Schol. zu Pind. Ol. I, 97, wo nach Anführung von V. 583 f. hinzugefügt wird: *καὶ τὰ ἑξῆς· πλὴν εἰ μὴ κατὰ Ἀρίσταρχον νόθα εἰσὶ τὰ ἔπη ταῦτα.* Ueber die Beweisführung Aristarch's im Einzelnen haben sich noch Notizen erhalten in den Scholien zu V. 570. 577. 593. 601. 602. — Die ächte Nekyia also, welche, wie oben gesagt, gleich in der Absicht gedichtet worden ist in den Apolog eingeschoben zu werden, bestand aus folgenden Stücken: κ 490—495. 496+500=382: *ὣς ἔφατ'· αὐτὰρ ἐγώ μιν ἀμειβόμενος προσέειπον.* 501—541. 546—574. λ 1—13. 20—37. 44—59. 61—91. 93—156. 160—224. 465 f. 387—427. 429—453. 457—524. 526—546. 548—564. 628—630. 632. 38—42. 633(=43)—640. μ 1—36. 127—146. 260—408. In diese selbst wurden nun drei Zusätze verschiedener Art eingeschoben, der Katalog der Heldenfrauen 225—327, die Hel-

lassen sich dann zweitens im Apolog noch ältere Bestandtheile erkennen, welche aber nicht ausgeschieden werden können, weil ohne allen Zweifel nicht ein Zusammensetzer, sondern unser grosser Dichter selbst sie aufgenommen und mit verschiedener Anordnung in sein eigenes Gedicht eingereiht hat. Dennoch lässt sich, wie ich glaube, dieser ältere Apolog ebenfalls wieder herstellen: er umfasste, um hier nur kurz aufzuzählen, folgende Abenteuer und in nachstehender Ordnung. Zuerst das Kikonenabenteuer, das letzte in der Weise der Trojanerkämpfe, welches Odysseus in der bekannten alten Welt besteht, dann wird er vom Sturm hinausgeführt in das wunderbare Mährchenland, zuerst zu den freundlichen Lotophagen, welche durch die süsse Lotosfrucht seine Gefährten die Sehnsucht nach der Heimat vergessen lassen, sodann im schärfsten Gegensatze zu den menschenfressenden Lästrygonen, welche ihm alle seine Schiffe zertrümmern bis auf Eines: auf diesem einen gelangt er nun zu Aeolos dem Windwart, der ihm in einem Schlauche verschlossen alle ungünstigen Winde mitgibt und nur den einzigen günstigen Fahrwind ihm folgen lässt. Aber der Gefährten Thorheit öffnet den Schlauch: die Winde brausen heraus, und sofort bricht der Sturm los, der das Schiff umhertreibt, bis Zeus' Wetterstrahl es zerschmettert; die Gefährten versinken im Meere, und nur der Führer, der unglückliche Odysseus, wird nach neuntägigem Umhertreiben an Kalypso's Inselstrand geschleudert, wo er sieben Jahre in vergeblicher Sehnsucht nach dem Vaterlande sich verzehrt, bis auf Zeus' Befehl die Nymphe auf einem Flosse ihn entlässt, und dann wiederum ein Sturm ihm das zerschlägt und er endlich schwimmend das Land der Phäaken erreicht. Das war, m. H.! wenn ich nicht irre, der einfache Gang des ursprünglichen alten Apologs.*) Diesen aber hat, wie ich schon oben andeutete, der Dichter unserer 'Heimkehr', ich weiss nicht soll ich sagen, ob aus Pietät oder aus einer gewissen Ironie, mit seinem eigenen Apologe, jedoch in nothwendig veränderter Reihenfolge verschmolzen, indem er zugleich jene kurze Erzählung von den Lästrygonen zum Kyklopenabenteuer, die ähnliche Erzählung von den Lotophagen zum Kirkeabenteuer umgedichtet und ausgearbeitet hat. Die Motive sind bei beiderlei Art von Reiseabenteuern dieselben: dort die von Wilden drohenden Gefahren, hier die im fremden Lande winkenden Lockungen. Dieselben Motive wiederholen sich dann noch bei den von unserm Dichter hinzugefügten Abenteuern, das letztere bei den Seirenen, das erstere bei Skylla und Charybdis. Das also sind nach meiner Meinung die Bestandtheile, das ist die Zusammensetzung des gegenwärtigen Apologs.**)

---

den der Vorwelt 568—575. 601. 605—611. 613 f., die Büsser 576—600, und bei der Verschmelzung unseres Gedichts mit jenem älteren Liede (s. die vorige Anmerk.) wurde dann noch von dem Zusammenfüger mit Benutzung des letzteren λ 328—386 eingesetzt. Kleinere, grösstentheils schon von den Alexandrinern gemachte, Athetesen übergehe ich hier.

*) Dieser ältere Apolog, welcher in seiner knappen aller individuellen Charakteristik und alles dramatischen Lebens entbehrenden Kürze sich auf das Augenscheinlichste von der ganzen Art unsers Dichters unterscheidet, hat also folgende Stücke umfasst: ι 16—24. 37—89. 91—105(= κ 77). κ 78. 80—134. 1—53. (26 lautete etwa *καὶ νῆα καὶ αὐτούς* oder *σὺν νηὶ καὶ αὐτούς*). 54 + μ 409 *κείμην· | ἱστοῦ δὲ πρυτόνους ἔρρηξε θύελλα.* μ 410—416. η 251—277. Mir ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser Apolog demselben Dichter angehörte, welcher den älteren in seinen Bruchstücken Anmerk. *) S. 45 hergestellten Nostos verfasst hat: wenigstens fügt er sich vortrefflich in diesen zwischen η 242 und λ 333 ein, und auch in Behandlungsweise und Stil glaube ich dieselbe Hand zu erkennen.

**) Der Apolog unsers Dichters also, einschliesslich des von ihm aufgenommenen älteren Apologs, be-

Und nun, m. H.! zum letzten, kürzesten, und, wie ich hoffe, nicht unerfreulichsten Theile meines Vortrags, zu dem Versuche, Ihnen nun jene beiden Rhapsodien, die mittlere und die letzte, vorzuführen, wie sie sich nach Ausscheidung der oben angegebenen Stücke zusammenfügen. Ich rufe Ihnen noch einmal die Gliederung des ganzen Gedichtes in's Gedächtniss zurück: 'Odysseus' Heimkehr' zerfällt in 5 Partien, welche wir das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer' und 'Odysseus' Heimfahrt' nennen. Die beiden ersten Rhapsodien, an welchen die Kritik wenig zu thun fand, haben wir oben kurz berührt; was in die vierte gehört, haben wir so eben gesehen; wir wenden uns jetzt der dritten zu: 'Odysseus bei den Phäaken'.*)

Wir haben unsern Helden in jenem Haine der Athene in frommem Gebete verlassen. Jetzt mag Nausikaa das Vaterhaus erreicht haben. Odysseus erhebt sich und schreitet in die Stadt, von seiner Göttin in schützenden Nebel gehüllt. Er bewundert die Häfen und Schiffe der Phäaken; er gelangt zu dem wunderbaren Palaste des Alkinoos, der in lichtem Glanze von Gold, Silber und Erz ihm entgegenstrahlt. Da steht er und staunt, dann tritt er ein, schreitet rasch an den Reihen der spinnenden Mägde, an den Söhnen des Königs und an dem Könige selbst vorbei, und wirft sich der Königin zu Füssen. Der Nebel zerfliesst, und Alles schaut verwundert auf den seltsamen Fremdling, der so unvermuthet eingetreten. Und in kurzen eindringlichen Worten schildert er seine Noth, sein Elend ohne Gleichen und bittet um Heimsendung: nur noch einmal wiedersehen will er das Vaterland und dann sterben!**) Allgemeine Stille: nur Arete mit dem weiblichen Scharfblick der Hausmutter hat die Kleider erkannt und fragt nun vor Allem den Fremdling: 'Wer bist du? wer gab dir diese Kleider? — das will ich zuerst wissen. Und wie bist du hergekommen?' Und nun folgt die kurze Erzählung der Begebenheiten, wie er von Kalypso entlassen auf einem Flosse fortgesegelt, wie er dann vom Sturme gepeitscht, der ihm das Floss zerschlagen, endlich an die Küste der Phäaken geworfen und dort nach langem todtenähnlichen Schlummer diesen Nachmittag bei der Königstochter freundliche Aufnahme und Pflege gefunden habe. Alkinoos, der gastfreie Mann, tadelt die Jungfrau, dass sie ihn nicht selbst mitgebracht habe. Aber Odysseus, wie schon die alten Erklärer fein und treffend bemerken, nimmt mit gemüthlicher Lüge die Schuld auf sich***): 'Ja, sie wollte es wohl, aber ich lehnte es ab: ich fürchtete, du möchtest darob zürnen!' —

---

steht nach Ausscheidung der Nekyia und des dazu Gehörigen aus folgenden Theilen: ι 1—28. 37—89. 91—482. 484—530. 532—566. κ 1—188. 190—252. 254—264. 266—367. 373—455. 457—469. 471—475. * 481. 483—489. μ 23—31 (= κ 478). κ 479. 480+347 *αὐτὰρ ἐγὼ Κίρκης ἐπέβην περικαλλέος εὐνῆς.* μ 36—126. κ 541—550. λ 1—3. 4 sq. + ν 76 *ἐν δὲ καὶ αὐτοὶ βῆμεν | ἐπὶ κληῖσιν ἕκαστοι.* μ 148—259. 260+261 *αὐτὰρ ἐπεὶ Σκύλλην φύγομεν δεινήν τε Χάρυβδιν.* 405—444. 447—453.

*) Diese Rhapsodie, *Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας*, besteht aus folgenden Theilen: η 1—17. 43—45. 80+82 (*ἵκετο δ' Ἀλκινόου πρὸς δώματα.*) —93. 100—102. 132—135. * 139—147. 211—214. 222—224. 226+154 (*ὣς ἔφαθ' · | οἳ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.*). 233—250. 259—310. 317—347. ϑ 1—19. 21. 24—57. 59—80. 83—97 (93—97 = 532—536). 537—544. 546—551. 555. 573 (*εἰπέ δ', ὅπη πλάγχθης —*). 574. 577.

**) *ἰδόντα με καὶ λίποι αἰών.* η 224. Wer denkt hier nicht an das berühmte 'Napoli vedere e poi morir?'

***) *καὶ ἐνταῦθα τεχνικῶς ἄγαν ὁ Ὀδυσσεὺς ἀπολογεῖται ὑπὲρ τῆς κούρης· πλέον γὰρ προενόησε τοῦ τῆς παιδὸς εὐσχήμονος ἢ τοῦ ἰδίου ξυμφέροντος, ἐξ οὗ φιλανθρωποτέραν αὐτὴν ἔμελλεν ἀποδείξαι.* || *ἡ μὲν γάρ μ' ἐκέλευσεν, ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην. ἀλλ' ὁ μὲν τὴν μὲν παρθένον ἀκαταιτίατον ἐφύλαξεν, ἑαυτὸν δὲ ὠφέλησε ψευσάμενος.* Schol. zu η 303.

'Ei,' meint Alkinoos, 'so bös ist es bei uns nicht bestellt, und die Rückkehr, sie sei dir gewährt, auf morgen. Da magst du ruhig schlummern, während die phäakischen Männer dich heimbringen, mit schnellem Ruderschlage über die spiegelglatte See hingleitend, so fern du auch wohnen magst, in Einem Tage.' Darauf zum Schluss Odysseus' Gebet: 'Vater Zeus möge das Alles in Erfüllung gehen lassen!' Und nun die zweite Nacht im Phäakenlande, besser, als die erste gewesen: er schläft wohlgebettet in der Vorhalle des Königspalastes. — Der andere Morgen führt uns den Helden vor die Versammlung der Phäaken. Athene selbst hat in Heroldsgestalt das allgemeine Interesse für den wunderbaren Fremdling rege gemacht. Alkinoos, der noch nicht weiss, wen er beherbergt, kündigt den Fürsten der Phäaken zuerst an, dass gestern der unbekannte Fremdling hier in sein Haus gekommen sei und um Heimsendung bitte, fügt aber auch gleich hinzu: 'die Heimkehr sei ihm gewährt, wie wir sie Jedem gewähren: so mögen denn 52 erlesene Jünglinge das Schiff in See bringen und zur Fahrt rüsten, und dann bei mir des Mahles und des Sanges sich freuen, wohin auch die Fürsten geladen sind, dem Fremdlinge zu Ehren.' Und so geschieht es: Alkinoos' Palast füllt sich von Gästen; man opfert und schmaust in Hülle und Fülle; und inmitten Aller auch der blinde Sänger Demodokos, 'der Bringer der Lust.' Denn, als die Begier nach Speise und Trank gestillt ist, da begeistert ihn die Muse und er hebt ein Lied an aus dem weltbekannten Sang- und Sagenkreise des Troerkrieges. Freilich ein arges Lied für unsern vielgeprüften Dulder, das Lied vom Streite der Bessten der Achäer, vom Streite des Odysseus und des Achilleus: es ist der alte Streit, den noch Sallust im Catilina berührt,*) ob List, ob Gewalt im Kriege den Ausschlag gibt, derselbe Streit, welchen die nachhomerische Poesie in dem Wettkampfe des Odysseus und Ajas um Achilleus Waffenrüstung ausgeführt hat. — Wie unser Odysseus das Lied hört, da packt ihn mächtig der Gedanke an jene Zeiten, wo er einst so heldenherrlich dastand, und wohl auch der Gedanke an die Zwietracht der Achäer: der Schmerz überwältigt ihn, 'und er verbirgt', um mit Schiller's bekannter Nachahmung zu reden, 'der Thränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten.' Niemand achtet dess in der Lust am Gesange. Nur Alkinoos ist's gewahr worden, und jetzt erst denkt er daran den Fremdling nach Namen und Herkunft zu fragen, und beginnt daher: 'Ihr Phäaken, lassen wir das Lied; denn den Fremdling freut es nicht, und Alles geschieht ja doch nur um des Fremdlings willen.' Und dann wendet er sich an Diesen mit der Frage: 'So magst denn du uns erzählen; sag' an, was ist dein Name, was dein Vaterland, wo wurdest du umhergetrieben, und warum weinest du?' — Nun folgt der vierte Theil, 'Odysseus Abenteuer', von denen ich schon oben gesprochen habe und die ich jetzt hier übergehen muss. Allein Ihr Gedächtniss, verehrteste Anwesende, wird besser, als mein schwaches Wort es vermöchte, Ihnen vorführen die eigenen Schöpfungen unseres Dichters: jenes tragi-komische Abenteuer in der grausigen Höhle des Menschenfressers Polyphemos, dann das ganz entgegengesetzte Abenteuer in Kirke's Zauberpalast, das seltsame Abenteuer, wo Odysseus selbst auf längere Zeit der Heimat vergisst, darauf die Versuchung durch die süssen Stimmen der Seirenen — aus denen, beiläufig bemerkt, erst in diesem Jahrhundert die angebliche Volkssage von der Loreley gemacht worden ist —, und endlich die Schrecken der Skylla und Charybdis. Denken Sie an alles Dies, so werden Sie am

*) Sall. Cat. 1. Sed diu magnum inter mortalis certamen fuit, vine corporis an virtute animi res militaris magis procederet.

Schlusse der Erzählung mit den lauschenden Phäakenfürsten bezaubert sein von dem wunderbaren Fremdling!

So wird auf das Natürlichste die fünfte Rhapsodie 'Odysseus Heimfahrt' eingeleitet.*) In dem allgemeinen bewundernden Schweigen nimmt Alkinoos zuerst das Wort: 'Odysseus, sei ruhig: da du zu uns gekommen, so kommst du auch sicher heim. Ihr aber, Fürsten der Phäaken, bringt dem Fremdlinge reiche Geschenke, Mantel und Leibrock und ein Talent Goldes.' Alle sind einverstanden, und die Herolde eilen nach Hause, die Geschenke zu holen. Es entsteht eine Pause: da fordert Odysseus seinerseits den Sänger auf, nun auch das Lied zu singen von der Eintracht der Achäer, vom hölzernen Ross und wie die hohe Veste gefallen. Der folgt der Aufforderung und singt, und mit feiner Berechnung verherrlicht er namentlich Odysseus' Ruhm, wie um ihn in dem dunkeln Leibe des verhängnissvollen Rosses die Fürsten gesessen, und wie dann Jammer auf Jammer in der unglückseligen Stadt sich häuft, und wie doch den gewaltigsten Kampf Odysseus im Hause des Deiphobos bestanden. Aber auf den Helden macht das Lied keinen Eindruck mehr; es rührt ihn nicht, es freut ihn nicht, sein Blick ist unwandelbar nur nach der Sonne gerichtet, ob sie nicht bald zur Rüste gehe, und sein Sinn strebt nur der Stunde zu, da er die Heimat wieder sehen möge. Und siehe, die Sonne sinkt, und die Herolde sind da mit den Geschenken, und die Söhne des Alkinoos nehmen sie in Empfang. Alkinoos aber fordert Arete'n auf, dem Odysseus für die Geschenke eine künstliche Lade zu rüsten und auch ihrerseits Mantel und Leibrock hineinzulegen. 'Ich selbst aber,' fügt er hinzu, 'gebe ihm diesen goldenen Becher, auf dass er daheim meiner gedenkend Zeus und den übrigen Unsterblichen spenden möge.' Und rasch ist die Lade zur Stelle und mit den köstlichen Gaben gefüllt. Dann wendet sich Arete an Odysseus und spricht mit anmuthiger Anspielung auf das Unglück mit dem Windschlauche: 'Da, schlinge du selbst den künstlichen Knoten, auf dass du keine Schädigung leidest, wenn du unterwegs wieder in süssen Schlummer fällst.' Und er schürzt den Knoten, den ihm einst Kirke gelehrt, und wendet sich dann zum Abschiede. Selbst in diesem letzten Momente, wo Schmerz und Sehnsucht zugleich auf ihn eindringen, verlässt ihn die ruhige, stets bewährte Fassung nicht. Er spricht: 'Lass uns denn scheiden, Alkinoos; denn Alles ist ja bereit, Heimfahrt und Gaben, welche mir die Götter gesegnen mögen. Ihr aber erfreut noch lange eure Frauen und Kinder, und mögen euch die Götter jegliche Tugend gewähren, und möge kein Leid euer Volk heimsuchen!' Da gebietet Alkinoos dem Herolde, noch einmal die Becher zu füllen: mit Spende und Gebet an Vater Zeus soll der Scheidende entlassen werden. Also geschiehts; Odysseus aber reicht den Becher der Königin und spricht zu ihr das Abschiedswort: 'Lebe auch du wohl, bis das Alter kommt und der Tod, die nun einmal den Sterblichen beschieden sind, und mögest du Freude haben an deinen Kindern, an deinem Volke und dem Könige Alkinoos.' So schreitet er durch den Saal zur Thür. Da, an der Schwelle, tritt ihm Nausikaa entgegen; ihr bewundernder Blick haftet auf dem scheidenden Helden und sie ist es, die ihn mahnt: 'Lebe wohl, Fremdling, auf dass du auch daheim dereinst meiner gedenkst, dass du mir zuerst deine Rettung schuldest.' Die einfache Bitte um ein dankbares Gedächtniss —, sie rührt auch unsern festen Helden: wir ahnen, welch'

*) Zu der letzten Rhapsodie, *Ὀδυσσέως ἀπόπλους*, wie wir sie kurzweg nennen, gehören nachstehende Bestandtheile: *ν* 1—9. *θ* 392 f. 398 f. 486—489. 491—493. 496—521. *ν* 29—35. *θ* 417—420. 423—425. 430—432. 433 + 438 (*ὣς ἔφατ' · Ἀρήτη δὲ θοῶς περικαλλέα χηλόν*). 439—448. *ν* 36—62. 63 + *η* 139 (*ὣς εἰπὼν διὰ δῶμα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς*). *θ* 457—468. *ν* 63—119. * 125—135. 137—184. 186.

ein tieffühlend Herz in seiner ehernen Brust schlägt, wenn er ihr entgegnet: 'Nausikaa! So möge Zeus mir verleihen die Heimat wieder zu sehen, wie ich zu dir auch dort stets und alle Tage beten werde wie zu einer Gottheit: denn du hast mir das Leben gerettet. Mädchen!'

Das Weitere will ich nur in kurzen Worten hinzufügen. Odysseus kommt zum Schiffe, Alles ist zur Abfahrt fertig, er legt sich auf das bereitete Lager nieder, und ein süsser Schlummer umfängt ihn. Pfeilschnell fliegt das Schiff unter den kräftigen Ruderschlägen der Phäaken über die Fluthen und trägt ihn zur Heimat; und da lag der Mann, der so Vieles und Schweres erduldet, in tiefen Schlaf begraben und Alles vergessend, was er gelitten! Welch' tiefsinniger Zug des Homerischen Epos! Der Mann, den Göttern gleich an Klugheit, List und Besonnenheit, der Alles aufgeboten, der Gefährten Leben zu retten und sich die Heimkehr zu erringen, — da liegt er, in todesähnlichen Schlummer versunken, und es ist zuletzt doch nur der Götter Wille und Huld, die ihn ohne sein Zuthun in die Heimat zurückführt; wir verlassen ihn noch schlummernd, bewusstlos auf der Küste des lang ersehnten, lang erstrebten Heimatlandes ausgesetzt! Gewiss ein wünschenswerthes Loos für jeden armen Verschlagenen und Schiffbrüchigen, aber freilich, dem Wunsche fehlte die Erfüllung: in der Wirklichkeit gab's keine rettenden Phäaken mehr. So musste denn ihr Wunderland sich auf ewig schliessen. Das der Sinn der letzten Katastrophe unsers Gedichts, welche wir noch mit wenigen Worten andeuten. Poseidon zürnt den Phäaken, dass sie Den heimgebracht, welchen er verfolgt; er verlangt Genugthuung für sich, Strafe für die Frevler, und Zeus gewährt sie ihm. Zürnend steigt er nieder: ein Streich seiner Hand — und das hilfreiche Schiff wird auf der Heimfahrt zu Stein im Angesichte der Phäakischen Männer, die sich darob entsetzen. Da erkennt Alkinoos die alte Prophezeiung, dass ihnen einst Poseidon ein heimkehrendes Schiff verderben, dann aber rings um die Stadt ein hohes Felsengebirg ziehen werde, auf dass sie nimmer schiffbrüchige Fremdlinge retten und in die Heimat zurückführen: 'Lasst uns denn Poseidon ein Opfer bringen, ob er sich etwa erbarme und nicht das Gebirg um unsere Stadt ziehe, und niemals wieder wollen wir Fremdlinge heimgeleiten.' So mahnt er, und das Opfer wird gerüstet. —

Hier bricht unser Gedicht ab; die zweite Hälfte der Odyssee besteht aus lauter kürzeren Einzelliedern, welche von sehr verschiedenem Werthe und sämmtlich jünger als unser Gedicht sind, mit welchem sich kein einziges derselben messen kann.*)

Und nun noch einmal zurück zu dessen Ausgang. Ob Poseidon der frommen Bitte Gehör geschenkt oder ob er unerbittlich jene Felsenmauer wirklich aufgethürmt hat um die Stadt der Phäaken, — wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dass der noch mächtigere Vater Kronos, dass die Alles bewältigende Zeit keine Felswand aufgebaut hat zwischen jenen unsterblichen Dichtergebilden und unserer Zeit. Denn so lange es Menschen giebt, die für

---

*) Nicht weniger als acht verschiedene Lieder glaube ich in der zweiten Hälfte der Odyssee unterscheiden zu können. Da ich jetzt nicht die Musse habe, diese Untersuchung von Neuem aufzunehmen und nochmals durchzuführen, so will ich hier diese Lieder nur aufzählen und ganz im Allgemeinen ihren Umfang angeben, indem ich ausdrücklich bemerke, dass innerhalb derselben noch kleinere Stücke und grössere Partien (wie z. B. τ 399—466 das *Τραῦμα*) in Menge auszuscheiden sind. Also 1) *Ὀδυσσέως ἄφιξις εἰς Ἰθάκην* ν 187 ff. bis ξ zu Ende; 2) *Ὀδυσσέως πρὸς Εὔμαιον ὁμιλία* ο 301—494; 3) *Ἀναγνωρισμὸς Ὀδυσσέως ὑπὸ Τηλεμάχου* π; 4) *Ὀδυσσέως πρὸς μνηστῆρας ὁμιλία* ρ 181 ff. und σ; 5) *Ὀδυσσέως καὶ Πηνελόπης ὁμιλία* τ 51—υ 123; 6) *Μνηστηροφονία* υ 124—ψ 299; 7) *Σπονδαί* ψ 300 ff. und ω 205 ff.; 8) *Νέκυια δευτέρα* ω 1—204.

Schönes und Wahres und Edles fühlen, werden sie an Homer sich begeistern, und so lange wirklich grosse Poeten das ewig Lebendige fortzuentwickeln wissen, wird es auch nicht fehlen, dass, gleichwie Goethe eine Homerische Nausikaa, eine Euripideische Iphigenia, ohne ihnen den hellenischen Charakter abzustreifen, zu idealen Gestalten auch für uns umgebildet hat —, dass durch ähnliche Schöpfungen jene Gebilde auch der Gegenwart noch nahe gebracht und lieb gemacht werden. Ja, jene Gebilde, sie sind ewig, denn sie sind, und es kommt nur darauf an, sie immer mehr und mehr zur Erscheinung zu bringen! Das eben ist, wie gesagt, die dritte und letzte Aufgabe der Kleinliederkritik, der viel gescholtenen, der viel bespöttelten. — Sokrates wird bekanntlich von dem Platonischen Alkibiades einer hölzernen Silenenstatue verglichen, in welcher goldene und silberne Götterbilder versteckt sind: die Ilias und Odyssee in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind solche Silenenstatuen, aber vielfach durchsichtige, welche hier klarer, dort trüber die göttliche Schönheit Homer's hindurchleuchten lassen. Und gerade diese Götterbilder, diese wirklich Homerischen Schöpfungen sind es und sind es allein, welche trotz ihrer theilweisen Verdunkelung uns und Jedermann stets und immerdar angezogen, erfreut, begeistert haben. Es ist die Aufgabe der Kleinliederkritik, jene krystallenen Silenenstatuen zu öffnen, wo sie kann, zu zerschlagen, wo sie muss, und zu sagen: 'Kommt hieher und schaut! Erst hier sind die wahren Homerischen Götter!'

Zur Entgegnung erbat sich Prof. Dr. Düntzer aus Cöln das Wort und liess sich, ebenfalls von der Rednerbühne aus, also vernehmen:

Ich erbitte mir das Wort zu einer augenblicklichen Bemerkung. — Es sind 30 Jahre (damals war ich selbst 20 Jahre alt), als ich von den homerischen Gedichten mir eine Anschauung gebildet, die sich mir seit jener Zeit, je öfter ich zu diesem wunderbarlichen, ich möchte sagen zauberhaften Gedicht zurückkehrte und je öfter ich in das Verständniss derselben einzudringen suchte, immer mehr bestätigt hat. Ich hebe hervor, dass nach meiner Ueberzeugung die homerischen Gedichte von einer Masse kleiner Einschiebungen durchzogen sind, welche sich die Rhapsoden erlauben zu dürfen glaubten und welche die Zuhörer ihnen durchaus nicht übel deuteten: Einschiebungen, die bei lebhaftem Vortrag von grosser Wirkung sein mochten, die wir aber jetzt bei genauem Hinsehen als Auswüchse betrachten müssen, die unmöglich dem echten Dichter angehören. Nun ist meine Ansicht, dass die Frage über die Zusammensetzung der homerischen Gedichte nicht ganz gelöst werden kann, bis Homer von diesen kleinen Einschiebungen befreit ist; denn gerade Diejenigen, welche gesucht haben, die einzelnen Glieder zu sondern, haben sich meistentheils auf solche Stellen gegründet, welche entschieden als Einschiebungen betrachtet werden müssen. Lachmann, Kirchhoff haben auf noch mehrere solcher Auswüchse aufmerksam gemacht. —

Mit dieser kurzen Bemerkung möchte ich scheiden. Es bleibt nur noch das letzte Wort übrig, das Wort des Dankes für den verehrten Herrn Vorredner; denn aus seiner wahrhaft dramatischen Auffassung habe ich manche Stelle in einem anderen Lichte geschaut, als bisher. Eben jetzt beschäftigt mit der homerischen Odyssee, kann mir der Vortrag des Herrn Vorredners in dieser meiner Arbeit nur höchst willkommen sein.

Es waren Gründe vorhanden, auch heute von der Tagesordnung abzugehen. In Folge der Abänderung wurde mit Zustimmung der Anwesenden der der pädagogischen Section zugetheilte Vortrag des Prof. Dr. Thomas aus München

„Ueber Fallmerayer als Schulmann"

in die zweite allgemeine Sitzung verlegt. Derselbe lautete:

Ich fürchte nicht, dass es für unpassend gehalten wird, wenn ich der Augsburger Versammlung deutscher Schulmänner und Schulfreunde das Bild eines weithin berühmten Mannes, dessen ursprüngliche Thätigkeit gerade das öffentliche Lehramt gewesen, eben in diesem engeren Rahmen vorführe; ja vielmehr, wenn irgendwo, so ist es hier gerecht, an den Mann unseres Berufes, unserer Anstrengung, unserer Mühsal zu erinnern: denn hier in der Stadt Augsburg begann Fallmerayer, nachdem er den Degen eines Kämpfers für die vergeblich erstrittene Freiheit deutscher Nation mit dem Magisterium vertauscht hatte, seine lehramtliche Laufbahn, und die Augsburger Schule mag stolz sein, den besten Sohn Tirols zu ihren Lehrern zu zählen.

Wie aber, fragt vielleicht Mancher, welcher die Lebensgeschichte des Mannes nur als „Fragmentisten" kennt und ihm wegen seiner hartnäckigen Fehde in Sachen von Neu-Hellas nicht ganz gram geworden ist — verdient denn derselbe auch in diesem Belange des besonderen Ruhmes und des festlichen Gedächtnisses an diesem Orte? Von seinen Zeit- und Amtsgenossen ist kaum einer mehr, den ich zum Zeugen vorrufen könnte; sein ältester Gefährte, Professor Haggenmüller in Kempten, ist ihm bald in das Reich der Schatten nachgefolgt; nur Michael Fuchs, Professor emeritus in Ansbach, lebt noch, mit welchem der Lieutenant des 11. bayer. Infanterieregiments in Lindau Tacitus und Homer gelesen hat;*) von seinen Schülern aber ist einer in unserer Mitte, der allein mit seinem stets aufrichtigen Danke und mit seiner über die Marken des Lebens hinaus reichenden Bewunderung Gewähr genug bietet, dass Fallmerayer ein ausgezeichneter Lehrer gewesen — Marcus Jos. Müller, dessen Vater, unvergessenen Verdienstes, einer der wenigen, wirklichen Schulräthe, die Bayern gehabt hat, die Veranlassung gab, dass Fallmerayer 1818 als „Primärlehrer" nach Augsburg gerufen wurde.

Allein es ist mir gestattet, auf anderem, so zu sagen, historischem Wege den Beweis zu liefern, welch ein Lehrer Fallmerayer gewesen ist. Unter den Papieren meines sel. Freundes, in deren Besitz mich sein Zutrauen gestellt hat, finden sich auch viele aus jener Periode, in welcher er hier in Augsburg und später in Landshut als Lehrer gewirkt hat. Sein musterhafter Haushalt auch in dem, was er geistig einnahm und verausgabte, hat uns diese trefflichen Beweisstücke aufbewahrt, die zu verwerthen ich hier Gelegenheit nehme.

Wenn an einem Lehrer und Erzieher neben ausgiebigem Kenntnissschatze vor allem Lebendigkeit und Unmittelbarkeit im geistigen Verkehr, frohe Beharrlichkeit an schwerem Werke, ein unbestechlich-lauterer Charakter und sich selbst prüfende Gerechtigkeit als Kennzeichen erscheinen, so war Fallmerayer ein Meister der Schule. Es hatte ihm nicht wenig Bedenken und Sorgen gemacht, das, wie er früher glaubte, Glanz und Ruhm bringende

---

*) Nach freundlicher Mittheilung zählen noch Prof. Schmidt von Sct. Anna in Augsburg und Decan Förg in Neuburg a. d. Don. zu den Collegen Fallmerayer's.

Waffenwerk mit dem Schulstaub zu vertauschen, aber wie er „allen glänzenden Hoffnungen einer ungewissen Zukunft“ entsagt hat, wie er einmal am Orte ist, da stellt er auch seinen Mann, er bringt unverdrossene Lust und erhebendes Pflichtgefühl zum Amte und bald fühlte er sich im neuen Berufe glücklich, im neuen Kreise zufrieden, „man hat Gewicht, man hat Ansehen, man ist Professor“.

Voll Begeisterung für die edle Sache der Jugendbildung und unter nicht ungünstigen Zeichen dazu berufen — noch leuchtete damals der Abendstral der Montgelas'schen Periode über Bayern — tritt er in die Mitte der Genossen und Schüler. Wie er vordem im Heerlager und Standquartiere — oft erzählte er dies den Freunden — seine Kameraden mit Cäsar's Reden haranguirte, so hält er auch in der Schule, wo es sich schickt, seine Ansprachen. Noch sind solche Entwürfe vorhanden: sie bewähren nicht blos seine Freude am Berufe, sie bewähren auch den sittlichen Ernst seiner Gesinnung.

„Es ist sehr ehrenvoll für mich — also redet er zu seinen Collegen — feierlich in meinen neuen Beruf hinübergeführt zu werden. Bis hieher habe ich Sr. Majestät dem König mit den Waffen in der Hand gedient — wahrlich ein erhabener und glänzender Beruf! Friede und politische Freiheit des Vaterlandes — das Ziel, auf welches alle Kraftanstrengungen der Nation und ihrer Söhne hinstrebten, ist glücklich errungen. Die Waffen ruhen, die Künste des Friedens blühen. Meine Liebe zu denselben erlosch auch mitten im Waffengetümmel nicht. Stets waren meine Blicke auf ihren milden Schimmer hingewandt. Von neuem betrete ich ihr Heiligthum. Das Schicksal führte mich in ihre Mitte, um meine Bemühungen mit den ihrigen zu vereinigen. Mein neuer Beruf ist zwar weniger glänzend, aber gewiss edler und für ein gefühlvolles Herz belohnender, als jede Waffenthat, denn ich arbeite nun gemeinschaftlich mit ihnen an der Erziehung der Nation. Bei den herrlichen Vorbildern jeder lehramtlichen Tugend, die mich umgeben, schmeichle ich mir, in Folge der Zeit mich zu einem nützlichen und würdigen Mitgliede dieses edeln Vereines auszubilden.“

„Und von euch — so zu der Jugend gewendet — die ihr nun meine Schüler seid, fordere ich den nämlichen Grad von Aufmerksamkeit, Fleiss und Achtung, wie ihr sie gegen euern vorigen Herrn Lehrer beobachtet habt. Ich will euch den Weg zur Kenntniss und Bildung zeigen; ihr aber müsst eure Bemühungen mit den meinigen verbinden. Besonders werde ich mein Augenmerk auf Moralität und gute Sitten richten: denn diese zieren die Jugend mehr als Unterricht. Die Fleissigen und Arbeitsamen unter euch werden an mir stets einen guten und bereitwilligen Lehrer finden; den anderen aber werde ich jeder Zeit ein strenger und unerbittlicher Richter sein. Dies ist der erste Befehl, den ich euch gebe — richtet euch darnach.“

„Muth gefasst — ruft er ein andermal den Schülern zu — rastlos dem vorgesteckten Ziele entgegengestrebt: die Funken der Bildung, welche ihr jetzt in eurem Geiste hervorlockt, werden euch einst mit Feuers Glanz in die späteren Jahre hinüber leuchten. Und wenn ihr dann selbst gestehen müsst, man habe euch frühzeitig mit der Wahrheit und dem Wesen des menschlichen Lebens vertraut gemacht, so soll dieses Selbstbekenntniss das schönste und bleibendste Denkmal sein, welches ihr meinen Mühseligkeiten und eueren jugendlichen Bestrebungen setzen werdet.“

Wer Fallmerayer auch nur aus seinen Werken kennt, weiss, welch ein Bewunderer classischer Rede er gewesen, wie ihn Kraft und Anmuth der Sprache entzückt, welche Meisterschaft des Stiles er selbst erreicht hat. Diese Lust am freien Fluss des Wortes, am klaren,

bestimmten, kunstgerechten Ausdruck der Gedanken begegnet uns auch am Lehrer und Professor. Man spricht aber nur klar, wenn man klar gedacht hat, worüber man sich selbst klar geworden; man redet oder schreibt nur verständlich und lichtvoll über das, was man verstanden und vollkommen durchschaut hat.

Fallmerayer der Lehrer kam denn auch nie unvorbereitet in die Schule oder auf das Katheder. Da wird kein lateinisches oder griechisches Pensum gegeben, das nicht von ihm aufgesetzt, keine deutsche Arbeit, die nicht von ihm entworfen, keine historische Frage, die nicht von ihm beantwortet gewesen wäre; und alle diese Aufgaben, Entwürfe oder Fragen — das sieht man sofort — sind aus der Schule heraus, aus dem Kreise des gelehrten und desshalb wissbaren Stoffes genommen. Das grosse Gesetz, von der Jugend nur das Mögliche zu verlangen, die Schule mit der Entwickelung gleichstufig zu führen und zugleich mit dem wirklichen Leben in Verkehr zu bringen — dieses hat Fallmerayer hoch und heilig gehalten.

Schule und Leben — darin liegt der Prometheische Funke, das ist die Zündkraft im jugendlichen Geist; diese Lehrart giebt den sichersten Erfolg, und sie war Fallmerayer'n ein herrliches Eigenthum, was sich später auch im Geschichtschreiber in einziger Art entfaltet hat. Denn wenn man in Fallmerayer's historischen Schriften neben anderen gerade die Wirksamkeit hervorhebt, welche sie unmittelbar auf die Gegenwart ausüben, wenn er dem Leser im kraftvollen Bilde der Vergangenheit immer wieder das nahe und nächste vorhält, wenn er auch in seinen Büchern als ein wahrer Lehrer auftritt, so ist diese Erscheinung nur die höhere Blüthe auf gleichem Stamme: Fallmerayer wollte und musste lehren; was ihm früher die vaterländische Jugend war, wurde ihm später die deutsche Nation und ihr grosses vielverschlungenes Verhängniss.

Von ganz eminenter Wirkung müssen Fallmerayer's Vorlesungen am Lyceum in Landshut gewesen sein. Die Hefte der allgemeinen und bayerischen Geschichte aus den Jahren 1827—31 bezeugen eine Umsicht der Forschung, eine Liebe zur Wahrheit, eine Freiheit des Urtheils, einen Stolz der Gesinnung, dass ich fürwahr überrascht zu neuer Bewunderung des seltenen Mannes fortgerissen wurde. Vielleicht wird es mir an einem anderen Orte möglich sein, auf diese Fragmente in ihrem historischen Werthe zurückzukommen; hier geziemt es, sie nur als vollgiltige Beweise eines auserlesenen Lehrtalents anzuführen. Beim Durchmustern dieser Hefte wurde ich lebhaft an jene alle hinreissenden Vorträge gemahnt, die seiner Zeit Christian Bomhard in Ansbach gleichfalls über Geschichte gehalten hat, für mich ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier Geister, so tief als scharf, deren einem mich als Jüngling die Schule, dem andern als Mann das Leben mit unauflöslichem Bande vereint hat.

Fallmerayer rechnete mit sich — das zeigen uns seine täglichen Aufschreibungen — täglich ab, und er ist dabei mehr als streng gegen sich selbst. So verfuhr er denn auch schon als Lehrer mit sich; vor und nach der Lehrstunde hält er ernsten Gewissensrath. Das Tagebuch aus der Landshuter Periode verzeichnet fast regelmässig, wie und ob ihm die Vorlesung gelungen, wie und ob er mit sich zufrieden war, und diese stille Freude am Leben des Wortes und an dem Erfolge geistiger Befruchtung bezeugt den Edelsinn des Mannes, welchen er sein Leben lang auch unter anderen und in allen Verhältnissen bewährt hat.

Im Juli 1831 schloss Fallmerayer seine Vorlesungen in Landshut, um mit Urlaub seine erste grosse Reise in die Länder alter und classischer Cultur anzutreten; schon hatte er als Geschichtschreiber von Trapezunt und Morea bei den ersten Männern des Faches sicheres Lob errungen. Als er nach drei Jahren zurückkehrte, fand er seine Stelle nicht mehr wieder.

Es war, wie auch sonst in deutschen Landen, so in Bayern vieles anders geworden; der Rückgang namentlich in Schule und Wissenschaft war entschiedener Wille und mit unzweifelhafter Energie durchgeführter Staatsgrundsatz.

Damals kämpfte Thiersch, Tag und Nacht bereit, seinen Heldenkampf für Freiheit des Unterrichts, für Erziehung zur Menschlichkeit; aber auch ihn drängte es zum Bekenntniss: „Wie in den verschlungenen Kreisen eines Irrgartens werden wir immer auf denselben Mittelpunkt geführt, in welchem man Dienstbarkeit der Wissenschaften und ihre Herabsetzung zu einer Knechtsgestalt wahrnimmt“: die Diener Arihmans erhielten die Obmacht.

Auch Fallmerayer'n gereichten seine hervorstechenden Eigenschaften hinterrücks zum Vorwurf: Geist und Herz, Wissen und Muth zu besitzen, kann nun einmal zeitweise nur privatim geduldet werden. Fallmerayer wurde in den Ruhestand gesetzt, in voller Kraft des Mannesalters, in herrlicher Ausrüstung des Geistes und seltener Erfahrung des Lebens.

So konnte man allerdings Fallmerayer hindern, seine Talente für Bayern zunächst und zum Frommen der bayerischen Jugend zu verwenden, und ihn selbst mit der festen Stätte der inneren beglückenden Freude männlicher Wirksamkeit berauben, nicht aber konnte man Fallmerayer hindern, das angeborene und erworbene Gut anderwärts glänzend zu verwerthen; nicht konnte man ihn hindern, mit dem Schwerte des Geistes und der Schneide des Wortes dem deutschen Vaterlande zu dienen, dessen politische Unkraft — bis heute für das Ausland ein Gegenstand des Mitleids oder gar des Spottes — keinem tiefer in die Seele schnitt, das an ihm den feurigsten Mahner, den ernstesten Warner, den freimüthigsten Seher hatte, und dem er, so viel an ihm war, durch den stralenden Ruhm des eigenen Namens weit über seine Grenzen hinaus, jenseits des Aermelcanals so gut wie an den pontischen Gestaden, Anerkennung und Hochachtung erworben hat.

Deutschland wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es das Gedächtniss seiner grossen Historiker und Politiker feiert, Bayern wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es den Lehrern und Bildnern des Volks eine Gabe des Dankes spendet, und desshalb hat es mich getrieben, Fallmerayer dem Schulmann hierorts als vor einer würdigen Zeugschaft im unverschlossenen Atrium dankbaren Nachruhmes einen Ehrenkranz zu weihen.

Schliesslich sprach noch auf Einladung des Präsidenten Prof. Dr. Bursian aus Tübingen über das angekündigte Thema:

„Archäologische Kritik und Hermeneutik“,

war aber wegen der vorgerückten Zeit (es war schon $12^1/_2$ Uhr geworden) gezwungen, sich kürzer zu fassen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Hochverehrte Anwesende!

Nach der begeisterten und begeisternden Analyse eines unsterblichen Dichterwerks, nach dem mit Wärme gezeichneten Bilde eines ächt deutschen Mannes und Lehrers, zu Ihnen von „Archäologischer Kritik und Hermeneutik“ zu sprechen, ist jedenfalls ein schwieriges, ein gefährliches Unternehmen. Denn wenn auch die alte Kunst in ihrer Herrlichkeit wohl die Aufmerksamkeit der Zuhörer noch fesseln könnte, so ist es ja gerade nicht diese Herrlichkeit der Kunst, wie sie in ihren bedeutendsten Schöpfungen hervortritt, sondern vielmehr das

Dürrste, die blosse Methode der Behandlung ihrer Denkmäler, die ich mir zum Thema gewählt habe. Ich habe mir denn auch schon lange vorher nicht verhehlt, dass der ganze von mir gewählte Stoff nicht darnach angethan ist, um grosse Theilnahme zu erwecken, dass das, was ich vortragen werde, meinen näheren Fachgenossen vielleicht als trivial, anderen vielleicht als selbstverständlich erscheinen wird. Wenn ich trotzdem mich entschlossen habe, für einen solchen Gegenstand Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, so ist es wesentlich der praktische Gesichtspunkt des akademischen Unterrichts, der mich dazu bestimmt hat. Ich habe nämlich oft in den Verzeichnissen der Universitätsvorlesungen gefunden, dass über philologische Kritik und Hermeneutik gelesen wird, erinnere mich aber nicht, angekündigt gefunden zu haben, dass eine solche Vorlesung auch die archäologische Kritik und Hermeneutik mit umfassen solle. Da ich selbst nun die enge Zusammengehörigkeit beider Gebiete schon öfter durch Vorlesungen über philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik praktisch erprobt habe, so beabsichtige ich Ihnen durch meinen heutigen Vortrag, diese enge Zusammengehörigkeit, die nothwendige Identität aller archäologischen und philologischen Methode darzulegen. Die Kürze der mir zugemessenen Zeit nöthigt mich, mich dabei auf die Hauptpunkte zu beschränken, wie ich denn namentlich auf die Geschichte der archäologischen Methode nicht näher eingehen kann, sondern mich mit wenigen einleitenden Bemerkungen darüber begnügen muss.

Mit der archäologischen Kritik und Hermeneutik nämlich gieng es wie mit der Theorie mancher anderen Künste, dass die Methode im Allgemeinen längst vorhanden war und von bedeutenden Männern, wie von Winckelmann, Lessing, Zoëga, in meisterlicher Weise geübt wurde, ohne dass die Regeln des dabei zu beobachtenden Verfahrens, die Methodik, zum Bewusstsein gekommen oder doch öffentlich ausgesprochen worden wären. Der Name der archäologischen Kritik und Hermeneutik findet sich, soviel mir bekannt ist, zuerst in Fülleborn's „Encyclopaedia philologica“ (Breslau 1798), deren 5tem Abschnitte, welcher von der Geschichte der griechischen und römischen Kunst handelt, „obseruationes quaedam ad hermeneuticam et criticam archaeologicam“ beigefügt sind. Ungefähr gleichzeitig gab Chr. D. Beck in zwei akademischen Abhandlungen*) nicht eine zusammenhängende Darstellung, sondern mehr aphoristische Bemerkungen über Kritik und Erklärung alter Kunstwerke. Die erste systematische Darstellung derselben wird K. Levezow verdankt, der in seiner Abhandlung „über archäologische Kritik und Hermeneutik“ (aus den Abhandlungen d. Berl. Akad. vom Jahre 1833) die Hauptgrundsätze und Gesichtspunkte der Erklärung, sowie der Untersuchung über Aechtheit und Ursprung eines antiken Kunstwerks, auch mit Berücksichtigung der Analogie der philologischen Methode darlegte. Doch fand dieser Versuch zunächst weniger Beachtung, als er verdiente, denn O. Müller, der in der ersten Auflage seines „Handbuches der Archäologie“ (1830) die Hermeneutik und Kritik der Kunstwerke als „formelle Disciplinen, nicht besonders darstellbar“ bezeichnet hatte, liess in den folgenden Ausgaben diese von Welcker (in der Anzeige des Handbuches im Rhein. Mus. II, S. 463 f.) mit Recht gerügte Bemerkung ganz weg, so dass seitdem die archäologische Kritik und Hermeneutik, abgesehen von einer beiläufigen Erwähnung in der Einleitung zur Geographie der alten Kunstdenkmäler (§ 251, 3,

*) Commentationes academicae de interpretatione veterum scriptorum atque monumentorum ad sensum veri et pulcri facilem atque subtilem excitandum acuendumque recte instituenda“, Lipsiae 1798, Comment. III u. IIII.

S. 320 der 3. Auflage), aus dem Handbuche der Archäologie gänzlich verschwunden ist. Diese Lücke ist allerdings ausgefüllt worden durch Preller*) und Gerhard**), aber beide haben durch ihre Scheidung der gesammten Alterthumswissenschaft in 2 Haupttheile — die Philologie im engeren Sinne, welche sich die Erforschung der litterarischen, und die Archäologie, welche sich die Erforschung der monumentalen Reste des Altertums zur Aufgabe mache — die archäologische Kritik und Hermeneutik von der heilsamen und nothwendigen Verbindung mit den entsprechenden philologischen Disciplinen losgelöst. Gegen diese Scheidung, welcher die Verschiedenheit der Quellen zu Grunde liegt, hat mein verehrter Freund und Lehrer O. Jahn in seinem schönen Aufsatze 'über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben des archäologischen Studiums'**) sich ausgesprochen, worin er mit Recht hervorhebt, dass nicht die Art der Quellen, sondern nur das Princip und die Aufgabe der Forschung eine besondere Wissenschaft oder Disciplin constituiren, dass also die Archäologie als einzelne Disciplin der Altertumswissenschaft sich mit der künstlerischen Seite des antiken Lebens, im engen Zusammenhange mit den übrigen Seiten desselben, zu beschäftigen habe.

Wir sind ja nun Alle wohl darüber einig, dass es die Aufgabe der Altertumswissenschaft im höchsten Sinne des Worts ist, das gesammte Leben des classischen Altertums nach allen seinen Richtungen, nach seiner praktischen wie theoretischen, äusserlichen wie innerlichen Seite möglichst vollständig zu erkennen und zu reproducieren, um aus dieser Reproduction — und das ist die pädagogisch-praktische Seite unserer Wissenschaft — immer neue Kraft zu gewinnen für die Fortentwickelung unserer in der antiken wurzelnden Cultur und für die Erstarkung unseres — mit Stolz dürfen wir es sagen — dem hellenischen in so vielen Beziehungen nahe verwandten deutschen Volkstums. Für die Lösung dieser Aufgabe, der Reproduction der antiken Cultur, stehen uns zwei Arten von Quellen zu Gebote: litterarische, welche die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken durch Worte, vermittelst der Sprache ausdrücken — und zu diesen sind ohne alles Bedenken auch die Inschriften zu rechnen, — und bildliche oder monumentale, welche die Ideen ihrer Urheber durch gewisse Formen oder Symbole, die auf dem Wege handwerksmässiger Technik geschaffen sind, zur Anschauung bringen. Diese beiden Arten von Quellen gelten als solche für alle Disciplinen der Altertumswissenschaft ohne Ausnahme, und es ist daher die Pflicht jedes Philologen, beide vereint und im engsten Zusammenhange mit einander für seine Zwecke auszubeuten. Die Grundsätze nun für die Prüfung und das Verständniss beider Gattungen von Quellen lehrt die Kritik und Hermeneutik, zwei in Theorie und Praxis untrennbare, durchaus formale Disciplinen, welche zusammen die Kunst der philologischen Methode bilden; diese Grundsätze sind für die litterarischen und für die monumentalen Denkmale des Altertums durchaus identisch und erleiden nur in der Ausübung einige unwesentliche Modificationen durch die verschiedene Beschaffenheit der Quellen; es ist daher auch nicht nur möglich, sondern auch für die Zwecke insbesondere des akademischen Unterrichts erspriesslich, sie theoretisch vereinigt — als philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik — darzustellen.

---

*) 'Ueber die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie', in den Supplementheften zum 3. Jahrgange der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1845).

**) 'Grundriss der Archäologie' für Vorlesungen nach Müllers Handbuch. Berlin 1853.

***) Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1848, S. 209 ff. Die von Jahn aufgestellten Gesichtspunkte hat in der Hauptsache auch Overbeck festgehalten in seinem Aufsatze 'über Systematik der Archäologie der Kunst' in der allgemeinen Monatsschrift für die Litteratur 1853, S. 444 ff.

Lassen Sie mich die Wahrheit des Gesagten an einigen wenigen Beispielen nachweisen. Um mit der Kritik zu beginnen, so ist die Aufgabe derselben bekanntlich eine doppelte: einmal die ursprüngliche, durch die Ueberlieferung getrübte Gestalt irgend eines antiken Werkes (Schrift- oder Bildwerkes), sowie es aus der Hand seines Schöpfers (Verfassers oder Bildners) hervorgegangen ist, soweit als möglich wiederherzustellen, und andrerseits dem wiederhergestellten Werke seine richtige Stellung im Kreise der übrigen Denkmäler der alten Cultur anzuweisen. Jenes wird gewöhnlich — nicht gerade treffend — als die niedere oder auch als die Partialkritik, dieses als die höhere oder Totalkritik bezeichnet. Jene sogenannte niedere Kritik umfasst eine doppelte Thätigkeit, die Lachmann im Vorwort zu seiner Ausgabe des neuen Testaments in classischer Weise als die *recensio* und die *emendatio* bezeichnet hat; beide Thätigkeiten haben auch bei der Kritik eines Kunstwerkes Platz zu greifen. Die *recensio*, welche aller Interpretation vorausgehen muss, hat ja die relativ älteste Gestalt eines Werkes, soweit sie durch Zeugnisse festzustellen ist, zu ermitteln, sie ist also wesentlich eine Geschichte der Ueberlieferung des betreffenden Werkes; eine solche zu geben liegt vor allem auch dem Erklärer eines Kunstwerks ob: er muss zuerst die Schicksale desselben von dem Momente, in dem es vor ihm steht, zurückverfolgen bis zur Auffindung und dann, falls es möglich ist, weiter bis zu seiner Entstehung und ersten Aufstellung. Bei Bildwerken freilich, welche Jahrhunderte lang im Schoosse der Erde verborgen lagen, wird sich hier eine bedeutende Lücke ergeben; aber bei Baudenkmälern ist eine solche ununterbrochene Geschichte ihrer Schicksale nicht nur möglich, sondern auch zur Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt durchaus nothwendig. Ich erinnere Sie nur an den Parthenon, dessen Restauration ohne Kenntniss seiner Schicksale in den Byzantinischen und Türkischen Zeiten unmöglich ist. Aber auch die andere Seite der *recensio*, die auf den ersten Blick der archäologischen Kritik zu fehlen scheint, jene Seite nämlich, welche sich bei litterarischen Denkmälern auf die Prüfung und Sichtung der Handschriften und Handschriftenfamilien bezieht, findet bei ihr statt, wenn auch nur in einigen Fällen und mit einigen jedoch unwesentlichen Abweichungen. Während nämlich die Schriftwerke des Altertums uns nur mittelbar, in Abschriften und Abschriften von Abschriften überliefert sind, sind die Kunstwerke ja in der Regel unmittelbar überliefert und bieten daher zunächst zwar meistentheils Anlass zur *emendatio*, aber nicht zur eigentlichen *recensio*, da wir ja eben nur ein Exemplar, das unmittelbar aus den Händen des Künstlers hervorgegangen ist, haben. Trotzdem haben wir in zwei Fällen auch bei Kunstwerken eine *recensio* vorzunehmen: einmal, wenn uns nicht mehr das Originalwerk selbst, sondern nur Nachbildungen oder auch Beschreibungen davon erhalten sind, andererseits, wenn wir eine Anzahl von Bildwerken vor uns haben, die sich als Nachbildungen eines und desselben Originals, aber mit späteren Zuthaten versehen, gleichsam Abschriften mit Interpolationen, ausweisen, wie dies ja namentlich bei römischen Sarkophagreliefs nicht selten der Fall ist. Hier ist nun das Verfahren genau entsprechend der *recensio* eines schriftlichen Textes nach verschiedenen Handschriften. Was in allen Exemplaren gleichmässig erscheint, ist mit Sicherheit, was in den ältesten und sorgfältigsten, wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit als dem Originalwerke angehörig zu betrachten; was sich dagegen nur in den jüngern und nachlässiger gearbeiteten Exemplaren findet, muss als Zusatz oder willkürliche Aenderung der Nachbildner, wie bei den Handschriften der Abschreiber, gelten.

Dies führt uns zum zweiten Theile der sogenannten niedern Kritik, zur *emendatio*, welche zunächst das, was sich nach sicheren Prämissen als ungehörig herausstellt, also namentlich

auch die Interpolationen, zu entfernen und dasselbe dann durch Combinationen von möglichster Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit, durch Conjecturen, zu ersetzen hat. Wer in italienischen Museen Kunstwerke zu betrachten Gelegenheit hatte, der weiss wie da noch heut zu Tage gefälscht und geradezu interpolirt wird. Ich will Sie nur an die Marmorcopie des Apoxyomenos des Lysippos, der der Ergänzer einen Würfel in die Hand gegeben hat, erinnern. Diese interpolirten Partien müssen also zunächst erkannt und um der richtigeren Herstellung Platz zu machen ausgeschieden werden, Freilich können dieselben nicht, wie das bei der Constituirung schriftlicher Texte geschieht, völlig ausgemerzt, etwa abgeschlagen, sondern sie können nur weggedacht werden, wie denn der Archäolog auch seine Conjecturen, durch welche er die ursprüngliche Gestalt eines Kunstwerkes wieder herzustellen sucht, nur andeuten oder mit Worten darlegen kann, ihre Ausführung dagegen dem Künstler überlassen muss. Dass aber die Conjecturalkritik überhaupt bei Bildwerken nicht nur ebensogut am Platze, sondern auch nach denselben Grundsätzen zu üben ist, wie bei Schriftwerken, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Doch lassen Sie mich, da die Zeit drängt, den zweiten Haupttheil der Kritik, bei welchem die Analogie des Verfahrens für Schrift- und Bildwerke ja klar genug zu Tage liegt, übergehen und nur noch einige Worte über Hermeneutik sagen. Est ist die Aufgabe aller Hermeneutik, ein uns überliefertes litterarisches oder monumentales Werk richtig, das heisst so wie es sein Urheber verstanden wissen wollte, zu verstehen, beziehendlich dieses Verständniss bei anderen zu vermitteln. Gerade für die Archäologie nun ist es sehr wichtig, diesen Grundsatz festzuhalten. So wenig es jetzt Jemand billigen würde, wenn man nach dem Vorgange mancher alten Interpreten der homerischen Gedichte durch allegorische Auslegung die Anfangsgründe aller Wissenschaften in denselben bereits ausgesprochen finden wollte, ebensowenig können wir es als ein richtiges hermeneutisches Verfahren bei Bildwerken bezeichnen, wenn man in das Werk irgend eines alten Handwerkers allegorische oder natur-philosophische Ideen hineintragen, namentlich den ursprünglichen tiefen Sinn der dargestellten Mythen darin ausgeprägt finden will. Das Bildwerk ebensogut wie das Schriftwerk soll so verstanden werden, wie es sein Schöpfer verstanden wissen wollte; der Interpret hat also nur den vom Urheber des Werks beabsichtigten Sinn sich klar zu machen. Wie nun in den Schriftwerken die Ideen des Verfassers durch die Sprache ausgedrückt sind, so in den Bildwerken durch die Formen, mögen sie nun von der Natur gegeben oder vom Künstler frei geschaffen sein, die in der Malerei und zum Theil auch in der Plastik und Architectur durch die Farben nuancirt werden, etwa wie die sprachlichen Formen durch die Partikeln. Die Abänderungen der Hauptformen durch verschiedene Haltungen, Stellungen, Gebärden, auch durch die Bekleidung entsprechen bei den Bildwerken ganz der Abwandelung der Worte durch Declination und Conjugation, die Anordnung mehrerer Figuren zu einem Ganzen, also die künstlerische Composition einer Gruppe oder eines Reliefs oder Gemäldes, ja sogar eines Bauwerks, der Syntax oder Wortfügung bei Schriftwerken. So wenig man nun denjenigen, welcher ein Schriftwerk verstehen und darnach erklären will, davon dispensiren kann, dass er vorerst die Sprache, in der es geschrieben ist, in lexicalischer, grammatischer und syntaktischer Hinsicht gründlich erlerne, gerade so muss man an einen Erklärer von Kunstwerken die Forderung stellen, dass er die Sprache derselben in allen ihren Theilen verstehe, d. h. dass er Kenntniss habe von den Formen, deren sich die Kunst bedient, von der Bedeutung der Modificationen derselben durch Haltung und Bekleidung, und von den Gesetzen der künstlerischen Composition.

Jedoch, meine Herren, wir wollen es uns offen gestehen, dass wir in der Kenntniss der monumentalen Sprache, und daher auch in der Behandlung und Auslegung der Kunstwerke noch ziemlich weit zurück sind. Während Dank alten und langjährigen Bemühungen die Grammatik der classischen Sprachen im Wesentlichen fest steht, so ist dies für die Formen der bildlichen Denkmäler noch lange nicht der Fall; noch giebt es, obwohl besonders von Stephani und Wieseler manches dahin Einschlagende geleistet worden ist, kein Lexikon, keine grammatische Formenlehre, keine Syntax der alten Kunstdenkmäler.

Sowie dann bei Schriftwerken zum Verständniss der Form sowie des Inhalts vor allem Werke der gleichen Gattung zur Vergleichung herangezogen werden müssen, so gilt dieselbe Regel auch bei der Hermeneutik der Kunstwerke, indem auch hier zunächst Werke derselben Gattung, seien es nun Giebelgruppen oder griechische Grabreliefs oder römische Sarkophagreliefs, oder Vasengemälde oder Pompeianische Wandmalereien und sofort, in Betracht gezogen werden müssen; erst dann, wenn diese nicht ausreichen, greift man in weitere Kreise hinaus, um Mittel zum Verständnisse zu gewinnen. Und endlich, um zum Schlusse zu kommen, sowie zum richtigen Verständnisse jedes Schriftwerkes die Bekanntschaft mit allen Theilen der gesammten Altertumswissenschaft, mit allen Seiten des ganzen antiken Lebens gehört, so gilt dies, und vielleicht in noch höherem Grade, auch von unseren bildnerischen Denkmälern. Und davon ist die Folge, dass die *ars nesciendi* bei Bildwerken noch viel häufiger geübt werden muss oder, richtiger gesagt, geübt werden sollte, als bei Schriftwerken.

Es sind nur einige Grundzüge, die ich Ihnen vorgelegt habe, aber ich glaube, dass aus dem Gesagten doch so viel klar ist, dass litterarische und monumentale, philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik so genau mit einander verknüpft sind, dass beide nach denselben Grundsätzen geübt werden müssen und dass weder ein fruchtbares Studium der alten Litteratur ohne Kenntniss der alten Kunstdenkmäler, noch eine wissenschaftliche Auffassung und Erläuterung der letzteren ohne Kenntniss der ersteren möglich ist.

Dritte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher der Versammlung zunächst eröffnete, dass sich auf Anregung des Hofraths Dr. Urlichs in Würzburg eine 'archäologische Section' aus der Mitte derselben dahier constituiert habe, die gleich der 'germanistischen' besondere regelmässige Sitzungen zu halten beabsichtige. Director Dr. Eckstein referierte sodann über die Berathungen des zur Wahl des nächsten Versammlungsortes und für die Reform der Vereinsstatuten ernannten Comités (es war gebildet ausser dem Referenten von Director Classen, Hofrath Doederlein, Regier.-Rath Firnhaber, Prof. Fleckeisen, Oberbibliothekar Gerlach, Oberbibliothekar Halm, Studienrector Mezger, Prof. Rud. v. Raumer), indem er bezüglich des Versammlungsortes bemerkte, dass die Städte Trier, Cöln, Zürich, Dessau, Hannover, Münster, Eisenach und Meissen, für welche alle einzelne Stimmen sich ausgesprochen hätten, in Vorschlag gekommen seien, dass man zuletzt aber nach Erwägung aller Interessen der Theilnehmer sich habe für **Meissen** entscheiden müssen und diese Stadt darum zur Wahl empfehle. Der Antrag wurde einstimmig genehmigt und eben so der weitere, den Rector der Landesschule zu Sct. Afra, Prof. Dr.

Friedr. Franke, mit dem Präsidium unter der Befugniss zu betrauen, dass er sich den Stellvertreter selbst adjungiere.

Nachdem hierauf der Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden geäussert hatte, dass er, wenn er auch von Seiten des Ministeriums zu keiner officiellen Erklärung beauftragt worden sei, weil man nicht habe vermuthen können, dass die Wahl auf Sachsen fallen würde, doch die Ueberzeugung hegen dürfe, dass die königl. sächsische Regierung den Beschluss der Versammlung freudig begrüssen werde, theilte Dr. Eckstein auch das Ergebniss der Berathungen über die wünschenswerthe Reform der Geschäftsordnung mit, auf welche sich auch der oben erwähnte Aufsatz des Dr. Firnhaber in der Encyclopädie des gesammten Unterrichtswesens bezieht.

Nach der Ansicht des Comité wäre eine Aenderung des bisherigen Verfahrens in der Art zu bewerkstelligen, dass nächstes Jahr versuchsweise der erste und vierte Tag zu den allgemeinen Sitzungen verwendet, der zweite und dritte aber den Sectionen zu ihren Verhandlungen ausschliesslich überlassen würde, wodurch die Möglichkeit sich ergäbe, die Sections-Sitzungen so zu verlegen, dass der Besuch nicht durch Collisionen gehindert wäre.

Der Comité-Vorschlag wurde auf den Antrag des Präsidenten zum Beschlusse erhoben.

Man schritt sofort zur Tagesordnung, auf welcher folgende Vorträge standen:

1) des Professors Dr. Gustav Wolff aus Berlin:

Ueber die Stiftung des delphischen Orakels.

Der Redner behandelte den Gegenstand in folgender Exposition:

Hochverehrte Herren!

Eine Geschichte des Orakelwesens bei den Alten würde eine Lücke in der Philologie ausfüllen[1]). Es müssten die Aussprüche gesammelt werden, auch die Nachrichten über Befragung der Orakel, wo der Wortlaut der Antwort nicht überliefert ist. Man müsste dann die der mythischen Zeit zugeschriebenen von denen der geschichtlichen Jahrhunderte trennen, ebenso die nicht in Tempeln ertheilten Sprüche, die von Politikern, Dichtern, heidnischen Philosophen und Christen erfundenen aussondern, die in Orakelstätten gegebenen Antworten nach den Tempeln und innerhalb dieser Abtheilungen, so weit es geht, nach der Zeit ordnen; man muss die Einrichtungen und die Geschichte jedes Orakels behandeln, endlich die Gesammtentwickelung derselben in ihrem Zusammenhange mit den religiösen und sittlichen Vorstellungen, mit welchen sie in Wechselwirkung standen.

Besondere Schwierigkeit macht hier die Zeit der Stiftung. Gestatten Sie mir über die des Delphischen Orakels einige Bemerkungen!

Erwähnt wird es zuerst in der Odyssee (8, 77), in Demodokos Gesang bei den Phäaken: *Ἀγαμέμνων χαῖρε νόῳ, ὅτ' ἄριστοι Ἀχαιῶν δηριόωντο· ὡς γάρ οἱ χρείων μυθήσατο*

[1]) Die Schriften von Clasen und van Dale sind veraltet und verfolgen zum Theil andere Zwecke; die letzten Sammlungen der Sprüche sind die den Sibyllinischen Büchern angeschlossenen von Opsopoeus und die von Gallaeus (1689) und für einzelne Seher die von Alexandre, sämmtlich sehr unvollständig, die ersten mit den früher gebräuchlichen unbestimmten Citaten. Die Orakel der Kaiserzeit habe ich in dem Versuch de novissima oraculorum aetate. Berol. 1854, 4, die Sammlung des Porphyrius in Porph. de philosophia ex orace. haurienda. Berol. 1856, 8 behandelt.

Φοῖβος Ἀπόλλων Πυθοῖ ἐν ηγαθέῃ, ὅθ' ὑπέρβη λάϊνον οὐδὸν χρησόμενος. In der Ilias kommt *Πυθὼ πετρήεσσα* im Schiffskatalog (519) und in den Bitten vor, wo (404) Achill als Beispiel grosser Schätze nennt *ὅσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει Φοίβου Ἀπόλλωνος, Πυθοῖ ἐνὶ πετρηέσσῃ.* Also der pythische Apollodienst war zur Zeit des Sängers dieses Liedes schon verbreitet, der Tempel schon reich, wie er denn ebenfalls in vorgeschichtlicher Zeit bereits von den Phlegyern am Kephissos[1]) und den Dryopern unter Phylas[2]) und Laogoras[3]) geplündert wurde. — Des Orakels thut freilich die Ilias keine Erwähnung; doch ist ex silentio Homeri hier kein Schluss zu ziehen. Als wahrsagenden Gott kennt die Ilias den Apollo schon; dem Kalchas *μαντοσύνην πόρε Φοῖβος Ἀπόλλων*[4]). Auch die *ὑποφῆται* von Dodona kommen dort nur an einer Stelle vor, ebenfalls in einer Rede des Achill. Jedenfalls weist eine grosse Anzahl der frühsten Ereignisse und staatlichen und religiösen Einrichtungen auf Pythische Sprüche zurück, diese haben den vielen Auswandrern vom neunten bis zum sechsten Jahrhundert meistens die Richtung gegeben, ja selbst die dorische Wanderung soll durch sie veranlasst sein[5]).

Doch letzteres verhielt sich offenbar gerade umgekehrt. Man zieht nach Thukydides Spruch für die mythischen Zeiten aus Sitten und Gebräuchen sicherere Schlüsse als aus Berichten von Ereignissen. Nun wurde die Entsündigung Apolls nach der Tödtung des Drachens jedes neunte Jahr durch die Daphnephorien dargestellt; der delphische Knabe ging über Lykoreia, durch das Gebiet der Lokrer, Dorer, Aenianen und Malier, über Pagasä, Larise, den Peneios entlang nach Tempe, weil so Apollo den Weg genommen haben sollte. Warum nicht durch die Thermopylen? Warum auf solchem Umwege und über den beschwerlichen Oeta? Daher erkannte Otfried Müller in der heiligen Strasse die der Dorer bei ihrer Einwanderung in Phokis, und neuerdings stimmt ihm Schömann in seinen griechischen Alterthümern bei.

Noch ein anderer Weg weist auf wandernde Dorer zurück, wohl eine später folgende Schaar: der Weg Apolls im zweiten Theile des homerischen Hymnus auf den Gott. Die Abfassung des Hymnus wird von Neueren in das siebente Jahrhundert gesetzt. Apollo geht auch da von Thessalien aus, von Pierien, zieht durch das Land der Aenianen und Perrhäber, von Iolkos nach Euböa, von der Ebene von Lelantos durch den Euripos nach Böotien, und zwar nach Mykalessos, zu dem Teumessos, dem Walde, wo nachher Theben gebaut wurde, nach Onchestos, Haliartos, Okaleia, über den Kephissos zur Quelle Tilphossa, bis er endlich nach der Südseite des Parnass in das Gebiet von Krisa kommt und dort sein Orakel gründet.

Die Dorer hatten aber in Thessalien gewohnt[6]), und gerade bei Tempe findet sich Apollodienst, wie abgesehen von der dortigen Sühnung und dem Herholen des Lorbeers von da unter anderm[7]) die Inschrift[8]) *Απλουνι Τεμπειτα* zeigt. Ein Pythion war auf dem Olymp, am Peneios; am Fusse des Pelion blühte Apollodienst. Der Amphiktyonenbund vereinigte noch spät das alte dorische Gebiet mit dem neuen, indem die Zusammenkünfte zu gleichen Theilen zwischen den Thermopylen und Pytho wechselten. Nur wurden die Thebaner erst zugezogen, als sich der zweite Sammelpunkt zu Pytho bereits gebildet hatte; Apollo, heisst es im homerischen Hymnus, fand einen Wald an der Stelle, wo später Theben stand.

---

[1]) Paus. 10, 7, 1. Eust. Il. 13, 301. [2]) Diodor 4, 37. [3]) Apollod. 2, 7, 7, 2. [4]) Il. 1, 71. [5]) Apollod. 2, 8, 2, 3. Vgl. Plato Ges. 3, 686a. [6]) Herodot 1, 56. Strabo 9. 437. 10, 475. Sch. Pind. Pyth. 1, 121 u. a. [7]) O. Müller Dor. Bd. I S. 27 u. 202 erste Aufl. [8]) Corp. inscr. 1767.

Den Weg der Volkswanderung bestätigen noch spätere Züge. Zwischen der dorischen Ansiedlung im eigentlichen Griechenland und der ionischen in Kleinasien wollten sich Magneter aus Thessalien, ein dem Apollo geweihter Zehnt, wie es heisst, zu Pytho niederlassen. Das Orakel wies sie nach Kreta[1]). Aenianen siedeln sich in Kirrhäa an und weihen sich dem Gotte; also viel später, als Kirrhäa schon von Delphi abhängig war. Sie müssen zum Inachos wandern.[2]) Noch nach den Perserkriegen zeigt sich der Zusammenhang des Orakels mit den Dorern. Als die Phokier sich seiner Leitung bemächtigen, machen die Spartaner es wieder unabhängig, weshalb die Athener dann für die Phokier Partei nehmen.

Hiermit soll nun nicht behauptet werden, dass erst die Dorer die Verbreiter des Apollodienstes waren. Es ist jetzt zugegeben, dass die griechischen Stämme den Apollo als gemeinsamen Gott aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht. Aber der pythische Apoll gehört den Dorern an; die erwähnten Mythen bezeichnen zu deutlich den Weg seiner Einführung. Die Oberleitung des Orakels hatten die fünf *ὅσιοι*, aus fünf Geschlechtern, welche sich von den Phokiern und den Delphiern selbst geschieden hielten und sich deukalionisch nannten. Die Phokier standen zu dem Orakel meist in feindlichem Verhältniss; die Delphier wiederum wollten nicht als Phokier gelten[3]); die Dryoper endlich, welche die Dorer in jenen Gegenden vorfanden, waren im Kampf mit dem Orakel und dessen Gründern. Wir haben schon erwähnt, dass sie den Tempel plünderten. Sie wurden dem Gotte theils unterworfen, theils wurden sie vertrieben: durch den (dorischen) Herakles, wie sich die Sage ausdrückt.[4]) — Man hat gegen Müller geltend gemacht, dass sich die in Lakonien einwandernden Dorer feindlich gegen den Apollon Karneios verhielten. Doch dieser äolisch-minyische Gott wich von dem dorischen in Auffassung und Gebräuchen wesentlich ab, und nachdem die Dorer ihre Culte zur Geltung gebracht, liessen sie auch die älteren daneben bestehen.

Einen anderen Einwand könnte der homerische Hymnus 388 ff. veranlassen, dass das pythische Orakel, wenn auch von Dorern, doch nicht von Thessalien, sondern von Kreta aus gestiftet sei. Nach dem Hymnus wählt der Gott minoische Knossier zu seinen ersten delphischen Priestern. Indess stellt ja der Hymnus selbst Apolls Ansiedlung als vor Ankunft der Kreter vollendet hin, und er handelt überhaupt in diesem zweiten Theile vom Apollon Delphinios, einem Meeresgotte, welcher mit dem pythischen nur in der Blutsühne zusammentrifft, die sich an beide Culte knüpfte. Eine Verbindung der Dorer in Kreta mit denen zu Pytho trat durch Colonisation früh ein; damals kann sich diese combinirende Sage gebildet haben: doch wahrscheinlich entstand sie erst später durch etymologische Anknüpfung von *Δελφίνιος* an *Δελφοί*.[5]) Die zahlreichen Sagen, welche bei den Griechen der Etymologie ihren Ursprung verdanken, hat Pott in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde von diesem Jahre zu sammeln begonnen. Der Hymnus bringt *Δελφίνιος* einerseits mit einem Delphin, andrerseits mit Delphi zusammen. Aber nichts bezeugt meines Wissens in geschichtlicher Zeit einen Dienst des Apollo Delphinios zu Delphi oder Krisa; nicht Pausanias, keine Inschrift. Den Lykophron darf man nicht dafür anführen, welcher Kassandra 207 weissagen lässt, Agamemnon

---

[1]) Müller Dor. I 258. [2]) Ebenda 260. [3]) Paus. 4, 34, 6. [4]) Schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Pherekydes ebenda 1212. (Hier ist für *καὶ τὸ πᾶν δὲ ἔθνος διὰ τὴν λησταίαν μετῴκισεν περὶ Τραχῖνα τὴν Θεσσαλικὴν πόλιν καὶ τὴν Οἴτην τὸ ὄρος πρὸς τοῖς ὅροις τῆς Φωκίδος* zu schreiben *κ. τ. π. δ. ἔθνος τὸ περὶ* bis *Φωκίδος διὰ τ. λ. μετῴκισεν.*) [5]) Tzetz. zu Lyk. 208 *τινὲς δέ φασιν ἐν τῷ πλοίῳ (Ἀπόλλωνα) εἰσελθεῖν ἐν εἴδει δελφῖνος, καὶ κατὰ τοῦτον τὸν τόπον πηδῆσαι εἰς τὴν θάλασσαν, ὅθεν ἐκλήθη ὁ τόπος Δελφοὶ καὶ ὁ Ἀπόλλων Δελφίνιος.*

werde *ἐν μυχοῖς Δελφινίου, παρ' ἄντρα κερδῴου θεοῦ* dem Bakchos geheime Opfer bringen; denn der gelehrte Alexandriner konnte seine Bezeichnung *Δελφίνιος* einfach aus dem homerischen Hymnus schöpfen, wie dieses ganze Bakchosopfer[1]) offenbar die Nachdichtung eines Kyklikers nach Odyssee 8, 77 ist aus der Zeit, als sich der Dionysosdienst bereits verbreitet hatte und zu Delphi anerkannt war. Der Name *Δελφοί* ferner kommt in älterer Zeit nicht vor, sondern nur Pytho; V. 496 dieses Hymnus: *βωμὸς δέλφειος* ist die frühste Belegstelle. Die Stadt Delphi wurde erst von Lykoreia aus gegründet, als das Orakel allgemeinere Bedeutung gewann.[2]) Von dem späteren Namen der Schlange, Delphynes und Delphyne, leiten die Mythographen Delphinios selbst nicht her. Delphyne hiess die Schlange, welche den von Typhon verwundeten Zeus in der Korykischen Grotte bewachte,[3]) gehörte also einem anderen Sagenkreise an; zuerst bei Simonides finden wir den Namen Delphynes auf den Python übertragen, wie er sonst heisst.[4]) — Dagegen ist Apolls Beiname *Δελφίνιος* viel älter, in Athen z. B. unvordenklich, indem bei dem Delphinion schon Aegeus den Blutgerichtshof gegründet und damals der Dienst dieses Gottes in Kreta bereits bestanden haben soll.

Auch die Hyperboreersage darf gegen die Einführung des pythischen Apoll durch die Dorer nicht angeführt werden. Ich stimme denen bei, welche darin nur eine Erinnerung an die Herkunft des pythischen Dienstes von Norden (Thessalien) her erkennen, womit die Ueberlieferung von der heiligen Gesandtschaft eines noch nördlicheren, ungriechischen Stammes nach Pytho verwachsen sei. Dort, im unbekannten Norden, suchte dann die Fantasie das Glück und die Weisheit, welche man unter den bekannten Völkern nicht fand, und die man zuerst in den fernsten Westen, nach Hesperien, dann nach den Inseln der Seeligen verlegte, später, als man vom Westen genauere Kunde empfangen, in den Norden, nach Alexander zu den südlichen Indern, und endlich, nachdem man alle Zonen durchforscht, in den Himmel.

Wenn wir also bei der Annahme stehn bleiben müssen, dass die Dorer das pythische Apolloorakel gestiftet haben, so fragt sich nun, was sie bei ihrer Ankunft vorfanden. Sie trafen bereits ein Orakel an, und zwar eins der Erdgöttin, Dies bezeugt schon Musäos in der Eumolpie,[5]) dies bekräftigen viele Gewährsmänner.[6]) Nun singt Euripides:[7]) *νύχια χθὼν ἐτεκνώσατο φάσματ' ὀνείρων, οἳ πολέσιν μερόπων τά τε πρῶτα τά τ' ἔπειθ'*

---

[1]) Tzetz. zu Lyk. 208: *κατὰ χρησμὸν γὰρ ὁ Ἀγαμέμνων ἐλθὼν ἐν Δελφοῖς ἐν τῷ τοῦ Ἀπόλλωνος ἱερῷ ἔθυσε Διονύσῳ.* [2]) Strabo 9, 418 *ὑπέρκειται ἡ Λυκώρεια, ἐφ' οὗ τόπου πρότερον ἵδρυντο οἱ Δελφοί.* Sch. Hom. Il. 2, 519: *Πυθών, ὕστερον δὲ Δελφοί.* Hiergegen kommt Paus. 10, 6, 3 nicht in Betracht: *χρόνῳ δὲ ὕστερον καὶ Πυθὼ τὴν πόλιν, οὐ Δελφοὺς μόνον, ἐκάλεσαν οἱ περιοικοῦντες. οἱ μὲν δὴ γενεαλογεῖν τὰ πάντα ἐθέλοντες παῖδα εἶναι Δελφοῦ Πύθην καὶ ἀπὸ τούτου βασιλεύσαντος γενέσθαι τῇ πόλει τὸ ὄνομα ἤγηνται.* Die meisten anderen Mythographen knüpfen den Namen Pytho unmittelbar an den Kampf mit der Schlange, den Namen Delphoi einfach an den Apollodienst, indem sie Delphos einen Sohn Apolls nennen (Paus. 10, 6, 2), entweder mit Kelaeno, der Enkelin des Lykoros (da Delphi von Lykoreia seinen Ursprung herleitete), oder mit Melaene, der Tochter des Kephissos, oder mit Thyia, der ersten Priesterin des Dionysos zu Pytho. Letzteres weist, wie oben bemerkt, auf eine Zeit hin, wo das Apolloorakel schon längere Zeit bestand. [3]) Apollod. 1, 6, 3, 9. [4]) Tzetz. exeg. Il. S. 117 Herm. *κατὰ Σιμωνίδην μυθικῶς ἕκατος καὶ ἑκατηβόλος ὁ Ἀπόλλων, ὅτι δι' ἑκατὸν βελῶν ἀνεῖλε τὸν Δελφύνην δράκοντα τὴν Λητὼ βιαζόμενον.* So *ὁ Δελφύνης* Maeandrius (Leander) und Kallimachos bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 2, 706. *Δελφίνης* sch. Callim. Del. 90, so oder *δελφίν* sch. Eur. Phoen. 232. *ἡ Δελφύνη* Apoll. Rhod. 2, 706 und Kallimachos bei dem Schol. daselbst. Dionys. Perieg. 442. Nonn. Dion. 13, 28. *ὁ Δελφύς* Hesych. — Auch die Quelle Delphusa ist mit Delphinios von den Alten nicht in Verbindung gebracht worden, und die ältere Form dafür ist Tilphussa. [5]) bei Paus. 10, 5, 3. [6]) Aesch. Eum. Anfang; Eurip. öfters; Pind. Pyth. hyp. 1 u. a. [7]) Iph. T. 1262.

ἃ τ' ἔμελλε τυχεῖν ὕπνου κατὰ δνοφερὰς εὐνὰς φράζον, Zeus aber auf Apollo's Klage *παῦσεν νυχίους ἐνοπάς, ἀπὸ δὲ μαντοσύναν*[1]) *νυκτωπὸν ἐξεῖλεν βροτῶν, καὶ τιμὰς πάλιν θῆκε Λοξίᾳ, πολυάνορι δ' ἐν ξενόεντι θρόνῳ θάρσῃ βροτοῖς θεσφάτων ἀοιδαῖς.* Es war also ein Traumorakel. Das Glauben an Träume war uralt; viele Belege dafür liefert Homer selbst. Gaea aber besass Orakel. Zu Olympia fand Pausanias[2]) einen Aschaltar dieser Göttin in der Nähe einer *στόμιον* genannten Oertlichkeit, ein Name, der eine der delphischen ähnliche Schlucht oder Grotte vermuthen lässt. Hier, sagt er, soll einst ein Orakel der Erdgöttin gewesen sein. Zwischen Aegae und Aegeira sah er[3]) ein uraltes Schnitzbild der Ge, deren Priesterin *πίνουσα αἷμα ταύρειον δοκιμάζεται· ἢ δ' ἂν αὐτῶν τύχῃ μὴ ἀληθεύουσα, αὐτίκα ἐκ τούτου τὴν δίκην ἔσχεν*, oder nach Plinius:[4]) (Aegirae) sacerdos Terrae vaticinatura sanguinem tauri bibit, priusquam in specus descendat. Man sollte meinen, damit wäre ein Wortorakel bezeichnet; doch ist es möglich, dass eine Incubation der Priesterin Statt fand, dass sie sich zum Träumen durch Stierblut aufregen musste, und dass ihre Prüfung darum Statt fand, um zu wissen, ob sie sich zur Mittelsperson göttlicher Offenbarung eigne, ob ihr der wahrhafte Bericht über die Träume zuzutrauen sei. Erddienst scheint übrigens dem Apollodienst auch in Lakonien gewichen zu sein. *Λακεδαιμονίοις*, sagt Pausanias 3, 12, 7, *ἔστιν ἐπονομαζόμενον Γάσηπτον ἱερὸν Γῆς· Ἀπόλλων δὲ ὑπὲρ αὐτὸ ἵδρυται Μαλεάτης.*

Auf ein Traumorakel im alten Pytho führt ferner, dass an Stelle der Ge als älteste Orakelgeberin die Nacht genannt wird[5]), oder die Titanin Phoibe nach ihrer Mutter Ge,[6]) was auch auf die Nacht deutet, — und wo die Mondgöttin und die nachher mit ihr identificirte Artemis Stätten der Weissagung besitzt, sind es Traumorakel.

Es wird aber noch Themis als Orakelgeberin eingeschoben. Sie weissagte dort, als Apoll erschien[7]) und schenkte diesem den Dreifuss.[8]) Im angeführten Chorliede des Euripides heisst es[9]): *δράκων ἄμφεπε μαντεῖον χθόνιον. ἔτι βρέφος ματρὸς ἐν ἀγκάλαις ἔκανες, ὦ Φοῖβε*, — so stellt es die Tischbeinsche Vase dar, — *μαντείων δ' ἐπέβας ζαθέων. Θέμιν δ' ἐπεὶ Γᾶς ἰὼν παῖδ' ἀπενάσσατο Λατῷος ἀπὸ χρηστηρίων*, so ertheilte Ge an ihrer Tochter Statt Traumorakel. Also bei ihm ist Themis die erste Inhaberin des Erdorakels, die Mutter tritt später für sie ein, im Kampf gegen Apoll. Dieser letzteren Wendung der Sage widerspricht ausdrücklich der fromme Aeschylos. *Πρῶτον πρεσβεύω θεῶν*, beginnen die Eumeniden, *τὴν πρωτόμαντιν Γαῖαν· ἐκ δὲ τῆς Θέμιν, ἢ δὴ τὸ μητρὸς δευτέρα τόδ' ἕζετο μαντεῖον, ὡς λόγος τις· ἐν δὲ τῷ τρίτῳ λάχει, θελούσης, οὐδὲ πρὸς βίαν τινός, Τιτανὶς ἄλλη, παῖς Χθονός, καθέζετο, Φοίβῃ, δίδωσιν ἢ γενέθλιον δόσιν Φοίβῳ.* Auch der Maler der Nolaner Kylix zu Berlin[10]) hatte Kunde von einem Orakel der Themis zu Pytho, wiewohl er es zurückdatirt; er stellte Aegeus dar, wie er Themis wegen der Nachkommenschaft befragt, während die schriftlichen Zeugen hier die Pythia nennen. Ovid endlich lässt Deukalion auf dem Parnass fatidicam Themin, quae tunc oracla tenebat, anbeten[11]). Den Göttern weissagt sie bei Pindar[12]),

Es drängt sich nun zuerst die Meinung auf, dass wir es hier mit einer sehr verständ-

---

[1]) So Markland für *λαθοσύναν*. Oder *βριθοσύναν*? [2]) 5, 14, 8. [3]) 7, 25, 8. [4]) 28, 9, 41. [5]) Pind. Pyth. hyp. 1. [6]) Aesch. Eum. 6. [7]) Pind. Pyth. 11. 9 (15). [8]) Paus. 10, 5, 3. Vgl. Eur. Or. 164. [9]) Iph. T. 1245. 1259. [10]) Gerhard im Winkelmannsprogramm 1846. [11]) Met. 1, 321. [12]) Isthm. 7, 32 Boeckh.

lichen Allegorie zu thun haben, — dass die ordnende, gesetzgebende Themis die derartige Thätigkeit des delphischen Orakels bezeichne. Aber eine nähere Betrachtung führt auf ganz etwas anderes. Aeschylos nennt die Erdgöttin selbst Themis. Prometheus der Sohn vom Uranos und Chthon (207 Herm.) sagt (211): *μήτηρ, Θέμις καὶ Γαῖα, πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία*, er selbst wird angeredet (18) *τῆς Θέμιδος παῖ*. Euripides, der sie freilich wie Hesiod und andere eine Tochter der Erde nennt[1]), kennt sie als erste Besitzerin des pythischen Erdorakels, wie wir eben gesehen. Die Demeter Erinys in Arkadien, mit welcher Poseidon das Ross Areion und eine nur von Eingeweihten zu nennende Tochter (Despoina) erzeugte, wurde auch Themis genannt[2]), und der Areion wieder ein Sohn der Erde.[3]) Themis hatte einen Altar an jenem *στόμιον* des Erdorakels zu Olympia.[4]) Sie ist offenbar in der ältesten Religion die Erdgöttin selber, und der Name wohl mit *θέμα, θέμεθλον* zusammenzustellen, das Feste, die Grundlage im Gegensatze zu Luft und Wasser. Als das Verständniss dieser Identität verloren gegangen, wurde sie als Tochter von der Ge geschieden, wie es bei manchen anderen Gottheiten gegangen. In der abweichenden Anordnung bei Aeschylos und Euripides erkennt man nur das Streben, die verschiedenen Ueberlieferungen zu vereinigen; aus der Folge bei letzterem: Themis Apoll Ge Apoll, und der bei Aeschylos: Ge Themis Phoebe Apoll und aus ähnlicher bei anderen liest man nur heraus: die Erdgöttin Themis mit einem Traumorakel, dann Apoll mit dem Wortorakel.

Schon an dem ersten Mittelpunkte des Amphiktyonenbundes hatten die Dorer einen Dienst der Erde vorgefunden: das Bundesheiligthum der Demeter an den Thermopylen sollte von dem Pelasger Akrisios gestiftet sein. Was Wunder also, wenn das wandernde Volk in seiner neuen Heimat die heilige Stätte wieder an der eines Erddienstes gründete? Doch wenn sie nun auch ihren Hauptgott an die Spitze stellten, so liessen sie doch der Ge ihre Ehre. Noch Plutarch[5]) kannte einen ihr und ehemals den Musen geweihten Hain mit anmuthigen Bächen am delphischen Tempel, und dass dies keine neue Stiftung war, zeigte die Paarung der Erde mit den Musen, welche nach ältester Anschauung Nymphen und Sprösslinge der Erde waren, während sie in ihrer späteren Gestaltung mit dieser Göttin nichts zu thun haben.

Doch auch die Schlange Python soll im nachherigen Delphi vor Apoll geweissagt haben[6]); sie wird in einer Reihe von Stellen statt oder neben Ge genannt, und ihre Besiegung durch Apoll in Poesie, darstellender Kunst und Cult gleich gefeiert. Und in der That gab es ein Schlangenorakel in Epeiros in einem unzugänglichen Heiligthum des Apoll; wenn die Schlangen die Priesterin freundlich ansahen und frassen, so war es ein glückliches Vorzeichen.[7]) Aehnlich war die Jungfernprobe im Hain der Juno zu Lanuvium.[8]) Ein Schlangenorakel zeigt endlich ein Basrelief des palazzo Grimani in Venedig. Aber das sind ungriechische Beispiele, und nur eine Verbindung der Schlange mit der Erde und mit Weissagung zieht sich durch die griechischen Sagen hindurch. Um zu übergehen, dass der spätere Heraklit[9]) geradezu sagt: draco tellus est utpote indigena et e terra natus, so nennt Hygin[10]) Python einen Sohn der Erde, als deren Kinder die Schlangen überhaupt dem Kroisos von den Telmissiern in einer Wunderdeutung bezeichnet werden[11]). Als schlangenfüssig galten die von der Erde gezeugten

---

[1]) Iph. T. 1259. Hes. theog. 135. [2]) Paus. 8, 25, 4 f. [3]) Antimachos bei Paus. 8, 25, 5. [4]) Paus. 5, 14, 8. [5]) oracc. Pyth. 402 (VII 583 Reiske). [6]) *Πύθων, δαιμόνιον μαντικόν* Hesych. *Πυθῶνος κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος* hyp. Pind. Pyth. Hygin. fab. 140 Python, draco ingens, ante Apollinem ex oraculo in monte Parnasso responsa dare solitus erat. [7]) Aelian. hist. an. 11, 2. [8]) Prop. 4, 8, 3. Aelian. hist. an. 11, 16. [9]) alleg. Homer. p. 75. [10]) Fab. 140. [11]) Herodot 1, 78.

Giganten, Kekrops u. s. w., als schlangenfüssig oder schlangenförmig alle Ortsdämonen. So Erichthonios, Sosipolis. Der Ophiuchus[1]) ist der Thessalerkönig Triopas, der von einer ihm von Demeter zugeschickten und von ihm getödteten heiligen Schlange umwunden ewigen Schmerz dulden muss. Auf einem Schlangenwagen sucht Demeter Kora, einen solchen erhält Triptolemos von ihr auf Vasen. Eine Münze von Parium am Pontus zeigt Demeter auf einem Felsen von einer Schlange umwickelt.[2]) Also, möchte ich schliessen, das in der Erde weilende, auf ihr kriechende Thier war das Symbol der Erdgöttin; es hiess, Python weissage, weil Ge in Pytho als Schlange verehrt wurde. Und so kämpfte Apoll mit einer Schlange auch bei Gründung des gryneiischen[3]) und des ptoischen[4]) Orakels; Teiresias soll die Sehergabe vom Apoll erhalten haben, weil er auf dem Kyllenios als heilig verehrte Schlangen getödtet[5]), und Phorbas, ein Enkel des Myrmidon, wird von demselben Gott an den Himmel versetzt, weil er Rhodos von Schlangen befreit, zumal von einer besonders grossen[6]), während in umgekehrtem Ergebniss der apollinische Seher Mopsos durch einen Schlangenbiss stirbt[7]). Hier liegen überall Kämpfe von Schlangenanbetern mit denen des weissagenden Apollo vor.

Wir kommen endlich auf den Poseidon. Musäos[8]) bezeugte *Ποσειδῶνος ἐν κοινῷ καὶ Γῆς εἶναι τὸ μαντεῖον· καὶ τὴν μὲν χρᾶν αὐτήν, Ποσειδῶνος δὲ ὑπηρέτην ἐς τὰ μαντεύματα εἶναι Πύρκωνα*, worauf schon von andereren die *πυρκόοι· ὑπὸ Δελφῶν ἱερεῖς δι' ἐμπύρων μαντευόμενοι* bei Hesychios bezogen sind. Es würde dies ein Rest alter Poseidonverehrung sein. Und *ἐν τῷ ναῷ* (zu Delphi) *πεποίηται Ποσειδῶνος βωμός, ὅτι τὸ μαντεῖον τὸ ἀρχαιότατον κτῆμα ἦν καὶ Ποσειδῶνος*[9]). *Ποσειδῶνι δὲ ἀντὶ τοῦ μαντείου Καλαύρειαν ἀντιδοῦναί φασιν (Ἀπόλλωνα).*[10]) Also Poseidon wurde in vordorischer Zeit neben Ge an jener heiligen Stätte verehrt, an ihn knüpfte sich eine Weissagung aus dem Opferbrande; seine Anbeter wichen in andere Lande, es blieben aber Reste seines Dienstes zu Pytho. Dass er vor Einführung des pythischen Apollocults in Böotien verehrt wurde zeigt schon, dass sich Apoll gemäss dem homerischen Hymnus, wie wir gesehen, nicht zu Onchestos niederliess, weil er dort bei seiner Einwanderung bereits einen heiligen Hain des Poseidon vorfand, an den sich nach Strabo sogar eine Amphiktyonie knüpfte.[11]) Poseidon heisst Vater des Parnassos, die älteste Niederlassung daselbst, vor Pytho und Delphi, wird an ihn geknüpft.[12]) Ganz Böotien ist ihm nach Aristarch geheiligt gewesen.[13]) Auch wird sein Dienst öfters von dem Apolls zurückgedrängt. Auf Delos ward er als *ἱππηγέτης* verehrt[14]), auf Thera als *Ἀσφάλιος* von den ersten Ansiedlern, während die lakonischen Pflanzbürger die Insel dem Apoll weihten[15]); dem Helios weicht er auf Rhodos[16]) und theilt mit ihm den Isthmos und Korinth nach einem Kampf[17]). Sein Rangstreit mit anderen Gottheiten weist seinen Cult meist als den älteren auf. So weicht er der Here in Argos[18]), der Athene in Attika[19]) und einigt sich mit dieser zu gemeinsamem Schutz in Troizene[20]). Ueberhaupt scheinen sich seine Verehrer mit den neuen Ankömmlingen oft gütlich auseinandergesetzt zu haben, worauf auch wohl das Orakel geht: *ἰσόν τοι Δῆλόν τε Καλαύρειάν τε νέμεσθαι Πυθώ τ' ἠγαθέην καὶ Ταίναρον ἠνεμόεσσαν*[21]), und worauf die Sage deutet, dass die Baumeister des delphi-

[1]) Hygin poet. astr. 14. [2]) Millingen anc. coins pl. 5 u. 10. [3]) Euphorion bei Serv. Buc. 6, 72. [4]) Plut. oracc. def. 414 (VII 630 Reiske). [5]) Hygin. fab. 75. [6]) Hygin. poet. astr. 14. [7]) Hygin. fab. 14. [8]) Paus. 10, 5, 3. [9]) Paus. 10, 24, 4. [10]) Paus. 10, 5, 3. [11]) 9, 412. [12]) Paus. 10, 6, 1. [13]) Sch. Il. 5, 422. Et. M. 547, 16. [14]) Tzetz. Lyk. 766. [15]) Strabo 1, 51 d. Schol. Pind. Pyth. 4, 11. [16]) Diodor 5, 55 f. [17]) Paus. 2, 1, 6. [18]) Paus. 2, 15, 5. [19]) Apollod. 3, 14, 1. [20]) Paus. 2, 30, 6. [21]) Paus. 2, 33, 2.

schen Tempels, Trophonios und Agamedes, auch dem Poseidon den Tempel zu Mantineia errichteten.[1]) Schon in dem älteren Sitze des dorischen Dienstes des pythischen Apollo, in Tempe, wurde *Ποσειδῶν πετραῖος* verehrt, ein *ἵππιος*[2]).

Wie nun Poseidon Hippios als Gemahl der Themis-Demeter in Arkadien galt, mit der er die Despoina und das Ross Areion gezeugt haben sollte[3]), wie er mit Ge den Riesen Antaeos gebar, so möchte ich glauben, dass er auch mit der Erdgöttin auf dem Parnass gepaart war. Und wenn diese unter dem Bilde einer Schlange verehrt wurde, hatte er vielleicht dort Pferdegestalt? Wie dem aber auch sei, die mannichfachen Sagen laufen nach meiner Ansicht darauf hinaus: die Dorer gründeten bei ihrer Einwanderung zu Pytho ein Wortorakel des Apoll an der Stätte, wo die Erdgöttin Themis ein Traumorakel hatte. Als deren Gemahl galt Poseidon und ward mit ihr verehrt, sie selbst unter dem Bilde einer Schlange.

Doch wie? Fand etwa dort auch ein vordorischer Dionysosdienst Statt, da es in der Hypothesis zu den Pythien heisst: Apollo *ἔρχεται ἐπὶ τὸ μαντεῖον, ἐν ᾧ πρώτη Νὺξ ἐχρησμῴδησεν, εἶτα Θέμις· Πυθῶνος δὲ τότε κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος, ἐν ᾧ πρῶτος Διόνυσος ἐθεμίστευσε..*? Als dritten Theil des pythischen Nomos stellt der Scholiast hier *δάκτυλον ἀπὸ Διονύσου, ὅτι πρῶτος οὗτος δοκεῖ ἀπὸ τοῦ τρίποδος θεμιστεῦσαι.* Ich meine, er wird hiermit nicht als Orakelgott, sondern als Prophet (der Nyx oder der Themis) bezeichnet, und es ist dies wohl nur eine gelehrte Zurückdatirung der bedeutenden Stellung, welche der Dionysosdienst auf dem Parnass und im delphischen Tempel einnahm, seit er sich dort, wohl von Theben aus, Anerkennung verschafft. Die Sagen von Dionysos Beisetzung zu Delphi lassen doch Apoll immer schon als Orakelgott daselbst bestehen und alles führt darauf, die Verbreitung dieses 'jüngsten aller Götter'[4]) über Griechenland längere Zeit nach Gründung des Orakels anzusetzen.

Auch auf einen uralten Dienst des Zeus mit Ornithomantie darf man nicht aus Paus. 10, 6, 1 schliessen: Parnasos habe dem Berge den Namen gegeben, vor der Fluth dort eine gleichnamige Stadt gegründet und die Wahrsagung aus Vogelflug erfunden. Vielmehr dass die Sage ihm wie dem Trophonios und Agamedes Poseidon zum Vater gab, weist nur auf einheimischen Cult dieses Gottes hin; dazu tritt dann die Ansicht, dass, bevor es zu Pytho eine Orakelstätte, das Traumorakel, gegeben, die Weissagung sich auf die allgemein herrschende aus Vogelflug beschränkt habe, dass diese überhaupt der Gründung von bestimmten Orakelstätten vorangegangen sei.

Und nicht nur die Entwickelung dieses Dienstes lässt sich am delphischen Orakel verfolgen, sondern wie es Punkte giebt, wo die Veränderungen der Erdrinde noch in offenen Schichten dem Auge vorliegen, so hat dort jede Periode des griechischen Glaubens ihre deutlichen Spuren zurückgelassen. Was gerade diesem Orakel sogleich allgemeinere Bedeutung verschaffte, war, meine ich, der Umstand, dass es zuerst in Worten weissagte. Die beiden älteren, das des Zeus Ammon und das zu Dodona, prophezeiten aus Zeichen, und letzteres nahm erst später die delphische Art an. An Delphi aber wurde bekanntlich die Erfindung des Hexameters geknüpft; die dortige Prophetin Phemonoe oder Olen, der von Boio *πρῶτος Φοίβοιο προφάτας* genannt wurde[5]), soll sich zuerst dieses Maasses bedient haben; musische

---

[1]) Paus. 8, 10, 2. [2]) Pind. Pyth. 4, 138 (246) mit Schol.; schol. Apoll. Rhod. 3, 1244; Philostr. I Gem. 2, 14. [3]) Paus. 8, 25, 4 f. 37, 6 f. [4]) Gerhard Mythol. §. 438, 4. [5]) Paus. 10, 5, 4.

Spiele gingen der Einführung der gymnischen zu Delphi lange voraus und werden an die mythischen heiligen Sänger geknüpft. Ich sehe darin die Andeutung von metrischen Orakelsprüchen frühester Zeit, und auch die anderen sagenhaften Nachrichten verbinden die begeisterte Rede für dieses Orakel unmittelbar mit Apollos Einführung. Die neue Erfindung brach sich alsbald Bahn; an vielen Orten Böotiens und anderer Länder erblühten Wortorakel des Apoll, so jedoch, dass dem ersten in der Meinung der Völker immer der Vorrang blieb. *)

Es äusserte hierauf zunächst Prof. Dr. Bursian:

Ich will nur meine Zweifel aussprechen gegen den ersten Theil des Vortrages des Herrn Prof. Wolff, in dem er das delphische Orakel als dorischen Ursprungs hinstellt. Mir scheint aus allen den Spuren der Tradition über das delphische Orakel hervorzugehen, dass vielmehr von den Dorern ein älterer Apollo-Cultus adoptiert worden und durch diese Adoption im übrigen Hellas zur Bedeutung gekommen ist. Was darauf hinweist ist, dass der Apollon, der in Delphi verehrt wurde, kein anderer ist als der Apollon Delphinios; dieser nun ist gerade nicht ein bei den Dorern einheimischer, sondern ein älterer ionischer Gott; ich will nur an das Delphinion, eins der allerältesten Heiligthümer in Athen, erinnern, an das sich das Heiligthum des pythischen Apollon anschloss. Aber auch was wir über die Geschlechter, in deren Händen die Verwaltung des delphischen Orakels lag, wissen, führt auf eine andere als dorische Heimat. Es ist schon vom Herrn Vorredner der Deukalioniden gedacht worden. Nun gehört aber Deukalion nach allen Ueberlieferungen doch gewiss nicht dem dorischen Stamme an. Er wohnte am Parnass, in Lokris; die Lokrer sind aber nicht Dorer, sondern Leleger. Neben den Deukalioniden kennen wir noch ein anderes Geschlecht, die Thrakiden, dessen Name ebenso wie vieles Andere darauf hinweist, dass die in Phokis sesshaften Thraker mit Delphi früher im engsten Verkehr standen und bedeutenden Einfluss auf das Orakel genossen, dass also das feindselige Verhältniss zwischen Delphi und dem übrigen Phokis erst in späteren Zeiten eingetreten ist. Ich will nur an den Dionysoscult erinnern, der in Delphi eine hochbedeutende Rolle spielt. Auch der von Herrn Wolff erwähnte Musenkult ist jedenfalls aus thrakischen Elementen hervorgegangen. Endlich erinnere ich noch an die ganze von Herrn Wolff in der Einleitung erwähnte Gründungssage des Orakels. Herr Wolff hat auch der Ueberlieferung gedacht, nach der die Dryoper mit den Phlegyern gegen Apollon feindselig aufgetreten sind. Es gibt aber noch eine andere Tradition, die einheimische Ueberlieferung der Dryoper selbst. Nach dieser ist Dryops ein Sohn des Apollon, die Dryoper sind also die Träger eines Apolloncultes. Nun wissen wir, dass die Dryoper fortwanderten aus ihren alten Sitzen, vertrieben durch die Dorer, dass sie südwärts zogen, sich am Parnassos niederliessen, und es ist bekannt, dass noch in späterer Zeit in Kirrha ein Geschlecht der Kragaliden oder Akragalliden existierte, das etymologisch mit einem dryopischen Heros zusammenzuhängen scheint. Das Alles führt mich zu einem anderen Resultat, als zu welchem Herr Wolff gelangt ist: dass nämlich der Apolloncult in Delphi, der an die Stelle des alten Erdcultes getreten, von den früher vorhandenen, den lokrischen, d. h. lelegischen, und dryopischen Stämmen begründet worden ist und dadurch im engsten Zusammenhang steht mit den Apollonculten Kleinasiens, wie dem Grynäischen Apollon, dem Apollon der Branchiden, dem lykischen Apollon u. s. w.; dass dann zu diesem Apollonculte zunächst durch Einfluss der Thraker der

*) Ich habe schriftlich einiges ausgeführt, was ich mündlich der Kürze der Zeit wegen auslassen musste.

Dionysos- und Musencult hinzugekommen und erst später, als Doris im Besitz der Dorer war, diese den delphischen Cult aufnahmen, Delphi selbst ihrem Einfluss unterwarfen und den Gott zu einer Art von dorischem Nationalgott machten.

Auf welche Aeusserung Dr. Wolff erwiederte:

Mein verehrter Gegner stützt sich in seiner Einwendung besonders auf die Stammessage eines Zweiges der Dryoper; doch streitet diese gegen alle anderen Sagen über das Verhältniss der Dryoper zum Apoll, und würde für Pytho einen, wie mir scheint, unzulässigen Zwischenzustand zwischen das älteste und nach den Quellen von aussen her gegründete Orakel einschieben.

[Pausanias berichtet 4, 34, 6, die Asinäer hätten ursprünglich am Parnass gewohnt, und wären die einzigen Dryoper, die ihren Stammesnamen nicht verleugneten; *μάχῃ τε ὑπὸ Ἡρακλέους ἐκρατήθησαν καὶ τῷ Ἀπόλλωνι ἀνάθημα ἤχθησαν ἐς Δελφούς· ἀναχθέντες δὲ ἐς Πελοπόννησον χρήσαντος Ἡρακλεῖ τοῦ θεοῦ . . αὐτοὶ περὶ σφῶν οὕτω λέγουσι. κρατηθῆναι μὲν ὑπὸ Ἡρακλέους μάχῃ συγχωροῦσιν ἁλῶναί τε τὴν ἐν τῷ Παρνασσῷ πόλιν*: sie seien aber nicht unterworfen worden, sondern geflohen. In Asine hätten sie einen Tempel des Apoll und ein Heiligthum des Dryops. *ἄγουσι καὶ παρὰ ἔτος αὐτῷ τελετήν, παῖδα τὸν Δρύοπα Ἀπόλλωνος εἶναι λέγοντες.* Aehnlich schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Ich halte das für eine spätere Sagenbildung aus Nationalstolz. Ihre Besiegung durch den Herakles, d. h. die einwandernden Dorer, gaben sie selbst zu, stellten aber nur den ihnen von den Siegern aufgenöthigten Apollodienst als einen angestammten dar. Nur so lässt sich damit die über sie vorhandene Ueberlieferung Anderer vereinigen. Wenn Pausanias den Schluss macht, sie hätten den Cult bewahrt, den sie noch am Parnass hatten, so ist das ganz richtig; nämlich nachdem sie einmal als Hörige Apollodienst aufgenommen, behielten sie ihn bei. Bezeichnend ist, dass Pausanias die Dryoper von Styra auf Euböa als Gegensatz zu ihnen aufstellt, welche nicht an dem Kampfe gegen Herakles Theil genommen hätten, d. h. von den Dorern nicht unterworfen, sondern unmittelbar verdrängt worden waren. Dass auch diese den Apollo ursprünglich verehrt, darf aus dem nahen Heiligthume des Apollon Marmarinos nicht geschlossen werden, da dies vielmehr zu Karystos gehörte (Strabo 10, 446). Die Asinäische Genealogie des Dryops war nicht die allgemeine; Pherekydes im zweiten Buche giebt bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 1, 1212 vielmehr an, Danaos Tochter Polydora habe ihn, den Stammheros der Dryoper am Spercheios, mit dem Flusse Peneios geboren.]

Dann Prof. Dr. L. Schmidt aus Bonn:

Ich habe auch ein Bedenken, es betrifft die Cultusquelle. Herr Wolff hat behauptet, es sei das Erdorakel, welches dem Apolloorakel vorangegangen sei, ein Traumorakel. Er stützt sich auf eine Stelle aus dem Euripides. Allein wenn man dies festhält, so erhebt sich ein grosses Bedenken: auf welche Weise nämlich soll aus dem ursprünglichen Traumorakel die Form des Orakels, die später in Delphi sich findet, diese ganz eigenthümliche Maschinerie der Pythia, hervorgegangen sein? Wenn man von jener Notiz und von einer Analogie anderer Erdorakel absieht, ist es am natürlichsten, zu denken, gerade dies sei die ursprünglichste Form des Erdorakels gewesen, dass der Dunst, welchen man an jenem Orte bemerkte, das Orakel, die Wahrsagung in der Form, wie wir sie später kennen, hervorrief; natürlich zuerst im Dienste der Erdgöttin, und dass der so eigenthümliche Sinn der Griechen es dahin brachte,

dass dieselbe Form nachher an den Gott Apollo überging. Apollo ist gerade der Gott der innern geistigen Erleuchtung; diese durchzieht sein ganzes Wirken und Wesen. — Das lässt sich sehr leicht denken, dass der Umstand, dass andere Orakel Traumorakel waren, dazu geführt habe, zu meinen, es sei auch das delphische Orakel ein Traumorakel gewesen, während es das nicht war.

Hierauf entgegnete Dr. Wolf:

Dass zu Pytho ursprünglich ein Traumorakel war, ist ansdrücklich bezeugt, besonders vom Euripides. Die Ausdünstungen der Quelle mochten die Phantasie erhitzen und so die Träume lebhafter machen. [Doch kann man sich die Anwendung der Quelle auf sehr verschiedene Weise denken. So war eine Heilquelle bei dem Traumorakel des Amphiaraos zu Oropos, welche nicht zu heiligen Zwecken diente (Paus. 1, 34, 3). Auch mit dem dortigen Orakel trat das nahe Wortorakel des Apollon Ismenios in engen Zusammenhang (Herodot 1, 52). Oder es wurde vor der Incubation ein Bad genommen, wie im Orakel des Trophonios in der Herkyna (Paus. 9, 39, 4), wie denn auch die Pythia, bevor sie weissagte, im Quell badete. Oder man trank daraus vor der Incubation, wie in eben jenem Heiligthum des Trophonios aus der Lethe und Mnemosyne: *ἀπὸ τούτου (τοῦ ὕδατος) μνημονεύει τὰ ὀφθέντα οἱ καταβάντι.* (Paus.) Im Traumorakel der Pasiphae in Lakonien war ebenfalls ein Bach, Selene (Paus. 3, 26, 1). Die Mineralquelle schliesst also ein Traumorakel nicht aus.]

Nachdem Prof. Dr. Schmidt seinem Zweifel noch in den Worten Ausdruck gegeben hatte: 'Ueber diese Sache wird nie ein ganz festes Resultat sich gewinnen lassen; es können nur Vermuthungen gehegt werden', glaubte der Präsident die Discussion über die vorliegende Frage als geschlossen erklären zu dürfen.

---

2) des Dr. C. F. A. von Lützow:

„Zur Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Faun's."

Ein Kunstwerk — sagt der Redner — dessen Entstehungszeit wir nicht wenigstens annährungsweise bestimmen können, hat für die Wissenschaft nur den halben Werth. So willkommen dasselbe dem grösseren Kreise gebildeter Beschauer als reine Manifestation des Schönen sein mag, erst die Zeitbestimmung macht uns mit den Bedingungen seiner Existenz bekannt, ermöglicht uns, den lebendigen Zusammenhang zwischen dem einzelnen Denkmal und den ihm verwandten Zeugnissen der Vergangenheit in's Licht zu stellen, erst die Geschichte klärt uns vollkommen auf über seine geistige Bedeutung und seinen formellen Werth.

Bei Kunstwerken von hervorragendem artistischem Interesse gewinnt die Frage nach der Entstehungszeit selbstverständlich nur um so mehr an Gewicht. Denn als die Erzeugnisse der vorzugsweise schöpferischen Geister bilden sie gleichsam die Flügelmänner, nach denen sich ganze Schaaren unselbstständiger Producte richten. Durch die Bestimmung eines derartigen Hauptwerkes werden somit viele hundert andere mitbestimmt; und eine solche Consequenz wird nirgendwo häufiger Statt haben können, als in der Geschichte der antiken Kunst mit ihrer verhältnissmässig so wenig individualisirten, in grossen, scharf markirten Zügen vorschreitenden Entwickelung.

Ich habe es desshalb für nicht unpassend erachtet, die Frage nach der Entstehungszeit jenes vielbewunderten Kunstwerkes, welches unter dem Namen des barberinischen Faun's

bekannt ist, hier zum Gegenstande einer gedrängten Erörterung zu machen, um so mehr als die Acten über diese Frage, so weit sie uns vorliegen, verhältnissmässig leicht zu überblicken sind.

Die bisherigen Zeitbestimmungen des Faun's gehen ausserordentlich weit auseinander. Nach Schorn[1]), dem gelehrten und feinsinnigen Verfasser des Münchener Glyptothekverzeichnisses, 'darf die Statue als ein Werk aus der besten griechischen Zeit, vielleicht des Scopas oder Praxiteles, gelten'. Weit kategorischer will Waagen[2]) 'in der grossen Auffassung der Formen, wie in der Behandlung noch so viel Verwandtschaft zu den Statuen des Theseus und Ilyssus vom Parthenon' erblicken, dass er den Faun 'mit Bestimmtheit für ein Werk aus der Zeit des Scopas hält, der diesen bakchischen Kreis zuerst ausgebildet habe'. Etwas weiter herab gingen die Herausgeber Winkelmann's; H. Meyer[3]) bestimmt den Faun nach 'allen vom Styl und von der Arbeit hergenommenen Merkzeichen' als 'das Werk eines griechischen Künstlers kurz nach Alexander', womit es ungefähr stimmt, wenn Welcker[4]) und mit ihm Overbeck[5]) in dem Style des Kunstwerkes 'deutlich das lysippische Princip' erkennen wollen, oder wenn R. Payne Knight[6]) und, mit etwas weiterer Fassung, Schnaase[7]) dieselbe zu den Originalarbeiten der Periode zwischen Alexander und dem politischen Ende Griechenlands rechnen. Dagegen urtheilt Al. Hirt[8]), 'nach der Zeichnung verdiene das Denkmal einen so ruhmvollen Platz in der Kunstgeschichte nicht', was wohl nur heissen kann, dass dasselbe für beträchtlich jünger als die alexandrinische Epoche zu halten sei. Auch für die römische Kaiserzeit hat sich bereits ein Vertreter gefunden in A. Stahr[9]), welcher den Faun 'ohne Bedenken' der 'Marmorbildkunst des Augusteischen und Neronischen Roms' zuschreiben will.

Die Hauptursache dieser beträchtlichen Meinungsverschiedenheit mag darin liegen, dass man sich bei der Zeitbestimmung des Kunstwerkes allein auf dessen artistische Beschaffenheit gestützt hat. Wie misslich diese ausschliessliche Betonung des technischen und formellen Momentes namentlich in den Epochen der völlig entwickelten Kunst sei, hat wohl Jeder schon erfahren, der in kunstgeschichtlichen Forschungen einigermassen bewandert ist. Es giebt auch in der That nur eine ausserordentlich kleine Zahl von sonstigen Kriterien der Zeitbestimmung des barberinischen Fauns. Allein es giebt deren immerhin einige, deren Erwägung die Mühe lohnt.

Am Schlimmsten sind wir mit sogenannten äusseren Kriterien berathen. Eine Inschrift, für den Kunsthistoriker immer das willkommenste Zeugniss, besitzt das Denkmal nicht. — Auch kenne ich keine Stelle eines alten Autors, welche direct auf unsern Faun zu beziehen wäre. — Etwas besser steht es, wenn wir uns nach erhaltenen oder wenigstens von den Alten erwähnten Darstellungen desselben Gegenstandes umsehen. Dabei will es mir nun aber gleich besonders bemerkenswerth erscheinen, dass die Darstellung eines schlafenden Satyrs sich auf Bildwerken aus guter griechischer Zeit gar nicht findet. Die hellenischen bemalten Vasen, auf denen das bakchische Element doch sonst eine so wichtige Rolle spielt, bieten davon soviel mir bekannt ist, kein einziges Beispiel dar. — Dasselbe gilt von den griechischen Bronzen. Denn der aus Köhler's[10]) Mappen publicirte nackte Satyr mit spitzigen Ziegenohren

---

[1]) Beschreibung der Glyptothek (1861) H. 95. [2]) Jahrbücher für wissensch. Kritik, 1844, S. 953. [3]) Werke, Bd. VI, Abth. 2, S. 352, Not. 1338. [4]) Akadem. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. [5]) Kunstarch. Vorles., S. 123. [6]) Specimens of ancient sculpture, vol. I, pag. L. [7]) Gesch. d. bild. Künste, Bd. II, S. 339. [8]) Wolf's literar. Analekten, Bd. I, S. 147. [9]) Torso, Bd. II, S. 307. [10]) Gesammelte Schriften, herausg. v. L. Stephani, Bd. VI, 1, Taf. I, S. 36 ff.

und breitem, zierlich gekräuseltem Bart, eine etwa 24 Centim. hohe Bronzestatuette von meisterhafter Zeichnung und vortrefflicher Durchbildung, stellt ein freilich verwandtes, aber ganz anders aufgefasstes Motiv dar. Es ist nämlich ein Satyr, der eben aus dem Schlaf erwacht, seinen Körper dehnt, indem er sich auf die Zehen stellt und die Arme über den Kopf emporhebt, so dass die beiden Hände sich begegnen. — Auch in Marmor oder Terracotta wüsste ich kein hieher gehöriges Denkmal anzugeben. Jene mehrfach wiederholten, üppig hintenübergelehnten satyresken Zecher, den Schlauch in der Linken, die Rechte bequem auf das Haupt gestützt oder hoch emporgehoben, um der Welt ein Schnippchen zu schlagen, — ich entsinne mich ausser den bekannten Marmorwerken der Glyptothek[1]) und des Vatikan's[2]) auch in der kostbaren Temple Collection des britischen Museums ein Terracottarelief dieser Art gesehen zu haben, — müssen von den schlafenden Satyrgestalten streng unterschieden werden, wenngleich besonders die vatikanische Statue in ihrer gegenwärtigen Restauration der ganzen Haltung des Münchener Werkes sehr nahe kommt. So bleibt uns denn bloss ein ein einziges Denkmal übrig, welches die Darstellung eines schlafenden Satyrs im Wesentlichen identisch mit unserer Statue darbietet, nämlich eine herkulanensische Bronze des Museo Borbonico (jetzt Nazionale) zu Neapel[3]). Ich kenne dieses Bildwerk nicht aus eigener Anschauung; aber nach einer genauen Analyse meines verehrten Freundes A. Michaelis[4]) welche mein aus den italienischen Publikationen der Bronze gefolgertes Urtheil bestätigt, glaube ich schliessen zu dürfen, dass die Arbeit einer späten, wahrscheinlich der römischen Epoche angehört. Dieselbe weicht übrigens auch in einigen Punkten von dem Motive der Münchener Statue ab. Während sich nämlich der barberinische Faun mit dem Rücken an einen Felsblock lehnt, sitzt die neapolitanische Bronze völlig frei, in etwas hintenüber gelehnter Haltung. Ferner ist der neapolitanische Satyr ungeschwänzt, hat dafür aber die echt satyresken Halsknollen und über der Stirn im struppigen Haar zwei kleine Hörner, was Beides der Münchener Statue fehlt. Der Kopf neigt sich zwar auch links zurück, doch bei Weitem nicht so stark wie bei dem Faun der Glyptothek.

Genau genommen steht also Letzterer, soweit uns bekannt, in der antiken Denkmälerwelt fast völlig isolirt, in der griechischen, wenn die obige Ansicht über das neapolitanische Bildwerk stichhaltig ist, völlig isolirt da. —

Die literarischen Quellen der Kunstgeschichte gewähren uns in dieser Noth ebenfalls nur geringe Hülfe. Abgesehen von jenem Satyr in der Amymonesage, welchen die nach Wasser

---

[1]) Schorn, Beschr. d. Glyptothek (1861), H. 101. [2]) Mus. Pio-Clem. I, tav. 48. [3]) Mus. Borbon. X tav. 61. [4]) Derselbe schrieb mir von Rom, 5. Dec. 1860: 'Sie urtheilen ganz richtig, dass der Satyr von untergeordnetem Kunstwerth sei; das Motiv ist nicht schlecht, aber in dieser Ausführung ist in die Stellung doch etwas Gezwungenes, Unnatürliches gekommen. Die Arbeit ist nichts weniger als besonders, bisweilen wohl geradezu fehlerhaft, wie z. B. in ein paar über den Bauch laufenden Falten. In der Körperbildung zeigt sich an dieser Statue wie an einigen andern, ebenfalls aus Herculaneum herrührenden ein sehr stark ausgeprägter Naturalismus mit Vorliebe für etwas magere, nicht eben schöne Formen, jedoch bleibt das Können des Künstlers ziemlich weit hinter der Wirklichkeit zurück. Von Restaurationen habe ich nichts bemerkt, auch sagt Finati geradezu: questo importantissimo bronzo fu tratto da' cavamenti di Ercolano nell' anno mille sette cento cinquanta tei nello stato di buona conservazione come attualmente si vede.' Vgl. dagegen J. Burckhardt, der Cicerone, S. 478: 'Der bronzene Satyr des Museums von Neapel (grosse Bronzen) ist bei seinen starken Restaurationen und der etwas conventionellen Behandlung des Ursprünglichen nur durch das Motiv interessant.'

suchende schöne Danaide im Thale von Lerna schlafend antraf,[1]) und abgesehen ferner von der in Trunkenheit schlummernden Satyrgestalt eines philostratischen Gemäldes, auf dessen Uebereinstimmung mit unserem Faun und seiner neapolitanischen Replik schon Panofka mit Recht aufmerksam gemacht hat[2]), besitzen wir meines Wissens nur zwei Erwähnungen plastisch dargestellter schlafender Satyrn. Die eine findet sich in einem Epigramme der Anthologie[3]) und lautet:

Τὸν Σάτυρον Διόδωρος ἐκοίμισεν, οὐκ ἐτόρευσεν·
Ἦν νύξῃς, ἐγερεῖς, ἄργυρος ὕπνον ἔχει.

Die andere bietet Plinius[4]) und zwar, wie so häufig, allem Anscheine nach ebenfalls auf Grund eines Epigramms: 'Antipater quoque, heisst es im Bambergensis, Satyrum in phiala gravatum somno collocavisse verius quam caelasse dictus est.' Das war also eine vermuthlich silberne Schale, auf deren Grunde in getriebener Arbeit ein schlafender Satyr abgebildet war, und eine ganz ähnliche Bewandtniss wird es wohl mit dem in der Anthologie gepriesenen Kunstwerke gehabt haben. Ueber die Lebenszeit der beiden Toreuten Diodoros und Antipater lässt sich Bestimmtes nicht angeben. Freilich, wenn das Epigramm, das unter dem Namen des Plato geht, auf den grossen Philosophen bezogen werden müsste, würden wir für das Werk des Diodoros einen ziemlich frühen terminus post quem non erhalten. Allein obwohl es ja bekannt ist, dass Plato in jüngeren Jahren auch Verse machte[5]), so hat seine Autorschaft in diesem Falle doch gewiss mehr gegen als für sich, und ich möchte überhaupt mit H. Brunn[6]) das vorliegende Epigramm 'wegen seiner gesuchten Pointe' am liebsten der alexandrinischen Epoche zuschreiben. In dieser Zeit, oder doch spätestens in dieser wird also Diodoros gelebt haben. Und ein Gleiches darf man von Antipater annehmen. Dass dieser in der plinianischen Stelle dicht neben Kalamis — doch wohl dem Bildhauer der 80. Ol.? — aufgeführt wird, spricht keineswegs für sein höheres Alter, da die 'lockere Zusammenstellung der berühmtesten Toreuten bei Plinius, wie Brunn hervorhebt[7]), gewiss nicht für eine streng chronologische zu halten ist.' Wir thun daher in beiden Fällen wohl gut, bei der alexandrinischen Epoche stehen zu bleiben, in welcher bekanntlich der Luxus mit solchen toreutischen Silberarbeiten ebenso im Schwange war wie die epigrammatische Spielerei mit Kunsturtheilen und Künstlerverherrlichungen. —

Das ist Alles, was uns an monumentalen und literarischen Hülfsmitteln bei der Entscheidung über die Entstehungszeit des barberinischen Faunes zu Gebote steht. Wie verhält es sich nun mit dem Fundorte und mit dem ursprünglichen Bestimmungsorte des Werkes? Bieten uns diese nicht über seine zeitliche Herkunft einigen Aufschluss?

Hieronymus Tetius, der im Jahre 1642 als Einer der Ersten den Faun in seiner bekannten Publikation der barberinischen Bildwerke beschrieb, erzählt uns den interessanten Hergang der Auffindung des Denkmals.[8]) Papst Urban VIII. hatte kurz vorher die Umwallungen von Rom erneuern lassen. Dabei fand sich in einem Graben nahe der moles Hadriani, der heutigen Engelsburg, die jetzt im Palazzo Sciarra befindliche Bronzestatue des Septimius Severus und unser Faun, letzterer im Zustande arger Verstümmelung, nämlich ohne den

---

[1]) Apollod., II, 1, 4; vgl. E. Gerhard, griech. Mythol., II, p. 135, § 796, 1. [2]) Philostrat. imagg. I, 22; Panofka, archaeol. Zeitg. 1844, p. 385 ff. [3]) Anthol. Pal. App. T. II, p. 701; Anall. I, p. 172, n. 16. [4]) Nat. hist. XXXIII, 155, ed. Sill. V, p. 122. [5]) E. Zeller, die Philos. d. Griech., II, 290 [6]) Gesch. d. gr. Künstler, II. 405. [7]) a. a. O. II, 400. [8]) Aedes Barberinae ad Quirinalem — descriptae p. 181, 215 ff.

linken Arm und mit fast ganz zertrümmerten Beinen. Schon Tetius vermuthete, gewiss mit Recht, dass die Statue zum Schmucke des hadrianischen Grabmales gehört habe, wenn wir auch der weiteren Hypothese, welche er an die supponirte mythologische Nebenbeziehung des Bildwerks knüpft, dass nämlich gerade Antoninus Philosophus dasselbe an der moles angebracht habe, keinesweges beipflichten können. Auch das ist nicht unwahrscheinlich, was man seit H. Meyer[1]) vielfach wiederholt findet, dass nämlich der Faun zu den zerbrochenen Statuen gehörte, welche die Griechen des Belisarius, wie Procop erzählt[2]), zur Vertheidigung der moles Hadriani auf die Gothenschaaren des Vitiges herabstürzten. Allein selbst wenn das Grabmal als der vormalige Aufstellungsort der Statue bestimmt nachzuweisen wäre, könnte man daraus doch auf die Entstehungszeit derselben keine entscheidenden Schlüsse ziehen, da es immerhin zweifelhaft bliebe, ob der vermeintliche Aufstellungsort auch der ursprüngliche Bestimmungsort des Werkes gewesen sei.

So kehren wir aus der Erwägung der äusseren Gründe, welche als Kriterien der Zeitbestimmung des Faunes geltend gemacht werden könnten, freilich beladen mit einer Last von Zweifeln und Möglichkeiten zurück, und es bleibt am Ende doch nur ein Mittel, um uns davon zu befreien und einer bestimmteren Antwort auf unsere Frage theilhaftig zu werden, nämlich das Kunstwerk selbst, sein inneres Wesen, seine technische und künstlerische Beschaffenheit.

Die Statue ist 'kein Ideal, sondern ein Bild der sich selbst gelassenen einfältigen Natur', wie sich Winkelmann[3]) mit jener unmittelbaren Kraft seines Wortes ausdrückte, oder wie Welcker[4]) mit etwas mehr Umschweifen, aber eben desshalb vielleicht mit um so feinerer Specialisirung des Gedankens urtheilt, es 'ist eine reine Naturerscheinung, in welcher Geistiges oder Gemüthliches in einem Verhältniss zur Sinnlichkeit so wenig hervortritt, als in einem Elemente'. Der Satyr, eine Gestalt von derber, jugendfrischer Männlichkeit in colossalen Dimensionen, ist rückwärts niedergesunken und schläft jenen tiefen, urgesunden Schlaf, den ein rechter Bauernlümmel, man verzeihe diesen Ausdruck, nach einem festen Rausche zu schlafen pflegt. Eine bleierne Schwere liegt auf den Augenlidern; die zusammengezogenen Protuberanzen der Stirn geben dem Ausdruck etwas bösartig Rohes[5]); der Mund ist halb geöffnet, wir meinen den Schläfer schnarchen zu hören; in dem Leibe arbeitet es gewaltig, die Massen des genossenen Weines zu überwinden. Der rechte Arm ist lässig auf das epheubekränzte Haupt herabgesunken; die Haltung des linken mag richtig dem neapolitanischen Denkmal analog ergänzt sein, frei niederhängend, als ob ihm der Kantharos eben entfallen wäre; die Beine sind gespreizt und, wie das erhaltene Knie beweist, muss wenigstens das linke ursprünglich wohl in der Weise gebogen gewesen sein, wie es die jetzige Restauration zeigt[6]). Dieses an sich, man darf sagen, gemeine Motiv ist nun aber so fein, bei aller Unmittelbarkeit so frei und mit so fesselnder Lebendigkeit in den weichglänzenden Marmor

---

[1]) Winkelmann's Werke, VI, 1, 350; 2, 414. [2]) De bell. Goth., lib. I, cap. 19 u. 22. [3]) Werke, Band IV, S. 76. [4]) Akad. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. [5]) Nach Overbeck, a. a. O.: 'ist das heranziehende Kopfweh deutlich auf der Stirn abgespiegelt und zieht die Brauen nach der Mitte zusammen.' Ich glaube dem verehrten H. Collegen nach langjährigem, vertrautem Umgange mit dem Faun versichern zu können, dass derselbe niemals Kopfweh gehabt hat und schwerlich jemals haben wird. [6]) Die ältere Restauration mit aufgestütztem linkem Arm und fast ganz gestrecktem rechtem Beine findet sich bei Tetius a. a. O. und bei De la Chausse (Causeus), Rom. Museum, I, 2, 6.

von Paros hineingezaubert, dass wir das Bildwerk nicht nur, mit Schnaase, das geistreichste, sondern auch das anziehendste Bild der Trunkenheit nennen dürfen.

Aus dieser Schilderung wird nun zunächst klar, was Welcker[1]) in der Behandlung unserer Statue das 'lysippische Princip' geheissen hat. Es ist jener geistvolle Naturalismus, um diesen Ausdruck der modernen Aesthetik zu gebrauchen, der beim Schaffen weniger von einer Idee als von der bestimmten individuellen Anschauung ausgeht, diese aber durch naive Kraft und Noblesse der Auffassung über die Sphäre des roh Natürlichen in das Gebiet reiner Schönheit zu erheben weiss. An den genannten Meister selbst braucht desshalb nicht gedacht zu werden. Das aber steht wohl für Jeden fest, der die Entwickelung der plastischen Formensprache der Hellenen kennt, dass eine solche künstlerische Behandlung und Ausdrucksweise, wie sie der barberinische Faun zeigt, vor den Tagen eines Lysippus nicht möglich war. Es sei mir vergönnt, hier das Urtheil eines verstorbenen Münchener Collegen, des trefflichen Verfassers der 'plastischen Anatomie', Dr. Emil Harless, zu erwähnen, wonach eine Lebenswahrheit wie die der Formen unserer Fauns unmöglich ohne die feinste wissenschaftliche Kenntniss der anatomischen Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu erreichen gewesen ist, eine Kenntniss, welche sich von der freilich überraschend scharfsichtigen, aber immerhin äusserlichen, so zu sagen empirischen Wiedergabe der Körperformen in den berühmten Münchener Aegineten wesentlich unterscheidet. In dieser Ansicht, deren Richtigkeit mir einleuchtet, wäre wohl ein fernerer Beweis dafür zu suchen, dass unser Bildwerk nicht älter sein kann, als die alexandrinische Zeit. Denn erst von dieser können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie die Früchte der damals aufgekommenen Zergliederungskunst auch für die Praxis der Bildhauer zugänglich gemacht habe.

Für dieselbe Epoche zeugt ein anderes, wie mir scheint, noch wichtigeres Moment, nämlich die Conception der Statue. Sie ist 'kein Ideal', hörten wir. Sie ist, wenn dieses Wort richtig verstanden wird, ein 'Genrebild'. Und wissen wir nicht, dass die Richtung auf solche genreartigen Gegenstände in der Epoche seit Alexander Poesie und Kunst der Hellenen bewegte? In dieser Zeit war es ja, wo, um mit Otto Jahn[2]) zu reden, 'das mythische Element nicht mehr die natürliche Grundlage aller künstlerischen Auffassung war, wo die Natur 'mehr im Einzelnen und je nach Maassgabe der Individualität des Künstlers aufgefasst wurde', wo scharfe Beobachtung des Volksthümlichen und Natürlichen an die Stelle des grossartigen Ernstes und der schwungvollen Erhabenheit der alten Götterbildner trat.

Einer solchen Periode stand es dann auch frei, das bakchische Wesen in dem geschilderten Zustande trunkenen Schlafes darzustellen, für welchen wir in den Monumenten der alten Zeit keinen Beleg zu finden vermochten. Zur näheren Beleuchtung dieses Unterschiedes erscheinen die Bilder der hellenischen Thongefässe, als echt volksthümliche Gestaltungen der alten Religionsanschauung, vor Allem bemerkenswerth. Der bakchische Thiasos, wie er sich hier so tausendfach wiederholt, ist immer ein Bild ausgelassenster Lustigkeit, auf den archaischen Vasen oft burlesk und ungeberdig, auf den schönen voll grossartigen Schwunges und hoher Begeisterung, stets aber frisch beim Trunk und beim Tanze, niemals ermüdet oder gar im Katzenjammer. Diese Vasensatyrn könnten mit Mirza Schaffy dem barberinischen Faun und seines Gleichen zurufen:

---

[1]) a. a. O., S. 27. [2]) Berichte der sächs. Ges. d. Wiss., Bd. II, S. 43.

'Trinken wir, sind wir begeistert!'
'Wenn ihr trinkt, seid ihr betrunken!'

Und das wäre, wie wir Alle wissen, nicht blos echt-orientalisch, sondern auch echt-hellenisch gesprochen!

Jener oft bei andern mythischen Gestalten der hellenischen Kunst nachgewiesene Umschwung aus der Aktivität in die Passivität würde somit auch in der plastischen Entwickelung der Satyrgestalt zu verfolgen sein: Aphrodite sinkt von der göttlichen Königin der Liebe zum fühlenden Weibe, von diesem zur verliebten Buhlerin herab; der Satyr wird vom gottbegeisterten Thiasoten zum ungeschlachten Bengel, der Musik und Chortanz in seinem dumpfen Rausch verschläft.

Wenn demnach wohl sämmtliche Kriterien sich dahin vereinigen, dass unser Faun frühestens der alexandrinischen Zeit entstammt, so bleibt nun noch ein letztes Argument in's Auge zu fassen, wodurch diese freilich noch sehr allgemeine Auskunft ihre nähere Bestimmung erhalten dürfte. Die Natur hat nämlich, abgesehen von der am Felsen angebrachten modernen Syrinx, ein höchst merkwürdiges Attribut, welches wohl früher schon beachtet, aber, wie mir scheint, nirgends richtig gewürdigt worden ist: ich meine das Thierfell, auf dem der Schläfer liegt. Dies Fell ist nämlich kein Pantherfell, ist nicht die Nebris, welche man bei dem hellenischen Satyr erwarten sollte, sondern es ist, wie schon Zoëga[1]) bemerkte, eine Wolfshaut. Eine Wolfshaut! Da haben wir also im Beiwerke der Statue dieselbe Divergenz von der althellenischen Darstellungsweise, wie sie uns in der Conception des Werkes entgegentrat. Ja es ist nicht nur eine Divergenz von dem in dieser Hinsicht unwandelbaren kunstmythologischen Ausdrucke der Hellenen, sondern zugleich die Aufnahme eines bestimmten kunstmythologischen Attributes der Römer. Dem römischen Faunus, dem 'prophetischen und lasciven Waldgotte', häufig indentificirt mit Lupercus, dem heerden- und weiberfreundlichen Wolfsgotte, ihm kommt das Attribut einer Wolfshaut zu[2]). Ich bin weit entfernt, nun desshalb in unserer Statue eine Darstellung des bocksfüssigen Faunus finden zu wollen. Damit würden wir uns nur in weitere Schwierigkeiten verwickeln. Das aber darf man wohl getrost behaupten, dass hier ein Werk vorliegt, in welchem Elemente aus der Satyr- und Faunsnatur, — vielleicht auch eine Reminiscenz an den griechischen Pan, der die Mittagsgluth im Waldgebirge verschläft, Elemente, welche von der modernen Kritik seit Lanzi[3]) mit Mühe wieder auseinander getrennt werden mussten, synkretistisch ineinander geflossen sind. Richtiger als in der alexandrinischen werden wir daher wohl in der römisch-alexandrinischen Epoche die Entstehungszeit der Statue suchen, welche nun auch mit etwas mehr Berechtigung ihren traditionellen Namen 'Faun' statt Satyr weiter führen mag.

Näher die Fragen nach dem quando, quis und ubi des Denkmales zu beantworten, sind wir ausser Stande. Dazu bedürfte es vor Allem einer weit genaueren Kenntniss der alexandrinischen und römischen Kunst, als sie uns bis jetzt zu Gebote steht. Ich begnüge mich daher, vorläufig gezeigt zu haben, was man etwa in der behandelten Frage heutzutage wissen kann und was nicht.

---

3) des Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig, dem Gymnasiallehrer M. Biehl aus Salzburg, dessen Vortrag nach dem Programme jetzt hätte an die Reihe kommen sollen, auf Ersuchen

[1]) Welcker, akadem Kunstmus., 2. Ausg., S. 27, Note 29. [2]) E. Gerhard, Griech. Mythol., II, p. 282 ff., § 970. [3]) Vasi dipinti, pag. 98.

des Präsidenten das Wort abgetreten hatte, weil Dr. Overbeck am nächsten Tage abzureisen wünschte. Dieser lässt sich denn nun

Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst

also vernehmen:

Die griechische Religion ist von allen Religionen alter und neuer Zeit der bildenden Kunst in vorzüglichstem Masse günstig gewesen.

Es kann trivial erscheinen, einen solchen Satz auszusprechen, nachdem, seit dem Hegel'schen Schematismus der Religionen, die Ansicht, welche die griechische Religion als 'die Religion der Schönheit' oder als 'Kunstreligion' bezeichnet, in Schwang gekommen und 'als Aufschluss des innersten Kerns der hellenischen Götterlehre geltend gemacht worden ist.'[1]) Aber diese Ansicht von der griechischen Religion beurteilt man immer noch zu mild, wenn man sie einseitig[2]) nennt, denn sie ist ganz und gar verkehrt, und muss sich einer ruhigen Prüfung selbst dann als verkehrt erweisen, wenn man die griechische Religion nur in ihrer vollendeten poetischen und künstlerischen Einkleidung ins Auge fasst, und ihr buntes Schattenbild in der ritterlichen, aber ganz und gar nicht religiösen Sagenpoesie Homer's[3]) mit der Religion verwechselt,[4]) in ungleich höherem Grade aber, wenn man die Religion in ihrem Ausgangspunkte und in ihrer ersten Erscheinungsform betrachtet, und die verschiedenen Stufen ihres Wachsens berücksichtigt. Man darf jedoch auch ohne dies Alles und ohne alle Voraussetzung historischer Studien und thatsächlichen Wissens vom rein theoretischen Standpunkte aus behaupten, dass 'eine Anbetung der Schönheit'[5]) eine krankhafte oder frivole Phrase, und dass eine Religion, in welcher 'die Idee der Schönheit das herrschende Prinzip und der beseelende Mittelpunkt'[6]) sein soll, mag man selbst unter Schönheit etwas Anderes verstehen, als was der nichtphilosophische Sprachgebrauch darunter versteht, gar keine Religion überhaupt sei noch sein könne, weil ihr die oberste Voraussetzung aller und jeder Religion, das Gefühl und Bewusstsein des Menschen von seiner Bedingtheit durch eine höhere Macht, die göttliche, abgeht. Und wenn man demnach einen sehr niedrigen Begriff vom religiösen Gefühle haben muss, um zu sagen, der gesteigerte Genuss des Schönen falle mit religiöser Erhebung zusammen oder sei jemals mit ihr zusammengefallen,[7]) so muss man eine sehr unklare oder geringe Vorstellung von der Frömmigkeit der alten Griechen auch der guten Zeiten haben, wenn man ihnen dergleichen unterzuschieben wagt.[8])

---

[1]) Worte Welcker's, Griech. Götterlehre 2, S. 119, wo in der Note die Hauptbelege für diese Ansicht aus den Schriften verschiedener Auctoren zusammengestellt und nach Gebühr gewürdigt sind. [2]) Welcker a. a. O. S. 118. [3]) Ueber die durchaus nicht religiöse Tendenz der homerischen Poesie und die tiefen Differenzen des homerischen und überhaupt poetischen nationalen Götterthums einerseits und der wirklichen Religion andererseits vgl. Welcker's treffliche Darlegung a. a. O. S. 48 ff., auch C. F. Hermann's Gottesd. Alterth. § 6 mit Note 6. [4]) Während unter Andern C. F. Hermann in s. Culturgesch. d. Gr. u. Röm. 1. S. 46 auf Unterscheidung zwischen der dichterischen und künstlerischen Behandlung der mythol. Personen und zwischen dem Cultus oder der Verehrung derselben dringt, konnte noch 1860 ein Alterthumsforscher von dem Range Ludolph Stephanis in s. 'Apollon Boëdromios S. 38' schreiben: 'dass den Griechen die homerischen Gedichte stets die wichtigste Quelle ihres religiösen Glaubens blieben.' [5]) Erdmann, das Heidnische im Christenthum 1854, S. 23. [6]) Fried. Schlegel, Werke Bd. 4 S. 263. [7]) Erdmann a. a. O. [8]) Winkelmanns Ausspruch: 'den Weg zum Göttlichen durch die Kunst kannten im Alterthum nur die Griechen' besagt etwas ganz Anderes und wird von Welcker a. a. O. S. 107 richtig commentirt.

So bestimmt aber auch die Ausdeutung der griechischen Religion als Kunstreligion in Abrede zu stellen ist, eben so bestimmt ist der an die Spitze gestellte Satz aufrecht zu erhalten. Niemals nämlich wird man das, was die Griechen auf dem Gebiete der religiösen Bildnerei, und grade dieser, geleistet haben, aus ihrem lebhaften und selbst schwärmerischen Schönheitsgefühle und aus ihrer hervorragenden Kunstbegabung allein genügend ableiten.[1]) Man wird anerkennen müssen, dass auch die griechische Kunst die Gottheiten der barbarischen Religionen nimmer zu reinen plastischen Idealbildern hätte gestalten können, ohne damit zugleich die specifische Auffassung des Göttlichen in diesen Religionen aufzuheben oder zu zerstören; und hieraus wird man mit Nothwendigkeit folgern, dass die griechische Religion als solche Eigenschaften und Elemente enthielt, welche sie für die bildende Kunst wie für die Poesie vor allen Religionen fruchtbar machten, ja die künstlerische und poetische Ausdrucksform ihres Inhalts entschiedener forderten, als sie andere Religionen gefordert haben.

Wenn es nun darauf ankäme, diese Elemente und Eigenschaften mit wenigen Worten zu bezeichnen, so könnte man sich auf das berufen, was Welcker[2]) eben so wahr wie schön ausgesprochen hat: 'Den Griechen allein war es gegeben, dass sie in dem mosaischen Gefühl, dass der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sei, das Göttliche im Menschen in gottähnliche Menschen übertrugen, die menschliche Gestalt und Natur zum Leibe der Gottheit erhoben.' Denn in der That ist das begeisterte Erfassen des Menschlichen[3]) in seiner Würde, Reinheit und Schönheit das, was die griechische Religion vor andern antiken Religionen auszeichnet, und zugleich das, was sie der bildenden Kunst so günstig machte. Und wenn eben dieses letzthin auch als der Grund der griechischen Kunstbegabung anzusprechen ist, so darf man in der Einheitlichkeit der Urquelle, der specifischen Eigenthümlichkeiten der Religion sowohl wie der Kunstbegabung der Griechen den tieferen Erklärungsgrund für die an die Spitze gestellte Thatsache erblicken, ohne damit der Anerkenntniss der Religion der Schönheit oder der Kunstreligion eine Hinterthür zu öffnen.

Wie wenig dies die Consequenz sein würde, erweist sich am sichersten durch eine historische Betrachtung, welche klar darlegt, dass die primitive der Kunst günstige Anlage der Religion und ihre spätere, für die Kunst fruchtbare Ausbildung, endlich ihre noch spätere thatsächliche Gestaltung durch die Kunst sehr verschiedene Dinge und geschichtlich weit getrennte Acte sind, dass die Religion, obwohl sie die vollkommenste Voraussetzung der Kunst wurde, dennoch ebenso wenig mit Rücksicht auf die Kunst ausgebildet worden, wie sie der Kunst wegen entstanden ist, grade so wie die Mythen und Sagen nicht der Poesie wegen erfunden sind; deren höchste Blüthe sie gleichwohl hervorriefen und bedingten. Es wird sich vielmehr zeigen, dass in der Zeit, in welcher die Religion nicht allein ihre ersten Keime trieb, sondern ihre erste bestimmte Gestalt in den ältesten oder Urmythen annahm, ja bis zu der Zeit, in welcher sie zu ihrer poetisch vollendeten und für das Nationalbewusstsein auf immer bestimmten Ausbildung gelangte, die uns in dem homerischen Götterthum vorliegt, von bildender Kunst im höheren Sinne in Griechenland schwerlich die Rede sein kann, und dass es damals unmöglich zu ahnen war, dass die bildende Kunst dermaleinst im Stande sein würde, die Gebilde der poetisch verklärten Religion und Mythologie ihrerseits überhaupt, geschweige

[1]) Wie dies J. v. Harless in s. Buch v. d. gr. Mysterien 1848 S. 96 versuchte. O. Müller's Ansicht ist dies jedoch wohl nicht gewesen, wie Welcker a. a. O. S. 106 anzunehmen scheint, dies geht aus dem ganzen Zusammenhange des Paragraphen (347) des M.'schen Handbuches der Archäologie, dessen Schlusssatz W. allein anzieht, hervor. [2]) a. a. O. I S. 231 f. [3]) Vgl. G. W. Nitzsch, Sagenpoesie S. 4.

denn in einer der Poesie ebenbürtigen Weise zu reproduciren. Es wird sich endlich ergeben, dass auch, als die Kunst nach und nach erstarkte, sie zunächst ihre eigenen Bahnen fern von der Religion ging,[1]) und dass sie sich dieser erst zuwandte und in ihrer Wiedergabe ihre höchste Aufgabe erkannte und erfüllte, nachdem die Religion die Bahn ihrer Entwickelung bereits bis zur Höhe durchlaufen hatte, und vermöge ihrer eigenen innersten Natur, vermöge ihrer Genesis aus demselben Volksgeiste, der auch eine so herrliche Kunst geboren hat, zur vollkommensten Voraussetzung eben dieser ihr homogenen Kunst geworden war.

Dies ist die Summe dessen, was eine geschichtliche Betrachtung über das Verhältniss der Religion zur bildenden Kunst in Griechenland lehrt. Aber eben weil sich aus derselben eine doppelte und von einander unabhängige Entwickelungsreihe ergiebt, die der Religion und die der Kunst, so darf man nicht glauben, deren Verhältniss zu einander und die Gunst dieses Verhältnisses in einem kurzen Satze charakterisiren zu können; vielmehr gehört eine sorgfältige Erwägung der genannten beiden Entwickelungsreihen dazu, um die Gründe dieses günstigen Verhältnisses in dem Wesen und der Form der Religion und in ihrer und der bildenden Kunst Geschichte an den Stellen nachzuweisen, an denen sie in der That liegen, ohne immer da gesucht worden zu sein.

Wenden wir uns demgemäss in näherer Prüfung zuerst zu dem Wesen der griechischen Religion, so könnte die Frage nach ihrer Genesis und nach ihrem ersten Grundprincip, ob sie nämlich eine ursprüngliche Naturreligion, oder ob sie von der Verehrung primitiv ethisch gefasster Mächte ausgegangen sei — denn nur darüber dauert der Streit der verschiedenen Ansichten noch fort —, es könnte diese Frage hier insofern müssig erscheinen, als die Kunst es ganz gewiss nicht mit der ursprünglichen Auffassung und Gestaltung der Götter zu thun gehabt hat, und als die Religion, welche die Grundlage der bildenden Kunst wurde, ebenso gewiss keine Naturreligion mehr war.[2]) Dennoch ist auch diese Frage für das Verhältniss der Religion zur Kunst von viel tieferer Bedeutung, als Mancher auf den ersten Blick glauben mag. Erstens nämlich hängt ein für die bildende Kunst im höchsten Grade wichtiges Moment in der Gestaltung der Religion mit ihrer Genesis aus der Natur auf das innigste zusammen, der Polytheismus nämlich, der, und zwar als ein ursprünglicher, ein Correlat der Naturreligion und nur dieser ist,[3]) während man ihn aus der Annahme einer primitiv ethischen Religion, die sich naturgemäss als Monotheismus offenbaren muss, nie als nothwendig und kaum als möglich oder gar wahrscheinlich wird ableiten können,[4]) es sei denn, dass man ihn nur geschichtlich, durch allmälig vollzogene Verbindung und Verschmelzung vieler einzelnen Stammreligionen monotheistischen Charakters in ein polytheistisches, aus der blossen Connivenz gegen alle seine Elemente hervorgegangenes System entstanden glaubt.[5]) — Zweitens

---

[1]) Noch die in den homerischen Gedichten geschilderte Kunst ist in der Hauptsache weder religiös noch mythisch, obgleich Götterbilder — aber freilich nur der rohesten, höchstens dädalischen Form — durchaus im Gebrauche gewesen sein müssen, vgl. m. Gesch. d. griech. Plast. 1 S. 42 ff. u. Welcker's Uebereinstimmung a. a. O. 2. S. 102. [2]) Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge, Vorr. S. 15: 'Ich habe die Ueberzeugung, dass... vielmehr die Künstler wie die Dichter durchgehends die anthropomorphische Einkleidung des Mythus und die darin ausgesprochenen ethischen Motive als das Wesenhafte betrachteten und ausbildeten.' [3]) Näher habe ich dies nachzuweisen versucht in meiner Abhandlung: Beiträge zur Erkenntniss und Kritik der Zeusreligion, Abhandl. d. königl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1861, S. 12 ff. [4]) Ueber die Versuche, dies dennoch zu thun, wie in Lehrs' Populären Aufsätzen, urteile ich nicht anders, als Preller in den N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1859. S. 349 f. [5]) Dass der griechische Polytheismus in seinem ganzen Bestande und Umfange,

aber hat die Entstehung aus der Natur die griechischen Gottheiten zu gleichsam geoffenbarten, zu Erfahrungsgöttern gemacht und zu solchen, welche ihre objective und thatsächliche Existenz auch ausserhalb des Glaubens der Menschen und des Kreises menschlicher Interessen hatten oder wenigstens zu haben scheinen mussten, sofern man sie, ganz abgesehen vom Menschen, in der Natur und zwar zunächst in dieser waltend und wirkend sich kundgeben sah.

Dies aber begründet eine tiefe Differenz gegen primitiv ethisch gesetzte Götter, welche, als die ausschliesslichen Schöpfungen des menschlichen Geistes und des religiösen Bedürfnisses und ethischen Bewusstseins des Menschen, nur im Glauben und durch den Glauben und nur im Kreise des Menschlichen, für dieses und seine Interessen existiren. Die Consequenz aber der objectiven und thatsächlichen Existenz der Götter in der Natur und der Offenbarung derselben durch sie und durch die ganze Fülle der in ihr wirksamen Kräfte und Erscheinungen ist die Auffassung und Gestaltung der Götter im Glauben nicht gemäss der nur subjectiven Existenz im Gemüthe und Geiste der Gläubigen, sondern gemäss der geoffenbarten und thatsächlichen Existenz in der Natur, wie dies die über den blos subjectiven Ausdruck der Verehrung hinausgehenden, objectiv bezeichnenden Namen und Beinamen der Götter und ihre ältesten und eigentlichsten Mythen beweisen. Hieraus aber resultirt jene ganze, von keinem Menschengeiste ausdenkbare Charakter- und Gestaltenmannigfaltigkeit des griechischen Polytheismus, welche nicht geringer ist, als die Mannigfaltigkeit der im ewigen Wechsel der Erscheinungen begriffenen Natur, ihrer Quelle, jene Gestaltenmannigfaltigkeit und Typenverschiedenheit, welche in noch höherem Grade, als die Göttervielheit des Polytheismus an sich, ein Lebenselement der bildenden Kunst ist, und welche, so wie sie in dem nationalpoetischen Götterthume, der nächsten und reichsten Quelle der bildenden Kunst, vorliegt, trotz aller begrifflichen und ethischen Steigerung und Umwandlung der Götter im Fortschritte der Jahrhunderte und mit dem geistigen Fortschritte der Nation, von der ursprünglichen Genesis aus der Natur in allen wesentlichen Grundzügen beherrscht und bestimmt wird.[1])

So gewiss aber die Genesis der griechischen Religion aus einer Verehrung der Natur, eben so gewiss ist das Andere, dass sich die religiöse Verehrung der Natur nicht auf die Materie und die Erscheinung bezog, sondern auf jene Kräfte, welche die Materie bewegen und also gleichsam beseelen, und welche durch die Bewegungen und Veränderungen des von ihren Einflüssen abhangenden Kosmos, die regelmässigen, wie die ausserordentlichen, scheinbar regellosen, das menschliche Dasein in seinem Verlaufe bedingen und bestimmen, während sie sich in der wechselnden Erscheinung der Materie nur als in ihrem sinnlichen Substrat der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen offenbaren, ohne derselben immanent zu sein[2]). Dieses hervorzuheben ist aber auch mit Rücksicht auf die bildende Kunst deswegen von Bedeutung, weil diejenigen Religionen, die ihren Cultus der Natur als Materie oder die

---

wie er sich im nationalpoetischen System darstellt, zum Theil auf diesem geschichtlichen Wege des Mythenaustausches und der Mythen- und Cultcombination entstanden sei, verkenne ich keineswegs, stimme vielmehr bis auf die in der genannten Abhandlung angegebenen Punkte mit Welcker's Darstellung, Götterlehre 1 S. 16 f., überein, nur gegen die ausschliessliche und principielle Ableitung des Polytheismus als solchen, wie sie in H. D. Müller's Mythol. d. griech. Stämme vorgetragen ist, und fast eben so einseitig in C. F. Hermann's Culturgesch. d. Gr. u. R. I S. 49 ff. auftritt, muss ich mich, mit vielen Andern in Uebereinstimmung, bestimmt erklären.

[1]) Vgl. meine angef. Abhandlung S. 31. N. 65. [2]) Vgl. Welcker a. a. O. 1 S. 216, Preller a. a. O. S. 349.

ihn Naturobjecten, sei es belebten oder unbelebten, als solchen zuwandten, die Religionen, die, als Fetischismus nach dessen richtiger und engerer Definition[1]), oder als Astrolatrie, Gäolatrie, Pyrolatrie, Zoolatrie sich gestaltend, die Gottheit als in der Natur immanent fassten. sich für die bildende Kunst unfruchtbar erwiesen haben, und sich unfruchtbar erweisen mussten, weil ihre Auffassung des Göttlichen dem entgegensteht, worauf letzthin die der Kunst günstige und gemässe Religionsgestaltung beruht, der freien menschlichen Personification. — Und eben diese freie Personification muss als die erste Entwickelungsstufe derjenigen Religion gelten, welche auf dem Cultus der Kräfte der Natur beruht, weil sich die an und für sich sinnlich unfassbaren Kräfte, die nur in ihrer Wirkung auf die Materie in die Erscheinung treten, nicht unpersönlich, nicht anders als nach der Analogie willensbegabter Individualitäten denken oder vorstellen lassen. Es genügt desshalb auch nicht, zu sagen, die Naturreligion führe leicht zur Personification[2]), sondern man muss die Personification als unmittelbar nothwendig und als die einzig mögliche primitive Gestaltungsform der Naturreligion ansprechen, vor deren Auftreten man die Religion auch nur als potentia nicht schon als actu vorhanden statuiren kann. Ueber das Stadium der Personification hinaus, in welchem die Götter als Geister der Natur erscheinen, können wir deshalb die Geschichte der griechischen Religion nicht verfolgen; das Wort *δαίμων*, mit dem alles Göttliche bezeichnet wird, ist für unsere Forschung ein Urwort und bedeutet den Wissenden oder den Geist[3]), bezeichnet also die Götter allgemein als Geister, während sich ihre Individualität nicht minder ursprünglich in den schon erwähnten Einzelnamen und Beinamen manifestirt. Und hier ist nun darauf hinzuweisen, dass sowie in den Namen und auch in den Beinamen, mit geringen und keineswegs unstreitigen Ausnahmen[4]), durchaus die Analogie des Menschlichen festgehalten ist, so die griechischen Götter der Hauptsache nach als Wesen menschlicher Analogie in die Geschichte treten, was auch durch die Thatsache einer vorhanden gewesenen Thiersymbolik nicht angefochten wird. Denn das Thiersymbol hat in Griechenland nicht sowohl das Wesen und die Gestalt der Gottheit in ihrer Totalität darstellen sollen, wofür ein sicherer Beweis darin liegt, dass es in Griechenland keine heiligen, d. h. als Gottheiten oder Incarnationen derselben verehrten Thiere gegeben hat, ja dass selbst die Ansätze der Zoolatrie fehlen, sondern das Thiersymbol hat vielmehr nur dazu gedient, gewisse hervorragende Eigenschaften der Gottheit, für welche es der jungen Sprache am Ausdruck gebrach, durch ein sinnlich greifbares Bild vergleichungsweise zu veranschaulichen[5]). Dass übrigens diese Thiersymbolik, insofern ihre Bildlichkeit verkannt und vergessen wurde, die ideal menschliche Entwickelung der Gottheiten oder einzelner unter ihnen beeinträchtigt und getrübt habe, soll nicht geläugnet werden, in welchen Fällen und bis zu welchem Grade dies geschehen sei, kann hier nicht untersucht und nachgewiesen werden; hier kommt es darauf an, festzustellen, dass die Thiersymbolik die rein menschliche Gestaltung der Götter in der Hauptsache nicht zu unterdrücken vermochte[6]), so dass wir überall in der ältesten Periode, in den Urmythen

---

[1]) Von C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer § 18. N. 14. [2]) Welcker a. a. O. 1. S. 231, vgl. m. angef. Abhandl. S. 24. [3]) Welcker a. a. O. 1. S. 1295, 138 f., Preller, griech. Mythol. 2. Aufl. 1 S. 87. [4]) In den von der Thiersymbolik hergenommenen, deren Auffassung fraglich ist; zum Theil sind sie wohl phonetisch, wie Lykeios, zum Theil geben sie das Gebiet der Wirksamkeit an, wie Karneios, Hippios, den Apollon als den der Schafe, nicht 'Schafapollon', den Poseidon als den der Pferde, oder jenen als Wolken-, diesen als Wellengott bezeichnen. [5]) Anders freilich Welcker a. a. O. 1. S. 59 ff. [6]) Welcker a. a. O. S. 62 hebt hervor, dass die Thiersymbolik sehr früh vor dem Geiste der hellenischen Religion zurückgewichen

nicht weniger als in den Namen menschenartig gedachten und nach menschlicher Analogie handelnden Göttern begegnen,

Ein so grosses Gewicht nun aber auch nach der eben gegebenen Entwickelung auf die primitive Personification gemäss dem Natureindrucke der Gottheiten fällt, und so folgenreich dieselbe in ihren, bis in die höchste Ausbildung der Göttercharaktere und Persönlichkeiten reichenden Consequenzen ist, so darf man doch nicht verkennen, dass die primitive Personification selbst von dieser vollendeten Ausprägung einer wirklichen, ganzen und lebensfähigen, in sich abgeschlossenen und plastischen Götterpersönlichkeit noch sehr weit absteht. Die ganze Grösse dieses Abstandes wird fühlbar, wenn wir die schwankenden und unklaren Personificationen der vedischen Hymnen[1]) mit der Gestaltenklarheit besonders der Hauptpersonen des homerischen Götterthums vergleichen, während wir in der graduell sehr verschiedenen Bestimmtheit, mit der uns die Bilder der untergeordneten und der mit der Natur in ihrer ursprünglichen Bedeutung concreter gebliebenen Gottheiten entgegentreten, die verschiedenen Stufen, über welche der Uebergang von der primitiven zu der vollendeten poetischen und kunstgemässen Personification erfolgte, mehr oder weniger deutlich wahrzunehmen und zu beobachten im Stande sind. Zugleich aber beweist uns diese verschieden gesteigerte Entwickelung der Götterpersönlichkeiten, welche in den am meisten und von den edelsten Stämmen verehrten Gottheiten ihren Höhenpunkt erreicht, dass sie, wenn auch selbst ein Werk der Poesie, bedingt ist durch die mit dem Fortschritte der Bildung zusammenhangenden Fortschritte und Steigerungen der Religion selbst und ihrer Auffassung des Göttlichen. Während nun aber die primitive Personification bedingt ist durch die Offenbarung der Götter in der Natur und während wir bei ihr jeden Gedanken an Willkühr oder Zufall auszuschliessen haben, ist die vollendete Personification durchaus als ein Kind der freien Phantasiethätigkeit aufzufassen, der im Wesentlichen die Aufgabe zufällt, die in der primitiven Personification gegebenen Merkmale und die von ihr betonten Eigenschaften zum Charakter und zu der diesem Charakter entsprechenden Persönlichkeit zu complettiren, etwa so, wie wir aus einzelnen überlieferten Eigenschaften und Charakterzügen eines Menschen uns ein Gesammtbild von dessen Charakter und, je nach dem Grade unserer künstlerischen Begabung, mit grösserer oder geringerer Lebhaftigkeit auch von dessen Persönlichkeit construiren. Durch dieses freie und mächtige Eingreifen nun der Phantasie in die Götterbildung werden die Götter zu Schöpfungen des Menschengeistes, was sie bei ihrer Offenbarung und in ihrer objectiven Existenz in der Natur nicht waren, und als solche müssen sie, während die gegebenen Grundzüge ihres Wesens ihre einförmige Ausprägung nach dem absoluten und allgemeinen Begriffe des Göttlichen verhindern und die dauernde Mannigfaltigkeit ihrer Typen gewährleisten, mit der wachsenden Bildung des Menschengeistes ebenfalls wachsen und auf diesem Wege endlich bis zu den höchsten und reinsten Idealen der Poesie und der bildenden Kunst sich erheben, während ihnen obendrein die grösste Verschiedenheit der individuellen Auffassung und Gestaltung durch den Geist und die Phantasie jedes Einzelnen, jedes Dichters und jedes Künstlers garantirt bleibt. Dieses Aufsteigen bis zum reinen Ideal und diese Freiheit individueller Gestaltung, das Lebenselement des dichterischen wie des künstlerischen Schaffens ist

---

ist, und nur in einzelnen Gegenden als Beimischung zu ihren Göttern sich im Gedächtniss dunkel und unbestimmt behauptet hat, unberührt von der nationalen Cultur und Mythologie. Den Gegensatz der ägyptischen Thiersymbolik und Zoolatrie hebt er S. 63 scharf hervor.

[1]) Max Müller b. Welcker a. a. O. 1. S. 226 f.

aber denjenigen Religionen abgeschnitten, welche ihre Gottheiten nicht mit frei thätiger Phantasie ergriffen, sondern welche sich zum Ausdruck der ersten wahrgenommenen, das Wesen bestimmenden Merkmale des Symbols bedienten, es sei dieses welches es sein mag. Denn das durchaus bedeutsame Symbol, in welchem das Wesen der Gottheit ahnungsvoll angedeutet ist, ist keiner weiteren Entwickelung fähig, weil es das, was es als sinnliche Stellvertretung des Uebersinnlichen und Ueberschwänglichen conventioneller Weise ausdrücken soll, so lange diese Convention besteht, in der That vollkommen ausdrückt, also nur aufgehoben und durch eine andere Ausdrucksweise verdrängt und ersetzt, nicht aber, so lange es besteht, fortgebildet werden kann[1]).

Der Hauptträger der menschlich idealen Entwickelung des griechischen Götterthums, dem wir als der Grundlage der künstlerischen Darstellung des letzteren besonders nachzufragen haben, ist nun nicht sowohl der Glaube, die religio im engeren Sinn, als vielmehr der Mythus und ganz besonders die Sage. Denn der Glaube, welcher die Gottheit besonders in ihrem Verhältniss zum Menschen im Verlaufe seines von ihr bedingten und geleiteten Lebens und in Beziehung auf alle, von der Gottheit übermächtig verliehenen und verhängten Schicksale auffasst, der Glaube muss die Gottheit immer in ihrer Ueberschwänglichkeit und Erhabenheit über alles Natürliche und Menschliche zu fassen suchen, und er wird sie, trotz der im primitiven Polytheismus der Universalität entgegenstehenden speciellen Beziehung jeder einzelnen Gottheit auf ein bestimmtes Machtgebiet in der Natur und im Menschenleben, stets in mehr oder weniger grosser Allgemeinheit nach dem Begriffe des Göttlichen schlechthin darstellen oder darzustellen streben. Und in der That dürfen wir die tiefgeprägten Spuren dieser universalisirenden Wirkung des Glaubens selbst im homerischen Götterthum nicht verkennen; sie liegen klar zu Tage in der Thatsache, dass auch in den homerischen Gedichten eine gewisse Summe von Eigenschaften und Kräften als allgemeines Prädicat aller Götter erscheint, und dass, gleichwie sie alle mit dem gemeinsamen Namen als θεοὶ und δαίμονες bezeichnet werden, sie auch ausser in je ihrem besondern Machtgebiet über dieses hinaus nach dem Gemeinbegriff des Göttlichen in das Leben der Menschen ja in das der Natur eingreifen. Wird nun auch durch diese im engeren Sinne religiöse Auffassung die Gottheit ohne Zweifel und zwar selbst im Widerstreite gegen den Mythus begrifflich gesteigert, so liegt in derselben ein nicht zu verkennendes antipolytheistisches Prinzip, welches die mythologische Besonderheit der einzelnen Gottheiten zu verwischen und aufzuheben strebt, und welches somit das in Gefahr bringt, was wir auf seiner frühesten Entwickelungsstufe als Lebenselement der künstlerischen Darstellung des Götterthums angesprochen haben, die Vielheit und die charaktervolle Mannigfaltigkeit in dieser Vielheit. Diesem verallgemeinernden Prinzip des Glaubens wirkt nun zunächst und zumeist der Mythus entgegen, welcher den Gott ohne Rücksicht auf den Menschen in seinem Verhältniss zu andern Göttern darstellt, die Wendepunkte seines thätig gewordenen Wesens fixirt, ihm ein Schicksal gibt und ihn von andern bedingt so gut wie andere bedingend zeigt, ihm folglich seine Unendlichkeit und Ueberschwänglichkeit nimmt und ihm dafür seine Individualität und sein abgegrenztes Machtgebiet vindicirt. Und wenn nun die an und für sich seiende, Natur und Menschenleben durch ihren Willen in wunderbarer Weise bedingende Gottheit ausserhalb menschlicher Analogie wenn auch nicht fassbar und vorstellbar war, so doch als unmessbar über dieselbe gesteigert geglaubt und ahnungsvoll

[1]) Vgl. m. Gesch. d. griech. Plastik 1. S. 207.

empfunden werden konnte, so war dagegen die mythische, handelnde und leidende Gottheit und es war ihr Dasein und Schicksal durchaus nur nach der Analogie des Menschlichen denkbar und vorstellbar. Der Mythus also, der wesentlich eine Fortsetzung und eine Consequenz der Personification ist, erscheint als ein hauptsächlicher Vermittler der menschenartigen Vorstellung von den Göttern, die er aus im Glauben ewigen und uranfänglichen (ἀειγενεταί) zu geborenen, aus seeligen und heiligen zu liebenden und hassenden, von Leidenschaften durchglühten, aus allmächtigen zu bedingten und zu leidenden macht. So wesentlich aber auch der Anthropismus des griechischen Götterthums durch die überaus rege Thätigkeit eines reich entfalteten und üppig nach allen Seiten wuchernden Mythus bedingt sein mag, vollendet, und namentlich abgeklärt wurde die Vermenschlichung der Gottheit doch erst durch die Sage, welche sich auf hervorragende Einwirkungen der Gottheit auf das Leben ihrer Verehrer bezieht und in diesen das Wesen derselben exemplificirt. Denn während der Mythus die Gottheit in dem ihr eigenen Kreise und unter Ihresgleichen handelnd und leidend darstellt, als über manche Bedingungen des menschlichen Daseins erhaben und nicht selten in einer Weise, welche die allgemeine Analogie des Menschlichen durch ein Wunder, durch ein nur in der Götterwelt Mögliches unterbricht — es möge nur an Kronos' Kinderverschlingung, an Athenes und Dionysos' Geburt, an mancherlei Verwandlungen besonders des Zeus erinnert werden — oder während der Mythus Begebenheiten schildert, die in ihren Hebeln und Erfolgen übermenschliche Dimensionen annehmen — es sei nur der Titanenkampf in seinem ganzen Verlaufe erwähnt — während der Mythus endlich keine Beziehung der Götterwelt zur Menschenwelt ausdrückt und durch dieses Alles die eine von der andern scheidet: muss die Sage, welche die Gottheit in ihrem unmittelbaren und von den Menschen wahrgenommenen Eingreifen in das Thun und Treiben der Menschen darstellt, sie dem Menschen in trauliche Nähe des Zusammenwirkens zu gemeinsamen Zwecken rückt, dieselbe auch vollkommen nach Analogie des Menschlichen handelnd, sich kundgebend, und in einer menschlichen Sinnen fassbaren Gestalt — und das ist wo es nicht die thierische sein kann nur die menschliche — erscheinend und sich offenbarend darstellen.

Ich brauche nun wohl hier nicht zu beweisen, dass die alten Griechen der guten Zeiten im besten Sinne des Wortes fromm und gottergeben waren; denn ihre Frömmigkeit, welche sich von Homer an bei ihren grossen Dichtern und Denkern so oft in wahrhaft ergreifender Weise ausspricht und welche noch neuerdings von Männern wie Nägelsbach und Welcker[1]) betont und geltend gemacht worden ist, dürfte wohl von keinem Kundigen bezweifelt werden, ebenso wenig wie die andere Thatsache, dass die Griechen, trotz ihrem Mythus, eine grosse Idee vom Göttlichen, eine erhabene und würdige Auffassung der Gottheit besassen, die sich nicht minder in der mythischen Anschauung der Dichter, wie in den philosophischen Umdeutungen des Mythus, wie endlich in seiner und des populären Götterthums Negirung durch die Philosophie ausspricht, als diese Form zu klein und dieser Rahmen zu eng geworden war für die hochliegenden Ideen grosser, von der Ahnung der absoluten Gottheit erfüllter Geister. — Ich brauche ferner an den unendlichen Reichthum und die schöne Entwickelung des Mythus[2]) in der Ἑλλὰς μυθοτόκος auch nur zu erinnern und müsste fürchten, etwas

[1]) Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 211—21, Welcker a. a. O. 2. S. 62 u. 190 f.; vgl. auch die von Hermann, Gottesd. Alterth. § 1 N. 7 u. in den Noten zu § 8 angeführten Schriften.

[2]) Grote, Hist. of Greece 1. 486, Welcker a. a. O. S. 65.

sehr Ueberflüssiges zu thun, wenn ich auf die ebenso reiche und ebenso schöne Entwickelung der Sage und der Sagenpoesie, sowie auf die ausserordentliche Verbreitung und Popularität der letzteren, namentlich der homerischen, von der wir uns, trotz Allem, was wir darüber wissen, doch nur schwer eine hinlänglich lebendige Vorstellung machen können, näher als in dieser Andeutung eingehen wollte. Und so eile ich zum Schlusse und versuche es, die hier vorgetragene Ansicht von dem Verhältniss der griechischen Religion in ihrer Ausbildung zur bildenden Kunst in einem Satze zusammenzufassen.

Das glückliche und energische Zusammen-, Miteinander- und Gegeneinanderwirken der zuletzt hervorgehobenen drei Factoren: erstens eines tiefen, frommen und lebendigen Glaubens, welcher die Idee der Gottheit hoch erfasste und die Religion vor der ihr durch den Mythus drohenden Veräusserlichung und Verflachung bewahrte, während er der bildenden Kunst die erhabene Aufgabe stellte, das von ihm erfasste Uebermenschliche und Uebersinnliche in den Formen des Menschlichen und Sinnlichen auszudrücken; zweitens eines höchst reichen Mythus, welcher die Sonderbedeutung der einzelnen Gottheiten festhielt und ausprägte und der bildenden Kunst wie der Poesie eine Fülle interessanter und grossartiger Bilder voll von künstlerisch wie poetisch höchst fruchtbaren und durch den Reiz des Wunderbaren über die Menschengeschichte erhabenen Situationen darbot; endlich einer lebensvollen Sage, welche die rein menschliche Gestaltung der Gottheit immer klarer herausbildete, und doch zugleich in ihrem Menschenthum und ihren Helden und Halbgöttern einen Gradmesser für die Grösse und Schönheit des über dieses Menschenthum erhabenen Götterthums darbot; das Zusammen-, Mit- und Gegeneinanderwirken dieser drei Factoren hat die griechische Religion zur günstigsten Voraussetzung und zur festesten Grundlage der Poesie und der bildenden Kunst gemacht.

Vierte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher zuerst den Prof. Dr. Julius Braun aus München einlud, den angemeldeten Vortrag zu halten. Derselbe verbreitete sich

Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise

also:

Geehrte Herren!

Ich möchte Ihnen die Grund- und Kernfrage aller Alterthumsstudien vorlegen, eine Frage ohne deren richtige Lösung auf bleibende Resultate weder auf nordischem noch indischem, weder auf hellenischem noch semitischem Boden zu rechnen ist. Bei der kurz gemessenen Zeit muss ich sie ohne alle Einleitung aufstellen, die Frage: Ob die menschliche Kultur an zwei verschiedenen Orten, etwa in Aegypten und Innerasien, oder gar an noch mehreren von vorn angefangen — diess ist die gegenwärtig herrschende Anschauung — oder ob das geistige Grundkapital der Menschheit bereits am ältesten Kultursitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldaea, von Chaldaea aber sowohl nach Indien als dem europäischen Norden, zu den Phönikern und Hebräern, wie nach Griechenland und Italien. Diess ist die Anschauung, die ich selber hier vertreten möchte. Ich läugne also die uranfängliche Selbstständigkeit eines

sog. indogermanischen Ideenkreises, und muss demzufolge bereit sein, jede indogermanische Idee oder Ideengruppe, jede irgend wesentliche Sage sofort auf eine semitische und durch diese hindurch auf eine ägyptische Wurzel zurückzuführen.

Um das mit möglichst geringem Zeitverlust thun zu können, müssen Sie mir erlauben, meinen eigenen Plan erst vorzulegen — einen Plan, der allerdings den Anspruch macht, das ganze unermessliche und sonst hoffnungslose Chaos der menschlichen Sagen- und Ideenwelt zu schlichten bis auf den untersten Grund. — Dieser Plan ist äusserst einfach. Er besteht lediglich in der Wahrnehmung, dass die ägyptische Urgeschichte, die Reihe der ägyptischen Götterregenten oder Patriarchen, und zwar grossentheils noch mit denselben Namen, in der Urgeschichte eines jeden Kulturvolks wiederkehrt. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinandergegangen in so viel neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen und Auffassungen hatte. Wir erkennen die Bruchstücke der ägyptischen Patriarchen in den hebräischen der Genesis, den parsischen des Avesta und Schahname, den indischen der Veden und Puranen. Sie begegnen uns wieder bei Sanchuniathon und Hesiod, bei Homer und in der Edda. Es ist die ägyptische Patriarchengeschichte, welche bruchstückweis, oder auch unter verschiedenen Namen an demselben Platz mehrfach übereinandergegipfelt, uns vorliegt in der Urgeschichte von Kreta und Iolkos, Troja, Athen, Eleusis, Thespiä, Theben, Orchomenos, Kalydon, zu Megara und Sikyon, Korinth, Argos, Sparta, Lykosura, in Latium und Rom, bei den Kelten und Germanen. Sie wurde nach Griechenland herübergeschoben und nach dem Naturgesetz der Sage angeknüpft an alle neuen Lokale durch kanaanitische Wanderung, und wurde durch ägyptische Wanderung hinübergetragen nach Chaldäa, dort wo der ganze Boden in hundert und aber hundert Anzeichen auf eine Grundlage ägyptischer Kultur zu schliessen zwingt. Wir finden die ägyptische Göttergeschichte in den Ursagen Babel's und Ninive's, und da von Babylon aus das ganze übrige Asien bestimmt ist, auch in der Urgeschichte von Tyrus und Sidon, wie in jener von Kaschmir und Ajodja wieder. Man wird einsehen, dass, wenn es so ist, wenn wir in der That im Stande sind an allen diesen Plätzen dieselbe Sagenkette, getragen von denselben Figuren, nachzuweisen, dass dann in der That ein Ordnungsprincip gegeben und Aussicht ist, jedes abgefallene Blatt vom gemeinsamen Stammbaum aller menschlichen Ideen wieder an den richtigen Zweig des richtigen Asts zu setzen. Es sind etwa 1400 Götter und Heroen, die zu sortiren und auf dem Weg nüchterner Vergleichung historisch auf wenige Grundformen zurückzuführen waren. Da auf jede dieser Figuren im Durchschnitt 8—10 Merkmale kommen, die erwogen werden mussten (manche haben viele hunderte) — so sind es im Ganzen etwa 12,000 Merkmale, d. h. ebensoviel Fragen, die an das gegenwärtige System zu richten waren und die Jedermann wieder daran richten darf.

Eh' ich Sie auffordern darf, Einsprache zu thun oder Rechenschaft über diese und jene Einzelheit zu verlangen, muss ich nothwendig erst die Grundzüge der ägyptischen Ursage vorführen und die Wanderungsstationen andeuten, die von den Hauptfiguren jener Ursage Osiris und Typhon, Agathodämon und Kronos, eingehalten wurden. Diese vier Figuren sind die vier Hauptäste am Stammbaum der Ideen, und wenn wir sie durch das ganze Chaos wogender Nebel zu verfolgen im Stande sind, dann ordnet alles Weitere sich von selbst. Möchte aber Jeder, der zum Widerspruch bereit ist, sich selber erst prüfen, ob denn seine Ungunst aus etwas Anderem hervorgeht, als aus vermeintlich innerer Nothwendigkeit und speculativem Bedürfniss, und ob er denn auch die nöthige Kenntniss hat, die Alles erschöpfende Detail-

kenntniss von Marokko bis nach Indien und von Island bis Aethiopien — denn wo diese Kenntniss abreisst, ist für Alles, was fehlt, in der That das hergeerbte Vorurtheil der schlechteste Ersatz.

Die Aegypter kannten erstens ein System von kosmischen Begriffen, Götter welche Theile der Welt sind und aus denen die Welt ohne Lücke sich zusammensetzt: Schöpfergeist (Pan, Eros) und Urfeuer (Phtah, Hephästos), Himmel und Erde, oberer Raum und Unterwelt, Sonne und Mond — Alles inmitten einer weltumfangenden Urgottheit. An dieses System von kosmischen Begriffen hat als zweites Element eine Gruppe sagengeschichtlicher Figuren wie ein menschenerfülltes Schiff an den Ballon sich angehängt. Es ist die Familie des Osiris. Was man auch später von kosmischen Begriffen in den Osiris herabzog (nämlich alle Schöpfungskräfte, sowie in seine Gemahlin Isis die ganze weibliche Hälfte der Natur) — so ist seine Familie doch von Ursprung rein menschlich und nichts Anderes als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus. Osiris ward heimtückisch ermordet von seinem Bruder Typhon, und dieser Bruderhass scheint seine Wurzel zu haben in dem angeblichen Versehen des Osiris, der einst seine Schwägerin Nephthys, des Typhon Gemahlin, für seine Gemahlin Isis hielt. Isis bekam noch einen Sohn so spät nach Osiris' Tod, dass Osiris unmöglich mehr der Vater sein konnte. Darum ward sie angeklagt von Typhon, durch ein wohlmeinendes Göttergericht aber freigesprochen. Derselbe Typhon hat seinen Vater Kronos umgebracht und seiner eigenen Mutter Rhea Gewalt angethan. Man wird einsehen, dass hier jeder Versuch, physikalische und philosophische Ideen unterzuschieben, schlecht am Platze wäre; dass wir nichts vor uns haben als eine rein menschliche und sehr menschliche Sagengeschichte. Gleichwohl haben ihre Figuren, diese Gründer des ersten Menschenstaats und Wohlthäter Aegyptens, auf die man frühzeitig auch kosmische Aemter, das Erbe der kosmischen Götter, übergehen liess, einen reichen Kultus an sich gezogen und von ihm umgeben ihre Wege ins Ausland gefunden. Diese Wege sind es, von denen ein vorläufiger Ueberblick noth thut.

Osiris, der ermordete, bereits in Aegypten in wiederkehrender Feier vielbeklagte Gott, dessen Mumiensarg von Aegypten nach der Libanonküste hinüberschwamm und dort in eine Tamariske einwuchs — er heisst in Phönikien zuerst Adonis, 'mein Herr', und ist gleichfalls ein frühverstorbener und vielbeklagter, von dem Eber (Typhon-Ares) ermordeter Gott. Weil der Sarg des Osiris in einen Baum einwuchs und sammt diesem als Säule unter das Dach des Königs von Byblos gestellt, von Isis aber gefunden und aus der Tamariske gelöst wurde, weiss die phönikische Sage auch von Adonis, er sei aus einem Baum, einer Myrrha, einer Myrike (Tamariske) geboren. Er ist der Zeus Demarus des Sanchuniathon, Zeus in der Tamariske, Baal Thamar (König Tamurath der Parsensage); Zeus Endendros (Zeus im Baum) der Rhodier und Dionysos Perikionios, der von der Säule umschlossene Dionysos, in Theben. Er ist jener Thammuz (der 'Begrabene'), den die hebräischen Weiber zu Jerusalem beweinten, wie seine Mitgötter, seines traurigen Endes wegen, nach sabischer Sage zu Babylon. Er ist der syrische Hadad (der 'Vermisste'), in Kleinasien Attes, der verstümmelt wurde wie Osiris, und von seiner Mutter oder Geliebten, Rhea-Astarte oder Isis, gesucht und beweint wird, wie Osiris und Adonis. Ein Rest der Osirissage begegnet uns wieder in allen jenen syrischen und kleinasiatischen Heroen, die einen Klagekultus eigen haben, wie Linos, Mariandynos, Lityerses, Bormos, Marsyas, Memnon. Nichts Anderes ist der sagengeschichtliche Theil des hellenischen Zeus — jenes Zeus, der gestorben und auf Kreta begraben ist —, und denselben ägyptischen Gott, wie die Alten selber nicht anders wissen, wiederholt der hellenische

Dionysos, der wie Osiris zerrissen und wie Osiris Herr in der Unterwelt wurde (Dionysos-Hades, der Todtenrichter und Erlöser), von dem man aber nichts desto weniger auch ein Grab auf der Oberwelt und zwar zu Delphi zeigte. Ein weiteres verblassteres Nachbild des unterweltlichen Dionysos-Osiris ist der gleichfalls zerrissene und in die Unterwelt steigende Orpheus; ein Nachbild des staatgründenden, getreidebaufördernden oberweltlichen Osiris ist der hellenische Erfinder des Pflugs, Rhea-Demeters Liebling, Triptolemos zu Eleusis. In der letzten Verzweigung des Osiris-Astes steht der nordische Balder, gleichfalls ein schöner junger Gott, den der tückische Feuerdämon Loki, wie Typhon den Osiris, durch fremde Hand ermorden lässt — Balder, um den die ganze Schöpfung weint, wie um Thammuz und Adonis, und aus dessen Blut eine lichte Blume sprosst, wie aus Adonis' Blut. Im Ganzen kehrt Osiris etwa unter 150 verschiedenen Namen und Formen wieder.

Nicht minder bedeutsam ist Typhon, sein feindlicher Bruder und Mörder, für Aegypten und die übrige Welt geworden. Typhon war der Kriegsgott der Aegypter, der die Könige im Bogenschiessen unterrichtet. Wie dem Osiris die wohlthätige Sonnenwärme, so wurde ihm der Chamsin, der Gluthwind der Wüste, zugeeignet, und als Sturmgott wurde er auch Meeresgott. Derselbe Gluthwind gab aber Anlass, auch den kosmischen Urfeuergott Hephästos selber in ihn herabschmelzen zu lassen und namentlich in dieser Vereinigung ist es, dass wir den vormals sagengeschichtlichen Typhon an allen Enden wieder treffen. Er ist Baal Chamman, der Gott der Gluthitze, Moloch der Kanaaniter; er ist der Ariel, das Feuer Gottes, von Moab, Ares Pyroëis, der Feuerplanet Mars. Er ist der Baal Thuras, der Kriegsgott der Assyrer, Ares Thuros der Griechen, denn Thor, Thore ist ein ägyptischer Name des Feuergottes. Dieser Name kehrt wieder in Tur, dem kriegerischen Stammvater der Turanier; im indischen Turvasa; dem nordischen Kriegsgott Tyr; im italischen Turnus, dem Feind des Aeneas-Adonis; im Tyrrhenus u. s. w. Wiederholungen Typhons sind der babylonische Nimrod und Orion, der phönikische Usoos-Esau, der parsische Huschenk; sämmtlich wie Typhon wilde Jäger und Erfinder des Feuerdienstes. Wie Typhon kämpfen der babylonisch-phönikische Perseus (Bore-Seth, Typhons gewöhnlicher Name in Aegypten) und der lykische Bellerophon mit einem Ungeheuer, welches nichts als ein ägyptisches Hieroglyphenbild der von Typhon in Aegypten bekämpften Göttin der Weltordnung (der Leto von Buto) ist. Da Typhon der allverehrte Kriegsgott sowohl der kanaanitischen Herrscher in Aegypten, der sog. Hyksos, als der Pharaonen war, kann es nicht überraschen, wenn er theilweis sich zu heilsamen Thaten ausbildet, und die von ihm bekämpften Götter zu bekämpfenswerthen Ungeheuern werden. So kämpft Typhon unter dem Namen Oedipus zu Theben mit der Sphinx, d. h. mit derselben Straf- und Weltordnungsmacht (nicht zu verwechseln mit 'dem' Sphinx), die als Chimära dem Bellerophon, als Meerungeheuer Keto oder Derketo dem Perseus begegnet. Um anzudeuten, welcher Art die Merkmale sind, die eine Figur zum Typhonserben stempeln, wollen wir einen Augenblick bei diesem Oedipus verweilen, dem Niemand auf den ersten Anblick den ägyptischen Kriegs- und Sturmgott ansehen würde. Aber Oedipus hat seinen Vater umgebracht, wie Typhon: hat mit seiner Mutter sich vermählt wie Typhon. Er ist blind wie eine Menge aus der Typhonwurzel stammender Figuren, als da sind: der blinde Mars der Sabier, Ares Myopios der Griechen, der geblendete Orion, Bellerophon, Anchises, Polyphem, der Dionysosfeind Lykurgos, der blinde Hödur im Norden (Balders eigentlicher Mörder), der einäugige Hagen u. s. w. — so verschieden die Sage auch alle diese Blindheiten zu motiviren sucht. Oedipus heisst wörtlich 'Schwellfuss', eine Erinnerung an die Nilpferdefüsse des Typhon; wird

wie Typhon als Kind von seinem Vater verfolgt; ist Sohn des Laios und Vater eines feindlichen Brüderpaares, denen vollkommen entsprechende Figuren bereits in der phönikischen und hebräischen Auffassung der Typhonssage gegenüber stehen. Wir haben hier nicht den Raum zu einer Ausführung, und es soll nur eine Ahnung gegeben werden, wie mit Hülfe dieser Methode sich aufräumen lässt, und wie auf diesem Weg an psychologischer Möglichkeit und Begreiflichkeit der Sagen mindestens so viel gewonnen wird, als an einem gewissen confusen Ideenreichthum, den man sonst wohl voraussetzt, verloren geht. Da Typhon bereits in Aegypten Meeresgott ist und das Salz der 'Schaum des Typhon' heisst, muss Typhon auch wiederkehren in den phönikisch-griechischen Meeresgöttern Pontos, Glaukos, Poseidon. Poseidon (Pi-Seth, Typhons ägyptischer Name mit Artikel) ist wie Typhon zugleich Erdbebengott, Rossgott und feindlicher Bruder des Osiris-Zeus. Da dem Typhon in Aegypten das Nilpferd heilig ist, woraus auf griechischem Boden ein Landpferd werden musste, treffen wir das Pferd als heiliges Thier einer ganzen Reihe der aus Typhon losgeschälten Figuren wie Poseidon, Ares (Hippios), Hippolytos, Diomedes, Bellerophon (Hipponoos), Anchises, Erechtheus u. s. w. Auch von Typhon giebt es, bis in die nordischen Götter Loki, Uller, Freyr u. s. w., bis in die indischen Rudra, Schiva Vritra u. s. w. etwa 150 verschiedene Gestalten, welche sämmtlich nicht minder die kosmischen Elemente Typhons (Sturm, Feuer), als den sagengeschichtlichen Anhang (seinen Vater- und Brudermord, seine Himmelsstürmung, sein Verhältniss zu der eigenen Mutter, z. B. in der Gewaltthat des pferdegestaltigen Poseidon an der pferde-, in Aegypten an der nilpferdegestaltigen Rhea-Demeter) wiederholen.

Aber noch über Osiris und Typhon hinaus dürfen wir die rein menschliche Sagengeschichte verfolgen, und dürfen auch noch die Eltern der Beiden, Kronos und Rhea, in diese Sagengeschichte hereinziehen. Auch Kronos und Rhea, ägyptisch Seb und Netpe, sassen auf dem Reichsthron Aegyptens, sind gestorben und begraben, und sind untrennbar von der an menschlichen Tugenden und Schandthaten reichen Familie der sterblichen Götter Aegyptens. Aber auch mit ihnen ist die letzte Grenze menschlicher Erinnerung noch nicht erreicht, sondern diese wird bezeichnet durch Agathodämon, den Beherrscher des goldenen Alters, Vorgänger des Kronos auf dem Reichsthron Aegyptens und bald als Vater, bald als Bruder des Kronos gedacht. Er wurde durch Kronos vom Thron gestürzt, ins Weite gejagt und entmannt. Die Entmannung ist ägyptische Siegersitte, kommt in der ägyptischen Götter- und Menschengeschichte noch öfter vor und ist am obersten Nil heute noch üblich. Mit der Frau dieses Agathodämon, mit Rhea-Okeame, stand Kronos vorher schon in verbotenem Umgang, und von Rhea's Kindern wird gewöhnlich Osiris und Isis dem Agathodämon, Typhon dem Kronos zugeschrieben. Allerdings hat man nachmals in jenem Beherrscher des goldenen Alters, das von Kronos, der Paradiesesschlange, zerrissen wird, alle wohlthätigen Schöpfungskräfte verkörpert gedacht, wie in Kronos die zerstörende Urzeit — hat den sterblichen Agathodämon zusammenschwinden lassen mit dem Urgeiste Amun-Kneph, der die Welt in Schlangengestalt umfangen hält und in Bewegung setzt, und darum ägyptisch Em-Pe (Emeph), Beweger des Himmels, heisst. Es ist der griechische, von Kronos entmannte Uranos. Dieselbe weltumfangende Schlange, dieses Bild der Allgegenwart, ist auch als Strom gedacht, der die Welt kreisrund umfliesst und als Nil in sie hereinlenkt, Okkam, Okeanos. Okkam ist der ägyptische Name des Nil und noch Herodot glaubt die Meinung bekämpfen zu müssen, dass der Nil ein Ausfluss des Okeanos sei. Aber nicht nur im Okeanos und Nil (Jupiter Nilus) ist der Urgeist verkörpert, sondern auch in der Sonne, Amun als Sonne, Amun-Re. So kommt es, dass

statt des Agathodämon auch Helios als früherer, dem Kronos feindlicher Gatte der Rhea genannt wird. Diese Entwicklung, die wir hier im Einzelnen nicht mit den Zeugnissen (des Plutarch, Manetho u. s. w.) zu belegen Raum haben, muss man festhalten, um zu begreifen, wie dieselbe Figur zugleich Uranos und Okeanos, Helios und sterblicher Beherrscher des Paradieses sein kann. Mit allen diesen Eigenschaften und Aufgaben begegnet sie uns an bedeutsamster Stelle in allen bedeutsamsten Sagen und Religionen an allen Enden der alten Welt wieder.

Durch Aufnahme jener kosmischen Elemente war Agathodämon allerdings der Sterblichkeit entrückt, und Er, der als Helios in seiner Barke über den himmlischen Ocean fährt, konnte nicht mehr der unterliegende Theil sein. Man nahm an, er habe zur Vertilgung des himmelstürmenden Kronos und seiner Giganten eine ungeheure Fluth, wie er selber als Okeanos es kann, erlassen, und habe auf seiner himmlischen Barke die treugebliebenen Götter und Geister über diese Fluth hinweggerettet. Diese Barke sehen wir abgebildet auf ägyptischen Tempelwänden und sehen den Helios selber auf deren Vorderende stehend wie er mit dem Spiess nach dem, in Menschen- oder Schlangengestalt, unter dem Ocean liegenden Kronos (Apophis, dem Giganten) stösst. Diese Barke mit dem Widderkopf Amuns am Vorderende trug man in symbolischer Nachbildung durch die Amunsstadt Theben. So ist sie dargestellt am Karnaktempel zu Theben, getragen von vier mal zehn Priestern, je zehn in der Breite, also ungeheuer gross, woraus zu schliessen ist, wie gross man ihr himmlisches Urbild dachte. Ungeheuere Grösse schreibt die babylonische Sage auch der Barke des Xisuthrus zu, worin dieser gleichfalls einen Rest des vorfluthlichen Alters über die Fluth hinwegrettete. Nach der Fluth wurde Xisuthrus in den Himmel erhoben. Da dieser Xisuthrus-Deukalion zugleich der fluthergiessende Wassermann im babylonischen Thierkreis ist, so werden wir nicht zweifeln dürfen, dass er selber die Fluth ergossen hat, und da nach einer Fülle von asiatischen Sagen (bei Eusebius u. s. w.) die Giganten in der Fluth umkamen, werden wir nicht zweifeln dürfen, dass die Fluth zur Vertilgung der Giganten ergossen wurde. Des Xisuthrus Nachbild ist der biblische Noah, der gleichfalls nur Götter in seiner Barke hat (Sem, Cham und Japhet) und selber wie Agathodämon-Uranos verstümmelt wird (1 Mos. 9, 22: nach altrabbinischer und allein richtiger Interpunktion, 'Wajiggad' statt 'Wajagged') und seinem Verstümmler flucht: ferner Deukalion, dieser Schöpfer der Menschheit, die also erst nach ihm in die Welt kommt; und der indische Manu, in dessen Barke gleichfalls nur Götter, die sieben Rischi's, fahren, und der gleichfalls nach der Fluth Vater der Menschheit wird. Jener ägyptische Agathodämon ist als Helios nicht nur Urquell des physischen, sondern auch des geistigen Lichtes. Er hat vor der Fluth die Offenbarungstafeln beschrieben, welche nach der Fluth sein Sohn, der zweimal grosse Hermes, den Menschen in menschliche Sprache und Schrift übersetzt hat. Dies sind die Offenbarungstafeln, welche vor der Fluth jener babylonische Xisuthrus zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes am Euphrat, vergrub, damit sie nach der Fluth der Menschheit verbleiben sollten; die Offenbarungstafeln des Noah, von denen wenigstens die ausserbiblische Ueberlieferung weiss; die Offenbarungsweisheit, welche dem indischen Manu jener göttliche, vor seine Barke gespannte Fisch (Wischnu, eine andere Form des Agathodämon selbst) mittheilt; die goldenen Tafeln, welche die nordischen Asen nach der Fluth auf der erneuten Erde im Grase wiederfinden. Aber nicht nur die Ideenmerkmale, von denen wir nur das Nothdürftigste berühren, bleiben dieselben durch die ganze Welt, sondern auch der ägyptische Name Agathodämons ist allenthalben mitgegangen. Er lautet Okkam, Ogenos, und

erscheint wieder im phönikischen Agenor; im griechischen Aegeus (von dem das ägeische Meer den Namen hat); im Meeresriesen Aegäon; im nordischen Oegir; im babylonischen Offenbarungsgott Oannes (Ogannes, fischgestaltig wie Wischnu und Agathodämon); im indischen Weisheitsgott Ganesa, der über jedem Eingang wacht, wie der ägyptische Helios, und mit dessen Anrufung jedes Geschäft begonnen wird. Diesen Ganesa haben wir auch dem Wortlaut nach wieder im römischen Genius, dem Gott Genius, welcher schlangengestaltig ist wie der ägyptische Urgeist Ogenos, und in dem römischen Janus oder Eanus (Eganus), dem Beherrscher des goldenen Alters, der mit seinen zwei Gesichtern, seinen Symbolen (Barke und Fisch, Schlüssel und Stab), seinen Aufgaben wie Thürüberwachung u. s. w., dem ägyptischen Sonnengott so vollkommen treu entspricht. Noch einmal derselbe Wortstamm findet sich in Ganymed, der nachmals herabgesunken ist zum Mundschenken der Götter, ursprünglich aber Wassermann im Thierkreis, also Eins mit Deukalion, und nach Pindar Vorstand der Nilquellen ist. Ganymed ist Bruder des Ilos, d. h. des Kronos, wie Agathodämon; wird lebendig in den Himmel erhoben, wie Xisuthrus, Henoch und andere aus Agathodämon gewordene Figuren, und zwar vom Adler (Achem, Okkam), der Hieroglyphe des Nilstroms.

Wir haben leider den Raum nicht, auch nur anzudeuten, wie dieser Agathodämon enthalten ist in allen grossen guten Göttern, die an der Spitze eines Götterhimmels stehen (Zeus, Odin, Ormuzd, Wischnu), sowohl mit seinen kosmischen Aufgaben als seinen sagengeschichtlichen Erinnerungen, oder wie zahlreich die Niederschläge derselben Figur in der ausserägyptischen Sagengeschichte sind. Agathodämons Offenbarungsweisheit und Schrifterfindung, seine ganze oder theilweise Schlangengestalt kehrt wieder in dem phönikischen Uranos und Surmubelos, in Ophion, Cadmus, Cekrops u. s. w. Sein ägyptischer Name Emeph und ein Rest der Uranossage ist übrig bei Amphion, Amphiaraus, Amphiktyon, Amphitryon. Das Irren des aus seinem Reich, dem goldenen Alter, verstossenen Agathodämon begegnet uns im Irren des aus dem Paradies verstossenen Adam (der Rabbinensage); des Dschemschid (im Avesta Jima, Jchima, griechisch Achämenes, also abermals Agathodämons ägyptischer Name Okkam oder Achem); im Sturz des in eine Schlange verwandelten Götterkönigs Nahuscha in Indien; im Irren des Ogyges, der sowohl Theben in Böotien (wie die mit ihm identischen Amphion und Cadmus), als die Amunstadt Theben in Aegypten gebaut; im Sturz des Epimetheus, im Irren des Odysseus-Hermes u. s. w. Wir haben den Agathodämon im Ganzen etwa 250 mal.

Gleichwohl hat sein Ueberwinder Kronos, er, der den ersten Riss ins goldene Alter brachte, wo möglich eine noch grössere und nachhaltigere Bedeutung erlangt. Das verdankt dieser von Haus aus übelthätige Gott, in den man beim allgemeinen Herabrücken der kosmischen Begriffe den zerstörenden Gott der Urzeit herabzog, der grossartigen Verklärung, die er zu Babylon erlebt hat. Man liess den Zeitgott, den halb kosmischen, halb sagengeschichtlichen Bel von Babel, daselbst eintreten an die Stelle des innenweltlichen Schöpfergeistes, des ägyptischen Pan (Harseph, Monthu u. s. w.), und hat ihn mit all dessen Aufgaben betraut. Jener innenweltliche Schöpfergeist (bei den Griechen Phanes und Eros, bei den Phönikern Pothos, in Babylon Apason, in Indien Kama, bei den Parsen Bahman, im Norden Wili, Hönir, Eigill u. s. w.) — jener Liebesgott, der im Eingang der Dinge war, jener Mittler zwischen dem Urgeist, dessen innenweltliche Entwicklung er ist, und der Welt — räumt also seine Stelle, und mit ihr seine welt- und menschenschöpferische Aufgabe dem Lokalgott der Babylonier zu Babylon und in einer grossen Zahl der von Babylon abhängigen Systeme. Nun wird Belitan, der Zeitgott, 'zum intelligibeln Verstand', Moymis (im Norden Mimir) oder Memra,

das Wort, der Logos, und Mittler zwischen Gott und der Welt, Aeon Protogonos, Metis (als männlicher Gott) und Prometheus (gleichfalls nur ein Kronosname). Als Vater der Menschheit (wir können hier den ganzen Process nicht erschöpfen, durch den er dazu geworden ist) steht er nun mit Recht an der Spitze fast aller Völker. Aegyptisch hiess er Seb oder Keb, wörtlich 'die Zeit'. Das ist Kepheus, der Stammvater der Kephener (der Babylonier und Perser), Vater der Isis-Andromeda, und derselbe Namen kehrt wieder im trojanischen Kapys, im griechischen Kephalos und Kapaneus, im parsischen Kawus, im indischen Kawi — Alles nur Träger von Resten einer und derselben Kronossage. Ein anderer Kronosnamen ist Chaldaios, Stammvater der Chaldäer, von Cheled, Zeit, und Elam, Stammvater der Elamiten (der phönikische Gott Ulomos), wörtlich 'Zeit' und Ewigkeit. Auch der Gott der Araber zu Mekka, Aud, heisst wörtlich 'Zeit' (auch Obodas, Vater der Zeit). Die Kaaba zu Mekka war ein Kronostempel und der schwarze Stein ist die Farbe des Kronos. Assur, der Gott von Ninive, von den Griechen Ninus genannt, und vermählt mit Semiramis (d. h. Aphrodite Urania) — Semiramis, welche auch des Kronos Gemahlin heisst — ist abermals Kronos. Dasselbe ist Aram, der Stammvater der Syrer, Aram, wörtlich der 'Hohe'. Dasselbe ist Hellen, Stammvater der Hellenen, Hellen der Gigant, der nach Suidas den babylonischen Thurm gebaut, wie Bel-Kronos zur Erstürmung des Himmels. Dieser Name Hellen lautet semitisch 'Eljon', der Höchste, und ist einer der gewöhnlichsten Kronosnamen. Dasselbe ist Ion, Stammvater der Ionier (Iaones), chaldäisch Iao. Aber auch Rom, dieser Name, der millionenmal genannt und niemals noch verstanden wurde, erklärt sich nur aus den Lokalkulten Syriens und Phönikiens. Rom ist Saturnsgründung, wie jede bedeutende Stadt, und ihre älteste Anlage auf dem kapitolinischen Hügel hiess Saturnia. Rom ist aber ein Name Saturns, desselben Saturn, der seinen Namen Ilos der Stadt Troja, seinen Namen Ninus der Stadt Ninive, seinen Namen Sem (der Hohe, Herkules Semo in Rom) der Stadt Damaskus (Scham), seinen Namen Iton (Belitan) verschiedenen Plätzen des Namens Itone gegeben. Samem-Rum, der Himmels-Höchste, hiess Kronos zu Tyrus (die weibliche Form dazu ist Semiramis). Baal-Ram, Herr der Höhe, und Ab-Ram, Vater der Höhe, d. h. der Höchste, hiess er in Syrien; Abu-Rom zu Haran. Wir haben angedeutet, wie ein Niederschlag der Agathodämonsage in der Sage vom irrenden Odysseus enthalten sei. Darnach dürfen wir anfragen, ob nicht Odysseus auch einen Sohn habe, von dem er umgebracht wurde, wie Agathodämon von seinem Sohn Kronos. So ist es in der That, und jener Odysseussohn hiess Romus. Ich sollte meinen, es dürfte die Verächter des semitischen Alterthums denn doch nachdenklich machen, dass sie nicht einmal im Stande sind, aus indogermanischem Lexikon auch nur die Namen Rom und Hellas zu erklären.

Ich darf nicht weitergehen. Die Zeit reicht nicht, auch nur ein fleischloses Gerippe aufzustellen. Auf die Hoffnung Rechenschaft geben zu dürfen über diese oder jene Einzelheit, und Antwort zu stehen auf jede Frage aus dem Gebiet der alten Ideengeschichte, muss, wie ich sehe, verzichtet werden. Lassen Sie mich nur noch andeuten, dass ein solcher Plan denn doch die einzige Möglichkeit ist, alle jetzt so weit auseinandergehenden Bestrebungen von Philologen, Orientalisten und Germanisten unter ein einziges Ziel zu vereinigen. Ein letztes Ziel können doch die Sprachen nicht sein, denn sie sind es, durch die man zu den Quellen steigt. Es ist auch keine antiquarische Privatlaune, die uns treibt, zu wissen, wie die alten Griechen oder Römer dies oder jenes gemacht. Nicht einmal ein ästhetisches Bedürfniss ist mehr vorwiegend, wie vormals, da man bei den Alten einkehren musste, um selber

wieder zu einer Literatur und bildenden Kunst zu kommen. Das haben wir ja jetzt und verdanken es bereits den Alten. Damals kannte man nur Griechenland und Rom. Jetzt tauchen die begrabenen Völker an allen Enden wieder auf und bringen die Beweise ihres Antheils an der Weltgeschichte und Weltculturgeschichte bei. Jetzt gilt es offenbar ein höheres, ein historisches Ziel, eine Geistesgeschichte der ganzen Menschheit, eine Naturgeschichte des Menschengeistes, auf dass wir inne werden, wie wir selber zu der gegenwärtigen Habe gekommen sind und unseren eigenen Vorstellungskreis erst verstehen lernen. Ich sollte meinen, das wäre die würdigste Aufgabe, in der alle jene Einzelstudien sich verwerthen liessen, und dies ist's, was ich Ihrem Nachdenken anheimgeben möchte.

Nach Prof. Dr. Braun erhielt jetzt zuerst Gymnasiallehrer W. Biehl aus Salzburg das Wort:

Ueber die Aristotelische Definition der Seele.

Aristoteles selbst, sagt der Redner, legt ausdrücklich der Erkenntniss der Seele und dessen, was ihr als solcher zukommt, eine sehr hohe Bedeutung bei (402ª1 sqq.). Schon daraus erhellt, dass eine richtige Auffassung des Aristotelischen Begriffes der Seele für das wahre Verständniss der leitenden Grundgedanken des ganzen Aristotelischen Systems von der höchsten Wichtigkeit sein muss. Und das ist hauptsächlich der Grund, warum ich mir gerade diesen Gegenstand zur Erörterung gewählt habe. Doch da ich nur von der Seele sprechen werde, inwiefern sie in der bekannten Definition des Aristoteles enthalten ist, so muss ich, um von vorneherein etwaigen Missverständnissen meiner folgenden Auseinandersetzung vorzubeugen, auf diese Beschränkung meiner Aufgabe aufmerksam machen. Aristoteles definirt nämlich die Seele mit den Worten: *Ψυχή ἐστι ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος* (412ª27, ᵇ5) die Seele ist die erste Entelechie eines physischen Körpers, der dem Vermögen nach Leben hat. Wie schon aus den Worten dieser Definition hervorgeht, betrifft dieselbe nur die Seele, inwieferne sie in nothwendiger Beziehung zum Körper steht, also die ernährende, ortsbewegende und empfindende oder wahrnehmende Seele; inwieferne sie aber *νοῦς* im eigentlichen Sinne, nämlich *θεωρητικὸς* oder *ποιητικὸς νοῦς* ist, steht sie nach Aristoteles in keiner nothwendigen Beziehung zum Körper mehr und fällt also ausserhalb der vorliegenden Definition.[1] Nur von der ersteren wird also auch im Folgenden die Rede sein.

Aristoteles bemerkt öfter,[2] dass die alten Naturphilosophen die Bildung der natürlichen Wesen ausschliesslich auf die nothwendigen, d. h. materiellen Ursachen oder die Elemente zurückgeführt hätten, und wenn sie auch von einer andern Ursache gesprochen, so hätten sie dieselbe doch nicht weiter verwendet, bei welchen Worten man unwillkürlich an die gleiche Klage Platons im Phädo (cap. 46 u. 47) erinnert wird. So hatte z. B. Empedokles, der dem Aristoteles als Hauptvertreter dieser Richtung gilt, die Entstehung der Bauchhöhle und der Gedärme dadurch erklärt, dass in dem Körper hin- und herströmendes Wasser denselben aushöhle,[3] die Entstehung der Nasenlöcher, indem sich die Luft durch den Körper eine Oeffnung bilde,[4] die Bildung des Rückgrats, indem der Knochen durch Beugung gebrochen werde,[5] und die Ent-

---

[1]) 413ª7; 641ª28 sqq. 403ª4, 1026ª5. [2]) 198ᵇ12 sqq. 194ª19 sqq. 639ᵇ22. [3]) 640ᵇ30. [4]) 640ᵇ15. [5]) 640ª21.

stehung eines vollständigen organischen Gebildes, indem, wenn von den so entstandenen einzelnen Gliedern die zu einander passenden zufällig zusammenkommen, z. B. ein menschlicher Kopf und der zu ihm passende Leib, das Wesen alsdann erhalten werde und fortbestehe, im entgegengesetzten Falle zu Grunde gehe.[1])

Aber nicht blos die Entstehung der organischen Wesen, sondern auch deren Erhaltung und Ernährung hatte er aus den elementaren Kräften der Materie erklärt, die Pflanze z. B. werde unten durch die Erde, oben durch das Feuer ernährt, da dieses die nothwendigen Richtungen beider Elemente seien.[2]) Ja selbst die Wahrnehmung, die αἴσθησις, führte er, wie die übrigen Naturphilosophen, die ausser der Materie keine andere Ursache kannten, nach dem Grundsatze, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde, auf die Elemente zurück.[3])

Der Wahrheit näher steht nach der Ansicht des Aristoteles Demokrit,[4]) indem er als das Wesen der Dinge die äussere Gestalt betrachtete.[5]) Derselbe hatte nämlich eine unendliche Verschiedenheit der Gestalten seiner numerisch unendlichen Atome angenommen und aus dieser Verschiedenheit der Gestalten, sowie aus der Verschiedenheit der Zusammenfügung und Verflechtung, zu welcher er sogar, wie ein Scholiast berichtet,[6]) den einzelnen Atomen Haken verliehen haben soll, die Bildung der Wesen erklärt.[7]) Desgleichen führte auch er die Ernährung[8]) und das Leben[9]) auf seine Atome zurück. Zu seiner Widerlegung genügte dem Aristoteles die eine Thatsache, dass der Leichnam zwar noch eine Zeit lang die äussere Gestalt beibehalte, aber kein Leben mehr habe.[11])

Solche Ansichten nun konnten weder dem Plato noch dem Aristoteles genügen. Wohl hätte sich Aristoteles mit solchen Erklärungen begnügt, wenn die Natur nur unorganische Körper, zu welchen er gewissermassen auch noch die gleichtheiligen rechnet, welche dem eigentlichen organischen Körper unmittelbar als Substrat dienen, wie Fleisch, Blut, Knochen,[12]) also wenn die Natur nur solche, aber keine organischen Körper aufwiese. Allein letztere vermochte er unmöglich aus den elementaren Kräften der Materie zu erklären. Denn diese wirken mit einer bestimmten, nothwendigen Richtung,[13]) blind, ohne ein bestimmtes in ihnen selbst liegendes Maass, so dass sie unmöglich ein solches Gebilde hervorbringen, in welchem jeder Theil seine bestimmte Form und Function und alle zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen, ein Glied dem andern und alle einem Ganzen und einer Gesammtthätigkeit dienen.[14]) Und gesetzt, dass die Kräfte der Materie ein solches Product zu Stande brächten, so könnte dieses nur durch Zufall geschehen; allein die natürlichen Wesen werden entweder immer oder doch meistentheils so, wie sie werden.[15]) Das 'immer' oder 'meistentheils' sind aber Bestimmungen, die einem zufälligen Werden nicht zukommen. Wenn also die organischen Gebilde aus den materiellen Kräften nur durch ein zufälliges Werden erklärt werden können, dieses aber unmöglich ist, so bleibt nach der Ansicht des Aristoteles[16]) nichts übrig zu ihrer Erklärung, als ein Wesswegen, ein Ziel anzunehmen, dem das Werden zustrebt. Dieses folgt ihm auch daraus, dass wir überall ein Wesswegen annehmen, wo eine continuirliche Bewegung, wenn sie nicht gehindert wird, ein bestimmtes Ziel verfolge.[17]) Es ist ein bekannter Satz des Aristoteles, dass die Kunst μίμησις sei, und inwieferne sie nun

---

[1]) 196[a]20, 333[b]11 sqq. 334[a]27. [2]) 415[b]29. [3]) 334[a]10; 404[b]8 sqq. [4]) 985[b]14; 1042[b]11. [5]) 640[b]28. [6]) Schol. zu Arist. ed. Brandis. 488[a]26. [7]) 303[a]4 sqq. 325[a]1. [8]) 652[b]8. [9]) 405[a]8. 404[a]1 sqq., 472[a]4. [11]) 640[b]34. [12]) 390[b]2, 321[b]30; cf. 734[b]34, 743[a]21. [13]) 1034[a]15. [14]) 645[b]17; 641[b]18 sqq. [15]) 333[b]5. [16]) 198[b]34 sqq. 640[a]3. [17]) 199[a]8[b]15, 194[a]29; 641[b]24.

die Natur nachahme, glaubt er sich berechtigt von der Art und Weise der künstlerischen Thätigkeit auf das Wirken der Natur zurückzuschliessen.[1]) Das ganze Wirken der Kunst aber geschieht eines bestimmten Zweckes wegen, also auch das der Natur. Wohl vermag Wärme und Kälte durch ihre zusammenziehende und verdichtende Kraft Eisen und Silber hervorzubringen, nicht mehr aber eine Säge oder Schaale,[2]) sondern dazu bedarf es eines bestimmten Zweckes, welcher als Gedanke oder Bild der Seele des Künstlers vorschwebt, und ihn sowohl bei der Wahl der Materie, denn nicht jede Materie ist zu einer Säge u. s. w. passend, wie der Werkzeuge leitet, und ihn nöthigt, nicht jede beliebige Bewegung den Werkzeugen mitzutheilen, sondern nur bestimmte, damit der Stoff diese bestimmte Gestalt erhalte, um seinem Zwecke zu entsprechen.[3]) Aehnlich ist der Vorgang bei dem natürlichen Werden. Die erzeugende Seele des männlichen Individuums, die dem Künstler analog ist, theilt dem *σπέρμα*, als einem verwendbaren Ueberschuss der letzten Nahrung, nämlich des Blutes, dieselbe Bewegung mit, welche das Blut hat zur Erhaltung der einzelnen Körpertheile. Mit dieser bestimmten, dem *σπέρμα* als Werkzeug mitgetheilten Bewegung bewegt nun derselbe den reinsten Theil der *καταμήνια* (739ª7) und bildet aus ihm als dem Stoffe das bestimmte lebendige Wesen.[4]) Also ist auch hier die Zweckursache das erste, durch welche erst diese oder jene Bewegung des *σπέρμα* veranlasst wird. Auch in der Natur ist daher eine Zweckursache anzuerkennen, ja noch in höherem Grade, als in der Kunst.[5]) Die Entstehung der Naturobjecte aus Wärme und Feuer zu behaupten, sei, wie er sich ausdrückt, *λίαν ὀργανικῶς* (336ª2), *ὀργανικῶς* nämlich, indem diese Erklärung gleichkomme derjenigen, welche die Bildung eines Kunstwerkes aus den blossen Werkzeugen, ohne den Werkmeister annehme, und *λίαν ὀργανικῶς*, indem das Feuer nicht analog dem Werkzeug wirke, sondern noch unter demselben stehe.[6]) Wenn nun aber Jemand den Zweck in der Natur desshalb leugnen wollte, weil die Natur unbewusst und ohne Ueberlegung schaffe, so schaffe ja auch die Kunst ohne sich zu berathen (199ᵇ28), wobei, wie Zeller (325) richtig bemerkt, Aristoteles nur eine solche künstlerische Thätigkeit verstanden haben kann, die dem Künstler zur zweiten Natur geworden sei. (Die Naturorganismen unterscheiden sich von den Kunstproducten hauptsächlich dadurch, dass bei ersteren die Zweckursache zugleich das active Princip der Bewegung in denselben ist, daher sie sich selbst bewegen, während sie in der Kunst nur das Princip der Bewegung in einem andern ist.)[7])

Dieser Zweck nun ist dem Aristoteles, wie aus dem vorhergehenden erhellt, nichts anderes als der stofflose Begriff, die wesentliche Form, die in dem Stoffe, als ihrem nothwendigen Substrate Existenz erhält. Als essentielle Form ist sie die eigentliche Ursache der natürlichen Organismen, dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, ihr eigentlicher Seinsgrund, ja das eigentliche, bleibende Sein selbst, die *οὐσία*,[8]) und in der Verschiedenheit dieses Seinsgrundes liegt die Ursache der Verschiedenheit der concreten Wesen. Die Materie ist nur die nothwendige Ursache, die conditio sine qua non, sie ist der Stoff, in welchem sich der Zweckbegriff verwirklicht,[9]) und zwar ist bei der Naturproduction die Beziehung der Form zum Stoffe so wesentlich, dass sich dieselbe nicht in jedem beliebigen Stoffe, sondern nur in einem bestimmten, gerade für sie passenden verwirklichen könne.[10]) Und in der

---

[1]) 199ª15, 194ª21, 639ᵇ15; 335ᵇ31. [2]) 390ᵇ11, 734ᵇ35. [3]) 740ᵇ26, 730ᵇ19 sqq. 735ª1, 640ª11. [4]) 740ᵇ29, 737ª18, 730ª19. [5]) 645ª23, 641ᵇ12; 199ª7. [6]) 652ᵇ13, 641ª9. [7]) 1025ᵇ20, 1015ª15. 192ᵇ cap. 1; 735ª3. [8]) 200ª14, 639ᵇ14 sqq. [9]) 639ᵇ26, 640ª3, 642ª2, 200ª. [10]) 1025ᵇ34; 194ª12ᵇ9; 734ª24.

Anwendung dieses Zweckbegriffes, als der eigentlichen Seinsursache der Naturproducte, geht Aristoteles so weit, dass er ihn, wenn auch hauptsächlich, doch nicht allein als Seinsgrund der lebenden Wesen, sondern selbst der unorganischen Natur und der Elemente,[1]) wenn auch nur in undeutlichen Spuren ausgedrückt, anerkennt. Daher schreibt er sogar den Elementen gewissermassen eine Seele zu[2]) — es ist nämlich die Seele, wie wir bald sehen werden, nichts anderes als dieser Zweckbegriff, diese wesentliche Form selbst.

Man sieht aus all diesem, dass Aristoteles im Grundprincip mit Plato einverstanden ist, der Hauptunterschied ist nur der, dass Plato diesen Zweckbegriffen, seinen Ideen, eine von aller Materie getrennte, für sich bestehende Existenz verleiht, während Aristoteles ihr Dasein nur in den concreten Einzeldingen anerkennt; immerhin freilich ein Unterschied gross genug, um die vielfachen und scharfen Angriffe des Aristoteles gegen die Ideenlehre zu begreifen. Diese Verwandtschaft der aristotelischen und platonischen Ansicht wird noch grösser, wenn man erwägt, dass Aristoteles von Plato zu wiederholten Malen behauptet,[3]) dass er nur Ideen von den Producten der Natur angenommen habe, und andererseits Aristoteles selbst nur die individuellen Naturdinge als wahre Substanzen anerkennt[4]) und daher strenge genommen auch nur bei ihnen von einem Zweckbegriffe in dem bis jetzt angegebenen Sinne sprechen kann. Dieser reine, bei den concreten Dingen nur durch das Denken von dem Stoffe trennbare Begriff nun ist dem Aristoteles causa finalis, essentialis und causa movens der Naturorganismen. Denn bekanntlich werden diese drei Ursachen von Aristoteles auf eine zurückgeführt[5]): als causa motrix ist er ihm die eigentliche φύσις und die Materie ist nur φύσις in Beziehung auf ihn, insofern sie durch die Form bestimmt wird. (641ᵃ30, 641ᵇ26, 642ᵃ17, 200ᵃ23, 193ᵇ6 sqq.) Und wenn man dieses festhält, so ist, glaube ich, der Begriff φύσις nicht so unbestimmt, wie es scheint; denn φύσις ist entweder die im Einzelnen wirkende Form, oder es ist eine Collectivbezeichnung für die Gesammtheit der in der Materie wirkenden Zweckbegriffe. Und endlich ist dieser Zweckbegriff, und darauf kommt es uns hier hauptsächlich an, die Seele selbst.[6]) Dass letztere Behauptung richtig sei, geht sowohl aus der Form und den Worten der Definition selbst hervor — doch davon gleich nachher, — als auch aus der Art und Weise, wie Aristoteles seinen Begriff der Seele gewinnt. Sein Gedankengang dabei ist etwa folgender:

Unter Seele, von welcher nur bei sich selbst bewegenden oder lebenden Wesen die Rede ist, versteht man allgemein den Grund, die Ursache des Lebens. Worin besteht nun die Ursache der Lebenserscheinungen? Wie es nur zwei Seinsgründe des sinnlich wahrnehmbaren Seins giebt,[7]) nämlich die Materie und die begriffliche Form, so auch der Lebenserscheinungen und des lebendigen Wesens selbst. Der Körper nun, sowohl seinen materiellen Bestandtheilen wie seiner äusseren Gestalt nach, kann nicht der Grund des Lebens sein, denn das beweist der Leichnam, der, obgleich die Materie und die äussere Gestalt noch dieselben sind, doch kein Leben mehr zeigt,[8]) es muss also die begriffliche Form der Grund des Lebens und die Seele sein;[9])

oder wie er anderwärts sagt, die einzelnen Körpertheile dienen einer bestimmten Verrichtung, so wie der ganze Körper einer Gesammtthätigkeit,[10]) und nur wenn sie diesen Zweck

---

[1]) 390ᵃ3 sqq. [2]) 742ᵃ21; 778ᵃ2. [3]) 1070ᵃ18, 991ᵇ6. [4]) 1041ᵇ29, 1043ᵃ4 ᵇ21, 192ᵇ34. [5]) 1044ᵇ1, 715ᵃ8, 198ᵃ25. [6]) 645ᵇ19, 641ᵃ17. [7]) 642ᵃ2, 191ᵃ14. [8]) 640ᵇ34, 641ᵃ18. [9]) 738ᵇ27. [10]) 645ᵇsqq. 642ᵃ12.

ausführen können, sind sie, wie jedes andere Werkzeug das, was sie sind, im entgegengesetzten Falle nur gleichnamig, die Hand z. B. ähnlich einer hölzernen Hand;[1]) diesen ihren Zweck können sie aber nicht ausführen, ohne dass sie Empfindung haben,[2]) diese Empfindung aber haben sie weder aus ihrer Materie noch aus ihrer äussern Gestalt; der eigentliche Seins- und Lebensgrund, d. h. dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, kann also nicht in dem Körper als solchem liegen, sondern er muss, da der Körper auf Seiten der materiellen Ursache steht, — was daraus hervorgeht, dass der Leichnam wieder in die ursprünglichen Elemente zerfällt, — in der andern Seinsursache, der begrifflichen Form liegen, die Seele als Lebensgrund kann ihm daher nur die begriffliche Form sein.

In dem Bisherigen nun glaube ich dargelegt zu haben, welche Vorstellung Aristoteles mit dem Worte *ψυχή* verband. Es erübrigt also nur noch, kurz Einiges über die Form und die einzelnen Ausdrücke seiner oben bereits angeführten Definition anzugeben.

Was den Ausdruck *ἐντελέχεια* anlangt, so giebt, von einem etwaigen Unterschiede zwischen *ἐντελέχεια* und *ἐνέργεια* ganz abgesehen, Aristoteles, so viel ich weiss, nirgends eine eigentliche Definition desselben, selbst an dem Orte nicht, wo er eigens weitläufiger diesen Begriff behandelt, nämlich im Buche *Θ* der Metaphysik. Denn dort bestimmt er sie blos negativ als Nicht-*δύναμις*[3]) und fügt ausdrücklich die Bemerkung bei, dass man nicht von allem und jedem eine Definition suchen dürfe, sondern dass man mit einem Ueberblick der analogen Fälle zufrieden sein müsse. Diese Fälle nun theilt er in zwei Classen, die einen verhalten sich, wie Bewegung zum Vermögen z. B. das Hausbauen oder die *οἰκοδόμησις* zu dem *οἰκοδομικός*. Allein die *ἐνέργεια* als *κίνησις* wird wieder beschränkt,[4]) indem die *κίνησις* entweder ihren Zweck ausserhalb habe, wie das Hausbauen das Haus, oder in sich, also Selbstzweck sei, wohin er das Sehen, Denken, Leben u. s. w. rechnet.[5]) Ersteres ist *κίνησις* im engern und eigentlichen Sinne und als solches *ἐνέργεια ἀτελής*, letztere eigentliche *ἐνέργεια*.[6]) Die andere Classe der *ἐνέργεια* solle sich verhalten, wie Wesenheit zu einer gewissen *ὕλη*,[7]) oder wie wohl aus den angeführten Beispielen hervorgeht, wie das concret Seiende zur Möglichkeit, wie z. B. das wirkliche Haus zur Materie des Hauses, wie der wirkliche Mensch zu den *καταμήνια*. Diese verschiedenen *ἐνέργειαι* haben kein gemeinsames *γένος*, sondern ihr Band ist nur die Analogie. Unter welche nun von diesen beiden Classen der *ἐνέργειαι* wird die Seele gehören?

Sie kann nach dem Bisherigen nur die reine, vollendete, ihren Zweck in sich habende Kraftthätigkeit sein.

Was den Ausdruck *πρώτη ἐντελέχεια* betrifft, so kann über dessen Bedeutung im ganzen Zusammenhange der Stelle kein Zweifel sein. Die Entelechie nämlich, heisst es daselbst,[8]) sei zweifach, und zur Erklärung dieser zweifachen Entelechie wird als Beispiel genommen das bestimmte aber ruhende Wissen, der Besitz des Wissens, *ἐπιστήμη*, und anderseits das thätige, betrachtende Wissen, *θεωρεῖν*. Die Seele nun, da sie sowohl im Schlafe, also der Ruhe, wie im Wachen vorhanden ist, das Wachen aber dem *θεωρεῖν*, der Schlaf dem blossen Besitz des Wissens analog ist, ist als Entelechie gleich der *ἐπιστήμη*, und da nun die *ἐπιστήμη* als *ἕξις* der wirklichen Bethätigung des Wissens vorausgehen muss, so auch die Seele, als Grund des Lebens, den wirklichen Lebenserscheinungen, und aus diesem

---

[1]) 641[a]3; 195[a]3. [2]) 1035[b]17, 741[a]10. [3]) 1048[a]30. [4]) 1048[b]18 sqq. [5]) cf. 1050[a]24 sqq. [6]) 1048[b]34, 1050[a]27, 201[a]10, 1048[b]21,[b]29. [7]) 1048[b]9. [8]) 412[a]10, [a] 22.

Grunde wird sie die erste Entelechie genannt. Aus dieser Unterscheidung der ersten und zweiten Entelechie ist auch zu erklären, warum die Seele ἐντελέχεια und bald darauf wieder δύναμις genannt wird. Denn die Begriffe ἐντελέχεια und δύναμις sind mit Ausnahme ihrer äussersten Grenzpunkte, nämlich der reinen Form und des blossen Stoffes, relativer Natur, und ein und dasselbe kann in Bezug auf ein unter ihm Stehendes ἐνέργεια und in Bezug auf ein über ihm Stehendes δύναμις sein.[1]) Dieses wird so recht klar, wenn man erwägt, dass die ἐπιστήμη als ruhende ἕξις, die an unserer Stelle auf Seite der Entelechie gestellt wurde, einige Capitel später (417ᵃ23 sqq. und noch an einer andern Stelle)[2]) im Unterschiede zu dem θεωρεῖν ausdrücklich als δύναμις bezeichnet wird. Ebenso konnte auch die Seele im Unterschiede zu ihrem Körper Entelechie, im Unterschiede aber zu ihrer wirklichen Bethätigung δύναμις genannt werden.

Die ἐντελέχεια nun in dem angegebenen Sinne, als welche die Seele bestimmt wird, ist das genus der Definition. Allein Aristoteles spricht auch, wie oben bereits angedeutet, von einer ἐνέργεια als der reinen, stofflosen Form, z. B. die Gottheit, ferner als der wesentlichen Form bei Gegenständen der Kunst, und ferner bei dem Sein aller Kategorien.[3]) Die Seele aber konnte ihm weder die reine, immaterielle und als solche für sich existirende Form, noch die wesentliche Form eines Kunstwerkes, noch einer andern Kategorie als der ersten, nämlich der Substanz, sein. Das allgemeine ἐνέργεια musste also noch beschränkt werden, und dieses geschieht durch den Beisatz φυσικοῦ ὀργανικοῦ σώματος ζωὴν δυνάμει ἔχοντος. Durch σώματος nun wird die ἐντελέχεια der Seele unterschieden von der stofflosen, und als solche für sich existirenden ἐντελέχεια. Allein Aristoteles spricht, wie gesagt, in gewissem Sinne auch von einer ἐντελέχεια bei Kunstproducten, daher der Beisatz φυσικοῦ. Ein φυσικὸν σῶμα ist nämlich dem Aristoteles im Unterschiede zu dem mathematischen Körper,[4]) der überhaupt ohne Bewegung, und zu dem durch Kunst hervorgebrachten, der das Princip der Bewegung ausser sich hat,[5]) ein solcher Körper, der das Princip der Bewegung in sich hat (268ᵇ15). Die φυσικὰ σώματα sind ferner allgemein als solche anerkannte Substanzen, d. h. für sich bestehende Wesen.[6]) Die Seele ist also ἐντελέχεια oder die essentielle Form einer Substanz,[7]) daher ἐντελέχεια φυσικοῦ σώματος. So wird sie auch an einer Stelle der Metaphysik (1017ᵇ16) ausdrücklich als οὐσία oder Seinsgrund wirklicher Substanzen bezeichnet, d. h. solches Seienden, welches nicht καθ' ὑποκειμένου ausgesagt wird, und als solche werden dort die φυσικὰ σώματα genannt. Sie ist ein τί ἦν εἶναι im eigentlichen Sinne, insofern nämlich mit diesem Ausdrucke der schöpferische Begriff einer Substanz bezeichnet und von da aus erst auf die übrigen Kategorien übertragen ist (1031ᵃ11).

Da aber ferner die Elemente und die unorganische Natur zwar auch φυσικὰ σώματα, allein noch fast ganz auf der Seite des blossen Stoffes oder der Materie stehen, und ihnen nur uneigentlich ein Leben zugeschrieben wird, — denn ihnen kommt eigentlich nur die passive Potenz der Bewegung zu — und da lebensfähige, d. h. zu den bestimmten Lebensverrichtungen geeignete Körper nur die organischen Naturkörper[8]) sind, daher der Beisatz ὀργανικοῦ oder ζωὴν δυνάμει ἔχοντος. Das specifische Merkmal also der ἐνέργεια der Seele ist: das lebendig oder Leben bewirkend, sie ist die lebendige Entelechie, aller-

---

[1]) Zeller 245. 10. [2]) 255ᵃ33. [3]) 1069ᵇ16, 200ᵇ26, Trendel. Cat. 159. [4]) 193ᵇ34 sqq. 1026ᵃ9 u. 14. [5]) 1025ᵇ20. 192ᵇ cap. 1; 735ᵃ3; 1015ᵃ15. [6]) 1017ᵇ10. [7]) 1028ᵇ10, 1032ᵃ19. [8]) 390ᵃ3, 335ᵇ30, 255ᵇ30.

dings eine solche nur in Beziehung auf einen Körper, auf einen Stoff, denn sie ist nicht als reine *ἐνέργεια* existirend, wie die Gottheit oder der *θεωρητικὸς νοῦς* beim Menschen.[1])

Somit glaube ich die Aristotelische Definition der Seele dem Inhalte und der Form nach, soweit dieses in Kürze möglich, erörtert zu haben.

Prof. Dr. Christ aus München trat mit folgenden Gegenbemerkungen auf:

Die Aristotelischen Definitionen, so scharf und schneidend sie auch sein mögen, haben ihre eigenen Schwierigkeiten. Das hat man von jeher erkannt und das ist besonders in jüngster Zeit offenbar geworden durch den Streit, von dem Sie Alle Kenntniss haben, durch den Streit, der sich zwischen den feinsten Kennern des Aristoteles über die Definition der Tragödie entsponnen hat. Fast über jedes Wort jener Definition hat man verschiedene Ansichten aufgestellt, und wiewohl ein geachteter Schulmann, mein Freund Lippert, allerneuestens in einem Programm mit mathematischer Schärfe den Begriff der *κάθαρσις* festzustellen suchte, so gehört doch die Definition der Tragödie immer noch zu den grammatischen Fragen, von denen der Spruch gilt: adhuc sub judice lis est. Mit der Definition der Seele wird es wohl keine so grosse Schwierigkeit haben; dafür hat unser verehrter Redner gesorgt, indem er mit ausgezeichneter Klarheit die einzelnen Punkte hervorhob, so dass blos noch über das Eine oder Andere ein Zweifel sein kann. Begründet liegt dieses freilich in der Natur der Sache. Denn die Definition der Seele lässt sich leichter feststellen, weil Aristoteles selbst sich näher darüber ausdrückt. Wir haben über diesen Gegenstand die vortreffliche Auseinandersetzung im zweiten Buche de anima, und haben weitere Erläuterungen hierüber in der Schrift *περὶ ζώων γενέσεως* und in der Metaphysik. Das Verhältniss war ein ganz anderes bei der Definition der Tragödie, wo wir auf Schriften verwiesen werden, die wir nicht mehr haben. Die grosse Bedeutung dieses Sachverhaltes erhellt besonders aus einem Worte im ersten Theil der Definition, wo gesagt wird; *Ἡ ψυχή ἐστιν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ.* Hier würde unzweifelhaft das Wort *πρώτη* zu den verschiedensten Erklärungen Anlass geben, wenn nicht Aristoteles selbst gleich darauf eine nähere Bestimmung gäbe, die der Herr Redner im Einzelnen näher beleuchtet hat.

Das ist ein Grund, warum die Definition der Seele leichter gefasst werden kann. Ein anderer liegt darin, dass die einzelnen Worte, womit die Definition gegeben wird, klarer und verständlicher sind. Fast von allen ist die Bedeutung vom Redner so bestimmt festgesetzt worden, dass hierüber kein Zweifel mehr sein kann; blos ein Wort hat derselbe nicht scharf genug aufgefasst, es ist das Wort *ἐντελέχεια*, fast der schwierigste von allen Aristotelischen Begriffen. Um meine Ansicht hierüber darzulegen, erlauben Sie mir eine kleine Abschweifung. Aristoteles hat bekanntlich zwei Begriffe erfunden, den Begriff der *ἐντελέχεια* und den der *δύναμις* und die correspondirenden Begriffe des *εἶδος* und der *ὕλη*, mit denen er alle Schwierigkeiten zu lösen suchte. Ob es ihm gelungen ist oder ob er blos die Schwierigkeiten durch den Deckmantel dunkler Worte verschleiert hat, wollen wir nicht untersuchen. Factisch ist, dass er in die schwierigsten Fragen Licht zu bringen sucht durch eben diese Begriffe. Er selber giebt uns in seinen Werken über deren Verhältniss klaren Aufschluss. Er geht davon aus, die Seele sei ein *ὄν*. Nun ist aber das Seiende ein dreifaches: Form oder Stoff oder beides zusammengesetzt. Das Zusammengesetzte aber ist das menschliche

[1]) 413ª4.

Wesen selber, also müssen die beiden Theile, die das zusammengesetzte Wesen bilden, sich theilen in die Begriffe ὕλη und εἶδος, und da der Körper die ὕλη abgiebt, so ist die Seele das εἶδος. Bei diesen Begriffen bleibt aber Aristoteles nicht stehen; er sucht einen anderen Begriff hineinzubringen, und dieser ist ἐντελέχεια. Man wende nicht ein, dass Aristoteles sonst diese beiden Worte identificiert. Denn an unserer Stelle bemühte sich derselbe offenbar, den Begriff εἶδος auszuscheiden und jenen andern hineinzubringen, ein Beweis, dass er hier gewiss unter beiden etwas Verschiedenes verstanden wissen wollte. Es fragt sich also, in welchem Verhältniss steht εἶδος zu ἐντελέχεια? Diese Frage ist nun um so schwerer zu beantworten, je weniger Aristoteles selber sich über sie klar geworden ist, denn dass er sich nicht ganz klar war, erhellt besonders aus dem angeführten Buche der Metaphysik, wo er über diesen Punkt bemerkt, man könne nicht über Alles eine bestimmte Definition geben, man müsse sich zuweilen mit Analogien begnügen. Wir wollen daher selbst auf einem anderen Wege uns die Sache zurecht zu legen suchen. Dass ἐντ. von εἶδος, also von der Form, nicht verschieden sein könne, erhellt entschieden aus mehreren Stellen der Metaphysik, wo sie gleich gesetzt werden; dass sie nicht ganz gleich sind, folgt aus dem vorher Gesagten. Es bleibt also nur übrig, dass ἐντ. ein gewisses Moment des εἶδος bedeute. Ἐντελέχεια führt uns schon durch die Etymologie auf den Begriff der Bewirkung, Bethätigung, und dies erhellt noch mehr aus dem Worte, das Aristoteles mit ἐντ. gleich setzt, nämlich ἐνέργεια. Wir haben also eine Bewirkung, eine Bethätigung in dem Worte ἐντ. zu suchen. Darauf führt auch die Stelle aus der Metaphysik, die der Redner angeführt hat. Nur hat er dabei einen Fehler begangen, der die ganze Sache in eine falsche Stellung gerückt hat. Aristoteles sagt nämlich daselbst: es verhalte sich das δυνατὸν zur ἐνέργεια wie das οἰκοδομικὸν zum οἰκοδομοῦν; unser Redner aber hat τὸ οἰκοδομοῦν mit 'Hausbauer' übersetzt, gleichsam als stehe das Masculinum ὁ οἰκοδομῶν und nicht das Neutrum: τὸ οἰκοδομοῦν. Das letztere aber setzt Aristoteles öfters mit οἰκοδόμησις auf eine Stufe. Daher muss unter ἐντ. nicht der ausserhalb des einzelnen Gegenstandes stehenden auctor, motor der Sache verstanden werden, sondern die im Gegenstand befindliche Idee, die die Kraft hat die Idee in die Wirklichkeit zu rufen. Nun erhellt, warum Aristoteles in der Definition der Seele statt εἶδος ἐντ. gesetzt hat. Galt es ein todtes Wesen zu definiren, so war es genug, bei εἶδος stehen zu bleiben. Die Idee des Menschen aber bewährt sich erst dadurch, dass sie stets bewirkend und bethätigend auftritt; daher kommt ἐντ. gleich dem Begriff der sich bethätigenden Idee des Menschen, und geht die ganze Definition darauf hinaus: die Seele ist die durch eigene Kraft sich bethätigende Idee des zur Aufnahme jener Kraft empfänglichen äusseren Stoffes, des Körpers, oder mit andern Worten, um die Aristotelische Definition in unsere Sprache zu übersetzen: die Seele ist das Lebensprincip der lebensfähigen Wesen. Freilich ist hiermit sehr wenig gesagt, aber die ganze Schwierigkeit beruht auch nicht in der Subtilität der Sache, sondern nur darin, dass Aristoteles andere Ausdrücke gebraucht, die unserm philosophischen Denken fern liegen.

Ich komme also auf dieselbe Idee hinaus, die der Redner aufgestellt hat. Ich wollte nur den Begriff und das Verständniss von εἶδος und ἐντελέχεια genauer fixiren und berichtigen und wollte überdies den Weg zeigen, den ich wenigstens zur Feststellung des Begriffes der Seele gegangen wäre.

Biehl: Mein Gegner hat gesagt, dass mit ἐντελέχεια die thätige Idee der Seele zu bezeichnen sei. Hier wird Nachdruck gelegt auf einen Begriff, der nicht vorhanden ist. Was

den Unterschied anbelangt, der zwischen εἶδος und ἐντελέχεια gemacht worden ist, dass ἐντελέχεια ein Moment aus dem εἶδος herausgreifen soll, so ist er nicht richtig. Die zwei Worte bedeuten ein und dasselbe, nur der Gesichtspunkt, aus dem sie betrachtet werden können, ist verschieden. Mein Gegner hat den Begriff ἐντελέχεια zu sehr als Thätigkeit angenommen. Es ist eine Thätigkeit nur insofern, als es die Materie verwirklicht.

Der Umstand, dass noch zwei Vorträge gehört werden sollten, machte es dem Präsidenten zur Pflicht, die Discussion abzuschneiden und Prof. Dr. Düntzer aus Cöln zur Besteigung der Rednerbühne einzuladen, von welchem dann

Zur Beurtheilung der stehenden Homerischen Beiwörter

bemerkt wurde:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn die Natur Anlagen und Neigungen in weisester Mischung unter die verschiedenen Völker vertheilte, so gab sie keinem von allen den eindringenden Sinn, sich in fremde Eigenthümlichkeit zu versetzen, fremde Weise, fremde Anschauungen, Gefühle und Gedanken in sich aufzunehmen und wiederklingen zu lassen, in dem Masse, wie sie ihn den Deutschen verlieh, welche sie gerade hierdurch zu dem Volke bestimmte, bei welchem die Philologie im weitesten und edelsten Sinne des Wortes zur reichsten Blüte sich entfalten sollte. War auch die philologische Thätigkeit bei uns lange Zeit eine gebundene, da sie auf ängstlichste Einzelforschung sich beschränkte, blieb sie auch lange auf dem Boden des Handwerks stehn, so traten doch gerade zur rechten Zeit die Männer hervor, welche ihr den höhern Schwung gaben, Winkelmann, der auf die noch unverstandene, wie im Schutt begrabene alte Kunst begeistert hinwies, Lessing, der Meister klarster Auffassung, Herder, der ahnungsvolle Verkünder des Wehens des Volksgeistes, Heyne mit seinem zarten Gefühle, Goethe, dessen wunderherrliche warme Anschauung in alle Höhen und Tiefen der menschlichen Natur drang, und dass es an der Strenge der Wissenschaft nicht fehle, schwang Fr. A. Wolf sein scharfes Schlachtschwert. Er war es, der die homerische Frage in den Vordergrund der zur freien Wissenschaft erhobenen altclassischen Philologie rückte, so dass von Homer die neuere deutsche Kritik ausgieng, wie an ihn die ganze grammatische Thätigkeit der Griechen selbst sich angeknüpft hatte, von Homer, an dem Winkelmann, Lessing, Herder, Heyne, Goethe sich die Seele ausgeweitet hatten. Seit dieser Zeit ist die homerische Frage eine deutsche geworden, Deutsche zumeist haben an diesem allerwichtigsten Punkte der classischen Philologie ihren Scharfsinn erprobt, und stehen auch die Ansichten in dieser grossen wissenschaftlichen, wie in der politischen deutschen Frage sich noch scharf und entschieden gegenüber, so sind doch im Kampfe selbst neue Gesichtspunkte gewonnen worden, und dürfen wir der frohen Hoffnung leben, dass einst im einigen Deutschland auch die deutsche Wissenschaft ihr einiges Endurteil darüber feststellen wird.

Nicht besser wie mit dieser grossen kritischen Frage steht es um die Erklärung Homers: freilich wurden dieser sehr bedeutende Hülfsmittel, theils in der vergleichenden Sprachwissenschaft, die uns über manche Wörter sichere Aufklärung gebracht, die selbst den Griechen zur Zeit des Aeschylos unverständlich waren, theils in der gründlichen Behandlung der Syntax,

theils in der fortgeschrittenen Erkenntniss des griechischen Alterthums im allgemeinen: aber über dem einzelnen hat man die Auffassung des Sinnes mehr als billig hintangesetzt, und durch eine ideale Anschauung sich zur Annahme vieler Feinheiten verleiten lassen, die der homerischen Einfachheit und der epischen Weise überhaupt widersprechen; diese durch genaueste Beobachtung zu erlauschen, sie nicht nach vorgefassten Meinungen sich auszubilden, sondern sie in Wirklichkeit zu erkennen, das wird sich immer mehr als dringendes Bedürfniss herausstellen. In dieser Beziehung möchte ich mir einige Bemerkungen über den Gebrauch der stehenden Beiwörter erlauben, die man neuerdings weniger richtig zu beurteilen scheint, und sich dadurch zu manchen irrigen Auffassungen verleiten lässt. Zwei Punkte sind es, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken mir erlauben möchte, die, jeder für sich von Bedeutung, noch bedeutender in ihrer gegenseitigen Verbindung werden dürften.

Die homerischen Beiwörter sind, wenn wir von den bestimmenden, d. h. denen, die verschiedene Gegenstände derselben Gattung von einander unterscheiden, ganz absehen wollen, von zweierlei Art; die einen möchte ich hebende, die andern wesentliche nennen. Als hebende Beiwörter bezeichne ich diejenigen, welche Personen oder Gegenstände als ausgezeichnet in ihrer Art hervorheben und hierdurch dem Ausdrucke Schmuck verleihen. Sie beziehen sich auf die Schönheit, die Pracht, den Glanz, die Trefflichkeit. Von dieser Art sind *καλός*, *ἀγλαός*, *ἀγανός*, *φαίδιμος*, *λιπαρός*, *κλυτός* prächtig, *δῖος*, trefflich, nie göttlich, was *θεῖος* ist, *ἀγαθός*, *ἐσθλός*, *θαλερός*, *μέγας*. Auch diejenigen Beiwörter gehören hierher, welche Geräthe aller Art als golden, silbern, purpurn bezeichnen. Die Forscher über griechische Alterthümer haben richtig bemerkt, dass man sich wohl hüten müsse, das homerische Gold und Silber zusammen zu tragen, um damit die griechischen Alterthümer zu bereichern; es ist dies meist von jenem Golde und Silber, an welchem die Dichter in ihrer Einbildungskraft eben so reich sind, als sie selten in Wirklichkeit Ueberfluss daran haben. Wenn die epische Dichtung auf Einfachheit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit gestellt ist, so gefällt sie sich doch im Glanze einer wohllautenden, die mannigfachsten Formen sich frei gestaltenden Sprache, die volltönende Zusammensetzungen besonders liebt und durch hebende Beiwörter wie leuchtende Sterne sich schmückt. Ein solches Beiwort verleiht oft einem ganzen Verse Glanz und Würde. Vielfach finden wir, dass von mehrern in einem Verse nebeneinander genannten Personen oder Sachen nur eine ein solches Beiwort erhält, das dem Dichter zu seinem Zwecke vollkommen hinreicht, wie: *Δηίφοβόν τε Πάριν τ' ἐσορῶν καὶ Ἀγήνορα δῖον*, oder in der berühmten Rede der Andromache: *Ἕκτορ, ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης.*

Wenn es dem Dichter bei den hebenden Beiwörtern bloss um den Glanz des Ausdrucks zu thun ist, so sucht er dagegen bei den wesentlichen die Person oder den Gegenstand durch Hindeutung auf eine hervortretende Eigenschaft vor unsern Augen zu beleben, ihr Wesen uns gleichsam zu vergegenwärtigen. So heissen Schnee und Hagel kalt (*ψυχρή*), der Rauch dunkel (*αἴθοψ*) oder böse (*κακός*), wie auch der Nebel (*ἀχλύς*), die Krankheit bös, arg, schlimm (*κακή*, *στυγερή*, *ἀργαλέη*), Städte hoch (*αἰπύς*), weit (*εὐρύς*), weiträumig (*εὐρύχορος*), weitstrassig (*εὐρυάγυια*), aber auch wohnlich (*εὐναιόμενος*), wohlbegründet (*ἐυκτίμενος*). Was ich aber besonders hervorheben möchte, ist der bedeutsame Umstand, dass der Dichter in dem Beiworte keine Beziehung auf die im Satze berichtete Thatsache nimmt, er keineswegs die wechselnde Erscheinung der Dinge

durch Beiwörter versinnlicht, die den jedesmaligen Zustand bezeichnen. Der Himmel heisst dem Dichter sternig (*ἀστερόεις*) ohne jede Beziehung auf den nächtlichen Sternhimmel (*Δ*, 44. *E*, 769. *Z*, 108 u. s. w.), ja wo es heller Tag ist, braucht er *ἰδὼν* oder *χεῖρας ὀρέγων εἰς οὐρανὸν ἀστερόεντα* (*O*, 371. *ι*, 527). Auch des Hephästos Wohnung heisst *ἀστερόεις* (*Σ*, 370), weil sie im Himmel ist, wie auch *χάλκεος*, weil sie am Himmelsgewölbe, woran die Sterne sich bewegen, gedacht wird; denn der Himmel wird als *χάλκεος*, auch *πολύχαλκος*, und als *σιδήρεος* bezeichnet, weil der Dichter sich ihn als ein festes metallisches Gewölbe vorstellte. Homer nennt die Schiffe schnell, auch wenn sie ruhig da liegen, nicht allein in der stehenden Ortsbezeichnung *θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν*, sondern auch sonst durchweg. Die Wolken, die als undurchsichtbare Schichten vor dem Himmelsgewölbe gelagert gedacht werden, heissen schattig, dunkel (*σκιόεντα*), nicht etwa, wenn sie dunkelschwarz (*κυάνεος*, *ἐρεβεννός*) sind, sondern sie sind es zu jeder Zeit, wie wenn es beim Ballspiele der Phäaken heisst (*Θ*, 374), der eine habe den Ball *ποτὶ νέφεα σκιόεντα* geworfen. Eben so in dem einer spätern Einschiebung angehörenden Verse *λ*, 592. Man hat behauptet, der Saal oder das Zimmer (*μέγαρα*) werde *σκιόεις* bloss am Abend oder bei Nachtzeit genannt, und beziehe sich das Beiwort auf die am Himmel herrschende Dunkelheit. Das ist so wenig wahr, dass es an zwei Stellen (*α*, 365. *δ*, 768) heller Tag, an den andern (*κ*, 479. *λ*, 333. *ν*, 2. *σ*, 398. *ψ*, 299) das Zimmer erleuchtet ist. Im letztern Falle entspricht *σκιόεις* ebensowenig dem gegenwärtigen Zustande, wie *ἀστερόεις* beim Tageshimmel; es ist gerade ein stehendes Beiwort im Gegensatz zur freien Luft. Achill heisst *ποδὰς ὠκὺς* auch da, wo er sich in der Versammlung erhebt, wo er mit Agamemnon streitet, wo er an seinem Zelte sitzt, wo er bei seiner Mutter jammert; eine Beziehung des Beiworts auf die Handlung ist hier völlig ausgeschlossen. *Εὐρὺς* ist bei Homer stehendes Beiwort des Himmels, des Meeres und der Erde, und so heisst es auch *τότε μοι χάνοι εὐρεῖα χθών* (*Δ*, 182), wo man nur auf geschraubte Weise eine passende Beziehung des *εὐρεῖα* herausfinden kann. Ebenso verhält es sich, wenn das am Boden liegende Rind aufgehoben wird *ἀπὸ χθονὸς εὐρυοδείης* (*γ*, 453), wenn der Rauch bei der Kirke gleichfalls aufsteigt von der weitwegigen Erde (*κ*, 149). Das Beiwort ist eben stehend von der Erde, wie das Meer *εὐρύπορος* heisst (*O*, 381. *δ*, 432. *μ*, 2).

Wohl ist mir bewusst, dass ich hiermit nichts durchaus Neues sage, aber man hat hierauf nicht genug geachtet und dadurch zu manchen irrigen Annahmen sich verleiten lassen; diesen gegenüber möchte ich jene Beobachtung nachdrücklich betonen. Hierher gehört die Behauptung, dass die verschiedenen auf die dunkle Farbe des Meeres sich beziehenden Beiwörter verschiedene Farbenerscheinungen desselben bezeichnen sollen. Könnte man auch wohl zugeben, dass der Dichter, wo er einen besondern Zustand des Meeres schildert, auch die wechselnde Farbe desselben hervorhebe, so liegt dagegen nichts der epischen Darstellung ferner, als dass er jedesmal, wo er in der Erzählung oder in einer Rede gelegentlich des Meeres gedenkt, die augenblickliche Farbe bezeichnen sollte; nur die wesentliche Farbe des Meeres, die ihm als solche lebhaft vorschwebt, kann er als stehendes Beiwort benutzen. So ist ihm das Meer grau, dunkel, trüb, düster, wie ihm die Erde schwarz (*μέλαινα*, *κελαινή*) erscheint. Will er einfach den Ausdruck auf dem Meere fahren gebrauchen, so kann es ihm nicht einfallen, die augenblickliche Farbenerscheinung des Meeres anzudeuten. Wir lesen *πλέων* oder *ἰὼν ἐπὶ οἶνοπα πόντον* (*H*, 88. *γ*, 286), aber in demselben Sinne *ἐπ' ἠεροειδέα πόντον ἔρχεσθαι* (*γ*, 263. 5), und wer wird glauben wollen, dass der Dichter eine andere Farbe gemeint habe, wenn er anderswo sagt (*λ*, 107): *προφυγὼν ἰοειδέα πόντον*

oder vom Hermes, der auf dem Meere gefahren ist (ε, 56): ἐκ πόντου βὰς ἰοειδέος ἠπειρόνδε, oder von Pferden (Υ, 229): ἐπὶ ῥηγμῖνος ἁλὸς πολιοῖο θέεσκον. Alle diese Wörter gehen auf die dunkle Farbe des Meeres, ohne diese genauer zu bezeichnen. Bei ἰοειδὴς erinnere man sich an σίδηρος ἰόεις und εἶρος ἰοδνεφές; ἰοδνεφὴς ist veilchendunkel von einem δνεφὴς von der Wurzel δνεφ, wovon δνοφερός. Ἠεροειδὴς heissen auch Grotten und Felsen, ἠερόεις der Tartaros. Wenn der Wein neben ἐρυθρὸς auch μέλας und αἰθοψ, d. h. dunkel, eigentlich brandig, heisst, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die dunkle Farbe des Meeres durch das von οἶνος abgeleitete οἰνοψ bezeichnet wird, wofür der Dichter wohl αἰθοψ gebraucht haben würde, hätte er nicht eines consonantisch anlautenden Wortes bedurft. Auch die βόε οἰνοπε sind nichts anders als ταῦροι αἰθωνες, dunkle Stiere, wie das Eisen αἰθων neben ἰόεις heisst. Das Eisen heisst ferner πολιός, und auch dieses Beiwort theilt es mit dem Meere; nimmt man dazu, dass selbst der Wolf πολιὸς heisst (K, 334), so schwindet jeder Grund, bei πολιὸς an den Meerschaum zu denken und danach den in der Odyssee so häufig vorkommenden Vers: Ἐξῆς δ' ἑξόμενοι πολιὴν ἅλα τύπτον ἐρετμοῖς, durch eine für den Epiker kühne Prolepse zu erklären. Zur Statistik des Gebrauches jener Beiwörter bemerken wir, dass ἠεροειδὴς und οἰνοψ sich fast gleich häufig nur bei πόντος finden, dem eigentlichen Ausdruck für den Meerpfad, die ὑγρὰ κέλευθα, wogegen das seltene πέλαγος, eigentlich das wogende Meer, der Wogenschlag, nur das Beiwort gross (μέγα) führt; ἰοειδὴς kommt nur dreimal, gleichfalls bei πόντος, vor. Zu ἁλὸς und ἅλα tritt πολιῆς, πολιοῖο und πολιὴν häufig, da diese Verbindung für den Vers sehr bequem war; selten finden wir dieses Beiwort bei θαλάσσης und θάλασσαν.

Der Wechsel zwischen diesen dasselbe besagenden Beiwörtern wird nur durch das Bedürfniss des Verses veranlasst. Und dies ist der zweite Punkt, den ich noch kurz berühren möchte. Der epische Dichter, dessen Gesänge einen bedeutenden Umfang in Anspruch nahmen, sah sich zu mancherlei Freiheiten genöthigt, die ihm den Fluss des in natürlicher Fülle hinströmenden Gesanges erleichterten. Welche Menge Verkürzungen und Verlängerungen, Ausfälle und Einschiebungen von Vocalen, welche Mannigfaltigkeit nebeneinander bestehender Formen, welchen Wechsel im Gebrauche der Numeri, Casus, Tempora und Modi hat die epische Dichtung sich zur metrischen Bequemlichkeit gestattet! Die Versuche, hier feine Unterscheidungen herauswittern zu wollen, sind alle eitel Werk und haben der natürlichen Auffassung des Dichters bedauerlichen Schaden zugefügt. Wunderbar wäre es, wenn der Dichter nicht auch bei den stehenden Beiwörtern eine gleiche freie Beweglichkeit sich gestattet hätte. Und es bedarf nur eines vergleichenden Blickes, um sich zu überzeugen, dass er in dieser Beziehung von den hebenden wie von den wesentlichen Beiwörtern den grössten Vortheil zu ziehen wusste, indem er nicht allein oft zwischen beiden Arten frei wählen konnte, sondern auch wesentliche Beiwörter von verschiedenen Eigenschaften hernahm, ja Beiwörter desselben Sinnes in mehrfachen, metrisch verschiedenen und daher den wandelnden Bedürfnissen des Verses entsprechenden Formen ausprägte. Wenige Beispiele genügen zur Andeutung eines Gebrauches, dessen weitere Verfolgung für die Erklärung höchst wichtig ist. Häufig setzt der Dichter, der ja auch für Ἀχαιοὶ geradezu υἱες Ἀχαιῶν hat, statt des Namens oder neben denselben die Bezeichnung vom Vater her, υἱὸς mit vorhergehendem, selten folgendem Genitiv. Da der Genitiv meist in der Arsis endet, so ist das gewöhnliche Beiwort zu υἱὸς φίλος, wie Ὀδυσσῆος φίλος υἱὸς. Schliesst dagegen der Genitiv mit einem Dactylus, so tritt ἀγλαὸς oder, wenn die Heldenstärke hervorgehoben werden soll, ἄλκιμος

ein. Bei anderm metrischem Bedürfniss finden sich φαίδιμος, κρατερός, ἴφθιμος, ἀμύμων, selten andere. Das eigentlich ächt epische Beiwort des Weines ist μελιηδής; wo der Vers dieses nicht gestattet, finden wir μελίφρων, selten ἡδὺς oder gar ἡδύποτος, auch εὐήνωρ, εὔφρων; von der dunkeln Farbe wird er meist αἴθοψ genannt, selten nach metrischem Bedürfniss μέλας oder ἐρυθρὸς. Alle diese Formen sind metrisch verschieden; dass bei der Wahl nie der Sinn den Ausschlag gab, lehrt genaue Betrachtung des betreffenden Gebrauches, die uns manche anziehende Beobachtungen machen lässt, auf die wir hier nicht eingehen dürfen. Die Schiffe heissen von ihrer Schnelligkeit θοαί, aber auch ὠκύποροι, nur im Singular steht an ein paar Stellen ὠκύαλος, nur im Genitiv Plural ὠκεῖαι; statt ὠκύποροι tritt bei vorhergehendem Vocal ποντόποροι ein. Ferner heissen die Schiffe κοῖλαι, wofür nur aus metrischem Bedürfniss γλαφυραί, sie heissen ἐΐσαι, d. h. trefflich, nur im Singular findet sich εὐεργής, ferner κορωνίδες, ἐύσσελμοι, πολυκληῖδες, ἀμφιέλισσαι, alles metrisch verschiedene Formen, nur in der Odyssee δολιχήρετμοι und ἐπήρετμοι. Eines der allerhäufigsten Beiwörter des Schiffes ist μέλαινα, selten κυανόπρωρος, wofür bei metrischem Bedürfniss das ohne Grund angezweifelte κυανοπρῴρειος, einzeln μιλτοπάρῃος, φοινικοπάρῃος. Wir finden hier μίλτος und φοίνιξ als Bezeichnung der rothen Farbe; φοίνιξ hat Homer auch sonst, aber es steht adjectivisch als roth (Ψ, 454), wie neben ihm φοινήεις; beide deuten auf ein φοινός zurück. Für die Purpurfarbe hat Homer πορφύρεος, das von πόρφυρα gebildet ist, aber zugleich ἁλιπόρφυρος, d. h. von des Meeres Purpurschnecke gefärbt, ohne ableitende Endung, wie λευκώλενος, ῥοδοδάκτυλος. Πορφύρεος θάνατος scheint der blutige Tod, wie das Blut selbst πορφύρεος heisst, dagegen hat πορφύρεον κῦμα mit der Farbe nichts zu thun, sondern hängt mit πορφύρειν zusammen, das Homer vom aufwogenden Meere gebraucht. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück. Wenn die Schiffe, die Rosse des Meeres, θοαὶ heissen, so finden wir von den Rossen nie θοός, sondern gewöhnlich das lebendige Schnelligkeit bezeichnende ταχύς, aber auch ὠκύς, ὠκύπους, selten ποδώκης; die Art ihres Laufes im Gegensatz zu den Rindern bezeichet ἀερσίπους. Auf ihren Huf bezieht sich das ungemein häufige μώνυξ, woneben κρατερώνυξ, auf ihre Mähnen καλλίθριξ, woneben εὔθριξ. Unmöglich kann es auf Zufall beruhen, dass alle diese Beiwörter metrisch oder durch den bald vocalischen, bald consonantischen Anlaut verschieden sind; die Noth machte den Dichter erfinderisch, und dass er hier meist sehr geschickt verfuhr, zeigt eingehende Betrachtung, der sich der Erklärer nicht ungestraft entziehen wird. Zur Ausfüllung des Verses erlaubte sich der Dichter sogar demselben Gegenstande zwei wesentliche Beiwörter zu geben; ich erinnere nur an das bekannteste Beispiel θοῇ παρὰ νηῒ μελαίνῃ. Nicht das Bedürfniss lebhafter Bezeichnung hat den Dichter hier geleitet, sondern er machte aus der Noth eine Tugend, indem er den so häufigen Versschluss νηῒ μελαίνῃ gleichsam zu untrennbarer Einheit sich verschlingen liess. Hier, wo der Dichter sich die Fesseln des Verses erleichterte, feine Berechnung zu suchen, verleitet zu den unnatürlichsten, dem epischen Geiste widersprechenden Erklärungen. Von solchen den homerischen Gedichten aufgedrungenen Feinheiten muss die Erklärung sich möglichst fern halten, wogegen ein wirklich feiner, dem dichterischen Schaffen nachfühlender Geist zu den schönsten Beobachtungen ein reiches Feld findet. Der Erläuterer Homers bedarf freilich, wenn irgend einer, eines wahren Bienenfleisses, um zu sichern Entscheidungen zu gelangen; aber damit ist es nicht gethan, mit dem statistischen Fleisse muss feines Gefühl und strengste Beachtung epischer Natürlichkeit sich verbinden, man muss dem Dichter ohne

Anmassung rein nachzuempfinden, den Strom seiner Dichtung mit voller Seele aufzunehmen wissen, und auch vom Erklärer gilt, was Pindar vom Dichter sagt:

Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ.

Zuletzt sprach noch der Secretär der kgl. Staatsbibliothek in München, Chr. W. Glück,

Ueber das Wort ambactus

also:

Es ist eine alte, neuerdings von unserem Meister Grimm[1]) wiederholt ausgesprochene Ansicht, das Wort *ambactus* wäre das gothische *andbahts* Diener, das die Gallier von den Deutschen entlehnt hätten. Der Herr Hofrath Holzmann,[2]) der bekanntlich die Gallier und die Deutschen für dasselbe Volk hält, meint dagegen, das Wort habe der gallischen wie der deutschen Sprache angehört. Dem Kenner des Keltischen ist es indess ein Leichtes, sowohl jene alte als des Herrn Hofrathes Meinung mit wenigen Worten zu widerlegen.

Das gothische *andbahts* ist bekanntlich aus *and* und *bahts* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *anda*, wie sie noch in mehreren gothischen Wörtern, z. B. *anda-vaurd* Antwort, *anda-nahti* Abend, erscheint. Das zweite Glied ist wohl ein von der Wurzel *bak* stammendes Particip. Urdeutsch lautete daher das Wort *andabahtas*. Im Althochdeutschen, wo das gothische *andbahts* eigentlich *antbaht* lauten sollte, ward daraus *ambaht*, indem sich *ant* vor *b* in *am* verwandelte. Auf ähnliche Weise ward aus *Lantberht Lamberht*, *Lambert*, aus *Sindberht Simberht*, *Simbert*, aus *Gundberht Gumberht*, *Gumbert*.

Die Partikel *anda* findet sich auch im Gothischen in der Form *ande*, z. B. in dem Namen *Ande-brogirix*,[3]) *Ande-camulos*,[4]) *Ande-cumborius*,[5]) *Ande-cavi*,[6]) *Ande-ritum*.[7]) Im Irischen kommt sie in den Formen *ind* — *int* — *inn* — *in* vor.[8])

Wenn nun die Gallier das urdeutsche *andabahtas* entlehnt hätten oder wenn das Wort der gallischen wie der deutschen Sprache eigen gewesen wäre, so hätte es gallisch *andebactos* lauten müssen. Hieraus aber konnte im Gallischen eben so wenig *ambactos* werden, als aus dem urdeutschen *andabahtas* im Gothischen *ambahts* ward. Solche Lautwandlungen gehören der späteren Sprache an.

Jene Meinung ist also bloss durch die zufällige Uebereinstimmung der Laute in *ambactus* und der althochdeutschen Form *ambaht* entstanden.

Nach einer anderen nicht minder alten Meinung wäre *ambactus* ein lateinisches Wort. Allein abgesehen davon, dass es aus dem Lateinischen nur auf eine sehr gezwungene Weise erklärt werden könnte, bezeichnet Ennius *ambactus* ausdrücklich als gallisch, so wie es denn auch von Cäsar bloss für ein gallisches Gesellschaftsverhältniss gebraucht wird.

---

[1]) D. Grammat. II, 211 Anm., Gesch. der d. Sprache I, 132 und D. Wörterb. Vorr. pag. L und u. d. W. Amt. [2]) Kelten und Germanen. 91. S. [3]) Revue Numismat. Nouv. sèr. V, 185, Gruter 921, 2, wo unrichtig *Andebrocirix* steht. Vgl. *Brogi-tarus* (Cic. pro Sest. 26. K. u. öft.), *Brogi-mârus*, *Brogi-mâra* (Arch. für Kunde österreich. Geschichtsquellen. III. 170). [4]) Beiträge zur vergl. Sprachforsch. III, 166. [5]) Caes. B. G. II, 3. Vgl. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltisch. Namen. 26. S. u. ff. [6]) Ebend. 24. S. [7]) Ebend. 25. S. [8]) Zeuss 848. S. — Es fällt auf, dass im Keltischen ein *d* erscheint. Nach dem skr. *anti*, griech. *ἀντί* und lat. *ante* sollte man nämlich dort ein *t* und im Deutschen ein *th* erwarten. Im Gothischen jedoch geht *th* zwischen zwei Vocalen und nach *n* gerne in *d* über.

Unsere Aufgabe ist es nun, das gallische *ambactus* zu erklären.

Cäsar sagt in der Stelle (VI, 15), wo er von den *equites* bei den Galliern spricht: „eorum ut quisque est genere copiisque amplissimus, ita plurimos circum se *ambactos* clientesque habet.“ Da er das Wort *ambactus* nicht erklärt, so musste er die Bekanntschaft desselben bei seinen Lesern wohl voraussetzen. In der That wissen wir durch Festus, dass es schon Ennius gebrauchte. „*Ambactus*,“ so heisst es nämlich bei ihm, „apud Ennium lingua gallica servus dicitur.“[1]) Die Römer hatten das Wort zuerst durch die oberitalischen Gallier kennen gelernt. Cäsar fand es daher nicht nöthig, *ambactus* ausdrücklich als ein gallisches Wort zu bezeichnen, indem es, wie manche andere von ihm gebrauchte gallische Wörter, in Rom schon bekannt war.

Nach Ennius bedeutet also *ambactus* in der gallischen Sprache *servus*. Dass nun auch Cäsar darunter nichts anderes verstand, geht daraus hervor, dass er in einer späteren Stelle (VI, 19) für *ambacti clientesque* die Worte *servi et clientes* gebraucht. Von der Richtigkeit jener Bedeutung aber werden wir uns erst überzeugen, wenn wir das Wort *ambactus* aus der keltischen Sprache selbst erklären.

Ambactus, wie das Wort gallisch lautete, ist nämlich aus *amb* und *actos* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *ambi*, die noch in mehreren gallischen Namen, z. B. *Ambi-barii*, *Amb-iliati*, *Ambi-latri*, *Ambi-vareti*, *Ambi-gâtus*, *Ambi-rênus*, erscheint, ir. *imb* — *imm* — *im*, kymr. *am*, skr. *abhi*, griech. *ἀμφί*, lat. *amb* — *am* — *an*, alts. ahd. *umbi*, ags. *ymbe*, nieders. *iimme*, nhd. *um*. Das zweite Glied aber ist ein von der Wurzel *ag*, skr. *ag* gehn, stammendes Particip auf *tos* mit der Bedeutung der Gegenwart. Ein anderes Beispiel eines solchen keltischen Participes ist das gallische und brittische *cantos*,[2]) das als Beiwort mit der Bedeutung weiss, z. B. in den gallischen Namen *Canto-mîlus*,[3]) *Canto-benna*,[4]) vorkommt, ursprünglich aber ein von der Wurzel *can*, skr. *kan* glänzen, herrührendes Particip ist und glänzend bedeutet.[5]) Eben so gibt es im Sanskrit von verbis neutris stammende Participe auf *tas* mit der angegebenen Bedeutung, z. B. *sthitas* stehend, *bhitas* fürchtend, *hritas* sich schämend, *çaktas* könnend, *snutas* tröpfelnd, *dhṛshtas* wagend, *tvaritas* eilend; desgleichen im Griechischen *στατός* stehend, *ῥυτός* fliessend, *μενετός* bleibend, *ἑρπετός* kriechend.

Ambactos heisst also herumgehend, *ambiens*, *circumiens*. Hieraus aber ergibt sich leicht die Bedeutung Diener. Ebenso bedeutet das irische *timthirthid*,[6]) das aus *tim* d. h. den Partikeln *do* und *im* (=*imm*=*imb*=*ambi*) und *tirthid* (gebildet durch das Anhängsel *tid* von der Wurzel *tar*, skr. *tṛ* gehen) zusammengesetzt ist, ursprünglich *do-ambi-taratatis*, Diener, eigentlich Herumgeher. Man vergleiche ferner das skr. *paricara* Diener, eigentlich der herumgeht, und das griech. *ἀμφίπολος* Diener, eigentlich der um einen ist.

---

[1]) Pauli Diac. excerpta ex lib. Pomp. Festi de significat. verbor. [2]) Kymr. *cant*, später *cann*, jetzt *can*, erscheint z. B. in dem Mannsnamen *Guor-cant* (Liber Landavensis. 194. S.), *Gurcant* (ebend. 111. 155. 156. 160. S. u. öft.), *Gurcan* (ebend. 181. S., jetzt *gorgan* sehr weiss, glänzend) = altem *Ver-cantos*. Wenn daher Ebel (Beiträge zur vergl. Sprachf. II, 156) das kymr. *cann* dem lat. *cand-idus* gleichstellt, so irrt er. [3]) Mommsen, Inscriptiones confoederationis helvet. lat. 352, 39. [4]) Zeuss 825. S. [5]) Hiezu fügen wir noch den gall. Flussnamen *Iactus* (Plin. III, 118), der von der Wz. *iac* stammt, wovon lat. *iacera*, kymr. *iaeth* Sprache = altem *iac-ti-s*, ahd. *jehan* sprechen entspringen, und nach der Bedeutung der Wz. etwa der dahin schiessende heisst. Man vergleiche den deutschen Fluss Jaxt, alt *Jagista*, ursprünglich *Jahista*. [6]) Zeuss 855. S.

So ist das Wort *ambactus* eben so einfach als grammatisch richtig aus dem Keltischen gedeutet.

Bei den Galliern kam es, wie aus einer römischen Inschrift[1]) ersichtlich ist, auch als persönlicher Name vor. Eben so liest man auf einer gallischen Münze *Ambactus* und auf einer anderen *Ambacti.*[2]) Die französischen Münzkenner *Lenormant* und *Duchalais* verstehen darunter die *Sequani*, die sich nach der Niederlage des *Ariovistus* den Römern unterworfen und sich als Unterthanen derselben *ambacti* genannt hätten.[3])

In der kymrischen Sprache lebt noch das Wort in der Gestalt *amaeth*,[4]) erhielt aber dort die Bedeutung Ackerknecht, Ackerbauer.

Im Keltischen musste auch ein von *ambactos* abgeleitetes *ambactia* mit der Bedeutung Umgebung, Bedienung vorhanden sein. Denn hievon stammt das jetzige bretonische *amezek*[5]) Nachbar, eigentlich der von der Umgebung ist, das = einem kymrischen *amaethic* (jetzt *amaethig*) = einem gallischen *ambacticos* ist.

Es war hiermit die Aufgabe der einundzwanzigsten Versammlung vollständig gelöst, da auch die Sectionen ihre Arbeiten sämmtlich vollendet hatten.

Der zweite Präsident schloss daher dieselbe um $12^3/_4$ Uhr mit folgender Ansprache:

Meine hochzuverehrenden Herren!

Schon am ersten Tage unserer Versammlung ist daran erinnert worden, dass es jetzt gerade 25 Jahre sind, seit die Idee zur Gründung eines Vereins deutscher Philologen und Schulmänner zuerst angeregt wurde. Es war kein unfruchtbares Wort, wie so oft ein solches in Stunden, wo die Herzen höher schwellen, hingeworfen wird. Was hoch begeisterte Männer in den schönen Jubeltagen der Georgia Augusta mit festem Wissen und Wollen ausgesprochen haben, das ist ins Leben getreten; und die Theilnahme an den Versammlungen der Philologen ist seit dem ersten Zusammentreten in Nürnberg immer eine ungeschwächte geblieben. Schon in den ersten Jahren der Vereinigung haben sich den Vertretern der classischen Philologie die Pfleger der so weit ausgebreiteten orientalischen angeschlossen. In einer künftigen Geschichte unsers Vereines wird die Augsburger Versammlung eine Epoche machende Stellung einnehmen, weil auf ihr die Vertreter der germanistischen Philologie uns die brüderliche Hand gereicht haben und auch für die Bildung einer besondern archäologischen Section die ersten Schritte geschehen sind. Durch diese Erweiterung ist eine neue sichere Garantie gegeben für einen langen und festen Bestand unsers Vereins, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass, so lange noch die humanistischen und idealistischen Studien dem andringenden Wogendrange rein materieller Interessen Widerstand zu leisten vermögen, auch immer ein Bedürfniss für deutsche Philologen bestehen werde, zur Förderung ihrer gemein-

---

[1]) Steiner 116. Nr. [2]) Duchalais, Description des medailles Gauloises. 158. 162. S. [3]) Ebend. 160. S.

[4]) Im Kymrischen hat sich nämlich die Lautverbindung *act* später in *aith, aeth* verwandelt. So ward z. B. *laith* (jetzt *llaith* feucht) aus altbrittischem *lactos* (in dem Ortsnamen *Lacto-dùrum*, ltin. Ant. 470. 476. S.), *maethu* ernähren aus *mactu.* [5]) Im späteren Bretonischen pflegt sich *act* in *ez, eaz* zu verwandeln. So ist z. B. *iez* Sprechart = kymr. *iaeth* Sprache aus *iactis, leaz*, dialektisch *lez* Milch = kymr. *laeth* (jetzt *llaeth*) aus dem lat. Stamm *lact*, wovon *lezek* milchicht aus *lacticos, treaz*, dialektisch *trez* Sand = kymr. *traeth* aus *tractos*, wovon *treazek* und *trezek* sandicht aus *tracticos.*

schaftlichen Interessen und Studien zeitweise in grösseren Versammlungen zasammenzutreten. Die zahlreichen Wandervereine, die sich seit der Begründung der Versammlung der Naturforscher in Deutschland gebildet haben, sie alle sind, wenn auch kleine, doch feste Bausteine zum Thurmbau der deutschen Einheit, die, so schwer auch der Ausbau scheinen mag, doch einst ihre Thurmspitze sicherlich finden wird; zumal dann, wenn der schöne Geist der herzlichsten Eintracht und Harmonie, der uns die Tage von Augsburg zu unvergesslichen macht, immer segnend da walten wird, wo deutsche Männer in grösserer Anzahl zu einer Versammlung zusammentreten. Lassen Sie uns, meine Herren! nicht scheiden, ehe wir die Hoffnung aussprechen, dass auch die nächste Versammlung in dem schönen Meissen sich ebenso friedlich und glücklich gestalten möge.

An diese Worte knüpfte Director Dr. Classen aus Frankfurt nun noch den Dank der Anwesenden. Es galt dieser zunächst der Stadt Augsburg für das freundlichste Entgegenkommen und die Eröffnung ihrer Kunstsammlungen und Schätze, dem Präsidium, dessen mühevoller Waltung es gelungen sei, diese Versammlung zu einer der erfolgreichsten zu machen, den Secretären, deren unverdrossener Eifer die erzielten Erfolge auch für die Zukunft sichere, den Comitémitgliedern, die die Vorbereitungen zu dem Empfange mit so grosser Umsicht sich hätten angelegen sein lassen. Nachdem Dr. Classen dann noch bemerkt hatte, dass die deutsche Stadt, in welcher dieses Jahr die Versammlung stattgefunden, vielen seiner Berufsgenossen auch darum theuer sei, weil einst ihre Confession hier abgegeben und 25 Jahre nachher der erste Religionsfriede geschlossen worden sei, ein Friede, der trotz mancher Störungen von dem Blatte Papier in die Herzen eingezogen, fasste er Alles, was die Versammlung sonst noch von Gefühlen des Dankes erfüllen mochte, in dem begeisterten Rufe zusammen:

Hoch lebe die ehrenwerthe Stadt Augsburg!

Protocolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Mittwoch den 24. September.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung traten die Mitglieder zur Constituirung der pädagogischen Section in einem der an den goldenen Saal stossenden 'Fürstenzimmer' unter dem Vorsitze des Ephorus Bäumlein zusammen. Auf seinen Antrag wurde Director Eckstein zum Präsidenten gewählt. Obschon dieser auf den Antragsteller selbst als den geeignetsten Präsidenten hinwies, der bereits in Basel, Erlangen und Stuttgart als vorzüglich bewährt in solcher Stellung sich gezeigt hatte, so gab er doch auf die Bemerkung desselben, dass er nur wenige Tage der Versammlung beiwohnen könne, dem Wunsche der Versammlung nach und übernahm die Leitung der Verhandlungen. Die Protocollführung übernahm auf seinen Antrag, nachdem Prof. La Roche aus Wien abgelehnt hatte, der Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen.*)

Die Tagesordnung ergab sich leicht. Denn da der von Prof. Dr. Thomas angemeldete Vortrag über Fallmerayer als Schulmann für eine der allgemeinen Sitzungen gewählt war, so blieb zunächst nur die von dem Gymnasiallehrer Vielhaber aus Salzburg aufgestellte Thesis über Cornelius Nepos als Schulautor. Diese wurde als erster Gegenstand der Discussion auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Auf die Aufforderung zur Stellung anderer Thesen erhob sich zunächst Dr. Wiegand aus Worms, um auf die Nothwendigkeit der Gründung von pädagogischen Vereinen hinzuweisen, welche Erfahrungen zu sammeln und darauf begründete Anträge an die pädagogische Abtheilung der jährlichen deutschen Philologenversammlung stellen sollten. Der Präsident verwies auf die von Regierungsrath Firnhaber zur Vertheilung gebrachte Schrift über deutsche Lehrerversammlungen, welche auch die Organisation des Vereins in seinen Grundzügen berühre und deren Vorschläge bereits einer besondern Commission zur Prüfung überwiesen seien. Auf der nächsten Versammlung werde zu einer gründlichen Prüfung dieser Vorschläge die beste Gelegenheit sich darbieten. Dr. Müller aus Göttingen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Schulstrafen, obschon es schwer sei, bestimmte Thesen

*) Hiernach dürfte die Bemerkung des Referenten über die Verhandlungen der XXI. Philol.-Versammlung in den Jahrb. f. Phil. u. Pädag. Aprilheft 1863 p. 119, welche die Auffassung zulässt, dass von vier Gewählten nur einer den übertragenen und übernommenen Verpflichtungen gebührend nachgekommen ist, zu berichtigen sein. Dr. M. Mezger.

darüber aufzustellen. Der Gegenstand, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, wurde als der zweite auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Damit ward diese vorbereitende Sitzung geschlossen.

Donnerstag den 25. September.

Der Präsident theilte nach der Eröffnung der Sitzung mit, dass zwei weitere Anträge für die Berathung eingegangen seien, einer von Prof. Schmitz aus Regensburg über die Gestaltung der Real-Gymnasien und der andere von Prof. Högg aus Ellwangen über die Gestaltung der Mittelschulen.*) Bei dem weiten Umfange der Anträge erklärt es der Präsident für sehr bedenklich, auf eine nähere Erörterung einzugehen, die bei der Kürze der Zeit zu einem Resultate nicht führen werde. Manche dahin einschlagende Frage werde sich gleich bei der ersten über Cornelius Nepos gestellten Thesis zur Erörterung bringen lassen. Derselbe forderte Herrn Vielhaber auf, dieselbe zu begründen.

Gymnasiallehrer Vielhaber: Kaum ein Schriftsteller des römischen Altertums hat in neuester Zeit so viel von dem Ansehen eingebüsst, das er durch eine langjährige Tradition genossen, als Nepos, über keinen steht das Urteil, dass er im Ganzen nur ein mittelmässiges Talent gewesen, in der Allgemeinheit fest, wie über Nepos. Hat man ihm doch auch das Eigentumsrecht auf die unter seinem Namen erhaltenen vitae streitig gemacht. Diese Frage zwar brauche ich, als für vorliegenden Zweck gleichgiltig, nicht zu berühren, indessen will ich doch bemerken, dass gerade eine vorurteilslose Betrachtung der bekanntlich zu dem entgegen-

*) Derselbe hat nachträglich seinen Antrag mit folgenden Worten schriftlich begründet:

'Kann und will die Versammlung die Gestaltung der Mittelschulen zum Gegenstande der Berathung machen?'

Vorstehende Anfrage ist hervorgerufen einerseits durch die von den Schulmännern längst erkannte Nothwendigkeit einer den Fortschritten der Wissenschaften und den Zeitverhältnissen angemessenen Einrichtung der höhern Lehranstalten, andrerseits durch den vielfach gehörten Wunsch des Publikums, dass es einmal eine mehr in die Augen fallende Frucht der Philologenversammlungen sehen möchte. Zu diesem Wunsche hat das Publikum, wenn man ihm auch in wissenschaftlichen Dingen kein massgebendes Urteil zugesteht, doch eine gewisse Berechtigung, da es ja am meisten dabei interessiert ist, wie die Schulen, welche der Mehrzahl der Theilnehmer an dieser Versammlung anvertraut sind, ihrem Zwecke entsprechen.

Andere Versammlungen haben vor uns hier und anderwärts getagt; jede hat über ihre Angelegenheiten verhandelt, jede ihre besonderen Interessen besprochen. Sollten wir allein dies nicht können? Wollen wir es von andern erwarten? — Dass die Stimmen einzelner Männer ziemlich unbeachtet verhallen, zeigt leider die Erfahrung. Man liest ihre Ansichten und Vorschläge, billigt sie mehr oder weniger — und legt sie bei Seite. Ebenso findet man nur wenige der von Schulbehörden einzelner Staaten Deutschlands ausgearbeiteten Entwürfe in Ausführung gebracht. Auch in den Kammern der Abgeordneten wurde über Schulreformen gesprochen. Sollen wir dieselben von Schulbehörden und Kammern erwarten? Möglicherweise erhalten wir etliche und dreissig Schulpläne! Die Nothwendigkeit einer einheitlichen Reform ist, wie in anderer Beziehung, so auch im Schulwesen vorhanden und die Forderung, sich mit dieser Sache zu beschäftigen, um so dringender, je drohender die nächste Zukunft vor uns steht. Da aber die Aufgabe eine zu schwierige ist, als dass sie in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins zu lösen wäre, so möge doch wenigstens ein Anfang gemacht werden, indem die Versammlung einen Ausschuss bestelle, welcher das reiche Material zu sammeln und einen Entwurf vorzubereiten hat.

Es wäre zu bedauern, wenn die Zeit nicht einmal zur Bestellung eines solchen Ausschusses zureichen sollte. Im Uebrigen erlaube ich mir auf die soeben vertheilte Schrift von Regierungsrath Firnhaber, 'deutsche Lehrerversammlungen', zu verweisen.

gesetzten Resultat gelangenden Prolegomena von Rink zeigt, dass Nipperdey's Urteil im ganzen wie im einzelnen begründet ist. Die zahlreichen Ausstellungen dagegen, die nach Rink besonders Nipperdey in aller Schärfe aufgestellt hat, haben bewirkt, dass man nach und nach auch an dem Schulschriftsteller Nepos irre wurde, ihn hie und da verdrängte und durch allerlei Ersatzmittel ersetzte, die man am besten mit dem so ziemlich allgemein üblichen Namen Chrestomathien bezeichnet. Auf diese einzugehen will ich hier unterlassen, 1) weil ich nicht alle kenne, 2) weil, wenn ich auch nachwiese, dass sie nicht besser sind als Nepos, doch daraus nichts für Nepos folgte, sondern nur, dass man bessere machen müsse, 3) weil ich hiebei Polemik üben müsste, die sich weder für diesen Ort noch für mich ziemte, zumal die Verfasser, weil nicht anwesend, sich nicht vertheidigen können. Es ist aber auch nicht nötig, denn gelingt mirs zu beweisen, dass der Schulautor Nepos nicht zu verwerfen sei, so ist wol auch bewiesen, dass er behalten werden kann, ja wol, dass er behalten werden muss.

Es scheint mir nun, dass man in dem ganzen über Nepos geführten Streit die Frage allmählich immer schiefer gestellt hat, indem man den didaktischen Gesichtspunkt, ob Nepos für die erste lateinische Lectüre der geeignete Schriftsteller sei, mehr aus den Augen verlor und die Frage nach der litterarischen Bedeutung desselben überhaupt substituierte. So wenig ich natürlich leugne, dass die Schullectüre eines Schriftstellers ganz wesentlich von seinem litterarischen Gehalt abhänge, eben so sicher ist, dass bei Knaben von 12, 13 Jahren noch gar manche andere Gesichtspunkte in Betracht kommen. Doch dieselben werden sich ohnehin bei einer Betrachtung der einzelnen Ausstellungen ergeben. Der erste Einwand heisst: Eine ziemliche Zahl der in den vitae geschilderten Männer ist nicht bedeutsam genug, dagegen fehlen höchst bedeutende, z. B. die excellentes duces Romanorum. Gewiss wäre es wünschenswerth, wenn die Zeit statt eines Dion, Chabrias, Timotheus u. a. m. die vitae der römischen Feldherrn erhalten hätte. Doch sind auch die bezeichneten recht wohl zu verwerthen. Blicken wir auf einen anderen Unterrichtsgegenstand. Alte Geschichte wird entweder vor der Neposlectüre — so bei uns — oder parallel mit ihr — so in Norddeutschland — vorgenommen. Nehmen wir den ersten Fall her. Die getadelten vitae behandeln Männer und führen in Zeiten ein, die der Geschichtsunterricht auf der untersten Stufe wohl in der Regel wird übergehen müssen. Der Lateinlehrer hat nun, wenn er den Zusammenhang des eben gelesenen richtig in das bereits bekannte historische Material einzureihen versteht, eine ganz wünschenswerthe Ergänzung des historischen Unterrichtes in seiner Hand um so weniger zu verachten, wenn man bedenkt, dass der Zeitraum von der ersten zur zweiten Behandlung der alten Geschichte zu dem bereits gelegten Grund immer neue Bausteine zuzufügen hat, die dann in den oberen Classen aus Geschichten aus dem Altertum zu einer Geschichte des Altertums vereinigt werden. Aehnlich ist das Verhältniss, wenn die Neposlectüre neben dem Geschichtsunterrichte einhergeht. Es ist wohl allgemein zugestanden, dass der Unterricht in alter Geschichte auf der untersten Stufe biographisch sein muss. Man betrachte einmal historische Lehrbücher, welche entweder direct biographisch abgefasst sind oder doch das biographische Element stark hervortreten lassen; man wird finden, dass von Miltiades, Themistokles, Pausanias nicht viel mehr in ihnen steht, als Nepos erzählt. Es ist sehr zweifelhaft, ob es gerathen ist, der lateinischen Lectüre den fast gleichen Stoff mit dem Geschichtsunterricht zu geben, im Gegentheil muss wohl dem lebhaften Knabengeist manchmal etwas neues geboten werden. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb die preussischen Programme so vielfach die Lectüre der letzten 12 vitae aufweisen. Eine ganz eigene Stellung

hat die vita des Atticus, die nicht sollte ungelesen bleiben. Denn neben dem grossartigen politischen Hintergrund hat sie so vieles das Privatleben eines Römers Berührendes, dass an sie ein grosser Theil der notwendigen Kenntnisse des inneren Lebens Roms sich anknüpfen lässt. Allerdings hat sie den letzten Platz der Neposlectüre einzunehmen.

Der zweite Einwand heisst: 'Lebensbilder kann man die meisten dieser vitae gar nicht nennen'. 'Nicht schritt-, sondern sprungweise wird von einem Gegenstand zum andern übergegangen, und nur auf grammatikalischem Weg für eine ganz äusserliche Verbindung des bunten Inhalts Sorge getragen.' Gewiss wäre es im allgemeinen recht wünschenswerth, wenn Nepos vollendete Lebensbilder geliefert hätte, wie wir in unserer neueren deutschen Literatur deren manche haben; ob aber für die Schule so ganz entsprechend, ist fraglich. Es ist nicht ohne Grund, dass die für den ersten Geschichtsunterricht bestimmten Geschichtsbücher ebensowenig eigentliche Lebensbilder enthalten als die vitae des Nepos. Die Knaben sehen an einem bedeutenden Manne nicht die eine Persönlichkeit und verstehen sie gar nicht, sie sehen nur einzelne Thaten und Schicksale derselben, die eben nur durch den Namen verknüpft sind; die Zusammensetzung der einzelnen Züge zu einer Persönlichkeit zu vollziehen und zu fassen, sind sie ebensowenig reif, als die der botanischen Species zu Genera, der Genera zu Familien u. s. w. Jeder, der den geschichtlichen Unterricht auf der untersten Stufe gegeben hat, wird wissen, dass die der Natur der Sache nach anekdotenhafte Darstellung des Herakles, des trojanischen Krieges u. ä. viel mehr das Interesse der Knaben festhielt und, was ein sicherer Massstab ist, viel sicherer reproduciert wurde, als eine noch so verständlich gehaltene Erzählung von Miltiades und den Perserkriegen, um von den römischen Persönlichkeiten ganz abzusehen. Wir dürfen auf der Stufe der Neposlectüre ganz zufrieden sein, wenn die Knaben eine Reihe einzelner Züge einer Person, die nur durch die Beziehung auf diese Person verbunden sind, sich merken, die Constituierung der Persönlichkeit gehört einer weiteren Unterrichtsstufe an.

Man sagt ferner, die Ausführlichkeit der vitae stehe in keinem Verhältniss zur Bedeutung der geschilderten Männer, wichtiges werde oft übergangen, unwichtiges des Breiten erzählt. Ganz richtig, wenn es sich um die Beurtheilung des Schriftstellers Nepos handelt, nicht richtig, wo es sich um den Knabenauctor Nepos handelt. Bei manchem kurz behandelten Manne müsste eine vollständige Darstellung Züge hinzufügen, die dem Knaben unverständlich sind. Des Aristides politische Thätigkeit musste der Biograph Nepos zufügen, am Schulauctor Nepos wird sie niemand vermissen. Eben so bei Cimon und Phocion. Dagegen sind manche breite und nach dem künstlerischen Massstab ungehörige Anekdoten für die Knaben wie gemacht. Wen hat nicht, als er Nepos zuerst in der Schule las, die Vertheidigung des Epaminondas vergnügt? Eumenes ist gegen den mit den Römern kämpfenden Hannibal unverhältnissmässig ausgedehnt; aber gar viel mehr, als Nepos über letzteren gesagt hat, wird auch der Geschichtslehrer seinen Schülern nicht vorerzählen, ohne sie schlaff zu finden (longum est omnia enumerare proelia), die echt hannibalische List dagegen gegen Eumenes ist des Interesses derselben sicher und, wenn man sie beim zeitlich sehr beschränkten Geschichtsunterricht übergeht, ist sie als ein gelegentlicher Strich am Bild des an Listen unerschöpflichen, stets eigentümliche Wege gehenden Puniers sehr willkommen.

Dass Nepos nicht die nötige historische Unbefangenheit besitzt, ist richtig, aber da er nicht zu den maledicis gehört, theils ein directer Vortheil für die Schule, theils ohne Bedeutung. Ein Vortheil, da ja Knaben nicht sollen historische Kritik treiben, sondern an dem

Grossen und Schönen des Altertums sich begeistern. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man das allerdings historisch ungerechte, aber aus einer ehrenwerthen sittlichen Entrüstung hervorgegangene Urtheil über Lysander und Pausanias wohl zu verwerthen wissen, wenn auch der Lehrer das besonders bei dem ersten schiefe Urtheil durch einige Worte richtig stellen mag.

Der gewichtigste Vorwurf gegen Nepos ist wohl der folgende, dass seine Verstösse gegen die historische Wahrheit sehr zahlreich sind. Zwar ist es noch immer schwer zu sagen, ob nicht an einem ziemlich grossen Theil der schwersten Irrtümer, wie z. B. an der Verwechslung der Scipionen, nicht Nepos, sondern die schlimme Beschaffenheit unserer Quellen schuld ist, und jedenfalls dürfte für eine Schulausgabe die kühne Kritik Lambins und Fleckeisens den Vorzug vor der conservativen Nipperdeys — Roth kommt natürlich hiebei ohnehin nicht in Betracht — verdienen. Allerdings bleiben auch dann noch eine ziemlich grosse Zahl historischer Verstösse übrig. Indessen so erschreckend auch ihre Zahl aussieht in Zusammenstellungen wie bei Rink oder wie vor mehrern Jahren in Mützells Zeitschrift ein paar gegeben waren: für unseren Zweck ist ein grosser Theil bedeutungslos. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Verstösse betrifft die Chronologie. Bei der Art nun, wie Nepos meist erzählt, nämlich der mehrfach getadelten anekdotenhaften Aneinanderreihung der Ereignisse, und bei der Art, wie Knaben eben sich solche Erzählungen merken, haben diese Irrtümer wenig, ja fast keine Bedeutung. Sie fassen eben die erzählten Ereignisse als Anekdoten, denen nur die Hauptperson insofern Zusammenhang verleiht, als sie um diese sich gruppieren. So kommt die an sich schon treffende Bemerkung, dass die unvollkommeneren Anschauungen sich nach und nach von selbst berichtigen, zu ihrer Wahrheit gegen den möglichen Einwand, dass man deswegen den Kindern noch nicht Irrtümer anzulehren habe: da sie zum grössten Theil für die Knaben keine Vergehungen, sondern nur Unterlassungen sind. Eine weitere ziemliche Zahl betrifft Nebenumstände der erzählten Begebenheiten, an denen an sich wenig gelegen ist, und wo wir mehrfach nicht einmal ganz sicher nachweisen können, dass die Darstellung des Nepos die entschieden falsche ist. Mehrere Sünden des Historikers Nepos sind Unterlassungssünden. Insoweit sie nach dem obigen Bedeutung haben, kann das, was Nepos nicht erzählt hat, der Lehrer seinen Schülern mittheilen, soviel es zum Verständniss des Gelesenen nötig ist. Dazu kommt, dass bei den meisten noch übrigen nachgewiesen werden kann, dass nicht sowohl ein Irrtum Nepos' aus Flüchtigkeit vorliegt, sondern andere Quellen benützt sind. Es ist noch ganz etwas anderes, wenn ich sagen kann, der Schriftsteller habe eine unverlässlichere Quelle benützt, als wenn ich sagen muss, er hat die Quellen verfälscht. Kurz, wenn man eben nicht suchen will, und in der Schule darf man es nicht, so ergibt sich von wirklich bedeutenden Verstössen jedenfalls nicht mehr, vielfach aber weniger als bei Plutarch. Wenn man nun im allgemeinen gegen die Lectüre des Plutarch auf einer höheren Unterrichtsstufe an sich keine Bedenken hat, so ist um so weniger Grund gegen die des Nepos auf der unteren Stufe, wo die Fehler ungefährlicher sind, als weiter oben, so sehr Bedenken zu hegen.

Die Verstösse gegen die mustergiltige Latinität bestehen theils in Wahl seltener Wörter und Formen, deren grösseren Theil man auch im Cicero, alle aber aus der guten Zeit der römischen Litteratur nachgewiesen hat, theils in selteneren Constructionen, die aber alle der Art sind, dass man sie innerhalb des Kreises der Schulschriftsteller Cicero, Cäsar, Livius, Sallustius nachweisen kann, und meistens mehr Eigenheiten des Ausdruckes, wie sie unwillkürlich jeder Schriftsteller hat. Jedenfalls ist Nepos der Ciceronischen und Cäsarischen

Ausdrucksweise näher, als Livius und Sallustius, und von dieser Seite die geeignetste Vorstufe zur Lectüre dieser Schriftsteller.

Weiter sagt man, dass sehr viele logisch-grammatische Unrichtigkeiten in den vitae seien. Von Anakoluthien ist Cäsar so wenig frei als Cicero, Nepos hat wirklich auffallende nur 2; Tautologien hat man ziemlich viele gefunden, ungerechtfertigt nur 1, da die andern durch eine aufmerksame Interpretation sich rechtfertigen lassen. Logisch unrichtige Urtheile und Gedankenverbindungen sind sehr wenige, von ersteren nur 1, von den letzteren lassen sich so ziemlich alle bei genauer Interpretation entfernen. Ja von Seite der Satzverbindung und Periodisierung ist Nepos für unseren Zweck selbst dem Cicero und Cäsar vorzuziehen. Nichts bietet dem Schüler bei der Lectüre Ciceros grössere Hindernisse, als die reiche periodische Gliederung, nichts bei Cäsar, selbst abgesehen von der nicht leichten orat. obl., als die häufig sehr umfangreichen Sätze, in denen er ein Hauptfactum sammt den Nebenumständen zusammendrängt: Nepos' Sätze sind durchaus kurz, auf sehr einfache Weise gebaut und auf noch einfachere Weise verbunden. Von dieser Seite ist Nepos für die Schule wie geschaffen.

Endlich hat man gesagt, er sei schwer zu übersetzen. Allerdings lässt sich nicht Wort um Wort ins Deutsche übertragen: das wird man auch nicht wollen, da ein Latein, das Wort um Wort übersetzt werden kann, eben kein Latein mehr ist; aber man hat behauptet, dass z. B. Cäsar leichter zu übersetzen sei. Wenn das nicht eben nur vom 1. Cap. des 1. Buches des b. g. gelten soll, kann die Behauptung nur aus ungefährer Erinnerung herrühren. Selbst bei den an sich leichtesten Büchern II, III, IV, theilweise V wird der einfachste Versuch zeigen, dass so ziemlich in jedem Capitel gar nicht so leichte Stellen vorkommen. Darin sehen wir überhaupt keine Gefahr, sondern, da Nepos keinesfalls so schwer ist, dass die Schüler nicht unter gehöriger Anleitung des Lehrers ihn bewältigen können, und dazu ist ja vor allem der Lehrer da, vielmehr wie in jeder Uebertragung aus einer fremden Sprache einen Vortheil. Kurz um das Endurtheil auszusprechen:

Unter den auf uns gekommenen Schriften des Altertums ist für die erste zusammenhängende Lectüre keine nach Inhalt und Form so geeignet als die vitae des Nepos;

von den dagegen erhobenen Bedenken verschwindet der grösste Theil, wenn man den Standpunkt, dass es sich um den Knabenauctor handelt, consequent festhält; daraus folgt:

wo er noch in der Tertia sich behauptet hat, ist er festzuhalten; wo er entfernt worden ist, kann und soll er wieder eingeführt werden.

Ein in der Regel nicht ausgesprochener Grund, der aber doch hie und da mit bestimmt haben mag den Nepos aus der Tertia zu entfernen, liegt in einigen Stellen, die gegen den Juven. Spruch 'maxima debetur puero reverentia' zu verstossen schienen. Die nicht zahlreichen Stellen sind bis auf eine der Art, dass man, ohne im mindesten zu lügen und ohne dem Auctor Gewalt anzuthun, so übersetzen kann, dass der Schüler von dem Anstössigen nichts merkt. Den Alcibiades wird man auch aus anderen Gründen ungelesen lassen.

Der Präsident schickt der Discussion über den Vortrag zwei Bemerkungen voraus, einmal dass die Polemik über die Chrestomathien sich nicht auf den Werth oder Unwerth der einzelnen Bücher dieser Art erstrecken könne — das habe der Vorredner richtig bemerkt —, sondern nur auf den Schulgebrauch derselben überhaupt; sodann, dass den preussischen Gymnasien zu viel Ehre geschehe durch die Voraussetzung, dass in denselben die letzten vitae aus dem aufgestellten realen Grunde gelesen würden. In der Quinta (die noch gar keinen

Geschichtsunterricht habe) und in der Quarta lese man Nepos um der Sprache willen. Derselbe ertheilt zuerst das Wort dem

Prof. Dr. Wolf aus Berlin. Meine Herren! Ich möchte von vornherein meine Meinung kurz dahin aussprechen: ich bin nicht für den Cornel als Schulschriftsteller. Wenn wir die Ausgabe von Nipperdey ansehen, so finden wir, dass sie allein auf wissenschaftlichem Grunde beruht; bei den andern ist ein starkes Nachgeben gegen die alten Ueberlieferungen. Sachlich und sprachlich ist aber jene ungeeignet für den Unterricht. Nepos wimmelt von kleinen Ungenauigkeiten, wie die mit cum beginnenden und nicht vollendeten Sätze. Es würde unaufrichtig sein, wenn man dies verdecken wollte; es würde jedenfalls unwissenschaftlich sein. Eine andere Wahl hätte man aber den Schülern gegenüber nicht. Man hätte fortwährend zu warnen; man hätte in historischer Beziehung anderes vorzuhalten. Dagegen könnte man den Cornelius bei einer Chrestomathie ganz gut empfehlen. Uebrigens wäre auch Cäsar viel mehr zu empfehlen.

Prof. Daniel aus Halle. Indem ich mich den meisten Ansichten des Herrn Vorredners anschliesse, glaube ich doch, dass er auf die sprachliche Seite zu wenig Augenmerk richtete. Nehmen wir einen concreten Fall. Der lateinische Lehrer hat sich redlich bemüht, den Knaben die Casuslehre einzuprägen. Jeder weiss: der Schüler hat eine Neigung, das Deutsche wortgetreu ins Fremde überzutragen, und es hat ihm Mühe gekostet die Construction mit fungi, vesci zu verstehen. Wie nun, wenn er im Autor, der ihm Muster in der Latinität sein soll, plötzlich schon Fehler findet, wenn er 'munus functus est' liest? Dennoch glaube ich, dass von zwei Seiten her die Bedeutung des Cornelius Nepos als Schulautor aufrecht zu erhalten ist, weil er historischer Schriftsteller ist und Biographien liefert. Es ist nicht zu leugnen, dass diese vitae doch den Sinn für das Heldentum, Patriotismus erwecken. Endlich glaube ich, wenn man sich nicht für eine Chrestomathie entschliessen will, würde für Cornelius Nepos ein Punkt sprechen, der von praktischer Bedeutung ist. Man hört in politischen Verhältnissen zuweilen sagen: dies Ministerium hält sich, weil man kein anderes an seine Stelle zu setzen hat. Man würde recht daran thun, auch auf Cornel diesen Grundsatz anzuwenden und ihn saecula saeculorum beizubehalten, weil er nun einmal durch keinen andern Autor ersetzt werden kann.

Wiegand aus Worms. Alle Vorwürfe, die man dem Cornelius macht, fallen zusammen, wenn man bedenkt, dass das, was wir Cornelius Nepos heissen, eben nur eine Compilation eines späteren Autors ist. Cornelius Nepos hat 3 oder 4 Werke geschrieben und verdient desshalb als Historiker grosse Achtung. Aber diese Compilation, die ein späterer Autor gemacht hat, hat viele Fehler, und in dieser Beziehung schliesse ich mich der Ansicht des Herrn Collega Wolf an. Ich glaube sogar, dass der Cornel viel besser in einer obern Classe gelesen würde. In dem Atticus und Epaminondas hat der Lehrer gar zu viel zu erklären für Anfänger. Es muss der Knabe schon sehr eingeführt sein in die alte Staatswissenschaft, um Alles recht zu verstehen. Ich habe den Cornelius cursorisch in der Prima gelesen, um Aufsätze daraus zu geben, und habe dies erfahren: Ein in den unteren Classen gelesener Autor wird oft vielfach vergessen. Aurelius Victor ist, glaub' ich, ein viel besserer Schriftsteller. Dies wenige wollte ich bemerken, theils zu Ehren des Cornel, theils für den praktischen Gebrauch.

Bieringer. Ich möchte nur zwei Worte sprechen. Was den Sprachgebrauch des Cornel betrifft, dass er vesci mit dem Accusativ construiert, so glaube ich, dass daraus nicht gefolgert

werden kann, dass er eine Unrichtigkeit begangen habe. Als Princip der Sprachforschung gilt, dass, wenn durch Texteskritik nachgewiesen ist, dass ein Schriftsteller der classischen Zeit so geschrieben hat, diese Schreibart als mustergiltig angenommen werden muss, wenn auch einige Ungeschicklichkeit im Gebrauche einzelner Verba nachgewiesen werden kann. Wir sehen in der deutschen Sprache, dass die Rection eine verschiedene ist; dass mehrere Verba bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ construiert werden. Warum sollte dies dem lebendigen Geiste der römischen Sprache allein abgeschnitten sein? Man muss in dieser Beziehung die Grammatik fördern, damit, wenn in einem Autor, Cornel, Cicero u. s. w., etwas als von ihm geschrieben nach bester Texteskritik nachgewiesen werden kann, dies als mustergiltig anerkannt werde.

Dr. Schmitz. Meine Herren! Ich bin zwar kein praktischer Schulmann und möchte mir nicht anmassen, dem massgebenden Urtheil meiner Herren Collegen den geringsten Eintrag zu thun. Ich meine jedoch den allgemeinen Grundsatz beachten zu müssen, dass, wenn man dem Bessern nachgeht, man oft das Gute verliert. Im Allgemeinen möchte ich mich dem Herrn Antragsteller anschliessen und aus Ueberzeugung erinnern, dass man den Cornelius in den Schulen beibehalte. Was man gegen den materiellen Inhalt, gegen den Mangel an Authentie und Integrität, gegen die Nachrichten, welche Cornelius Nepos mittheilt, einwendet — das halte ich für ziemlich unbedeutend. Es ist doch wohl da, wo der Cornelius gelesen wird, vorzüglich darauf abgesehen Lateinisch zu lernen. Will man aber Geschichte und Latein wie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, so riskiert man, dass man beide Fliegen verfehlt. Halte man sich an den Cornelius und lerne schön fein Lateinisch. Trotz mancher Unvollkommenheiten ist hiezu viele und die beste Gelegenheit gegeben. Eine rein classische und schöne Sprache hat er freilich nicht; aber Unebenheiten finden sich bei jedem Schriftsteller, selbst bei Cicero. Ich meine, wenn eine solche Stelle vorkommt, kann man sagen, was unser verehrter Lehrer zu uns gesagt hat: Wenn du einmal ein Cornelius Nepos bist, kannst du auch schreiben wie Cornelius Nepos. So lange du aber ein Schuljunge bist, musst du dich an die Grammatik halten. Auf diese Weise kann man diesen schlimmen Einfluss gründlich abschneiden. Geschichte aus Cornelius gerade zu lernen, ist nicht beabsichtigt. Cornelius hat in seinem geschichtlichen Materiale, um Geschichte aus ihm zu lernen, viel zu wenig und oft viel zu viel. Ich glaube, man soll von dem materiellen Inhalte absehen und das Sprachliche allein ins Auge fassen.

Der Präsident bemerkt, dass in der Versammlung zwei bayrische Schulmänner anwesend seien, von denen man ein competentes Urtheil über die Frage erwarten könne, Rector Heerwagen und Prof. Linsmayer, und ersucht dieselben, ihre Stimme gleichfalls abzugeben.

Heerwagen aus Nürnberg. Wenn es mir gestattet ist, ein paar Worte zu sprechen, so möchte ich, mich dem Herrn Vorredner anschliessend, nur noch einen Gesichtspunkt hervorheben. Die Classen, in welchen gewöhnlich der Nepos gelesen wird, werden von Schülern besucht, die gerade in einem gewissen Uebergange begriffen sind. Das allgemein Technische ist überwunden und sie fangen an zu fühlen, was eigentlich Lectüre bedeutet. Es ist ein Punkt von grösster Wichtigkeit ihnen ein Material vorzuführen, über welches sie die Herrschaft gewinnen können. Als solches ist auf der einen Seite als Prosaiker Cornelius, auf der andern Seite als Dichter Phädrus zu empfehlen. Da ich lange Jahre hindurch dies Verfahren eingehalten, so weiss ich aus Erfahrung, wie man mit beiden Classikern Glück machen kann.

Aber das, meine ich, ist der Hauptpunkt, dass die Biographien so beschaffen sind, dass der Schüler nach der Lectüre einer solchen vita das Ganze bewältigen, überschauen kann, und dabei das gewisse, nicht zu übersehende Moment errungen wird, dass er sieht, was er mit Recht sein nennen kann. Wenn er den Miltiades, Themistokles u. s. w. gelesen hat, kann er sagen, dass er irgend ein künstlerisches Ganze zusammengefasst und sich zu seinem Eigenthum gemacht hat. Uebrigens bin ich auch der Ansicht, dass sich in den höheren Classen immer wieder auf Cornelius recurrieren lässt.

Linsmayer aus München. Meine Herren! Ich hätte eigentlich nicht gesprochen, wenn ich nicht dazu aufgefordert worden wäre. Denn ich glaube an und für sich ist das Nothwendige bereits gesagt worden. Gerade mein Vorredner hat auf die pädagogische Bedeutung aufmerksam gemacht. Und von dieser Seite kann man gegen Nepos keine Einwendung machen; alle jene Einwände sind eigentlich von sprachwissenschaftlicher und kritischer Bedeutung. Darauf kommt es in der Schule nicht an. Wie aber? wenn Nepos gerade derjenige Schriftsteller wäre, welcher am geeignetsten ist den Knaben in die Lectüre der Schriftsteller einzuführen? Warum gibt man dem Knaben einen Schriftsteller überhaupt in die Hand? Damit er das classische Altertum aus seinen Schriften kennen lerne. Wenn man ihm diese Kenntnisse in den Mund legt, brauchen wir keinen Schriftsteller. Wir geben ihm einen Schriftsteller, eben weil er Schriftsteller ist und weil der Knabe selber daraus lernen soll; Cornel aber eignet sich vorzüglich zu der Lectüre, denn der Knabe kann die Sprache und die Sache daraus lernen. Es ist wahr, es ist im Nepos ungeheuer Vieles, was man wegwünschen muss. Das macht nichts. Wer kann in Abrede stellen, dass noch ein bei weitem grösserer Theil übrig bleibt, der ausreicht, um den Knaben in der Sprache zu üben? Nimmt man das Sprachmaterial her, so hat man vollauf zu thun, und wenn es nicht schadet, wie Herr Wiegand bemerkte, dass man in den obern Classen den Nepos liest, wenn also da die Unrichtigkeiten nicht schaden, warum sollten sie in den untern Classen schaden? Allein ein anderer Punkt ist, dass Nepos ein Schriftsteller ist, bei dem man das Fundament der lateinischen Litteratur in erster Stufe am besten kennen lernen kann. Und dieses Fundament ist die Rhetorik. Die historischen Unrichtigkeiten lassen sich zum grössten Theil in ein Material verwandeln, das für den Lehrer von unendlichem Werthe ist. Nicht ein beschränkter Kopf war Cornel, sondern ein tüchtiger Rhetoriker, und wenn er etwas angibt, was als historisch richtig nicht nachgewiesen werden kann, so thut er dies als Rhetor, und ich glaube, gerade diese rhetorische Bedeutung ist es, die ihn bei den Alten so hoch stellte, und gerade an ihm kann man den Jungen darauf hinführen, wie man das Alterthum in seinen Schriftwerken anzusehen hat. Meine Ansicht über Cornelius ist kurz die:

1) Nepos ist für die Schullectüre in sprachlicher Beziehung sehr geeignet; denn es ist unendlich viel Material da, womit man den Jungen in dieser Beziehung üben kann; und dass die sprachlichen Unrichtigkeiten nicht schaden, das lehrt die Erfahrung. Denn wenn einer einen Bock macht und beruft sich auf Nepos, so ists mir viel lieber, als wenn er sich auf die Grammatik beruft; wenn er sich ausredet: so stehts im Cornel, so gereichts mir sehr zur Genugthuung, dass er seinen Cornel so durchstöbert hat.

2) Nepos ist ausgezeichnet als erste Schullectüre, weil man an ihm den Charakter der lateinischen Sprache, das rbetorische Element gleich von Anfang an sehen kann, vorausgesetzt, dass der Lehrer es selbst zu behandeln weiss.

Wiegand. Es wird immer auf die pädagogische Gewandtheit des Lehrers ankommen. Auch in den oberen Classen, namentlich zu Stilübungen ist Nepos anzuwenden, weil ich der Ansicht bin, man müsse den Schüler zu selbstständigen Aufsätzen anleiten. In dieser Beziehung ist Epaminondas ein ausserordentliches Muster. Da wird gleich in der Einleitung gesagt, wie jeder Aufsatz formuliert werden kann: 'Erst will ich erzählen, wo er geboren ist; ich von seinen Thaten sprechen u. s. w.' Das ist eine sehr gute Anleitung zu selbstständigen Aufsätzen. Ich habe nichts dagegen, dass Cornel in der Tertia gelesen wird. Nur wird es pädagogische Gewandtheit erfordern, denn ich brauche nur zu sagen, dass Nepos nicht der rechte Verfasser ist.

Präsident: Bemerkt gegen Prof. Wolf, dass nichts nöthige, den Nepos mit den Schülern nach der grossen Nipperdey'schen Ausgabe zu lesen, da es noch sehr viele und sehr gute andere Ausgaben gebe. — Er freue sich, dass nur eine einzige Stimme für den Gebrauch der Chrestomathie sich erhoben habe und noch dazu aus Norddeutschland. Auffallender Weise spreche aus Süddeutschland keine einzige dafür, so dass es scheine, als würde die Vorliebe für dieselbe dort immer mehr beseitigt.

Bäumlein aus Maulbronn. Ich bin keineswegs dagegen, den Nepos in den Classen, in denen er bisher gelesen worden ist, zu belassen. Der Antragsteller hat mich nach allen Seiten beinahe ohne Ausnahme ganz befriedigt. Ich glaube, dass, wenn die sachliche Seite zuerst ins Auge zu fassen ist, gerade diese Art, wie Cornel die Geschichte darstellt, geeignet ist für dieses Alter. Es hat mir manchmal schon gedäucht, dass etwas Providentielles darin liege, dass wir einen solchen Autor für diese Classen haben. Auf der andern Seite möchte ich nicht dafür angesehen werden, als ob ich die Chrestomathien verwerfen wollte. Eine Zeitlang war man gegen Chrestomathien, und jetzt ist in den Schulen Nepos, zum Theile auch Cäsar eingeführt. Kommen nun beide in Vergleichung, so kann ich einem vorhin aufgestellten Urtheil nicht beitreten. Ich halte den Cornel für viel angemessener. Der Cäsar ist nicht der angemessenere und nicht leichtere Schriftsteller; er gehört für eine vorgerücktere Stufe. Indessen, um ganz kurz auszusprechen, was ich von Chrestomathien denke: auf einer Stufe, auf der es sich handelt um die Erfassung der Sprache und noch nicht um die Erkenntniss eines Schriftstellers, auf einer solchen Stufe können Chrestomathien nicht verworfen werden. Der Schriftsteller ist natürlich für den Lehrer immer angenehmer. Ich glaube — soweit ich die Strömung in meinem Vaterlande beobachten kann — man hat sich allmählich mehr und mehr überzeugt, dass Chrestomathien doch nicht so übel sind. Ich wollte mich übrigens nur gegen den Schein wahren, als ob ich ein Gegner der Chrestomathien wäre.

Hug aus Winterthur. Nicht um etwas Neues zu sagen, sondern nur, weil die Discussion darauf hinzuzielen scheint, dass man aus gewissen Landestheilen Zeugnisse für und gegen Chrestomathien sammle, möchte ich verhindern, dass man sage, keine Stimme aus dem Süden habe sich gegen Nepos hören lassen. Ich gehöre auch zu denen, welche den Nepos abgeschafft haben. Ich hätte diesen Schritt nicht gewagt und Andere hätten ihn auch nicht gewagt, wenn seine Mängel nicht zu gross wären. Die Mängel des Cornel sind auch aus der heutigen Discussion hervorgegangen: Mängel in sachlicher und sprachlicher Beziehung. In sachlicher Beziehung wurde auch von dem Herrn Antragsteller nicht genug hervorgehoben, dass, obwohl sehr viel Schönes sich im Cornel findet, einzelne Biographien mehr gerippartig sind, andere mehr Leben haben. In dieser Beziehung glaube ich in der That, dass, wenn alle Biographien von der letzteren Art wären, keine sachlichen Bedenken gegen Nepos zu

erheben wären. Allein man wird schon des Wechsels wegen genöthigt sein, auch auf andere Biographieen einzugehen. Und nun fragen wir uns, ob denn wirklich der materielle Nutzen des Nepos so gross ist, dass wirklich gar keine der vorhandenen Chrestomathien uns Aehnliches oder vielmehr Besseres bieten könnte. Es gibt solche Chrestomathien, welche aus einem Schriftsteller ausgezogen, eine Art systematischer Geschichte für die Jugend bieten, so Wellers kleiner Livius und Herodot. Ich glaube in sachlicher Beziehung in die erste Stufe Herodot und in die zweite Livius stellen zu müssen. Ich komme auf die sprachliche Seite. Es wurde bemerkt, dass, natürlich vom höhern Gesichtspunkt aus betrachtet, wenn der Autor fungor, vescor mit dem Accusativ construiere, wir einen solchen Sprachgebrauch nicht mit den engen Grenzen unserer gewöhnlichen Schulgrammatik beurtheilen dürfen. Es wird kein Mensch leugnen wollen, dass viele Schriftsteller sich nicht binden liessen, weil der Sprachgebrauch überhaupt noch ein flüssiger war. Man hat davon gesprochen, dass, wenn es nicht von Gefahr sei für die Schüler der oberen Classen, es auch denen der unteren nicht schade. Allein, meine Herren! es ist das doch ein gewaltiger Unterschied; und wenn wir in der untern Stufe die Regeln einprägen müssen, und der Schüler findet dann im ersten Autor auf jeder Seite solche Verstösse gegen dieselben, so möchte es doch vielleicht einen Theil irre führen.

Müller bemerkt gegen Hug, dass der kleine Herodot ein ganz ausgezeichnetes Buch sei, der kleine Livius aber nicht. Jener sei für die dritte Classe zu leicht und werde in Hannover in der Quinta gelesen.

Cron. Wenn ich mir erlaube, auch noch ein Wort zu sprechen, so möchte ich nur den Satz widerlegen, man könne aus Cornel sowohl Grammatik als auch Geschichte lernen. Da möchte ich mich auf den Ausspruch eines der ersten Pädagogen berufen, unter dessen Leitung ich gestanden (Döderleins), der sich dahin erklärte, dass es eine viel zu schwierige Sache ist, zugleich Sachliches und Sprachliches aus demselben Stoff zu entnehmen. Ich glaube, wenn man von der Lectüre des Cornelius ausgeht, wie sie geübt wird, so nimmt man sie in den Classen, wo man noch die Anfänge der Sprache lernt. Da wird man mit der sprachlichen Seite genug zu thun haben. Wenn man auch einen sachlichen Gewinn haben will, so wird es vielleicht zu empfehlen sein, dass, wenn etwa nur, wie das hier an unserer Anstalt der Fall ist, die Hälfte in den untern Classen gelesen wird, man die andere Hälfte in der Classe, wo der zusammenhängende Geschichtsunterricht beginnt, als Privatlectüre empfiehlt oder fordert; und dann gibt der geschichtliche Unterricht selbst das Correctiv für historische Irrthümer; man kann darauf hinweisen, ohne gegen den Schriftsteller zu verstossen. In der Ansicht, dass die sprachlichen Verstösse nicht erheblich sind, kann ich mich den andern Rednern anschliessen, indem der Schriftsteller über der Grammatik steht. In welchem Widerspruche steht die Rede des Cäsar gegen die Lehre von der Folge der Zeiten in unserer Grammatik! Deshalb glaube ich mich unbedingt den verehrten Rednern anschliessen zu müssen, welche für die Beibehaltung dieses Schriftstellers sich geäussert haben.

Präsident. Wir kommen eigentlich in eine Discussion über den geschichtlichen Unterricht. Wenn wir noch das Glück hätten, Thiersch in unserer Mitte zu sehen, so würde sich dieser ganz entschieden für Cornel aussprechen, den er einmal sehr treffend den geborenen Schulautor genannt hat; und eine solche Autorität, glaub' ich, ist denn doch nicht ganz zu verachten.

Dr. Wolf. Ich glaube, dass ich dadurch nicht ganz widerlegt bin. Wenn man im Cornel so viele Vordersätze findet, auf die kein Nachsatz folgt, kann man nicht für Cornel sein.

Vielhaber. Was den ersten Einwand des Herrn Wolf betrifft: dass im Cornel eine Masse Vordersätze ohne Nachsätze vorhanden seien, so habe ich den Cornel früher schon und auch zu diesem Zwecke sorgfältig durchgelesen und habe nur zwei bedeutende Anakoluthien gefunden, und auch von diesen lässt sich eine leicht erklären, wenn man nur im Pausanias quodcum zusammennimmt, wie man ja auch quodsi u. s. w. sagt. Und solche Fälle giebt es noch mehrere. Was meine Bemerkung über den geschichtlichen Nutzen betrifft, so wollte ich damit nicht eigentlich sagen, dass Geschichte gelernt werden solle aus dem Cornel; aber ich glaube, wenn man einen Schriftsteller liest, so thut man es nicht bloss der Worte, sondern auch der Sache wegen. Der Knabe kann sich nicht so viel daraus merken, wenn man es bloss wegen der Geschichte thut; allein jedenfalls soll er sich etwas merken, das müssen wir doch auch wünschen. Was die Bemerkung des Herrn Präsidenten über die preussischen Gymnasien anbelangt, so habe ich meinen Ausspruch aus einem Programme geschöpft, das mir zukam. Was dann die sprachliche Seite betrifft, so ist auf manche Eigenthümlichkeiten hingewiesen worden; aber ich glaube, die Wahl der Construction von fungi, vesci war unglücklich; denn ich muss dem Schüler sagen, dass diese Verba ursprünglich den Accusativ regiert haben, sonst versteht er den Gebrauch von deren Gerundium nicht. Der Möglichkeit, den Nepos als Privatlectüre zu verwenden, stimme ich vollkommen bei, und wir dürfen froh sein, wenn wir einmal den Schüler dahin gebracht haben, dass er aus eigenem Fleisse für sich einen Autor liest. Diese wenigen Bemerkungen glaubte ich mir noch erlauben zu dürfen.

Der Präsident dankt dem Redner dafür, dass er diesen Gegenstand angeregt habe und gibt sodann Herrn Müller das Wort.

Dr. Müller. Ich halte zunächst die Schulstrafen für die grösste Qual des Lehrers. Die Schule, die ich mir wünsche, ist freilich eine paradiesische, in der keine Strafe nothwendig ist. Da man nun aber ohne Strafe einmal nicht auskommen kann, so sind die Strafen wieder ganz verschiedener Art. In den obern Classen hat man es mit Jünglingen zu thun, deren Willenskraft gereifter ist. Deswegen sind die Strafen in den obern Classen nur von geringer Auswahl: Verweis, Citation vor den Director, vor die Lehrer-Conferenz, Nachsitzen und, wenn nichts hilft, Relegation. Ich möchte nun gerne diese Strafen für die obern Classen bei Seite lassen, theils weil meine Erfahrung mehr auf die untern Classen begründet ist, theils weil weniger Differenzen hierüber vorhanden sind. Die Strafen in den untern Classen sind doppelter Art: Ordnungsstrafen, gewissermassen als eine Sühne für ein Vergehen gegen die Ordnung in der Schule, z. B. Papierhinwerfen, Thürezumachen u. s. w. Wenn man da eine bestimmte Ordnung haben will, so muss die Verletzung derselben nothwendig auch mit einer kleinen Strafe belegt werden. Auch diese lasse ich bei Seite und will nur die Strafen für ernstere moralische Vergehen behandeln. Diese sind Mangel an Schulfleiss, Lüge, Betrug, Widersetzlichkeit gegen den Lehrer, Streitigkeiten mit den Mitschülern und Anderes. Die Strafen, die bei uns üblich sind, sind zunächst Verlängerung der Schulzeit, das sogenannte Nachsitzen. Gegen diese Strafe lässt sich nach meiner Meinung sehr vieles einwenden. Man verlängert dadurch die Schulzeit, die an sich schon sehr lang ist. Wir haben 6 Stunden Unterricht; dazu kommt noch der Sing- und Zeichnungsunterricht und dadurch verlängert sich die Schulzeit auf 8 Stunden des Tags. Kommt dazu noch der Turnunterricht, so steigert sie

sich bis auf 10 Stunden. Nun frage ich, wie viele Zeit bleibt dem Schüler für sich noch übrig? Ferner das Nachsitzen muss wenigstens unter Aufsicht geschehen. Denn wenn die Schüler sich selbst überlassen sind, fangen sie weiss Gott was an. Diese Aufsicht nun lässt sich sehr schwer beschaffen. In einigen Anstalten sind sogenannte Strafstunden eingerichtet, zu denen der Lehrer hinkommen und Aufsicht halten muss. Dies lässt sich aber nicht bei allen Anstalten durchführen. Ich glaube daher, es wäre am besten, wenn man ohne Nachsitzen auskommen könnte. Daher möchte ich körperlichen Strafen das Wort reden. Hierüber gehen die Ansichten aber sehr weit auseinander. Einige sind dafür, Andere wieder ganz dagegen. Ich wenigstens bin dafür, natürlich unter verschiedenen Bedingungen. Ein Lehrer darf sie nicht anwenden, wenn er allzu heftig ist. Man darf auch z. B. eine solche Strafe nicht in Anwendung bringen, wenn man einen Schüler beim Verdachte der Unwahrheit zum Geständnisse zwingen will; denn das ist eine Art Folter. Dann muss sie in dem Alter angewendet werden, wo der Schüler keine Verletzung seiner Ehre darin sieht. Der verehrte Hermann in Göttingen sagte: 'Die körperliche Züchtigung kann angewendet werden bei Knaben, so lange sie selbst noch sich untereinander schlagen' — und das ist so wahr, dass ich glaube, Hermann, der selbst nie unterrichtet hat, habe wenigstens hierin das Rechte getroffen. Die körperliche Strafe hat das Gute, dass sie kurz abgethan ist. Beim Nachsitzen muss der Schüler doch Arbeit erhalten und der Lehrer dieselbe controlieren. Das ist aber ein grosser Zeitverlust. Darum bin ich gegen das Nachsitzen und möchte die körperlichen Strafen vorziehen. Eine dritte Art von Strafe sind die Strafarbeiten. Auch gegen diese lässt sich ungemein Vieles einwenden. Aber doch sind sie, glaube ich, nicht ganz zu verwerfen. Ich verstehe nicht darunter, dass einem Schüler das Mass der Schulaufgaben besonders vermehrt werde, z. B. während der Eine etwas einmal schreibt, musst du es 3- oder 4mal machen; sondern die, welche ich meine, sollen angewendet werden, wenn ein Schüler im Auswendiglernen nachlässig ist, wenn er in einem deutschen Worte immer denselben orthographischen Fehler macht u. a. m. Wenn nun Einer da mehrere Male es hat fehlen lassen, so glaube ich, ist es eine sehr praktische Strafe, es ihn 2- oder 3mal abschreiben zu lassen. Man kann auch dadurch dem Unterrichte zu Hilfe kommen; manche Formen u. s. w. merkt sich vielleicht der Schüler schwer; wenn er sie aber ein paarmal abgeschrieben hat und der Lehrer darauf sieht, dass er recht abschreibt, so ist dies, glaub' ich, von grossem Nutzen. Jedoch leugne ich nicht, dass mit den Strafarbeiten auch Missbrauch getrieben werden kann. Endlich nenne ich noch ein Mittel, das zwar keine Strafe ist, aber doch von dem Schüler als Strafe angesehen wird, nämlich der directe Verkehr mit den Eltern. Dies ist wohl in kleinern Städten möglich; allein in grössern modificiert es sich sehr. Ich habe selbst schon Schüler gehabt, welche durch alle Classen gingen, ohne dass man einmal ihre Eltern zu Gesichte bekam. Wenn aber der Schüler weiss, dass der Vater mit dem Lehrer in Rapport tritt, so ist das sehr vortheilhaft. Doch bedarf es auch hier wieder der Vorsicht. Ich habe einmal eine unangenehme Erfahrung gemacht, die schlimm hätte ablaufen können. Ich hatte einen Schüler, der nicht ordentlich gelernt hatte, nachsitzen lassen wollen und gab ihm einen Zettel nach Hause mit, um die Zustimmung der Eltern zu erhalten. Der Junge fühlt sich so unglücklich, dass er sich ertränken will. Er kommt an einen Bach, legt seinen Schulranzen ab, geht durch den Bach; da muss es ihm zu kalt gewesen sein; kurz er legt sich am andern Ufer des Baches nieder, wo ihn die Polizei findet und nach Hause bringt. Das war vielleicht eine falsche Anwendung dieses Mittels. Doch abusus non tollit usum. Bei der ge-

hörigen Vorsicht ist dieses Mittel aber gewiss sehr vortheilhaft. Namentlich kann man dadurch die Faulheit der Schüler, die so oft Grund zu Lügen wird, abschneiden, wenn man von vorn herein mit den Eltern sich in Rapport setzt.

Bäumlein. Ueber die körperlichen Strafen erlaube ich mir eine Bemerkung zu machen. Es ist der Ausspruch eines von mir sehr hochverehrten Mannes, K. Fr. Hermanns, angeführt worden, dass man die körperlichen Strafen da noch anwenden könne, wo die Schüler untereinander selbst sich schlagen. Ich möchte wünschen, dass dieser Ausspruch näher präcisiert werde. Es ist dies zwar im Allgemeinen wahr; aber genau betrachtet, ist es nicht ganz richtig. Man wird die Bemerkung machen, dass Schüler auch in den vorgerückteren Jahren sich untereinander schlagen. Die Linie zwischen Ernst und Scherz ist da selten streng gezogen. Auch finden sie eine Verletzung ihrer Ehre nicht darin. Aber ganz anders ist es, wenn der Lehrer einen Schüler, der in einen Wortwechsel oder in thätlichen Conflict kommt, darum der körperlichen Züchtigung für werth halten sollte. Ich bin der Ansicht, dass das Ehrgefühl der Schüler nicht zu verletzen sei und halte es für ein Lob des Lehrers, wenn er der körperlichen Züchtigung ganz entbehren kann, und jedenfalls glaube ich, ist das 14. Jahr die äusserste Grenze. Weiter hinaus möchte ich nicht mehr für körperliche Strafe stimmen.

Der Präsident berichtigt die Auffassung des Vorredners. Weder Hermann noch Müller meinen, dass in den Fällen, wo Schüler unter sich handgemein werden, körperliche Züchtigung gegen dieselben angewendet werden solle. Das Knabenalter im Allgemeinen hätte dadurch bezeichnet werden sollen. Das aber sei vollkommen richtig, dass die Schüler auch auf höheren Altersstufen wohl noch einmal handgemein werden und doch werde es gewiss Niemandem einfallen, bis in solche Jahre hinauf eine körperliche Strafe anzuwenden.

Regierungsrath Firnhaber. Wir haben dem Antragsteller für die Anregung dieser Frage sehr zu danken, denn obgleich wir uns eine pädagogische Section nennen, sind doch eigentlich pädagogisehe Fragen noch wenig behandelt worden. Aber ich möchte warnen, die Frage so kurz abzumachen und vielmehr rathen, den Antragsteller zu ersuchen, dass er bis morgen einige Thesen aufstelle, an die sich eine ordnungsmässige Besprechung anschliessen könne. Das Thema ist reich genug, und besonders die körperlichen Strafen sind einer genauen Behandlung werth.

Der Präsident ist damit einverstanden und fordert den Dr. Müller auf, seine Ansichten in kurzen Sätzen niederzulegen, da ohnehin die heutige Sitzung zu schliessen sei.

Die Schul-Wandkarte der Stadt Rom von Rheinhard in Stuttgart wurde schlüsslich zur Ansicht mitgetheilt.

Freitag den 26. September.

Der Präsident theilte bei der Eröffnung der Sitzung mit, dass Prof. Dr. Köchly die von einer Commission im Auftrage des Kaiser Napoleon entworfene Karte Galliens vorzulegen und einige Bemerkungen darüber zu machen geneigt sei; es solle dies am Anfange der morgenden Sitzung geschehen. Prof. Hoegg hat einen Beitrag zur Vereinfachung der lateinischen Grammatik (die Genusregeln der dritten Declination betreffend) den Fachgenossen zur Prüfung empfohlen. Director Dr. Klix wünscht gleichfalls in der morgenden Sitzung an die bayrischen Collegen über die Einführung des stenographischen Unterrichts in die Gymnasien

eine Anfrage zu richten. Schliesslich empfahl der Vorsitzende die von H. Stadelmann gelieferte lateinische Uebersetzung der römischen Elegien von Göthe um so mehr der allgemeinen Beachtung, je meisterhafter der auch sonst schon rühmlichst bekannte Verfasser hier sein schönes Talent bekundet hat. Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen wurde in die Tagesordnung eingetreten und dem Dr. Müller das Wort gegeben.

Müller. Meine Herren! Ich habe mir erlaubt der Aufforderung der Versammlung nachzukommen und das, was ich gestern unvorbereitet vortrug, in einige Thesen zusammenzufassen.

I. Die Auswahl und Anwendung der Schulstrafen erfordert die reiflichste Ueberlegung und grösste Vorsicht von Seiten des Lehrers, der durch Handhabung einer strengen Ordnung bei genauer Kenntniss der Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters vielfach den Vergehen der Schüler vorbeugen kann.

Dr. Schmitz. Bei Anwendung der Schulstrafen ist nicht bloss eine Kenntniss des jugendlichen Alters im Allgemeinen erforderlich, sondern auch eine genaue Kenntniss des in Frage stehenden Individuums, denn sonst begeht man bei Abfassung eines Strafgesetzes schwere Unbilligkeiten gegen die Individualität des Einzelnen.

Präsident. Das ist wohl selbstverständlich, da wir nicht bloss Lehrer, sondern auch Erzieher sind. Uebrigens entwerfen wir ja kein Criminalgesetz und keinen Strafcodex.

Müller. Ich gehe zur zweiten Thesis über:

II. Die mässige und vorsichtige Anwendung der körperlichen Züchtigung, bei welcher man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, ist nicht zu verwerfen. Es ist dieselbe aber bis auf seltene Fälle in der Regel vom Lehrer selbst zu vollziehen.

Wenn einer einen Diebstahl begeht, verordnet bei uns die Obrigkeit, es solle eine vollständige Auspeitschung vorgenommen werden. In diesem Falle ist es keine Schulstrafe mehr; wohl aber kann in analogen Fällen die Strafe durch den Pedell vollzogen werden. Aber das Ehrgefühl des Schülers muss möglichst geschont werden. Der Lehrer, der hier wie ein Vater dem Schüler gegenüber steht, muss sie selbst vollziehen, und nur in wenigen Fällen kann es sich der Schüler gefallen lassen, dass durch eine untergeordnete Person diese Strafe vollzogen wird.

Präsident. Für die preussischen Gymnasien besteht die Vorschrift, körperliche Züchtigung nicht anzuwenden, wo sie aber erforderlich wird, wenigstens keine Unterbeamten damit zu beauftragen. In dem freien England dagegen spielen die Birkenruthen bis auf den heutigen Tag eine grosse Rolle; sie sind das Haupterziehungsmittel der englischen Aristokratie: aber der Rector allein ertheilt dort die körperliche Strafe.

Högg. Ich wünsche, dass diese Thesis dahin genauer bestimmt werde, der Lehrer vollzieht die von ihm zuerkannte Strafe selbst. Etwas Anderes ist es, wenn der Director oder Rector der Anstalt eine Strafe zuerkannt hat; in diesem Falle kann der Lehrer nicht der Vollzieher einer von ihm nicht zuerkannten Strafe sein. Ich bin immer der Ansicht gewesen und habe sie schon vor 20 Jahren ausgesprochen, dass nur der Lehrer eine Strafe bestimmen und selber vollziehen soll und nur im Nothfalle, wenn polizeiliche Uebertretungen stattfinden, eine andere Person die Strafe vollziehen dürfe.

Cron. Ich möchte mir nur erlauben die Anfrage zu stellen, ob augenblickliche Züchtigung gemeint ist oder eine Strafe, die durch Beschluss des Lehrerraths dictiert wird. Ich glaube, dass der Lehrer nur augenblicklich eine solche Strafe anwenden kann.

Der Präsident findet es wünschenswerth, dass doch sämmtliche Thesen zuerst vorgelesen werden, damit nicht im Voraus eine Debatte über Punkte sich entspinne, die in folgenden Thesen ihre Erledigung fänden.

Müller fährt demnach in seiner Thesenstellung fort:

III. Man wende dieselbe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler untereinander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

IV. Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

V. Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, Frechheit, Widersetzlichkeit, erwiesener Lüge und eingewurzelter Faulheit.

Vielhaber. In Betreff der ersten Thesis möchte ich den Antrag stellen, dass die körperliche Züchtigung nur da angewendet werde, wo sie durch die Landes- oder Ortssitte gebilligt wird (Oestr. Organisationsentwurf §. 71, 5).

Wiegand. Der Volksschullehrer wird in der Regel pädagogischer erzogen, als der Lehrer der Realschulen und Gymnasien. Ich selbst habe 16 Jahre lang die Volksschule in Worms neben dem Gymnasium geleitet und habe die Erfahrung gemacht, dass Lehrer ganz ohne Schlag die Schule regiert haben. Nicht so am Gymnasium, wo gebildete, aber nicht pädagogisch gebildete Lehrer sich zu Uebereilungen hinreissen liessen und eclatante Fälle vorkamen. Bei uns in Rheinhessen gilt noch das französische Gesetz, und wenn der Lehrer ein Kind schlägt, so dass Spuren davon nachher bemerkbar sind — und dies ist leicht möglich —, so kann der Vater vor Gericht klagen. Auch ist mir der Fall bekannt, dass zwei Lehrer förmlich vor Gericht gestellt worden sind, wo nämlich auf eine Ohrfeige augenblicklicher Tod folgte.

Präsident. Der Antragsteller will ja mässig und vorsichtig gestraft wissen. Nach preussischem Gesetze ist dem Lehrer eine väterliche Züchtigung gestattet. Aber dieser Ausdruck ist so unbestimmt, dass allerlei Conflicte schon vorgekommen sind; aber man ist in der Auslegung des Gesetzes ausserordentlich liberal.

Daniel. Bei so praktischen Fällen muss man sich nicht scheuen ganz ins Einzelne zu gehen. Die Schüler machen einen grossen Unterschied, ob der Lehrer mit der Hand oder mit dem Stocke züchtigt. Die Anwendung des Stockes als einer schimpflicheren Strafe regt den Schüler mehr auf, während eine andere Züchtigung hingenommen wird, wenn die Umstände sonst so sind, dass das rechte Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler besteht. Also: Stock oder nicht Stock?!

Biehl. Es ist grundfalsch, dass die Landessitte massgebend sein soll; das Gymnasium soll sich seiner Aufgabe klar bewusst sein und nicht in der Sitte stecken bleiben. Es wäre sehr gut, wenn mehrere der Herren einzelne Fälle anführen wollten. Ich will einige anführen, welche dagegen sprechen, dass man sich nach der Landessitte richten soll. Ich bin nicht bloss in Oesterreich gewesen. Es ist mir in einem Lande, wo die Strafe nicht gestattet wird, ein Fall vorgekommen, wo ich in die Schule kam nach dem Gottesdienste, und zwar in die 1. Classe. Ich habe die schriftlichen Pensa durchgesehen und wollte sie durchnehmen

und forderte einen Schüler, den ich im Verdachte der Lüge und des Betruges hatte, zum Vorlesen der Uebersetzung auf. Ich bemerkte in seinem Heft den Unterschied der Dinte bald. Ich frage ihn: 'wann hast du das gemacht?' 'Das hab' ich gestern zu Hause gemacht.' 'Ist das wirklich wahr?' 'Ja.' Jetzt nehme ich das Heft des nebensitzenden Schülers und bemerke, dass es da gerade so steht. Und nun frage ich den ersten abermals, ob er das Pensum zu Hause gemacht habe. Und er sagt mir: 'Ja, ich hab's zu Hause gemacht.' Dann erst fragte ich den andern: 'Hat er vielleicht von deinem Hefte abgeschrieben?' 'Ja, er hat's vor einigen Minuten abgeschrieben.' Ich, damit noch nicht zufrieden, rufe einen dritten auf; der gesteht es ebenfalls zu. Und nun frage ich den erstern abermals und der sagt abermals: 'Ich hab's zu Hause gemacht.' In dem Augenblicke habe ich ihm eine Ohrfeige gegeben, und die hat bei diesem Schüler solche Früchte getragen, dass er mich nie mehr belogen und nie mehr betrogen hat. — Ich möchte einen Unterschied machen: Soll ausser den Ohrfeigen auch der Stock angewendet werden? Gegen diesen erkläre ich mich ganz und gar, weil er nicht auf der Stelle anwendbar ist. Geschieht die körperliche Züchtigung nicht augenblicklich, so regt sich im Schüler das Gefühl: der Lehrer trägt nach; er kann nicht verzeihen. Die Strafe soll nicht leidenschaftlich gegeben werden, aber auch nicht kühl; denn das ist viel gefährlicher.

Dietsch. Die heutige Debatte ist mir interessant. In Russland ist in §. 48 des neuen Reglements körperliche Züchtigung in allen unter dem Ressort des Ministeriums für Volksaufklärung stehenden Anstalten verboten, und man glaubt, die Humanität verlange dies. Die Erläuterungen sagen, man werde freilich ohne körperliche Züchtigung doch nicht durchkommen; aber die grössere Humanität verbietet sie und darum meint man in Russland dies öffentlich aussprechen zu müssen. Nun will ich ganz offen gestehen, dass es mich unangenehm berührt, wenn wir deutsche Lehrer die körperliche Züchtigung wollen. Wir wollen doch aussprechen, dass auch wir im Interesse der Humanität dahin zu wirken haben, dass sie nicht mehr vorkommt; ich wünschte auch von unserer Seite einen entschiedenen Ausspruch, dass wir es für ein Unglück betrachten, wenn wir züchtigen müssen, und nur in der äussersten Noth davon Gebrauch machen.

Der Präsident bemerkt hierauf, dass die Anführung von Russland hier nicht passe; dort wolle man ja die Stände, die zu einer höheren Bildung berufen sind, heben und aus dem Regimente der Knute retten.

Schmitz. Ich möchte noch zu bedenken geben, dass unsere Schulen sehr wesentlich auf christlichem Grund und Boden stehen. Wie nun, wenn wir so entschieden gegen körperliche Züchtigung stimmen, wo bleibt denn da das Bibelwort: 'Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es mit der Ruthe'?

Wiegand. Ich möchte das betonen, 'mit der Ruthe', aber nicht mit Ohrfeigen.

Dietsch. Wer weiss nicht, wie oft schon Worte in der pädagogischen Section verkannt worden sind? Ich wollte ja nur dem Missverständniss vorbeugen, dass die Sache in den Zeitungen schief dargestellt werde; darum habe ich meinen Antrag gestellt.

Der Präsident bittet um eine kurze Formulierung eines solchen Dictums und versucht auf den weiteren Austausch von Erfahrungen, wenn auch nicht von einzelnen Beispielen hinzuweisen. Ehe Dietsch seinen Antrag vorlegt, macht aber

Dr. Fischer aus Greifswalde noch eine Bemerkung: Das angeführte Bibelwort heisst nicht so, sondern es heisst: 'der halte sein Kind unter der Ruthe', d. h. der halte es streng.

Auf das, was Herr Dietsch gesagt hat, möchte ich erwidern, dass ich in der körperlichen Züchtigung kein Unglück sehe, weil es nichts Entehrendes hat, wenn für eine Frechheit, die mit Mangel an Scham gepaart ist, ein Schlag gegeben wird. Es zum Princip erheben, 'wir sollen die Kinder züchtigen,' wird Niemandem einfallen, aber ebensowenig, 'wir sollen nicht schlagen.' Ein Schlag wirkt manchmal wunderbar, obschon ich andrerseits zugeben muss, dass alle Aerzte und manche Lehrer die Ohrfeige für ein gefährliches Disciplinarmittel halten. Ein Schlag mit dem Stöckchen schadet einem Knaben nicht.

Dietsch formuliert nun seinen Satz folgendermassen: 'Unter voller Anerkennung des Princips, dass der Lehrer sich zur Aufgabe zu machen hat die körperliche Züchtigung möglichst zu entfernen, ist doch die vernünftige und vorsichtige Anwendung derselben anzurathen.'

Firnhaber. Unter Bestrafung versteht man nicht die Ausführung eines vom Director oder vom Lehrercollegium gegebenen Auftrags. Die Sache muss noch näher bestimmt werden Auch ist zu unterscheiden zwischen Züchtigung mit dem Stock und einem augenblicklichen Klatsch. Die körperliche Züchtigung besteht nicht in augenblicklicher Züchtigung, Anwendung einer Ohrfeige, sondern in einer wirklichen mit dem Stock. Welche Mittel haben wir aber, wenn wir diesen abschaffen, zur Züchtigung? Ich will Ihnen ein merkwürdiges Beispiel anführen, meine Herren. Bei Abfassung der nassauischen Schulordnung im Jahre 1817 wollte man Stock und Ohrfeige gerne ganz vermeiden und suchte nach einem Ersatzmittel bei körperlicher Strafe. Welches war dies? Antwort: ein 2 Zoll breiter und $^1/_2$ Zoll dicker Riemen. Man kann sich denken, dass diese Riemen nach der Individualität der Lehrer sehr verschieden ausfielen, und in welcher Weise dadurch geholfen war. Auf dem Westerwalde bin ich oft vor dem Instrumente erschrocken, besonders wenn das Leder sehr hart war. Selbst unter den Augen der Regierung, in Wiesbaden, ist es einem ganz tüchtigen Lehrer begegnet, dass er mit einem solchen Riemen meinem Sohne einen Daumen zerschlagen hat. Mit Rücksicht auf solche Vorfälle behalten wir den Stock nun bei; aber die Stockstrafe soll Ausfluss der väterlichen Gewalt sein. Aber wie steht es mit der durch Schulconferenz beschlossenen und durch den Pedell vollzogenen Strafe? Nach meiner Erfahrung hat jede Züchtigung durch den Pedell immer die schlimmsten Folgen. Daher soll eine solche jedenfalls nur nach Conferenzbeschluss und Uebereinkommen mit den Eltern in Anwendung kommen; die Ausführung derselben schändet keinen Lehrer, am wenigsten den Classen-Ordinarius. Am liebsten aber züchtige man gar nicht durch den Pedell.

Müller. Gegen eine Zudictierung durch die Conferenz will ich mich gerade erklären; denn dieses ist keine Strafe auf frischer That.

Raspe. Meine Herren! Ich glaube, wenn die Züchtigung im Einverständniss mit den Eltern erfolgen soll, so kann man sie ebenso gut, ja man muss sie entfernen. Wir müssen diese Strafe von uns weisen, denn eine solche Väterlichkeit hat einen profanen Charakter. Kein Vater wird es gern sehen, wenn der Sohn durch den Pedell ausgeprügelt wird. Soll eine Züchtigung ausgetheilt werden, so muss dieses von dem Lehrer geschehen kraft seiner väterlichen Gewalt. Das Prügeln durch den Pedell hat etwas Criminelles, Gehässiges und es giebt nur einen Fall, in dem dieses geschehen soll; wenn der Schüler nämlich es so weit gebracht hat, dass er entfernt werden muss, und wenn man ihn, falls er verstockt ist, vielleicht durch den Eindruck einer solchen Züchtigung noch zu bekehren hofft, nur also, wenn eine Natur dadurch vielleicht noch zu retten ist; aber wenn es in der Welt möglich ist, soll man dieselbe ganz vermeiden.

Purbaum. Ich wollte bemerken, dass in Westphalen eine körperliche Strafe nur durch die Lehrerconferenz beschlossen wird und der Lehrer verpflichtet ist dieselbe selbst zu vollstrecken. Die Züchtigung soll nur von einem Classenlehrer, nie von einem Fachlehrer angewendet werden. An mehreren Gymnasien in Westphalen ist die Disciplin vielleicht besser, wo körperliche Züchtigung angewendet wird. Was die Verletzung des Ehrgefühls anlangt, so muss man fragen: 'Wird durch die Strafe die Ehre des Schülers verletzt oder durch seine sträfliche Handlung?' Ein Lümmel z. B. soll wie ein Lümmel behandelt werden.

Bieringer. Wird angenommen, dass eine Strafe stattfinde, so soll sie von dem Pedell vollzogen werden; diesem Usus liegt ein Princip zu Grunde. Bei der vorigen Erörterung des Herrn Firnhaber habe ich mir gedacht, 'wenn ein Vergehen begangen wird, das vor das Collegium kommt, so ist dieses ein Crimen, welches eine Strafe verlangt. Nun hat die Strafe nicht etwa zu ihrem Executor den Richter, sondern einen eigenen Diener', wesswegen auch eine vom Lehrercollegium bestimmte Strafe, ausgeführt durch den Pedell, nie bei den Studierenden Anstand gefunden hat und als verletzend betrachtet worden ist.

Cron. Ich glaube nach dem Gange der Discussion, dass die Ansichten der Meisten sich dahin neigen, dass wir aussprechen: 'Körperliche Züchtigung findet nicht statt, ausser in dem Falle, dass der Lehrer im Gefühle sittlicher Entrüstung auf eigene Verantwortung unmittelbar nach der That dieselbe selbst vollzieht;' dann stehen wir wie geographisch so auch moralisch in der Mitte zwischen der Humanität Neu-Russlands und der Schlagfertigkeit Alt-Englands.

Präsident. Ich habe hierin auch eine reiche Erfahrung. Bei uns ist eine Ruthenstrafe auf die Hand üblich, welche früher durch den Schuldiener vollzogen wurde. Wenn sie bei mir vorgekommen ist, so habe ich sie selbst vollzogen und habe den Pedell gemacht. Damit fällt das Entehrende weg.

Döderlein (welcher nicht von Anfang anwesend war) will bemerken, dass in England die körperliche Züchtigung immer von dem Rector vollzogen wird; er wird aber darauf aufmerksam gemacht, dass davon schon die Rede gewesen sei.

Dietsch. Es ist etwas Wichtiges, dass wir die Verantwortung des Lehrers betonen. Im kgl. sächs. Realschul-Regulativ heisst es: 'Körperliche Züchtigung soll weder absolut verboten noch zugelassen sein, doch hat der Lehrer, der sie übt, in seinem Gewissen und sonst die Verantwortung zu übernehmen.'

Wiegand. Ich wollte noch einmal auf die classische Ohrfeige zurückkommen. Gegen Ohrfeigen hat sich der grösste Theil erklärt. Ich habe zwei Fälle erzählt, allein abgesehen davon weiss der Mann nicht, welche Hebelkraft er in seinem Arme hat und der Kopf des Knaben darf nicht misshandelt werden. Ich möchte daher den Antrag stellen, darüber die Versammlung zu hören, ob sie absolut gegen die Ohrfeige ist oder nicht. — Ich bin es!

Der Präsident erwiedert, dass hier eine numerische Abstimmung doch nicht entscheiden könne, und verliest die These in ihrer neuen Formulierung:

> Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe (denn dies wünsche er statt 'Züchtigung' zu setzen) möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen.

In dieser Form ist auch das nichtssagende 'in der Regel' des Antrags beseitigt.

Raspe. Ich möchte schliesslich nur noch bemerken, dass der Schulrath Besser einen Unterschied zu machen pflegte zwischen Ohrfeige und Backenstreich.

Müller. III. These:

Man wende die körperliche Strafe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler unter einander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

Classen. Ich habe gestern nicht ohne Erstaunen gehört, dass dieser Grundsatz Hermann's unter den Thesen sich finde. In allem demjenigen, was unter der Jugend selbst vorfällt, herrschen Verhältnisse und Umstände, die auch nicht im Entferntesten eine Anwendung zulassen auf das Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern. Mir scheint es besser, wenn wir bei der Anwendung der Strafe keine andere Empfindung haben, als die der väterlichen Autorität; überhaupt muss unter allen Umständen die Autorität das Wesentlichste sein bei der Bestrafung, und desshalb kenne ich keine andere Grenze als den Mangel des sittlichen Gefühls. Nun wird aber in den etwas reiferen Jahren, im 15ten, 16ten und 17ten, sich von selbst ein solcher Sinn entwickeln, welcher derartige Handlungen vermeiden wird; wo nicht, so ist die entsprechende Strafe noch nicht absolut zu verwerfen. Ich bin, so lange ich in oberen Classen lehre, in einigen seltenen Fällen genöthigt gewesen, einem Primaner eine Ohrfeige zu geben.

Raspe. In Mecklenburg, dies muss ich schon gegen den Hermann'schen Grundsatz bemerken, ist es so, dass sich selbst in der Secunda noch Einzelne bei den Ohren nehmen, denn das ist ein vollsaftiges Volk; die Herren im Süden werden eine gebildetere Nation haben. Uebrigens macht sich factisch die Grenze in der Regel selbst, dass der Knabe von der Zeit an, wo er confirmiert ist, dies wäre also etwa vom 13ten oder 14ten Jahre an, nicht mehr geprügelt wird.

Der Präsident corrigiert die scherzhafte Aeusserung, als ob bei den Südländern nicht ebenso gut noch in oberen Classen derartige Händel unter Schülern vorkämen, und fährt fort: Auch ich bin der Meinung, dass der in der These ausgesprochene Grundsatz gefährlich ist. Das Princip ist aus dem Lebensalter oder den Classen oder anderswoher zu nehmen, und ich würde nach unserer norddeutschen Einrichtung von der Tertia an die körperliche Strafe abstellen, oder den Satz allgemein so formulieren:

'Man wende die körperliche Züchtigung nur bei Schülern unterer Classen an.'

Bieringer. Es wird nicht unangenehm sein, die Anschauung des kais. Staatsministeriums zu vernehmen; 'Für Gymnasialschüler ist eine körperliche Züchtigung nicht mehr zulässig.'

Cron. Ich möchte den Antrag stellen, diese Thesis ganz fallen zu lassen, und zwar aus folgenden Gründen. Da im Princip die körperliche Züchtigung wegfallen soll, so bedarf es keiner weiteren Begrenzung als derjenigen, die in der vorigen Thesis enthalten ist. Mit der aufgestellten Altersgrenze zwar könnten wir in Bayern uns um so mehr einverstanden erklären, als dieselbe so ziemlich zusammenfällt mit der Unterscheidung der lateinischen Schule und des Gymnasiums. Dass diese Grenze naturgemäss ist, bestätigt mir auch meine Erfahrung. Ich war 15 Jahre Lehrer in einer der unteren Classen der lateinischen Schule und habe auch nicht umhin gekonnt, manchmal einen Schlag oder Klaps zu versetzen. Seit ich in einer etwas höheren, wenn auch nicht hohen Classe, der untersten des Gymnasiums, lehre, fand ich mich nie dazu veranlasst. Doch möge man auch diese Grenzbestimmung lieber weglassen, da, wie ein erfahrener Schulmann eben bemerkt hat, man auch in Prima in den Fall kommen

kann diese Strafe anzuwenden. Man begnüge sich also die Stellung des Lehrers als Pädagogen zu betonen, wie dies durch die vorhergehende Thesis bereits geschehen ist.

Fischer. Ich muss mich ganz entschieden für die Thesis aussprechen. Ich habe gerade die Erfahrung gemacht, dass diese Scheidung sehr gut ist. Ich glaube, man hat bei Erwähnung des Schlagens der Schüler unter sich eine Verwechslung begangen; es ist etwas Anderes, wenn grössere Knaben an einander im Ringen auf dem Turnplatz die Kraft probieren. Ich glaube, so ist es auch gemeint, dass da, wo gewöhnlich Schläge vorkommen, auch der Schlag durch den Lehrer nichts Beschimpfendes hat, wo aber Schläge der Schüler unter einander als beschimpfend gelten, da wird dieses auch bei Schlägen durch den Lehrer der Fall sein.

Müller bemerkt dagegen, man solle nicht vergessen, dass der Lehrer auch nach der Seite des Körpers etwas bei dem Schüler gelte, und wo derselbe seine körperliche Kraft einmal zeige, da denke der Schüler: so ein Kerl möchte ich auch einmal werden.

Der Präsident bemerkt, das kürzeste werde eine Abstimmung sein über den Standpunkt, nach welchem Realinjurien der Schüler unter sich zur Bestimmung der Strafgrenze dienen sollen, und nachdem auch Professor von Jan in Schweinfurt sich gegen die Identificierung zweier so ganz gesonderter Verhältnisse ausgesprochen, schreitet man zur Abstimmung über den Zusatz 'Realinjurien' oder 'bei Schülern unterer Classen'. Resultat: dieser Zusatz ist zu streichen; damit fällt die ganze These.

Müller verliest die vierte These:

Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

Dietsch. Ich nehme an dieser Fassung Anstoss. Der Wortausdruck ist mir nicht klar. Ich mache mir zur Regel nie im Zorne zu strafen; der Affect muss der ruhigen Erkenntniss gewichen sein, ehe ich strafe; aber man muss eine sittliche Entrüstung zu erkennen geben.

Der Präsident erinnert, dem Bibelwort gemäss, man solle die Sonne erst untergehen lassen über seinem Zorne, und wünscht die Worte 'auf frischer That' gestrichen.

Geffers. Ich glaube, es wird nicht nothwendig sein einen Tag zu überlegen, um zu erkennen, wie gross die Schuld des Schülers sei; der Lehrer wird erkennen, ob der Schüler die Strafe verdient, und wird im Grunde nicht so in Zorn gerathen, dass er das Mass überschritte. Wenn er wirklich im Zorne ist, so wird er kurz die Strafe vollziehen. Es ist wie in vielen anderen Dingen Manches rein individuell. Ausserdem muss doch jedenfalls ein Pathos beim Strafen sich kund geben. Dieses würde in einem solchen Fall ein künstliches sein. Da würde ich doch viel lieber die körperliche Strafe ganz fallen lassen; denn ich glaube ein rechter Verweis würde dann wirksamer sein.

Raspe. Meiner Ansicht nach bliebe die Bestimmung über das Gefühl beim Strafen lieber ganz weg.

Bieringer. Das Pathos ist noch ebenso gut oder vielmehr es wächst noch durch die längere Ueberlegung.

Geffers. Die Schuld d. h. ihre Strafwürdigkeit kennt jeder Lehrer sogleich mit dem Thatbestand. Wenn nun der Lehrer im heiligen Zorn ist, so wird er auch seine Strafe vollziehen und dann die Sache sein lassen. Die Sache ist eben individuell; ich würde z. B. nie eine körperliche Strafe nach Lehrerbeschluss vollziehen lassen. Das Collegium erscheint da zu sehr als Criminale, und da wäre der Schüler erst recht entehrt; also lieber in solchem Falle eine Weisung an die Eltern.

Dietsch. Es gibt Fälle, in denen mitunter längere Ueberlegung schon deshalb nothwendig ist, weil man erst eine Untersuchung anstellen muss, um mehrere Schüler zu fragen, z. B. wenn eine grobe Ungezogenheit in der Classe vorgekommen ist. Solche Fälle meinte ich oben.

Biehl. Ich bin dennoch dagegen; die Schüler sind Schelme, und eine Strafe nach längerer Frist sieht dann eher wie Rache aus; daher bin ich für augenblickliche Strafe.

Cron. Ich wollte mir doch erlauben für den Antrag des Herrn Director Raspe zu stimmen, auch diese Thesis fallen zu lassen. Sie enthält einen Widerspruch. Wenn auf frischer That gestraft werden soll, d. h. doch, wenn ich augenblicklich überzeugt bin, dann muss mich die sittliche Entrüstung auch augenblicklich ergreifen. Diese kann ich nicht versparen; also nach einer Stunde oder einem halben Tag kann ich nicht in der Stimmung mehr sein Schläge zu vollziehen.

Der Präsident lässt über die Sache abstimmen, und es fällt auch diese Thesis.

Müller verliest die fünfte These:

> Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, überwiesener Lüge, Widersetzlichkeit und Faulheit,

und fügt erläuternd hinzu, dass er bei dieser Bestimmung besonders einen Vorfall im Auge habe, der sich in England ereignete, wo sich ein Lehrer verleiten liess, um ein Geständniss zu erpressen, den Schüler todtzuschlagen.

Raspe. Ich bin leider schon in der Lage gewesen für Weglassung von Thesen zu stimmen, und muss es auch hier wieder thun. In welchen Fällen die Strafe anzuwenden sei, muss dem Ermessen des Lehrers überlassen werden.

Firnhaber. Es scheint mir der Grundsatz Hermann's richtig, dem auch Thaulow beistimmt: 'Körperliche Züchtigung, insofern sie als zu den Mitteln der Regierung gehört, kann nur zugelassen werden bei böswilliger Widersetzlichkeit gegen den Lehrer'. Was aber die körperliche Züchtigung anlangt, welche zur Zucht der Schule gehört, so lassen sich da die Fälle gar nicht specialisieren, und es muss diese dem väterlichen Ermessen des Lehrers anheimfallen; der Lehrer ist ja christlicher Erzieher. Wenn ein Vater in den Fall kommt seinen schon erwachsenen Sohn zu züchtigen, so ist dieses indifferent.

Schmitz. Ich wäre der Ansicht, dass ganz einfach gesagt würde: 'Die körperliche Züchtigung sei ein für alle Mal in jedem einzelnen Falle dem gewissenhaften Ermessen des Lehrers anheim zu geben.'

Der Präsident bemerkt dagegen, dies stehe ja schon in den ersten Worten, und da Niemand für Beibehaltung der Specialisierung sich erhebt, fasst er alle Thesen in den oben schon erwähnten Grundsatz zusammen:

> Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen,

und schliesst damit die Discussion.

Vor Schluss der Sitzung macht Wiegand*) noch einen Vorschlag; man solle doch dahin wirken, dass in allen Ländern specielle pädagogische Vereine gebildet würden. Man werde

*) **Antrag des Gymnasialdirectors Dr. Wiegand zu Worms**
auf Errichtung von pädagogischen Vereinen, welche mit der pädagogischen Abtheilung der alljährlichen deutschen Philologenversammlung in Verbindung treten, vorgetragen in der 21sten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Augsburg am 26. September 1862.

Mein vorgestern angekündigter Antrag geht dahin: es wolle der pädagogischen Section der alljährlichen Philologenversammlung gefallen, mit allen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, dass in allen deutschen Bundesstaaten unter Genehmigung der zuständigen Obrigkeit pädagogische Vereine freiwillig und auf möglichst wenig kostspielige Weise gegründet werden, in welchen, um hier einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, in erster Instanz die Schulfragen des höheren†) Unterrichtes für jedes einzelne Land, in grösseren Bundesstaaten für jede einzelne Provinz, verhandelt werden, so dass für die pädagogische Section der alljährlichen Versammlung deutscher Philologen als oberer Instanz nur pädagogische Fragen von allgemeinem Interesse, Berichte über die Ergebnisse der (kleineren) pädagogischen Landesvereine, gutachtliche Entscheidungen über Verschiedenheiten der Ansichten in denselben und dergl. übrig bleiben würden.

Das Ziel dieses Antrags ist wohl von selbst einleuchtend; er beabsichtigt vornehmlich zweierlei:

I. dass dem grossen alljährlichen Vereine bei der Beschränktheit seiner verfügbaren Stunden Zeit für das Wichtigere unter dem Wichtigen übrig bleibe, dass er nicht von Fragen behelligt werde, welche zwar im besonderen Kreise seines jedesmaligen Aufenthaltes von Interesse sein mögen, welche aber jeder strebsame Schulmann nicht nur bequemer und minder kostspielig, sondern auch gründlicher und belehrender in einem kleineren Kreise von Amtsbrüdern in seiner Heimat besprechen kann;

II. dass die Ergebnisse der Verhandlungen der seit den drei nächst verflossenen Jahrzehnten periodisch und freiwillig bestehenden (kleineren oder grösseren) Vereine von Schulmännern künftig fruchtbringender und massgebender werden für die einzelnen Staatsregierungen, als bisher. — Denn was Lehrervereine aus den Ländern mehrerer und verschiedener Landesherren berathen und beschliessen, bleibt natürlich leicht ausser Berücksichtigung.

Eine nähere Begründung dieses Antrags, falls sie nöthig schiene, würde nach einem Blicke auf die Pädagogik als eine der sogenannten abgeleiteten oder angewandten Wissenschaften (sciences appliquées) daran erinnern, dass die deutsche Jugendbildung, namentlich in den Gelehrtenschulen, so zu sagen von jeher, besonders aber seit dem 13. Jahrhundert, eines allseitigen nationalen Bildungsstoffes entbehrt, in Ermangelung solches den Haupt-Culturvölkern des Alterthums das Wesentliche in dieser Beziehung, d. h. das Allgemeinmenschliche (Humane) entlehnt und dem deutschen Stamme aufgezweigt habe; dass diese Aufzweigung aller-

†) Ich habe schon in einem Gymnasial-Programme (1842) mich dahin erklärt, dass ich unter dem höheren Unterrichte nicht unbedingt den der Gelehrten- und Hochschule verstehe, und neuerdings hat der deutsche Nestor der Gymnasial-Pädagogik, Herr Dr. Ludwig Döderlein in Erlangen, treffend bemerkt, dass das Wort hoch im Unterrichte eben so eine doppelte Bedeutung habe, wie im Leben. Der Graf z. B. nimmt in der menschlichen Gesellschaft unstreitig eine höhere Stellung ein, als der Bürger; aber der moralische Graf und der moralische Bürger haben vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der Religion gleichen (moralischen) Werth. In diesem Sinne würde ich einem Lehrer der Volksschule, welcher mit dem klaren Bewusstsein der Aufgabe in seinem Kreise, mit biblischer Gesinnung den Geist seiner Religionslehre, mit Anschaulichkeit seine Zahlen- und Formenlehre, mit ethischer Absicht und methodischer Geschicklichkeit seine Geschichte, seine Naturkunde etc. nach der jedesmaligen Fassungskraft seiner Jugend lehrt, mit Verständlichkeit seinen Schülern die Muttersprache zum klaren Bewusstsein zu bringen weiss, im Sinne Döderlein's das Prädicat eines höheren Unterrichtes nicht ganz absprechen, wenn seine Kenntnisse auch nicht so umfassend sind, wie die eines Lehrers der Mittel- und Hochschule, und wenn auch seine Schule in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Schulen die unterste Stellung hat. Die wahre Gelehrsamkeit wird seit Sokrates mehr nach der Tiefe, als nach der Ausdehnung gemessen. — Demnach würde ich auch den strebsamen Volksschullehrer von den fraglichen pädagogischen Vereinen nicht ausschliessen, vielmehr in einem Vereine von berufstreuen Volksschullehrern und Lehrern der Mittelschulen eine günstige Gelegenheit zur gegenseitigen Gewinnung pädagogischer Allseitigkeit, zum Austausch von Wissen und Methode etc. etc. erblicken.

dadurch zweierlei erreichen; einmal könnten da mancherlei minutiae abgethan werden, welche in einer grösseren Versammlung die Debatte stören, dann aber könnten solche Conferenzen auch mehr massgebend werden für die höheren Kreise. — Darnach wurde die Sitzung geschlossen.

Samstag, den 27. September.

Prof. Köchly zeigte vor Beginn der Debatten die Karte von Gallien, welche auf Befehl des Kaisers Napoleon III. von einer Commission von Gelehrten ausgearbeitet worden ist, sowie Abbildungen des cäsarianischen Pilums vor, und gibt dazu folgende erläuternde Bemerkungen.

Hochgeehrteste Herren!*)

Sie werden wohl schon alle von der Karte des alten Galliens gehört haben, welche der Kaiser Napoleon durch eine besonders dazu eingesetzte Commission hat entwerfen lassen, und welche zu der von ihm seit lange vorbereiteten Geschichte Cäsars gehören soll. Sie

---

dings manche Triebkraft des deutschen Stammes befördert, dass diese Aufzweigung sie aber auch manchmal gehemmt und unterdrückt habe, wo und wann unter unkundigen Händen in den fremdländischen Culturstoffen das Wesentliche vom Unwesentlichen, das ewig Wahre von dem Vergänglichen nicht genug unterschieden ward; dass so z. B. die sonst bei keinem andern Volke vorkommende zweite Blüthe der Nationallitteratur weniger durch die deutsche als trotz der deutschen Gelehrsamkeit zu Stande kam (s. Vilmar's Literaturgeschichte, 9. Aufl. 1862, S. 237 ff.), obwohl sie ohne 'den despotischen griechischen und römischen Schulstab' niemals zu Stande gekommen wäre (s. ebend. S. 275), dass jenes Allgemeinmenschliche in den antiken Bildungsstoffen trotz dieser zweiten Literaturblüthe zwar niemals für die deutsche Nation, ohne Nachtheil und Gefahr für ihr weiteres Gedeihen, entbehrlich werden könne, dass aber bei dem Streben, das Fremde ('griechischen Schönheitssinn und römische Kraft') mit dem Einheimischen zu verschmelzen, dem jedesmaligen Pulsschlag der Nation verständige Rechnung getragen werden müsse, damit wir nicht, wie in früheren Jahrhunderten, wieder Gefahr laufen, blosses Wissen an die Stelle des Lebens zu setzen; dass aber der richtige Tact, Fremdes mit Einheimischem zu verbinden, nicht über Nacht, nicht bloss aus Büchern, sondern nur vom grünen Baum des Lebens oder der Erfahrung gewonnen werden könne, d. h. u. a. auch durch die Errichtung und Pflege kleinerer, durch die Marken der verschiedenen deutschen Länder zwar getrennter, aber durch die alljährliche und wandernde Philologenversammlung zusammengehaltener und zu einem Ganzen belebter pädag. Vereine. —

Aber wir können von aller Begründung des oben gestellten Antrags absehen, nachdem gestern Herr Regierungsrath Firnhaber eine dem 25jährigen Bestehen des deutschen Philologencongresses gewidmete Druckschrift (Gotha, Verlag von Rudolf Besser), 'Deutsche Lehrer-Versammlungen' betitelt, in der allgemeinen Versammlung vertheilt und die Begründung jenes Antrages auf eine andere, noch anschaulichere Weise geliefert hat, indem er einen historisch-kritischen Blick mit sichtbarer Wärme für die Sache auf die bisher in Deutschland bestandenen Lehrer-Versammlungen warf.

*) Vorbemerkung. Bei der Bearbeitung dieser Vorträge für den Druck musste ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als bei der des obigen über die Odyssee. Hier lagen so gut wie gar keine Niederschriften vor, und meine eigenen Taschenbuchnotizen beschränkten sich auf das Namensverzeichniss der im ersten Vortrage besprochenen Oertlichkeiten. Da ich sonach ganz freie Hand hatte, so glaube ich das Richtige getroffen zu haben, indem ich in Bezug auf die Napoleonische Karte, welche überhaupt seitdem in Deutschland bekannter geworden ist (vgl. neuerdings Heller im Philologus XIX, 3, S. 449 ff.), mich so ziemlich auf das beschränkt habe, was wirklich von mir gesprochen worden ist, dagegen über das römische Pilum eine vollständige Monographie mit allen nöthigen Belegstellen und einer getreuen Abbildung der beiden bisher entdeckten Hauptformen desselben gegeben habe.

ist aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen, und ich habe daher geglaubt, dass es für Sie von Interesse sein werde dieselbe kennen zu lernen, da sie in jedem Falle für das sachliche Verständniss Caesars von grosser Bedeutung ist. Dass ich sie Ihnen vorlegen kann, verdanke ich der bereitwilligen Güte des Herrn Dr. Ferdinand Keller in Zürich, des hochverdienten und unermüdlichen Präsidenten unserer Antiquarischen Gesellschaft, welcher als der Entdecker und gründliche Erforscher der seitdem vielbesprochenen Pfahlbauten auch im Auslande ein weitverbreitetes und wohlbegründetes Ansehen geniesst. Herr Dr. Keller, unbestritten der gründlichste Kenner des in Bezug auf Antiquitäten so classischen Schweizerbodens,[1]) war seiner Zeit selbst ersucht worden, zur Entwerfung jener Karte durch Angabe der Orte in der Schweiz beizutragen, an welchen keltische Ueberreste gefunden worden waren; er hat daher auch ein Exemplar dieser Karte geschickt erhalten, und dieses Exemplar ist es, welches ich heute Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Die Karte führt also den Titel: 'Carte de la Gaule sous le proconsulat de César, dressée à l'aide des documents géographiques et topographiques du Dépôt de la Guerre, par la commission spéciale instituée au ministère de l'instruction publique et des cultes. D'après les Ordres de S. M. L'Empereur, 1861.'

Wie nach diesem Titel zu erwarten steht, so lehrt schon der erste flüchtige Augenschein, dass die Karte in geographischer Beziehung überaus elegant und sauber ausgestattet ist: insbesondere sind die Terrainverhältnisse, die Flüsse in Blau, die Gebirge in Braun, die Wälder in Grün sehr artig ausgeführt. Davon sticht dann, in Roth eingezeichnet, alles dasjenige augenfällig ab, was sich auf das keltische Alterthum und die Feldzüge Cäsars bezieht, wie vor Allem die Namen der verschiedenen Provinzen und Völkerschaften, der römischen und gallischen Städte und Ortschaften, die alten Heerstrassen, sowie die Marschlinien und Standlager Cäsars; ausserdem sind noch mit rothen aber verschiedenen Zeichen die noch vorhandenen keltischen Monumente und Grabstätten, sowie die Fundorte keltischer Münzen, Waffen und sonstiger Ueberreste angegeben, letztere freilich, wenigstens in der Schweiz, keineswegs ganz vollständig. Ueberall, wo es nöthig erschien, sind die Namen der heutigen Städte und Ortschaften in Schwarz angebracht, so dass es auf diese Weise sehr leicht ist, sich auf dieser Karte zu orientieren. Ich stehe daher nach meiner Erfahrung nicht an, sie als das bequemste und sicherste Hilfsmittel zu bezeichnen, um sich bei einer Lectüre Cäsars rasch und ohne Mühe in geographischer Beziehung zurecht zu finden, und kann demnach nur wünschen, dass diese Karte auf eine oder die andere Weise auch dem Gymnasium und der schulmässigen Erklärung Cäsars zugänglich gemacht werde.

Eine nochmalige Revision der Karte würde namentlich in Bezug auf Namen keltischer Völker und Ortschaften manche Berichtigung ergeben, wie denn z. B. die neueste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand von einem Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Dr. Glück ('die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen', München 1857), keine Berücksichtigung gefunden hat.

Ich kann diese allgemeinen Bemerkungen über die vorliegende Karte nicht verlassen, ohne noch ein Wort über einen Punkt hinzuzufügen, welcher, wie mich dünkt, von unserer patrioti-

[1]) Indem ich diesen Vortrag noch einmal durchsehe, erscheint eben von ihm im Verlag von Wurster u. Comp. in Winterthur eine 'archäologische Karte des Cantons Zürich', welche ich allen Alterthumsforschern angelegentlichst empfehle. Sie enthält auf das Genaueste in farbigen Zeichen angegeben die im Canton vorhandenen Pfahlbauten, sowie die helvetischen, römischen und alemannischen Ueberreste und Fundorte.

schen deutschen Presse mit etwas gar zu viel Eifer besprochen worden ist. Ich meine den Umstand, dass die drei germanischen Völker, welche bekanntlich zur Zeit Cäsars auf dem linken Rheinufer gewohnt haben, die Triboker ganz, die Ne | meten und Va | ngionen zum grössten Theile, d. h. mit Ausnahme ihrer beiden Anfangsbuchstaben, auf das rechte Rheinufer versetzt sind. Wenn in diesen 'altclassischen Reunionskammern', wie ich sie scherzhafter Weise genannt habe, wirklich eine Absichtlichkeit liegen sollte, so könnte man sie am Ende als eine antiquarische Rechtfertigung ansehen, dass 'Strassburg die wunderschöne Stadt' der Triboker heutzutage französisch ist, während die auf dem linken Rheinufer belassenen Anfangsbuchstaben der Ne|meter und Va|ngionen anzudeuten scheinen, dass deren Städte Speier und Worms deutsch geblieben sind.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Einleitung zu dem wichtigsten Theile des Inhalts unserer Karte, zu der Bestimmung der Marschrouten und Schlachtfelder Cäsars, so fühle ich mich hier zunächst gedrungen, den gründlichen und erfolgreichen Forschungen eines leider jüngst verstorbenen Landsmannes die verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Es ist diess der badische Generallieutenant August v. Göler, welcher in seinen 1858, 1859 und 1860 erschienenen Schriften die Cäsarischen Feldzüge von 58 bis 51 v. Ch. einer allseitigen Erörterung unterworfen und dabei, was sich selten genug vereint findet, mit einer genauen Behandlung des Cäsarischen Textes eine genaue Untersuchung der mit mehr oder minder Sicherheit zu bestimmenden Oertlichkeiten verbunden hat. Göler verdanken wir weitaus den grössten Theil der zugleich neuen und haltbaren Ortsbestimmungen für Cäsars Märsche und Schlachten. Es kann daher selbstverständlich der vorliegenden Karte nur zur Empfehlung und der sie entwerfenden Commission nur zum Lobe gereichen, wenn die letztere die von Göler aufgefundenen Resultate für ihre Arbeit verwerthet hat. Sollte es dagegen wahr sein, dass die Commission in ihrem an den Kaiser gerichteten Rechenschaftsbericht, der, so viel ich weiss, in diesem Jahre oder zu Ende des vorigen Jahres erschienen, mir aber nicht zu Gesichte gekommen ist, Gölers und seiner Forschungen nicht gedacht hätte, so müsste die Priorität unseres verewigten Landsmanns in Bezug auf diese Entdeckungen entschieden gewahrt werden, womit natürlich die Möglichkeit nicht geleugnet werden soll, dass die französischen Gelehrten die von Göler gefundenen und bezeichneten Orte bereist und ebenfalls selbständig untersucht haben. Uebrigens hat, wenn ich mich recht erinnere, der Kaiser Napoleon selbst den Verdiensten des deutschen Forschers noch wenige Tage vor dessen Tode volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich will nun in aller Kürze diejenigen Bestimmungen angeben, welche von Göler zuerst richtig gefunden und von der französischen Karte aufgenommen worden sind, wobei ich mich aber auf die Schlachtfelder beschränke, ohne auf die Marschlinien einzugehen. An der Spitze steht Cäsars Feldzug gegen die Belgier 57 v. Ch., bei dessen Erörterung sich Gölers Combinationsgabe vielleicht am glänzendsten bewährt hat. Die Stelle, an welcher Cäsar über die Aisne ging und sein Lager aufschlug, hat man bisher gewöhnlich bei Pontavert, östlich von Beaurieux, gesucht, aber Göler hat fast mit Sicherheit nachgewiesen, dass es vielmehr bei Berry-au-Bac gewesen ist, wo der Hügel, auf welchem sich Cäsar lagerte, zwischen dem genannten Fluss und den durch die Miette gebildeten sumpfigen Niederungen leicht erkennbar ist.[1])

[1]) Diese Annahme ist seitdem durch Ausgrabungen, welche am 19. Novbr. 1862 in Gegenwart und nach den Angaben des Kaisers Napoleon dort gemacht worden sind, glänzend bestätigt worden. S. Heller a. O. S. 562. 1.

Den Schauplatz der Nervierschlacht hat er mit grösster Sicherheit auf dem linken Ufer der Sambre, südlich von Bavay zwischen Louvroil und Boussières, die so charakteristisch geschilderte Stadt der Aduatuker auf dem Berge Falhize am linken Ufer der Maas gegenüber der belgischen Stadt Huy erkannt. Der Landungsplatz Cäsars in Britannien ist bei Deal, nordöstlich von Dover anzunehmen, der Fluss, gegen welchen er vorrückt (IV, 9), ist der Stour, der Punkt, auf welchem er die Themse überschreitet, ist bei Kingston oberhalb London zu suchen (IV, 18).

Ich hebe dann noch ganz besonders die nähere Bestimmung der Localitäten in Cäsars Feldzug gegen die Bellovaker hervor. Das erste Lager derselben (VIII, 7) lag nach Göler auf einer Anhöhe an dem südöstlichen Ausgange des Waldes von Compiègne zwischen Pierrefonds und Rétheuil, welche auf drei Seiten von der sumpfigen Thalniederung des Vandybaches umgeben ist; das zweite Lager (VIII, 16) auf dem Berge Ganelon, nordöstlich von Compiègne, welcher noch heutzutage Camp de César heisst. Die Stadt Uxellodunum endlich (VIII, 32 u. f.), welche man bisher an verschiedenen Punkten, z. B. bei Cahors, Puy d'Yssolli, Capdenac gesucht hat, ohne die genaue Beschreibung Cäsars ins Auge zu fassen, hat er glücklich auf dem Berge La Pistule erkannt, welcher etwa 3 Stunden westlich von Cahors auf dem linken Ufer des Lot sich erhebt und auf drei Seiten von dem genannten Flusse umströmt wird, während auf der vierten nördlichen Seite heutzutage das Städtchen Luzech liegt.

Diess, meine Herren, sind die hauptsächlichsten Resultate, welche der Scharfsinn unseres Landsmannes zuerst aufgefunden und die Napoleonische Karten-Commission mit Recht anerkannt hat. Dass sie übrigens dabei mit selbständigem Urtheile verfahren ist, soll ausdrücklich anerkannt werden und zeigt sich namentlich auch da, wo sie abweichend von Göler ihren eigenen Forschungen oder andern Gewährsmännern gefolgt ist. Hier ist nun in ersterer Beziehung an die unzweifelhafte Entdeckung des Schlachtfeldes zu erinnern, auf welchem die ungestüme Tapferkeit der Helvetier der Kriegskunst Cäsars und der Waffengeübtheit seiner Soldaten erlag. Cäsar gibt die Entfernung dieses Schlachtfeldes von der Stadt Bibracte auf nicht mehr als 18 (römische) Meilen an; dass Bibracte das spätere Augustodunum, das heutige Autun sei, darüber sind heutzutage die Forscher einverstanden: v. Göler setzt nun das Schlachtfeld, wie die frühern, in nordwestlicher Richtung von Autun, südöstlich von dem heutigen Château Chinon, ohne doch die Localität näher zu bestimmen. Dem Herrn de Saulcy, welcher eine Reihe tüchtiger Detailstudien über Cäsars Feldzüge angestellt hat, blieb es vorbehalten, in einer sehr gründlichen Abhandlung[1]) mit voller Sicherheit nachzuweisen, dass dieses Schlachtfeld vielmehr in nordöstlicher Richtung von Autun, aber genau in der angegebenen Entfernung auf der grossen Ebene zu suchen ist, welche dort nördlich von dem auf einem Hügel gelegenen Dorfe Ivry nach Cussy-la-Colonne und weiterhin nach Westen sich ausbreitet, im Osten aber durch einen sanft ansteigenden Höhenzug, der den Namen Le Deffend führt, begränzt wird. Mit dieser Bestimmung vereinigt sich die Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar auf das Ungezwungenste in allen Einzelheiten: die Helvetier von Cäsar gefolgt waren von Chalons in nordwestlicher Richtung über Chagny und Saint-Aubin bis auf jene Ebene gezogen, wo sie ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten; ihnen gegenüber bei Ivry am südlichen Eingange der Ebene stand Cäsar, als er sich entschloss, in südwestlicher Richtung über das heutige Epinac und Creusefond nach Autun zurückzugehen. Darauf erfolgt der An-

[1]) Guerre des Helvètes. Paris 1861.

griff der Helvetier auf das abziehende römische Heer, welches nun sofort auf dem Hügel von Ivry Stellung nimmt und die anprallenden Helvetier nach hartnäckigem Kampfe zurückwirft. Der 'Berg', auf welchen sich diese zurückziehen, ist eben der oben genannte Deffend, welcher während des ersten Kampfes ihnen zur Linken, den Römern zur Rechten lag. Als ihnen das römische Heer gefolgt ist und gegen den Deffend Front gemacht hat, wird es von der Nachhut der Auswanderer, den Bojern und Tulingern, von Norden her in der linken ungedeckten Flanke gefasst: gegen sie macht nun wiederum das dritte römische Treffen Front, so dass gleichzeitig gegen das auf dem Deffend aufgestellte Gros der Helvetier nach Osten und gegen die vor der Wagenburg aufmarschierten Bojer und Tulinger in Hakenstellung Front gemacht wird. Herr de Saulcy war auf diese schöne Entdeckung besonders durch Ausgrabungen geleitet worden, welche Herr Rossignol in jenen Gegenden hat machen lassen: namentlich sind dort eine Masse keltischer Gräber gefunden worden, deren Beschaffenheit viel mehr auf eine dort gelieferte Schlacht, als auf eine gewöhnliche Begräbnissstätte hinzuweisen scheint. Ob dagegen jene ebenso berühmte als räthselhafte Säule, unzweifelhaft keltischen Ursprungs, von welcher das Dorf Cussy-la-Colonne seinen Namen hat, wirklich auf den Sieg Cäsars über die Helvetier sich bezieht, wie die französischen Gelehrten gewöhnlich annehmen, ist freilich sehr zweifelhaft, aber auch für die Richtigkeit der de Saulcy'schen Entdeckung vollkommen gleichgiltig.

Ich bin mit Willen bei der Besprechung dieser de Saulcy'schen Entdeckung etwas ausführlicher gewesen, weil sie unzweifelhaft die bedeutendste und interessanteste von allen ist, welche von der französischen Commission selbständig gemacht worden sind. Anderwärts ist die Commission mit Recht älteren Annahmen auch gegen Göler treu geblieben, so namentlich in der Ortsbestimmung des Kampfes gegen die Usipeten und Tenchterer. Hier hatte sich der wackere Göler durch ein Missverständniss[1]) verleiten lassen, ein Vorrücken der gesammten ausgewanderten Germanen am linken Rheinufer aufwärts anzunehmen und in Folge davon das Schlachtfeld auf das sogenannte Maienfeld südlich von Coblenz durch die Veränderung von Mosae in Mosellae (IV, 15) zu versetzen. Die Napoleonische Karte ist mit Recht der alten Lesart und der bisherigen Annahme treu geblieben, wonach das Schlachtfeld unweit der Stelle zu suchen ist, an welcher die Maas mit der Waal, dem Nebenarme des Rheines, zusammenfliesst.

Ich will schliesslich noch zwei Punkte in aller Kürze erwähnen, in welchen die Napoleonische Karte mit Gölers Forschungen übereinstimmt. Der erste betrifft die berühmte Streitfrage über das alte Alesia, welche von den französischen Alterthumsforschern in den letzten Jahren mit einer unglaublichen Erbitterung geführt worden ist,[2]) während derjenige, der die Sache nicht durch die gefärbte Brille eines närrischen Localpatriotismus ansieht, über die Richtigkeit der alten Tradition nicht im Zweifel sein kann, nach welcher Cäsars Alesia das heutige Alise Ste. Reine auf dem Berg Auxois im Departement Côte d'or ist. Eine überaus gründliche Abhandlung des Herzogs von Aumale in der Revue de deux Mondes von 1858 hat diese Tradition nach allen Seiten hin begründet, und von den spätern Abhandlungen will ich nur noch die 'Etudes sur une Campagne de Jules César par M. Rossignol (in den Memoires de la Commission des Antiquités du Departement de la Côte-

---

[1]) Caes. IV, 6. Germani latius *vagabantur* et in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Treverorum clientes, *pervenerant*. S. darüber jetzt Heller a. O. S. 530.

[2]) Vgl. Heller Philol. XIV, S. 456 ff. und a. O. S. 548 f.

d'or, tome IV. Paris 1856, Seite 171 ff.) nennen. Natürlich haben sich daher auch sowohl v. Göler als die Karten-Commission für Alise Ste. Reine entschieden, und es gehört in der That die ganze Sophistik jenes Localpatriotismus dazu, um gegenüber allen diesen Forschungen noch immer Alaise-les-Salins (zwischen Ornans und Salins 3 Meilen südlich von Besançon) in Anspruch zu nehmen. Für einen deutschen Gelehrten hat diese Streitfrage gegenwärtig nur noch ein pathologisches Interesse.

In einem Punkte endlich ist die Napoleonische Karte mit Unrecht, wie ich glaube, den immerhin scharfsinnigen Combinationen v. Gölers gefolgt: es betrifft dieser das Schlachtfeld des Ariovist, welches v. Göler auf der Ebene von Cernay südwestlich von Ensisheim im obern Rheinthal sucht, eine Annahme, gegen welche aber nicht allein die nach Orosius und Plutarch hergestellte Angabe Cäsars I, 53 'neque prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum milia passuum ex eo loco circiter *quinquaginta* (statt *quinque*) pervenerunt,' sondern auch noch andere Gründe sprechen, auf welche ich hier um so weniger eingehen kann, da ich mich selbst ausser Stande befinde, mit Wahrscheinlichkeit eine andere Localität für diese verhängnissvolle Katastrophe in Vorschlag zu bringen. Ich muss mich vielmehr damit begnügen, die Frage, wo Cäsar den Ariovist schlug, als eine durchaus offene zu bezeichnen und Ihrer allseitigen Erwägung zu empfehlen.

Hochgeehrteste Herren!

Wenn ich noch zu einer zweiten Mittheilung Ihre Geduld auf einige Zeit — natürlich mit der vollen Uebereinstimmung des verehrlichen Präsidiums — in Anspruch nehme, so darf ich hoffen, dass das grosse Interesse des zu besprechenden Gegenstandes insbesondere auch für die Schule diese Einladung rechtfertigen werde. Wir sind ja wohl Alle darüber einverstanden, dass Nichts so geeignet ist die Lectüre der alten Schriftsteller fruchtbringend und anziehend zu machen, als wenn, gestützt auf eine streng grammatische und gründliche Worterklärung, zugleich eine klare und bündige Darlegung der vorgetragenen Sachen gegeben wird. Geradezu für die schulmässige Interpretation möchte ich den Grundsatz aufstellen: 'Alles, was für die Einbildungskraft anschaulich gemacht werden kann, muss auch für dieselbe anschaulich gemacht werden.' Wenn dieser Satz namentlich für die Lectüre des Cäsar gilt, so sind Sie gewiss auch mit mir einverstanden gewesen, dass es bei derselben so weit irgend möglich geboten ist, die von Cäsar erzählten Begebenheiten mit den Schülern auf der Karte zu verfolgen, und dass daher die von mir vorgelegte Napoleonische Karte auch für den Schulmann von der grössten Bedeutung ist.

Von demselben Standpunkte aus wird es gerechtfertigt sein, wenn ich Sie etwas eingehender von dem römischen Pilum unterhalte, welches im verwichenen Jahre von Herrn Dr. Lindenschmit, dem ebenso thätigen als gelehrten Conservator des Mainzer Centralmuseums, ohne Zweifel glücklich entdeckt worden ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des römischen Pilum ist seit Niebuhr hinlänglich anerkannt, der sich an mehreren Stellen seiner Schriften über dasselbe ausgesprochen hat: es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass das Pilum den Römern dasselbe gewesen ist, was den Conquistadoren die Feuerwaffe, und dass es in seiner innigen Vereinigung mit dem Gladius den Römern die Welt erobert hat. Um so mehr hat man es seit Niebuhr bedauert, dass keine der auf alten Kunstwerken vorhandenen Abbildungen, keine der aufgefundenen Waffen auch nur die Möglichkeit darbot, auf das Pilum bezogen zu werden. Dagegen haben nun die Neueren gewetteifert, nach den vorhandenen

Beschreibungen das Pilum zu reconstruieren, und ich will in dieser Beziehung nur auf die Versuche von Rüstow,[1]) v. Göler[2]) und Rheinhardt[3]) aufmerksam machen. Ein Blick auf die von ihnen entworfenen Modelle lehrt, wie verschiedenartig jene Beschreibungen aufgefasst werden können. Gewöhnlich freilich hält man sich an die bekannte Schilderung des Polybios, welche von Rüstow und v. Göler vollständig, aber freilich in sehr abweichender Weise adoptiert worden ist; sie war ja die ausführlichste und schien sich schon durch die vollgiltige Autorität ihres sachverständigen Autors am besten zu empfehlen. Auch ich habe früher in der Einleitung zu den griechischen Kriegsschriftstellern[4]) die Polybianische Beschreibung unbedenklich angenommen. Andere dagegen, welche mit Recht an den colossalen Dimensionen derselben Anstoss nahmen, haben von denselben in ziemlich willkürlicher Weise abzuhandeln versucht,[5]) wodurch begreiflicherweise die Verwirrung und Unsicherheit nur noch vermehrt worden ist. Gestehe ich es nur hier gleich ganz offen: das in der That so hell leuchtende Licht dieser Beschreibung ist uns Allen zu einem neckischen Irrlichte geworden, indem wir gar nicht an die Möglichkeit dachten, dass auch das Pilum so gut wie unsere Feuerwaffe seine Entwickelungsgeschichte gehabt hat, und es bedurfte erst der Auffindung wirklicher Pila aus der spätern Zeit, um uns daran zu erinnern, dass wir Alle bei unsern Reconstructionsversuchen die verschiedenen Zeiten durch einander gemischt und es etwa ebenso gemacht hatten, wie wenn ein postdiluvianischer Antiquar aus einer Zusammensetzung von Luntenflinte, Rad- und Steinschlossmuskete, Percussionsbüchse, Zündnadelgewehr u. s. w. die vom 15ten bis 19ten Jahrhundert unverändert gebliebene Handfeuerwaffe reconstruieren würde! Vielmehr gilt auch hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, wie z. B. auch in der Mythologie, der berühmte politische Spruch: divide et impera.

Diesem Satze getreu will ich es versuchen, so weit es nach den vorhandenen Beschreibungen und Notizen möglich ist, eine Geschichte des römischen Pilums zu geben, nachdem ich vorher, wie es einem solchen Vortrage nicht unangemessen erscheint, erzählt habe, wie unerwartet ich selbst auf diese Entdeckung gekommen bin. Und zwar keineswegs durch eigene Forschung, sondern wiederum lediglich durch das Verdienst meines lieben Freundes, des schon genannten Dr. Ferd. Keller.

Es war am 23. Februar des vorigen Jahres in einer Sitzung unserer Antiquarischen Gesellschaft, als derselbe ausser andern zu Unterengstringen (Pfarrei Weiningen im Kanton Zürich) in aufgedeckten Gräbern gefundenen Gegenständen auch eine höchst merkwürdige Waffe vorlegte, welche bei einem der Skelette gefunden worden war. Es bestand dieselbe in einer achtkantigen, etwa einen Finger starken eisernen Stange von mehr als 3 Fuss Länge,[6]) an dem einen Ende mit einer vierkantigen, bolzenartig gearbeiteten Spitze, an welcher auf zwei Seiten Spuren von Widerhaken sichtbar waren, am andern Ende in

---

[1]) Heerwesen und Kriegführung Cäsars. Gotha 1855. Tafel I, Fig. 1 und Seite 12 u. flg..

[2]) Cäsars gallischer Krieg im Jahr 51 vor Christus. Heidelberg 1860. Taf. II, Fig. 3. Seite 48 u. flg.

[3]) Griechische und römische Kriegsalterthümer. Stuttgart 1859. Taf. IV, Fig. 5 u. 6.

[4]) Theil II. Abth. 1. (Leipzig 1855.) Seite 49 f. Anmerk. 125.

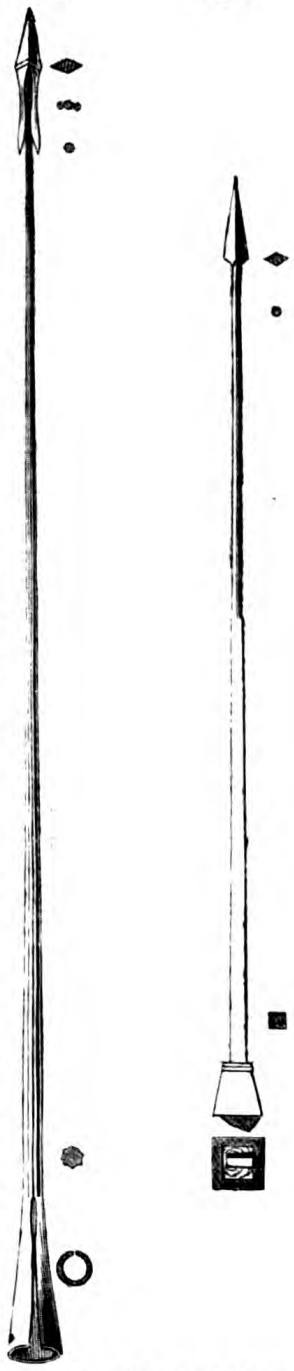
[5]) So zuletzt Lindenschmit selbst in der S. 141 citierten Schrift S. 23, wo er die 'Palmlänge, welche für den Durchmesser des runden und für die Seitenfläche des viereckigen Pilum gegeben ist, als Längedurchmesser' der Lanzenspitze annimmt, was begreiflicher Weise unmöglich angeht.

[6]) Genau genommen betragen die Maasse: 98 Centimètres = 32⅔″ Länge der ganzen Waffe, 1″ 8‴ Länge der Spitze, wovon auf die Widerhaken 1″ 2‴ kommt, 2‴ Durchmesser der Stange in der Mitte, 8‴ Durchmesser der Tülle am untern Ende. S. nächste Seite Fig. 1.

eine kurze, etwas sich erweiternde geschlitzte Tülle auslaufend,[1]) in welcher noch bei der Auffindung Ueberreste des hölzernen Schaftes gewesen waren, die aber auf dem Transporte sich verloren hatten. Bei der an diese Vorweisung aus dem Stegreif sich anknüpfenden Discussion rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar[2]) das langgesuchte Pilum ins Gedächtniss zurück, und ich äusserte, dass die gefundene Waffe gerade die charakteristischen Eigenschaften zu enthalten scheine, welche zum Theil auch nach andern Beschreibungen das römische Pilum gehabt haben müsse, um die von Cäsar geschilderte Wirkung zu haben, nämlich ein ungewöhnlich langes Eisen und eine überaus scharfe Spitze mit Widerhaken: nur so sei es möglich gewesen, dass Ein Pilum mehrere Schilde durchbohrte, dann das Eisen sich umbog und jene so fest zusammenheftete, dass die Leute es nicht wieder herausziehen konnten und daher genöthigt waren, den Schild fahren zu lassen. Damit stimme denn auch die Ueberlieferung, dass das Eisen mit Ausnahme der Spitze absichtlich weich geschmiedet worden sei, um das Umbiegen desselben zu erleichtern, und dass das Pilum, einmal in den Schild gedrungen, nicht habe abgehauen werden können. Andrerseits aber passe weder der Durchmesser des Eisens noch die Art und Weise seiner Befestigung auf dem Schafte zu der Polybianischen Beschreibung; es müsse daher die Sache weiter untersucht werden; jedenfalls aber hätten wir hier endlich einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Wiederherstellung des Pilum.

Ich nahm gleich am andern Tage diese Untersuchung vor und kam im Wesentlichen zu denselben Resultaten, welche ich Ihnen heute vorzulegen gedenke. Von ihrer Richtigkeit wurde ich um so fester überzeugt, als mir Herr Dr. Keller wenige Tage darauf das Buch von Herrn Lindenschmit: 'die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen, Mainz 1860' vorlegte, in welchem Tafel I, Figur 1 ein ganz ähnliches in jener Sammlung befindliches Speereisen abgebildet und Seite 20 ff. mit Rücksicht auf ähnliche in merovingischen Gräbern gemachte Funde als der aus dem römischen Pilum entstandene Angon der Franken erklärt worden war. Ich konnte daher mit um so grösserer Sicherheit in einem am 2. März 1861 in der Antiquari-

Fig. 1. Fig. 2.



Ein Sechstheil der natürl. Grösse.

[1]) Herr Dr. Keller machte mich darauf aufmerksam, dass alle römischen Eisenwerkzeuge, welche auf einen Holzschaft aufgesteckt wurden, eine geschlitzte Tülle haben, damit das eingesteckte Holz, wenn es trocken geworden, nicht wackelig werde.

[2]) B. G. I, 25. Milites e loco superiore pilis missis facile hostium phalangem perfregerunt. Ea disiecta gladiis destrictis in eos impetum fecerunt. Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, quum ferrum se inflexisset, neque evellere neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant, multi ut diu jactato brachio praeoptarent scutum manu emittere et nudo corpore pugnare.

schen Gesellschaft gehaltenen Vortrage das interessante Resultat als ein unzweifelhaftes bezeichnen, dass wir in unserem Speereisen von Unterengstringen entweder ein römisches Pilum selbst oder eine von demselben abstammende und in allen wesentlichen Eigenschaften ihm gleiche Waffe besässen.

Unterdessen sind allenthalben weitere Exemplare dieser Waffe aufgefunden worden,[1]) und als ich im vorigen Jahre nach der Frankfurter Philologenversammlung nach Mainz ging, um das dortige Museum zu besichtigen, so hatte ich die grosse Freude, dass Herr Director Lindenschmit mir ein neues ausgezeichnet gut erhaltenes Exemplar vorlegte, welches vor wenigen Wochen im Rheine gefunden worden war.[2]) Es zeichnete sich dieses namentlich durch die eigenthümlich construierte Tülle aus, welche nicht rund und gespalten, sondern viereckig war, aber in der Mitte noch eine eiserne Zunge enthielt, so dass der Schaft, welcher in die Tülle eingeschoben wurde, an diesem Ende einen durchgehenden Einschnitt haben musste, um diese Zunge aufzunehmen. Diese Tülle ist denn nun auch auf zwei Grabdenkmälern römischer Soldaten zu Mainz[3]) ebenso deutlich und unverkennbar abgebildet, als die viereckige Pyramidalspitze, mit welcher dieses Pilum versehen ist. Es darf also diese Waffe mit vollster Sicherheit als das ächte Pilum bezeichnet werden, welches die römischen Soldaten in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit geführt haben. Als ich dann von Mainz nach Wiesbaden kam, fand ich noch einige andere Pila, und das Interessanteste dabei war, dass mehrere derselben sehr krumm gebogen waren, gerade so, wie Cäsar in der oben angeführten Erzählung es beschreibt. Auch in dem Baseler Museum habe ich unter dem dortigen 'alten Eisen' ein paar gerade und krumme Pila entdeckt, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, und so zweifle ich denn nicht daran, dass sich noch im Laufe der Jahre eine ziemliche Anzahl von Exemplaren dieser römischen Nationalwaffe finden werden. Möglich, dass es dann gelingen wird, wenigstens für die spätere Zeit eine Reihe von Aenderungen oder Entwickelungsstufen für diese Waffe aufzuzeigen, an welcher man vielleicht ebenso viel herumgekünstelt hat, wie heutzutage an der Handfeuerwaffe unserer Infanterie. Wenigstens zeigen schon die wenigen vorhandenen Exemplare mancherlei Variationen in Bezug auf die Länge des Eisens und die Construction sowohl der Spitze als der Tülle. Doch hierauf einzugehen, kann jetzt meine Aufgabe nicht sein: ich will vielmehr nur versuchen, Ihnen mit Rücksicht auf die eben besprochenen Funde eine kurze Geschichte des römischen Pilum vorzuführen, wie sie nach den Angaben der Schriftsteller sich gestaltet.

Schon ein flüchtiger Ueberblick dieser Angaben lässt uns sofort vier verschiedene Gattungen des Pilum erkennen, nämlich

1. das Pilum des Polybios;
2. das Pilum des Marius;
3. das Pilum Cäsars;
4. das Pilum des Vegetius.

---

[1]) Drei derselben finden sich abgebildet bei Lindenschmit: 'die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit'. Mainz 1861. Heft I, Taf. 6, Fig. 1—3.

[2]) S. auf voriger Seite Fig. 2, welche nach dem von Hrn. Lindenschmit angefertigten Gypsmodelle gezeichnet ist. Die Länge dieses Pilum beträgt nur 69 Centimètre = 23", sie ist also fast um ein Drittel kürzer als die Waffe von Unterengstringen. Hr. Lindenschmit hat sowohl dieses als ein anderes ähnliches Pilum im XI. Hefte der 'Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit' Tafel 5 gegeben.

[3]) S. die Abbildung ebenda, Heft VIII, Taf. 6.

Wir beginnen mit dem Pilum des Polybios, einmal, weil es für uns das älteste ist, sodann aber, weil alle bisherigen Forscher, wir selbst nicht ausgenommen, nicht nur von demselben ausgegangen, sondern auch bei demselben stehen geblieben sind. Das eben ist aber, wie ich schon oben rund heraus gesagt habe, das *πρῶτον ψεῦδος*, welches bisher dem richtigen Verständnisse der Sache am meisten hinderlich gewesen ist, zumal da wir Alle merkwürdiger Weise so gut wie gar keine Rücksicht darauf genommen haben, dass Polybios von zwei verschiedenen Pilen, einem schweren und einem leichten, spricht, während die späteren Schriftsteller von einem solchen Unterschiede absolut nichts wissen. Ohne sich aber hierum zu bekümmern, hat man unbewiesen und unbesehen das schwere Pilum des Polybios als dasjenige angenommen, welches seitdem unverändert die römische Nationalwaffe geblieben und in der Feldschlacht angewendet worden sei. So finden wir denn fast überall dieselbe Schilderung dieser Waffe:[1]) sie besteht aus einem hölzernen, entweder runden oder viereckigen Schafte von drei Ellen Länge; der runde Schaft hat drei Zoll Durchmesser, ebensoviel beträgt jede Seite des viereckigen Schaftes; das Eisen, ebenso lang wie das Holz, wird bis zur Hälfte in eine Nuthe oder Rinne des Schaftes eingelassen, so dass die Länge der ganzen Waffe $4^1/_2$ Elle beträgt; diese Hälfte hat eine Stärke von $1^1/_2$ Daktylen $= 1^1/_8$ Zoll und läuft in eine mit Widerhaken versehene Spitze aus. Das Eisen ist mittelst vieler Haften und Ringe mit dem Holze verbunden, so dass eher das Eisen bricht, als dass diese Verbindung sich löst. So weit Polybios, den man freilich in Bezug auf den letzteren Punkt wohl auch dahin verändert, dass man sagt, die Hälfte des Eisens sei gabelförmig getheilt und so an zwei Seiten über den Schaft gezogen worden,[2]) eine Annahme, welche vollständig aus der Luft gegriffen ist.

Was nun zunächst bei diesem Polybianischen Pilum auffallen muss und auch wirklich aufgefallen ist, das sind die ganz ungeheuerlichen Dimensionen der Schwere und des Volumens. Man hat denn auch nicht verfehlt, darüber allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen, ohne doch die Sache in ihrer vollen Wahrheit sich klar zu machen, wodurch man zu ganz andern Folgerungen gekommen wäre. Um es kurz zu sagen, die Dimensionen dieses 'balkenartigen Geschosses', wie es Herr Lindenschmit ganz richtig nennt, sind für eine Wurfwaffe aus freier Hand und auf ebenem Boden geradezu unmöglich; selbst für eine Riesenfaust, wie wir sie am allerwenigsten den Römern zuschreiben dürfen, zu einem sichern und kräftigen Wurfe durchaus unhandlich, wie das der Augenschein Jedermann lehrt, welchem man ein nach diesen Angaben angefertigtes Modell vorlegt; das Gewicht dieser unbeholfenen Waffe aber

---

[1]) Polyb. VI, 23, 9—11. *τῶν δ' ὑσσῶν εἰσὶν οἱ μὲν παχεῖς, οἱ δὲ λεπτοί· τῶν δὲ στερεωτέρων οἱ μὲν στρογγύλοι παλαιστιαίαν ἔχουσι τὴν διάμετρον, οἱ δὲ τετράγωνοι τὴν πλευράν· οἵ γε μὴν λεπτοὶ σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις, οὓς φοροῦσι μετὰ τῶν προειρημένων* (dieser Relativsatz ist vielleicht gleich nach *λεπτοί* zu setzen). *ἁπάντων δὲ τούτων τοῦ ξύλου τὸ μῆκός ἐστιν ὡς τρεῖς πήχεις, προσήρμοσται δ' ἑκάστοις βέλος σιδηροῦν ἀγκιστρωτόν, ἴσον ἔχον τὸ μῆκος τοῖς ξύλοις, οὗ τὴν ἔνδεσιν καὶ τὴν συνέχειαν* (so ist offenbar statt des überlieferten *χρείαν* zu lesen, was man gewöhnlich mit Verwandelung des vorhergehenden *καὶ* in *κατὰ* beibehalten hat) *οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ἕως μέσων τῶν ξύλων ἐνδέοντες καὶ πυκναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε μὴ πρότερον τὸν δεσμὸν ἐν ταῖς χρείαις ἀναχαλασθῆναι, ἢ τὸν σίδηρον θραύεσθαι καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πυθμένι καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων· ἐπὶ τοσοῦτον καὶ τοσαύτην* (diese beiden Worte sind vielleicht als Dittographie zu streichen) *πρόνοιαν ποιοῦνται τῆς ἐνδέσεως.*

[2]) So Marquardt S. 252. Vgl. Rüstow Heerwesen Cäsars S. 12 f. v. Göler Cäsars gallischer Krieg im Jahre 51 v. Ch. S. 48 f.

würde nicht 10, sondern mindestens 15 Pfund betragen haben. Es ist daher eine reine Unmöglichkeit, dass die Römer jemals in der Schlacht sich eines Pilum von diesen Dimensionen bedient haben. Aber ebenso unmöglich ist es, diese Dimensionen, sei es durch Emendation oder durch Interpretation, zu beseitigen, wie letzteres neuerdings von Lindenschmit (a. O. Seite 23) geschehen ist, welcher jene 3 Zoll von dem Längedurchmesser der Spitze allein nimmt. Lassen wir also vorläufig diese zweifelhafte Schilderung bei Seite und sehen wir uns die Worte des Polybios sonst noch etwas genauer an. Da springt es denn nun gleich in die Augen, dass die Angaben des Polybios über die Länge des Schaftes und des Eisens sowie über die genaue Verbindung beider auf ihrer ganzen beiderseitigen Hälfte durchaus nicht bloss auf jenes schwere, sondern ebenso auch auf das leichte oder dünne Pilum gehen. Es unterscheidet sich daher dieses von jenem lediglich durch die geringere Stärkedimension des Schaftes, welche aber nicht ebenfalls wie bei jenem in bestimmten Massen angegeben, sondern nur durch die allgemeine Bemerkung bezeichnet wird, 'die dünnen Pila seien *συμμέτροις σιβυνίοις* gleich.' Da frägt es sich denn nun vor allen Dingen, welch' eine Art von Spiessen diese Sibynia gewesen sind und inwiefern sie mit dem leichtern Pilum verglichen werden können. Darüber kann nun glücklicher Weise kein Zweifel sein. Die *σιβύνη* oder das *σιβύνιον* im eigentlichen Sinne ist der Schweinespiess oder, wie man vor Zeiten bei uns sagte, die Saufeder, ein starker, an der ziemlich langen Spitze mit Widerhaken versehener Jagdspiess,[1]) mit welchem man das anlaufende Wildschwein abfing, wie das auf verschiedenen Darstellungen der Jagd des Erymanthischen Ebers sehr deutlich erkennbar ist. Polybios aber vergleicht das leichte Pilum mit der Sibyne hauptsächlich in Bezug auf die Stärke des Schaftes, warum, zeigt ebenfalls ein Blick auf die angeführten Abbildungen. Der Schaft der Sibyne hat einen stärkern Durchmesser, als die Schafte gewöhnlicher Wurfspiesse zu haben pflegen; er ist ganz eigentlich *χειροπληθής*, wie Dionysios die Schafte seiner Pilen genannt hat. Darin besteht also in Bezug auf den Schaft die Eigenthümlichkeit auch des leichten Pilum, dass derselbe bedeutend stärker ist, als bei den sonstigen Wurfspiessen verschiedener Art, welche entweder auf der Jagd oder von Leichtbewaffneten geführt werden. Mit dieser angenommenen Stärke des Schaftes stimmt es nun auch vollkommen überein, wenn Polybios sagt, 'die Stärke des Eisens in seinem untern Ende und in der Verbindung mit dem Holze betrage 3 Daktylen (= $1^1/_8$ Zoll),' was Lindenschmit angeführten Orts ganz richtig nicht, wie bisher, auf die massive Dicke des Speereisens allein, sondern auf 'den ganzen Durchmesser des Speeres an dieser Stelle' bezogen hat.

Wie aber die Hälfte des Eisens an dem leichten Polybianischen Pilum mit dem Schafte verbunden gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit aus den Worten des Schriftstellers nicht abnehmen. Nimmt man dieselben genau, so möchte man eher in Uebereinstimmung mit den

---

[1]) Die specielle Bedeutung des verschiedenartig geschriebenen Wortes ist am besten verbürgt durch die Notiz vom Gastmahle des Karanos bei Athen. IV, p. 130 A f.: *Ἑρυμάνθιοι τῷ ὄντι σύαγροι κατὰ πινάκων τετραγώνων χρυσομίτρων σιβύναις ἀργυραῖς διαπεπερονημένοι περιεφέροντο ἑκάστῳ.* Vgl. Hesych. II p. 1285. *συβίνη, καπροβόλιον.* Allgemeiner entweder als Jagdspiess oder in Bezug auf die ungewöhnliche Länge seines Eisens wird es bezeichnet Fest. p. 336 *sybinam* (sibinam cod. Monac.) appellant Illyrii telum venabuli simile. Ennius 'Illyrii restant sicis sybinisque fodantes.' Hesych. I. p. 1585 *ζιβύνη, ὁλοσίδηρον ἀκόντιον ἢ λόγχη*, ders. II, p. 1179 *σιβύνη ὅπλον δόρατι παραπλήσιον.* Schol. zu Apollon. Rhod. II, 99 *σιγύννους* (so!) *ἀκόντια ὁλοσίδηρα.* Athen. XII, p. 537 E. von dem als Artemis costumierten Alexander: *ὑποφαίνων ἄνωθεν τῶν ὤμων τό τε τόξον καὶ τὴν σιβύνην.* Der Glosse des Suidas dagegen II, 2, p. 743/12 *σιβύνη, ἀκόντιον Ῥωμαϊκόν* liegt offenbar Polybios zu Grunde.

bisherigen Annahmen über das schwere Pilum annehmen, das Eisen sei, vielleicht mit Hülfe einer Rinne, auf den Schaft aufgelegt[1]) und in der ganzen Länge von $1^1/_2$ Ellen durch viele Haften oder Ringe bis zu dem Grade von Festigkeit verbunden gewesen, welche Polybios als besondere Eigenthümlichkeit des Pilum hervorhebt. Wenn wir aber ebenso die Natur der Sache wie das Zeugniss des Plutarch und die oben besprochenen Funde ins Auge fassen, so erscheint es entschieden wahrscheinlicher, dass auch das Eisen des leichten Polybianischen Pilum zur Hälfte aus einer wahrscheinlich viereckigen Stange mit Widerhakenspitze bestand, mit der andern Hälfte aber in eine geschlitzte Tülle auslief, welche über den hölzernen Schaft gezogen und dann durch eine grosse Anzahl herumgelegter eiserner Ringe oder Bänder befestigt wurde, wie das bereits Lindenschmit angenommen hat.

Diese ausserordentlich starke Verbindung ist es denn nun auch gerade, wodurch sich gleich beim ersten Blicke das von Plutarch erwähnte Pilum des Marius von dem Polybianischen unterscheidet; er berichtet nämlich wörtlich in Bezug auf die Kimbernschlacht folgendes:[2]) 'für jene Schlacht soll Marius zuerst die bekannte Aenderung mit den Pilen vorgenommen haben: bisher nämlich war der in das Eisen eingeschobene Theil des Schaftes durch zwei eiserne Haften befestigt gewesen; jetzt aber liess Marius nur die eine Hafte, wie sie war, die andere aber liess er abnehmen und statt derselben einen leicht zerbrechlichen hölzernen Nagel einschlagen; in der Absicht, dass das in den feindlichen Schild eingedrungene Pilum nicht in gerader Richtung stecken blieb, sondern dass dann vielmehr der hölzerne Nagel zerbrach, auf diese Weise das Eisen mit dem Schafte einen Winkel bildete[3]) und so das Pilum, durch die Verbiegung der Spitze festgehalten, nachgeschleppt werden musste.' Aus dieser Stelle erfahren wir, dass Marius bereits ein Pilum vorfand, welches sich schon von dem Polybianischen wenigstens dadurch unterschied, dass das Eisen nicht durch viele Ringe, sondern nur durch zwei eiserne Haften festgehalten wurde. Die Ursache dieser Aenderung kann keine andere gewesen sein, als dieselbe, durch welche Marius bewogen wurde, jenen zwiefachen Halt auf einen einzigen zu vermindern: das Pilum sollte eben nur zu einem Wurf dienen, für diesen einen aber auch die grösstmögliche Wirkung haben; und jedenfalls sollte der Feind nicht im Stande sein, die in seinen Schild eingedrungene Waffe herauszuziehen und auf den Römer zurückzuschleudern. Das eben erreichte man, wenn unmittelbar durch den Wurf die Verbindung zwischen Eisen und Schaft in der angegebenen Weise auf ein Minimum reduciert wurde: ein Pilum, an welchem Eisen und Schaft nur noch durch Eine Hafte locker zusammenhingen, konnte in diesem Zustande nicht wieder zum Wurfe gebraucht werden.

---

[1]) Desselben Wortes bedient sich Polybios a. O. 5 von dem *umbo:* *προσήρμοσται δ' αὐτῷ καὶ σιδηρᾶ κόγχος, ἣ τὰς ὁλοσχερεῖς ἀποστέγει πληγὰς λίθων καὶ σαρισῶν καὶ καθόλου βιαίων βελῶν.*

[2]) Plutarch. Mar. 25. *λέγεται δὲ εἰς ἐκείνην τὴν μάχην πρῶτον ὑπὸ Μαρίου καινοτομηθῆναι το περὶ τοὺς ὑσσούς. τὸ γὰρ εἰς τὸ σίδηρον ἔμβλημα τοῦ ξύλου πρότερον μὲν ἦν δυσὶ περόναις κατειλημμένον σιδηραῖς, τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μέν, ὥσπερ εἶχεν, εἴασε, τὴν δ' ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἧλον εὔθρανστον ἀντ' αὐτῆς ἐνέβαλε, τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὑσσὸν τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἧλου καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον καὶ παρέλκεσθαι τὸ δόρυ διὰ τὴν στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς ἐνεχόμενον.*

[3]) Denn nur diess, nicht etwa eine Umbiegung des Eisens selbst, wie wir sie bei Cäsar finden, können die, wie so häufig, ungenauen Ausdrücke Plutarchs *καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον* und *στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς* besagen. Hätte man letztere beabsichtigt, so musste man gerade, wie dann wieder bei den späteren Pilen geschehen ist, die Verbindung zwischen Schaft und Eisen recht fest machen.

Man sieht also, dass in dem Marianischen Pilum gerade die feste Verbindung absichtlich beseitigt wird, auf welche Polybios ein so grosses Gewicht gelegt hat.

Dagegen finden wir weder bei Polybios, noch bei Plutarch eine Spur, dass bei diesen älteren Pilen das Eisen selbst sich umgebogen habe oder gar absichtlich noch zu diesem Zwecke besonders eingerichtet worden sei. Das aber ist gerade das charakteristische Merkmal des Cäsarischen Pilum, wie es uns der Imperator selbst in seiner verderblichen Wirkung so anschaulich geschildert hat. Das, was Marius durch seinen Holznagel zu erreichen suchte, wird bei diesen Pilen dadurch bewirkt, dass das Eisen selbst, natürlich mit Ausnahme der eigentlichen Spitze, weich geschmiedet wird, so dass unmittelbar, nachdem es in den feindlichen Schild eingedrungen ist, es durch das Gewicht des Schaftes sich umbiegt. Diess wird ausdrücklich von Appianus und Arrianus bezeugt, welche überhaupt in Verbindung mit Dionysios von Halikarnass[1]) die bei Cäsar fehlende Beschreibung ersetzen, sich gegenseitig auf das Erwünschteste ergänzen und auf unsere Funde so vortrefflich passen, dass an einer Identität derselben mit dem Cäsarischen Pilum nicht mehr zu zweifeln ist. Dieses beträgt hienach in seiner ganzen Länge 6 Fuss, wovon die Hälfte dem Schaft, die andere Hälfte dem

---

[1]) Dionys. Hal. V, 46. *ἔστι δὲ ταῦτα βέλη Ῥωμαίων, ἃ συνιόντες εἰς χεῖρας ἐξακοντίζουσι, ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληθῆ, τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα προὔχοντας κατ' εὐθείαν ἐκ θατέρου τῶν ἄκρων, μετρίοις ἀκοντίοις ἴσα σὺν τῷ σιδήρῳ.* Die letzte Angabe ist nicht nur auffallend, sondern geradezu unsinnig: diese Pila, mit ihren 'sehr langen und handausfüllenden Schaften und ihren mindestens 3 Fuss langen Eisen' können unmöglich mit 'mässigen Wurfspiessen' verglichen werden, sie sind vielmehr selbst die übermässig längsten und stärksten Wurfwaffen, die es gibt. Es ist kaum zu bezweifeln, dass hier Dionysios das Polybianische *σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις* auf eine unglückliche Weise verballhornt hat. Vielleicht mit Beziehung auf diesen Irrthum schreibt Appian. Kelt. 1 mit Beziehung auf die Schlacht, welche der Dictator C. Sulpicius Peticus 396 u. c. = 358 v. Chr. den Bojern lieferte: *μετὰ δὲ ταῦτα Βοιοί, Κελτικὸν ἔθνος θηριωδέστατον, ἐπῆλθε Ῥωμαίοις, καὶ αὐτοῖς Γάιος Σουλπίκιος δικτάτωρ μετὰ στρατιᾶς ἀπήντα, ὅστις καὶ στρατηγήματι τοιούτῳ χρήσασθαι λέγεται· ἐκέλευσε γὰρ τοὺς ἐπὶ τοῦ μετώπου τεταγμένους ἐξακοντίσαντας ὁμοῦ συγκαθίσαι τάχιστα, μέχρι βάλωσιν οἱ δεύτεροι καὶ τρίτοι καὶ τέταρτοι, τοὺς δ' ἀφιέντας ἀεὶ συνίζειν, ἵνα μὴ κατ' αὐτῶν ἐνεχθείη τὰ δόρατα· βαλόντων δὲ τῶν ὑστάτων ἀναπηδᾶν πάντας ὁμοῦ καὶ σὺν βοῇ τάχιστα ἐς χεῖρας ἰέναι· καταπλήξειν γὰρ ὧδε τοὺς πολεμίους τοσῶνδε δοράτων ἄφεσιν καὶ ἐπ' αὐτῇ ταχεῖαν ἐπιχείρησιν. τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἐοικότα* (so richtig die Bücher, wofür man nach Lipsius grundfalsch *οὐκ ἀπεοικότα* geschrieben hat) *ἀκοντίοις, ἀλλ'* (dass diese in den Büchern fehlende Partikel zugesetzt werden muss, habe ich schon bei Anführung dieser Stelle Einleitung S. 71, Anm. 172 bemerkt) *ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλου τετραγώνου τὸ ἥμισυ καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνου καὶ τοὔδε καὶ μαλακοῦ χωρίς γε τῆς αἰχμῆς.* Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält die Schilderung dieses angeblichen 'Strategems' das regelmässig bei Abgabe der Pilensalve von den Römern beobachtete Verfahren, worüber man seit Niebuhr so viel gegrübelt hat. Vgl. Einleit. a. O. Arrian. *ἔκτ. κ. Ἀλ.* §. 15 ff. *τετάχθω δὲ ἐπὶ ὀκτώ, καὶ πυκνὴ αὐτοῖς ἔστω ἡ ξύγκλεισις, καὶ αἱ μὲν πρῶται τέσσαρες τάξεις ἑστωσαν κοντοφόρων, οἷς δὴ κοντοῖς* (gew. *ὧν δὴ κοντοῖς*, aber A d. h. cod. Paris. 2522 hat *οἵτι δικοντοῖς* und B d. h. cod. Bernens. 97 — *οἵτιδικον τοῖς*) *μακρὰ καὶ ἐπιλεπτὰ τὰ σιδήρια προῆπται· καὶ τούτους οἱ μὲν πρωτοστάται εἰς προβολὴν ἐχόντων, ὡς, εἰ πελάζοιεν αὐτοῖς οἱ πολέμιοι, κατὰ τὰ στήθη μάλιστα τῶν ἵππων τίθεσθαι τῶν κοντῶν τὸν σίδηρον· οἱ δευτεροστάται δὲ καὶ οἱ τῆς τρίτης καὶ τετάρτης τάξεως εἰς ἀκοντισμὸν προβεβλήσθων τοὺς κοντούς, ὅπου τύχοιεν, καὶ ἵππους τρώσοντες καὶ ἱππότην κατακανοῦντες, καὶ* (dafür fälschlich Doerner und Hercher *ἢ*) *θυρεῷ καὶ καταφράκτῳ θώρακι ἐμπαγέντος τοῦ κοντοῦ — ἀχρεῖον τὸν ἀντιβάτην* (so A B, gew. *ἀναβάτην*) *ποιήσοντες. αἱ δὲ ἑφεξῆς τάξεις τῶν λογχοφόρων ἑστωσαν.* Es bedarf keines Beweises, dass die *κοντοί* hier die Pila bezeichnen. Auf die Biegsamkeit des Eisens bezieht sich Tibull. IV, 1, 90 Quis tardamve sudem melius celeremve sagittam iecerit aut lento perfregerit obvia *pilo*. Ueber die Wirkung des Wurfes vgl. noch *Suidas* s. *ὑσσός* und 'ingentibus pilis' bei Flor. I, 23, 9.

Eisen angehört. Der Schaft ist von der Stärke, dass er die Hand vollkommen ausfüllt und — gewöhnlich wenigstens — viereckig, wahrscheinlich, weil man die Hölzer dazu nur einfach zu spalten braucht; das Eisen ist dünn und ebenfalls viereckig,[1]) also stangenartig, wie wir es an unseren Funden gesehen haben, und mit Ausnahme der Spitze weich, so dass es sich, in Schild oder Panzer eingedrungen, sofort umbiegt, daher ebenso wenig leicht herausgezogen als ohne Weiteres zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden kann.

Ueber die Pila des Vegetius[2]) kann ich kurz sein. Sie bestehen nach seiner Schilderung aus einem Schafte von $5^1/_2$ Fuss Länge mit einer feinen dreieckigen Eisenspitze von 9 Zoll bis 1 Fuss Länge. Die Wirkung wird ganz in derselben Weise geschildert: bei kräftigem und geschicktem Wurfe dringt es leicht durch Schild und Panzer, und einmal eingedrungen kann es nicht herausgerissen werden. Man sieht, wir haben hier dieselbe Waffe, nur dass man dieselbe leichter gemacht hat, indem man das Eisen auf ein Drittel seiner früheren Länge reduciert und dafür den Schaft so weit verlängert hat, dass die Länge der ganzen Waffe so ziemlich dieselbe geblieben ist. Diese Modification stimmt ebenso mit der von Vegetius ausgesprochenen Klage,[3]) dass die Soldaten in seiner Zeit sich gegen das Gewicht der früheren Rüstungen sträubten, als mit der Thatsache überein, dass die bereits aufgefundenen Pila in ihren Längendimensionen nicht unbedeutend differieren.

Fassen wir nun als Resultat der bisherigen Erörterungen die wesentlichen Eigenschaften, welche sich bei dem Pilum in seinen verschiedenartigen Phasen unveränderlich erhalten haben, in folgende Sätze zusammen:

1. Das Pilum ist ausschliesslich eine Wurfwaffe und durchaus keine Stosswaffe, wie das noch von Marquardt (S. 252) und v. Göler (Cäsars gall. Krieg im Jahre 51 v. Chr. S. 48) behauptet worden ist. Die Anführung der einzigen Stelle, mit welcher man die letztere Behauptung zu stützen pflegt, Livius IX, 19 'pilum haud paulo quam hasta vehementius *ictu missuque* telum', beruht auf einem handgreiflichen Missverständniss: *ictu* ist nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von *missuque* zu trennen, so dass es im Gegensatz zu letzterem den Stoss oder Stich bedeutete, sondern *ictu missuque* ist als Hendiadys zu fassen und bezeichnet auf diese Weise die Wirkung des Wurfes im Gegensatze zu der Wirkung des Stosses bei der macedonischen Sarise. Eine andere Stelle, welche ebenfalls für die Verwendung des Pilum als Stosswaffe im Handgemenge angeführt werden könnte, Plutarch Camill. 40, ist schon längst von mir zurückgewiesen worden.[4]) Plutarch hat mit seiner gewöhnlichen Confusion die

[1]) Vgl. Liv. XXI, 8, 10: phalarica erat Saguntinis missile telum hastili abiegno et cetera tereti, praeterquam ad extremum, unde ferrum exstabat; *id, sicut in pilo, quadratum* stuppa circumligabant linebantque pice.

[2]) Veget. I, 20. Missilia autem, quibus utebatur pedestris exercitus, *pila* vocabantur, ferro subtili trigono praefixa unciarum novem sive pedali, quae in scuto fixa non possunt abscindi et loricam scienter ac fortiter directa facile perrumpunt. Ders. II, 15. Haec erat gravis armatura, qui habebant —, item bina missilia unum maius ferro triangulo unciarum novem hastili pedum quinque semis, quod *pilum* vocabant, nunc *spiculum* dicitur, ad cuius iactum exercebantur praecipue milites, quod arte et virtute directum et scutatos pedites et loricatos equites saepe transverberabat; aliud minus ferro triangulo unciarum quinque, hastili trium pedum et semis, quod tunc vericulum nunc verutum dicitur. In der letzteren Waffe erkennt man unschwer den freilich auch etwas modificierten γρόσφος des Polyb. VI, 22, 4; die hasta velitaris mit einem Schafte von 2 Ellen = 3 Fuss Länge und $^3/_4$ Zoll Dicke, und einem überaus feinen und spitzen Eisen von 9 Zoll Länge.

[3]) I, 20 cf.

[4]) S. Einleit. S. 42, Anmerk. 117. Dass die dort ausführlich begründete Annahme richtig ist, geht auch aus der Parallelstelle bei Polyaen. VIII, 7, 2 hervor, wo verständiger Weise τοῖς ξυστοῖς μακροῖς, nicht wie bei Plutarch ὑσσοῖς steht.

spätern Pila mit den damals noch üblichen langen Spiessen verwechselt! Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass wohl auch einmal ausnahmsweise ein römischer Soldat, der gerade das Pilum in der Hand hatte, vorkommendenfalls damit gestochen hat, dadurch aber wird dasselbe ebenso wenig zu einer Stosswaffe, als unsere Flinte desswegen eine Schlagwaffe genannt werden kann, weil man unter Umständen dieselben umgewendet und mit den Kolben dreingeschlagen hat. Eine solche ausnahmsweise Verwendung schreibt denn auch Arrianus in seinem ordre de bataille gegen die Alanen lediglich für das erste Glied seiner auf 4 Glieder formierten Pilani vor,[1]) welche das Vordertreffen bilden, während sich an dieses in eben so viel Gliedern geordnet seine hastati anschliessen sollen. Der Grund zu dieser ausserordentlichen Massregel ist einleuchtend: er will seine Hastaten nicht auseinanderreissen, indem er aus ihnen nur das erste Glied bildet, kann sie aber nicht in vier Gliedern vor den Pilanen aufmarschieren lassen, weil diese dadurch am Wurf behindert würden. Zu bemerken ist übrigens noch, dass jene ausnahmsweise Verwendung der Pila als Handwaffe eben nur zur Defension gegen einzelne Reiter dient, welche trotz der gegen sie geworfenen Pila dennoch gegen die römische Linie anprallen: diese sollen nicht sowohl von den Pferden gestochen, als durch das gegen die Brust ihrer Pferde gerichtete Vorhalten der Pila zurückgewiesen werden. Endlich wird auch das Pilum nicht dadurch zur Stosswaffe, dass man einmal nach Barbarensitte den abgehauenen Kopf eines Feindes darauf spiessen lässt.[2])

2. Das Pilum wird niemals von Leichtbewaffneten geführt, niemals zum Plänkeln oder Tiraillieren gebraucht, sondern es ist ausschliesslich die Wurfwaffe für das schwere Linienfussvolk in Reih' und Glied: dieses gibt mit dem Pilum in nächster Nähe eine oder mehrere Salven ab, um dadurch dem unmittelbar folgenden Einbruche mit dem Schwerte vorzuarbeiten.[3])

3. Die bei allen Veränderungen festgehaltene Eigenthümlichkeit des Pilum besteht daher darin, dass es ebenso in der Länge des Eisens als in der Dicke des Schaftes stärkere Dimensionen hat, als sonst irgend eine Wurfwaffe, und daher in dieser doppelten Beziehung von Polybios ganz passend mit einer Jagd-Stosswaffe, dem schweren Schweinespiesse,[4]) verglichen wird. Die durchschnittliche Länge der ganzen Waffe dürfen wir auf 6—7 Fuss anschlagen, wovon, abgesehen von den Zeiten des Vegetius, die volle Hälfte, also $3—3^1/_2$ Fuss, auf das freistehende Eisen kommt.[5])

4. Das freistehende Eisen ist eine drei-, vier- oder achtkantige Stange von mässigem Durchmesser, welche wenigstens in der spätern Zeit absichtlich weich und biegsam geschmiedet wurde, während sich oben eine scharfe hartgestählte drei- oder vierkantige, bolzenartige Spitze, gewöhnlich mit Widerhaken versehen, daran befindet.

---

[1]) S. oben S. 146 die Stelle zu Ende von Anmerk. 1.

[2]) Cic. Phil. II, 2, 5. cervicibus caput abscidit, idque fixum gestari iussit in pilo.

[3]) S. hierüber Einleitung S. 53 f. Rüstow Heerwesen und Kriegführung Cäsars S. 47 f. Ich stelle hier die wichtigsten Stellen zusammen, aus deren Vergleichung man eine überaus anschauliche Vorstellung über den regelmässigen Hergang der römischen Offensivschlacht gewinnt: Caes. b. G. I, 25. 52. II, 23. V, 44. VII, 8. 62. b. c. III, 92 u. 93. Afr. 16. Liv. VII, 23. IX, 13. 35. 39. XXIII, 29. XXXVIII, 23. Polyb. I, 40. Plutarch. Mar. 20. Daher Silius VIII, 374 fast mit epigrammatischer Kürze die Kampfweise der Römer in den Vers zusammenfasst: Pila volunt brevibusque habiles mucronibus enses.

[4]) Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf diese Aehnlichkeit der seit Polybios übliche griechische Name des römischen Pilum ὑσσός, welcher — immerhin auffallend gebildet — doch wohl mit ὗς zusammenhängt.

[5]) Daher wird sie denn, wenn die Mannschaft Halt macht, 'bei Fuss' genommen, wie es die beiden Grabdenkmäler zeigen. Und so Sil. XIII, 308 Stabant innixi pilis exercitus omnis.

5. Der ziemlich dicke Schaft hat in Verbindung mit dem unteren auf mannigfaltige Weise bald so bald so mit ihm verbundenen Ende des Eisens eine so verhältnissmässig überwiegende Schwere gegenüber dem freistehenden, mit Ausnahme der Spitze weich geschmiedeten Eisen, dass, sobald dieses in einem feindlichen Schilde oder einem ähnlichen festen Ziele haftet, es eben dadurch sofort sich stark umzubiegen pflegt, wodurch natürlich das wegen der Widerhaken ohnehin schwere Herausziehen noch mehr erschwert wird.

So könnten wir denn jetzt das glücklich aufgefundene Pilum verlassen, wenn uns nicht noch ein Problem zu lösen übrig bliebe, dessen Vorhandensein doch manchen gewissenhaften Forscher mit bangen Zweifeln an der Richtigkeit der gemachten Entdeckung erfüllen könnte, ich meine das schwere Polybianische Pilum mit seinen riesenhaften Dimensionen. Ich denke, dass auch dieses sich wird unterbringen und erklären lassen, wenn wir dabei die Entwickelungsgeschichte der römischen Legion selbst zu Rathe ziehen. Ich setze dabei die in unserer mehrfach citirten Einleitung S. 35 ff. gegebene Uebersicht voraus und knüpfe hier gleich an diejenigen Aenderungen an, welche die römische Legion in den Samniterkriegen erfahren hat, soweit sie hierher gehören. Da steht nun an der Spitze die wichtige und ganz glaubhafte Notiz, dass die Römer das Pilum von den Samnitern selbst überkommen haben,[1]) ferner die unzweifelhaft sichere Annahme, dass die Römer gerade in den samnitischen Gebirgskriegen, um sich auf unsicherm und oft gefährlichem Terrain vor unvermutheten Ueberfällen zu sichern, die ihnen eigenthümliche und von da ab mit pedantischer Regelmässigkeit von ihnen festgehaltene Lagerverschanzung wo nicht erfunden, doch zu ihrer feststehenden Anwendung ausgebildet haben.[2]) Verbinden wir nun noch damit einerseits die schon durch den Namen Pilani, Primus pilus u. s. w. feststehende Thatsache, dass in dieser ersten Zeit lediglich die Triarier — die aus den ältesten Jahrgängen zusammengesetzten Reserven der römischen Legion — das Pilum führten, während die Hastati und Principes den alten Spiess oder die Hasta behalten hatten[3]); andererseits die schon von Niebuhr ausgesprochene und ganz unzweifelhafte Annahme, dass die Triarier in dieser Zeit lediglich als Lagerbesatzung dienten[4]), so tritt uns mit einem Schlage Ursprung und Bestimmung des schweren Polybianischen Pilums entgegen. Es war eben die ganz speciell für die Vertheidigung des Lagers bestimmte Waffe; daher die gewaltigen Ausmaasse seines Schaftes, sowie das daraus hervorgehende Gewicht, wodurch die Waffe gerade tauglich wurde, mit der grössten Wirkung von dem Wall herab auf die Stürmenden herabgeschleudert zu werden. Bekanntlich ist zum Sturme gegen einen Lagerwall, oder eine niedrige Mauer, ein Festungsthor und dergl. schon in alter Zeit die Bildung einer testudo oder eines Schilddaches angewendet worden; war nun dieses bis an den Fuss des Lagerwalles vorgerückt, so brauchte man jene „balkenartige" mit überaus langer Spitze versehene Wurfwaffe fast ohne irgend eine Kraftanwendung vom Walle oder Thurme nur senkrecht fallen zu lassen, um das feindliche Schilddach zu durchbrechen und die dasselbe bildenden Schilde aneinanderzuheften: das schwere Polybianische Pilum ist also, um es kurz zu sagen, das Pilum murale, welches in späterer Zeit, wo der Angriff

---

[1]) S. a. O. S. 49, Anmerk. 124.

[2]) S. a. O. S. 51, Anmerk. 129. Die erste Erfindung eines regelmässig befestigten Lagers mag immerhin der Belagernng von Veji angehört haben, welche als geschichtliche Thatsache feststeht, wenn auch in den Einzelheiten Wahrheit nnd Dichtung nicht zu unterscheiden ist.

[3]) S. ebenda S. 50, Anmerk. 126.

[4]) S. ebenda Anmerk. 127 u. 128.

auf ein römisches Lager zu den Abnormitäten gehörte, für gewöhnlich gar nicht vorhanden war, sondern nöthigenfalls besonders angefertigt werden musste[1]). Zu Polybios Zeiten aber hatte man offenbar noch, wie überhaupt so auch in dieser Beziehung, diejenige Einrichtung der römischen Legion, wie sie sich im Verlaufe des zweiten punischen Krieges entwickelt und festgestellt hatte. Im zweiten punischen Kriege aber sind die Römer noch oft genug im Falle gewesen, ihren Lagerwall vertheidigen zu müssen, und es ist daher kein Wunder, dass das erste und zweite Treffen der Polybianischen Legion — die Hastati und Principes —, welche jetzt den Spiess an das dritte Treffen der jetzt mit aufmarschirenden Triarier abgegeben haben, ausser ihrem Feldpilum, wie wir das leichtere Polybianische nennen können, auch noch das alte schwere Mauerpilum trugen, welches sie aber selbstverständlich beim Aufmarsch zur Schlacht im Lager zurückliessen. Seit den punischen Kriegen waren aber auch die Römer mit den groben Geschützen der Griechen bekannt geworden[2]): es scheint nach einer Stelle des Plautus[3]) wahrscheinlich, dass man nunmehr auch diese schweren Pila aus den Katapulten schleuderte. Unterstützt wird diese Annahme von der Bestimmung des ursprünglichen Pilum noch durch die eigentliche Bedeutung des Wortes selbst. Dieses bezeichnet nämlich den Stämpfel, d. h. die mannshohe, schwere, hölzerne, oben mit Eisen beschlagene Mörserkeule, mit welcher man in der umfangreichen pila Getraidekörner oder Hülsenfrüchte zu zermalmen pflegte[4]), um daraus Brot oder Brei zu bereiten; es kommt auch vor von den mächtigen Stösseln, mit welchen man Kies und Kalk zermalmt und durcheinander bringt[5]); wir könnten den Stössel, mit welchem unsere Pflasterer die Steine einrammen und das Pflaster festschlagen, eben auch nur 'pilum' nennen. Die Vergleichung liegt auf der Hand. Beide Instrumente sind etwa von gleicher Grösse und Schwere, beide werden in senkrechter Richtung von oben nach unten in Bewegung gesetzt[6]), und nach vorhandenen Abbildungen ist es sogar wahrscheinlich, dass auch an dem Stämpfel das Längenverhältniss zwischen Griff und Keule dasselbe gewesen ist, wie an der Waffe das des Schaftes und des daraus hervorragenden Eisens, so dass nämlich jeder Theil die Hälfte der Gesammtlänge bildete.

Als Zeitpunkt und Veranlassung aber, dieses ursprüngliche Pilum in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit — dem langen und spitzen Eisen —, jedoch mit der nothwendigen Verminderung der Schaftstärke zu einer Wurfwaffe für die offene Feldschlacht umzugestalten, glaube ich noch jetzt, wie schon früher (a. O. Seite 53), mit Sicherheit den Kampf gegen Pyrrhos bezeichnen zu müssen: es lag nahe, gegenüber der fest verschildeten von Sarisen

---

[1]) Caes. b. G. V, 40. quaecumque ad proximi diei oppugnationem opus sunt, noctu comparantur; multae praeustae sudes, magnus *muralium pilorum* numerus instituitur. Ebenda VII, 82. (Galli) ex vallo ac turribus traiecti *pilis muralibus* interibant.

[2]) S. Köchly u. Rüstow griechische Kriegsschriftsteller I, S. 189 f.

[3]) Curcul. V, 3, 11 f. quia ego ex te hódie faciam pilum catapultárium, | átque ita te nervó torquebo, itidem ut catapultáe solent.

[4]) Cato r. r. X. pilas duas, pilum fabarium unum, farrearium unum, seminarium unum. Plin. N. H. XVIII, 3, § 10. Pilumni (cognomen), qui pilum pistrinis invenerat. Ebenda 10, § 97 pisente pilo praeferrato — maior pars Italiae ruido utitur pilo. — Triticum — (iubet) sole siccatum pilo repeti.

[5]) Cato r. r. XVIII. de glarea et calce arenato primum lorium facito, id pilis subigito. Pallad. I, 41, 1 omnia simul mista in pila contundes — picem liquidam tundes pilo. Vgl. Plaut bei Fest. p. 274, l. 29 quasi tollenonem aut pilum Graecum reciproces plana via.

[6]) Bloss hierauf bezieht sich die Deutung bei Varro l. Lat. V, 116. Similiter ab omine *pilum*, qui hostem feriret ut *far pilum* (so wird wohl statt des handschriftlichen perilum zu lesen sein).

starrenden Phalanx der Makedonier, welcher mit keiner blossen Handwaffe beizukommen war, zweckmässig modificiert dieselbe Wurfwaffe in Anwendung zu bringen, welche so oft gegen die Verschildung des den Lagerwall stürmenden Feindes ihre guten Dienste geleistet hatte.

So viel von dem römischen Pilum. Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über den fränkischen Angon hinzuzufügen, welchen Lindenschmit ganz richtig aus dem römischen Pilum entstehen lässt: jenes und nicht dieses glaubt er in den zuerst gefundenen längeren Waffen dieser Art wiederzuerkennen. Hören wir zunächst die Beschreibung des Agathias[1]): 'es sind aber die Angonen nicht sehr kurze aber auch nicht gar zu lange Spiesse, sondern in einem Verhältniss, dass sie, wenn nöthig, ebenso gut geworfen als im Handgemenge zum Stosse verwendet werden; der grösste Theil von ihnen ist ringsum von Eisen eingeschlossen, so dass vom Holze nur ganz wenig und kaum der ganze Schuh sichtbar ist, oben aber um das Ende der Lanze ragen von beiden Seiten gekrümmte Spitzen und zwar aus der Lanzenspitze selbst hervor, welche wie Angelhaken umgebogen sind und nach unten hin stehen. Es wirft nun der fränkische Krieger im Kampfe den Angon: trifft er einen Körper, so dringt die Spitze natürlich tief ein, und weder der Verwundete selbst noch ein Anderer kann den Spiess leicht herausziehen, denn die Widerhaken hindern es, welche tief im Fleische haften und heftige Schmerzen verursachen, so dass der Feind, wenn er auch nicht gerade eine tödtliche Wunde empfangen hat, doch daran zu Grunde gehen muss; ist aber der Angon in einen Schild gefahren, so hängt er an demselben herab und muss mit dem Schilde herumbewegt werden, indem das noch übrige Ende auf dem Boden nachgeschleift wird; der Getroffene aber kann diesen Spiess weder herausziehen wegen der eingedrungenen Widerhaken, noch mit dem Schwerte durchhauen, weil er das Holz nicht erreicht, sondern das Eisen es rings umgiebt. Sieht aber dieses der Franke, so springt er rasch zu, tritt mit dem Fusse auf den Schuh des Spiesses und zieht durch diese Belastung den Schild herab, sodass die Hand des Trägers nachgibt und dadurch Kopf und Brust entblösst wird.' Soweit Agathias. Ist nun auch nicht zu leugnen, dass diese Schilderung, wie sie offenbar Reminiscenzen an das Pilum enthält, zugleich auch auf jene Funde zu passen scheint, so lässt sich andrerseits nicht in Abrede stellen, dass sich doch bedeutende Differenzen finden. Vor allen Dingen erscheint es unwahrscheinlich, dass die vorliegende Waffe als Stosswaffe benutzt werden konnte: dazu ist eben das Eisen viel zu schwach, und eben aus demselben Grunde ist es auch durchaus nicht geeignet, um die von

---

[1]) Agath. II, 5. *εἰσὶ δὲ οἱ ἄγγωνες δόρατα οὐ λίαν σμικρά, ἀλλ' οὐδὲ ἄγαν μεγάλα, ἀλλ' ὅσον ἀκοντίζεσθαί τε, εἴ που δεήσοι, καὶ ἐς τὰς ἀγχεμάχους παρατάξεις πρὸς τὰς ἐμβολὰς ἐφικνεῖσθαι. τούτων δὲ τὸ πλεῖστον μέρος σιδήρῳ πάντοθεν περιέχεται, ὡς ἐλάχιστόν τι διαφαίνεσθαι τοῦ ξύλου καὶ μόλις ὅλον τὸν σαυρωτῆρα. ἄνω δὲ ἀμφὶ τὸ ἄκρον τῆς αἰχμῆς καμπύλαι τινὲς ἀκίδες ἐξέχουσιν ἑκατέρωθεν ἐξ αὐτῆς δήπου τῆς ἐπιδορατίδος, ὥσπερ ἄγκιστρα ὑπογναπτόμενα, καὶ ἐς τὰ κάτω νενεύκασι. καὶ οὖν ἀφίησι τυχὸν ἐν συμπλοκῇ τοῦτον δὴ τὸν ἄγγωνα Φράγκος ἀνήρ. καὶ εἰ μὲν σώματί που ἐγχρίψειεν, εἰσδύεται μὲν εἴσω, ὥσπερ εἰκός, ἡ αἰχμή, οὔτε δὲ αὐτὸν τὸν βληθέντα οὔτε ἄλλον τινὰ ἐρύσαι ῥᾳδίως ἔνεστι τὸ δόρυ. εἴργουσι γὰρ αἱ ἀκίδες ἔνδον ἐνεχόμεναι τῇ σαρκί καὶ πικροτέρας ἐπάγουσαι τὰς ὀδύνας, ὥστε, εἰ καὶ μὴ καιρίαν τὸν πολέμιον τρωθῆναι ξυνενεχθείη, ἀλλὰ ταύτῃ γε διαφθαρῆναι· εἰ δέ γε ἐς ἀσπίδα παγείη, ἀποκρέμαται μὲν αὐτίκα ἐξ αὐτῆς καὶ ξυμπεριάγεται συρομένου ἐν τῷ ἐδάφει τοῦ ἀπολήγοντος (ἀπολείποντος?)· ὁ δὲ βληθεὶς οὔτε ἐξελκύσαι τοῦτο δὴ δύναται τὸ δόρυ διὰ τὴν εἴσδυσιν τῶν ἀκίδων οὔτε ξίφει διατεμεῖν τῷ μὴ ἐφικνεῖσθαι τοῦ ξύλου, ἀλλὰ τὸν σίδηρον περιτετάσθαι* (gew. *παρατετάσθαι*)· *ἐπειδὰν δὲ τοῦτο ἐσίδῃ ὁ Φράγκος, ὁ δὲ ἀθρόον ἐπιβὰς τῷ ποδὶ καὶ ἐμπατήσας τὸν σαυρωτῆρα καταβρίθει τὴν ἀσπίδα καὶ κατάγει, ὡς ὑποχαλάσαι τὴν τοῦ φέροντος χεῖρα καὶ γυμνωθῆναι τὴν κεφαλὴ καὶ τὸ στέρνον.*

Agathias geschilderte Operation des Darauftretens auszuhalten. Ebenso würde es kaum der Mühe werth sein, die fraglichen Speere überhaupt mit einem Schafte zu versehen, wie ihn Agathias schildert, der rings von Eisen eingeschlossen, kaum die untere Spitze oder den Schuh frei hat, denn da die Tülle, in welche der Schaft eingelassen werden müsste, nur ganz kurz ist, so würde er auch nur wenige Zoll lang sein können und kaum diesen Namen verdienen; und es würde sich auf diese Weise die Waffe wo möglich noch weniger zum Stosse eignen. Jedenfalls also stehen auch diese, wie es heisst, in Merovingischen Gräbern gefundenen Waffen dem römischen Pilum näher als dem von Agathias beschriebenen Angon, und wenn sie daher nicht wirkliche römische Pila sind, so sind sie doch jedenfalls als eine ihnen verwandte Wurfwaffe anzusehen. Damit soll aber keineswegs die von Lindenschmit ausgesprochene Verwandtschaft des römischen Pilum und des fränkischen Angon abgeleugnet werden; ja wir sind sogar mit der weitern Bemerkung Lindenschmits einverstanden, dass auch die moderne Harpune, wenn nicht als ein unmittelbarer Nachkomme des Pilum, so doch als ein naher Verwandter desselben zu betrachten ist.

Nachdem der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Köchly den Dank der Versammlung für die interessanten beiden Vorträge ausgesprochen hatte, erhält Herr Dir. Klix das Wort und stellt zwei Fragen in Betreff der Stenographie:

1) Geht die Stenographie darauf hinaus, die allgemeine Bildung zu fördern, oder ist sie bloss den Zwecken der Schule dienstbar oder Zwecken ausserhalb derselben?

2) Wie soll der Unterricht in der Stenographie an Gymnasien eingeführt werden, facultativ oder obligatorisch? wo ist der Unterricht zu beginnen und wie ist er zu ertheilen?

Gratzmüller: Ich erlaube mir, geehrte Herren! an die beiden Fragen des Herrn Fragestellers anzuknüpfen, nämlich erstens, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördern soll, ob er bloss Zwecke für die Schule anstrebt oder auch Zwecke ausserhalb derselben, und zweitens, ob, wenn dieser Unterricht an Gymnasien eingeführt werden soll oder an sonstigen höhern oder mittlern Lehranstalten, derselbe facultativ oder obligatorisch zu wünschen sei und in welcher Weise derselbe ertheilt werden soll.

Was die 1. Frage anbelangt, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördert, so ist dieselbe zu bejahen aus dem Grunde, weil die Stenographie das Mittel an die Hand gibt, nicht nur Vorträge, welche für die Studirenden in den Schulen gehalten werden, nach dem Belieben und dem Erforderniss des Hörenden in ihrer grössten Ausführlichkeit, also buchstäblich, zu fixiren, sondern auch dieselben auszugsweise mit einer Leichtigkeit darzustellen, wie das einem Currentschreiber nie und nimmermehr möglich sein wird. Man hat vielfach der Stenographie den Vorwurf der Vielschreiberei gemacht. Allein, meine Herrn! mit der Kenntniss der Stenographie ist man noch nicht verpflichtet, immer und Alles zu schreiben, was man hört. Es ist ebenso in das Belieben eines der Stenographie kundigen gelegt, so viel zu schreiben von dem Vortrage als er will. Er kann Alles schreiben, aber er muss nicht. Er kann auch auszugsweise schreiben; er kann einen Vortrag mit ungemeiner Leichtigkeit im Auszug fixiren, da ihm durch die Kürze der Schrift der Faden des Vortrags nicht verloren geht. Das ist dem Currentschreiber nicht möglich. Wenn er den einen oder andern Satz aus der Rede herausgerissen zu fixiren sucht, hat er durch die mechanische Arbeit so viel Aufenthalt, dass ihm ein grosser Theil des Weitergesprochenen verloren geht,

Er hat nur ein Bruchstück erhalten und dabei den Faden, den Zusammenhang des ganzen Vortrages verloren, während ein Stenograph mit Leichtigkeit ein paar Zeichen macht — bitte aber dabei mich nicht misszuverstehen — ein paar Zeichen macht, sich einige Sätze und Bemerkungen notiert, ohne viel mit dem Schreibegeschäft zu thun zu haben und den Faden des Ganzen zu verlieren. Die Stenographie fördert also die allgemeine Bildung insofern, als Jeder, der allgemeine Bildung anstrebt, mit Memorirung und Fixirung des Gehörten in seinem Gedächtniss zu thun hat; denn im Allgemeinen wissen wir nur soviel, als wir im Gedächtnisse behalten. In allen andern Zweigen der Wissenschaft und der Kunst sind in neuerer Zeit ausserordentliche Förderungsmittel zu Tage getreten. Es ist das ganze Streben unserer Zeit, Raum und Zeit zu gewinnen, mechanische Fertigkeiten zu erreichen, Geschäfte abzukürzen, sie auf ein Minimum zu reducieren, um möglichst viel in kurzer Zeit zu gewinnen. Ich mache sie aufmerksam auf Erfindungen, die den Raum und die Zeit abkürzen wie Eisenbahnen, Telegraphen. Warum soll gerade die schreibende Hand sich in derselben Langsamkeit bewegen, wie das vor Jahrhunderten geschehen ist? Warum soll auch nicht der heutigen Generation, wenn es in der frühern Zeit nicht sein konnte, ein Mittel an die Hand gegeben werden, hierin Raum und Zeit abzukürzen, hierin Raum und Zeit zu gewinnen? Nicht bloss aber die allgemeine Bildung wird durch dieses Mittel gefördert, sondern die Stenographie dient auch ausserordentlich den Zwecken der Schule. Ich habe freilich dabei vorzüglich im Auge die freien Vorträge an Universitäten, an höheren Lehranstalten; das ist die eigentliche Erntezeit für einen Stenographen. Aber er soll zum Nachstenographieren freier Vorträge an Universitäten schon mit einer solchen Uebung gelangen, dass er die mechanisch anzueignenden Fertigkeiten überwunden, dass er bereits eine Gewandtheit im Stenographieren erlangt hat. Demgemäss wäre also die geeignetste Zeit zur Erlernung der Stenographie die Zeit des Gymnasialstudiums, und ich würde für den günstigsten Zeitpunkt zum Beginne des Stenographie-Unterrichts die erste Gymnasialclasse halten, welche ungefähr der Tertia entsprechend sein wird. Da befinden sich die Schüler im Alter von 14 oder 15 Jahren; und es hat sich gezeigt, dass die Studirenden in diesem Alter die nothwendige geistige Elasticität, die Lust die Stenographie zu erlernen und auch noch die Beweglichkeit der Hand in geeigneter Weise besitzen, um sich eine fremde Schrift anzueignen und so in Uebung zu bringen, wie die seit Jahren gelernte und geübte Currentschrift. Freilich wäre es nun traurig, wenn man constatieren müsste, am Gymnasium ist dem Studierenden, der Stenographie erlernt, gar keine Gelegenheit zur Anwendung gegeben. Indess ist das nicht der Fall. Der Studierende kann freilich nicht, wenn sein Lehrer der Stenographie nicht kundig ist, Arbeiten, welche der Correctur unterworfen sind von Seite des Lehrers, in dieser Schrift einreichen. Aber was hat nicht der Studierende alles Mögliche zu schreiben, was ihm unendlich viel Zeit von seinem Studium in Anspruch nimmt. Er hat deutsche Aufsätze zu entwerfen, er hat Präparationen, Uebersetzungen der Classiker zu schreiben. Er hat sich Excerpte aus seiner Lectüre, die entweder zu seinem Vergnügen dienen oder zu seiner Belehrung nothwendig sind, zu machen. Kurz er hat der Gelegenheiten viele zu schreiben, was ihm von der Zeit seiner Studien unendlich viel wegnimmt, und was er, wenn er auf stenographischem Wege diess vollbringen kann, gewinnt. Diese Beschäftigung im Schreiben dieser Arbeiten, wie ich sie eben bezeichnet habe, kann er schon am Gymnasium in stenographischer Schrift vornehmen und wird dadurch schon während seiner Lehr- und Uebungszeit einen grossen Gewinn von der Kunst ziehen. Bekanntlich ist auch nicht viel Zeit erforderlich, sich einige Uebung und Gewandtheit in dieser Schrift zu ver-

schaffen. Der Unterricht, wie er bei uns gegeben wird, ist derartig, dass der Schüler schon nach 4 bis 6wöchentlichem Unterrichte, bei 2 Lehrstunden in der Woche, Gebrauch von der Stenographie machen kann; geistig Begabtere schon in der zweiten und dritten Woche, namentlich wenn sie den Rath des Lehrers befolgen, das was sie gelernt haben, gleich mitten in ihrer Currentschrift anzuwenden, wodurch sie, ohne es zu bemerken, eine Geläufigkeit in der Anwendung des Gelernten erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hat, vorausgesetzt, dass der Unterricht wenigstens 2 Stunden in der Woche gegeben wird, die Erfahrung gezeigt, dass Schüler im Stande waren, einen Vortrag mit einer Schnelligkeit von 60 bis 80 Worten in der Minute ganz geläufig und deutlich zu schreiben. Studierende haben, namentlich in diesem Alter, natürlich noch nicht Gelegenheit, und es ist ihnen auch nicht nothwendig, Vorträge von grösserer Schnelligkeit aufzuzeichnen, zumal der Unterricht bei uns ein facultativer ist und daher der Lehrer, selbst wenn er der Stenographie kundig ist, nicht bloss die Stenographen allein berücksichtigen kann, sondern auch auf die, welche der Stenographie nicht kundig sind, bei seinen Dictaten, Vorträgen u. dgl. Rücksicht nehmen muss. Im zweiten Jahre, in welchem bei uns ein praktischer Ausbildungskursus in der Stenographie gegeben wird, wird die Uebung in geläufigem Aufzeichnen mündlicher Vorträge fortgesetzt, und als Resultat zeigt sich bei der Mehrzahl, dass Vorträge von 100, 110 bis 120 Worten Schnelligkeit in der Minute von den Schülern aufgenommen werden konnten. Es kommt nicht leicht vor, dass ein Redner in einem längern Vortrage vor mehrern Zuhörern mit einer grössern Schnelligkeit spricht, als mit 120 Worten in der Minute. Spricht er schneller, so wird er unverständlich und schadet seinen Lungen. Es kommt zwar vor, dass Redner in Vorträgen von 10 bis 15 Minuten mit einer Schnelligkeit von 150 und 160 Worten in der Minute sprachen. Solche Anforderungen möchte ich an keine Gymnasiasten stellen. Es gibt welche, die mit solcher Schnelligkeit bereits am Gymnasium schrieben; aber das wäre mehr eine Anforderung an einen Stenographen von Fach, an einen Landtagsstenographen, der vielen verschiedenen Rednern in der Hitze der Debatte nachzuschreiben und das Gehörte und Geschriebene wörtlich zu redigiren hat.—

Ich komme zu Beantwortung der II. Frage, ob der Unterricht in der Stenographie facultativ oder obligatorisch vorzuziehen sei. Es haben sich zwar hie und da von Freunden der Stenographie Wünsche erhoben, den Unterricht an den mittlern Lehranstalten obligatorisch zu machen. Indess kann ich aus vieljähriger Erfahrung diesem Verlangen nicht das Wort reden. Es hat sich, bei uns wenigstens, als das Beste herausgestellt, den Unterricht frei zu geben, also die Betheiligung des Unterrichts dem freien Willen des Studierenden anheimzugeben; aber, wie das bei andern Disciplinen facultativer Art an unsern Lehranstalten vorgeschrieben ist: derjenige, welcher sich im Beginne des Schuljahres am Unterrichte zu betheiligen erklärt hat, ist gehalten dem Unterricht das ganze Jahr zu folgen. Auch unsere königliche Regierung in Bayern hat den Unterricht in der Stenographie seit dem Jahre 1854 als Facultativlehrgegenstand an unsern Gymnasien geregelt. Ich erlaube mir den Herren die Entschliessung der königlichen Regierung vom 30. September 1854 vorzulesen:

'Nach allerhöchstem Befehl Seiner Majestät des Königs soll in Anbetracht der Gemeinnützigkeit der Stenographie und der Erspriesslichkeit derselben für den öffentlichen Dienst dieser Kunst immer grössere Verbreitung verschafft und hiebei insbesonders an den bereits durch Ministerialausspruch vom 20. Februar letzten Jahres vorgezeichneten Normen über Ertheilung des Unterrichts in der Stenographie festgehalten worden.

Im Vollzug dieser allerhöchsten Befehle werden folgende Verfügungen getroffen:

Es ist möglichst dahin zu wirken, dass am Sitze von Gymnasien und etwa auch von den technischen Schulen Lehrer, die ohnehin an diesen Anstalten verwendet sind, sich mit der Stenographie vertraut machen, der vorgeschriebenen Prüfung sich unterziehen und hernach einen Lehrkurs der Stenographie eröffnen, oder dass, wo diess nicht gelingt, aber dem Lehrstande nicht angehörige geprüfte Stenographen zu solcher Unterrichts-Ertheilung gewonnen werden könnten, hier die weitere Einleitung getroffen werde. Wo ein Lehrkurs der Stenographie an einer Unterrichtsanstalt eröffnet wird, treten für denselben die nemlichen disciplinären und sonstigen Normen in Wirksamkeit, welche durch die bestehenden Verordnungen und reglementären Bestimmungen für die nicht obligaten Unterrichtsgegenstände vorgezeichnet sind.

Ueber den Lehrkurs der Stenographie, wo hiernach ein solcher eröffnet wird, soll auch in den gedruckten Jahresberichten die entsprechende Veröffentlichung wie über andere nicht obligate Lehrfächer erfolgen.

Zur grösseren Anfeuerung der Lehrer und Schüler werden jenen Anstalten, an denen Lehrkurse der Stenographie gehalten werden sollen, so weit es die verfügbaren Fonds gestatten, die Mittel gegeben werden, um die Lehrer der Stenographie mit Remunerationen zu versehen und die fleissigsten Schüler des stenographischen Kurses durch unentgeltliche Abgabe von „Gabelsbergers Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst“ auszuzeichnen.

Alljährlich ist Seiner Majestät dem König Vortrag über den Fortschritt und die Verbreitung des Stenographie-Unterrichts zu erstatten.'

Es ist nämlich in Bayern der Impuls zur Einführung des Unterrichtes in der Stenographie an Gymnasien und technischen Schulen von Oben ausgegangen, von Sr. Majestät dem Könige selbst, welcher Gelegenheit hatte den Nutzen der Stenographie in persönlichem Dienste zu erproben, von Seite seiner unmittelbaren Sekretäre sowohl, als auch durch Aufzeichnung von gelehrten Vorträgen, welche Se. Maj. interessirten uud desshalb nachstenographiert wurden. Dadurch ist das Interesse Sr. Majestät selbst angeregt worden; und der Impuls ist sohin von oben herab gegangen. Und dieser Befehl, alljährlich Sr. Majestät dem Könige selbst Vortrag über den Fortschritt des Unterrichtes abzustatten, ist von 1854 bis 1861 ausgeführt worden; und erst jetzt, nachdem der Unterricht bereits seit mehreren Jahren an allen Gymnasien und Gewerbschulen thatsächlich besteht und blüht, ist dieser Befehl zurückgenommen worden, und genügt es, nach Vorschrift der königlichen Regierung den Jahresbericht bloss in den gewöhnlichen Schulkatalogen zu veröffentlichen. Was den Stand der Stenographie an unsern bayerischen Lehranstalten anlangt, so ist ausser dem bereits Erwähnten, dass derselbe an allen Gymnasial- und Gewerbschulen eingeführt ist, nur noch nachzutragen, dass auch an der Universität München Stenographie gelehrt wird durch denselben Lehrer, der sie auch an den Gymnasien lehrt, ferner an 3 isolierten Lateinschulen. Es wird aber gewiss nicht nur den geehrten Herrn Fragesteller, sondern auch die Mehrzahl der übrigen Herrn interessieren, den Stand des Unterrichts in der Stenographie nach officiellem Ausweise in ganz Deutschland kennen zu lernen.

Oesterreich: An den Universitäten zu Innsbruck, Lemberg, Prag, Wien; an der Theresianischen Akademie, an der medicinischen Josephsakademie; der höheren Handelsakademie, an der Handelsakademie von Patzelt und Guttmann, an der polytechnischen Schule und am geographischen Institute zu Wien; an der höheren Handelslehranstalt zu Prag; an der Handelslehranstalt zu Innsbruck; an den Gymnasien zu Wien (zu den Schotten und Piaristen, akademisches, Josephstädter), Botzen, Brixen, Cilly, Gratz, Hall, Iglau, Innsbruck, Kaschau, Klagen-

furt, Kremsmünster, Linz, Ober-Oesterreich, Marburg in Steiermark, Meran, Neusandec, Neusol, Olmütz, Pilsen, Pisek, Prag (Kleinseite und Neustädter), Pressburg, Salzburg, Spalatro, Troppau, Vinkovze, Znaim; an den Realschulen zu Wien (im Schottenfelde, auf der Wieden, am Bauernmarkt, der Vorstadt Landstrasse, in der Rossau), Brünn (Ober- und Separatunterrealschule), Gratz, Innsbruck, Klagenfurt, Kuttenberg, Linz, Ober-Oesterreich, Mährisch Trübau, Olmütz, Pesth, Prag (deutsche und böhmische, Josephstädter Haupt- und Unterrealschule), Pressburg, Reichenberg, Troppau, am erzbischöflichen Seminar zu Salzburg und am fürstbischöflichen Knabenseminar zu Wien, an der Cadettenschule zu Hermannstadt in Siebenbürgen, an der Erziehungsanstalt Stella matutina zu Feldkirch; am Institut des Director Martin zu Leipa; an den Privatschulen von Frey, Singer und Stein zu Prag.

Preussen: An der Universität zu Königsberg; an den Gymnasien zu Hohenstein und Tilsit; an der Gewerbschule zu Königsberg; an der Stadtschule zu Osterode und der Bürgerschule zu Torgau.

Bayern: An der Universität zu München, am militär-topographischen Institut, am polytechnischen Institut und an der Pagerie zu München; an sämmtlichen Gymnasien des Landes mit Ausnahme desjenigen zu Münnerstadt; an 15 Gewerbschulen; am Schullehrerseminar zu Altdorf, an den Lateinschulen zu Bamberg, Landau und Wunsiedel.

Sachsen: An der kgl. polytechnischen Anstalt zu Dresden; an der Artillerieschule, an der Kreuzschule zu Dresden durch Privatcurse des kgl. stenographischen Instituts; an den Gymnasien zu Bautzen, Leipzig (modernes Gesammtgymnasium) und Zwickau; an den Instituten von Dr. Krause und Director Albani in Dresden; des Director Meissner in Bad Elster und Winklers in Freiberg: an der Annenrealschule zu Dresden und an der Realschule zu Zwickau; an den Seminarien zu Grimma, Nossen und Plauen; an der Selecta zu Leisnig; an der Sonntagsschule zu Chemnitz; an den Handelsschulen zu Freiberg und Zwickau; an Elementarschulen zu Dresden (böhmische, 3 Bürgerschulen, 5 Bezirksschulen), Pirna und Schneeberg; im Bildungsvereine für Gewerbtreibende zu Dresden.

Würtemberg: Am Gymnasium und an der polytechnischen Schule zu Stuttgart.

Grossherzogthum Hessen: Am Gymnasium zu Mainz.

Sachsen-Weimar: An der Realschule zu Weimar.

Sachsen-Meiningen: Am Gymnasium und Seminar zu Hildburghausen.

Reuss: An der Handelsschule zu Gera.

Bremen: An der Realschule des Dr. Lüders, der Lehranstalt des Dr. Arnold, an der Bürgerschule des Herrn Ernsting; an der höhern Lehranstalt des Herrn Meyer.

Frankfurt a. M.: An der Musterschule; am Erziehungsinstitut der Herren Scheib und Geisov; an der höheren Gewerbschule.

Dänemark: An der deutschen Realschule zu Koppenhagen.

Griechenland: An der Universität und der polytechnischen Schule zu Athen.

Russland: An der lutherischen Schule zu Odessa.

Es wird also an 7 Universitäten, 66 Gymnasien und 99 andern Schulen Stenographie gelehrt. Aus diesem Berichte ist zu ersehen, dass die Gabelsbergersche Stenographie auch auf andere Sprachen übertragen ist: auf die dänische — in Koppenhagen werden die Landtagsverhandlungen in Gabelsberger-stenographischer Schrift aufgenommen —, auf die neugriechische — die Parlamentsverhandlungen zu Athen ebenfalls u. s. w. —, ferner in's Russische, Illyrische, Böhmische, Schwedische, Italienische — und in alle diese Sprachen mit Erfolg bereits seit

Jahren; in neuerer Zeit in's Englische und Französische. In England bestehen bereits 2 Gabelsberger Stenographenvereine und wird daselbst mit Erfolg das Gabelsbergersche System neben dem einheimischen angewendet.

Es ist noch zu erwähnen, welche Momente vorzüglich dazu beigetragen haben, den Unterricht in der Stenographie in Bayern so schnell zu Verbreitung und Erfolg zu bringen. Nämlich 1) der Umstand, dass in Bayern nur das Gabelsbergersche System beim Unterrichte zugelassen wird. Dasselbe ist auch in Oesterreich der Fall mit Ausnahme der Universitäten, an welchen auch andere Systeme vorgetragen werden können. 2) Es ist in Bayern ein bestimmtes Lehrbuch vorgeschrieben, an welches die Lehrer sich zu halten haben, also Einheit des Unterrichts. 3) Seit 1842 ist durch unsere bayerische Regierung dafür gesorgt, dass nur solche Stenographen, deren Befähigung durch eine Prüfungscommission nachgewiesen ist, die Stenographie lehren dürfen, sowohl an Gymnasien und Realschulen, als auch im Privatunterrichte.

Es wäre — namentlich für solche Herren, welchen die Gabelsbergersche Stenographie bis jetzt weder durch eigene Kenntniss derselben, noch durch einige Lectüre darüber bekannt ist — interessant, näher in das System Gabelsberger's einzugehen. Ich glaube die Zeit erlaubt es nicht, sich des Weitern darüber zu verbreiten. Ich möchte mir aber nur erlauben, Ihnen einige Punkte vorzuführen, um einen kleinen Einblick in's System zu gewähren. Es ist vor Allem ganz falsch, wenn man sich vorstellt, diese Schrift sei ein Conglomerat von willkürlich angenommenen Zeichen. Dagegen spricht schon, dass der Knabe von 12 bis 14 Jahren die Stenographie lernen kann und zwar mit Erfolg. Sie ist eine aus Buchstaben bestehende Schrift, die aber kürzer, einfacher gestaltet sind als die Buchstaben der Currentschrift, wobei ein Hauptaugenmerk auf die Consonanten und deren Verbindungsfähigkeit gerichtet ist. Dies ist nun namentlich für den Bau unserer deutschen Sprache nothwendig und von grossem Vortheile. Bekanntlich ist unsere Sprache sehr consonantenreich, so dass sich oft in einem Wort 6 bis 8 Consonanten finden. Es ist also eine Schrift nothwendig, um den Zweck der Schnelligkeit zu erreichen, welche ausserordentlich verbindungsfähige Buchstaben hat. Das ist nun das erste Mittel, durch welches dieser Zweck erreicht wird: einfachere, verbindungsfähigere Buchstaben oder Zeichen. Dieselben sind in einer Weise gestaltet, dass die Erlernung derselben keiner Schwierigkeit unterliegt. Jeder lernt das ganze Alphabet im ersten Vortrag, der darüber gehalten wird. Es sind alle die Züge als Buchstaben oder als Theile der Buchstaben unserer Currentschrift nachzuweisen — sei es der deutschen oder lateinischen Currentschrift. Man nennt diesen Theil des Systems, in welchem die Buchstaben gelehrt werden und die Verbindung derselben, die Wortbildung. Der zweite Theil des Systems besteht in der Wortkürzung, nämlich in der Lehre der Kürzung der einzelnen Redetheile. Es werden grammatisch die verschiedenen Redetheile durchgenommen, Declination, Conjugation der Hilfszeitwörter, der regelmässigen und mangelhaften Zeitwörter, die Präpositionen — und die verschiedenen Vortheile der Kürzung beim Gebrauche erörtert — die Pronomina, die Vorsylben und Nachsylben. Der dritte Theil besteht in der Satzkürzung, in der logischen Satzkürzung, früher von Gabelsberger selbst Prädicatkürzung genannt, weil das Prädicat im Satze die meiste Gelegenheit zum Kürzen darbietet. Die Herren mögen aber nicht glauben, dass es in das Belieben des Stenographen gestellt wäre, manche Worte gänzlich auszulassen oder einen Satz, der aus mehreren Bestandtheilen besteht, zusammenzuziehen in einen Satz. Denn wäre diess der Fall, so wäre der Stenograph nicht im Stande, eine wörtliche Wiedergabe des Gesprochenen zu geben, selbst bei dem treuesten Gedächtnisse; sondern die Satzkürzung ist begründet auf die logische Aufeinanderwirkung aller

Satztheile. Aus diesen drei Abtheilungen besteht das ganze Gabelsbergersche System: Wortbildung, Wortkürzung und Satzkürzung. —

Es ist nun auch noch zu erwähnen, dass namentlich in Preussen und in einigen Gegenden Sachsens neben dem Gabelsbergerschen System noch ein anderes zur Geltung gelangt ist, das von Stolze in Berlin. Natürlich wird von den Anhängern desselben behauptet, dass es viel vorzüglicher sei, als das Gabelsbergersche System. Es ist hier nicht der Ort, sich in eine Kritik hierüber einzulassen. Aber das möge mir erlaubt sein anzuführen, dass das Stolze'sche System nur für solche geeignet ist zur Erlernung, welche eine schöne Handschrift besitzen, welche Kalligraphen sind, was bei der Gabelsbergerschen Stenographie nicht nothwendig ist. Der schlechteste Currentschreiber kann dieselbe erlernen. Ich habe Beispiele nach Hunderten erfahren, dass die schlechtesten Currentschreiber ihre Currentschrift durch die Erlernung der Stenographie verbesserten. Auch das ist mir vorgekommen, dass die schlechte Currentschrift beibehalten wurde, aber die stenographische Schrift hinsichtlich ihrer Schönheit in gar keinem Verhältnisse zur Currentschrift stand, dass dieselben Schüler schön stenographierten und schlecht current schrieben. Ein zweites Moment, welches die Erlernung der Stolze'schen Stenographie erschwert, liegt darin, dass sie in ihren eigenen Schriftzügen keine Zeile bietet, während die Gabelsbergersche die Zeile mit der Currentschrift gemein hat. In der Stolze'schen Schrift kann es vorkommen, dass ganze Sätze über die Zeile geschrieben werden. Es muss also eine eingebildete Zeile oder vielmehr eine wirklich gezogene Linie vorhanden sein, während die Gabelsbergersche Stenographie diess nicht nothwendig hat. Und endlich ein dritter Nachtheil des Stolze'schen Systems liegt darin, dass ein und dasselbe Zeichen, nur nach seiner verschiedenen grössern oder kleineren Gestaltung, für mehrere Buchstaben dient. Das ist nun ein Umstand, der bei der schnellen Anwendung zu grosser Undeutlichkeit führen muss, da gleiche Zeichen für ganz verschiedene Buchstaben, nicht etwa für verwandte angenommen werden, wie d und t, b und p. Zum Schlusse meines Vortrags möchte ich mir erlauben, ein Urtheil eines preussischen Gelehrten, des Philosophen Dr. Rosenkranz in Königsberg, über die Gabelsbergersche Stenographie vorzulesen, wie er dasselbe in einer Festrede, die er beim Stiftungsfeste des dortigen Stenographen-Centralvereins gehalten, ausgesprochen hat:

'Wovon hängt das Gedeihen der Stenographie ab? Es hängt von zweierlei ab, einmal von der richtigen Auffassung und zweitens von dem Bedürfniss, denn es hat sich gezeigt, dass in sehr vielen Städten anfangs ein guter Wille dagewesen ist; es haben sich Associationen gebildet und man hat mit grosser Hingebung zu schreiben angefangen, aber nach Verlauf von einigen Jahren ist der Eifer erkaltet. Das ist oft die Folge einer falschen Erwartung gewesen, denn es sind viele an die Stenographie herangegangen, als wenn es eine Kunst und Wissenschaft in höherem Sinne wäre. Die Stenographie ist allerdings eine Kunst, aber eine technische, eine Zeichenschrift, bei der es auf Leichtigkeit und Zweckmässigkeit ankommt. Der Verstand muss das ganze Gebiet dominieren, es ist nicht eine Kunst, in welcher der Schönheitssinn befriedigt wird. Diese Erwartung, als ob man für seine Anschauungen dort irgend etwas Besonderes finden würde, ist desshalb völlig ungerechtfertigt. Die Stenographie ist auch keine Wissenschaft wie die Mathematik oder Grammatik, sie ist eine Wissenschaft nur insofern, als man das Princip kennen lernen muss, aus welchem die Zeichen mit rationeller Consequenz hervorgegangen sind. Aber zuletzt muss man sich doch an ein fixiertes System anschliessen. Es erwarte also Niemand von der Stenographie, was sie nicht gewähren kann: Ideen werden in ihr nicht weiter offenbart, sondern zuletzt kommt es darauf hinaus, dass

man eine gewisse Technik sich aneignet. Je klarer Jemand darüber ist, was er durch die Stenographie erreichen kann, um so mehr wird er sich mit Erfolg der Stenographie widmen, die auch bereits ein Lebensberuf zu werden angefangen hat. Zweitens hängt das Gedeihen der Stenographie vom Bedürfniss ab. Man kann aus Liebhaberei und aus wissenschaftlichen Zwecken Stenograph werden; aber wenn ein noch grösserer Ernst da ist, so ist diess wünschenswerth, das Bedürfniss muss sich aus der individuellen Stellung, die ein Jeder im Leben einnimmt, erzeugen. Derjenige, der nothwendiger Weise viel und schnell zu schreiben hat, dem es darauf ankommt, nur einen kleinen Raum auszufüllen, dem wird es lohnen, Stenograph zu werden, dem wird die Stenographie vom grössten Nutzen sein. Dahin müssen wir eine Menge unserer Geschäftsmänner rechnen; denn unsere heutigen Verhältnisse erfordern immer mehr Beschränkung von Raum und Zeit. Auch der Reisende kann gerade durch die Stenographie seine Beobachtungen in der grössten Schnelligkeit fixieren, namentlich da, wo das Schreiben selbst in den Verdacht der Zauberei bringen kann, wie es in Afrika vorgekommen ist. Wenn der berühmte Reisende Burkhart in Afrika hätte stenographieren können, wie vortrefflich wäre das gewesen! Ebenso wäre sie Owerveg zu Statten gekommen, der am Tsadsee viele Mühen hatte, seine Journale zu führen. Sodann gehört die Stenographie dem öffentlichen Gerichtswesen und dem politischen Leben an. Das habe ich gar nicht weiter auseinander zu setzen. Da nun die Stenographie mit der Oeffentlichkeit unseres ganzen Lebens in einem solch engen Zusammenhange steht, so wollen wir wünschen, dass Deutschland wenigstens in dieser Beziehung einiger werde, mehr als in anderen. Wir alle wünschen die Einigung Deutschlands in wahrem Geiste; aber diese Einigung wird wahrscheinlich weniger durch die diplomatische Politik, als durch die realen Interessen herbeigeführt werden.'

Es wären noch mehrere derartige Aussprüche in diesem Vortrage enthalten; aber ich glaube, es ist so ziemlich das mir zugemessene Zeitmass erreicht und begnüge mich mit dem, was ich über die Anwendung der Stenographie und Einführung des Unterrichts gesagt habe.

von Jan. Obgleich ich selbst von der Stenographie leider nichts verstehe, so erlauben Sie mir doch einige Worte aus meiner Erfahrung zu sprechen. Mein Sohn, Lehrer der Stenographie an dem Gymnasium zu Schweinfurt, erlernte die Stenographie zu einer Zeit, wo noch kein Lehrer da war, gleichsam von selbst mit Hilfe eines Lehrbuches und eines ältern Mitschülers, der sich mit ihm zugleich einübte. Mein Sohn hatte das Unglück, sich die rechte Hand zu verletzen, so dass er nicht längere Zeit anhaltend schreiben konnte und fürchtete, dass er die Vorträge an der Universität, wo er Jura studieren sollte, nicht nachschreiben könnte. Allein er war im Stande alle Vorträge im Ganzen nachzuschreiben. Man macht der Stenographie den Vorwurf, dass man das Geschriebene nicht wieder lesen könne, dass man es umschreiben müsse. Allein dem muss ich aus Erfahrung widersprechen. Denn ich habe meinen Sohn oft an verschiedenen Stellen seiner Collegienhefte vorlesen lassen; und das konnte er ganz geläufig. Er hat auch zu seinen Studien nie etwas Anderes als sein Manuscript benützt. Ich wollte nur bemerken, dass für die Universitäten ein wenn auch mangelhafter Unterricht von grösster Bedeutung ist, da es meinem Sohne ausserdem nicht möglich gewesen wäre, die Vorträge nachzuschreiben.

Präsident stellt an Herrn Gratzmüller die Frage: Von wo haben Sie in Bayern, als von Allerhöchster Stelle der Unterricht befohlen wurde, die Lehrer erhalten?

Gratzmüller. Ich glaube die Frage, woher Stenographielehrer kamen, unschwer be-

antworten zu können. Der Unterricht, wie er in Bayern organisiert ist, hat die Stenographen in Bayern nicht überrascht, als der Befehl von Allerhöchster Stelle gegeben wurde. Bereits seit 1819 wurden von Gabelsberger und einigen seiner Schüler die Verhandlungen des Landtags in Bayern wörtlich aufgenommen, wie es die gedruckten Berichte seitdem zeigen. Es ist also schon durch den Unterricht Gabelsbergers selbst eine grosse Anzahl von Stenographen zur Verfügung gewesen, welche im Stande waren, den Unterricht zu übernehmen. Ausserdem hat sich, namentlich seit dem Tode Gabelsbergers, eine grosse Anzahl von Vereinen in Bayern gebildet, welche es sich zur Aufgabe machten, durch Unterricht die Stenographie zu verbreiten. Dieser Unterricht ist nicht nur Studierenden privatim ertheilt worden, sondern auch Männern verschiedenen Standes und Berufes, wie das auch seit Jahren hier in Augsburg der Fall ist, indem von Seiten des Vereines jährlich ein Unterrichtscurs eröffnet wird, an welchem sich Erwachsene verschiedener Stände und Berufszweige betheiligen und auch derartige Fortschritte machen, dass sie in kurzer Zeit in ihrem Berufe davon Gebrauch machen können. Es ist also in Bayern keine Ueberraschung gewesen, wie der Unterricht in der Stenographie von Oben herab festgesetzt wurde. Es waren Kräfte vorhanden, nur nicht überall. Lehrer an den Gymnasien selbst ertheilten stenographischen Unterricht. Es ist mit der Zeit auch von den verschiedenen Vereinen Unterricht an Gymnasialprofessoren ertheilt worden, wie z. B. in Neuburg a. D., an welchem Gymnasium sämmtliche Lehrer mit Ausnahme eines Einzigen der Stenographie kundig sind.

Präsident. Wenn Sie nun Anfangs eine Anzahl von auswärtigen Lehrern hatten, in welchem Verhältnisse zu den Schülern und zu dem Lehrer-Collegium standen diese?

Gratzmüller. In derselben Stellung, wie z. B. die Lehrer der englischen und italienischen Sprache, die am Gymnasium ihre Unterrichtsstunden geben.

Präsident. Bei uns in Preussen ist kein ganzer Jahrescurs erforderlich; an meiner eigenen Schule haben die Schüler weniger Zeit gebraucht, um Stenographie zu erlernen. Ist das vielleicht bei Ihnen nothwendig?

Gratzmüller. Insofern, als die Fertigkeit von sämmtlichen Schülern erreicht werden soll. Es sind eben auch schwache darunter, auf welche Rücksicht genommen werden muss. Befähigtere leisten schon in der 5. und 6. Woche so viel, als andere am Schlusse des Jahres.

Präsident. Und endlich eine Finanzfrage: In welcher Weise sind die Lehrer der Stenographie besoldet worden?

Gratzmüller. Da ist nun in Bayern eine grosse Aufopferungsfähigkeit zu Tage getreten. Namentlich haben viele unentgeltlich den Unterricht ertheilt. Andere sind von den Schülern honoriert worden. Jetzt ist es so bei uns, dass den Lehrern eine jährliche Remuneration von je 60, 70 bis 100 fl. zukommt.

Präsident. Ich nehme an, dass an Ihrem Gymnasium sich 200 Schüler befinden. Wie viele betheiligen sich denn da am stenographischen Unterricht?

Gratzmüller. In der Regel lernen die Schüler der ersten Gymnasial-Classe Stenographie, und da kann es vorkommen, dass von ungefähr 40 Schülern höchstens 4 oder 5 vom Unterricht wegbleiben; hie und da auch gar Keiner.

Der Präsident stellt die Frage: Ist diese grosse Zahl vielleicht nur an Ihrer Anstalt? Darauf erwiedert Gratzmüller und einige andere Herren aus Bayern, dass die Betheiligung allerdings nicht überall gleich gross sein möge, aber im Ganzen eine rege sei.

Eine Anfrage von Director Classen in Frankfurt: Bedürfen die Schüler ausser den zwei Stunden noch besonderer Nachhilfe oder erwächst ihnen eine besondere Hausarbeit dadurch? — wird verneint. Eben deshalb habe man Jahrescurse eingeführt, weil ein grosser Theil der Schüler wenig Zeit auf häusliche Uebung in der Stenographie verwenden könne.

Eine zweite Anfrage Classens, ob andere Unterrichtszweige durch den stenographischen Unterricht gestört seien, wurde gleichfalls verneint.

Der Präsident spricht den Dank für die zahlreiche Betheiligung an den Verhandlungen aus und die Bitte, dass diejenigen Herren, welche im nächsten Jahre die Versammlung in Meissen besuchen wollen, sich geeignete Stoffe zurechtlegen und dem Präsidium vorher mittheilen möchten. Er wünscht, dass die Herren, die zum ersten Male den Verhandlungen beiwohnten, wenigstens die Lust gewonnen haben auch ferner sich zu betheiligen, und empfiehlt sich deren freundlichem Andenken.

Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern.

Schuljahr 1861/62.

	Zahl d. betheil. Gymnasiasten.
Amberg	17
Ansbach	(nicht angegeben) 6 belobt.
Aschaffenburg	40
Augsburg	St. Anna 31 / St. Stephan 67 } 98
Bamberg	70
Bayreuth	36
Dillingen	33
Eichstädt	45
Erlangen	(nicht angegeben) 11 belobt.
Freising	52
Hof	(nicht angegeben)
Kempten	30
Landshut	66
Metten	48
München	(3 Gymnasien) 78

	Zahl d. betheil. Gymnasiasten
Münnerstadt	(im verfloss. Schuljahre kein sten. Unterricht)
Neuburg a. D.	30
Nürnberg	(nicht angegeben)
Passau	11
Regensburg	19
Scheyern	13
Schweinfurt	14
Speier	28
Straubing	30
Würzburg	38
Zweibrücken	62
An isolierten Lateinschulen:	
Günzburg	8 Schüler.
Landau i/Pf.	8 „
	891 Schüler.

Von 29 Gymnasien hatten 28 stenographischen Unterricht. Von 4 Gymnasien ist die stenogr. Schülerzahl nicht bekannt gegeben; von 2 sind nur die Belobten bekannt gegeben.

Dir. Gratzmüller.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Arnold in München.
2. Dr. Autenrieth in Erlangen.
3. Bäumlein in Maulbronn.
4. Bacher in Oettingen.
5. Bauer in Ansbach.
6. Bauer in München.
7. Biel in Neustadt a/A.
8. Bieringer in Kitzingen.
9. Butters in Zweibrücken.
10. Dr. Classen in Frankfurt.
11. Dr. Cron in Augsburg.
12. Daniel in Halle.
13. Dr. Dietsch in Plauen.
14. Dr. Doederlein in Erlangen.
15. Döhlemann in Neustadt a/A.
16. Dombart in Nürnberg.
17. Dorfmüller in Augsburg.
18. Dreykorn in Zweibrücken.
19. Dr. Eckstein in Halle.
20. Dr. Enderlein in Schweinfurt.
21. Dr. Firnhaber in Wiesbaden.
22. Dr. Fischer in Greifswalde.
23. Gebhardt in Hof.
24. Director Dr. Geffers in Göttingen.
25. Dr. Giesebrecht in München.
26. Gürsching in Augsburg.
27. Haug in Reutlingen.
28. Högg in Ellwangen.
29. Dr. v. Jan in Schweinfurt.
30. Director Dr. Klix in Glogau.
31. Kohl in Memmingen.
32. Krafft in Neustadt a/H.
33. Kratz in Stuttgart.
34. Kurz in München.
35. Lamparter in Tübingen.
36. Leonhard in Ellwangen.
37. Linsmayer in München.
38. Lössl in Augsburg.
39. Dr. M. Mezger in Augsburg.
40. W. Mezger in Augsburg.
41. Dr. Müller in Hannover.
42. Müller in Zweibrücken.
43. Nagler in Augsburg.
44. Oeffner in Zweibrücken.
45. Oppenrieder in Augsburg.
46. Piringer in Kremsmünster.
47. Dr. Raspe in Güstrow.
48. Rauch in Augsburg.
49. Rehm in Memmingen.
50. Reinlein in Augsburg.
51. Riedenauer in Kempten.
52. Ritter in Dessau.
53. Rott in Passau.
54. Dr. Schiller in Ansbach.
55. Schmitz in Regensburg.
56. D. Schnitzer in Ellwangen.
57. Schöntag in Augsburg.
58. Dr. Simon in Edenkoben.
59. Staehlin in Augsburg.
60. Staehlin in Nördlingen.
61. Stanko in München.
62. Stengel in Augsburg.
63. Weiss in Bergzabern.
64. Westermayer in Baireuth.
65. Dr. Wiegand in Worms.
66. Dr. Wolff in Berlin.
67. Zettel in Eichstädt.

Protocolle der Sitzungen der germanistischen Section.

Die neue Abzweigung der Philologenversammlung, die germanistische Section, die im vorigen Jahre in Frankfurt auf Antrag der Proff. Bartsch, Rud. v. Raumer und Wilh. Wackernagel war beschlossen worden, trat dieses Mal zuerst zusammen und constituierte sich.

Die eingeschriebenen Mitglieder waren:

1. Dr. Barack, fürstl. Hofbibliothekar in Donaueschingen.
2. Dr. Karl Bartsch, Prof. in Rostock.
3. Amand Baumgarten, Prof. in Kremsmünster.
4. Dr. Anton Birlinger aus München.
5. Dr. Julius Braun aus München.
6. Luitpold Brunner, Prof. in Augsburg.
7. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
8. Joseph Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
9. Director Dr. Dietsch aus Plauen.
10. Dr. Heinrich Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde.
11. Dr. Frauer, Prof. am Gymnasium in Schaffhausen.
12. Dr. G. K. Frommann, Bibliotheksvorstand des germanischen Museums in Nürnberg.
13. Benedict Greiff, Studienlehrer und Bibliothekar in Augsburg.
14. Dr. Heinzel, Gymnasiallehrer in Linz.
15. Th. Herberger, Archivar in Augsburg.
16. Dr. Hertz, Privatdocent in München.
17. Dr. Hoffmann aus Augsburg.
18. Hoffmann v. Fallersleben, Prof. in Corvey.
19. H. Högg, Prof. in Ellwangen.
20. Dr. H. Holland aus München.
21. Dr. Reinhold Köhler, grossherz. Bibliothekar in Weimar.
22. Dr. M. Lexer aus Nürnberg.
23. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a/S.
24. Dr. Moriz Mezger, Studienlehrer in Augsburg.
25. Ludwig Müller, Studienlehrer in Nördlingen.
26. Adolf Mussafia, Prof. in Wien.
27. J. Opel, Gymnasiallehrer in Halle a/S.
28. Dr. Rudolf v. Raumer, Prof. in Erlangen.
29. Dr. Peter Riepl, Gymnasiallehrer in Linz.
30. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen.
31. Dr. Schnitzer, Prof. in Ellwangen.
32. Ludwig Sieber, Gymnasiallehrer in Basel.
33. R. F. Ch. Vilmar, Prof. und Consistorialrath in Marburg.
34. W. Wackernagel, Prof. in Basel.
35. Gustav v. Wohnlich aus Augsburg.
36. M. Zillober, Prof. in Augsburg.

In der ersten Sitzung (24. Septbr.) wurden zuvörderst durch Acclamation Wilh. Wackernagel zum Vorsitzer und Rud. v. Raumer zu dessen Stellvertreter, zu Schreibern aber auf Vorschlag des Vorsitzenden Lexer und Fischer gewählt.

Nach einer kurzen Eröffnungsrede Wackernagels, welche auf die Bedeutung dieser Section und auf die Zweckmässigkeit hinwies, dass sich in ihr mit den eigentlichen Germanisten die Forscher der romanischen und der slavischen Sprache und Litteratur vereinigen möchten, ward ein von R. v. Raumer vorgelegter Statutenentwurf berathen und derselbe mit geringen Abänderungen angenommen, wie folgt.

§. 1. Der Verein germanistischer Philologen bildet eine Abtheilung des deutschen Philologenvereines.

§. 2. Jeder germanistische Philologe, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 3. Die wissenschaftlichen Vertreter der romanischen und der osteuropäischen Philologie werden als Mitglieder der germanistischen Abtheilung betrachtet.

§. 4. Der Verein germanistischer Philologen ordnet sich der allgemeinen deutschen Philologenversammlung in folgender Weise ein:

Die germanistischen Philologen betheiligen sich an der Eröffnungssitzung der Philologenversammlung. Nach deren Schluss versammeln sie sich in dem ihnen zugewiesenen Locale zur Abhaltung ihrer ersten Sitzung.

Ihre zweite und dritte Sitzung halten die germanistischen Philologen am zweiten und dritten Tage der Versammlung in der Weise, dass wenigstens an einem Tage die für die pädagogische Section bestimmten Stunden frei bleiben.

An der Schlusssitzung der Hauptversammlung nehmen die germanistischen Philologen wieder Theil.

§. 5. In der dritten Sitzung wählen die Mitglieder des Vereines einen Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung und dessen Stellvertreter.

§. 6. Im Beginne ihrer ersten Sondersitzung zeichnen sich die Mitglieder des Vereines in ein dazu aufliegendes Buch ein und bestellen dann nach dem Vorschlage des Vorsitzenden zwei Schriftführer.

§. 7. In den Sitzungen der germanistischen Philologen finden statt:

a) Zusammenhängende Vorträge über die Fragen der germanischen wie der romanischen und ost-europäischen Philologie und Besprechungen über den Inhalt dieser Vorträge.

b) Mittheilungen und Besprechungen über die Fragen der Wissenschaft und über Angelegenheiten des Vereines.

Hierauf folgte eine Mittheilung Siebers über die in seinem Heimathland unternommenen Arbeiten für ein neues Schweizerisches Idiotikon; es knüpfte sich daran von Seiten der Herren Frommann, Vilmar und Wackernagel eine Besprechung über das zweckmässigste Verfahren, das in solchen Fällen beim Sammeln des Stoffes zu beobachten, und über die Frage, ob nur der gegenwärtig lebende oder auch der ausgestorbene frühere Bestand einer Mundart zu berücksichtigen sei. Weiter forderte R. v. Raumer (nicht umsonst) zu thatkräftiger Unterstützung auf, damit Frommanns Zeitschrift für die deutschen Mundarten wieder ins Leben könne gerufen werden; Bartsch aber im Auftrage Adelbert v. Kellers berichtete, wie weit dessen Arbeit über die Mundart Schwabens bereits gediehen sei, und ersuchte um Beiträge, namentlich aus älteren Quellen.

Die zweite Sitzung (25. Septbr.) eröffnete Braun mit einer Reihe mythologisch-etymologischer Zusammenstellungen, deren Zweck die Zurückführung der 'nordischen Ideenkreise' auf ägyptischen Ursprung war. Ein hierauf folgender längerer Vortrag Rud. v. Raumer's suchte zu beweisen, dass die deutsche Sprachforschung von der Beobachtung der Gegenwart ausgehen und von der hier gewonnenen Grundlage aus in die vergangenen, nur durch die Schrift überlieferten Sprachzustände eindringen müsse. Der Vortragende führte dies

in besonderer Beziehung auf Mundart und Schriftsprache aus und zeigte, wie sich die verschiedene Natur dieser beiden aus der verschiedenen Art ihrer Fortpflanzung erklärt. Die daran anschliessende Verhandlung (Fischer, Raumer, Vilmar, Wackernagel) erörterte namentlich die Frage, in welchem Verhältniss die vorgetragenen Ansichten zu denen Jac. Grimms stehen.

Zum Beginn der dritten Sitzung (26. Septbr.) ward statutengemäss die Wahl der Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung vorgenommen. Man beschloss dieselben unter den Gelehrten Leipzigs zu suchen, und ward sonach Hr. Prof. Zarncke zum Vorsitzer, Hr. Prof. Moebius zu dessen Stellvertreter erwählt. Sodann ein Vortrag, der letzte dieser Zusammenkunft, von Bartsch über die Fragen: Ist das deutsche Volksepos aus Liedern hervorgegangen, und ist diese Entstehung an unserem Nibelungenliede nachweisbar? Die erste dieser Fragen wurde zwar bejaht, die letztere jedoch verneint, da die durchgehend gleichmässigen Eigenthümlichkeiten des Reimes, die mit erschöpfender Genauigkeit nachgewiesen wurden, es nicht gestatteten für das Nibelungenlied mehr als einen Dichter anzunehmen; zugleich ward dargethan, dass für Herstellung des richtigen Textes weder die Handschrift A noch die Handschrift C einen ausschliesslichen Vorzug ansprechen dürfe. Bei der Verhandlung, die wegen vorgerückter Zeit auf

die vierte Sitzung (27. Septbr.) musste verschoben werden, und an der sich ausser Bartsch, Fischer und Wackernagel auch Gäste aus andern Sectionen (die Herren Hassler und Köchly) betheiligten, trat nur Wackernagel für die Theorie Lachmanns und nur für das Wesentliche darin auf: jene gleichmässig österreichische Art des Reimes habe sich ebenso nothwendig ergeben müssen, wenn die einzelnen Lieder alle in Oesterreich gesammelt und von einem Oesterreicher verarbeitet wurden; der neulichen Annahme Pfeiffers, dass das Nibelungenlied von dem Kürenberger gedichtet sei, fehle jede Begründung. Allerdings beruhe auch die Lachmann'sche Wiederherstellung der alten Lieder nicht überall auf sicherem Grunde, da gewiss über dieselben nicht bloss eine Erweiterung, sondern auch mannigfache Kürzung und sonstige Aenderung ergangen sei; manche von den Strophen, die nur B und C enthalten, möge nicht erst später zugesetzt sein, sondern aus den noch fortlebenden alten Liedern entnommen. Schliesslich brachte Rud. v. Raumer noch den Wunsch Konrad Hofmanns zur Sprache, dass die Section für eine kritische Ausgabe sämmtlicher althochdeutschen Glossen sorgen möchte, und ward sodann durch einige Dank- und Abschiedsworte des Vorsitzenden die diessjährige Versammlung für geschlossen erklärt.

Noch ist zu erwähnen, dass den Germanisten auf Anlass dieser ihrer ersten Zusammenkunft Birlingers Schrift über die Augsburger Mundart und Greiffs Ausgabe der Augsburger Bruchstücke von Wernher's Marienleben zugeeignet worden; ausserdem ward ihnen zur Vertheilung die neue Bearbeitung der Skeirein von Vollmer und zur Niederlegung in der Stadtbibliothek Diemers Genesis und Exodus überreicht.

VERHANDLUNGEN

DER

ZWEIUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

MEISSEN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1863.

MIT EINER LITHOGRAPHIERTEN TAFEL.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1864.


BIBLIOTHECA BODLEIANA
DOMINA
NUS
ILLUMEA

Inhalt.

	Seite
Ursprüngliche und revidierte Statuten	1—4
Bekanntmachungen	5—7
Thesen für die pädagogische Section	7—10
Mitgliederverzeichnis	11—14
Erste allgemeine Sitzung	15—61
Eröffnung und Geschäftliches	15—18
Dietsch. Vortrag: über Lessing als Philologen	18—41
Debatte darüber	42—44
Prof. Dr. *G. Curtius:* über die localistische Auffassung der Casus	45—50
Debatte darüber	51—61
Sitzung am 30. September	62—74
Prof. Dr. *Zarncke:* Rede zum Gedächtnis von Jacob Grimm und zur Eröffnung der germanistischen Section	62—66
Dr. *Mordtmann:* zur Geschichte der Zigeuner	66—73
Mittheilungen	74
Sitzung am 1. October	75—103
Prof. Dr. *Steinthal.* Vortrag: über die Beziehung der Psychologie zur Philosophie	75—83
Prof. Dr. *Gosche.* Vortrag: über phrygische Inschriften	84—103
Zweite allgemeine (Schluss-)**Sitzung** am 2. October	104—148
Tagesordnung	104
Debatte über die Augsburger Beschlüsse und über den Ort zur nächsten Versammlung	105—110
Prof. Dr. *Schwabe.* Vortrag: die Wiederauffindung und erste Verbreitung Catull's im 14. Jahrhundert	111—120
Prof. Dr. *G. Lange.* Vortrag: über die transitio ad plebem	120—135
Debatte darüber	136—138
Prof. Dr. *G. Linker:* Kurze Bemerkung über Hor. Ep. 16	138—142
Debatte darüber	142—146
Schlusswort von *Dietsch*	146
Erwiederung von Prof. Dr. *Haase*	147

Seite.

Verhandlungen der pädagogischen Section, abgefasst vom Secretär *R. Richter* . . 149—181
Vorbereitende Sitzung 149
Erste Sitzung am 30. September . . . . . 149—162
Zweite Sitzung am 1. October . . . . . 162—181
Verhandlungen der germanistischen Section . . . . . 182—219
Mitgliederverzeichnis 182
Constituierende Sitzung . . . . . 182—183
Erste Sitzung am 30. September . . . . . 183—185
Prof. Dr. *Möbius:* Uebersicht des Studiums der altnordischen Philologie im skandinavischen Norden. Auszug . . . . . 183 f.
Debatte über ein Denkmal für J. Grimm . . . . . 184—185
Zweite Sitzung am 1. October . . . . . 185—205
Prof. Dr. *Bartsch:* über das älteste deutsche Passionsspiel. Auszug . . 185 f.
Dr. *Bechstein:* Kleinere Mittheilungen und Bemerkungen über periodische Schriften der deutschen Philologie (Pfeiffer's Germania. Fromann's Mundarten, des Redners Museum) . . . . . 186—190
Prof. Dr. *K. A. F. Mahn.* Vortrag: über die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie . . . . . 190—198
Bemerkungen mehrerer Mitglieder . . . . . 198—199
Prof. *Mussafia:* Mittheilungen über das altfranzösische Heldengedicht: la prise de Pampelune 200
Prof. Dr. *Dietrich:* über die Runen als Bilderschrift. Auszug . . . . . 200—202
Debatte darüber 202
Fortsetzung der Debatte über die Grimm-Stiftung . . . . . 203—205
Ausserordentliche Sitzung am 2. October . . . . . 205—219
Schluss der Debatte über die Grimm-Stiftung . . . . . 205—212
Dr. *Hildebrand:* über den Meissnischen Dialekt. Auszug . . . . . 212—217
Debatte darüber 217
Nachtrag 219
Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 220—222
Protokoll über die Sitzungen der orientalischen Section . . . . . 223—224

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.[1])

---

1) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen (†) — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Privat-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höhern Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

docent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von nahezu einem Vierteljahrhundert zwölf gestorben. Möge es den überlebenden fünfzehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.[1])

1) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

Die *zweiundzwanzigste* Versammlung **deutscher Philologen und Schulmänner** wird dem in Augsburg gefassten Beschlusse gemäss dieses Jahr in Meissen abgehalten werden, und es sind für dieselbe in gewissenhafter Berücksichtigung aller Interessen und nach Massgabe localer Verhältnisse mit Genehmigung der höchsten Behörde die Tage vom *29. September bis 2. October* festgesetzt worden. Die Unterzeichneten laden zu zahlreicher Betheiligung an derselben alle nach den Statuten dazu Berechtigten ergebenst ein. Wegen der Beschaffung von Quartieren bitten wir um möglichst baldige Anmeldung und zugleich auch um eine Erklärung darüber, ob man von der bekannten liberalen Gastfreundschaft der Einwohner Meissens Gebrauch machen wolle oder eine andere Wohnung vorziehe. Ebenso sprechen wir die Bitte aus, Vorträge für die allgemeinen Sitzungen sowie für die vielleicht sich constituierende archäologische Section, und Thesen für die Verhandlungen der pädagogischen Section bei einem der Unterzeichneten anzumelden, mit dem Bemerken, dass von den Orientalisten der Herr Professor Dr. Flügel in Dresden, von den Germanisten der Herr Professor Dr. Zarncke in Leipzig zu Präsidenten erwählt worden sind.

Meissen und Plauen am 4. Juni 1863.

Dr. *Friedrich Franke*, Präsident.
Dr. *Rudolph Dietsch*, Vicepräsident.

III.

Programm.

28. *September* Abends 7 Uhr: Begrüssung in geselliger Zusammenkunft auf dem Felsenkeller.
29. *September* Morgens 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Vorträge. Darnach Constituierung der Sectionen.
2 Uhr: Gemeinsames Mittagsessen in der Sonne.
Abends gesellige Zusammenkunft.
30. *September* Morgens 8 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
9 Uhr: Sitzung der Orientalisten.
10 Uhr: Sitzung der Germanisten.
1 Uhr: Mittagsessen in besonders zu vereinbarenden Localen.
Nachmittag: Fahrt nach Dresden.
Nach dem Theater gesellige Zusammenkunft in der Bellevue der Brühl'schen Terrasse.
1. *October* Morgens 8 Uhr: Sitzung der Germanisten.
9 Uhr: Sitzung der Orientalisten.
10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
1 Uhr: Mittagsessen.
Nachmittag: Besichtigung des Doms und Spaziergang.
Abends gesellige Zusammenkunft.
2. *October* Morgens 9 Uhr: Zweite (letzte) allgemeine Sitzung.

IV.

Zum Programm.

I. Vorträge

für die allgemeinen Sitzungen (29. Sept. und 2. Oct. 9 Uhr):

1. Von Herrn Rector Dietsch in Plauen: G. E. Lessing als Philolog.
2. Von Herrn Professor Müller in Freiberg: Ueber den cimonischen Frieden.
3. Von Herrn Professor Lange in Giessen: Ueber die transitio ad plebem.
4. Von Herrn Professor Gosche in Halle: Ueber phrygische Inschriften.
5. Von Herrn Dr. Steinthal in Berlin: Ueber die Beziehung der Philologie zur Psychologie.
6. Von Herrn Professor Curtius in Leipzig: Ueber die localistische Casustheorie mit besonderer Rücksicht auf das Griechische und Lateinische.
7. Von Herrn Professor Fritzsche in Leipzig: Ueber die Idyllendichtung der Alten.
8. Von Herrn Dr. Bechstein in Leipzig: Die Programmenliteratur, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel.
9. Von Herrn Dr. Benseler in Leipzig: Ueber einige charakteristische Verschiedenheiten der griechischen und deutschen Namengebung.
10. Von Herrn Professor Schwabe in Giessen: Ueber die Wiederauffindung Catulls im 14. Jahrhundert.

II. Thesen

für die pädagogische Section (30. Sept. 8 Uhr und 1. Oct. 10 Uhr):

1.

Thesen, den physikalischen Unterricht betreffend.

1. Für den physikalischen Unterricht auf dem Gymnasium muss das Experiment den Ausgangspunkt, die mathematische Begründung den Schlusspunkt bilden.
2. Die Hypothesen übersteigen im Allgemeinen den Standpunkt des Gymnasialunterrichtes.
3. Die Anordnung des Unterrichtsstoffes hat soviel als möglich der historischen Entwickelung der Wissenschaft zu folgen.

Die Lehrerbildung betreffend.

1. Es ist nothwendig, dass die praktische Ausbildung der Lehrer mehr als bisher von den Regierungen organisiert werde.

2. Zu diesem Zwecke ist eine genügende Anzahl mit Gymnasien verbundener pädagogischer Seminarien einzurichten, an denen die Candidaten ihre praktische Ausbildung erfahren.

3. Diese Ausbildung wird erlangt:

a) Durch die Anschauung eines wohl organisierten Gymnasiums,

b) durch die auf methodische Unterweisung gerichtete Anleitung der Lehrer des Gymnasiums (Seminarlehrer),

c) durch die eigene praktische Uebung der Candidaten, welche nach Anleitung und unter geordneter Aufsicht der Seminarlehrer erfolgt.

4. Vor dem Besuche des Seminars haben die Candidaten in einer Prüfung, die vor einer vorzugsweise aus Universitätsprofessoren zusammengesetzten Commission abzulegen ist, nachzuweisen, ob sie die erforderliche philosophische Bildung und in welchen Gegenständen sie die wissenschaftliche Befähigung erworben, den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen zu übernehmen.

5. Nach dieser Prüfung haben sich die Candidaten alsbald an eines der pädagogischen Seminarien zu begeben und dort bis zum Beginn des Jahrescursus, mindestens aber ein Vierteljahr, durch eifriges Hospitiren sich eine oberflächliche Anschauung von der herschenden Disciplin, der Methode und den Unterrichtspensen zu verschaffen, namentlich aber auch in denjenigen Gegenständen, in welchen sie eine wissenschaftliche Prüfung nicht bestanden, aber eine Facultas für die unteren und mittleren Klassen zu erhalten wünschen, sich soweit vorzubereiten, dass ihnen der Unterricht darin versuchsweise während ihres Uebungsjahres übertragen werden kann.

6. Der Unterricht im Gymnasium wird in I. ausschliesslich, in den übrigen Klassen nur zum geringeren Theile von einer mässigen Anzahl von Seminarlehrern ertheilt, indem die übrigen Klassen grösstentheils von einer etwa doppelt so grossen Anzahl von Candidaten (Seminaristen) nach einem festen und detaillierten Lehrplane und unter fortlaufender Anleitung und Aufsicht der Seminarlehrer unterrichtet werden.

7. Die Seminarlehrer haben, ausser ihren eigenen Unterrichtsstunden, im Gymnasium, in bestimmten Stunden den Seminaristen eine methodische Unterweisung für ihre Lehrfächer zu geben, die eine Uebersicht über den Zweck der betreffenden Disciplin giebt, die Ausdehnung und Vertheilung des auf dem Gymnasium zu bewältigenden Lehrstoffes und die auf den einzelnen Stufen zu beobachtende Methode behandelt, ausserdem aber in geordneter Weise den Unterricht zu beaufsichtigen.

8. Die Seminaristen haben das, was sie geleistet, dem Collegium und ihren Commilitonen in zahlreichen Prüfungen vorzuführen. Diese Prüfungen, in welchen auch zeitweilig einzelne Lehrer ihre Methode darlegen, dienen den Candidaten zugleich dazu, einen steten Ueberblick über das Ineinandergreifen der einzelnen Pensen zu erhalten und an den Vorzügen und Mängeln ihrer Commilitonen sich ihrer eigenen Mängel deutlicher bewusst zu werden.

9. Die Seminaristen haben den Schülern gegenüber die Rechte eines Lehrers; den Seminarlehrern haben sie in allen auf den Unterricht bezüglichen Anordnungen Folge zu leisten, überhaupt aber in ihnen ältere berathende Freunde zu sehen, deren Mahnungen in Bezug

	I.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IV.	V.	VI.	Seminar.	
Direktor.	Lat. 2. Hebr. 2. Geschichte 3.								Pädagogik 2. Hebräisch ½. Geschichte ½—1.	10½ St.
1. Oberlehrer.	Griech. 6.	Lat. 4. Deutsch 2.							Griechisch 1. Lateinisch 1.	14 St.
2. Oberlehrer.	Mathematik 4. Physik 2.		Mathem. 2. Deutsch 2. Franz. 2.						Mathemat. 1. Physik 1.	14.
3. Oberlehrer.	Lat. 6. Relig. 2.			Lat. 4.					Religion 1.	13.
4. Oberlehrer.	Deutsch 3. Französ. 2.				Franz. 2. Gesch. 3.		Lat. 2.		Deutsch 1. Französ. ½.	13½.
5. Oberlehrer.						Griech. 6.	Relig. 3. Naturgesch. 2.	Lat. 2. Geographie 2.	Geogr. ½. Naturgesch. ½.	16.
Hülfslehrer.		10 St. Singen.				Zeichnen 2.	Schreiben 2. Zeichnen 2.	Religion 3. Schreiben 3. Zeichnen 2.		24.
Seminarist. a.		Lat. 6. Rel. 2.			Deutsch 2. Relig. 2.					12.
Sem. b.			Lat. 6. Hebr. 2.		Griech. 6.					14.
„ c.		Math. 3. Physik 2.	Math. 3.		Lat. 4. Naturgesch. 2.					14.
„ d.		Griech. 6.			Math. 3.	Relig. 2. Franz. 2.				13.
„ e.				Deutsch 2. Relig. 2. Gesch. 3.		Lat. 6.				13.
„ f.		Gesch. 3. Franz. 2.			Lat. 6.		Geogr. 2.			13.
„ g.			Lat. 4.				Lat. 8. Deutsch 2.			14.
„ h.			Griech. 6.			Lat. 4. Rechnen 3.				13.
„ i.				Lat. 6.			Rechnen 4. Franz. 3.			13.
„ k.		Hebr. 2.		Griech. 6.		Deutsch 2 Gesch. 3.				13.
„ l.			Relig. 2. Gesch. 3.					Lat. 8. Deutsch 2.		15.
„ m.				Math. 3. Phys. 2. Franz. 2.				Naturgesch. 2. Rechnen 4.		13.
	32.	42.	32.	30.	30.	30.	30.	28.	11.	

auf etwaige disciplinarische Missgriffe sie dankbar entgegen nehmen werden. Ausdrückliche Rügen hat ihnen nur der Director zu ertheilen.

10. Für ihre Bethätigung während des Uebungsjahres ist den Seminaristen eine angemessene Remuneration zu gewähren.

11. Am Schlusse des Uebungsjahres haben die Candidaten vor einer aus praktischen Schulmännern bestehenden Commission ihre Amtsprüfung abzulegen, in welcher sie sich über ihre pädagogische und praktische Ausbildung auszuweisen haben, zugleich aber mit Rücksicht auf ihre in dem Uebungsjahr entwickelte Thätigkeit festzustellen ist, ob sie auch in andern Disciplinen, in denen sie eine wissenschaftliche Vorprüfung noch nicht bestanden, die Vorbildung besitzen, dass ihnen in denselben der Unterricht in den mittleren und unteren Klassen übertragen werden kann. Jede Erweiterung der Facultas für die oberen Klassen ist vor einer wissenschaftlichen Prüfungscommission festzustellen.

S. beifolgenden Lectionsplan.

Professor *Erler* in Züllichau.

2.

1. Die öffentlichen Examina auf den Gymnasien beim Schluss der Jahrescurse sind zwecklos und unter Umständen sogar schädlich; sie sind deshalb zu beseitigen.

2. Oeffentliche Schulfeiern, sei es in der Form der s. g. Redeactus oder freierer Feste, sind für das Leben der Schule nothwendig, aber so um in den Schülern das Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen zu wecken und zu erhalten, wie um dem theilnehmenden Publicum einen Einblick in den in der Anstalt waltenden Geist zu gewähren.

3. Die s. g. Redeactus müssen einen bestimmten Gedanken hervortreten lassen, durch welchen die Wahl ihres Inhalts, der Gesänge, Declamationen und freien Vorträge bestimmt wird. Ihre häufigere Wiederkehr z. B. als s. g. Abendunterhaltungen erscheint im Interesse der Schüler unzulässig. Ihre Stelle haben sie nur bei den Anlässen, welche theils die Schule selbst (Einweisungen, Jubeltage, Entlassungen von Abiturienten, Jahresschlüsse, mit denen die öffentliche Verkündigung der erfolgten Versetzungen und die Vertheilung von Prämien unbedenklich verbunden werden,) theils das Leben der Gemeinde oder des Volkes bietet. Die bei solchen Gelegenheiten von den Lehrern zu haltenden Reden müssen ihnen folgen, nie vorausgehen.

4. Die im Freien zu haltenden Schulfeste schliessen sich, wo nicht altes Herkommen gewisse Tage bestimmt, am passendsten an die grossen Gedenktage des Vaterlandes an. Lied und Wort müssen auch ihren Mittelpunkt bilden und die gemeinsamen zur Unterhaltung dienenden Spiele bei denselben einen turnerischen Charakter annehmen. Die eigentlichen Turnfeste gehören auf den Turnplatz.

Director *Klix* in Glogau.

3.

1. Die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten ist trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig.

2. Mittheilung und Besprechung eines Planes zu einem Jahresberichte für das höhere Schulwesen.

Rector *Eckstein* in Leipzig.

4.

Ueber die philosophische Propädeutik in den Gymnasien sind so entgegengesetzte Ansichten aufgestellt und mit deren Methode so viele Experimente gemacht worden, dass es an der Zeit scheint, sind die beiden Fragen: 1) soll die philosophische Propädeutik auf den Gymnasien beibehalten werden? und 2) wie ist sie am besten zu lehren? einen Beschluss herbeizuführen. Der Unterzeichnete erklärt sich für die Bejahung der ersten Frage und für die Behandlung als eines besondern Unterrichtsgegenstands, welche aber den Anschluss an die übrigen Unterrichtszweige und namentlich die Benutzung des in ihnen Gewonnenen zum Augenmerk haben muss.

Rector *Dietsch* in Plauen.

5.

Die Lehrerversammlung wolle beschliessen, dass die Einführung des Stenographie-Unterrichts nach Gabelsbergerschem System in den höhern Lehranstalten von den Schulbehörden und Lehrern kräftig zu fördern sei.

Senator Dr. *Eggers* in Berlin.

V.

Verzeichniss der Mitglieder der zweiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

1. Dr. Ackermann, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.
2. Director Dr. Ahrens aus Hannover.
3. Dr. Karl Andree, Consul aus Leipzig.
4. Prof. Dr. Arnold aus Halle.
5. Ferdinand Ascherson, Dr. phil., aus Berlin.
6. Progymnasiallehrer Augustin in Meissen.
7. Dr. Baltzer, Gymnasiallehrer in Dresden.
8. Prof. Dr. Karl Bartsch aus Rostock.
9. Dr. Fedor Bech, Gymnasiallehrer aus Zeitz.
10. Dr. Reinhold Bechstein aus Leipzig.
11. Dr. Paul Becker, k. russ. wirkl. Staatsrath aus Dresden.
12. Walter Friedrich Adolf Behrmauer, Dr. phil., aus Dresden, Secretair der k. s. Bibliotheken.
13. Dr. Eduard Benseler aus Leipzig.
14. Professor Dr. Bergmann, Prorector am Gymnasium zu Brandenburg a/H.
15. Dr. Berkholz, Consistorialrath aus Riga.
16. Dr. Bernhardy, Geh. R.-R. und Prof. aus Halle.
17. B. Beyer (Privatgelehrter), Particulier in Freystadt bei Graudenz.
18. Adjunct Biermann aus Brandenburg.
19. Dr. Bloch aus Berlin.
20. Dr. phil. Karl Bossler aus Darmstadt.
21. Pastor Böttcher aus Dresden.
22. Dr. Bouterweck aus Kloster-Rossleben.
23. Boxberger, Realschullehrer aus Erfurt.
24. von Bradke, Hofrath aus St. Petersburg.
25. Prof. Dr. Brandstäter aus Danzig.
26. Braun, Schulvorsteher in Görlitz.
27. Dr. Wilhelm Brennecke, Director der Realschule aus Posen.
28. Dr. Herrmann Brockhaus, Professor aus Leipzig.
29. Dr. Bernhard Brückner, Gymnasiallehrer aus Zwickau.
30. Buchbinder, Professor aus Schulpforta.
31. Dr. Bursian, Professor an der Universität Tübingen.
32. Dr. O. Busch, Oberlehrer aus Meissen.
33. Cand. ph. Schnorr von Carolsfeld aus Dresden.
34. G. J. Comfort aus New-York (Romanist).
35. G. Crasso, Inspector aus Meissen.
36. Dr. C. H. Creizenach, Gymnasiallehrer zu Frankfurt a/M.
37. Hermann v. Criegern, Cand. theol. aus Dresden.
38. Prof. Dr. Georg Curtius aus Leipzig.
39. Dr. Delitzsch aus Erlangen, Professor.
40. H. Dencker, Domainenrath in Dresden.
41. Friedr. Diderici. Dr. Professor aus Berlin.
42. Dr. Carl Wilhelm Dietrich, Gymnasiallehrer aus Freiberg.
43. Ger.-Dir. Adv. Dietrich aus Meissen.
44. Professor Dr. Dietrich aus Marburg.
45. Prof. Dr. Rudolph Dietsch, Director des Gymnasiums in Plauen, Vicepräsident der Versammlung.
46. Dr. M. Dinse, Gymnasiallehrer aus Berlin.
47. Prof. Dr. Gottlob Bernhard Dinter aus Grimma.
48. Dr. Dohmke, Gymnasiallehrer in Leipzig.
49. Prof. Dr. Döhner aus Meissen.
50. Kirchen- und Schulrath Dr. Döhner aus Zwickau.
51. Dr. Dryander, Prof. am Kgl. Päd. in Halle.
52. Prof. Dr. Duentzer, Bibliothekar aus Köln.
53. Dr. Ebert, Professor aus Leipzig.
54. Dr. Fr. A. Eckstein, Rector und Prof. in Leipzig, Präsident der pädagogischen Section.
55. Holm von Egidy, Amtshauptmann zu Meissen.
56. Hans v. Elterlein, Hauptmann v. d. A. und Rentbeamter der Landesschule Meissen.
57. G. J. Eltz, Candidat der Philologie aus Leipzig
58. Gymnasial-Inspector Engelmann aus Mitau.
59. Dr. Erler, Professor am Pädagogium bei Züllichau

60. Dr. Erler, Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig.
61. Prof. A. Ernst aus Frankfurt a/M.
62. Oberl. Dr. C. M. Evers aus Crefeld.
63. Staatsminister Dr. v. Falkenstein aus Dresden.
64. Gymnasiallehrer Fischer aus Soest.
65. Dr. Th. Flathe, Oberlehrer aus Plauen.
66. A. Fleckeisen, Dr., Professor aus Dresden.
67. Prof. Dr. H. L. Fleischer aus Leipzig.
68. Prof. Dr. Gustav Flügel aus Dresden, Präsident der orientalistischen Section.
69. Dr. Förtsch, Gymn.-Director aus Naumburg a/S.
70. Dr. Foss, Professor aus Berlin.
71. Dr. Friedrich Franke, Rector und erster Professor der Landesschule Meissen, Präsident der Versammlung.
72. Subconrector Dr. R. Franke aus Gera.
73. Domprediger Franz zu Meissen.
74. Archidiaconus M. Freytag in Meissen.
75. Friede, Gymnas.-Oberlehrer aus Breslau.
76. Staatsrath Dr. Fritzsche, Akademiker aus St. Petersburg.
77. Prof. Dr. Franz Volkmar Fritzsche aus Rostock.
78. Dr. Fritzsche, Gymnasiallehrer aus Güstrow.
79. Dr. Hermann Frohberger, Oberlehrer aus Grimma.
80. Dr. Julius Fürst aus Leipzig.
81. Geheimerath Dr. von der Gabelentz aus Proschwitz.
82. Wilhelm Theodor Gast, Dr. phil. aus Wittenberg.
83. Dr. G. Gebauer, Conr. aus Zwickau.
84. Prof. Gebhardt aus Hof.
85. Geh. Kirchen- u. Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden.
86. Alfred Gilbert, Prof. in Grimma.
87. Prof. Dr. R. Gosche aus Halle.
88. Prof. Dr. K. H. Graf aus Meissen.
89. Mag. H. Graff, Oberlehrer aus Dorpat.
90. Oberlehrer Dr. P. Grautoff aus Gross-Glogau.
91. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
92. Dr. med. et philos. J. C. Haentzsche aus Dresden.
93. Finanz-Proc. Hallbauer aus Meissen.
94. Dr. Karl Halm, Professor und Oberbibliothekar aus München.
95. Dr. Handrick, Gymnas.-Oberlehrer aus Torgau.
96. Prof. Fr. Harl aus Magdeburg.
97. Dr. F. Hecker aus Berlin.
98. Dr. Heiland, Provinzial-Schulrath aus Magdeburg.
99. Professor Dr. Heinze aus Oedenburg.
100. Karl Gustav Helbig, Conrector und Prof. aus Dresden.
101. Dr. Aug. Henneberger, Professor in Meiningen.
102. Dr. Conrad Hermann, Professor aus Leipzig.
103. Dr. Hertz, Professor aus Breslau.
104. Professor Dr. G. Hertzberg aus Halle a/S.
105. Professor Dr. Hettner aus Dresden.
106. Dr. H. R. Hildebrand, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
107. Hirschberg, Bürgermeister zu Meissen.
108. Prorector Dr. Hoche, Professor aus Zeitz.
109. Hoffmann von Fallersleben aus Corvey.
110. Dr. Hohlfeld, Lehrer an der Neustädter Realschule zu Dresden.
111. Dr. Hölbe, Gymnasiallehrer aus Dresden.
112. Dr. Friedrich Hultsch, Gymnasiallehrer aus Dresden.
113. Dr. Fr. C. Hultgren, 1. Adjunct am Nicolaigymnasium zu Leipzig.
114. Dr. Hüser, Director zu Aschersleben.
115. Prof. Dr. Ilberg, Gymnasialdirector aus Zwickau.
116. M. Job, Oberlehrer aus Dresden.
117. Ferdinand Justi, Privatdocent aus Marburg.
118. Abraham Juynboll aus Leyden.
119. Dir. Professor Kämmel aus Zittau.
120. Oberhofprediger Dr. Käuffer aus Dresden.
121. Dr. Max v. Karajan, Professor aus Grätz.
122. Dr. Emil Kautzsch aus Leipzig.
123. Subrector Dr. Keck aus Plön.
124. Prof. Kiepert aus Berlin.
125. Director Dr. Kiessling aus Berlin.
126. Dr. Fr. Kirchner, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a/O.
127. Prof. Dr. Klee, Rector aus Dresden.
128. Director Dr. Kleiber aus Berlin.
129. Hermann Klein, Lehrer aus Dresden.
130. Kleinschmidt, Gymn.-Lehrer aus Torgau.
131. Dr. Klix, Director aus Glogau.
132. Dr. Kloss, Director aus Dresden.
133. Prof. Dr. Reinhold Klotz aus Leipzig.
134. Klotzsch, Pastor zu St. Afra in Meissen.
135. Heinrich Kloucek, Director aus Leitmeritz.
136. Wenzel Kloucek aus Leitmeritz.
137. Professor Dr. Klussmann aus Rudolstadt.
138. Dr. Hermann Knothe, Professor in Dresden.
139. Dr. P. A. Koch, Prorector aus Frankfurt a/O.
140. Bernhard Koch, Pastor in Poritz.
141. Dr. H. Koch, Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig.
142. Oberlehrer Dr. Kooh aus Grimma.
143. O. Kohl, stud. phil. von Eisenach.
144. Dr. Reinhold Köhler, Bibliothekar in Weimar.

145. Dr. Köhler aus Erlangen, Professor.
146. Dr. Kohlschütter, Superintendent aus Dresden.
147. Professor Dr. Kohner aus Berlin.
148. Adv. Stadtr. H. Köttig aus Meissen.
149. A. Krannhals, Director des Gymnasium in Riga.
150. Dir. Dr. Krause aus Dresden.
151. Prof. Dr. Krehl aus Leipzig.
152. Dr. Kretzschmar aus Pforta.
153. Prof. Dr. Kreussler aus Meissen.
154. Dir. Prof. Dr. G. T. A. Krüger aus Braunschweig.
155. Prof. Dr. A. Kuhn aus Berlin.
156. Dr. E. Kuhn aus Dresden.
157. Dr. Kunze, Superintendent aus Meissen.
158. Conrector Lachmann aus Zittau.
159. Langbein, Professor in Stettin.
160. Dr. L. Lange, Professor aus Giessen.
161. Oberlehrer Dr. Lasson aus Berlin.
162. Dr. Lazarus, Prof. aus Bern.
163. Max Lechner, Professor am Gymnasium in Erlangen.
164. Otto Leist aus Eisleben, Gymnasiallehrer.
165. Dr. Leitzmann aus Magdeburg.
166. Dr. Hugo Leonhardt aus Plauen.
167. Professor Lepsius aus Berlin.
168. Ernst v. Leutsch, Professor in Göttingen.
169. Dr. M. A. Levy aus Breslau.
170. Oberhofprediger Dr. Liebner aus Dresden.
171. Dr. O. Robert Liesske, Oberlehrer an der Annen-Realschule zu Dresden.
172. Dr. Lindemann, Gymnasiallehrer aus Dresden.
173. Lindenborn, Gymn.-Lehrer in Halle a/S.
174. Dr. phil. Gustav Lindner aus Breslau.
175. Dr. Gustav Linker, Univ.-Prof. aus Lemberg.
176. G. Lipke, Dr. phil. aus Erfurt.
177. Conrector Prof. Dr. Lipsius aus Leipzig.
178. Johann Lissner, k. k. Gymnasiallehrer aus Eger.
179. Jac. Lökke, Gymnasialprofessor aus Christiania in Norwegen.
180. Rev. D. Long aus Calcutta.
181. Adv. Dr. Loth aus Meissen.
182. Dr. Lothholz, Prof. aus Wernigeroda.
183. Herrmann Löwe, Professor aus Grimma.
184. Dr. H. Mahn aus Berlin.
185. Dr. Heinrich Aug. Manitius aus Dresden.
186. Dr. Marthe, Realschullehrer in Berlin.
187. Prof. Dr. Masius aus Leipzig.
188. H. F. Massmann, Dr., Prof. aus Berlin.
189. Dr. F. Meister aus Breslau.
190. Oberlehrer R. Menzel aus Dresden.
191. Professor Leo Meyer aus Göttingen.
192. Oberlehrer J. O. Michael am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
193. Michael, Gymnasiallehrer aus Torgau.
194. Dr. Julius Michaelis aus Freiberg.
195. Prof. Dr. W. Milberg aus Meissen.
196. Prof. Dr. Theodor Möbius aus Leipzig.
197. A. Mordtmann, Handelsrichter aus Constantinopel.
198. Dr. Ferdinand Mühlau aus Leipzig.
199. Dr. Mühlmann, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig.
200. Dr. Mulert aus Meissen.
201. Adolf Müller, Dr. phil. aus Dresden.
202. Oberlehrer Dr. Albert Müller aus Hannover.
203. Dr. Alois Müller aus Wien.
204. Dr. Friedrich Müller aus Wien.
205. Dr. Müller, Probst und Director des Klosters Unser l. Fr. in Magdeburg.
206. Adolf Mussafia aus Wien.
207. Bruno Nake, Dr. phil. aus Berlin.
208. Ed. Naumann, Oberlehrer an der Annen-Realschule in Dresden.
209. Dr. Ernst Neissner aus Dresden.
210. Dr. Nicolai aus Magdeburg.
211. Rector der Neustädter Realschule Dr. Eduard Niemeyer aus Dresden.
212. Rector und Professor Nobbe aus Leipzig.
213. Prof. Dr. Oertel aus Meissen.
214. Dr. Julius Oppert, Professor aus Paris.
215. Dr. Ortmann aus Magdeburg.
216. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
217. Oberlehrer Palm aus Breslau.
218. Prof. Dr. Fr. Palm, Rector aus Bautzen.
219. Prof. C. v. Paucker aus Dorpat.
220. Gymnasiallehrer Peiper aus Breslau.
221. Dr. C. Peter, Cons.-Rath und Rector in Pforta.
222. Dr. H. Peter, Gymnasiallehrer in Posen.
223. H. Petermann, Prof. in Berlin.
224. Prof. Dr. Adolf Peters aus Meissen.
225. Ignaz Petters aus Leitmeritz.
226. Prof. Dr. Christian Traugott Pfuhl aus Dresden.
227. Dr. Friedrich Polle aus Dresden.
228. Dr. Adolf Prölss aus Freiberg.
229. Werner Prössel, Oberlehrer aus Freiberg.
230. Pastor des. Quaas aus Meissen.
231. Dr. Rasmus, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a/O.
232. Dr. Rudolph v. Raumer aus Erlangen.
233. Dr. Rein, Prof. von Eisenach.
234. Dr. Reinhardt, Conrector am Friedrich-Gymnasium zu Frankfurt a/O.
235. Dr. Arthur Richter aus Magdeburg.
236. Gustav Richter, Dr. phil. aus Posen.

237. Dr. Julius Richter am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin.
238. Otto Richter, stud. philol. aus Leipzig.
239. Richard Richter, Oberlehrer aus Plauen.
240. Dr. Rieger aus Darmstadt.
241. Dr. Rödiger, Professor in Berlin.
242. G. Rohmer aus Züllichau.
243. Dr. G. Rosen, Königl. Preuss. Consul in Jerusalem.
244. Dr. C. Rössler aus Bautzen.
245. Prof. Rothmann aus Torgau.
246. Dr. Rüdiger, Rector emer. aus Dresden.
247. Ettore de Ruggiero aus Neapel.
248. C. F. Sachse, Gymnasiallehrer aus Dresden.
249. Sandrock, Lic. theol., Pastor zu Neumarkt.
250. Professor Schaefer aus Greifswald.
251. Prof. Dr. Carl Scheibe, Rector aus Dresden.
252. Dr. Gustav Schickedantz am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
253. J. Schiehowsky aus St. Petersburg.
254. Dr. Schmalfeld, Professor aus Eisleben.
255. Dr. Th. Schmid, Gymnasialdirector aus Halberstadt.
256. Dr. Wilibald Schmidt aus Plauen.
257. Prof. Dr. Schmidt aus Meissen.
258. A. Schmitt, Buchhändler, Procurist von B. G. Teubner in Leipzig.
259. Dr. Alfred Schöne aus Leipzig.
260. Schöne, Gymnasiallehrer aus Dresden.
261. Dr. phil. R. Schottin aus Bautzen.
262. Th. Schröder, Particulier in Dresden.
263. Dr. Carl Schubart aus Budissin.
264. Dr. Rudolf Schulze, Gymnasiallehrer aus Altenburg.
265. Dr. Schultz aus Berlin.
266. Dr. L. Schwabe, Professor aus Giessen.
267. Dr. Seidel, Lehrer an der Ritter-Akademie zu Brandenburg a/H.
268. Dr. Seyffert aus Berlin.
269. Stanislaus von Siennitzky aus Petersburg.
270. Dr. Otto Simon, Gymnasialoberlehrer aus Glogau.
271. von Slepzoff, Collegien-Assessor aus St. Petersburg.
272. Ernst Snell aus Dresden.
273. Dr. Sorof, Oberlehrer aus Potsdam.
274. Prof. Dr. Spiegel aus Erlangen.
275. Kreisamtmann Dr. Springer aus Meissen.
276. J. J. Stähelin, Theol. Dr. und Prof. aus Basel.
277. Dr. C. Steinhart, Professor in Pforta.
278. Dr. Steinthal, Prof. a. d. Univ. zu Berlin.
279. Prof. Dr. Stenzler aus Breslau.
280. C. V. Stoy, Dr., Professor aus Jena.
281. Prof. Dr. Theiss aus Zeitz.
282. Constantin Tischendorf aus Leipzig.
283. Dr. Todt aus Nordhausen.
284. Studienlehrer G. F. Unger aus Hof.
285. M. H. Vetter, Gymnasialoberlehrer aus Zwickau.
286. Dr. C. Vilmar, Lic. th. aus Marburg.
287. Dr. Vischer an der Universität Basel.
288. Dr. Theodor Vogel, Oberlehrer aus Zwickau.
289. Dr. phil. Volkmann aus Pforta.
290. Director Dr. Philipp Wackernagel aus Dresden.
291. Dr. Fr. Ad. Wagler, G.-L. aus Luckau.
292. Conrect. Dr. Philipp Wagner aus Dresden.
293. Wahl, Pfarrer in Kötzschenbroda.
294. Prof. A. Weber aus Berlin.
295. Weicker, Gymn.-Lehrer aus Bautzen.
296. Dr. Weigand, Prof. aus Giessen.
297. Moritz Weinhold, Cand. theol. aus Dresden.
298. Friedrich Wilhelm Wendler, Gymnasiallehrer aus Zwickau.
299. Dr. Wentrup aus Wittenberg, design. Director in Salzwedel.
300. Consul Dr. Wetzstein aus Berlin.
301. Wichert, Georg, Dr. Director des Kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg.
302. F. Winter, Dr. phil. aus Wittenberg.
303. Dr. Martin Wohlrab, Gymnasiallehrer in Dresden.
304. Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
305. Rev. Charles H. H. Wright, M. A. British Chaplain at Dresden.
306. Dr. H. Wunder aus Plauen.
307. Professor Wilhelm Zahn aus Berlin.
308. Prof. Dr. Fr. Zarncke aus Leipzig, Präsident der germanistischen Section.
309. Dr. Julius Zeibig aus Dresden.
310. Dr. Zenker aus Leipzig.
311. Dr. O. Zeyss, pensionirter Oberlehrer aus Reval, jetzt in Dresden.
312. Dr. Tuiskon Ziller aus Leipzig.
313. Stiftssyndicus Adv. Zimmermann aus Meissen.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Die Versammlung wurde am 29. September Vormittags $9^1/_4$ Uhr in der Aula der Königlichen Landesschule von dem Präsidenten Rector Dr. Franke mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochverehrte Herren! Ich heisse Sie im Namen der hohen Staatsregierung, im Namen der Stadt Meissen und im Namen der Schule, in deren Räumen Sie versammelt sind, auf das Herzlichste bei uns willkommen. Wir wissen, welchen Segen die wissenschaftlichen Verhandlungen und der persönliche Verkehr so vieler bedeutender Gelehrten und Jugendlehrer auch für unsere Schule haben werden; wir wissen, dass jeder Fortschritt der Wissenschaft mehr oder weniger 'direct oder indirect' für die Schulen verwerthet wird und ihnen zu Gute kommt und dass diese Tage nicht blos für uns eine reiche Quelle vielfacher Belehrung und mannichfacher Anregung sein werden. Daher haben wir uns gefreut und wir danken Ihnen, dass Sie diese alte Fürstenstadt zu Ihrem Versammlungsort gewählt haben. Sind auch die Räumlichkeiten, die wir Ihnen zu bieten im Stande sind, enger und beschränkter, als die, welche Ihnen an andern Orten zu Gebote gestanden haben, so sind sie doch geheiligt durch das Andenken an hohe Fürsten, die durch Stiftung der Landesschulen ein so wesentliches und bleibendes Verdienst sich um die Pflege der Wissenschaft, wie um die Befestigung der Reformation erworben, geheiligt durch die Erinnerung an grosse Männer, welche in diesen Mauern den ersten Grund zu ihrer Grösse und zu ihrem Ruhme gelegt haben. Christo et studiis, der Wahlspruch der Landesschule ist auch der Wahlspruch dieser Versammlung. Darum lassen Sie uns unsre Verhandlungen mit Gott beginnen! Mögen dieselben zum Wohle für unsre Schulen und für das geliebte Vaterland gereichen!

Hochgeehrte Herren! Sie haben auf Ihrer 21. Versammlung in Augsburg mich zum Präsidenten der diesjährigen Sitzungen ernannt; ich habe die Ehre angenommen, nicht als ob ich mich derselben für würdig gehalten oder als ob ich geglaubt hätte, den Pflichten, welche dieselbe auferlegt, zu Ihrer Zufriedenheit gerecht werden zu können, sondern weil ich der Ueberzeugung gewesen bin, dass Sie dadurch diese ehrwürdige Fürstenschule haben ehren wollen, deren Vorstand zu sein ich so glücklich bin. Darum glaube ich auch Ihrer gütigen Nachsicht gewiss sein zu können und bitte um dieselbe, wenn ich bei Verwaltung meines Amtes, bei meiner Unbekanntschaft mit den Formen parlamentarischer Verhandlungen weit hinter Ihrer Erwartung zurückbleiben sollte. Mit diesen Worten gestatten Sie mir, die zweiundzwanzigste Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner für eröffnet zu erklären.

Darauf fährt der Präsident fort:

Es wird nun zunächst einiges Geschäftliche abzumachen sein und vor Allem die Constituirung des Bureaus. Das Präsidium erlaubt sich Ihnen zu Secretären folgende Mitglieder vorzuschlagen, den Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Grautoff aus Glogau, Hrn. Professor Döhner aus Meissen, Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Vogel aus Zwickau und Hrn. Oberlehrer Dr. Richter aus Plauen. Sollte Jemand gegen diesen Vorschlag Etwas einzuwenden haben, so bitte ich denselben aufzustehen, sonst würde ich die genannten vier Herren ersuchen, am Secretariatstische Platz zu nehmen.

Da kein Einwand erfolgt, so nehmen die genannten Herren als Secretäre ihre Plätze ein.

Nachdem hierauf von dem Präsidenten die Statuten des Vereins nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850 und von dem Secretär Professor Dr. Döhner das erste Mitgliederverzeichniss vorgelesen worden waren, fuhr der Präsident fort:

Das eben verlesene Verzeichniss ist gestern Abend 8 Uhr geschlossen worden, seitdem sind aber mehrere neue Mitglieder theils angemeldet, theils angekommen und es wird die Fortsetzung der Liste sobald als möglich hier aufgelegt werden.

Die Commission, welche die Vorbereitungen für die nächstjährige Sitzung zu treffen hat, wird den Statuten gemäss aus folgenden Mitgliedern bestehen: aus dem diesjährigen Präsidium und den hier anwesenden früheren Präsidenten und Vicepräsidenten, den Herren Krüger aus Braunschweig, Vischer aus Basel, Eckstein aus Leipzig, Haase aus Breslau, Halm aus München und Fleckeisen aus Dresden, sowie aus den Deputirten der orientalischen und germanistischen Sectionen.

Ich knüpfe hieran gleich eine andere Mittheilung. Es ist den Herren bereits durch das Programm bekannt geworden, dass die Huld Sr. Majestät des Königs den hier vereinigten Philologen und Schulmännern einen theatralischen Genuss in Dresden bereiten will. Morgen pünctlich halb 3 Uhr wird der Extrazug nach Dresden abgehen und nach Ankunft desselben in Dresden das Japanische Palais, sowie das Museum und die Sammlung der Gypsabgüsse, das sogenannte Mengssche Museum den Herren Philologen geöffnet sein. Herr Prof. Schnorr v. Carolsfeld wird die Führung durch das Museum und die Gemäldegallerie selbst übernehmen und Herr Prof. Hettner hat es übernommen die Herren durch das Japanische Palais zu führen. Das Uebrige ist aus dem Programm zu ersehen.

In Folge einer Mittheilung, die mir so eben gütig gemacht worden ist, habe ich nur noch zu bemerken, dass die Herren, die sich für Archäologie und überhaupt für die Dresdener Sammlungen interessieren, morgen doch zuerst in das Japanische Palais sich begeben mögen, ganz besonders wegen der erst neuerdings angekauften assyrischen Alterthümer, um noch die wenige helle Tageszeit zur Besichtigung derselben zu benutzen.

Ausser den bei der Anmeldung sofort jedem Mitglied überreichten Begrüssungsschriften [1]) hat

1) Herr Conrector Dr. Phil. Wagner aus Dresden eine Anzahl seiner am 15. Mai 1853 in der Kreuzschule zu Dresden gehaltenen Rede über königlichen Sinn (Dresden in Commission bei F. C. Janssen) und seiner Schrift: G. Carpentier: I. Herr Foncade und die römische Frage. Eine Appellation an das unparteiische Publicum. II. Ueber Civilisation. Dresden, Ch. G. Ernst am Ende 1862.

---

1) [1]) Philologis et paedagogis Germaniae iam inde a die XXVIII m. Sept. anni MDCCCLXIII Misniae solennem conventum agentibus salutem dicunt plurimam scholae regiae Afranae Rector et Professores. Insunt *O. Kreussleri* observationes in Theocriti carmen I. Misniae. 20 S. 4°.

[2]) Philologos Germaniae Misniae sollemnem conventum vicesimum secundum celebrantes salutat *Hermannus Fritzschius*, prof. Lipsiensis, huiusque Graeca societas. Lipsiae CIↃIↃCCCLXIII. 5 S. 4°. (Enthält über Aristot. Metaph. p. 1075ª 1i 13 von Gustav Schneider und J. Schünemann über Theocr. Id. I 6).

[3]) Lat. Ode. Germaniae philologis doctis illustribus Misnae a. MDCCCLXIII auspicato congressis verecunde d. d. d. *Freytagius*, archidiac. Misen. A. A. M.

[4]) Uebersetzung der persischen Kaside des Selmân aus Sâweh († 1367) zum Lobe des Wesir Gyatúddin Muhammed, von Prof. Dr. K. H. Graf in Meissen.

2) Herr Prof. Dr. Volkm. Fritzsche in Rostock eine Anzahl dreier Universitätsprogramme: Supplementum ad Aristophanem, de scriptoribus satiricis spec. I und de origine tragoediae.
3) Herr Prof. Dr. Döhner hier eine Anzahl seiner neuesten Schrift: Quaestionum Plutarchearum particula quarta. Inest analectorum Byzantinorum specimen primum cum duabus tabulis photographicis. Misenae 1863. Lipsiae O. Klemm.
4) Herr Rector Prof. Tycho Mommsen in Oldenburg, der zugleich sein Bedauern ausdrückt, an der Theilnahme verhindert zu sein, eine kleine Zahl seiner Schrift über „Kritik, Exegese und Verstheilung einiger Oden Pindars." Sendschreiben an Herrn Prof. Friedrichs in Berlin. Zwanzigstes Programm der Vorschule und höhern Bürgerschule in Oldenburg. 1863. 62 S. 8°.

eingesendet. Diejenigen Herren, die sich dafür interessieren, werden ersucht sich diese Schriften, soweit die Exemplare reichen, vom Secretariatstische zu holen. Ausserdem hat Herr Bibliotheksdir. Prof. Dr. C. Halm aus München ein Exemplar seines neuesten Werkes *„Rhetores minores latini* vol. I" dem Präsidium überreicht und ebenso Herr Director Prof. Dr. Krüger die 4. Ausgabe der Satyren und Episteln des Horatius. Die einzeln übergebenen Exemplare werden nach einer bekannten Bestimmung der Bibliothek des Gymnasiums des Ortes, an welchem die Versammlung stattfindet, einverleibt. Wir würden nunmehr zur Tagesordnung zu verschreiten haben, in Betreff welcher Ihnen mein Herr College Rector Dietsch einen Vorschlag zu machen hat.

Rector Dr. Dietsch:

Hochzuverehrende Herren! Es ist zwar ein eigenes Gefühl, wenn man zuerst vor eine Versammlung, deren gütige Nachsicht für die Zukunft so sehr wünschenswerth ist, mit der Bitte um Entschuldigung wegen der Vergangenheit treten muss, da aber ähnliche Entschuldigungen schon bei anderen Versammlungen vorgebracht und ihnen Verzeihung gewährt worden ist, so thue ich es mit gutem Muth. Es ist uns abermals hier nicht möglich geworden, die Bestimmung der Statuten, einige Monate vor der Versammlung die Bekanntmachung über die angemeldeten Vorträge, Fragen und Aufgaben zu erlassen, auszuführen. In Braunschweig ist bereits auf die Uebelstände, welche uns auch diesmal daran verhindert haben, hingewiesen worden. Wir hoffen, dass Sie uns glauben werden: wir haben unser Möglichstes gethan, haben aber das Unmögliche nicht möglich machen können, ein Programm früher an alle einzelnen Anstalten und Gelehrten zu versenden.

Es ist ferner in Augsburg beschlossen worden, dass versuchsweise auf der diesjährigen Versammlung nur 2 Tage, der erste und der letzte Tag, zu allgemeinen Sitzungen bestimmt, der 2. und 3. aber den Sectionen zu freier Verfügung, damit nicht Collisionen entstehen, überlassen werden sollen. Die allgemeinen Sitzungen scheinen zwar dadurch das gewonnen zu haben, dass sie eine längere Ausdehnung an den zwei Tagen gewinnen können, doch ist es ihnen gerade dadurch erschwert worden, das zu leisten, was gewünscht wird. Schon die Zahl der Vorträge auf der Ihnen überreichten gedruckten Bekanntmachung wird Sie, hochzuverehrende Herren, davon überzeugt haben, dass sie alle unmöglich an zwei Tagen werden absolviert werden können. Wir haben deshalb nothwendig Manches in die Sectionssitzungen so zu verlegen, dass doch eine allgemeine Theilnahme stattfinden kann.

Zuerst haben wir geglaubt, das Gedächtniss an den grossen deutschen Mann, der erst vor Kurzem heimgegangen ist, an Jacob Grimm, der Germanisten-Section überlassen zu müssen und wird morgen beim Beginn und der Constituierung dieser Section das Andenken

Jacob Grimms von dem Präsidenten der Germanisten in diesem Saale, so dass alle Mitglieder daran Theil nehmen können, gefeiert werden.

Es ist zweitens ein Vortrag angemeldet von Hrn. Prof. Dr. Gosche aus Halle, welcher über die Phrygischen Inschriften handeln wird. Derselbe gehört natürlich der Orientalisten-Section an, doch hat der Herr Verfasser den Wunsch ausgedrückt, dass auch die übrigen Philologen denselben anhören und ihm Theilnahme schenken möchten. Es würde deshalb mein Antrag darauf lauten, dass das Präsidium der Orientalisten ersucht werden möchte, morgen auf ½11 Uhr, so, dass die übrigen Sectionen nicht genirt werden, den Vortrag des Prof. Gosche verlegen zu wollen, damit Alle denselben anhören können. Ich weiss nicht, ob die Herren Orientalisten etwas dagegen einzuwenden haben?

(Mehrfacher Zuruf: Nein! Nein!)

Sodann sind allerdings zuletzt die Vorträge noch in einer reichlicheren Weise eingegangen, als wir geglaubt hatten. Noch gestern erst ist ein Vortrag angemeldet worden von Hrn. Dr. Th. Gomperz aus Wien über die Ausgrabungen in Herculaneum und inwieweit die Studien darin gefördert seien. Wir müssen dies noch nachträglich bekannt geben, da der Druck gestern nicht möglich war. Nun haben wir auch nach Verlegung zweier in die Sectionen doch noch so viele Vorträge, dass wir unmöglich heute und Freitag fertig werden können. Es würde deshalb mein Antrag dahin lauten: dass durch gemeinschaftliche Berathung mit den Präsidenten der Sectionen vielleicht die Möglichkeit festgesetzt würde, auch am 3. Tage, am Donnerstage, einige von den Vorträgen hier in diesem Saale halten zu lassen, worüber dann rechtzeitig die Tagesordnung bekannt gemacht werden würde.

Präsident:

Hat Jemand gegen diesen Vorschlag etwas zu erinnern? (Niemand meldet sich.) Dann kann ich denselben als angenommen ansehen.

Ich habe noch eine Mittheilung zu machen, die ich nicht gut aufsparen kann: es ist die des Präsidiums der letzten Versammlung zu Augsburg über die Verwendung des Ueberschusses der Beiträge, welcher sich auf 34 Thaler belaufen hat. Das Präsidium hat diese dazu verwendet, Exemplare der Verhandlungen, deren Druck von dem Buchhändler B. G. Teubner mit Opfern bewerkstelligt wurde, anzukaufen und sie zu vertheilen und zwar theils an Solche, welche die Zwecke der Versammlung hauptsächlich gefördert haben, theils an einige gelehrte Schulanstalten Bayerns. Ich zweifle nicht, dass die geehrten Herren mit der Verwendung dieses Ueberschusses einverstanden sein werden.

(Zustimmung.)

Zunächst bitte ich nun Hrn. Collegen Dietsch seinen Vortrag über Lessing zu halten.

Rector Prof. Dr. Dietsch hält demnach folgenden Vortrag:

Hochgeehrteste Versammlung!

An vielen der Orte, wohin unser Verein seine Schritte gewandt, sind die Blicke auf bedeutende Männer, welche dort gelebt und zu unserer Wissenschaft in enger Beziehung gestanden, zurückgelenkt worden, damit wir in der Liebe und dem Eifer für unsern Beruf gestärkt würden. Sollte dies hier unangemessen sein, wo wir in den Räumen einer Schule vereinigt sind, die in den 320 Jahren ihres Bestehens eine der ehrenvollsten Stellen im deutschen Schulwesen eingenommen hat? In der That eine lange Reihe von Männern, welche hier gelehrt und selbst auf weitere Kreise durch ihre Schriften gewirkt haben, könnte, H. H., an

Ihren Augen vorüber geführt werden. Doch einer Schule Ehre besteht zunächst in den aus ihr hervorgegangnen Schülern. Welchem Deutschen aber, der diese Räume betritt, sollte nicht Gotthold Ephraim Lessing vorschweben, der vom 21. Jun. 1741 bis zum 30. Jun. 1746 hier die Vorbereitung zur gelehrten Bildung gefunden hat, Lessing, welcher dem deutschen Volke auf dem Gebiete des Geistes dasselbe gewesen ist, was Friedrich der Grosse auf dem Felde der Schlachten, der unerbittliche Bekämpfer alles Ungeschmacks und aller Oberflächlichkeit, der redliche Forscher nach Wahrheit und der unerbittliche Dränger zu deren innerster vollständigster Aneignung, der Schöpfer klassischer Meister- und Musterwerke, der Bildner unserer Sprache, wie sie seit Luther keinen zweiten gehabt, kurz der bedeutendste Grundleger zu dem herlichsten Dome ächt deutscher Bildung. Und dieser Heros unserer Litteratur steht zu uns in noch näherer Beziehung, als Göthe und Schiller. Sein trefflicher Biograph Danzel[1]) sagt: 'Käme es darauf an Lessings Thätigkeit in einer Klassifikation der Wissenszweige unterzubringen, so läge es am nächsten ihn als Philologen zu bezeichnen.' Der Anerkennung als eines solchen verdanken wir gewis mit die liebevolle Sorgfalt, welche einer unserer tüchtigsten Meister, Karl Lachmann, der Herausgabe seiner Werke gewidmet hat. Wer kann es leugnen, dass er nebst Joh. Winckelmann derjenige ist, welcher den Morgen zu einer neuen kulturhistorischen Periode heraufbeschwor, welche man das zweite Wiederaufleben des Altertums nennen und als deren Ziel man die innere lebendige Auffassung des klassischen Geistes in seiner Totalität bezeichnen muss?[2]) Der Werth wissenschaftlicher Arbeiten besteht nicht allein in den Resultaten der Forschung, sondern auch in der Aufzeigung der richtigen Methode zu ihnen zu gelangen: in beider Hinsicht hat Lessing das Tüchtigste geleistet. Mit rastlosem Eifer verfolgte er alles, woraus die Aufklärung des Altertums einen Nutzen ziehen konnte; selbst bis zu den Zeiten seines Nachlebens stieg er herunter, aber nicht blos umfängliche Aufsuchung der Quellen, nein vor allem gründlichste Wort- und Sacherklärung gilt ihm als der einzig rechte Grund, auf dem er mit ächt philosophischem Geiste seine Schlüsse über die höchsten Gründe aufbaut. Seine Darstellung ist als unübertreffliches Muster von allen Urteilsfähigen anerkannt. Wahrlich Verdienst genug um unsere Wissenschaft, aber wie soll man das schätzen, dass er, indem er sie in die engste Beziehung zum Nationalleben setzte, ihr eine Dauer verliehen, welche nicht vergehen kann, so lange sie nicht das Bewustsein davon verliert? Seit man endlich seinen Kämpfen auf dem theologischen Gebiete ein gerechteres Urteil zu Teil werden zu lassen, seit man die von ihm nicht zuerst hervorgerufene Dissonanz zwischen positivem Glauben und antiker Klassicität als einen unvermeidlichen Durchgangspunkt hat begreifen gelernt, konnte auch G. Baur die pädagogische Bedeutung des grossen Mannes in ein solches Licht setzen, dass den Schulmännern er ein Gegenstand liebevollen Studiums sein und werden muss.[3]) Bedarf es einer Rechtfertigung, dass ich zum Gegenstand meines Vortrags, den ich aus keinem andern Grunde unternommen, als um durch eine Anstrengung meine Dankbarkeit für die mir unverdient zu Teil gewordene Ehre der Vicepräsidentschaft auszudrücken, Lessing als Philologen gewählt habe? Ich bitte um gütige Nachsicht, weil ich die Schwäche meiner Kraft fühle, die Ganzheit von Lessings

---

1) Lessing, sein Leben und seine Werke. I S. 26.

2) Vgl. Friedrichs: Winckelmann. Eine Rede. Hamburg 1862.

3) Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, hersg. v. K. A. Schmid. III S. 401—415.

Persönlichkeit die Auswahl des Stoffes sehr erschwert und das einzige Zeugnis meiner Ehrerbietung vor der Versammlung, der aufgewandte Fleiss, erst in den unter den Text zu druckenden Anmerkungen zu Gesicht gebracht werden kann.

Ich muss mit Lessings Schulzeit beginnen, nicht etwa nur weil bei der Darstellung derselben bei Danzel[1]) unsere Landesschule in einem anderen Lichte erscheint, als bei dem mit dem Wesen der Fürstenschulen vertrauteren Diller,[2]) sondern weil wir in ihr die Keime seines künftigen Wesens nicht auf negative, sondern auf positive Weise geweckt und gepflegt finden. Es ist zunächst durch die Worte der Stiftungsurkunden und durch die Verzeichnisse der Schüler widerlegt, dass die Fürstenschulen vorzugsweise Theologen und besonders Prediger zu bilden zum Zweck gehabt hätten. Die grosse Zahl der Religionsstunden und der Religionsübungen galten damals für das notwendige Element jeder Jugendbildung. Der Predigtton, den der 14j. Lessing in der Glückwunschrede für seinen Vater[3]) einhält, ist eben so sehr ein natürliches Ergebnis bei dem jugendlichen Geist, der noch keine deutsche Rede ausser Predigten gehört hat, als der altkluge Pedantismus, den er im Briefe an die ältere Schwester[4]) zeigt. Und dass bei aller Orthodoxie die Lehrer nichts darin fanden, zu religiösen Fragen der Zeit die Schüler zu führen, beweist, dass das Specimen, welches L. bei seiner Aufnahme zu übersetzen erhielt, von der Toleranz handelte. Freilich scheinen für die mehr negative Wirksamkeit der Schule die Aeusserungen zu sprechen: 'ich habe es schon in Meissen geglaubt, dass man vieles daselbst lernen muss, was man in der Welt nicht brauchen kann'[5]) und über den Conrector Höre, dem er übrigens alle Hochachtung bezeugt: 'dass es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist Leute, die ihren Lehrern blindlings trauen, ununtersucht ob sie Pedanten sind.'[6]) Allein ist jene mehr als die Aeusserung augenblicklicher Misstimmung, die jeden strebenden Geist befällt, wenn er Mängel an sich findet, ohne was er an dem ihm für jetzt unbrauchbar scheinenden Gelernten hat, klar zu sehen, und diese mehr, als das widerwillige Gefühl des Dämpfers, welchen der gewissenhafte Lehrer dem übersprudelnden Geist ansetzt? Und werden diese Aeusserungen nicht wieder gut gemacht, wenn L. sich die im engen Bezirk der klostermässigen Schule verlebten Jahre zurückwünscht, die einzigen, in denen er glücklich gelebt habe?[7]) In dem Bekenntnisse, dass, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Teil geworden, er es der Landesschule allein verdanke,[8]) finden wir die Anerkennung des bildenden Einflusses, welchen die Methode der Schule auf seinen Geist geübt. Wer wird es noch zu tadeln wagen, dass sie mit Strenge auf Uebung hielt, weil sie im Können das Hauptziel der Jugendbildung erkannte? Die lateinischen Specimina und Ausarbeitungen und besonders die Verse mögen L. im Augenblick nicht behagt haben, und vielleicht lassen sich die langsameren Fortschritte in

---

1) I S. 21—46.

2) Erinnerung an G. E. Lessing, Zögling der Landesschule zu Meissen. Meissen 1841.

3) W. XI 1 S. 1.

4) W. XII S. 6.

5) 1750. W. XII S. 23.

6) S. Danzel I S. 31 und darüber, dass hinter den plautinischen Schimpfwörtern des Damis nicht der gute Conrector Höre stecke, S. 45.

7) W. IV S. 4.

8) Danzel I S. 26.

den untern Klassen daher erklären, aber der gewonnenen anerkennenswerthen Fertigkeit hat er sich doch später erfreut,[1]) und ihnen verdankt er die Sicherheit im Verständnis der alten Schriftsteller hauptsächlich mit, welche er nach Fischers Zeugnis[2]) bei seinem Uebergang zur Universität bewies. Dass die stete Beschäftigung mit den alten Sprachen den Grundzug seines spätern Wirkens für die deutsche Litteratur ihm eingebildet, kann um so entschiedner behauptet werden, weil jene zweite Grundeinrichtung der Fürstenschulen, von der Thiersch sagt, dass durch sie freilich vieles Geringe vergieng, vieles Mittelmässige mittelmässig blieb, von ihr aber der Gewinn bei den Besseren um so grösser war:[3]) die Ueberlassung möglichst vieler freier Zeit zu selbständigem Studium, an ihm eben so ihre herliche Wirkung übte, wie an Klopstok.[4]) Dass er so ungestört Theophrast, Plautus und Terentius studiert, das erschien ihm noch später als sein süssestes Glück. Und er hatte ja auch Gelegenheit und Zeit zur ernstesten Beschäftigung mit der Mathematik[5]) und zur Fortbildung und Fortübung in andern Gegenständen. Freilich der deutsche Unterricht beschränkte sich auf die Uebersetzung aus den alten Klassikern und die Correctur von einigen Aufsätzen, dass aber die Beschränkung auf den Kanzleistil nicht so arg gewesen sein kann, wie Danzel meint, davon gibt deutlichen Beweis, dass L. schon auf der Schule beneidenswerth gut deutsch schrieb. Man wird sich nicht in den Sinn kommen lassen, die Zurückführung der damaligen Weise für unsere Tage zu begehren, aber man kann doch nicht die Frage zurückweisen, ob nicht die begeisterte Liebe für die deutschen Dichter und die Lust zur Production durch das Selbstüberlassen mehr und besser geweckt worden seien, als durch unser vieles Docieren. Der von Thiersch[6]) so sehr gerühmte poëtische Hauch, der die Fürstenschüler anwehte, fehlte gewis auch damals nicht und die Lehrer haben das Urtheil Anderer[7]) über deutsche Verse nicht geteilt, sonst hätte ja Höre nicht 'die edlen Früchte deutscher Poëterei für die lehrbegierige Jugend' auszusuchen begonnen. Ich weiss nicht, ob das jetzt unter den Meissner Alumnen bestehende Dichterkränzchen mit dem Pflanzenorden, welcher 1684 'wegen Versäumnis an ordentlichen Studien' nicht aufgehoben, sondern nur beschränkt wurde,[8]) in historischem Zusammenhang steht, ich weiss nicht, ob dieser zu Lessings Zeit noch existierte, aber von Gärtner, Gellert und Rabener ist ja die Vermutung nicht unbegründet, dass sie zur Schriftstellerei in Meissen angeregt worden seien, — und, was brauchen wir mehr? L. hat, wie Klopstock in Pforta zu

---

1) Die lateinische Stelle im Briefe an seinen Vater vom 30. Mai 1759 beweist Gewandtheit im guten Latein. Die metrische Uebersetzung des Fragments von Timokles (Athen. VI p. 223b. Meineke fr. com. III p. 593) übertrifft die Grotius'sche (Danzel I S. 143). Ausserdem ist der Anteil zu erwähnen, den er an der mit seinem Bruder unternommenen Uebersetzung des Anfangs von Klopstocks Messiade in lateinischen Hexametern hatte (W. III S. 328 ff. Danzel I S. 209). Diese Weise, die Uebereinstimmung eines Dichters mit dem Geiste der antiken Epiker sich zum Bewusstsein und andern zur Anschauung zu bringen, sollte öfter angewandt werden. Die lateinischen Epigramme bestätigen das Urteil.

2) Danzel I S. 109.

3) Verhandlungen der Philologenvers. zu Stuttgart S. 146.

4) Vgl. dessen Brief in Schmidt u. Kraft: die Landesschule Pforta. S. 51.

5) Danzel I S. 30 über den Einfluss des Mathematicus Klimm.

6) oben Anm. 3.

7) oben Anm. 2. Die Lessing mishandelnde Aeusserung Fischers, welche Rochlitz überliefert hat, erscheint wenig glaubwürdig.

8) Danzel I S. 41.

seiner Messiade, in Meissen den Plan zu seinem 'jungen Gelehrten' entworfen.[1]) Und haben etwa die Lehrer in ihm den wackern Fürstenschüler verkannt? Der Rector Grabner schreibt an den Vater: 'er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muss. Die Lectionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.'[2]) Wenn Danzel die Aeusserung thut: 'die Entfremdung von der Heimat, welche sich auf der Fürstenschule ausbildet, ist nicht ihre schönste Frucht',[3]) so dürfen wir nur die lebendige Liebe, die L. immer zu seinen Aeltern und Geschwistern hegt, ins Auge fassen, um sie auf das rechte Mass zurückzuführen. Das Streben nach vielseitiger Ausbildung seiner Persönlichkeit und die stete Behauptung und Geltendmachung seines ganzen Charakters in jeder Umgebung hat doch wohl eine Stütze gefunden in der Versetzung in eine abgeschlossene jugendliche Welt, in der jeder auf eignen Füssen stehen, aber jeder sich abschleifen muss. Was die Mission des väterlichen Pfarrhauses[4]) in ihm gewirkt: die Aufgabe der Genusssucht, die Lust zur Arbeit, die Liebe zur historischen Wahrheit, die nach des Vaters Ausspruch dem Auge gleicht, welches nicht das geringste Stäubchen duldet, das hat die Landesschule nicht zerstört. Sie hat seinem etwas moquanten Wesen entgegengearbeitet, aber die Blamage, welche er dem Conrector Höre durch rücksichtslose Aussprache der Wahrheit zufügte, hat ihm nur den Ausruf: Admirabler Lessing! zugezogen, ist ihm zwar nicht ganz vergessen, aber ganz und gar nicht so bitter vergolten worden,[5]) wie ihm in späterem Leben seine Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue gelohnt ward. Mögen doch Viele, welche L. jetzt so laut als den Befreier des deutschen Geistes feiern, sich auch besinnen, wodurch er es geworden! Das Stürmen gegen die Altertumsstudien und gegen die Landesschulen müste aufhören.

Die von der Fürstenschule mitgebrachte Liebe zur Philologie bewährte sich in fleissigem Fortstudieren der Alten auf der Universität, wie wir durch Fischers Zeugnis wissen,[6]) und als L. von der theologischen Laufbahn abgegangen war, konnte er mit gutem Gewissen sich als zum Lehrfach genügend vorbereitet bezeichnen. Es wäre Anmassung, wollte ich vor dieser Versammlung mich über den damaligen Stand der Philologie in Deutschland verbreiten. Mit dem unverkennbaren Fortschritt, den dieselbe durch J. M. Gesner und J. A. Ernesti gemacht, ward in Leipzig Lessing durch den letztern vollständig bekannt. Dass die kritischen Grundsätze, welche R. Bentlei in England so glänzend eingeführt hatte, in Deutschland noch wenig beachtet waren, glaube ich daraus schliessen zu dürfen, dass L. ihn zwar einmal einen grossen Criticus[7]) nennt, sonst aber, selbst bei Terentius und Horatius nicht, keine Rücksichtsnahme auf ihn sich findet. Nicht ohne bestimmenden Einfluss auf seine Richtung war die Anregung, welche ihm durch Christ wurde, der nachdem durch den Grafen Caylus, Mengs und Lippert der Sinn für die antiken Kunstschöpfungen geweckt worden war, zuerst archäologische Vorlesungen hielt, freilich mit so geringer Anerkennung, dass sie nach seinem Tod 1756 von Ernesti zu Tode gebracht wurden.[8]) Ein wie grosses Glück es war, dass Lessing

---

1) Danzel I S. 49.
2) Danzel I S. 25.
3) I S. 23.
4) Lange: religiöse Charaktere I S. 217. G. Baur a. a. O. S. 217.
5) Danzel I S. 24 f.
6) oben Anm. 2.
7) W. XI 1 S. 323.
8) Danzel I S. 70.

schon auf der Schule Terentius, Plautus und Sophokles kennen gelernt hatte, zeigt sein erstes litterarisches Auftreten. Den dominierenden Einfluss der Franzosen, ihre eitle Anmassung, als ob sie alles Gute aus den Alten in sich aufgenommen und weit überboten hätten, würde er ohne dies nicht so bald und nicht so gänzlich abgestreift haben. Bei seinen Bemühungen um Aufbringung des deutschen Theaters hören wir aus der Klage: ‘wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter’ [1]) schon eine Hinweisung auf die Quelle, woraus allein die Regeneration erfolgen könne, heraus, die er später so bestimmt ausspricht: ‘wann kann man ein gutes Trauerspiel versuchen? wenn man die Alten studiert hat’. [2]) Diese von ihm als so notwendig erkannte Bekanntschaft anzubahnen nahm er sich in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (1750) zu einem Hauptzweck, und die Abhandlung über Plautus [3]) ist einer der bedeutendsten Beiträge. Schon hier zeigt sich die Schärfe seines Geistes in der Scheidung der falschen von der wahren und richtigen Nachahmung, [4]) schon hier jener kritisch ästhetische Standpunkt, den er sein ganzes Leben hindurch gewahrt hat, über dem Zweifel die dem Meister gebürende Bewunderung nicht zu vergessen und bei dem anerkannt Grossen und Schönen die unübertrefflichen Schönheiten an das Licht zu stellen, die Schwächen und Mängel nicht zu verschweigen, aber sie nie auf Kosten des Totaleindrucks hervorzuheben: [5]) notwendig für die damalige Zeit, aber auch jetzt noch nicht genug zu beachten. Die ganze Abhandlung erscheint zwar nach dem von den früheren Philologen gegebnen Musterschema angelegt; man kann zweifeln, ob die Aufzählung und Beurteilung der Ausgaben [6]) und die vollständige Behandlung vieler gelehrten Fragen dem Zwecke derselben entspreche, aber wir finden darin die Gründlichkeit, welche keine Behauptung hinstellt, ohne zu zeigen wie sie gewonnen wurde, weil der Leser sie nicht äusserlich annehmen, sondern sich von ihrer Wahrheit überzeugen soll, überall dann jene Methode der historischen Forschung, die sich jeder selbst zum Gesetz machen muss, der sie Andern anbilden will, deren Grundsatz von Lessing mit den Worten ausgesprochen worden ist: ‘man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert und man versäumt sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmern will’. [7]) Dass er über das Leben des Plautus so eingehend kritisch spricht, wird der nicht tadeln, welcher weiss wie sehr die Kenntnis der Lebensumstände die Beurteilung des Dichters bedingt. Was in unsern Tagen Ritschl für Plautus geleistet, davon ist freilich vieles, selbst der wahre Name des Dichters [8]) und die metrischen Gesetze, [9]) Lessing noch verborgen, aber hat er denn nicht in der Kritik über die Captivi, welche zuerst jene herliche Darstellung zeigt, die durch die Fiction eines Gegners den Zauber dramatischer Form über die trockene Auseinandersetzung verbreitet, das wahre Wesen des Plautus in allen seinen Vorzügen und Schwä-

---

1) W. III S. 8.
2) W. VI S. 204.
3) W. III S. 15—141.
4) W. III S. 10.
5) W. III S. 9. VI S. 38.
6) W. III S. 28.
7) W. V S. 424.
8) W. III S. 60. Nach Ritschl's Entdeckungen wurde er erst von Hertz (T. Maccius Plautus oder M. Accius Plautus?) 1854 gegen alle Einwendungen festgestellt.
9) Die Metra erscheinen L. ungebunden, W. VI S. 137.

chen, namentlich aber das Komische, Volkstümliche, Natürliche in ihm ins hellste Licht gesetzt? Ist die Abweisung von Bayle's oberflächlichem Urteil[1]), die Warnung über der Gelehrsamkeit den Witz des Autors nicht unbeachtet zu lassen,[2]) die richtige Limitierung des Urteils von Horaz[3]) ohne Frucht geblieben? Die Regeln, welche er für die Uebersetzungen hier und an anderen Orten[4]) aufgestellt, müssen als die richtigen für alle Zeiten festgehalten werden, indem sie ohne die Originalität des Auctors zu verwischen, doch denselben unsrer Zeit nahe zu rücken und verständlich zu machen lehren, und die Uebersetzung der Captivi, wie die späteren von Horatius Od. I 54,[5]) aus Aristoteles Poëtik c. 9,[6]) aus Terentius[7]), selbst des Tertullianus de praescriptionibus[8]) sind Muster dafür. Am wenigsten kann die des Anfangs von Sophokles Aias[9]) befriedigen. Alles aber, was er schreibt, beruht auf eindringlichster Prüfung der Texte. Ich kann unmöglich in meinem Vortrag alle die Stellen in den verschiedensten Schriftstellern anführen, zu denen er kritische und exegetische Bemerkungen geliefert, Beschränkung auf Einiges gebietet die Zeit. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, dass seine Coniecturen, viel häufiger als seine Erklärungen, das Richtige nicht treffen.[10]) Allein muss man nicht froh sein, wenn unter zwanzig Coniecturen eine evidente Emendation ist? und heisst es nicht mit Recht: primus sapientiae gradus est falsa intellegere?[11]) Erhält nicht auch der Irtum seinen Werth, wenn er zur Auffindung der Wahrheit leitet? Bei Lessings Erklärungen und Coniecturen liegt aber überall ein scharfes Aufmerken auf Unklarheiten, Widersprüche, Nichtbefolgung logischer und ästhetischer Gesetze zu Grunde. Er weiss recht wohl, wie wenig der Geschmack in wichtigen Fragen entscheiden könne und wie viel der Misgeschmack verderbe,[12]) aber nur selten nimmt er, um der Begründung seiner Ansicht willen, zum Gefühl seine Zuflucht.[13]) Dass er die richtigen Grundsätze der Kritik, besonders der diplomatischen, noch nicht gekannt, wird man doch wol ihm, dem Miturheber des Aufschwungs, in Folge dessen sie entdeckt wurden, nicht in Rechnung bringen wollen. Jeden Irtum aber verzeiht man dem am leichtesten, welcher so von Rechthaberei entfernt und so bescheiden ist wie Lessing, der von sich sagen durfte: 'ich wollte nicht gern, dass ein Mensch in der

---

1) W. III S. 34.

2) a. O. S. 121.

3) a. O. S. 25 ff. Horat. a. p. 270 sqq.

4) S. besonders in der Dramaturgie (Werke VII S. 37) über die Uebersetzungen von Versen in Prosa.

5) in den Ehrenrettungen.

6) Dramaturgie W. VII S. 370 f. Nur *οἷα ἂν γένοιτο* und *σπουδαιότερος* sind nicht richtig getroffen.

7) Dramaturgie W. VII S. 301 ff. Sie gewinnt namentlich durch die Vergleichung mit einer 1753 in Halle erschienenen.

8) W. XI 1 S. 105 ff.

9) W. VI S. 353.

10) So der Recensent jenes fast unbegreiflichen Reichenbachschen Unternehmens (G. E. Lessingii observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos — collectae — ab I. F. I. Reichenbachio) in der Allg. Litt. Zeit. 1794. Nr. 305. Vgl. Guhrauer (Danzels Fortsetzer) Anh. zu II 2 S. 48.

11) Vgl. Fülleborn bei Guhrauer II 2 S. 347.

12) W. X S. 359.

13) So bei der Ansicht, die Nachricht von Sophokles Tod in der Anthol. pal. VII 20 (L. nennt den Verf. Simonides den jüngern, Bergk vermutet Simmias aus Rhodos), sei mit der Nachricht, dass er in Freude über einen tragischen Sieg gestorben, dadurch zu vereinen, dass unter dem Bilde der Weintraube, der Gabe des Dionysos, die Verleihung des Sieges auf der Bühne dargestellt sei (W. VIII S. 497 f.).

Welt wäre, der sich lieber belehren liesse als ich'.[1]) In der Abhandlung über Plautus sind die Erklärung von *addictus*, die Aufstellung des Todesjahrs und die feinen Bemerkungen über den Prolog unzweifelhaft richtig.[2]) Die Nachbildung, die er in seinem Schatz vom Trinummus gegeben, übergehe ich, obgleich die Vergleichung tief in das Wesen der alten Komödie einzuführen trefflichst geeignet ist, und bemerke nur noch, dass er auch später stets dem Plautus eingehendes Studium gewidmet und zerstreut recht treffende Bemerkungen oder, wie er schreibt, Anmerkungen gemacht hat.[3])

Dass L., obgleich er zum Heile der Litteratur der unklaren Gefühlsschwärmerei entgegentrat, doch die Nachahmung der Antiken in den ersten Gesängen von Klopstocks Messias aufs Teilnehmendste würdigte, beweist die Abfertigung, welche er in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes Triller angedeihen lässt. Wenn er aber daselbst sagt: 'Lasst uns unserem Vaterlande Glück wünschen, dass seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Altertums gefunden haben',[4]) so hat er ausser Klopstock vielleicht die Anakreon zum Muster nehmenden hallischen Dichter, ganz gewis aber Hagedorn im Auge gehabt, der, wie alle mit ihm urteilen, zuerst glücklich den Horatius nachahmte. Wie fleissig er diesen Dichter studiert, würde, wenn er es nicht selbst ausspräche,[5]) schon die häufige Anführung von Aussprüchen desselben bezeugen. Dass er, den der Drang die Gesetze des ewig Schönen an den Alten aufzufinden beseelte, frühzeitig die Epistula ad Pisones beachtete, davon hatten wir bei Plautus ein Beispiel. In den Briefen, wo er die so lehrreiche kritische Vergleichung des Eingangs von Klopstocks Messiade mit den grössten Epikern des Altertums anstellt,[6]) kommt er auf die Stelle vs. 136 ff. zu sprechen und hat zuerst das richtig gezeigt, dass Horatius nicht die Worte des Kyklikers tadle, wenn er auch irrt, indem er den Tadel auf die Unterlassung der Götteranrufung bezieht.[7]) Wenn man die Worte betrachtet, welche er dort anschliesst: 'Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horatius anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine horazische Schönheit', so begreift man erst recht das grosse Verdienst, welches sich Lessing durch das Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange[8]) erworben hat. Einem Jüngling, der den Horatius verstehen und lieben gelernt, soll man die Schrift ja in die Hände geben, damit er die sittliche Entrüstung über anmassende und zu Verleumdungen greifende Erbärmlichkeit nachempfinden lerne. Er wird erkennen, dass Lessing auch an den drei Stellen, wo er selbst irrt,[9]) einem solchen Stümper gegenüber, der gleichwol für einen grossen Dichter galt, Recht hat. Dass die Kritik, wie er sie

---

1) W. VIII S. 8. Vgl. auch VIII S. 177. VII S. 297.

2) Unannehmbar sind die Coniectur zu Capt. vs. 52, die Erklärung von vs. 461—463, ferner die Ansichten über vs. 611 (wo man freilich eine Lücke im Text entdeckt hat), vs. 631. 661. 834.

3) Dass Plautus sein Stück nicht miles gloriosus, sondern nur gloriosus benannt habe (W. VII S. 90), was er sich unter einer tragicomödia gedacht (W. VII S. 235), dass er Bacch. 213 nicht den Epidicus für sein bestes Stück erkläre, sondern der Sklave Chrusalus das Glück des Sklaven Epidicus sich wünsche.

4) W. III S. 221.

5) W. III S. 358.

6) W. III S. 317.

7) Am richtigsten hat meiner Ansicht nach Döderlein tanto hiatu darauf gedeutet, dass der Dichter mit zu starkem Effect beginne, zu tief in die Exposition einführe.

8) W. III S. 409.

9) *novum liquorem* Od. I 31, 2, *religarat* Od. I 32, 8, *clavos trabales* Od. I 35, 18.

übte, 'abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher', für die Zeit eine sehr notwendige war, beweist, dass er sie noch mehrmals üben muste: an der Duschischen Uebersetzung von Vergils Georgica,[1]) an der Lieberkühn'schen von Theokrits Idyllen,[2]) an der von Klotz empfohlnen Meusel'schen des Apollodoros.[3]) In den Rettungen des Horaz[4]) geht L. fast in allen Behauptungen über das Ziel hinaus,[5]) die wahrhaft historische Auffassung ist eben noch nicht ein Eigentum jener Zeit. Dennoch sind sie nicht allein durch die Schärfe der Dialektik lehrreich, sondern auch durch die Geltendmachung des Rechts für den Dichter, sich in Stimmungen zu versetzen und in bildlicher oder ironischer Weise zu reden. Wir hören klagen, wie selten es gegenwärtig geschehe, dass ein gereifter Mann noch einmal zu seinem Horatius greife, um sich zu erholen und zu erquicken, 'zu dem philosophischen Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren das geschmeidige Wesen freundschaftlichster Erinnerungen zu geben wuste und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz um so unfehlbarer zu machen'.[6]) Es hat diese Vernachlässigung viele Ursachen, aber müssen wir auch das Bild seiner Zeit aus ihm erkennen lehren, sollen wir nicht der Jugend gegenüber Lessings Grundsatze folgen, dass an dem Manne, den wir lieben, mit unserem Willen nicht die geringste Verleumdung haften soll, sollen wir sie nicht eher zur Bewunderung und zum Genusse der unübertrefflichen Schönheiten und des menschlich Edlen führen, als sie mit den Schattenseiten und Schwächen, die jedem als Kinde seiner Zeit ankleben, verächtlich bekannt machen? In dem, was L. über die Od. I 34 sagt, ist viel Falsches,[7]) aber immer wird, wer zu prüfen versteht, in das Urteil Orelli's einstimmen: dignus est qui de hac oda legatur Lessingius. Um ein Beispiel seiner Kritik zu geben, erwähne ich hier, dass L. in der Od. I 35 den Fehler, welchen Horatius, 'dessen kleinste Ode der versteckte Plan zu einem so sonderbaren Ganzen macht',[8]) mit der Schilderung der Necessitas begangen, so scharf herausstellt, dass man, zumal nachdem Meineke die sprachlichen Bedenken bemerklich gemacht hat, dem Dichter einen argen Misgriff zuschreiben muss, wenn man nicht mit Linker die drei Strophen auszuscheiden sich entschliesst.[9])

---

1) W. V S. 192. Unter den richtigen Bemerkungen hebe ich die über den Gen. *dies* hervor, ferner über I 242 (wo die von Ribbeck ans Licht gezogne Lesart *sublimen* die Auffassung nicht ändert), III 19. 58. I 114 wird der Uebersetzer mit Recht getadelt, aber die richtige Erklärung nicht gefunden.

2) W. V 85 ff. Gründlich benutzt L. die Scholien und die Coniectur in denselben zu I 11 **οὐκ** statt **οὗς** scheint mir Beachtung zu verdienen. **αἰολομίτραις** würde er XVII 19 aufgenommen haben, wenn er dessen handschriftliche Begründung gekannt hätte.

3) W. VII S. 428—430.

4) W. IV S. 9—44.

5) Die Coniectur, wodurch das Spiegelzimmer aus der angeblich Suetonischen vita entfernt wird, ist recht artig.

6) L. a. O. S. 10.

7) Die Auffassung von *invisi* und *atlanteus finis*; die Leugnung, dass unter der *insaniens sapientia* die epikureische Philosophie zu verstehen sei, wozu freilich die zweifelhafte Lesart *relictos* verleitete; der Einfall, dass unter den *deis* Cäsar und Augustus, unter dem Donner aus heiterem Himmel der zu verstehen sei, welcher, als der letztere aus Apollonia nach Rom zurückkam, vernommen wurde, zu verstehen sei.

8) W. VI S. 134.

9) Im Laokoon W. VI S. 421 f. *Rara fides* erklärt L. dort ganz richtig. W. XI 1 S. 426 erkennt er die Falschheit von *auspice Teucro* an; doch wird man vor seiner Verbindung des letzten Wortes mit *cer-*

Die Abhandlung von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind, 1754,[1]) beweist die glänzende Gabe, von fremden Dichterwerken auch den Laien eine unmittelbare Anschauung zu verschaffen. Zwar zeigt sich L. noch von dem Geschmack der französischen Dramatiker, bei welchen ja der Pseudoseneca so grossen Einfluss besass, von der Vorliebe für das Rührende und Pathetische befangen, doch in der scharfen Herausstellung von Schwächen bereitet sich schon die Freiheit vor, welche dann im Laokoon[2]) so siegesfroh heraustritt, indem er alle die darin auftretenden Personen für Klopffechter im Kothurn erklärt. Wir vermissen noch eine kritische Bearbeitung dieser Dramen, welche ein hohes historisches Interesse nicht blos als Bild der Neronischen Zeit, sondern auch wegen des Einflusses auf die Zeit vor Lessing bieten; wer sie unternimmt, wird seine Bemerkungen[3]) nicht unberücksichtigt lassen dürfen, obgleich nur éine Coniectur Thyest. 739 *infestam manum*[4]) auf Wahrscheinlichkeit Anspruch macht. Die Behauptung, dass Hercules Furens und Thyestes von éinem Verfasser herrühren, wird bei der Wertbestimmung der Stücke einen leitenden Gesichtspunkt abgeben.

Mit Uebergehung weniger wichtiger, aber die Aufmerksamkeit auf Alles, was in das Gebiet des Altertums gehört, bekundender Bemerkungen[5]) wende ich mich zu den Abhandlungen von der Fabel[6]). Sehen wir auf die Schärfe der Definition, auf die Methode, welche durch die Kritik der Vorgänger spannend das klare Ergebnis mit einem Male vor die Augen springen lässt, auf die Uebersicht über die Litteraturgattung[7]) bei den verschiedensten Völkern, welche zu jeder Behauptung stets anschauliche Beispiele zur Hand schafft, so werden wir gestehen müssen, dass nur durch solche Vorarbeiten und Muster die bedeutenden litterarhistorischen Leistungen, wie sie von Bernhardy zu besitzen unsre Zeit sich rühmt, möglich wurden, wir werden die Vorbereitung zu jenem Universalismus finden, der dann von Herder mit siegreicher Kraft eingeführt, die Wurzel aller unserer neueren wissenschaftlichen Entwickelung wurde. Schulmänner werden sich die empfohlne Heuristik an den Fabeln[8]) um so mehr zu Nutzen machen, wenn sie mit L. als den grössten Fehler der Erziehung anerkennen, dass man nicht zu eignem Nachdenken gewöhnt[9]). Wer sollte nicht das Resultat sich zu eigen machen, dass die Alten auch in dieser Gattung durch die Einfalt ihrer Pläne die unübertroffenen Meister sind,[10]) und dass Phädrus, wo er sich von der Einfalt der griechischen Muster einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht?[11]) Die kritischen und

---

tus enim promisit Apollo der Bentlei'schen Emendation *Phoebo* den Vorzug geben. Der Einfall, dass in *parturiunt montes* das letztere Wort der Accusativ sei, bietet einen Stoff zu Disputationsübungen.

1) W. IV S. 267—339.

2) W. VI S. 386.

3) S. auch den Nachlass W. XI 2 S. 354—356.

4) W. IV S. 313.

5) Das Urteil über Lucrez in der Abhandlung über Pope (W. V S. 7) hat eine heilsam ernüchternde Bedeutung. Seine Ansicht, dass die Elpistiker Pseudomanten gewesen (W. V S. 47 ff. und XI 1 S. 73) ist falsch, aber wer weiss denn heutzutage, was man unter jenen Leuten zu verstehen hat?

6) W. V S. 397 ff.

7) W. XI 1 S. 237.

8) W. V S. 457.

9) W. VI S. 23.

10) W. V S. 416.

11) W. V S. 455.

exegetischen Bemerkungen haben einen hohen Werth, obgleich wir die äsopischen Fabeln jetzt durch Halm ganz anders sichten gelernt haben.[1]) Der ungemeine gewissenhafte Fleiss über den Rimicius und Romulus, dessen Name noch immer zweifelhaft, aber nicht durch einen richtigern ersetzt ist,[2]) und über den Anonymus des Nevelet hat zu Resultaten[3]) geführt, welche die Litterargeschichte sich dankbar angeeignet. Möchte er doch den Plan, die Entwicklung der Fabel bis zu den neusten Zeiten, namentlich auch mit Rücksicht auf deutsche Sprache und Litteratur, zu verfolgen, ausgeführt haben! Möge sein Beispiel einen seiner würdigen Nachfolger anregen!

Den philosophischen aufräumenden Weg, den wir in der eben besprochnen Abhandlung eingeschlagen sehn, hat niemand in den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und die vornehmsten Epigrammatisten[4]) herzlicher anerkannt, als Herder.[5]) Mit grösster Schärfe hat L., selbst ein Meister dieser Dichtungsart, von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *ἐπίγραμμα* ausgehend, die Bedingungen und Gesetze, besonders die Notwendigkeit des enthymematischen Charakters festgestellt und mit unerbittlicher Consequenz die Aftergattungen und die fälschlich in die Sammlungen, auch seine eigne, aufgenommenen Gedichte ausgeschieden. Wol hat Herder eine Erweiterung der zu eng gezognen Grenzen als notwendig nachgewiesen, aber nur insoweit, als sich eben Subjectives in objectiver Bestimmtheit ausprägen lässt. Wenn wir trotz der Berücksichtigung von Logau und Wernike den Fleiss doch nur auf die antiken Gedichte gewandt sehn, so hat dies wieder seinen Grund darin, dass L. in ihnen die Meister der Gattung sah. Nachdem er Catullus ausgeschieden, weil nur wenige Gedichte (92—95. 105) als wahre Epigramme erscheinen, weshalb auch Martialis ihn nur insofern seinen Meister nennen könne, als er sich seine allgemeinen dichterischen Eigenschaften, besonders den naiven Ton zum Muster genommen,[6]) widmet er die eingehendste Würdigung dem letztern, der, wenn auch vor ihm Epigramme gedichtet wurden, doch der erste Epigrammatist ist.[7]) Freilich finden wir auch hier die Gunstbuhlerei und Bettelei, die aufgeblasene Eitelkeit[8]) und schnöde Undankbarkeit: Eigenschaften, wie sie in kleinen Seelen Domitians Zeiten erzeugen mussten, nicht ans Licht gezogen, in der Verteidigung gegen den Vorwurf der Unzüchtigkeit wird das Ziel verfehlt,[9]) aus der richtig gedeuteten Aeusserung

---

1) Es gehört hierher die Erklärung von Aesop. fab. 90 im Laokoon. S. ausserdem W. XI 1 S. 177 ff. Wer sich nicht zur Auswerfung der Verse 4 und 5 bei Phaedr. I 16 entschliessen kann, lässt dem Dichter einen plumpen Fehler mehr.

2) Bernhardy röm. Litt. S. 579.

3) W. IX S. 39—64.

4) W. VIII S. 412 ff.

5) Guhrauer II 2 S. 28 ff.

6) Die Schönheit des 3. Gedichts hat L. gebürend gewürdigt. Sein von jedem unklaren Gegenstand angeregter Forschungstrieb gibt sich in den Untersuchungen über das Epigramm auf den Wiederauffinder des Catull zu erkennen (a. O. S. 448—52),' als dessen Verf. erst Näke (Opusc. I p. 150) und Haupt (quaest. Catull. p. 4) Benvenuto Campesani nachgewiesen haben.

7) Bernh. röm. Litt. S. 468.

8) Die Ueberschätzung der eignen Gedichte wird mit der Begeisterung für seinen Dichterberuf entschuldigt.

9) Aufmerksamkeit verdienen die Stellen, wo L. Martial mit Hohn und Verachtung von Unzüchtigkeiten zu reden scheint (nam. XII 43), ferner die Frage, ob M. überall wo er die erste Person gebraucht, von sich

des L. Verus, dass Martialis sein Vergilius sei, werden nicht Folgerungen über den immer tiefer sinkenden Geschmack der römischen Welt gezogen; aber die Beobachtung, dass Martialis aus dem Leben unter Menschen und von Menschen geschöpft, und dass er recht wol den guten vom falschen Witz zu unterscheiden gewusst habe, so wie die schätzbaren Beiträge, welche L. zur Exegese geboten,[1]) machen recht begierig eine so lange vermisste der Erklärung dienende Ausgabe des Dichters zu erhalten. Die Mitteilung von Lesarten zu den Priapeiis ist verdienstlich und von den geistreichen Erklärungen über einige Epigramme der Anthologie hebe ich die Nachweisung, wer der von Horat. Epist. I 1, 30 erwähnte Glykon sei, so wie die Vermutung, dass Hero Priesterin der *Ἀφροδίτη Ποντία*, der *πύργος* deren Tempel gewesen sei, hervor.[2])

In den Litteraturbriefen tritt, wie Danzel[3]) treffend sagt, die Grundanschauung der heutigen deutschen Litteratur, von Lessing geschaffen, wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervor. Die altklassische Litteratur ist für sie das Muster und das Correctiv. Dies hat er aus seiner Philologie geschöpft, aber er hat auch schon die hier so schön vollzogene Einigung mit den Schulmännern in ihrer Notwendigkeit erkannt. Es ist mehr als ein Ungefähr, dass er seine Bemerkungen über Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute gleich am Eingange derselben[4]) niederlegt. Sie sind in stetem Austausch mit Mendelssohn gereift und entspringen der Erkenntnis, dass die Erziehung den Boden schaffen muss, auf dem die Litteratur gedeihen und blühen kann. Den damaligen, noch schärfer mit Basedow hervortretenden pädagogischen Richtungen gegenüber hat die Zurückweisung der idealistischen, aber der historischen Wahrheit entbehrenden Ansicht von der Erziehung der Griechen, namentlich von der an den Dichtern allein zu gewinnenden Bildung eine hohe Bedeutung, noch mehr jene richtige Würdigung der historischen Erkenntnis, der Gewöhnung das Wie und das Warum von einander zu trennen, jener nicht genug zu beherzigende Gedanke, dass keine Reife des Geistes erzielt werde, wenn man von vornherein alles Tiefe und Trockne vermeide und nicht eine streng wissenschaftliche Lehrart anwende, die vom Lehren der Wissenschaft so weit verschieden ist. Der Gegenstand verbietet mir, die treffliche Abweisung jener seicht rationalistischen Vorschläge Basedow's über den christlichen Religions-

---

rede, ob er erst nach der Rückkehr von Rom in Spanien geheiratet und dort das 12. Buch gedichtet habe. Auch das *ius trium liberorum* greift in die Untersuchung ein.

1) Die Hinweisung auf *centum* in I 118 fordert, wenn man auch die Annahme, dass aus den Jugendarbeiten mehreres wider Willen des Dichters in das 1ste Buch gekommen sei (Bernh. r. Litt. S. 571) zu wiederholter Prüfung der Gedichte rücksichtlich der Aechtheit auf. Die Ansichten über die Verleger des Martialis, die Deutung von *nomismata* (als wahrscheinlich anerkannt von Friedländer in Beckers Altert. IV S. 488 n. 88) und der *vispillones* (I 47), ferner die Bemerkungen über I 40. 43. IX 38, besonders die Untersuchung über die phiala des Dichters (W. VIII S. 475—484), die Coniectur zum Epigramm auf Matho (im Nachlass unter Martialis) werden meine Behauptungen rechtfertigen. Die gelehrte Nachweisung, dass die Scaliger zugeschriebnen griechischen Uebersetzungen von Morellus herrühren, hat Bernays gedient.

2) VII 692 (I p. 516) hat L. an *τὸ πρῶτον*, was Baiter so schön in *τροπωτόν* ändert, keinen Anstoss genommen. Die Erklärung, dass der Augenarzt Dio von der Bildsäule die Silberplättchen, welche die Augen vertreten, gestohlen, ist unglaublich, zeigt aber des Dichters Unklarheit. Das Epigramm der Anyta (IX 144) wird von O. Benndorf (de anthol. gr. epigramm., quae ad artem spectant. Bonn 1862. p. 38) richtiger auf die von Paus. VII 21, 10 erwähnte akrolithe Bildsäule der Aphrodite in Paträ bezogen.

3) I S. 412.

4) W. VI S. 18.

unterricht wiederzugeben. Sie möge allen Schulmännern eben so lebendig an's Herz gelegt sein, wie der Vorwurf, den er Wieland wegen nicht zu rechtfertigender Zurückstellung und Verachtung der eignen Nation und der Einführung von Fremdwörtern macht.[1]) Schaaren wir uns, wie um ein Palladium, um das, was er bei Leibnitz's Briefen ausspricht: 'Gewis die Kritik auf dieser Seite betrachtet und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterie, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleissiger und denkender Mann ihm nähern kann'![2]) Im engsten Zusammenhang mit dem, was L. über die Unterrichtsmethode gesagt, steht das Ziel welches er unserer Wissenschaft stellt, in dem Tadel gegen Cupers blinde Vorliebe für die Antiquitäten, am deutlichsten später ausgesprochen in den gegen Klotz gerichteten Worten: 'Welch' elendes Studium ist das Studium des Altertums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankommt, wenn der Gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten an den Fingern herzuzählen weiss. Aber mich dünkt, dass es eine würdigere Seite hat, dies Studium. Ein anderes ist der Altertumskrämer, ein anderes der Altertumskundige. Jener hat die Scherben, dieser hat den Geist des Altertums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das!, sagt dieser schon, ob es so sein können'.[3]) Darf ich auch einen für die Jünger unserer Wissenschaft zu beherzigenden Grundsatz in jenen Worten finden: 'Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln: kurz gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit dem Stoffe eine Gestalt zu erteilen'?[4])

Eine Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem Dichter ist das Leben des Sophokles (1760),[5]) über welches ich wol das Urteil Bergks[6]) anführen darf: in quo libro quamvis sit incohatus tantum, non absolutus, viri summi egregium ingenii acumen et doctrinae copiam non desiderabis. Es wäre unrecht, wollten wir hier den Vorwurf wiederholen, dass L. in der Widerlegung Anderer stärker sich zeige, als in den eignen Coniecturen; es wäre absurd, die Ableitung des Wortes *Κολωνίτης* von *θής*, *θητός* zu belächeln, da in seiner Zeit die Wissenschaft der Etymologie noch gar nicht vorhanden war;[7]) es wäre geradezu kindisch ihm Irtümer da nachzuweisen, wo später entdeckte Zeugnisse Aufklärung verschafft

---

1) a. O. S. 26 und 29.
2) W. VI S. 184—187.
3) W. VIII S. 231.
4) W. VI 140.
5) W. VI S. 271—354.
6) Commentatio de vita Sophoclis vor seiner Ausgabe, p. X.
7) Dies beweisen die Worte W. VIII S. 151 über die Etymologie, die als ein Spiel der Phantasie betrachtet wird. Camée ist nicht von gemma huja = onychia abzuleiten (s. auch XI 1 S. 337), sondern entweder mit Keferstein (mineralogia polyglotta p. 38) von dem gälischen comahu (Email) oder richtiger von dem semitischen chama, chamia, die Gienmuschel, die zuerst zu solchen Darstellungen benutzt worden sein mag. Die in den Collectaneen (W. XI 2 S. 357) wegen Liv. XXX 34 vorgetragene Vermutung, dass ala der Buckel auf dem scutum, umbo der auf dem clupeus gewesen sei, würde L. nicht vorgetragen haben, wenn er die Ableitung des ala von axilla und die Bedeutung Achsel gekannt hätte. Uebrigens ein Beweis, wie aufmerksam L. fortwärend die alten Schriftsteller las.

haben.[1]) Erkennen wir lieber die richtige Verbesserung von 65 in 55 in der vita an, die Erkenntnis, dass Triptolemos in der Tetralogie gewesen, mit der Sophokles zuerst auftrat,[2]) die wenn auch nicht ganz irtumsfreie Aufklärung über die Masken des Thamyris;[3]) erkennen wir an, dass L. durch die Behauptung, die tragische Kunst lasse sich nicht lehren, die Erzählung, dass Sophokles der Schüler des Aeschylos gewesen sei, auf ihre richtige Bedeutung eingeschränkt, dass er durch seine Anregung die Frage über den Tritagonisten beim Aeschylos und über die Tetralogien der erst in unseren Tagen erfolgten Lösung entgegengeführt hat; achten wir endlich die grosse Vertrautheit mit den grossen Tragikern, welche ihn zu der Vermutung befähigte, dass Plutarch in seiner Schrift *πῶς ἄν τις αἴσθοιτο ἑαυτοῦ προκόπτοντος* Sophokles mit Euripides verwechselt habe. Wir bedauern, dass die Arbeit unvollendet geblieben, noch mehr, dass nicht ausgeführt wurde, wozu sie die Vorarbeit bildete, die Uebersetzung des Sophokles und die ästhetische Beurteilung seiner Dramen. Doch ein Teil dieser Studien und nicht der schlechteste ist in den Laokoon übergegangen.

Mit diesen Worten Guhrauers[4]) wende ich mich zu diesem Werke, der bedeutendsten Leistung Lessings. Wie könnte ich seine Grösse besser charakterisiren, als durch das Bekenntnis Göthe's, dass es ihn, den 18jährigen Jüngling, aus den Regionen eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hingerissen habe.[5]) Man wird Winckelmann immer preisen, weil er mit Begeisterung das Gesetz der Schönheit aus der Anschauung der unübertrefflichen alten Kunstwerke schöpfte, aber man muss anerkennen, dass die von ihm gegebene Anregung nicht so energisch gewesen wäre, wenn sie nicht Lessings Geist ergriffen hätte. Vor ihm stand der Begriff der Altertumswissenschaft, wie ihn dann F. A. Wolf entwickelte, in voller Klarheit, und die beiden Hauptgebiete in richtiger Stellung zu einander. Er hat die von Winckelmann entdeckten Gesetze philosophisch begründet, ergänzt, berichtigt, und was noch wichtiger, er hat sie in den Litteraturwerken nachgewiesen mit der schärfsten Feststellung der von der Natur gegebnen Unterschiede zwischen der Darstellung durch Bild und durch Wort. Er hat zwar die Plastik und die Malerei nicht genug auseinandergehalten, seine Definitionen bedürfen öfters einer Ergänzung und Erweitrung, ja er selbst hat in seinen späteren Streitschriften manchen seiner Sätze eingeschränkt und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definitionen festgehalten,[6]) aber die zur innern Aneignung und Durcharbeitung reizende Wahrheit seiner allgemeinen Sätze wird durch die zahlreichen, bis auf den heutigen Tag über sie erschienenen Schriften dargethan, und die Grösse einer Geistes-

---

1) So dass der Gau Kolonos zur Phyle Antiochis gehört habe, dass der Name des Archon nicht Aphepsion gewesen ist, sondern *Ἀφηφίων*. Zweifelhaft bleibt, ob wir die Nachricht des Istros, S. sei ein Phliasier gewesen mit L. einfach verwerfen oder mit Bergk eine Einwandrung seiner Vorfahren aus Phlius annehmen sollen. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermutung, dass die Verwechslung von *Κολωνιάτης* und *Κολωνίτης* die Veranlassung gewesen sei, Sophilos zu einem Handwerker zu machen.

2) Diesem Stück hat nicht Welcker zuerst, sondern L. (W. XI 1 S. 86) das Fragm. bei Ribbeck 753 zugewiesen. Uebrigens s. auch Laokoon W. VI S. 511. Ebenso richtig ist die Vermutung, dass *Ναυσικάα* und *Πλύντριαι* der Name desselben Stücks und dieses ein Satyrspiel gewesen sei.

3) Fälschlich scheint mir L., verleitet durch das medicinische *γλαυκοῦν, γλαύκωμα, γλαυκόν* auf das erblindete, *μέλαν* auf das sehende Auge bezogen zu haben.

4) II S. 30.

5) Göthe's Werke Bd. XXV S. 162.

6) Eschenburg bei Guhrauer II 2 S. 247.

that besteht eben darin, wenn sie der Anlass wird, dass über ein Jahrhundert hindurch die Geister sich über sie streiten. Darüber dass L. die Methode der archäologischen Kritik und Hermeneutik, obgleich die Regeln, die Methodik, noch nicht zum Bewustsein gekommen oder ausgesprochen waren, in meisterhafter Weise geübt, berufe ich mich auf Bursians Zeugnis.[1]) Wenn aber auch das von L. aufgestellte Gesetz anerkannt wird, so ist es doch kein geringer Vorwurf, wenn man das Beispiel als schlecht gewählt, den gemeinsamen Ausgangspunkt Winckelmanns und Lessings als verwerflich durch die Behauptung, dass Laokoon schreie und schreien müsse,[2]) darstellt. Es kann mir nicht beikommen hier eine Entscheidung der Frage herbeiführen zu wollen, allein ich glaube zur Geltung bringen zu müssen, was sich für L. anführen lässt und angeführt wird. Wenn nun Mediciner[3]) versichern, dass die eingebogne Mitte des Bauches ein so lautes oder so leises Geschrei, als man wolle, unmöglich mache, wenn der Ausdruck des Gesichts und die Haltung des Kopfes, deren Einklang mit dem ganzen körperlichen Motiv Brunn nachgewiesen hat, sich damit so vereinigen lassen, dass in ihnen sich noch das furchtbare Ringen nach Loswindung spiegelt, wärend im Seufzer die Ruhe der Erstarrung, das Gefühl der Unmöglichkeit Platz greift, so kann man eben so den Künstlern, wie Winckelmann und Lessing gerecht werden. Dass die Kunst einen Moment der Ruhe darzustellen habe, bestätigt denn auch dies Kunstwerk, nur fällt das Motiv, die Mässigung des Ausdrucks um des Gesetzes der Schönheit willen, hinweg. Hätte Lessing die ganze Gruppe zu sehn oder öfters zu betrachten Gelegenheit gehabt,[4]) so würde er auch den Grund nicht vorgebracht haben, dass der Moment des Schreiens für den Eindruck nicht fruchtbar sei,[5]) er würde vielmehr, worauf Göthe aufmerksam gemacht, in der Nebenstellung der beiden Söhne die Feststellung des Moments, in dem die Schlingen des Ungeheuers zu lösen trachtenden und zum Vater um Hülfe aufblickenden grössern das, was für Laokoon vorhergegangen, in dem in das Hinscheiden versinkenden kleinern[6]) das, was für ihn folgen muss, dargestellt gefunden haben. Nach Lessings ganzer Persönlichkeit glaube ich den Grund davon, dass er so objectiv, so ohne Uebertragung des eignen Eindrucks auf das Werk, wovor Göthe warnt, über dasselbe spricht, nicht in dem Mangel der Anschauung finden zu dürfen.[7]) Unter allen Umständen konnte kein Kunstwerk besser zum Ausgangspunkt der Untersuchung gewählt werden als die Laokoonsgruppe, weil die Schilderung desselben Gegenstandes durch einen bedeutenden Dichter zur Vergleichung herausforderte. Wenn L. die Entstehung des Kunstwerks in die Zeit der ersten römischen Kaiser herabrückte, und dafür manche später als unhaltbar erwiesene Gründe anführte, so genügt zu seiner Rechtfertigung, dass Archäologen, wie Creuzer und Thiersch ihm beistimmten, bis F. Welcker und O. Müller die Entstehungszeit festsetzten.[8]) Für

---

1) Verhandlung der Philologenversammlung zu Augsburg S. 56.

2) Overbeck Gesch. d. gr. Plastik II S. 180. Friedrichs Winckelmann S. 11.

3) Ph. J. W. Henke: Die Gruppe des Laokoon. Leipzig und Heidelberg 1862. S. 76, 4.

4) Henke a. O. S. 38.

5) Ueber die Bekämpfung dieses Grundes durch Vischer s. Henke a. O. S. 30.

6) Vischer erklärt ihn für schon todt.

7) Auch Henke S. 38 nennt ihn einen Mann von poliertem Stahl, der nie aus Zärtlichkeit oder Schwächlichkeit irre. Vergl. dens. S. 51: 'Dannecker stiess der Eindruck des Laokoon ab, Göthe suchte ihm durch Nebenergötzungen auszuweichen' (vgl. S. 31). In Bezug auf das letzte ist aber zu erinnern, dass Brunn die Betrachtung bei Fackellicht für die vortheilhafteste zur Gewinnung des Totaleindrucks erklärt.

8) In der Stelle Plin. h. n. XXXVI 5, 4 hat L. die Worte *de consili sententia* unberücksichtigt gelassen,

die Würdigung der Vergilschen Darstellung hat dieser Irtum keinen Nachteil gebracht. Den Mangel eines sittlichen Motivs zu Laokoons Schicksal, den Göthe und Schiller[1]) durch die Berechnung des Eindrucks auf Dido entschuldigen zu müssen glauben, kann ich nicht anerkennen, ich finde es in des Dichters Ansicht, dass der Mensch, welcher die Erfüllung der Fata, auch ohne sie zu kennen, hindert, von der Macht der Götter zermalmt wird. Aber sage ich zu viel, wenn ich es als eine grosse That bezeichne, dass L. den Nimbus, der um die römischen Dichter, und besonders um Vergilius schwebt, zerstört und die Griechen in das Recht, die Meister und Muster zu sein, eingesetzt hat? Indem er offen darlegte, wie weit jener dem göttlichen Homer nachstehe, hat er nie die Schönheiten desselben herauszustellen vergessen.[2]) In seiner consequenten Schärfe ist L. gegen das poëtische Gemälde, namentlich gegen Haller, etwas zu schroff aufgetreten, aber wie meisterhaft hat er bei den Griechen die herliche Vereinigung von Natur und Kunst aufgezeigt, wie wirkungsreich sie, die keiner Sache zu wenig und zu viel thun,[3]) die ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch Handlungen zu charakterisieren verstanden,[4]) die sogar in der Wortstellung *κάμπυλα κύκλα χάλκεα ὀκτάκνημα* dies Gesetz ausprägten,[5]) seinen Zeitgenossen mit ihren Maskeraden und sentimentaler Malerei gegenübergestellt! Wer hat zuerst die Rolle des Philoktet bei Sophokles im Zusammenhang mit dem unverfälschten Natursinn verstehen gelehrt, wer hat zuerst von den Anschauungen des geselligen Griechenvolks aus, was in dem noch immer nicht befriedigt gelösten *πρόσουρος* und *κακογείτων* verborgen liege, gezeigt? Die Zusammenstellung mit Chateaubrun ist einer der Meisterstreiche, mit denen er das die Köpfe der Deutschen umnebelnde Franzosen-

---

er würde darüber gewis Lachmann (archäol. Zeitung 1845 S. 192 und 1848 S. 237. Stephani bull. — de St. Petersbourg VI S. 8) beigestimmt, aber gewis nicht mit Haakh (Verhandl. der Phil. zu Stuttgart S. 165 ff.) eine symbolische Beziehung auf die Niederschlagung des jüdischen Aufstandes angenommen haben. Will man jene Worte in Erwartung einer noch im Schoosse der Zukunft ruhenden Emendation bei Seite lassen, so bleibt noch die Schwierigkeit des *similiter*, welche Urlichs durch die vorgenommene Umstellung der Sätze nicht ganz beseitigt hat. Von Lessings Annahme, dass das Imperf. und der Aor. in den Aufschriften eine Zeitbestimmung abgeben (immer ein Beweis seines Alles beachtenden Scharfsinns) hat Brunn (rhein. Museum VIII S. 234) das Gegenteil als wahr erwiesen. Ueber die Litteratur sind Guhrauer II 1 S. 308 und Haakh a. a. O. nachzusehen. Dass Vergil die Gestaltung der Sage, welche er annahm, durch Hyginus empfangen, ist nicht zweifelhaft (Bernh. r. L. S. 249. Die Ansicht, dass dieser seine Fabulae vorzüglich aus Argumenten von Tragödien geschöpft, muss durch O. Schneiders Abhandlung über die *Αἴτια* des Kallimachos einige Einschränkung finden); dass L., der später genügende Bekanntschaft mit Hyginus zeigt, darauf nicht eingieng, hat nur seinen Grund darin, weil er überzeugt war, die rhodischen Künstler hätten nach Vergil gearbeitet.

1) Henke a. O. S. 53. Hat Schiller: 'er stehet regungslos' mit Bewustsein um der Laokoongruppe willen geschrieben? (Henke S. 54). Eine absichtliche Abweichnng von Vergils Darstellung ist nach seinen ästhetischen Abhandlungen, besonders nach seinen Bestimmungen über das Erhabne unbedingt anzunehmen.

2) Die Vergleichung seiner Schildbeschreibung mit der bei Homer fällt entschieden zu seinem Nachteil aus. Die Herbeiziehung der Harpyien und die Auflösung des Orakels derselben in ein blosses Wortspiel finden verdienten Tadel und (W. XI 1 S. 544) wird die Stelle Aen. I 271 als durch ein schwächliches Compliment gegen die Julier verdorben bezeichnet. Dagegen erhält W. III S. 315 die ächt künstlerische Gestaltung des Proömiums zum Epos glänzende Darstellung und VI S. 43 (vgl. 138) wird durch die Hinweisung auf die Kunst des poëtischen Perioden, wodurch Vergil soweit alle lateinischen Dichter überrage, sein Wert gesichert. Ausser dem früher Angeführten erwähne ich noch die richtige Deutung von Ge. I 12 W. III S. 302 und mache auf die Laok. S. 463 vorgetragene Emendation bei Dares aufmerksam.

3) W. VI S. 362.

4) a. O. S. 421.

5) Il. E 722.

tum verjagt hat. Die eingehenden Zergliederungen von Juvenal XI 107[1]) und Lucretius V 736—747[2]) mögen zurücktreten gegen die unübertreffliche Weise, in welcher durch eine Vergleichung der wichtigsten Partien der Ilias mit den von dem Grafen Caylus vorgeschlagnen Gemälden und durch die Zusammenstellung des Schicksals, das Thersites bei ihm trifft, mit dem Ende, das ihn Quintus Smyrnäus nehmen lässt, die ewige Klassicität in Homers Gedichten herausgestellt wird.[3]) Was haben Herder, was Tischbein dadurch gelernt! Wer nur einigermassen mit den Ausgaben der Klassiker seit Heyne's Vergil vertraut ist, wird wissen, wie alle Leistungen in der ästhetischen Kritik auf Lessings Laokoon zurückweisen. Sein Dringen auf vollständige Lesung der Dichter und seine Warnung vor unverständiger Herbeiziehung antiker Kunstwerke zur Erklärung derselben[4]) bleiben für alle Zeiten methodische Regeln.

Die Sicherheit, mit welcher Lessing sofort als Meister in der archäologischen Forschung auftritt, beweist die selbständig gefundene Wahrheit, dass der *puer claudicans* des Pythagoras von Rhegion Philoktetes sei,[5]) die richtige Unterscheidung der beiden Gemälde des Protogenes, die anregende Bemerkung über den Unterschied von reinen Kunstwerken und zur Verehrung in Tempeln bestimmten Bildsäulen.[6]) Seine Ansicht über das Gemälde der Artemis von Apelles erscheint mir noch nicht widerlegt,[7]) aber freilich unglücklich ist seine, erst nach langem Kampfe mit sich selbst zurückgenommene[8]) Deutung des borghesichen Fechters auf Chabrias, soll aber uns sein Bild dadurch getrübt werden, dass er durch eine ungenügende Abbildung sich täuschen und durch eine handschriftlich wenig beglaubigte Lesart bei Nepos sich verleiten liess, über die militärische Stellung, über welche wir bis heute nur Vermutung haben, eine unhaltbare Ansicht aufzustellen?[9])

In der Dramaturgie leitet L. zuerst aus den im Laokoon aufgestellten Gesetzen treffende Bemerkungen über die Schauspielkunst und die Cheironomie bei den Alten

---

1) *pendentis* hat erst Schrader richtig erklärt. In *Aurae* hat L. den Mädchennamen nachgewiesen, wenn er auch nicht Luftnymphen erteilt worden ist.

2) Da es sich nur um den Beweis, dass der Dichter kein wirkliches Gemälde vor Augen gehabt zu haben brauche, handelte, so kann man sich nicht wundern, dass ihm Bentlei's Emendation *veris* vs. 736, durch die erst die Schönheit des Bildes hergestellt wird, entgangen und er den Anstoss in vs 747, den mir Lachmann besser hinweggeräumt zu haben scheint, als Bergk Nlbb. XXVII S. 325, nicht gefühlt.

3) Zu Homer finden wir noch W. VI S. 326 eine Rechtfertigung des Gleichnisses Od. ξ 129. In den Collectaneen (W. XI 2 S. 336) wird aus Od. α 10 die Existenz anderer *Νόστοι* geschlossen, aus 32—34 dass Homer Sünden nicht als Folgen von Irtümern betrachtet habe. Die interessante Bemerkung über *γλαυκῶπις*, vor allem aber die zur Batrachomyomachie, verdienen Beachtung.

4) W. VI S. 418.

5) Vgl. W. XI 1 S. 491. Dass bei Plin. auch *Philoctetem* herzustellen sei, ist wol zu viel behauptet.

6) Dass das Idealbild des Dionysos (ohne Hörner) aus der Schule des Praxiteles und Skopas herrühre, hat L. nicht gewust.

7) Es will mir nicht einleuchten, wie Apelles die im Reigen der ihr opfernden, aber als Nymphen gebildeten ephesischen Priesterinnen, wie Urlichs erklärt, habe malen können, wenn schon ich die Veränderung von *sacrificantium* in *venantium* oder besser *saltantium* bei Plin. h. n. XXXV 96 nicht sofort annehmen kann.

8) W. VIII S. 41. 99. XI 1 S. 330.

9) Köchly und Rüstow: Geschichte des griechischen Kriegswesens S. 170. Dass Cornelius Nepos einem Lessing nicht zu unbedeutend war, dass er sogar die Frage nach der Autorschaft der Vitae nicht unbeachtet liess, beweist die Bemerkung im Nachlass XI 1 S. 351.

her.[1]) Von der längst vorbereiteten, aber erst in diesem Werke vollbrachten grossen Rettungsthat für den deutschen Geist ist nicht der geringste Teil, dass er die oberflächlichen Berufungen der französischen Tonangeber auf den grössten Kunstrichter des Altertums Aristoteles für immer abgewiesen hat.[2]) Die schriftliche Niederlegung seiner Ansichten ist zwar sichtlich etwas eilfertig[3]), sie selbst aber können bei den Zeugnissen früheren eingehenden Studiums[4]) nicht als unreif betrachtet werden. Die Wichtigkeit der gegebnen Anregungen lässt sich daraus ermessen, dass noch heute die feinsten Kenner des Aristoteles[5]) die eigentümlichen Schwierigkeiten in dessen so scharfen Definitionen nachzuweisen sich bemühen, und dass erst in Folge der von L. aufgedeckten Widersprüche, wie in der Poëtik c. 14,[6]) und der Deutungsversuche des Unklaren[7]) der Zustand, in welchem die Poëtik auf uns gekommen ist, erkannt wurde, wobei die Aufzeigung des Weges in einem sorgfältigen Studium des ganzen Aristoteles[8]) ein wesentliches Verdienst ist. Allein bedeutend sind auch die positiven Resultate, dass die Forderung der Einheit des Orts und der Zeit nur eine Folge der durch die äussern Umstände gebotnen Einheit des Chors und somit der Handlung ist,[9]) dass aus der Definition des Aristoteles sich auch die Notwendigkeit der dramatischen Form ergibt,[10]) dass statt Schreckens Furcht zu setzen ist und das Mitleid erst durch den Hinzutritt dieser zum rechten Mitleid wird.[11]) Bei seiner Deutung der Definition von der Tragödie ist L. zunächst durch die noch nicht als falsch nachgewiesne Lesart *οὐ δι' ἀπαγγελείας ἀλλὰ δι' ἐλέου*[12]) in Irtum geführt worden; aber trotz Herders kritischer Wälder, trotz Göthe's mehr aus Divination als aus Kenntnis des Griechischen geschöpfter gegründeter Einwendungen[13]) hat erst Bernays,[14]) indem er mit Lessing'schem Geiste den bezeichneten Weg bis zu den im Dunkel liegenden Aussprüchen des wahren Aristoteles verfolgte, die richtige Deutung von *τῶν τοιούτων παθημάτων* und *κάθαρσις* gefunden und doch beweisen die von Susemihl und Andern erhobnen Einwände, dass man von allgemeiner Anerkennung noch weit entfernt ist.[15]) Nur eine Be-

---

1) W. VII S. 19 u. 26. Welche Anwendungen von denselben auf das Wesen der Tragödie sich machen lassen, hat Henke in der öfters angeführten Schrift gezeigt.

2) W. VII S. 298 ff. 340 ff. 370 ff.

3) Dies tritt besonders daraus hervor, dass er die wichtige Stelle aus dem 8. Buch der Politik wol gekannt, aber sie nachzuschlagen und in Betrachtung zu ziehen versäumt hat.

4) Ein solches ist die gründliche Erörterung von Rhet. II 20 in der Abhandlung von der Fabel W. V S. 428.

5) Christ Verhandlungen der Phil. zu Augsburg S. 100.

6) W. VII S. 157.

7) Bei der Behauptung, dass Arist. durch Hineinziehung zufälliger Eigenschaft seine sonst das Wesen der Sache so genau bezeichnende Definition der Tragödie zu einer nicht vollkommen logischen gemacht habe, erkennen alle Kenner an, dass L. damit nur, was er vermisst, zu rechtfertigen gesucht habe.

8) a. O. S. 312.

9) a. O. S. 194.

10) a. O. S. 323 f.

11) a. O. S. 312 ff.

12) Bernays in der sofort anzuführenden Schrift S. 187.

13) Nachträge zu Aristoteles Poëtik. 1826. *περαίνουσα* hat Göthe falsch übersetzt.

14) Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. Abhandlungen der histor.-phil. Gesellschaft zu Breslau. 1858. S. 135—202.

15) Das Schulprogramm von Lippert habe ich nicht einsehen können, doch Christ bemerkt an dem ob. Anm. 5 angef. O., dass trotz der mathematischen Genauigkeit derselben noch adhuc sub iudice lis est.

hauptung von Bernays glaube ich beschränken zu müssen, dass Lessings Ansicht von dem moralisierenden Theater zu dem Tribut gehöre, den er seinem noch nicht durch Göthe befreiten Jahrhundert abgetragen habe;[1]) ich hoffe, dass manche mit mir dessen Ausspruch: 'Bessern sollen uns alle Gattungen der Poësie: es ist kläglich, wenn man dieses erst noch beweisen muss; es ist kläglich, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln'[2]) für wahr halten und, ohne sich und mich für unfrei zu erklären, eine veredelnde Wirkung der Katharsis wenigstens als untrennbar vom Wesen der wahren Tragödie ansehen werden.

Die genaue Bekanntschaft, welche sich L. ausser mit Sophokles auch mit Euripides erworben hatte, beweisen ausser einigen Bemerkungen über einzelne Stellen[3]) die Erklärung der Alkestis für ein Satyrspiel, die Rechtfertigung der Prologe und die Nachweisung, mit welchem Rechte ihn Aristoteles den tragisch'sten Dichter nenne, so wie[4]) die den Charakter des Dichters so eingehend berücksichtigenden Collectaneen zum Ion.[5]) Vom Studium des Aeschylos gibt nur eine Stelle im Nachlass[6]) Zeugnis, aber die Urteile, dass die Rede des Wächters im Agamemnon ein Prolog sei und genau dem Charakter solcher Leute entspreche, so wie dass in den Reden der Klytämnestra das Uebertriebne ihre Falschheit charakterisiere, hat Schneidewin dankbar benutzt. Die Hinweisung, dass Aristophanes nur aus den Zeitverhältnissen richtig zu erklären sei,[7]) mag auch für seine Zeit nicht neu gewesen sein, fruchtbarer ist die bei Gelegenheit der Untersuchung über die Allgemeinheit der komischen Charaktere gemachte Bemerkung, dass im Sokrates der Wolken der Dichter nicht die Person, sondern nur den Begriff des Sophisten gesehen habe.[8]) Einzelnes ladet noch zur Prüfung ein.[9])

---

1) Bernays an O. S 172. Dass L. nicht so unfrei gewesen, ergibt sich aus seinen Worten (W. IV S. 296): 'Eigentlich halte ich es für keine Nothwendigkeit, dass aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fliessen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten' und aus seiner Warnung, den letzten Sittenspruch, den man am Schlusse verschiedner Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze nur um seinetwillen da sei (W. VI S. 53).

2) W. VII S. 326. Die Ansicht von Casaubonus von den Didaskalien des Aristoteles belächelt L. W. VII S. 417. Sein Irtum rührt von zu grosser Verehrung des griechischen Meisters her.

3) Das Fragm. Ribb. 857 p. 397 hat L. dem Ctesphontes zugewiesen (W. VII S. 156). Auch die Vermutung über Hyg. Fab. 184 ist interessant.

4) Die Ansicht über die Alkestis ist durch eine neuerdings aufgefundene Didaskalie bestätigt worden. Die andern beiden Bemerkungen W. VII S. 204—208.

5) W. XI 2 S. 339. Die Ungereimtheiten vs. 169. 224. 225 hat L. richtig erkannt, vs 1141—1165 mit Recht getadelt. Die Ansicht, dass Eur. die Religion vielfach gemishandelt, und die daraus hergeleiteten Folgerungen über den religiösen Zustand des Volkes verdienen ebensoviel Beachtung, wie dass demselben weit wichtiger gewesen, das Herz als die Neugierde der Zuschauer zu beschäftigen. Die Rolle des Alten wird als eine wahre Misgeburt bezeichnet. Die Bemerkung, dass man im Eingang den Adler und den Schwan auf der Bühne wirklich gesehen haben müsse, regt zu weiteren Untersuchungen an. Die Unannehmlichkeiten des Chors haben die Alten gewis empfunden, wenn man aus der Zusammenhangslosigkeit der Lieder mit der Handlung in späterer Zeit einen Schluss ziehen darf.

6) W. XI 2 S. 338.

7) Im Leben des Sophokles. Die dort vorgebrachten Vermutungen über Ran. 943 u. 1140 haben keinen Anspruch auf Annahme.

8) W. VII S. 394. Man füge hinzu XII S. 314, dass M. Cato Censorius über Sokrates ebenso geurteilt habe wie Aristophanes.

9) Dass Nub. 332 *σφραγιδονυχαργυροκομῆται* zunächst Flötenspieler bedeute, (W. VIII S. 66 f.) ist falsch und vielmehr die Allgemeinheit der Mode des Ringtragens daraus zu folgern. Dass Thesmoph. 435

Auch Terentius erhält in der Dramaturgie durch die Zurückweisung der kaum auf Lesung des Stücks schliessen lassenden Behauptungen Voltaire's über die Adelphi und die Herausstellung von dieses Stückes Kunstwert in einer Vergleichung mit Romanus Brüdern[1]) die gebürende Anerkennung. Dass man sich das Spiel des Acteurs denken müsse, führt zur schönen Erklärung zweier Stellen in V 1 und Deutlichmachung des hohen Verdiensts von Donatus Commentar.[2]) Im Prolog zum Heautontimorumenos hat L. den Unsinn von vs 6 erkannt, den man jedoch wol lieber durch Fleckeisens Radicalcur entfernen wird. Die Zurückweisung von Diderot's Behauptung, dass *peius* bei Horat. sat. I 2, 22 ein Urteil über Terentius Poësie enthalte, leitet auf die beachtenswerte Erklärung, Menedemus spare, um seinen Sohn für die gegenwärtige Entbehrung durch Gewährung späterer Gemächlichkeit zu entschädigen.

Ein kostbarer Schatz sind die Briefe antiquarischen Inhalts, nicht allein wegen der unübertrefflichen vernichtenden Abweisung seines Gegners Klotz, sondern weil darin die wahre philologische Methode, die bis zum kleinsten Citat sich erstreckende Akribie, die emsige Aufsuchung alles Materials, die kritische Prüfung und Sichtung der Quellen, das Vordringen zu den allgemeinen und höchsten Gründen, die scharfe Scheidung von positiver Wahrheit und Wahrscheinlichkeit auf die herlichste Weise vorgebildet wird. Mag man auch manche Behauptungen Lessings nicht unterschreiben, in den Discussionen über die homerischen Gemälde und über die Bilder der Furien[3]) ist er überall der Löwe, der durch die Erhebung seines Hauptes die um ihn herum kläffenden Kleingeister schreckt. Ein Muster von Klarheit ist die Erklärung der Perspective zur Rechtfertigung seiner Behauptung, dass sie die alten Maler nicht gekannt.[4]) Vollends die Abhandlung von den geschnittenen Steinen, erhebt sie nicht einen Zweig der Kunstübung in ein solches Licht, dass er ein lebendiger Zug im Gesammtbilde des antiken Lebens wird? Zwar drückt L. das Alter der Steinschneidekunst bei den Griechen zu tief herab,[5]) aber Gründlichkeit wird man ihm nicht absprechen. Aufräumend sind seine Untersuchungen über die Mineralogie der Alten, welche durch den veränderten Gebrauch der Namen so sehr erschwert ist, von niemandem unbeachtet

---

θριπήδεστα σφραγίδια so feingestochene Siegelringe bedeute, dass man die Gravüre für Wurmstich halten müsse, davon kenne ich wenigstens keine Widerlegung. Lessings Richtung für alles einen Grund zu suchen erkennt man in der Herleitung der Bekanntschaft mit geschnittnen Steinen vom Rückzug der Athener aus Aegypten über Kyrene. Die Coniectur Plut. Mor. p. 792 c. für Ismenias *Ἀμεινίας* zu lesen, fordert zu chronologischen Untersuchungen auf.

1) W. VII 298 u. 400.

2) Dass im Donat *Diphilus* für *Menander* zu schreiben sei ist richtig. Die Vermutungen über die Composition und das Verhältnis zum griechischen Vorbild können weniger auf Beistimmung rechnen. Ueber Menanders Misogyn s. auch W. XI 1 S. 463.

3) Da die Eumeniden des Skopas und Kalamis (diesen Namen statt Kalos hat Osann festgestellt) nicht die grässlichen Töchter der Erde und Nacht, sondern die versöhnten Athen ihre Huld schenkenden unnahbaren Göttinnen waren, so bestätigt dies, dass Lessings Behauptung die Alten hätten ihre Werke nie durch den Ausdruck der Wut oder der Verzweiflung geschändet, dem griechischen Volksgeist entspricht. Seine Deutung vom bekannten Gesetz der Thebäer hat Creuzer (deutsche Schriften Abt. 2 S. 68—71 und 105) selbständig gerechtfertigt.

4) Luc. Zeux. c. 4 hat L. *μερῶν* als die richtige Lesart für *μέτρων* erkannt, auch Philostr. Apoll. c. 20 p. 71 richtig erklärt.

5) Dass der Stein im Ring des Polykrates nicht geschnitten gewesen sei, darin folgt L. O. Müller Handb. d. Archäol. § 97, 2 u. § 60; dagegen spricht Urlichs rhein. M. X S. 24.

zu lassen, der Kriterien für die Aechtheit der Gemmen und Intaglien sucht.[1]) Die Kenntnis der Werkzeuge und Hülfsmittel, mit denen die alten Künstler so bewundernswerte Werke hergestellt haben, ist nicht allein für die Schätzung dieser von Wichtigkeit,[2]) sondern eröffnet auch einen tiefen Einblick, wie weit die Alten in Erforschung der Eigenschaften der Naturgegenstände und der Naturgesetze vorgedrungen gewesen. Ich bin nicht in der Lage anzugeben, ob der angebliche Fund antiker Vergrösserungsmittel constatiert sei, aber ehe man sich für die Annahme entscheidet, wird man Lessings gründliche Untersuchung über die Unwahrscheinlichkeit der Existenz solcher zur Vermeidung von Irtümern prüfend zu Rathe ziehen müssen.[3])

Das Resultat der klassischen Abhandlung wie die Alten den Tod gebildet? ist durch das von Lessing noch unbekannte, von Fr. Welcker so gründlich erklärte Denkmal von

---

1) S. die Einzeluntersuchungen auch im Nachl. XI 1 S. 227. 299. 324 u. s. w. Klotz's falsche Schreibung von Agat (s. W. XI 1 S. 303) wird zurückgewiesen, aber Achat ist nicht mit Theophr. u. Plin. vom sicilischen Flusse, sondern vom armen. akat und dem bengalischen akika abzuleiten (Käferstein Min. polygl. S. 39). Die Ableitung des Plasma di Smeraldo von prasma (Prasius) wird dadurch nicht widerlegt, dass Werner eine Gattung Plasma angenommen hat. Ich führe an die Bemerkung über den Chalcedon (W. VIII S. 157. Plin. h. n. XXXVII 24 wird *Carmaniae* für *Germaniae* behauptet), die Verwerfung des Namens Achatonyx (auch W. XI 1 S. 296), die Identificirung von *lychnitis* mit *carbunculus Alabandicus* (Almandin) bei Plin. (W. VIII S. 163). Den *ostracitis* bei Plin. hat L. nicht bestimmen können (W. VIII S. 159). Die neuern Mineralogen halten ihn für einen Hornstein. Bei der Ausdehnung der Untersuchungen selbst auf den Igiada (span. piedra da hijada) und den deutschen Namen Waise für Opal ist es mir auffällig, dass ich den Namen Intaglie nirgends bei L. gefunden habe. Mittelst der so gewonnenen Resultate hat L. den Sardonyx Winckelmanns für einen Onyx erkannt (W. VIII S. 159) und die Behauptung dass man bunte Steine benützt, um das geschnittene Bild zu einem Gemälde zu machen ('eine zwangvolle Spielerei'), durch die Unmöglichkeit solche zu finden abgewiesen (W. VIII S. 149. Plin. h. n. XXVII 75).

2) Wenn die Alten keinen Smirgel von Diamant sondern nur von Wetzstein gekannt haben, so können sie auch unmöglich die härteren Edelsteine zu vollem Glanze geschliffen haben und es wird dadurch minder problematisch, dass sie sich zur Erhöhung desselben corsischen Honigs bedient haben (L. W. VIII S. 120 ff.) Die Stelle Plin. h. n. XXVII 15 hat L. (W. VIII S. 84) im Ganzen richtig erklärt, doch wünschte man den Worten *ut cerni vix possint* eine eingehendere Erörterung gewidmet zu sehen. Dass Material zu dem *naxium* aus Kypern, später aus Armenien gekommen sei, hätte L. nicht mit der Bemerkung, man habe ja das Material sogleich auf Kypros verarbeiten können, es nicht erst nach Creta zu bringen gebraucht, verwerfen sollen. Möglich, dass zuerst Material in Creta gefunden und verarbeitet wurde, aber die Alten wusten die Fabrikationsanlagen geschickt zu verteilen und zu benützen. Vgl. übrigens Käferstein am a. O. S. 84.

3) Sie regt zu gründlicher kritischer und exegetischer Feststellung der Stelle Plin. h. n. XXVII 6 an, sie lehrt den berühmten Smaragd des Nero nicht ohne weiteres für ein Vergrösserungsglas, das bei seiner constatirten Weitsichtigkeit (Suet. Ner. 51 u. Plin. h. n. XI 54) convex hätte geschliffen sein müssen, sondern für ein Mittel die Augen zu stärken zu halten, wenn man nicht an unsre Modespielerei die Naturfärbung in der Betrachtung durch bunte Gläser zu verwandeln denken will, sie stellt aus Seneca qu. nat. I 6, 5 fest, dass die Alten die Vergrösserung durch mit Wasser gefüllte Kugeln gekannt hätten, macht aber die Annahme von Vergrösserungsgläsern sofort durch die Nachweisung, dass sie die Wirkung dem Wasser, nicht dem Glase zugeschrieben, wieder problematisch (W. VIII S. 143). Auch der Gebrauch von gläsernen Kugeln zum Brennen, den nach L's. Deutung von *μετὰ τοῦ ὑελίου* bei Procopodromus die Aerzte um 1150 n. Chr. kannten, kann ebensowenig etwas beweisen, als die *crystallina pila* bei Plin. h. n. XXXVII 10, da diese nach Lessings Folgerung aus dem vorhergehenden Abschnitt mit Wasser gefüllt zu denken sind. Und beachtet man die tiefe Bemerkung (W. VIII S. 144), wie schwer die letzten Schritte zu wichtigen Entdeckungen erfolgen, so wird man der Beobachtung, dass Plin. h. n. XX 51 u. XXVII 6 wol Mittel zur Erhaltung der Augen, aber nirgends zur Vergrösserung erwähnt, ein grösseres Gewicht beilegen.

S. Ildefonso bestätigt worden. Das nur den Spukgeistern, den larvis[1]), zugeteilte Skelett hat dem freundlichen Bilde des Genius mit der gesenkten Fackel Platz gemacht und damit ist den Alten die bis ins homerische Zeitalter zurückreichende tiefsinnige Unterscheidung zwischen dem Schrecken des Todeskampfes (*Κήρ*) und dem durch Wegnahme des letzten Athemzuges zur Ruhe freundlich führenden Moments (*Θάνατος*) für immer vindicirt.[2]) Die durch Herder[3]) bekämpfte Deutung von *ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας* bei Pausan. V 18, 1 ist noch nicht durch eine alle Schwierigkeiten beseitigende Erklärung oder Emendation ersetzt.

Von den fernern Leistungen Lessings auf dem Gebiete der Archäologie erwähne ich die vollkommen bestätigte Behauptung, dass der Kopf der Dresdner Agrippina nicht ursprünglich zur Statue gehört habe,[4]) so wie die wenn auch unvollendete, doch glänzende Zurückweisung des Einfalls von Klotz, dass die imagines der Römer nicht aus Wachs gebildet, sondern Werke der enkaustischen Malerei gewesen seien.[5]) Ich muss mir versagen die einzelnen zerstreuten Bemerkungen aufzuführen. Sie liefern den Beweis, wie rastlos der so viel beschäftigte grosse Mann auf diesem Gebiete studierte und wie die in den grösseren Abhandlungen niedergelegten Ansichten nicht von einzelnen, sondern von vielen antiken Monumenten entnommen und an ihnen geprüft waren. Sie stellen deutlich den Vorzug, den er vor Winckelmann besitzt, die Genauigkeit in Prüfung der Quellen, vor Augen, sie sind endlich musterhaft, weil sie selten blosse Notizen, meist vollständig ausgeführte Gedanken geben.[6]) Ich muss es mir versagen, auch jene vorzuführen, welche beweisen, in welchem Umfang, mit welcher Gründlichkeit und mit welchem Erfolg L. die alten Schriftsteller las, welche Aufmerksamkeit er den Sprachgebilden, den Stylgattungen, dem Wohlklang, den Geheimnissen der Metrik zuwandte.[7])

---

1) Preller röm. Myth. S. 72. 486. 499.

2) Auch *mors* und *letum* hat L. im Ganzen richtig unterschieden.

3) Krit. Wälder I S. 68. S. Preller griech. Myth. I S. 526 (erste Ausgabe). Mir scheint gewis, dass *ἀμφοτέρους* nur auf die beiden Knaben bezogen werden kann. Ruhig aber fest schlafende Kinder pflegen die Beine auseinander zu spreizen. Die Stelle des Pausanias hat L. zur Erkenntnis der richtigen Lesart *nigra* bei Tib. II. 1, 90 geführt. Dass Paus. V 19, 6 *γυνή* ausgefallen sei, verdient alle Beachtung.

4) W. VIII S. 507. XI 1 S. 304. Guhrauer II 2 S. 87.

5) W. XI 1 S. 252 ff.

6) In den Collectaneen zu Winckelmanns Geschichte der Kunst (W. XI 1 S. 136) ist hervorzuheben *κωνωπεῖον* (S. 141). Die Coniectur Plin. h. n. XXXVI 4, 5 (S. 145) *ut ille* verdient Beachtung, da es ja wol unzweifelhaft ist, dass der von Verres aus dem Garten des Heius entwendete Eros (Cic. acc. IV 2, 4) reine Nachbildung des thespischen gewesen, zugleich aber unglaublich, dass Plinius dies nicht gewust oder geahnt habe. Die Deutung von *statua lusca* Iuv. VII 28 (S. 140) gilt für richtig (Klotz Lex.). Die Erklärung von *σκολιὰ ἔργα* bei Strab. p. 893, 12 Mein. ist nicht besser, als die Winckelmann'sche, hat aber beigetragen zur Herstellung des richtigen *Σκόπα ἔργα*. Ueber die Kunstschulen ist viel Gutes gesagt (S. 143), obgleich sich L. durch seinen Scharfsinn zur Leugnung der äginetischen verleiten lässt. In den Collectaneen zum Laokoon ist die Erklärung von Plin. h. n. XXXIV 3 gewis richtig (XI 1 S. 175 u. 555). Die Gedanken über die Ursache der Form der ältesten ägyptischen Statuen sind nicht annehmbar, aber anregend. Hätte L. das Wesen der Demeter als *Δηώ* gekannt, er würde über *ἀπὸ τῆς συμφορᾶς* bei Clem. protr. 4 (p. 50 Pott.) nicht geirrt haben. W. XI 1 S. 277 finden wir eine Hinweisung auf die vielfache willkürliche Veränderung der Aufschriften von Bildsäulen. Zerstreute Bemerkungen sind die isische Tafel (S. 266), die Karyatiden (S. 274), der Steinschneider Diodoros (S. 277), die Grottesken (S. 277), die Schriftsteller Achilles Tatius, Aristänetus und Callistratus in Rücksicht auf die von ihnen beschriebnen Kunstwerke (S. 299. 315. 336. Der letzte wird in die ptolemäische Zeit gesetzt), der Bildhauer Apollonios, Nestors S. (S. 313), *Crotoniati nummi* (S. 359), Hermä, Hermathenä u. s. w. (S. 418), die Künstler, welche Portraitköpfe Alexanders gefertigt (S. 500).

7) Hierher gehören die Collectaneen zur beabsichtigten Abhandlung über die Pantomimen, welche den

Auch als Bibliothekar zu Wolfenbüttel war L. der Mann der That. 'Die Thaten der Bibliothek sind, was die Bücher der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genützt haben'.[1]) Auch unserer Wissenschaft sind sie zu Gute gekommen. Wie vielen hat seine Dienstbereitwilligkeit geholfen? Wenn er sich freut, dass in Deutschland so viele schöne und gute Ausgaben der Klassiker erschienen sind, wie in keinem andren Lande,[2]) so hatte er selbst einen bedeutenden Anteil daran, wie Reiske durch die Widmung des Aeschines[3]) anerkannte. Er selbst gab des Paulus Silentiarius Gedicht *εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά* in gediegenster Weise heraus,[4]) er wies nach, dass die angeblichen Anecdota des Antonius mit Ausnamen zweier Stücke aus Aelian zusammengestellt seien,[5]) er veröffentlichte unter anderen jenes Problem von den Heerden des Sonnengottes,[6]) das zu so interessanten Untersuchungen über die Arithmetik der Griechen, besonders über ihr Ziffersystem Veranlassung gibt, endlich gab er Ergänzungen zu Iulius Firmicus.[7]) Schon daraus erkennen wir, wie er der Philologie die Aufgabe stellte, dem ganzen Altertum selbst in den geringsten Resten treuen Fleiss zu widmen. 'Was die Welt einmal hat,' sagt er,[8]) 'muss sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr von Anfang an bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muss sie so genau, so zuverlässig wissen können, als möglich', und[9]) 'wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile

---

Aufklärern des Gegenstands gute Dienste geleistet haben (W. XI 1 S. 11—18), die Bemerkung über die Göttin Cotys oder Cotyttia (Hor. Epod. 17, 56. W. XI 1 S. 353. Vgl. Lobeck Aglaoph. p. 1012. 1017), *pulvinar* in der Bedeutung von Cultstätte (S. 499; die Erklärung von *supervenientibus plerisque* ist mir undeutlich geblieben; ich nehme Dorville's Em. *super eventibus pler.* an). Ueber das Zeitalter des Antimachus Aegyptius (S. 530), den Schauspieler Theodoros (S. 531). Die Andeutung über die Hellenisten (S. 418), die feine, wenn auch der Geschichte widersprechende Auffassung von Lakonismus (S. 438), der Tadel wider die Verschränkung der Construction bei den lateinischen Dichtern (S. 354), die Tonmalerei bei Vergil und Lucrez (XI 2 S. 350), der Gedanke die Klangfüsse nach den Pulsschlägen zu bestimmen (früher schon im Laokoon, dann XI 1 S. 432 ff.). Litterarhistorisch interessant sind die Bemerkungen über Orpheus *περὶ λίθων* (XI 1 S. 438), über die Ausgaben des Petronius (S. 488), über eine alte Ausgabe von Catos disticha (XI 2 S. 303), über *νόμος* als Weise für verschiedene Instrumente (XI 1 S. 473.), *nymphae* von unverheirateten Frauen (S. 473. Ov. Her. I 27), *Taurobolium* nicht *Tauribolium* (S. 428). Ich hebe ferner die feinen Bemerkungen über Xenophons Cyropädie (XI 2 S. 342), über den Dichterwert des Ovidius (S. 350—354. Vgl. auch das Urteil über die ars am. W. III S. 242 f. mit der Bemerkung: 'wie schwer ist es dasjenige gut zu machen, was ein Ovidius schlecht gemacht hat'), hervor. Wie scharf hat L. die Widersprüche zwischen Senec. qu. nat. B. 1 u. 2 erkannt. Statt der vorgeschlagnen Versetzung der beiden Bücher hat Haase besser das Vorhandensein von Lücken angenommen (S. 359 f.). Bemerkenswerth sind die Coniecturen zu Plinius (S. 360—362). Die übrigen Schriftsteller sind Musäos, Lukianos (S. auch eine freilich nicht haltbare Ansicht W. III S. 366), Plutarchos (namentl. über Vollständigkeit von Schriften), Mimas, Herakleitos, Diogenes Laërtius, Demetrius Phalereus, Suidas, Themistius (das bezweifelte *ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ* wird durch Herodots Sprachgebrauch geschützt), Eustathius, der Rhetor ad Herennium. Zu interessanten Discussionen hat auch die in der Abhandlung von der Ewigkeit der Strafen gemachte Benutzung von Plato's Gorgias Veranlassung gegeben (s. Guhrauer II 2 Anh. S. 13).

1) W. IX S. 4.

2) W. VIII S. 351.

3) Guhrauer II 2 S. 241.

4) W. IX S. 101.

5) W. IX S. 137.

6) W. IX S. 285. Nach den Mitteilungen meines Collegen, Herrn Oberl. Dr. Schmidt, halte ich es für unmöglich, dass die Aufgabe vor der Kenntnis des arabischen Ziffersystems gelöst werden konnte.

7) W. IX S. 409.

8) W. IX S. 463.

9) W. X S. 359.

bestehen lassen. Wenn sie mit den guten klassischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der späteren Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewis nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, dass dieses überflüssig und jenes schon geschehen sei, heisst ein wenig viel Unkunde von dieser Art der Gelehrsamkeit besitzen'.

Doch auch eine weitere Entwicklung unsrer Wissenschaft, die wir jetzt durch den erfreulichen Zutritt der Germanisten zu unserem Verein zur Wirklichkeit geworden sehen, half L. mit vorbereiten. Hat er nicht Friedrichs von Logau ganz in Vergessenheit gerathene Sinngedichte,[1]) nicht des Andreas Scultetus jugendliche, aber litterarhistorisch interessante Dichterversuche[2]) mit philologischer Akribie ans Licht gezogen? Hat er nicht Boner[3]) kennen gelehrt und zu seinem Fabelbuch die kritische Grundlage gegeben? Hat er nicht seine Studien bis zum Heldenbuch,[4]) zu Wolfram von Eschenbach,[5]) zu den Minnesängern in der Manessischen Sammlung[6]) ausgedehnt, stand er nicht in Begriff sich in Ulfilas zu vertiefen?[7]) Mit welchem Eifer fasste er die Bereicherung der deutschen Sprache durch Zurückführung ungebräuchlich gewordner guter Worte und Ausdrücke, die Grammatik, ja selbst die Orthographie ins Auge?[8]) Liegt nicht in den Gedanken, die er beim Wörterbuch zu Logau aussprach, der erste Keim zu dem herlichen Unternehmen, das die Gebrüder Grimm zu ihrer und des deutschen Namens Ehre in musterhaftester Weise begonnen haben? Die ganze deutsche Vergangenheit, die Gemälde im Kloster Hirschau, die Maler, die Baukunst, die Institutionen[9]) erregten sein Interesse.[9]) Freilich laufen wunderliche Ansichten unter,[10]) aber noch lag ja die Wissenschaft in der Wiege, und die richtigen zeugen von Lessings Geist. Erinnern wir uns nun noch, wie nahe er dem Universalismus stand! Die Dauer einer Wissenschaft ist durch die Arbeit, die sie findet, verbürgt, wie uns Haase in Breslau so schön darstellte. Verdanken wir solche Dauer nicht Lessing mit? Wäre sogar eine Zeit denkbar, wo es keine Aufgabe mehr zu lösen gäbe, so lange Lessings Geist auf innere selbständige Durchdringung und Aneignung der Wahrheit fort wirkt, wird man Philologie treiben. Und drängten der Zeit hochgehende Wogen uns in einen entlegenen Winkel zurück, so lange dann die Deutschen der Sehnsucht nach einer Wiedererweckung jener Blüthe, die unser Volk über alle andern stellt, fähig sind, wird man sie an der Quelle suchen, welche Lessing aufgezeigt. Dass aber Lessings sorgfältiger, gründlicher Fleiss, seine philosophische Schärfe und Klarheit der Methode, seine lebendige Begeisterung für unseres Volkes Kampf und Sieg, Blühen und Ehre in unsrer Wissenschaft fortleben und fortleben werden, dafür bürgen die Männer, welche wir hier versammelt sehen!

---

1) W. fünfter Band.
2) W. VIII S. 353.
3) W. IX S. 134. X S. 329.
4) W. XI 1 S. 43—56.
5) W. XI 2 S. 378.
6) W. XI 1 S. 58.
7) W. XI 1 S. 405.
8) W. XI 1 S. 357. 483. 523. 524. 553. 2 S. 75 ff.
9) W. XI 1 S. 286. 381.
10) Danzel I S. 371.

Vorsitzender Dr. Franke: Wünscht Jemand das Wort zu ergreifen?

Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig: Nicht um im allergeringsten der Lessingschen Ansicht über den Laokoon hier zu nahe treten zu wollen, aber wohl um die neue Ansicht über Laokoon zu wahren, muss ich ein Paar Worte zur Versammlung sprechen. Es ist von dem Vortragenden namentlich auf die ärztlich physiologischen Kenntnisse eines Marburger Gelehrten hingewiesen worden für die Ansicht: Laokoon schreie nicht, könne nicht schreien. Es ist dann mit diesem Urtheil in Zusammenhang gebracht, was Brunn über Laokoon und seine Situation gesagt hat. Das kann ich nicht als richtig anerkennen, zunächst dieses Zusammenbringen mit Brunn; denn dieser steht entschieden auf der Seite derjenigen, zu denen auch ich mich bekenne, welche annehmen: Laokoon schreie, nicht brülle etwa, wie jener Vergilische Laokoon, der wie ein verwundeter Stier am Altare brüllt, sondern ruft von Schmerz ergriffen: *ὦ Ἄπολλον, ὦ Ἄπολλον*! indem er sich wohl erinnert, warum ihm diese Strafe eines längst begangenen Frevels kommt. Was aber die physiologische Behauptung Henke's anlangt, so muss ich hier erwähnen, was ich über das Schreien des Laokoon in Uebereinstimmung mit Welcker und Brunn geschrieben habe, dass ich nicht etwa aus eigner Weisheit auf dem Gebiete der Physiologie, welche geringer ist als auf anderem Gebiete, geschöpft habe, sondern dass ich auf das Zeugniss sehr gewiegter und bedeutender physiologischer Autoritäten, wie auf dasjenige meiner Leipziger Collegen, die ich darum befragt und welche derselben Meinung sind und dieselbe Ueberzeugung haben, mich stütze, wenn ich sage, dass wenn man nicht den Ansatz des Schreiens, sondern das Ende desselben annimmt, wohl der Leib des Laokoon so gestaltet ist, dass darin nichts Widersprechendes mit der Annahme eines Aufschreiens, eines Anrufes an die rächende und strafende Gottheit liegt. Das zur Berichtigung

Dietsch. Zur Erwiderung bemerke ich, dass meine Absicht misverstanden worden ist. Ich habe nicht Brunns Auctorität für die Lessing'sche Ansicht angeführt, sondern nur, dass der Ausdruck des Gesichtes und die Haltung des Kopfes, auf deren Einklang mit dem ganzen körperlichen Motiv jener so trefflich hingewiesen, sich auch mit der Ansicht, dass Laokoon seufze, vereinigen lasse. Ueberhaupt aber habe ich keine Ansichten über Laokoon bekämpfen wollen, noch habe ich eine eigene aufzustellen gewagt, ich habe vielmehr blos zeigen wollen, dass Lessings Ansicht doch auch noch jetzt als eine solche anerkannt wird, die manches für sich hat, und dass man nicht ohne weiteres ihm Schuld geben kann, er habe in dem Ausgangspunkt seiner Untersuchungen im Laokoon geirrt. Ich hoffe, Herr Prof. Overbeck wird dies als genügend ansehen, wenn ich sage, dass es nicht in meiner Absicht gelegen hat, seine Ansicht zu widerlegen oder für widerlegt zu erklären.

Prof. Overbeck. Ich muss hier wieder ein Missverständniss beseitigen. Es handelt sich nicht um meine, sondern um die Ansicht, welche die ganze neuere Wissenschaft hat, nicht gegen Lessing, sondern über Lessing hinaus. Auf dem von Lessing gegebnen Fundament basiert diese Meinung.

Rector Prof. Dr. Eckstein. Es könnte etwas bedenklich erscheinen, einem Vortrage, der das ganze literarische Leben eines so bedeutenden Mannes, wie Lessings, verfolgt hat, einige Bemerkungen protestierend sogar entgegenzusetzen, aber ich fühle mich doch gedrungen, einen Protest gegen eine Darstellung einzulegen, mit der ich durchaus nicht einverstanden bin, und zu gleicher Zeit auch an den geehrten Herrn Redner eine Bitte um Aufklärung in Betreff eines Berichts zu richten, der mir übergangen zu sein scheint, trotzdem dass so manche pikante Anekdote aus der Schulzeit Lessings mit eingeflochten war. Der Protest betrifft die

ganze Auffassung, dass Lessing schon durch die klassischen Studien auf dieser altehrwürdigen Schule die Richtung gegen den französischen Geschmack in der Literatur mit herübergenommen habe. Das wurde ziemlich bestimmt ausgesprochen und zwar, gleich in der Zeit nach dem Abgang zur Universität Leipzig sei dies hervorgetreten. Nun sehe ich freilich, dass unser Dietsch mit dem Kopfe schüttelt, als wäre hier wieder, wie vorhin bei Overbeck, ein Misverständniss. Wenn dies der Fall ist, so werde ich mich gern zufrieden geben. Ich möchte nur ganz besonders darauf hinweisen, dass Lessing damals eigentlich in Bezug auf seine Richtung ganz in dem alten Gottschedschen Geschmacke befangen gewesen ist; denn seine Jugenddramen mit den Lisetten und andern komischen Figuren giengen durchaus nicht über den alten Leipziger Geschmack hinaus, und lange Jahre sind vergangen, Zeiten ernster Arbeit, wo er sich gründlich beschäftigte mit den Klassikern, ehe er in Kampf trat gegen den französischen Geschmack und ehe er zu der bessern Richtung gekommen ist. Das ist der Protest. Aber nun noch eine Frage an den, der so viele Anekdoten weiss; er ist am Ende auch im Stande uns aufzuklären über die Anekdote, die mich sehr befremdet und an deren Wahrheit ich immer gezweifelt habe. Danzel erzählt eine Geschichte, die Rochlitz ihm mitgetheilt habe über meinen grossen Vorgänger Joh. Fr. Fischer, wie er ihm einmal erzählt habe, er habe in Leipzig als Student mit einem andern Studenten zusammengewohnt, der sei ein gescheiter Mensch gewesen, fleissig und gelehrt, und in den Alten bewandert, sogar Thucydides habe er gelesen, und dieser sei auf Abwege gerathen; er habe viel Deutsch gelesen und Deutsch zu schreiben begonnen, ja deutsche Verse gemacht. Weiterhin habe er sich, trotz seiner Warnungen und Mahnungen, sogar der Komödie gewidmet — und so sei es um ihn geschehen gewesen; der Kerl habe Lessing geheissen. Ich frage nun, ob der geehrte Redner mir in dieser Beziehung eine Aufklärung geben kann; mir hat immer die Geschichte gemacht erschienen, um den alten Fischer lächerlich zu machen.

Rector Dietsch. Was den Protest anlangt, so habe ich das, was Lessing Werke III S. 8 ungefähr zwei Jahre nach seinem Abgang zur Universität sagt: 'wie viele kennen die griechischen und römischen Dichter!' in Verbindung gebracht mit der spätern Aeusserung in der Dramaturgie: 'wann kann man ein gutes Trauerspiel versuchen? wenn man die Alten studiert hat.' Ich habe jene Aeusserung als die erste Andeutung und Vorbereitung des Entgegentretens gegen die französierende Gottschedsche Richtung und die frühste ahnende Hinweisung auf die Quelle, woraus eine Regeneration des deutschen Theaters erfolgen müsse, erkannt, und dagegen das volle Bewustsein erst in der Dramaturgie gefunden. Was aber die Frage betrifft, so muss ich ganz offen gestehen, dass die Anekdote eben unter das gehört, was ich erst in einer Anmerkung bei dem Druck meines Vortrags berücksichtigen kann. Dass ich vollständig den Zweifel meines verehrten Collegen und Freundes Eckstein theile, wird er dort finden, aber ich weiss nicht, in wie weit man Rochlitz in Betreff jener Anekdote trauen soll, für die er der einzige Gewährsmann ist.

Rector Prof. Dr. Klee aus Dresden: In Hinsicht der Art und Weise, wie Rochlitz Allerlei berichtet hat, will ich nur hinweisen auf die Erzählungen, die durch ihn über Mozart verbreitet worden sind. Da erweist sich sehr Vieles als entweder halb oder gar nicht wahr, wie dies in der Biographie Mozarts, welche von dem Philologen Otto Jahn verfasst ist, dargethan worden ist. Ueber die Lessingsche Geschichte weiss ich allerdings nichts Näheres; man kann aber wohl schliessen, dass, wenn Rochlitz auf der einen Seite seiner Phantasie einen so freien Spielraum gelassen hat, er dies wahrscheinlich auch auf dieser Seite

gethan hat. Darum dürfte die erwähnte Anekdote als etwas höchst zweifelhaftes zu betrachten sein.

Prof. Bursian. So leid es mir thut, meine Herren, die Debatte auch nur einen Augenblick zu verlängern, so muss auch ich einen Protest gegen eine Aeusserung unsers verehrten Dietsch einlegen. Er betrifft abermals den Laokoon; fürchten Sie aber nicht, dass ich die frühere Debatte wieder aufnehmen werde, sondern ich wollte nur protestiren, dass gesagt wurde, die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe sei gegen die Ansicht Lessings von Welcker und Ottfried Müller festgestellt. Ich constatiere nur, — und ich bin überzeugt, dass Sie es nicht als eine oratio pro domo betrachten, — dass dies noch nicht festgestellt, sondern bis auf den heutigen Tag noch eine controverse Frage ist, und dass ich den Autoritäten, die Dietsch anführte, gegenüber den Autoritäten wie Lachmann, Hermann, O. Jahn beipflichte, welche gestützt auf eine Stelle des Plinius meinen, — und worüber ich mich gewundert habe, dass dies von Dietsch nicht angeführt wurde — dass die Entstehungszeit in die Zeit des Titus falle.

Rector Dr. Dietsch. Ich will meinem Freunde Bursian nur entgegnen, dass ich nicht zu den Archäologen gehöre, wohl aber Respect habe vor Autoritäten wie Welcker und Müller, was er mir nicht übel deuten wird. Die Stelle des Plinius habe ich natürlich gekannt, auch die Schwierigkeiten, welche sie bietet, namentlich de consili sententia. Sie haben mich aber getrieben, mich an Welcker und O. Müller anzuhalten. Ein näheres Eingehen würde, wie in meinem Vortrage, so auch jetzt zu weitläufig sein; wir werden ja wohl Gelegenheit finden, darüber privatim die Ansichten auszutauschen.

Prof. Dr. Franke. Wenn Niemand weiter das Wort ergreift, so glaube ich im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn ich Herrn Prof. Dietsch den Dank für seinen interessanten Vortrag ausspreche.

Sodann mache ich bekannt, dass nach einer vom Präsidium der orientalischen Section mir gewordenen Mittheilung Herr Prof. Gosche seinen Vortrag Morgen nicht um 10, sondern erst um 11 Uhr halten wird. Ich glaube, dass es zweckmässig sein wird, eine kleine Pause von $^1/_4$ Stunde zu machen.

(Pause.)

Nach der Wiedereröffnung der Sitzung gibt der Vorsitzende zuerst Herrn Prof. Dr. Hettner aus Dresden das Wort zu einer Mittheilung für diejenigen Herren, welche sich für Archäologie interessieren.

Prof. Dr. Hettner aus Dresden: Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Ihre Geschäfte mit einer kleinen Mittheilung unterbreche, um Ihnen als Vorsteher der archäologischen Sammlungen in Dresden einige Winke für die morgenden Besichtigungen zu geben. Es ist die Anordnung so getroffen worden, dass sowohl die eigentliche königliche Antikensammlung, als auch das sogenannte Mengs'sche Museum, d. h. die Sammlung von Gypsabgüssen, gleichzeitig geöffnet sind, so dass es den Herren freisteht, das eine oder andere zuerst zu besuchen. Da aber Nachmittags das Licht nicht ganz günstig sein wird, erlaube ich mir den Herren zu sagen, dass es angezeigt ist, die Antikensammlung zuerst zu besuchen. Schon die locale Lage empfiehlt dies und dann auch, weil die daselbst befindliche, neu angekommene assyrische Originalsammlung wegen der fahlen Steine und der flachen Reliefs besseres Licht verlangt.

Präsident. Ich ersuche nun Hr. Prof. Curtius uns seinen Vortrag zu geben.

Prof. Dr. Curtius aus Leipzig hält folgenden Vortrag:

Hochgeehrte Versammlung!

Ich muss es wagen, nach einem Vortrage, der so sehr geeignet war, Ihr Interesse in den manichfachsten Fragen in Anspruch zu nehmen, sie auf das engere Gebiet der Grammatik zu führen.

Aber für das Thema wenigstens, über welches ich einige Bemerkungen Ihrer wohlwollenden Beurtheilung vorlege, hoffe ich in diesem Kreise eine gewisse Theilnahme voraussetzen zu können. Die Frage, ob die Sprache bei der Feststellung der Casus von räumlichen Anschauungen ausgieng, hat zunächst eine allgemeine sprachwissenschaftliche, folglich auch philosophische Seite, insofern es für das Wesen und die Entwickelung der flectierenden Sprachen von Wichtigkeit ist, wie diese zu einem so bedeutenden Mittel des Ausdrucks gelangten. Die Frage hat sodann eine philologische Seite. Denn nicht bloss gehört es zu den unabweisbaren Aufgaben der Philologie die Erscheinungen der Sprachen nach richtigen Gesichtspunkten zu ordnen, sondern es hängt sogar oft die Erklärung einer Stelle davon ab, wie wir über diese Frage denken. Wer z. B. dem Genetiv die Bezeichnung des woher als ursprüngliche Function zutheilt, wird unwillkürlich geneigt sein, diese von ihm vorausgesetzte Grundbedeutung auch im einzelnen wieder zu erkennen, während der über diese Frage anders denkende auch bei der Erklärung bisweilen einen andern Weg einschlägt. Denn unabweisbar ist der Einfluss solcher allgemeiner Anschauungen und es folgt daraus die Pflicht in der Bildung dieser streng und gewissenhaft zu sein. Endlich hoffe ich auf ein besondres Interesse von Seiten der Schulmänner. Denn im praktischen Unterricht ist es ja ganz unabweislich sich der localistischen Theorie entweder anzuschliessen oder entgegen zu stellen. Und sollte sich die Unhaltbarkeit dieser Lehre herausstellen, so würde diese trotz aller didaktischen Bequemlichkeit der Wahrheit weichen müssen.

Der Versuch den Gebrauch der casus obliqui auf räumliche Verhältnisse zurückzuführen, stammt, wie man neuerdings mehrfach hervorgehoben hat, schon aus dem späteren griechischen Alterthum. Die drei byzantinischen Grammatiker Philemon, Theodosios und Planudes enthalten gleichlautend die vermuthlich aus einer älteren gemeinsamen Quelle entnommene Notiz, die drei Fragen *πόθεν*, *ποῦ* und *πῇ* hätten sich *κατά τινα φυσικὴν ἀκολουθίαν* auf die drei casus obliqui vertheilt. Der ganze Nachdruck wird dabei auf die Dreizahl — die ja nur im Griechischen vorhanden ist — und auf die Reihenfolge gelegt — die ja nur das Werk der Grammatiker ist. Ganz unabhängig — so scheint es — von diesen Vorläufern trat die locale Theorie gegen das Jahr 1830 fast gleichzeitig in den Schriften von Wüllner und Hartung hervor. Nachdem K. F. Becker wesentliche Punkte derselben in seine einflussreichen Bücher freilich in sehr modificierter Fassung aufgenommen hatte, gewann der Localismus namentlich durch Kühner auch Boden in den gangbaren Grammatiken des Griechischen und Lateinischen. Aber auch ein Gelehrter von so sehr abweichender Richtung wie K. W. Krüger verstattet dieser Ansicht wenigstens einen gewissen Einfluss auf seine Darstellung. Beachtet man, in wie verschiedener Weise diese und andre mehr oder weniger bedingte Anhänger der Localtheorie die Thatsachen zurecht legen, wie namentlich bei der Erörterung des Dativgebrauchs das wo, woher und wohin durch einander laufen, so sollte man in der That kaum glauben, dass sich diese Lehre bei vielen die Macht eines Dogma's erworben hat. Und dennoch, und obgleich es zu keiner Zeit an verständigem Widerspruch gefehlt hat, ist dem so. Ja es wird in den

Schriften einzelner jüngerer Gelehrten von der ursprünglich räumlichen Bedeutung der Casus gelegentlich wie von einer ausgemachten Sache gesprochen.

Indem ich mich nun nach diesen Vorbemerkungen zur Frage selbst wende — die, wie sich von selbst versteht, bei der hier gebotenen Kürze nur berührt werden kann — muss ich zunächst den Gesichtspunkt hervorheben, von dem aus eine Antwort im Sinne der heutigen Sprachwissenschaft am ehesten gefunden werden kann. Wir suchen hier nicht den Fehlern und Widersprüchen nachzuspüren, in welche sich die locale Theorie als solche verwickelt, auch nicht den Unwahrscheinlichkeiten, welche sie annimmt um von ihrem Boden aus die einzelnen Gebrauchsweisen zu erklären, sondern wir fragen, was lehrt uns die Sprache selbst durch das System ihrer Formen? Die Sprachformen sind auch in Bezug auf diesen Punkt, richtig betrachtet, und zwar selbst ohne eine weitere Analyse nicht so stumm, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Zunächst nämlich wird wohl jedermann zugeben, dass es zur Ermittelung der in den Casusformen steckenden Intention der Sprache von Wichtigkeit ist, welche Casus formell immer oder bisweilen zusammen, welche durchaus auseinander fallen. Diese Seite der Frage ist auch bisher keineswegs gänzlich unbeachtet geblieben. Hartung, unter den Localisten derjenige, welcher am ausführlichsten auf die Casusformen eingeht, gründet seine Auffassung der lateinischen Casus darauf, dass der Ablativ ursprünglich identisch mit dem Dativ gewesen sei. Diese Annahme ist nun aber, seit wir die altlateinischen und oskischen Ablative auf *d* kennen und mit den entsprechenden indischen und persischen auf *t* vergleichen können, vollständig widerlegt. Andre Vertreter desselben Grundprincips haben Gewicht darauf gelegt, dass der Genetiv im Sanskrit vielfach mit dem Ablativ zusammenfalle, dessen Eigenschaft als Wohercasus weniger zweifelhaft ist. Ebenso hat man die formelle Gleichheit des griechischen Dativs mit dem Locativ betont. Allein, wie es zu geschehen pflegt, alle diese Punkte sind nur in so weit in Betracht gezogen, als sie zu der zu erweisenden Theorie passten. Solche Umstände derselben Art aber, bei denen dies nicht der Fall ist, blieben unberücksichtigt. So steht der sanskritische Genetiv nur im Singular mit dem Ablativ in einem gewissen Austausch, während er im Dual mit dem Locativ, also nach jener Theorie der Woher- mit dem Wocasus zusammenfällt. Der Ablativ aber, dem in den Sprachen, welche ihn erhalten haben, wirklich überwiegend die Bezeichnung des woher zufällt, theilt im lateinischen und sanskritischen Plural und im Dual des Sanskrit die Form des Dativs. Wie stimmen diese Thatsachen zu jenen Voraussetzungen? Wäre die Sprache von bestimmten räumlichen Anschauungen ausgegangen, wie hätte sie wohl in den beiden Numeris der Mehrheit davon so abweichen, wie ihre ursprünglichen Kategorien so unter einander wirren können? Wäre der Dativ ein Wocasus, wie käme es, dass dieser Casus sich im casusärmeren Dual nicht etwa mit dem nach localistischer Ansicht ihm zunächst verwandten Collegen, dem Locativ, sondern wie im Plural mit dem Wohercasus dem Ablativ associiert? Es ist klar, wir können nur diejenigen Grundvorstellungen der Sprache für richtig errathen halten, welche dem Bestande der Formen nicht widersprechen, und ebenso klar, dass ein solcher Widerspruch zwischen dem Localismus und den Casusformen vorliegt. Ueberhaupt ist der Umstand in hohem Grade beachtenswerth, dass das Casussystem sich für jeden Numerus anders stellt und nur für den Singular vollständig entwickelt ist. Es geht daraus deutlich hervor, dass dem Sprachgefühl ein ganz bestimmtes Bewusstsein von dem einzelnen Casus als solchem überhaupt nicht vorschwebte, dass vielmehr für jeden Numerus das Bedürfnis

nach Casusformen und das Gefühl für die Verschiedenheit der Casus unter einander ein verschiedenes war. Das individuelle erweist sich hier wie anderswo im Sprachleben als das frühere, das Bewusstsein von der Einheit des ähnlichen als das spätere.

In Bezug auf das Zusammenfallen der Formen ergibt sich nun aber ferner ein wichtiges Factum. Sämmtliche Casus lassen sich in dieser Hinsicht in zwei Gruppen eintheilen. Die erste Gruppe umfasst den Vocativ, Nominativ und Accusativ. Diese drei Casus fallen formell unter einander sehr häufig zusammen, wie sie ja denn im Neutrum durchweg und im Dual der Wörter jeglichen Geschlechts in allen indogermanischen Sprachen gleichlauten. Dagegen hat — abgesehen von einzelnen ganz zufälligen, das heisst aus lautlicher Umgestaltung zu erklärenden Fällen — keiner dieser drei Casus jemals etwas mit einem der übrigen gemein. In keiner dieser Sprachen ist jemals der Accusativ dem Dativ oder Genetiv gleich, geschweige denn dass der Nominativ seine Form je mit einem dieser Casus theilte. Sowohl die positive, wie die negative Seite dieser Thatsache scheint mir von höchster Wichtigkeit zu sein. Die positive Seite, also der Umstand, dass der Nominativ und Vocativ mit dem Accusativ häufig gleichlautet, begünstigt die locale Theorie wenig. Nach dieser ist der Accusativ der Casus des wohin und doch fällt seine Form häufig mit der des Subjectscasus zusammen. Dasjenige also, was Ausgangspunkt der Handlung ist, wird durch dieselbe Form ausgedrückt wie das, was Zielpunkt ist. *τέκνο-ν* ist formell betrachtet offenbar ebenso gut Accusativ des Stammes *τεκνο* wie *λόγο-ν* des Stammes *λογο*, und doch dient diese Form auch als Nominativ und Vocativ. Hiess *τέκνο-ν* nach localistischer Ansicht ursprünglich zum Kinde hin, wie kam es in *τέκνον, τί κλαίεις* von der Bedeutung zum Kinde hin was weinst du, zu der von o Kind? In der That zeigt sich am Accusativ wohl die grösste Schwäche des Localismus, weshalb es auch nicht an solchen laueren Anhängern dieser Lehre fehlt, die für diesen Casus sie für verfehlt halten. — Die negative Seite aber der erwähnten Thatsache, d. h. der Umstand, dass die drei genannten Casus sich von den übrigen absondern, wird uns auch auf eine andre Weise bestätigt. Die Localisten, welche überhaupt vorzugsweise das Verhältniss der Casus zu den Präpositionen betonen, entnehmen ein auf den ersten Blick sehr ansprechendes Motiv für ihre Lehre den neueren Sprachen, welche, wie die romanischen, die abgestorbenen Casus durch Präpositionen ersetzen. An die Stelle des Genetivs tritt die Präposition des woher *de*, und es liegt etwas verlockendes in der Annahme, dass sich hier Jahrhunderte später derselbe Gang der Sprache wiederholt habe, den man für die Urzeit voraussetzte. Mit dem *ad*, das den Dativ ersetzt, will sich's freilich gleich weniger fügen, da diese Präposition offenbar die Richtung wohin bezeichnet. Und vollends ganz anders stellt es sich beim Accusativ. Abgesehen von vereinzelten Anwendungen einzelner Präpositionen, wie etwa in unserm Aequivalent des prädicativen Accusativs z. B. sie wählen ihn zum Führer, wird der Accusativ nie durch präpositionale Wendungen ersetzt, fällt vielmehr formell wie beim Neutrum mit dem Nominativ zusammen. Also auch hier ein scharfer Unterschied der ersten Gruppe von der zweiten. Es freut mich in dieser Zweitheilung der Casus mit Grassmann übereinzustimmen, der in einem der neuesten Hefte von Kuhn's Zeitschrift die indogermanische Casusbildung scharfsinnig, aber freilich sonst in einer Weise erörtert, der ich nur zum Theil zu folgen vermag.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen und erwägen die Consequenz, die sich aus dem gewonnenen für die localistische Casustheorie überhaupt ergibt. Das Hauptargument

der Localisten ist immer ein sprachphilosophisches. Die Sprache, sagen sie, geht vom sinnlichen aus, gelangt erst durch das sinnliche zum geistigen. Das können wir zugeben. Räumliche Verhältnisse fallen mehr in die Sinne als geistige. Das lässt sich noch weniger leugnen. Wenn sie aber auf diese beiden Prämissen den Schluss stützen, folglich muss die Sprache bei der Casusbildung von räumlichen Anschauungen ausgegangen sein, so liegt hier ein logischer Fehler. Es gibt nämlich auch andre sinnliche Anschauungen als räumliche. Folglich geht der Schluss nur auf ein Können, nicht auf ein Müssen. Nun haben wir gesehn dass ausser dem Nominativ und Vocativ, die wohl niemand auf räumliche Verhältnisse zurückführen wird, auch der Accusativ kein ursprünglicher Raumcasus ist. Es steht also fest, dass es auch einen casus obliquus gibt, der, von was für Anschauungen immer, nur nicht von räumlichen, zu seinem Gebrauch als Objectscasus gelangte. Wir werden daher auch in Bezug auf die übrigen Casus vorsichtig sein und ohne uns durch jenen Schluss a priori bestimmen zu lassen auch für sie eine locale Grundbedeutung nur dann einräumen, wenn sie sich aus dem Gebrauch des einzelnen Casus ohne allen Zwang ergibt.

Kehren wir aber zu den Formen zurück, die uns ja überall in diesen Fragen am sichersten zu leiten scheinen. Nichts ist gewisser, als dass sämmtliche indogermanische Sprachen ursprünglich einen grösseren Reichthum an Casus besassen als das Griechische und das noch um einen Casus reichere Lateinische, dem eine verkehrte Ansicht nicht einmal diesen bescheidenen Vorzug vor der sonst so viel reicheren Schwester gönnen wollte. Der Ablativ, dessen einziger Rest bei den Griechen in den Adverbien auf ως steckt, ist ausser im Lateinischen im Oskischen lebendig. Den Locativ und Instrumentalis haben die slawisch-lettischen Sprachen bis auf den heutigen Tag erhalten. Spuren beider, namentlich des Locativs finden sich auch in den südeuropäischen Sprachen und den Instrumentalis kennt bekanntlich auch das Altdeutsche. Kein Zweifel also, die acht Casus des Sanskrit waren schon in der Zeit vor der Sprachtrennung vorhanden. Von dieser Grundlage muss jede Untersuchung über die Geltung der einzelnen Casus ausgehn. Der Wohincasus ist schon beseitigt. Wir hätten nun im Sinne der Localisten einen Wocasus im Locativ. Aber es ist schon auffallend dass sich diesem sofort ein zweiter Wocasus, der Dativ, hinzugesellen soll und wir werden gegen diese Auffassung um so mistrauischer sein, da in der That der Gebrauch des Dativs, da wo er, wie im Lateinischen, rein hervortritt, so gut wie gar keine Spuren einer solchen Bedeutung zeigt, weshalb es denn nicht an solchen gefehlt hat, die für den Dativ das wohin und selbst das woher vorzogen. Ganz dasselbe Verhältniss findet zwischen dem Ablativ und dem Genetiv statt. Mit dem Instrumentalis aber, der alle die Verhältnisse bezeichnet, für welche wir uns der Präposition mit bedienen, ist noch weniger etwas anzufangen. Mit einem Worte, jene locale Theorie passt nur für den verhältnismässig geringen Casusbestand des Griechischen einigermassen, zu dem reicheren, den wir für den alterthümlicheren zu halten berechtigt sind, fügt sie sich gar nicht, oder nur mit äusserstem Zwange. Dies Sprachverhältnis sollte denn doch einigermassen bedenklich machen.

Jener anfängliche Reichthum ist nun fast in keiner indogermanischen Sprache ganz unversehrt geblieben. Einzelne Casus sind in den meisten unter ihnen abgestorben, und auch das ist für die localistische Theorie wichtig, wie die absterbenden Casus ersetzt wurden. Tritt nun bei diesem Ersatz absterbender Casus, bei dem was ich schon anderswo einmal die suppletorische Function der erhaltenen Casus genannt habe, etwa die locale Bedeutung

hervor? Sicherlich gibt es nur wenige Facta, die sich allenfalls so deuten liessen. Der absterbende Locativ wird im Lateinischen nicht durch den, wie nach der Ansicht der meisten Localisten angenommen wird, ihm zunächst verwandten Dativ, sondern durch den Ablativ ersetzt z. B. in bello neben belli domique. Den Instrumentalis vertritt im Griechischen der Dativ, im Lateinischen der Ablativ. Hätte die Sprache zur Zeit des Absterbens dieses Casus noch ein Gefühl für eine bestimmte locale Bedeutung desselben besessen, wäre es wahrscheinlich, dass sie zum Ersatz hier das eine, dort das andre locale Verhältniss gewählt hätte? Daraus, dass die Functionen eines abgestorbenen Casus auf einen andern übertragen werden, entstehen Mischcasus. Ein solcher Mischcasus kann gar nicht, wie man von uns armen Grammatikern noch immer bisweilen fordert, auf eine einzige scharf definierbare Grundbedeutung oder Formel zurückgeführt werden. Der griechische Dativ ist kein einfacher, sondern ein dreifacher Casus, er ist erstens echter Dativ und entspricht nur insofern dem lateinischen Dativ, er ist zweitens Ersatzmann des Instrumentalis und drittens des Locativs und in den beiden letzteren Eigenschaften dem lateinischen Ablativ zu vergleichen. Wie die Sprache überhaupt, so ist der Casusgebrauch etwas historisch gewordenes, das sich ebenso wenig wie Verhältnisse des realen Lebens aus spitzen Definitionen oder logischen Aufstellungen begreifen lässt. Versuche der letzteren Art, und zu ihnen gehört auch die locale Theorie, sind ein Ueberrest aus einer jetzt schon überwundenen Periode der Sprachforschung, in welcher man zunächst alles mit bewundernswürdiger Entschlossenheit a priori construierte, und dann solchen Constructionen die gegebenen Facta so gut es gehn wollte, anpasste. Selbst der praktische Unterricht kann sicherlich nur dabei gewinnen, wenn er sich von solchen Ueberresten, unter denen die locale Theorie vielleicht ihrer scheinbaren Einfachheit und Fasslichkeit wegen einer der beliebtesten ist, völlig frei machte.

Indessen, wir dürfen uns nicht mit der blossen Negation begnügen. Was hat denn, wird mancher fragen, die neuere Sprachwissenschaft über den Ursprung der Casus neues und besseres vorzubringen? Allerdings bin ich der Meinung, dass die Analyse der Casusformen, obwohl durch mehrere neuere Untersuchungen wesentlich gefördert, doch von einem befriedigenden Abschluss noch weit entfernt ist. Zwei Meinungen stehen sich in Bezug auf den Ursprung der Casusendungen gegenüber. Nach der einen sind alle Casusendungen ursprünglich angefügte Pronominalstämme. Unstreitig ist an dieser Ansicht viel richtiges, nur muss man zugeben, dass der Nachweis bestimmter Pronominalstämme noch nicht überall gelungen, und dass namentlich das Band zwischen den angefügten Elementen und der Bedeutung eines Casus noch häufig ganz dunkel ist. Nach der andern Auffassung stecken in den Endungen der casus obliqui angefügte Präpositionen. Auf diese Weise würde die Bedeutung des einzelnen Casus begreiflicher sein. Aber der Nachweis ist im einzelnen noch weniger gelungen und noch mehr steht dieser Erklärung der Umstand entgegen, dass die frühe Existenz der Präpositionen vor der Schöpfung der Casus unwahrscheinlich ist, weil wir an den meisten Präpositionen Casusendungen deutlich erkennen und diese daher selbst für erstarrte Casus halten müssen. Im ganzen also halte ich den pronominalen Ursprung der Casusendungen für den wahrscheinlicheren, und wenigstens für die von mir vorhin als die erste bezeichnete Gruppe von Casus, für den Vocativ, Nominativ und Accusativ können wir wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit den Gang errathen, welchen die Sprache bei dieser, wie wir vielleicht vermuthen dürfen, ältesten Trias von Casus einschlug. Der Vocativ hat, wie wohl allgemein anerkannt wird, gar keine Endung. *νεανία*,

πόλι, δαῖμον sind die reinen Stämme der betreffenden Nomina. Da beim Ruf der Name eben nur genannt, das Wort ausser aller Satzverbindung gedacht wird, so war hier zu einer Hinzufügung kein Anlass. Es erhielt sich also die unflectierte Form aus einer Zeit, da es noch keine Casusendungen gab. Für den Nominativ wird die Erklärung Bopps jetzt wohl ebenso allgemein anerkannt, vielleicht eine der schönsten Entdeckungen des würdigen Altmeisters, auf dessen Grund wir jüngeren alle fortbauen. Bopp hält das *s*, welches in allen indogermanischen Sprachen das Zeichen des Nominativs der persönlichen Geschlechter ist, für identisch mit dem in einer Reihe von Sprachen erhaltenen Pronominalstamme *sa* — von dem unter anderm der altlat. Acc. Pl. sos = eos und der griechische Artikel ὁ herstammen. Die Sprache kennzeichnete danach das Subject dadurch, dass sie dem betreffenden Wort ein hinweisendes Pronomen artikelartig postponierte. Es ist klar, dass die Geltung eines auf diese Weise charakterisierten Nomens nicht nothwendig die des Subjectes sein musste, aber wir begreifen, wie sich der Gebrauch ausbilden konnte, gerade nur das Subject auf diese Art zu kennzeichnen, und später aus diesem Gebrauch die Gewohnheit mit diesem Kennzeichen sofort die Bedeutung des Subjects zu verbinden. Dass die Tendenz der Sprache mehr auf Hervorhebung als auf eine bestimmtere Bezeichnung ging, ergibt sich besonders daraus, dass das Neutrum, auch wenn es als Subject steht, dieses Zeichens entbehrt, offenbar deshalb weil die im Neutrum stehenden weniger hervortretenden Begriffe zu solcher Kennzeichnung nicht geeignet schienen. In Bezug auf den Ursprung des Accusativs aber scheint mir ein Gedanke beachtenswerth, den Grassmann in dem oben erwähnten Aufsatz ausspricht. Das Zeichen des Accusativs ist *m* oder *am*. Schon Bopp und Schleicher bringen dies *m* mit mehreren sanskritischen Pronominalstämmen in Verbindung, unter anderen mit dem Stamme *amu*, und hier macht nun Grassmann darauf aufmerksam, dass dies *amu* in seiner Bedeutung jener zu der Bedeutung des Accusativs sich gut fügt. Pronominalstämme vor der Casusbildung lassen sich am ersten mit unsern demonstrativen Adverbien vergleichen. *sa* wies, so scheint es, auf das zunächst liegende, *amu* oder *am* auf das ferner stehende hin, *sa* also entsprach etwa unserm her, *am* unserm da. Die Sprache charakterisierte das Subject durch ein angefügtes hier, das Object durch ein angefügtes da. Ein Satz wie *deu-s donu-m da-t* = skt. *dêva-s dâna-m dadâ-ti* hiess also eigentlich Gott hier Gabe da geben er. Man wird zugeben, dass diese Erklärung der ersten Casusgruppe sich wenigstens hören lässt. Sie stimmt auch, dünkt mich, zu dem was wir über den Ersatz der Casus durch Partikeln in minder vollkommenen Sprachen wissen. Welch ein Schritt freilich von solchen ersten Versuchen der Formenschöpfung zu der reich und kräftig entwickelten Casusflexion!

Ein weiteres Eindringen in den Ursprung der Casus wird nur dann zu erwarten sein, wenn sich mehr als bisher die syntaktische Forschung mit der etymologischen verbindet, wozu vor allem vergleichende Studien des Casusgebrauchs nothwendig sind. Ein grosses Muster für vergleichende Syntax liegt ja in dem vierten Bande der leider unvollendeten deutschen Grammatik des Mannes vor, den erst in diesen Wochen der Tod abrief. Was Jacob Grimm nach andern Richtungen hin schuf und war, sind andre zu sagen berufener als ich. Aber das eine kann ich hier nicht unterdrücken. Was Sprache ist, wie die Sprache lebt, hat wohl kein sterblicher in dem Maasse erlauscht, wie Jacob Grimm.

Präsident Dr. Franke:
Wünscht Jemand das Wort?

Prof. Dr. Lange aus Giessen:

M. H.! Es ist eine schwierige Sache, wenn man gänzlich unvorbereitet gegenüber einem durch seine Klarheit und Durchsichtigkeit ausgezeichneten Vortrag auftreten soll, um eine wenigstens zum guten Theile entgegengesetzte Ansicht ex tempore zur Geltung zu bringen. Ich muss Sie daher im voraus um Entschuldigung bitten, wenn das, was ich zu sagen habe, nicht systematisch geordnet vorgetragen werden, sondern an die Reihenfolge der Gedanken, die von meinem geehrten Herrn Vorredner eingehalten worden ist, sich anknüpfen und sonach einen mehr aphoristischen Charakter an sich tragen wird. Im Allgemeinen will ich jedoch den Gesichtspunkt vorausschicken, dass ich in der Opposition gegen Hartung mit Herrn Prof. Curtius vollkommen übereinstimme, dass es mir nicht einfallen wird, die Localtheorie, wie sie von Hartung seiner Zeit geltend gemacht worden ist, wieder aufzufrischen. Herr Prof. Curtius hat unwiderleglich dargethan, und davon bin ich auch von jeher überzeugt gewesen, dass die Localtheorie in der Form, wie sie Hartung geltend gemacht hat und wie sie von Kühner in den Grammatiken weiter verbreitet worden ist, nicht haltbar ist. Die Argumente, die dagegen sprechen, sind manichfacher Art und liessen sich noch vermehren. Aber wenn man eine Anschauung, die in einer extremen Weise formuliert war, widerlegt hat, so hat man noch nicht die vielleicht richtigen Grundgedanken, von denen diese Anschauung, wenn sie auch extrem formuliert war, ausgegangen ist, widerlegt.

Mein geehrter Vorredner hat die Frage aufgeworfen: Was lehrt die Sprache durch ihre Form? und bei Erörterung derselben das Zusammenfallen gewisser Casusformen ins Auge gefasst, und die Thatsachen geltend gemacht, welche dafür sprechen, dass der Genetiv nicht könne die Bedeutung woher gehabt haben, der Dativ nicht die Bedeutung wo, der Accusativ nicht die Bedeutung wohin. Er folgerte aus dem Zusammenfallen der Casus im Singular und aus dem davon verschiedenen Zusammenfallen im Dual und Plural, dass eine solche bestimmte Unterscheidung der Localbegriffe nicht zu Grunde gelegen haben könne. Aber frage ich, folgt denn daraus auch, dass die Casus, um welche es sich handelt, nicht eine unbestimmte Localbedeutung gehabt haben können? Prof. Curtius hat selbst geltend gemacht, dass die Sprache kein ganz bestimmtes Gefühl gehabt haben könne für die Unterscheidung der Casus obliqui; denn sonst würden im Singular nicht andere Casus zusammengefallen sein, als im Dual und Plural. Der Meinung bin ich auch, ich meine aber auch, das lässt sich auf die locale Grundanschauung sehr wohl anwenden, man kann sich denken, dass die Sprache von localen Anschauungen ausgeht, dass sie gewissermassen die Tendenz hat, gewisse locale Verhältnisse unterscheiden zu wollen, dass sie aber mit dieser Tendenz nicht zum Durchbruch kommt, bei einer unbestimmten instinktmässigen Unterscheidung stehen bleibt, die nicht stark genug ist, um ein verschiedenes Zusammenfallen in den verschiedenen Numeris zu verhindern. Also die Thatsachen stimmen nicht mit der localen Definition, wie sie Hartung gegeben hat, aber sie schliessen nicht die Möglichkeit einer localen Grundauffassung der in Betracht kommenden Casus aus.

Mit der Eintheilung der Casus in zwei Gruppen, Nominativus, Accusativus und Vocativus einerseits, und die übrigen fünf Casus des Sanskrit andererseits, stimme ich vollkommen überein, und bin auch der Meinung, dass die erste Gruppe, Nominativ, Vocativ und Accu-

sativ wesentlich nicht von localen Anschauungen ausgegangen, hege aber dagegen die Ansicht, dass bei der andern Gruppe die locale Grundanschauung festzuhalten ist.

Ueber die Argumentation der Localisten hat sich der Herr Prof. Curtius ungefähr so ausgesprochen: das Hauptargument derselben sei ein philosophisches; sie behaupteten, dass die sinnlichen Anschauungen ursprünglicher seien, als die geistigen, dass die räumlichen Anschauungen eben sinnliche seien, folglich seien die Casus aus räumlichen Anschauungen zu erklären. Würde das in der Weise formuliert, so würde es allerdings sehr ungenügend sein; aber ich glaube, man könnte von diesem Standpunkte aus es besser formulieren. Es gibt freilich ausser den räumlichen Anschauungen auch andere sinnliche, aber die räumliche Anschauung hat nach der Theorie der modernen Psychologen, unter denen ich speciell Lotze nenne, vor allen überhaupt zu denkenden sinnlichen Anschauungen auf die Bildung der Vorstellungen im menschlichen Geiste überwiegenden Einfluss, deshalb weil die zwei wichtigsten Sinne, Auge und Tastsinn, zusammenwirken müssen, um überhaupt räumliche Vorstellungen hervor zu bringen.

Was durch diese beiden Sinne an Anschauungen in frühester Jugend gewonnen wird, haftet fest und bildet gewissermassen eine Form, in welche alles andre unwillkürlich hineingegossen wird, bildet gewissermassen den Stempel, den der denkende Geist allem andern unwillkürlich aufprägt. So sind wahrscheinlich auch in der Kindheit der Menschheit vor allen andern Vorstellungen durch die zusammengreifende Wirksamkeit von Auge und Tastsinn die Aussagen, welche die Casus geben, zuerst aus räumlichen Anschauungen hervorgegangen, nicht aus präcisierten, wie Hartung will, wenn er sich für ein Woher-, Wo- und Wohin-Verhältniss erklärt, sondern aus unbestimmten Anschauungen. Diese unbestimmten Vorstellungen sind aber massgebend gewesen für den Ausdruck geistiger Beziehungen. In diesen geistigen Beziehungen, die wir jetzt allerdings zu analysieren und zu unterscheiden wissen, hat zur Zeit, als die sprachlichen Formen geschaffen wurden, noch eine grössere Unbestimmtheit geherscht, als bei den Vorstellungen räumlicher Anschauungen. Um sich geistige Verhältnisse klar zu machen, übertrug man unwillkürlich räumliche Anschauungen auf diese geistigen. Man machte gleichsam eine Metapher. Ich kann das im Einzelnen nicht durchführen. Ich lasse aber mein Beispiel auch vom Standpunkte des spätern Sprachgebrauchs gelten, worin man das metaphorische Verfahren deutlich erkennen kann, indem Vorstellungen von nicht räumlichen Beziehungen ausgedrückt werden durch die Formen, die zunächst geschaffen waren für räumliche Beziehungen, die wir zuerst als räumliche Vorstellungen fassen müssen. Also, das glaube ich, so unvollkommen es in der Art, wie ich es vorgetragen, erscheinen mag, lässt sich jedenfalls ahnen, dass vom philosophischen Standpunkte aus eine locale Auffassung der sprachlichen Casus in vollkommnerer Weise gegeben werden kann, als die von Hartung gebotene und in dieser Form von Curtius widerlegte.

Prof. Curtius hat ferner bezüglich des Reichtums an Casus in den Ursprachen und des Armwerdens einzelner Sprachen in dieser Hinsicht geltend gemacht, dass das Sanskrit acht Casus habe. Er hat gefragt, da der Wo-Casus in einem Locativ vorhanden gewesen, wie es komme, dass ein zweiter Casus, der Dativ, noch für das Wo-Verhältniss vorhanden sei. Diese Frage kann ich natürlich endgültig nicht beantworten, aber ich möchte darauf hinweisen, dass im Sanskrit selbst, soweit ich den Sprachgebrauch kenne, nämlich im Epischen und Vedischen, allerdings ein Unterschied besteht zwischen dem Locativ und dem Dativ, ein Unterschied, der

wohl in der Form liegt. Bei dem Locativ prävalierte das Locale mit Entschiedenheit, während beim Dativ das Locative schon auf das geistige Gebiet übertragen war. Als Beispiel erinnere ich daran, dass zwischen dem finalen Dativgebrauch im Lateinischen und im Sanskrit viel analoges zu finden ist. Einzelne Beispiele finden sich für diesen Gebrauch auch beim Locativ; während das locative Verhältniss zu den nicht localen Fällen ein solches ist, dass der Localgebrauch entschieden prävaliert, ist dies beim Dativ nicht der Fall. Was werden wir daraus schliessen, dass es zwei verschiedene Casus gibt, wenigstens im epischen Sanskrit? Ich meine, m. H., das haben wir einfach als ein Produkt der historischen Entwickelung anzusehen. Ursprünglich sind beide Casus identisch, und der eine überflüssig. Als nun die Sprache anfing nicht blos Localbeziehungen auszudrücken, sondern auch geistige, z. B. Finalitätsverhältnisse, da benutzte man vorzugsweise von den beiden Suffixen dasjenige, welches durch die vollere Form ausgezeichnet war, und fing an bei diesem differenzierenden Sprachgebrauche beide Suffixe zu scheiden, für den Locativ das Suffix in vokalisch gesteigerter Form, die sogenannte Guna, für den Dativ das mit dem gesteigerten diphthongischen Laut *i* oder wie es ausgesprochen wird. Sind dies nun verschiedene Suffixe? kann man vielleicht fragen. Es ist nicht anzunehmen, dass man zum Zweck des Ausdrucks finaler Beziehungen nach Analogie der localen Beziehungen, den Locativ auf *i*, wie man gewohnt war anzunehmen, aus dem potenzierten Suffix *ni* gebildet habe.

Dann hat Prof. Curtius gesagt, dass sich mit dem Instrumentalis, durch welchen man das Womitverhältniss ausdrücke, vom Standpunkt der localistischen Theorie nichts anfangen lasse. Das muss ich aber ganz entschieden bestreiten, freilich nicht von dem Standpunkte Hartungs, sondern von einem andern Standpunkte aus. Es lässt sich recht wohl Localistisches mit dem Instrumentalis in Zusammenhang bringen. Der Instrumentalis drückt im epischen Sanskrit überwiegend das Verhältniss aus, welches man auch im Lateinischen und Griechischen als ein instrumentales zu bezeichnen gewöhnt ist, er steht auf die Frage womit; aber wir finden in ziemlich ausgedehnter Weise Fälle dieses Gebrauches, den schon Bopp als sociativen oder auch comitativen bezeichnet. Ich halte nun diesen Comitativ für die Grundlage des Instrumentalis, so dass sich beide sehr wohl mit einander vertragen. Wir sagen z. B. „ich gehe mit meinem Freunde spazieren“ und „ich schlage den Hund mit dem Stocke“. Dass es sich hier um verschiedene Verhältnisse handelt, wissen wir: das eine ist ein sociatives, das andere ein instrumentales. Wir wissen es, wir Grammatiker, die wir darüber nachdenken nach unserer Weise; der gemeine Mann unterscheidet nicht. Das Volk, welches die Unterschiede, deren es sich geistig bewusst geworden, schafft und ausprägt durch die Sprache, dieses Volk unterscheidet jetzt nicht mehr. Warum will man nun nicht annehmen, dass in der Zeit der Schöpfung der Flexionsformen diese beiden nahe liegenden Verhältnisse vom Volksgeiste nicht unterschieden, sondern zusammengefasst wurden unter einem Gesichtspunkte: Ich gehe mit meinem Freunde spazieren und ich schlage den Hund mit dem Stocke, verrichte irgend eine Handlung mit irgend einem Instrumente. Wenn der Sociativ der frühere ist in der Entwickelung des Gebrauchs, so würde von Curtius die räumliche Anschauung nicht bestritten werden. Denn das ‘mit Jemandem gehen’ ist gerade so local, wie das ‘herkommen von einem Orte’.

Das ganze Unglück der localistischen Theorie ist, dass sie von Hartung in drei Fragen (wo? woher? und wohin?) gedrängt worden ist, mit welchen sich nichts durchführen lässt; wollte man aber die locale Grundanschauung etwas freier gestalten, so könnte man sie sehr

wohl festhalten, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, wie sie sich gegen die Hartungsche Theorie geltend machen lassen.

Dann hat Prof. Curtius gefragt, wie die absterbenden Casus ersetzt worden seien, und gemeint, dass die Art und Weise nicht spreche für die Localtheorie. Er hat z. B. gesagt: der Locativ *belli* „im Kriege" werde später ersetzt durch *bello*. Das ist nun mein Standpunkt nicht: ich halte den Ablativ nicht für einen ausgeprägten Wohercasus und berufe mich auf die Herren, die Sanskrit verstehen, dass einige Fälle des Gebrauchs der Form vorkommen mit *at*, welche entschieden nicht als Antworten auf die Frage woher? sondern auf die Frage wo? zu betrachten sind. Diese Formen auf *t* haben genau, wie die Formen auf *i*, eine viel vagere, aber locale Grundbedeutung gehabt, aus welcher durch den Differenzierungsprozess sich der Gebrauch im Sanskrit anders, anders im Latein gestaltete. Den Instrumentalis vertritt im Griechischen der Dativ, im Latein der Ablativ; das konnte der griechische Dativ sehr wohl, wenn ursprünglich im Sanskrit der Instrumentalis nur ein Bruder des Locativs ist, der mit einem andern Suffix gebildet ward, aber doch in ganz ähnlicher Weise auf die ursprüngliche Frage Wo steht und daraus entwickelte sich das Verhältniss Womit. Es kann dies Verhältniss ebensogut aus dem Verhältniss Wo entwickelt werden, wie die Verhältnisse Wohin und Woher. Ich muss mich ferner gegen die Einwendung erklären, die Prof. Curtius gemacht hat rücksichlich des Zustandes der absterbenden Casus im herschenden lateinischen und griechischen Sprachgebrauch. Er nennt diese Casus Mischcasus und denkt sich, dass vorher im Griechischen und Lateinischen ein fest entwickelter Sprachgebrauch vorhanden gewesen sei, durch Ablativ und Instrumentalis u. s. w., dass sich im Lateinischen dies später verloren habe. Wer sagt uns, dass ein entschieden fest entwickelter Sprachgebrauch vorhanden gewesen. Wir kennen Sanskrit und den Sanskritsprachgebrauch, die ältesten Denkmäler des Sanskrit, welche älter sind als die ältesten des Homer, aber wie der Sprachgebrauch gewesen, wie er feststand zur Zeit, als das indogermanische Urvolk sich in verschiedene Zweige spaltete, wissen wir nicht, wir können nur zurückschliessen. Die richtige Methode ist nicht die, dass man vom Sanskrit ausgeht und sagt, weil dort diese fünf Verhältnisse genau unterschieden wurden, so musste das Griechische sie ebenso genau unterscheiden, sondern man muss sagen, wenn im Sanskrit sich Unterscheidungen finden, die theilweise zusammenstimmen mit dem Griechischen und Lateinischen, theilweise aber auch nicht, so muss man aus dieser Thatsache vorsichtig zurückschliessen und man erlangt sodann eine gewisse, freilich klein ausfallende Summe von Thatsachen über den ürsprünglichen Casusgebrauch, aus welcher wir uns nun einzelne Facta erklären. Für die Schulpraxis kommt sehr wenig darauf an; da ist es gleich, ob der Casus ein Mischcasus ist und in drei Kapitel zerlegt werden kann, oder ob man die Hartung'sche Theorie anwendet und die Casus zerlegt oder sie ganz äusserlich nach Verben oder Adjectiven anordnet. Das wird von der Wissenschaft nicht verlangt, dass sie der pädagogischen Praxis die Mühe abnehme, welche die Einübung des Casusgebrauchs in Schulen von jeher verursacht hat und in Zukunft noch verursachen wird, aber für die Wissenschaft lässt sich allerdings auf dem Wege, den ich nur andeuten kann, wohl das eine und andere Resultat gewinnen, welches für die Geschichte der Entwickelung sprachlicher Formen nicht ohne Bedeutung sein wird. Namentlich muss ich mich noch dagegen verwahren, dass Herr Prof. Curtius gesagt hat, die Localtheorie sei ein Ueberrest einer veralteten a priori construierenden Methode. Das spricht freilich gegen die Hartungsche; aber, wie ich schon mehrmals zu betonen Gelegenheit genommen habe, damit ist nicht die locale Anschauung beseitigt.

Auf die positiven Aufstellungen des Herrn Prof. Curtius erlauben Sie mir nur noch mit einem Worte einzugehen. Auch hier bin ich nicht ganz derselben Ansicht. Er sagt, die Suffixe gelten entweder für Pronominalstämme oder für Präpositionen, als wenn beide Ansichten nothwendig so schroff einander gegenüberständen. Ich glaube nicht, dass dem so ist. Ich nehme z. B. mit Herrn Prof. Curtius an, dass der Nominativ gebildet wird mit dem Suffix *sa*, der Accusativ mit *am;* aber rücksichtlich der übrigen Casus (der andern Gruppe) nehme ich allerdings an, dass sie aus Präpositionen gebildet sind; nur dürfen wir nicht erwarten, dass es fertige Präpositionen wie *aput*, *post* u. s. w. gewesen, die spätern Erzeugnisse aus den frühern viel kürzern Formen. Wenn man sich in die Urzeit hineindenkt, muss man überhaupt abstrahieren von den Vorstellungen, die wir uns gegenwärtig von Präpositionen machen. So verschieden ein *s* von οὗτος, so verschieden ist das locative *i* von *aput*. Also das *i* des Locativs halte ich für eine virtuale Präposition, nicht für eine unbedingte, aber seiner Tendenz nach, hinzuweisen, wie etwa in der Weise eines Adverbs, so dass also z. B. von οἶκος der Locativ οἴκοι hat. Das kann nun heissen, je nachdem es mit einem Verbum der einen oder andern Bedeutung gebildet ist, 'beim Hause', 'im Hause' u. s. w. Das ist Sache der sprachgeschichtlichen Erforschung des syntaktischen Gebrauchs im Einzelnen, wie er aus einer so vagen Bedeutung sich durch Differenzierung nach allen einzelnen Richtungen hin allmählich in einem immer vollkommeneren Zustande herausgestellt hat.

Dann muss ich noch ein Wort sagen, um das Princip des verworfenen Standpunktes Hartungs einigermassen, wie er es wirklich verdient, zu Ehren zu bringen. In dem geschichtlichen Differenzierungsprocesse, der von dem ursprünglichen Zustande aus stattfand, lässt sich nicht verkennen, dass z. B. diejenige Casusform, welche wir Ablativ nennen, dessen Tendenz ist das Verhältniss Woher? auszudrücken, in irgend welcher Periode der Sprachgeschichte einmal überwiegend diese Tendenz gehabt, und sich ausgeprägt hat im Sprachgebrauche, wie er sich nachher feststellte und in classischen Schriftstellern vorkommt. Ebenso ist es die Tendenz des Genetivs, das Woher? zu bezeichnen, und des Dativs, das Wohin? Aber wie gesagt, das kann ich alles hier jetzt nicht weiter ausführen; ich fühle überhaupt, indem ich schliesse, dass ich Ihrer Nachsicht im hohen Grade bedarf für die ungeordnete Form, in der ich meine Gegenbemerkungen hier vortragen musste.

Prof. Curtius:

Es sei mir erlaubt, mit einem Worte auf das zu antworten, was Herr Prof. Lange soeben auszuführen die Güte gehabt hat. Es freut mich zunächst, auf's neue bestätigt zu sehen, dass ich in wesentlichen Stücken vollkommen mit ihm übereinstimme, nämlich einmal in der Verwerfung jenes Localismus, den ich hauptsächlich zu bekämpfen mir vorsetzte, und zweitens in der Annahme, dass der Accusativ in keiner Weise auf ein locales Verhältnis zurückkommt. Was den neuen Localismus betrifft, den Herr Prof. Lange an die Stelle des alten setzen will, so habe ich natürlich gegen diesen nicht sprechen können, weil er überhaupt noch nirgends ausgeführt worden ist, sondern ich habe mich nur gegen die Hartungsche Theorie, welche vielfach in grammatischen Werken verbreitet ist, erklärt. Vielleicht ist es möglich, statt fester und fassbarer unbestimmte Grundbedeutungen dem Casussystem zu Grunde zu legen und in den Casusformen wiederzugeben. Das muss der Zukunft überlassen bleiben und weiter eingehender Prüfung. In Bezug auf vieles Einzelne, was vorgebracht worden ist, befinde ich mich wiederum völlig in Uebereinstimmung mit Herrn Prof. Lange, z. B. hinsichtlich des Instrumentalis, dessen sociative und comitative Bedeutung ich mit keinem Worte habe bestreiten wollen.

Prof. Ahrens:

Ich werde die Geduld der geehrten Versammlung nicht auf lange Zeit in Anspruch nehmen; ich fühle mich aber veranlasst, auch ein paar Worte über die vorliegende Frage zu sagen, weil ich gerade vor zwanzig Jahren auf der Versammlung in Cassel über denselben Gegenstand zu sprechen Veranlassung gehabt habe, nachdem sich der hochverehrte Döderlein vorher in einem andern Sinne ausgesprochen hatte. Ich habe mich sehr gefreut, dass das, was ich damals nur ganz andeutungsweise gesagt und später auch noch mehr in Kürze in meiner griechischen Formenlehre berührt habe, durch die gediegene Auseinandersetzung von Herrn Prof. Curtius vollkommen bestätigt worden ist. Ich fühle mich überhaupt in dem, was ich jetzt zur Sprache bringen will, bei weitem mehr in Uebereinstimmung mit Herrn Prof. Curtius, als mit Herrn Prof. Lange. Ich möchte nur auf einen Punkt aufmerksam machen, der bis jetzt nicht ganz vollkommen klar hervorgehoben worden zu sein scheint. Ich stimme damit überein, dass es ganz unmöglich ist, die gesammten Casus auf eine locale Bedeutung zurückzuführen, namentlich in der Weise, wie es bisher geschehen, z. B. von Hartung. Nun aber habe ich schon damals die Casus, wie sie in den indogermanischen Sprachen vorliegen, in zwei Gruppen geschieden, aber in anderem Sinne, wie es Curtius gethan, der dabei zunächst eine Scheidung der Formen zu Grunde gelegt hat. Ich legte vielmehr die Bedeutung zu Grunde und unterschied nun einerseits logische und dann topische Casus. Die topischen Casus, bei denen ganz deutlich eine locale Bedeutung vorliegt, finden sich im Sanskrit vollständig; in andern Sprachen haben wir nur Trümmer derselben. Wir haben im Sanskrit klar einen Casus auf die Frage Woher? und einen auf die Frage Wo? und einen Casus, über den die Herren Prof. Lange und Curtius übereinstimmen, den Instrumentalis oder besser Comitativus, der das Mitverhältniss, das Verhältniss des Zusammenseins und also etwas Locales ausdrückt. Dann ist freilich noch in der Idee zu statuieren ein anderer topischer Casus auf die Frage Wohin? der in der Sprache in abgesonderter Gestalt gar nicht vorkommt. Auf der andern Seite stehen die logischen Casus und da haben wir Genetiv, Dativ und Accusativ, und dass für die Existenz dieser drei logischen Casus eine gewisse Nothwendigkeit vorliegt, erkennt man einerseits daraus, weil sie in allen Sprachen sich erhalten haben, auch in denen, in welchen gar keine andern Casus mehr da sind. Die localen Casus bilden gewissermaassen einen Luxus der Sprache; sie hätten durch Präpositionen ersetzt werden können. Sie sind auch im Griechischen vorhanden, wo sie aber mehr als im Lateinischen zusammengeschmolzen sind; sie sind im Deutschen da und selbst in Sprachen, welche die eigentlichen Casusformen verloren haben und wo sie durch Präpositionen ersetzt werden. Hierdurch ist eine gewisse Dreiheit dieser obliquen Casus entstanden. Ich habe ferner in Cassel damals darauf aufmerksam gemacht, dass diese Dreiheit der obliquen Casus dadurch sich rechtfertigt, dass sie in einem Verhältnis stehen zu den drei Hauptwortklassen. Das Substantiv regiert nur den Genetiv, das Adjektiv den Genetiv und Dativ, das Verbum kann alle drei Casus haben, oder kurz, es lässt sich nachweisen ein gewisser Zusammenhang zwischen den drei Casus und den Hauptwortklassen. Der Accusativ entspricht seiner Natur nach mehr dem Verbum, er enthält das Princip der Bewegung. Der Genetiv entspricht am meisten dem Substantiv, dem Ruhen, der Festigkeit, und der Dativ steht zwischen beiden in der Mitte, die Bewegung geht in Ruhe über. Ich will das nicht weiter auseinandersetzen. Kurz und gut: ich halte daran, es sind drei logische Casus und diese haben die grösste Nothwendigkeit für sich, während die localen Casus gewissermassen einen Luxus der Sprache

bilden. In manchen Sprachen existiert eine noch viel grössere Menge solcher localer Casus, z. B. im Finnischen 14, was ich freilich nicht aus eigener Kenntnis weiss, sondern aus den Berichten anderer. Nun würde die Streitfrage von Herrn Prof. Curtius und Prof. Lange, soviel ich verstehe, darauf hinauskommen: Prof. Lange muss zugeben, dass gewisse Casus wenigstens in den Sprachen, wie wir sie jetzt vor uns haben, auch in der ältesten Gestalt, im Sanskrit wie im Griechischen, vorwiegend eine logische Bedeutung haben. Dem entgegen stehen die localen Casus. Herr Prof. Lange scheint zu behaupten, dass allerdings zwei Arten von Casus vorhanden sind; die einen sind die ganz entschieden localen in dem Sprachgebrauche, wie er uns vorliegt; die andern sind in der Sprache nicht zunächst locale, sie drücken innere Verhältnisse aus, aber sind hervorgegangen aus einer ursprünglich localen Bedeutung, die sich aber bei diesen Casus dahin entwickelt hat, jene Verhältnisse ausdrücken zu können, während dies bei den andern, den eigentlich localen Casus, nicht der Fall war. Diese Theorie scheint ein bisschen schwierig und es liegt uns das Material nicht vor, wodurch wir sie beweisen können. Es scheint überhaupt, dass diese Theorie über das hinausgeht, wofür wir unmittelbare Belege haben, und ich möchte es da immer bedenklich finden, jetzt auf Theorien und Speculationen einzugehen, in dieser Zeit und unter diesen Umständen, während wir genug zu thun haben, um das zu verstehen, was aus sehr alter Zeit uns noch in Urkunden vorliegt. Ich hätte wohl noch manches andere zu sagen, aber es ist schon zu viel Zeit verloren worden und ich will mich mit diesen Bemerkungen begnügen.

Dr. Wagler aus Luckau:

Ich kann über den Gegenstand, der jetzt vorliegt, nicht als Gelehrter, nicht als Linguist sprechen. Ich stehe diesen Studien ganz fern. Dagegen liegt es mir nahe über den Gegenstand eine Bemerkung als einfacher Schulmeister zu machen, der sich nur um die praktischen Resultate solcher Studien bekümmert. Ich kann diesen Studien nicht folgen, bin aber dem Vortrage des Herrn Prof. Curtius mit dem grössten Interesse bis zum Ende gefolgt; denn er hielt sich auf Gebieten, die auch dem einfachen Schulmeister zugänglich sind. In dieser Beziehung erlaube ich mir zwei Bemerkungen: 1. Man beachtet auch in allen Gebieten der Sprache einen Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen. Wenn man also auch beim Casus geneigt ist dieser Auffassung zu folgen und wenigstens die Probe mit ihr zu machen, ob sie darauf Anwendung finden kann, so scheint mir dies das natürlichste zu sein. So lange also nicht die casus auf der andern Seite auf eine so einleuchtende Weise erklärt werden, dass selbst der Schulmeister fähig ist, einer solchen Beweisführung zu folgen (Heiterkeit), glaube ich, thun wir klug, wenn wir noch vor der Hand an der älteren Auffassung festhalten. Die Schwierigkeiten, die dabei sind, z. B. in der Uebereinstimmung verschiedener casus im Singular und Plural, und manche andre, die Herr Prof. Curtius erwähnt hat, die sehen wir Alle. Aber auf der andern Seite sind auch viele Schwierigkeiten, von denen ich nur die eine erwähnen will. Herr Prof. Curtius hat zuletzt eine Erklärung gegeben, wornach der Nominativ der Hiercasus und der Accusativ der Dortcasus ist. Diese Erklärung mag ganz richtig sein, sie kommt aber im Wesentlichen auch auf die locale Erklärung hinaus; wir kommen also wieder zurück auf die Erklärung, dass die Casus aus localen Verhältnissen entstanden sind. Also eigentlich im Grunde sind wir, wenigstens was das Praktische betrifft, gar nicht sehr weit gekommen. Darum, glaube ich, wird es für uns Schulmeister ganz passend sein, wenn wir vor der Hand noch an der alten Theorie festhalten und ihr so lange folgen, so lange es gehen will. Es werden immer Gesichtspunkte herauskommen, die für den Schü-

ler lehrreich sind; z. B. der Accusativ als Wohincasus wird dem Schüler den Gebrauch desselben als Objectscasus am leichtesten erklärlich machen und der Ablativ als Wohercasus den Gebrauch desselben beim Passiv. Ferner bei den unglücklichen Städtenamen, die in der Grammatik sich so häufig die allersinnloseste — wenn Sie mir erlauben, den Ausdruck zu gebrauchen — Behandlung gefallen lassen müssen, indem man sagt, auf die Frage wo? stehen die einen im Genetiv, die andern im Ablativ, wird immer zurückgegangen werden müssen auf das Locale. Romae in Rom, Romam nach Rom, Roma von Rom, das sind praktische Dinge, die uns sehr zu statten kommen. Auf der andern Seite werden uns nur Hypothesen geboten und die Hypothesen sind nicht einmal vollständig durchgeführt, sondern sind im Ganzen noch mangelhaft (Heiterkeit), wenn mir der Herr Prof. den Ausdruck nicht übel nimmt. Deshalb, glaube ich, ist es noch am gerathensten der localen Casustheorie zu folgen, wenigstens da, wo es so klar gegeben ist, dass von der Sprache die locale Theorie befolgt worden ist.

Prof. Dr. Steinthal aus Berlin:

Wenn ich Herrn Prof. Lange richtig aufgefasst habe, so läuft die Einwendung, die er gegen Curtius gemacht hat, auf zwei Punkte hinaus. Hr. Prof. Curtius hat gesagt: die localen Anschauungen können den Ausgangspunkt für die Casusbildung wohl hergeben, weil locale Anschauungen ursprünglich sinnlicher Natur sind; aber aus dieser Möglichkeit folgt noch nicht die Nothwendigkeit. Dagegen behauptet Hr. Prof. Lange: die localen Anschauungen seien allerdings nothwendig der Anfang, weil jedes Kind vor allen Dingen die Entwicklung seiner Seelenkräfte mit der Bildung localer Anschauungen beginne. Das ist ganz richtig: das Denkvermögen übt sich zunächst in der Auffassung räumlicher Verhältnisse. Aber ist denn die Sprache ein Product der Kinder? Nicht Kinder haben die Casus geschaffen, sondern diejenigen, welche sie schufen, hatten ausser räumlichen Anschauungen schon eine viel höhere Entwicklung des Denkens erreicht. Also bleibt immer nur die Möglichkeit, dass auch die Schöpfer der Sprache von den Anschauungen ausgiengen, welche sie in frühester Kindheit gebildet hatten; aber die Nothwendigkeit ist nicht vorhanden.

Der zweite Punkt, welcher von Herrn Prof. Lange geltend gemacht wurde, ist nun der, dass man bei der Erklärung der Casus aus der Räumlichkeit nicht die bestimmten drei räumlichen Vorstellungen zu Grunde legen müsse: woher? wo? wohin?, sondern ganz unbestimmt die Räumlichkeit überhaupt. Hier will ich mich, meine Herren, nur kurz auf Ihr Gefühl berufen, ob das wohl mit der lebendigen Sinnlichkeit eines Wilden und eines Urmenschen übereinstimmt, sich so die Räumlichkeit überhaupt zugänglich zu machen, ob der nicht mit aller Bestimmtheit eben dieses individuelle Raumverhältnis allemal im Sinne haben wird? Ein solches wo? woher? wohin? kann niemals mit einander verwechselt werden. Uns ist es möglich, eine solche Kategorie von räumlichen Beziehungen überhaupt zu bilden — dem Urmenschen, dem sinnlich erregten Menschen ist das unmöglich. Und wir wissen Alle recht wohl, wenn zuweilen es scheint, als sei in der Sprache etwas als wo aufgefasst, was wir als wohin ansehen, dass die Sache wirklich so liegt. Hat die Sprache den Casus für ein wo gebraucht, so hat sie ein wo gedacht und nicht ein wohin! Also, solche Verwechselungen würden nicht anzunehmen sein, solche Unbestimmtheiten müssen abgewiesen werden.

So viel zur Abwehr gegen Herrn Prof. Lange, und nun will ich mir ein Paar Bemerkungen erlauben über die Weise, wie ich die Sachen ansehe.

Das scheint als Thatsache allgemein anerkannt, dass die drei Casus Nominativ, Accu-

sativ und Vocativ unbedingt zu sondern sind von den übrigen Casus und damit ist allerdings, wie Hr. Prof. Curtius bemerkt hat, die localistische Casustheorie zerrissen, da der Accusativ, bisher wenigstens, immer mit in dieselbe hineingezogen wurde. Ich glaube aber, diese Thatsache muss weiter ausgedehnt werden.

Diese drei Casus sind nicht blos, wie bemerkt worden ist, auch formell von den andern Casus verschieden, sondern sie sind es ganz entschieden der Bedeutung nach, und zwar sind diese drei Casus die wirklichen Grundcasus, ohne welche überhaupt Casus gar nicht zu denken sind. Daher kommt es vor, dass in vielen Sprachen, im Finnischen, wie schon leise bemerkt worden ist, im Ungarischen u. s. w., sehr viele Casus sind, aber gerade ein Nominativ existiert nicht und gerade ein bestimmter Accusativ existiert nicht — und darum haben eben jene Sprachen in Wahrheit gar keine Casus.

Wenn behauptet worden ist, es giebt topische Casus, so muss ich einen solchen Ausdruck überhaupt völlig abweisen. Casus sind Formen, strenge Formen; räumliche Verhältnisse aber sind das nicht, was die Sprache als Formen ansehen darf und wirklich ansieht in unsern indogermanischen Sprachen. Ob eine Schüssel auf dem Tische steht oder unter dem Tische sich befindet, das ist etwas materiell so wichtiges, dass das nicht durch eine Form aufgefasst werden kann. (Heiterkeit.)

Die Sprachen, die ich eben formlos nenne, wie Finnisch, Ungarisch, die so viele Casus haben, könnten unzählige Casus haben. Diese Casus sind sämmtlich räumlich, topisch geworden, sie bedeuten ein 'hinein-' oder 'heraus-Gehen' oder '-Tragen' und alle möglichen Raumverhältnisse, wie sie sich überhaupt der Denker construieren kann und wie sie Bopp in seinem Buche über die Präpositionen construiert hat. Den Namen Casus aber gebrauche ich hier nur in einer ganz misbräuchlichen Weise; denn wahre Casus sind das nicht, sondern, wenn man wissen will, was wahre Casus sind, muss man den Nominativ oder Accusativ zum Massstab nehmen. Die Bedeutung muss ganz entschieden eine logische, eine kategorische sein, es muss ein begriffliches Verhältnis dadurch angedeutet werden; sonst entsteht keine wahre Form.

Herr Prof. Curtius hat nun den Satz aufgestellt, der Nominativ sei ursprünglich ein Casus der Nähe, der Accusativ ein Casus der Ferne. Ich glaube, dass dies deswegen nicht richtig ist, weil feine begriffliche Formen gar nicht aus solchen immerhin materiellen und rohen Verhältnissen sich entwickeln können. Hätte jemals das *s* des Nominativs eine solche Vorstellung wie hier, und das *m* wie ein da, so wäre kein reiner Nominativ und Accusativ entstanden. Und ich glaube auch nicht, dass das *s* des Nominativs wirklich und leibhaftig das Demonstrativum *sa* ist, sondern ich meine, dass das *sa* und das *s* onomatopoietisch sind, pathognomisch den gleichen Ursprung haben, dass die Bedeutung des Nominativs aber weniger materiell ist und dass nicht ein dieser und hier ausgedrückt wird, sondern die Thätigkeit, die Bewegung, die Lebendigkeit oder so etwas, während das *m* des Accusativs das Stumpfere, Todte, Leidende ausdrückt, weswegen im Neutrum der Nominativ und Accusativ nicht unterschieden ist. Die ursprüngliche Bedeutung vom Nom. und Acc. ist allerdings noch tiefer als die, welche sich im Unterschied des Masculinum und Neutrum ausspricht. Davon ausgehend gieng man über zum Nominativ und Accusativ. Das ist ein Uebergang, den man leichter erklären kann. Hier war von vornherein das ideale Verhältnis gesetzt von Thätigkeit und Ruhe und dieses wurde übertragen auf die idealeren begrifflichen Verhältnisse des Nominativ und Accusativ. Neben diesen und dem Vocativ hat es ursprünglich höchst wahr-

scheinlich im Indogermanischen gerade so viele Casus gegeben, wie im Finnischen; denn jedes Verhältnis, das wir durch Präpositionen bezeichnen, wurde wahrscheinlich durch einen Casus ausgedrückt. Das indogermanische Volk hatte den richtigen Sinn, solche Verhältnisse nicht auf die gleiche Linie zu stellen mit dem Nominativ und Accusativ, weil es den Unterschied fühlte und beide rein formell erhalten wollte, und die andern Verhältnisse, wie sie wirklich sind, auch materiell erhalten wollte. Darum hat die Sprache diese Casus erweitert zur Entwicklung der Präpositionen; sie hat diese Anschauungen, die immerhin unbestimmt sind, lieber zu vollen Wörtern entwickelt oder durch vollere Wörter ersetzt. Und diese Entwicklung kann man sich recht wohl dadurch denken, dass man den Pronominalstamm mit ursprünglich halbe oder falsche Casus bedeutenden Casus-Endungen versah. ἐπί enthält den Pronominalstamm ἑ mit einem Suffix, das einen räumlichen Sinn hatte. So bildete man Präpositionen, um diese falschen Casus entbehren zu können und dadurch die drei formellen Casus rein abzurunden. Nun meinte man, mit diesen drei nicht ausreichen zu können, man war geneigt, einige Verhältnisse, obwohl sie uns als materieller Natur erscheinen, dennoch formell auffassen zu müssen, und so bildete man allerdings noch zwei andere Casus, Genetiv und Dativ; wenigstens hat die griechische Sprache das so gemacht.

Die Casus sind also Ueberreste von alten Formen, welche falsche Casus sind oder misbräuchliche Casus, die man zurückbehalten hat, um sie den reineren Casus anzunähern.

Dass die griechische Sprache und schliesslich auch die deutsche sich darauf beschränkt hat, so wenig von den alten Formen zurückzubehalten, das ist ein entschieden grosser Vortheil, beweist einen sehr starken formellen Sinn, während die anderen Sprachen, welche soviel von den alten schlechten Formen bewahrt haben, allerdings einen Reichthum bewahrt haben, der aber ein Bettelreichthum ist.

Also, um meine Meinung zu sagen: Es gab ursprünglich neben den drei wahren Casus sehr viele attigierte Formen. Diese liess man fallen und ersetzte sie durch Präpositionen, behielt aber einige zurück und näherte ihre Bedeutung dem Formellen an, im Genetiv und Dativ.

Prof. Dr. Lange:

Ich will mir nur erlauben gegen Herrn Dr. Steinthal einzuwenden, wie ich allerdings bei meinem Vortrag vergessen habe, darauf aufmerksam zu machen, dass die Sprache im Zusammenhang gedacht werden muss mit der Gesticulation. Wenn ich behauptet habe, dass die ursprüngliche Bedeutung der Casussuffixe eine unbestimmte gewesen sei, so habe ich damit nicht behaupten wollen, dass die Aussagen der Leute so unbestimmt gewesen seien, wie sie niemals gewesen sein können. Aber die Menschen der ersten Zeit, wie wir sie uns denken, gesticulierten lebhaft, sie hatten die Gegenstände, worüber sie sprachen, vor Augen, in der Nähe. Da genügten solche unbestimmte Suffixausdrücke, wie das *i*, da die Gesticulation dazu diente, um die näher bestimmte Auffassung, die gerade im concreten Falle wichtig war, zu demonstrieren. Das ist überhaupt viel zu wenig in der Sprache beachtet. Man sucht in den sprachlichen Lauten viel zu viel, viel mehr als darin hat sein können; es lässt sich das auch an vielen andern Formen nachweisen und daher rührt nach meiner Ueberzeugung eine grosse Anzahl verbohrter Theorien in den Grammatiken.

Uebrigens muss ich noch bemerken, dass die Herren nunmehr vier verschiedene Casustheorien kennen gelernt haben, also jedenfalls genug, um sich eine davon zum praktischen Gebrauche auszusuchen. (Heiterkeit.)

Ich habe über meine Theorie vom Katheder herunter gesagt, dass ich für die Praxis gar keinen Werth darauf lege, sondern dass die praktische Darstellung der Casuslehre sich nach den Grundsätzen der didaktisch-pädagogischen Methodik richten müsse. Dahin geht die Aufgabe der Wissenschaft nicht, die Casustheorie für die Pädagogik zurecht zu legen. Sie dürfen es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns über diese unfruchtbar scheinenden Theorien streiten. Im Laufe der Zeit wird etwas dabei herauskommen, und ich will nur darauf aufmerksam machen, dass es eine dankbare Aufgabe ist, im einzelnen, Casus für Casus, Casusgebrauch für Casusgebrauch bei der griechischen Sprache historisch zu verfolgen, in der Weise, wie es Bernhardy seiner Zeit angebahnt hat, aber genau und mit möglichst statistischer Vollständigkeit und ausgehend von den nöthigen Vorkenntnissen aus dem Studium der vergleichenden Grammatik.

Oberlehrer Dr. Lasson aus Berlin:

Ich habe mir das Wort erbeten, um zwei Facta zu constatieren. Herr Dr. Steinthal hat von vornherein kategorisch der Sprache vorgeschrieben, was sie als Casus auszudrücken habe und was nicht, also feine logische Verhältnisse. Ein solches Constructionsunwesen, sollte ich meinen, wäre längst abgethan. Und zweitens, was die Negation der localistischen Theorie von Seiten des Herrn Prof. Curtius betrifft, so will ich an das eine, von dem Herrn Schulmeister bezeichnete Factum erinnern, dass allerdings Curtius, wenn er positiv den Sinn von Nominativ und Accusativ angiebt, wieder auf die locale Theorie zurückkommt und nicht einen Gegensatz der Richtung, sondern der örtlichen Ruhe annimmt, und ich meine, das könnte zur Bestätigung der Vermuthung dienen, dass, da die Casus Beziehungen von Bewegungen auf einander andeuten, allerdings eine locale Bedeutung von ihnen unabtrennbar bleibt und bleiben wird.

(Mehrere Herren bitten ums Wort.)

Präsident:

Ich will die Versammlung fragen, ob die Debatte geschlossen werden soll?

Viele Stimmen:

Ja! Ja! Schluss!

M. H.! Es ist heute zum ersten Male eine archäologische Section zu bilden, welche einige Zeit nöthig hat. Ebenso bitte ich die übrigen Sectionen sich nach den Zimmern zu begeben, die für sie reserviert sind, und sich daselbst zu constituieren. Es ist ein Uhr durch, um zwei Uhr ist das Diner. Noch eins wollte ich bemerken: Die Zahl der bis vorhin Angemeldeten beträgt 257, ich höre aber, dass gegenwärtig mindestens einige 30 noch gekommen sind. Die Liste vorzulesen, würde zu lange aufhalten, morgen erhalten Sie dieselbe aus der Druckerei.

Schluss $^1/_4$2 Uhr.

Sitzung am 30. September Vormittags 10 Uhr.

Dem am vorhergehenden Tage gefassten Beschluss zufolge trat die gesammte Versammlung in der Aula der königlichen Landesschule zusammen, um der Eröffnung der germanistischen Section beizuwohnen. Deren Präsident, Herr Prof. Dr. Zarncke aus Leipzig hielt folgenden Vortrag:

Eine so junge Versammlung, wie die unsere, meine Herren, soll ihren Blick vornehmlich der Zukunft zuwenden; denn dort liegen ihre Ziele. Aber heute müssen Sie mir gestatten, Ihr Auge für eine kurze Zeit auf die Vergangenheit zurückzulenken. Denn indem ich Sie in diesen Räumen unserer Section willkommen heisse, drängt sich mir mit doppelter Lebhaftigkeit das schmerzliche Bewusstsein auf, dass der Mann aus unserer Mitte geschieden ist, ohne den es schwerlich heute eine germanistische Section der deutschen Philologenversammlung geben würde. Sie Alle wissen, wen ich meine: den Gründer der deutschen Sprachwissenschaft, den Gründer der historischen Grammatik, Jacob Grimm. Seine feste Absicht war es, hier unter uns zu erscheinen; zu den letzten Zeilen, die er in diesem Leben geschrieben, gehören die Worte, in denen er mir, schon vom Krankenlager aus, die Unmöglichkeit seines Kommens bedauernd mittheilte. Wenige Tage darauf, am 20. September, ward er abgerufen zu einer höhern Versammlung, im bald vollendeten 79. Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, doch hartem Todeskampfe.

Ich brauche vor Ihnen Jacob Grimm's Lob nicht zu verkünden. Wenigen Sterblichen ist es vergönnt gewesen, schon bei ihren Lebzeiten die Verehrung und die Liebe ihrer Nation in dem Grade zu besitzen, wie Jacob Grimm sich ihrer seit langen Jahren erfreut hat. Sie alle wissen, wie er im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts in die bis dahin mit beschränkter und engherziger Auffassung, mit ungenügender Gelehrsamkeit und zum Theil mit dilettantischer Spielerei betriebene deutsche Sprach- und Alterthumsforschung überraschend grossartige neue Gesichtspuncte und eine streng wissenschaftliche Methode einführte, deren Einfluss sich schnell über das ganze Gebiet der Sprachwissenschaft und Philologie, der Geschichte und selbst der Rechtskunde erstreckte. Sie wissen, wie seitdem eine unser Staunen und unsere Bewunderung herausfordernde Reihe epochemachender Werke gefolgt ist, von denen fast ein jedes der Grundstock einer neuen Wissenschaft geworden ist. Ich brauche Ihnen diese nicht ausführlich zu charakterisieren. Sie kennen die Grammatik, jenes aus vier Bänden bestehende und doch noch nicht vollendete Werk, welches zum ersten Male die Sprache als ein naturhistorisches Object der Betrachtung erfasste und so die Grundlage der historischen Grammatik, ja in gewisser Beziehung die Grundlage der gesammten modernen Sprachwissenschaft ward; Sie kennen die Deutsche Mythologie, diese völlig neue Schöpfung, die Rechtsalterthümer und die Weisthümer, die selbst auf diesem scheinbar so ganz entgegengesetzt gearteten Gebiete die Poesie des deutschen Gemüthes aufzuspüren lehrten; Sie kennen die classische Arbeit über den Reinhart Fuchs, die das Wesen der Thiersage erschloss und uns ahnungsvoll hineinschauen liess in die Zeiten des vertraulicheren Verkehrs unserer Voreltern mit den Thieren des Waldes; Sie kennen die Geschichte der Deutschen Sprache, die, so manches Bedenkliche auch dies Werk seines beginnenden Alters enthält, doch der erste kühne Griff bleibt, der Sprache die fernst liegenden Geheimnisse der Culturgeschichte abzulauschen; Sie kennen die Arbeiten, die Jacob im Verein mit seinem

Bruder Wilhelm geliefert hat und durch die das Brüderpaar dem Herzen des deutschen Volkes so besonders nahe getreten ist, die Kinder- und Hausmärchen, die den Namen Grimm einflechten in die ersten Freuden des erwachenden Gemüthes, die Deutschen Sagen, die altdeutschen Wälder und endlich das deutsche Wörterbuch, über welchem beide Brüder abberufen sind, — Jacob Grimm vom Tode ereilt mitten im Artikel Frucht; Sie kennen auch jene lange Reihe kleinerer, namentlich akademischer Abhandlungen, die, zurückgreifend bis auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, über das ganze Gebiet unserer Sprache und Litteratur sich verbreiten bis auf die neuesten Zeiten in jener schönen Rede beim Schillerfeste. In diesen Werken ist kaum eine Seite unseres deutschen Volksthums unberührt geblieben. Vielleicht nie wieder wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine so sehr dem innersten Wesen ihrer Begabung congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genius, der nur das ihm Gemässe zu ergreifen brauchte, dieser congeniale Blick war es, den er, man möchte sagen, wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schachte unserer Vergangenheit und Gebiete erhellte, die der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne allein stets unenthüllt geblieben wären. Ein Mann aus einem Gusse war Jacob Grimm. Wir wissen es nicht, sollen wir mehr den erstaunlichen Fleiss und die Gelehrsamkeit, oder mehr die Kühnheit oder Feinheit seiner Combinationen, oder mehr jenen Zauber poesievoller Anschauung bewundern, der jedes seiner Worte beseelt. Wegen dieser Vereinigung so seltener Eigenschaften werden seine Werke nie veralten, auch wenn und wo einmal die Wissenschaft anfangen sollte abzuweichen von den Wegen, die er geebnet; sie werden ein Bestandtheil der classischen Litteratur unserer Nation bleiben, und ihrem Verfasser ist sein Platz gesichert, nicht nur in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte des deutschen Volksthums und selbst in der unserer Poesie.

Ein gütiges Geschick hat Jacob Grimm ein gesundes und frohes Greisenalter verliehen. Während Generationen seiner Mitforscher wechselten, blieb er mit der Frische eines Jünglings an der Spitze seiner, unserer Schaar, jeder neuen Frage, jedem neuen Problem und jeder neuen Wendung bei dessen Lösung mit offenem Sinne zugänglich. Sein helles, strahlendes Auge ruhte mit Freude und Theilnahme auf jedem, der neu hinzutrat in unsern Kreis, und wo er fördern konnte, da scheute er nicht Zeit und Mühe, um zu helfen mit Rath und That.

Jetzt ist es geschlossen, dieses schöne Auge, und der belebende Zauber seiner Theilnahme wird fortan unsern Arbeiten fehlen. Es ist mir, und wird gewiss Vielen so sein, als wären wir führerlos geworden, als müssten wir nun erst lernen, auf eigenen Füssen zu stehen, als begönne in diesen Tagen eine neue Epoche unseres wissenschaftlichen Lebens.

Und so lassen Sie uns nun mit einem dankenden Blicke der Verehrung Abschied nehmen von dem grossen Heimgegangenen, und lassen Sie uns jetzt unsere Blicke mit doppeltem Ernste und mit doppeltem Eifer dieser Zukunft unserer Wissenschaft zuwenden, die mehr als je nun uns anvertraut ist.

Unsere Wissenschaft und die Theilnahme für sie ruht nicht auf dem festen Grunde einer Jahrhunderte langen Anerkennung und Gewöhnung, wie ihre ältere Schwester und Lehrerin, die classische Philologie. Erst seit kurzem hat sie gewagt, mit dem Anspruche auf Gleichberechtigung schüchtern hervorzutreten und noch jetzt ist man mancher Orten über ihren Inhalt und ihre Tragweite gar übel unterrichtet. Hier gilt es nicht, überkommenen Besitz zu schützen, sondern erobernd vorwärts zu dringen, und in dem Feldzugsplane, nach dem wir dies thun müssen, können diese unsere Versammlungen eine gar wichtige Rolle spielen. Nicht als

ob die wissenschaftlichen Resultate, die wir hier erzielen, hochwichtige sein müssten. Wer wollte eine solche Forderung stellen? Wie könnte aus einer improvisierten Debatte, die ohne Hülfsmittel aus dem Stegereife unternommen wird, in schwierigen Fragen ein abschliessendes Resultat erzielt werden? Wenn wir hier debattieren über wissenschaftliche Probleme, so geschieht das, weil wir eine Freude daran haben, weil nichts unser Interesse angenehmer beschäftigt als eine Unterhaltung über Fragen unserer Wissenschaft. Aber der Hauptzweck unserer Zusammenkünfte liegt sicherlich darin, dass wir uns kennen und begreifen lernen als gemeinsame Arbeiter an einem grossen Zwecke und dass wir diese Einsicht nicht nur theoretisch empfinden, sondern uns in Fleisch und Blut, in Betragen und Gewöhnung übergehen lassen. Jene Zeiten sind vorüber, wo noch der Philologe sich als eine einsame, egoistische Grösse hinter seine Bücherrepositorien zurückzog, sich hier verschanzte und, seine Festung mit Geschützen nach allen Richtungen spickend, es seine Freude sein liess, aus der massenhaft aufgespeicherten Munition dem, welcher seinem Umkreise zu nahen wagte, ein paar wohlgezielte Schüsse in die Seite zu feuern. Die Naturforscher haben uns seit langer Zeit gelehrt, dass in gegenseitiger Mittheilung und Förderung der Lebensathem des wissenschaftlichen Fortschrittes liegt, und auch wir fangen immer mehr an, es zu fühlen, dass jene absichtliche und vornehm thuende Zurückhaltung nur der Deckmantel der eigenen Schwäche ist.

Und wie uns selber unser Zweck und die Gemeinsamkeit unserer Arbeit klarer werden wird durch unsere Zusammenkünfte, so werden wir auch die Aussenstehenden durch diese mehr als durch manches Andere von unserer Existenz, die man hie und da wohl noch gerne bezweifeln möchte, überzeugen, von dem Inhalte, der Macht und der Tragweite unserer Studien. Dass diese, obwohl sie gerade unser eigenstes Volksthum zum Gegenstande haben, doch eben unserm Volke verhältnissmässig noch sehr fern stehen, das kann leider Niemand leugnen. Wie dem abzuhelfen sei, das in Ueberlegung zu ziehen, werden gerade unsere Zusammenkünfte wieder die beste Gelegenheit geben.

Und noch nach einer Seite hin möchte ich, dass unsere Versammlungen anregend und fruchtbar wirkten. Es ist seit Jahren in der Publication altdeutscher Denkmäler eine unverkennbare Lassheit eingetreten. Wie vieles wichtige ist noch unherausgegeben, und wer nicht in der Nähe einer handschriftlichen Bibliothek arbeitet, der geräth allaugenblicklich auf den Strand. Wie ganz anders verfuhr man in dieser Beziehung beim Wiedererwachen der classischen Studien! Nach einem halben Jahrhundert war kaum noch ein nennenswerther Schriftsteller unediert. Es ist wahr, diese Hast der Publication hat hauptsächlich jene Ueberschwemmung mit Vulgatatexten verschuldet, die erst die neuere Zeit, und nicht ohne grosse Noth, wieder zu entfernen sich bemüht. Aber warum sollten wir nicht den Fehler vermeiden können, ohne die Nachahmung des Lobenswerthen zu unterlassen? Diese Mahnung sei zumal an die Süddeutschen unter uns gerichtet, in deren Bibliotheken die reichsten Schätze vorhanden sind. Möchten in dieser Richtung unsere Versammlungen unablässig aufmunternd wirken, und manch fruchtbares Samenkorn ausstreuen für die Zukunft.

So heisse ich Sie denn herzlich willkommen und mit besonderer Freude begrüsse ich unter Ihnen die Vertreter der romanischen Sprachen und Litteraturen, die Sie in dieser Versammlung zum ersten Male auf Grund unserer Statuten als Mitglieder unter uns erschienen sind. Nur in Gemeinsamkeit mit Ihnen vermag die germanische Philologie ihre Ziele zu erreichen, nur mit Ihnen zusammen repräsentieren wir eine wissenschaftliche Disciplin, die ihren Schwerpunct in sich selber findet; denn wer vermöchte die Sprachen und Litteraturen der

romanischen und germanischen Völker getrennt und ohne Rücksicht auf einander zu behandeln? Mit Ihnen zusammen müssen wir zunächst auch bedacht sein auf einen akademischen Cursus für die neueren Sprachen und Litteraturen, der einen ausreichenden Inhalt für ein selbständiges Studium gewährt. Erst wenn dies geschehen ist, erst wenn wir an jeder Universität unseres Vaterlandes neben einer ordentlichen Professur für germanische Philologie auch eine solche für die romanischen Sprachen finden, erst wenn diesen beiden zur Seite ein wohlausgestattetes Seminar für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen stehen wird, erst dann wird für unsere Wissenschaft eine feste Grundlage gewonnen sein, von der aus dem Dilettantismus und der blossen Routine mit Consequenz und mit Erfolg entgegengetreten werden kann, und von der aus es möglich sein wird, die grossen Bildungselemente, welche unsere Wissenschaft bietet, in gedeihlicher und zukunftverheissender Weise zu entfalten und nutzbar zu machen.

Ich habe hieran noch eine Mittheilung zu knüpfen, die, obwohl sie ganz speciell für die germanistische Section bestimmt ist, doch ihres allgemeinen Interesses wegen auch von dem versammelten Plenum gern wird entgegengenommen werden.

Es war im vorigen Jahr in Augsburg beschlossen worden, dass die Vertreter der romanistischen Studien als Mitglieder der germanistischen Section sollten angesehen werden. Mir als dem für dies Jahr erwählten Vorsitzenden fiel die Aufgabe zu, die Romanisten auf diesen Beschluss besonders aufmerksam zu machen. Indem ich daher an die hervorragendsten Vertreter jener Studien besondere Einladungsschreiben erliess, glaubte ich auch den Namen des Fürsten nicht übergehen zu dürfen, der auf dem Gebiete der italienischen Litteratur selbst Hand angelegt und die Wissenschaft mit einem Werke gründlicher Gelehrsamkeit bereichert hat, wobei ich wohl fühlte, dass meine Mittheilung nicht den Charakter einer Einladung, sondern nur den einer ehrfurchtsvollen Anzeige tragen dürfe. Se. Majestät hat diese meine Anzeige nicht nur huldreichst entgegenzunehmen, sondern auch mich mit einer eigenhändigen Antwort zu beehren geruht, die ich Ihnen vorzulesen nicht unterlassen darf. Das allerhöchste Handschreiben Seiner Majestät lautet:

Mein Herr Professor!

Es konnte mir nur erfreulich und schmeichelhaft sein, dass Sie bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Philologen einer Arbeit meiner früheren Musse mit Anerkenntnis gedacht haben. So wenig ich mich auch für befähigt halten würde, in dem Kreise so ausgezeichneter Männer etwas zur Förderung der Sache beitragen zu können, so wenig würde ich doch mich Ihrer freundlichen Einladung entzogen haben, wenn meine jetzigen Verhältnisse mir solche gestatteten. Ich bitte diese meine Antwort der Section, deren Vorstand Sie sind, mitzutheilen und derselben zu versichern, dass ich ihren Arbeiten, wenn auch abwesend, mit Interesse folgen werde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Pillnitz, den 16. Sept. 1863. Ihr ergebenster

Johann.

Meine Herren! Nicht nur der Inhalt dieses Briefes ist ein so wahrhaft liebenswürdiger, auch die ungewöhnliche Form einer eigenhändigen Antwort (selbst die Adresse ist von der Hand Sr. Majestät) zeugt so ausdrücklich von der Absicht unserer Section eine ganz besondere Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, dass ich gewis in Ihrer Aller Sinn handle, wenn ich unseren tiefgefühltesten Dank hiermit öffentlich ausspreche und den Wunsch hinzu-

füge, mit dem wir nun endlich in die Tagesordnung eintreten wollen, dass unsere Verhandlungen so ausfallen mögen, dass sie mit Recht das Interesse des Fürsten, der sich uns so wohlwollend bewiesen hat, und damit aller derer verdienen, die für unsere Studien ein warmes Interesse hegen.

Nachdem sich hierauf die Mitglieder der Germanistensection in ihr Sitzungslocal begeben hatten, dagegen die der orientalistischen in die Aula eingetreten waren, betrat Handelsrichter Dr. Mordtmann aus Constantinopel, dem Professor Dr. Gosche aus Halle den Vorgang freiwillig abgetreten hatte, die Rednerbühne und hielt folgenden Vortrag:

Zur Geschichte der Zigeuner.

Durch die vergleichende Sprachenkunde ist es bereits längst festgestellt, dass die Zigeuner aus Indien stammen, und ist man auch im Stande nach einzelnen verzettelten Notizen einige isolierte Nachrichten über die Zeit ihrer Erscheinung in verschiedenen Ländern beizubringen; im Ganzen aber ist dieser Gegenstand noch in ein grosses Dunkel gehüllt; man weiss nichts über ihre früheren Verhältnisse in Indien, nichts über den Weg den sie genommen haben, um nach Europa zu kommen, noch viel weniger über die Zeit wann sie in den dazwischen liegenden Ländern sich zeigten, wie lange sie sich dort aufhielten, was sie dort machten. Wir wissen nur aus positiven Angaben der Historiker, dass sie im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Persien einwanderten, wo sie als Musikanten und Lustigmacher auftraten; im 9. Jahrhundert waren sie in Kappadokien, wo aber die moderne Kritik sie nicht dulden will, ohne dass man eigentlich recht begreift warum? Von da an bis zu ihrem Erscheinen in Europa im 14. Jahrhundert ist wieder absolute Dunkelheit, und es fehlt uns bis jetzt an allen positiven Notizen, um diese Zwischenräume auszufüllen. Die Zigeuner selbst haben keine Schriftsteller, und die Historiker jener Zeiten hatten den Kopf voll von andern Dingen, als dass sie von den Wanderungen dieser armseligen Landstreicher Notiz nehmen konnten.

Prof. Pott in Halle hat durch sein Meisterwerk eine Menge Details geliefert, welche bei aufmerksamer und umfassender Vergleichung gewiss sehr interessante Resultate liefern dürften; indessen sind die meisten Sprachproben, welche er liefert, von den Zigeunern aus Deutschland, Ungarn und Spanien; für die türkischen Zigeuner ist sein Material weniger vollständig, und doch ist dieses, wie es mir scheint, mindestens ebenso wichtig, theils weil die türkischen Zigeuner ihrer indischen Heimat sowohl räumlich als auch in socialer Beziehung noch viel näher sind, theils auch, weil sich hier viele Elemente in ihrer Sprache erhalten haben, welche uns gestatten in ihre Geschichte einen tiefern Blick zu thun.

Mit diesen türkischen Zigeunern haben sich in der letzten Zeit einige Amerikaner beschäftigt: zuerst der Dragoman der amerikanischen Gesandtschaft und Cpt. Mr. Brown, welcher von den Zigeunern in der Nähe der türkischen Hauptstadt ein ziemlich umfassendes Vocabular und auch über ihre religiösen Ansichten mehrere interessante Notizen sammelte. Dann beschäftigte sich Herr Dr. Paspatis (ursprünglich ein Grieche, aber während des griechischen Aufstandes von amerikanischen Missionairen aus den Händen der Türken gerettet und nach Amerika geschickt, wo er Medicin studierte und amerikanischer Bürger ward) mit den Zigeunern in einer noch mehr umfassenden Weise; Herr Brown überliess ihm seine gesammelten Vocabularien, und Herr Paspatis bearbeitete das ganze Material in seiner Muttersprache, und ein anderer Amerikaner, Mr. C. Hamlin (Missionair) übersetzte diese Arbeit, und in dieser Gestalt erschien sie im 7. Bande des Journals der amerikanischen morgenländischen Gesell-

schaft unter dem Titel: „Memoir on the Language of the Gypsies as now used in the Turkish Empire.“

Endlich hat noch ein Amerikaner, Mr. Seropé Alishan (eigentlich ein armenischer Antiquar und Münzhändler), den ihm aus Gesundheitsrücksichten vorgeschriebenen Aufenthalt auf dem Lande benutzt, um von den Zigeunern ein Vocabular zu sammeln, welches er mir überlassen hat.

Indem ich diese Materialien untersuchte, überraschte es mich zu finden, dass der Wörtervorrath sich nach gewissen Kategorien aus verschiedenen Sprachen recrutierte, woraus sich wenigstens eine Art Culturgeschichte dieses Vagabundenvolkes ergibt, und nebenbei auch einiges Licht auf die Zwischenstationen ihrer Wanderungen und die muthmasslichen Epochen fällt. Es liegt in der Natur der Sache, dass solche Untersuchungen nur fragmentarische Resultate liefern, aber auch selbst diese Bruchstücke sind immerhin interessant genug, und ich gebe hier eine kurze Uebersicht dessen, was sich aus den gesammelten Notizen des vorhin genannten Amerikaners ergiebt.

Vor allen Dingen hat Hr. Dr. Paspatis den schon längst bekannten Satz bestätigt, dass die Zigeuner aus Indien stammen. Indischen Ursprungs sind in der Zigeunersprache alle Ausdrücke für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, als Körpertheile, die ersten Nahrungsmittel, die täglichen Erscheinungen der Atmosphäre, die Himmelskörper, die Zeitwörter, welche die allergewöhnlichsten Verrichtungen anzeigen, die Zahlwörter (mit einer bemerkenswerthen später zu besprechenden Ausnahme) u. s. w. Ueber diese ganze Partie mich hier ausführlich zu verbreiten, scheint mir völlig überflüssig, indem ich auf das Werk von Pott verweise.

Dagegen erscheinen in der Zigeunersprache auch eine Menge Ausdrücke, welche sicherlich nicht indischen Ursprungs sind, aber auch sonst keiner bekannten Sprache zwischen Indien und Europa anzugehören scheinen, und von diesen Ausdrücken sind einige sehr merkwürdig, weil sie auf eine frühere Cultur und selbst auf eine positive Religion der Zigeuner hindeuten. Zunächst gehören zu diesen Wörtern von ganz ungewissem Ursprung eine Menge von Ausdrücken welche auf die ersten Anfänge der menschlichen Cultur zurückweisen, z. B. Mutter *dái*, Kind *paklo*, Schwager *saló*, Schwägerin *sali;*[1]) Bauch *bor*, Ohr *kann*,[2]) Faust *domúk*, Fuss *piró*, Haar *bal*,[3]) Nabel *pol*, die Geschlechtstheile *kas* und *mintsch*, Schulter *vikó;* Sommer *nilai*, Winter *vent;* Brot *manró*, Waizen *giv*, *iv*,[4]) Feigen *kheli*, Flachs *vus*, Nuss *akhór*, *akór*, Zwiebel *purúm*, Pflaume *kiláv*, Granatapfel *daráv*, Wein *mol;*[5]) — Hahn *basnó*, Floh *puschum*, Frosch *Zampa;* Ochse *guruv*, Kuh *guruvni*, Wolf *ruv*. Wenn Wörter von so alltäglichem Gebrauche nicht dem Sanskrit angehören und auch sich in keiner indo-europäischen Sprache nachweisen lassen, so wird der indogermanische Ursprung der Zigeuner doch wieder etwas problematisch, und man kann dieselben nicht mehr so ganz unbedenklich zu den arischen Völkern zählen. Erwägen wir aber, dass auch Indien selbst ursprünglich nicht von arischen Völkern bewohnt war, und dass die Arier erst später sich über diese Gefilde verbreiteten, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Die Zigeuner werden also wohl zu den sogenannten dravidischen Völkern gehören, d. h. zu denjenigen, welche wir bei dem heutigen Stande der Ethnographie als die Ureinwohner Indiens anzusehen haben. Der Contact mit den eingewanderten Ariern aber verfehlte nicht eine bedeutende nachhaltige Wirkung auszuüben, wie denn überall die arischen Völker als die begabtesten Culturvölker

1) jedoch S. *syâla*, *syâli*. 2) S. *karna*. 3) S. *bâla*. 4) S. *yava*, *dschava*. 5) jedoch Persisch *mul*. d. Red.

den roheren und minder begabten Völkern ihre Cultur aufzwangen, wenn man will, d. h. die rohe physische Kraft musste überall, so auch hier der geistigen Macht gehorchen, was nun einmal die uralte Weltordnung ist, an der sich nichts ändern lässt (mens agitat molem).

Nachdem wir also gesehen haben, dass die Zigeuner schon vor den sanskritredenden Ariern in Indien wohnten, wollen wir weiter untersuchen, wie weit sie es in jener grauen Vorzeit in der Cultur gebracht hatten; einen Theil ihrer Cultur entnehmen wir schon aus dem so eben angeführten Verzeichnis der Culturpflanzen und Hausthiere, die sie schon vor der Einwanderung der Arier kannten. Zu diesen uralten Errungenschaften gehören aber noch folgende Dinge: Blasebalg *pischót*, Hammer *sivri*, Feile *verni*, Gold *somnakai*[1]), Wäsche (Leinenzeug) *yismata*, Geld *love*, Ofen (Backofen) *bov*, Beinkleider *dimi*, Schuh *triak*, Sattel *zen*, Teller *tscharó*, spinnen *kaháva*, Löffel *rógi*, Feuerstahl *abtschin*, Schwert *hanló*, Zelt *sahriz*, Zwirn *tav*, Rad *asán*, Wein *mol*.

Alle diese Ausdrücke setzen schon eine gewisse Culturstufe voraus, wo schon mehrere Gewerke in Thätigkeit sind, sie setzen eine Lebensweise voraus, welche nichts weniger als landstreicherisch und nomadisch ist. Noch mehr aber werden wir durch folgende Ausdrücke überrascht:

Kirche *karghiri*, Kreuz *truschul* (dieses Wort wird später noch einmal besprochen), Excommunication *kalipé*, Ostern *patranki*, Priester *raschái*, Taufpathe *kisvó*, Teufel *benk*.

Diese Wörter beweisen zunächst, dass die Zigeuner in irgend einer Epoche ihres Wanderlebens das Christenthum angenommen haben; da aber die Ausdrücke selbst weder der griechischen Sprache, noch dem Armenischen, Persischen oder Syrischen angehören, so möchte man daraus schliessen, dass sie schon in Indien eine Religion hatten, welcher sie bei ihrem Uebertritt zum Christenthum diese Ausdrücke entlehnten. Welcher Art diese Religion war, dürfte aber schwer zu ermitteln sein. Ich gebe hier das Resultat der Forschungen, welche Hr. Brown angestellt hat, und denen ich noch einiges aus meinen eigenen Erkundigungen hinzufüge.

Allgemein gelten die Zigeuner sowohl hier als in Europa als ein Volk welches gar keine Religion hat; äusserlich bekennen sie sich aber zu derjenigen Religion, welcher ihre nächsten Nachbaren angehören; in der Türkei gehören sie also äusserlich theils dem Islam, theils der griechischen Kirche an. Ob sie wirklich ohne alle Religion sind, lässt sich indessen schwer beweisen; vielmehr ergiebt sich aus einzelnen Anzeichen, dass sie bis auf den heutigen Tag eine Art Magier sind, welchen Cultus sie unter dieser Voraussetzung während ihres Aufenthaltes in Persien angenommen haben müssen. Die Beweise für diese Muthmassung sind indessen nur schwach und reducieren sich auf folgende Punkte. Es ist Thatsache, dass die Zigeuner des Morgens beim Sonnenaufgang ein Gebet verrichten, wobei sie ihr Angesicht nach der Sonne wenden. Es ist ferner Thatsache, dass sie ihre todten Leichname auf eine bisher noch nicht ermittelte Weise beseitigen; bis jetzt habe ich trotz der genauesten Nachfragen noch niemanden gefunden, der bei dem Leichenbegängnis eines Zigeuners Zeuge gewesen ist. Dies ist um so auffallender, da doch selbst in der Stadt Constantinopel ein ganzes Zigeunerquartier existiert. Auf unsere Frage, wie die Bewohner dieses Quartiers ihre Leichen beseitigten, da doch ohne Erlaubnis der Behörde keine Leiche bestattet werden darf, sagte man uns, dass die Angehörigen des Verstorbenen zugleich dem nächsten griechischen Priester und dem nächsten mohamedanischen Imam die Anzeige machen. Sobald nun einer derselben, z. B. der Imam kommt, erklären sie ihm unter vielen Entschuldigungen.

1) Vgl. jedoch S. *suvarṇa*, *svarṇa*. d. Red.

dass schon der griechische Papes die Leiche abgeholt hätte, und dass sie es daher herzlich bedauerten ihn umsonst bemüht zu haben; kommt der Papes, so erklären sie ihm dasselbe mutatis mutandis; inzwischen ist die Leiche schon längst beseitigt, niemand weiss wohin. Die Wander-Zigeuner sind natürlich weniger geniert. Endlich ist es auffallend, dass das Zigeunerwort für Feuer *yak* von einem Sanskritworte *yadsch* herkommt, welches „verehren" bedeutet.

Die Berührung mit den indischen Ariern hat auf die Zigeuner den grössten Einfluss gehabt, denn die Mehrzahl der Wörter ihrer Sprache lässt sich aus dem Sanskrit belegen. Sehen wir uns einige der wichtigsten an, um zu ermitteln, welche Stufe der Cultur die Zigeuner in jener Periode erreichten.

Mensch *manus* Sskrt. *manuschya.*
Blut *rath* S. *raktam.*
Eingeweide *buko* S. *bukka* (Herz).
Gehirn *goti* S. *goda.*
Busen *tschutschi* S. *tschutschi.*
Auge *yak* S. *akschi.*
Hand *vash* S. *hasta.*
Kopf *sheró* S. *çiras.*
Ferse *khur* S. *khura* (Pferdehuf).
Lippe *uschta* S. *oschtha.*
Mund *müi* S. *mukha.*
Nagel (am Finger) *nai* S. *nakha.*
Nase *nak* S. *nâsâ.*
Vater *dat* S. *tâta.*
Schwiegervater *schatro* S. *çvaçura.*
Schwiegermutter *schaschui* S. *çvaçrû.*
Heirat *biav* S. *vivâha.*
Schwiegersohn *jamutro* S. *yâmâtar.*
Knabe *tschavó*, Mädchen *tschai* } S. *çava*, ein Junges.
Bruder *pral*, *plal* S. *bhrâtar.*

Kohl *schah* Sskrt. *çâka* (Pflanze), Traube *drak* S. *drakschâ*, Hase *schoschoi* S. *çaça*, Schaf *bakró* (Hindost. *bullka*, Ziege), Wagen *vordón* S. *bhera* Schiff, Käse *kerál* S. *kschira* Milch, Kleider *pata* S. *pata*, Kohlen *angar* S. *angára*, Kamm *kangli* S. *kankata*, Zählen *ghenava* S. *gan*, Tag *dives* S. *diva*, Thür *darvudár* S. *dvára*, betrunken *mattó* S. *matta*, mahlen *pischáva* S. *pisch*, wohnen *bescháva* S. *viç*, Eisen *schastis* S. *çastra*, Monat *maték* S. *másika* (monatlich), Nacht *ral* S. *râtri*, Strick *scheló* S. *çulva*, Salz *lon* S. *lavana*, Nadel *sùv* S. *sûtschi*, nähen *tiváva* S. *siv*, Schiff *beró* S. *bhera*, Silber *rup* S. *rùpya*, Essig *schut* S. *çiti* sauer, Jahr *bersch* S. *varscha* Regen.

Die geringe Anzahl von Ausdrücken für Culturpflanzen und Hausthiere, welche die Zigeuner dem Sanskrit entlehnten, verglichen mit der Mehrzahl der übrigen Wörter, deutet an, dass sie in Indien in der damaligen Epoche sich vornehmlich mit städtischen Gewerken beschäftigten und also eine gewisse bürgerliche Stellung einnahmen, weit entfernt von den heutigen Parias; — eins der auffallendsten Wörter in dieser Beziehung ist *rai*, welches Edelmann bedeutet, und offenbar dem indischen *râdscha* entnommen ist.

Auch einige religiöse Ideen verdanken die Zigeuner ihrer Berührung mit den arischen Indiern z. B. taufen *boláva* S. *bul*, glauben *pakiava* S. *paksch* (?), Gott *devél*. Letzteres Wort (dessen Aehnlichkeit mit dem englischen *devil* nur zufällig ist) ist bestimmt dem Sanskritwort *deva* entnommen, denn gerade in dieser Beziehung stehen die indischen Arier den persischen Ariern feindlich gegenüber, so dass bei den letzteren *dev* nicht Gott sondern Teufel bedeutet; die Gottesidee haben also die Zigeuner aus Indien mitgebracht; ebenso beweisen die schon oben angeführten Wörter für „Heirat", „Monat", „Jahr" u. s. w., dass die religiösen Vorstellungen auch auf die bürgerlichen Familienverhältnisse Einfluss hatten. Soweit

also können wir die fortschreitende Culturentwicklung der Zigeuner in ihrer ursprünglichen Heimat verfolgen und es darf uns dabei nicht wundern, dass in einem solchen Stadium der Civilisation auch die Auswüchse derselben sich zu zeigen beginnen; in der That sind die Ausdrücke Lüge *kholaimpé*, stehlen *tschorava*, Dieb *tschor*, Hure *lubni* oder *nubli* ebenfalls aus dem Sanskrit abgeleitet.

Wir verlassen nun mit den Zigeunern Indien und betreten auf dem Landwege die nächsten Gränzländer, das heutige Afghanistan. Wann sie dort ankamen und was sie da machten, ist schwer zu ermitteln; indessen ist ihr Durchzug durch diese Länder nicht ohne Spuren geblieben; sie lernten hier die Katze kennen, die sie mit ihrem afghanischen Namen benennen: *pissmara* afghanisch *pschi*; ebenso lernten sie hier Messer, vermuthlich nach einer verbesserten Weise, kennen, *tschuri*, afghan. *tschale;* auch die Milch Zig. *sut*, *tschuti*, afghan. *schudi* und die Zahl hundert Zig. *schil*, afghan. *sel*, zeugen von ihrem dortigen Aufenthalt.

Nun aber begegnen wir einer geschichtlichen Notiz. Der sassanidische König Bahram V. (reg. 420—440) liess eine Colonie dieser Leute nach Persien kommen, um die durch Hungersnoth und Kriegselend niedergebeugten Perser zu erheitern, oder wahrscheinlicher, um die verödeten Provinzen wieder zu bevölkern. Ihre damalige Hauptbeschäftigung bestand in Gesang und Musik, und man nannte sie Lutié. Die Sprache der Zigeuner aber beweist, dass Ackerbau und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung waren, denn wir haben folgende Wörter, welche ganz genau den persischen Formen entsprechen.

Finger *angush* Pers. *angüscht.*
Hören *schunava* P. *schiniden.*
Apfel *papai*, *hapai* P. *sil.*
Gerste *dschov* P. *dschav.*
Knoblauch *sir* P. *sir.*
Weingarten *rez* P. *rez.*
Birne *ambrorl* P. *amrud.*
Wald *vésch* P. *bische.*
Esel *kher* P. *kher.*
Hund *tschukil* P. *sek.*
Ziegenbock *buzos*
Ziege *buzni* } P. *buz.*
Zickel *buznora*

Axt *toves* P. *tebes.*
Brücke *purh* Zend *peretu.*
Mühle *vasiav* P. *asjab.*
Ring *angustri* P. *engüschteri.*
Gürtel *kiustik* Pehlevi *kostâk.*

Auch das Meer lernten sie hier kennen, *derjav* Pers. *derja.*

Auffallend ist das Wort *armán* Fluch, vielleicht mit dem bösen Prinzip des Magismus, Ahriman, zu vergleichen.

Von Persien zogen sie vermuthlich nach Chujistan, ohne sich dort lange aufzuhalten; merkwürdiger Weise finden sich in ihrer Sprache ein Paar Wörter, welche sich nur aus der Sprache der Keilinschriften zweiter Gattung, d. h. aus der Sprache des alten Susiana erklären lassen, nämlich *tir*, *lil* Papier, Buch, zu vergleichen mit dem Worte *rilu* „schreiben" und *truschul* Kreuz, welches mit *trur* (Kreuz) zu vergleichen ist.

In Medien, dem heutigen Kurdistan, hielten sie sich vermuthlich etwas länger auf, denn aus der kurdischen Sprache sind einige Ausdrücke entlehnt, welche auf ihre dortigen Verhältnisse einiges Licht werfen.

Brunnen Z. *khanuk* kurd. *kani.*
Maus Z. *mischakos* kurd. *myschk.*
Bär Z. *ritschini* kurd. *hyrtsch.*

Noch mehr aber haben sie sich in Armenien aufgehalten.

Geist *oghi* arm. *hogi.*
blind *koró* arm. *goir.*
König *takkai* arm. *takvor.*
Kürbis *dudum* arm. *dudum.*
Pferd *grast* arm. *grast* (Lastthier).
Füllen *kuri* arm. *kura* (in den altarmenischen Keilinschriften).
Hagel *khulkhudi*, *kukudi* arm. *karkud.*
Leder *morti* arm. *mort.*
Hammer zum Schmieden *varé*, *birim* arm. *urn*, *vurn.*

Die aus Susiana, Medien und Armenien stammenden Ausdrücke sind im Ganzen genommen wenig prägnant und es scheint also, dass sie bereits damals angefangen hatten in der Cultur Rückschritte zu machen und sich ihren heutigen Beschäftigungen zuzuneigen.

Im Anfang des 9. Jahrhunderts tauchen in der Umgegend der Stadt Amorium in Phrygien die Athinganen auf; diese werden uns als eine Ketzer-Sekte geschildert, welche nur die Taufe annahmen, sonst aber die jüdischen Gebräuche befolgten mit Ausnahme der Beschneidung. Sie befassten sich hauptsächlich mit Wahrsagereien; sie waren *παλαμοσκόποι* (Wahrsager aus den Lineamenten der Hand), *λεκανομάντεις* (aus Schüsseln), *νεφοδιῶκται* (aus den Wolken), *οἰωνοσκόποι* (Augurn), *γυτευταί* (Zauberer), *ἐγγαστρίμυθοι* (Bauchredner). — Dieses Gemälde stimmt Zug um Zug mit den heutigen Zigeunern, welche in der Türkei bis auf den heutigen Tag Tschingané heissen, und doch will man seit Grellmann nicht zugeben, dass es Zigeuner waren, ohne jedoch irgend etwas dagegen einwenden zu können. Erwägen wir, dass die damaligen Geschichtschreiber den Kopf voll von theologischen Zänkereien hatten und für die eigentliche Weltgeschichte nur insoweit ein Verständnis besassen, als die orthodoxe Theologie dabei betheiligt war, so darf man sich nicht wundern, dass sie das Erscheinen der Zigeuner in Amorium so seltsam auffassten; waren doch diese geistesarmen Stümper über ihre eigene Herkunft der Ansicht, dass sie Römer seien und dass sie als christgläubige Römer mit den liederlichen heidnischen Hellenen nicht die entfernteste Gemeinschaft hätten. Man muss nachsichtig gegen jene Leute sein, wenn Le Beau in seiner Geschichte des Byzantinischen Reichs bei dieser Gelegenheit äussert, die Athinganen wären vermuthlich dieselbe Sekte, welche jetzt „böhmische Brüder" heissen. Was kann man von Kedrenos, Theophanes und ihren Ausschreibern verlangen, wenn ein Historiker des 18. Jahrhunderts die Bohémiens mit den böhmischen und mährischen Brüdern verwechselt?

Uebrigens ergibt sich aus der Sprachvergleichung, dass nächst den arischen Indiern die Griechen am stärksten auf den Culturzustand der Zigeuner einwirkten, wie dies auch nach den Gesetzen, welche die physische Welt mit der geistigen verbinden, sich von selbst versteht. Viele Wörter sind nicht aus der griechischen Sprache entnommen, aber es sind meistens sehr charakteristische; dahin gehören vornehmlich die Zahlen von sieben an, welche fast ganz identisch mit den neugriechischen Formen sind:

sieben Z. *eftá* Ngr. *eftá.*
acht Z. *ohtó* Ngr. *ochtó.*
neun Z. *iniya* Ngr. *enia.*
dreissig Z. *trianda* Ngr. *triauda.*
vierzig Z. *saranda* Ngr. *sarandu* u. s. w.

Es scheint also, dass die Leute auf ihrer Wanderung von dem Gebrauch höherer Zahlen ganz entwöhnt worden sind, was auf eine noch niederere Stufe der Cultur hindeutet, als welche sie jetzt einnehmen. Denselben Schluss ziehen wir aus folgenden Wörtern:

Strasse Z. *drom* Ngr. *drómos.*
Marktplatz Z. *fóros* Lat. *forum.*
Trauben Z. *porík* Ngr. *opóra ὀπώρα*
schreiben Z. *grafáva* Ngr. *gráfo.*

Ferner haben sie folgende technische Ausdrücke für ihr vornehmstes Handwerk dem Neugriechischen entnommen:

Amboss Z. *amuni* Ngr. *ἄμωνι.*
Schmied Z. *mastér* Ngr. *mastori μάστορι.*
Zange Z. *ksillabi* Ngr. *ξυλλαβή* (Mittelgriechisch).
Feuerlöscher Z. *vrehtúla* Ngr. *vrechtúla βρεχτοῦλα.*

Auf Cultus bezügliche Ausdrücke sind:

Sonntag Z. *kurkó* Gr. *κυριακή.*
Weihnachten Z. *khristoni* (von Christus).
Grab Z. *mnémóri* Gr. *μνημεῖον.*

Folgende Wörter sind wohl nur zufällig aufgenommen:

Knochen Z. *kókkalo* Ngr. *kókkalor.*
Nase Z. *rutuni* Ngr. *rothonion.*
Knie Z. *kotsch* Ngr. *kotzi.*
Kind Z. *tiknó* Ngr. *téknon.*

Auffallend aber sind einige Benennungen für Völkernamen. Ein Bulgar heisst in der Zigeunersprache Dás, also ein Dacier. Die Griechen selbst nennen sich bekanntlich Romaei, die Zigeuner aber nennen sich auch Rom; der Ursprung des letztern Ausdrucks ist nicht ganz klar; zwar weiss man, dass *rom* in der Zigeunersprache im Allgemeinen einen Mann, auch einen Ehemann bedeutet, so wie romai 1) eine Frau, 2) eine Zigeunerin bedeutet, aber die Ableitung dieser Wörter lässt sich nicht auf indische Wurzeln zurückführen; — jedenfalls aber erklärt sich daraus, warum sie die Griechen nicht mit einem ihrem eigenen Namen so ähnlich lautenden Ausdruck bezeichnen; sie nennen sie Balamó; eine Benennung, zu deren Erklärung mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Die Türken heissen bei den Zigeunern *Khorakhái,* eine ebenfalls ganz unerklärliche Benennung.

Von den Slaven (Bulgaren u. s. w.), mit denen die Zigeuner in Europa in Berührung kamen, haben sie eine Anzahl landwirthschaftlicher Benennungen entlehnt, z. B. Wurzel, Sense, Schössling (des Weinstocks), Bohne u. s. w., ferner die auf ihren Betrieb bezüglichen Wörter Korb, Flinte, Sieb u. s. w.

Aus der türkischen Sprache haben die Zigeuner so gut wie nichts entlehnt, was auf den ersten Blick auffallend erscheint, besonders wenn man erwägt, wie viele Entlehnungen andere den Türken unterworfene Nationalitäten gemacht haben, z. B. Griechen, Arnauten, Bulgaren. Die Sache erklärt sich aber sehr einfach dadurch, dass die Türken vor den Zigeunern einen viel gründlicheren Abscheu haben, als vor den Christen und Juden, indem

letztere doch eine geoffenbarte Religion bekennen, deren Urkunden (das alte und neue Testament) auch dem Islam als heilig gelten, während die Zigeuner allem Anschein nach gar keine Religion haben, höchstens eine solche deren Urkunden im Islam nicht anerkannt sind. Andererseits besitzt auch der Zigeuner so gut seinen Nationalstolz wie alle anderen Nationen, die er gründlich verachtet; mag man es nun Bettelstolz nennen, so ist es doch auch ein Stolz, der nicht ohne alle Berechtigung ist. Gleich den arabischen Beduinen, den türkischen Pürük und andern Nomaden vermeidet er jeden unbeweglichen Besitz und bewahrt sich dadurch seine individuelle Freiheit; ausserdem aber hat er sich bis jetzt von jeder geistigen Bevormundung durch hierarchische Einrichtungen völlig frei gehalten. Bei dem exclusiven Charakter des Islam ist es daher kein Wunder, dass die Berührungen zwischen ihnen und den Türken sich auf ein Minimum beschränken, wodurch sich hinlänglich erklärt, dass die türkische Oberherrschaft auf das Idiom der Zigeuner ohne allen Einfluss geblieben ist.

Fassen wir die Resultate dieser Untersuchung zusammen, so ergibt sich daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass die Zigeuner schon in den ältesten Zeiten gleich den übrigen indischen Autochthonen eine gewisse Stufe bürgerlicher und religiöser Cultur erreicht hatten; dass sie durch die Berührung mit den eingewanderten Ariern eine verhältnismässig noch höhere Stufe erstiegen; dass sie während ihres Aufenthalts im persischen Reiche ungefähr stationär blieben, indem sie neue Anregung nicht gewannen; dass sie dann in Armenien und Mesopotamien ein halbes, ein Scheinchristenthum annahmen, welches sie später gründlich wieder verloren; dass sie endlich in jenen erbarmungswürdigen Zustand gesunken sind, in welchem wir sie gegenwärtig finden, welcher Zustand jedoch uns weit bedauerlicher erscheint, als ihnen selbst, weil sie, wie schon gesagt, trotz ihrer kläglichen Lage doch einen gewissen Nationalstolz besitzen.

Mein Hauptzweck ist gewesen, zu sorgsamer Untersuchung über dieses merkwürdige Volk, über seine Sitten und Gebräuche, so wie seine Sprache neuerlich wieder anzuregen. Auf eine nach irgend einer Seite hin erschöpfende und erledigende Behandlung kam es mir nicht an und konnte es mir auch nicht ankommen, da ich in Constantinopel der nothwendigsten Hülfsmittel ermangle. Dass ich die europäischen Zigeuner gar nicht in Betracht gezogen habe, geschah absichtlich, weil ich eigne Untersuchungen über sie anzustellen ausser Stand war und demnach nur, was Pott in seinem trefflichen Buche gesagt hat, hätte reproducieren müssen, womit schwerlich Jemandem gedient gewesen sein würde.

Auf die Frage des Präsidenten, ob Jemand von den geehrten Anwesenden über den eben gehörten Vortrag das Wort zu ergreifen wünsche, erhebt sich Prof. Dr. Brockhaus aus Leipzig:

Ich wollte nur bemerken, dass es ausserordentlich schwer ist, bei einer solchen Masse von Einzelheiten, die mitgetheilt sind, ein richtiges Urtheil zu fassen. Ich muss offen eingestehen, dass ich mit den Grundansichten des Herrn Dr. Mordtmann nicht einverstanden bin. Es ist aber ein Gegenstand, der unmöglich hier verhandelt werden kann. Es kommt mir nicht bei, auf das Einzelne einzugehen und bemerke ich nur, dass der Redner die Zigeuner zu gross und alt und zu originellen Ursprungs geschildert hat.

Präsident:

Um so dankenswerther ist es, dass Herr Dr. Mordtmann seinen Vortrag in den Verhandlungen abdrucken lassen will. (Zuruf: Das wird auch nöthig sein!)

Es würde jetzt noch ein Vortrag zu halten sein, aber ich habe einige geschäftliche Mittheilungen zu machen, und ich muss gleich im Voraus bemerken, dass heute pünktlich 12 Uhr geschlossen werden muss. Es sollen nämlich dann vom Präsidium die Karten zur Festvorstellung vertheilt werden. Ich habe bereits die Präsidenten der verschiedenen Sectionen gebeten, dies in ihren Sectionen bekannt zu machen. Ich glaubte auch, der Besuch dieser Versammlung würde zahlreicher sein. Die Austheilung der Karten wird nach der Reihe der Präsenzliste erfolgen, indem die mir zu Gebote gestellten, wahrscheinlich nicht für sämmtliche Eingeschriebene ausreichen; es ist mir aber die Zusicherung geworden, dass noch welche nachgeschickt würden oder von mir in Dresden in Empfang genommen werden könnten.

Ausserdem wollte ich die Herren bitten, für den Nothfall, — ich glaube kaum, dass es nöthig sein wird — Ihre Mitgliedskarten bei sich zu führen, wenn etwa bei der Eisenbahn Schwierigkeiten gemacht werden sollten, obgleich mir geschrieben worden ist, ich solle nur die Zahl der Billete und welche Wagenclasse angeben. Dann habe ich der geehrten Versammlung drei heute eingegangene Antworten auf die Grüsse, welche gestern von der Versammlung an die fünf Herrn Böckh, Ritschl, Schömann, Iman. Bekker und Döderlein gerichtet worden sind, mitzutheilen. Ganz früh erhielt ich von Böckh die Worte: „Herzlichen Dank für das Hoch. Glückauf zum heutigen Feste.“ Etwas später kam von Ritschl eine Depesche folgenden Inhalts: „Ein dreimal dreifaches Hoch den in Meissen versammelten Philologen und Schulmännern von ihrem leider nur in Geist und Herzen anwesenden dankbaren Genossen“ und vor kurzer Zeit kam von Schömann die Depesche an: „An die Versammlung der Philologen. Den versammelten Studiengenossen sagt der Abwesende, dessen Sie so freundlich ehrend gedacht haben, von ganzem Herzen Dank.“ Ich bitte nun den Hrn. Prof. Gosche sich darüber auszusprechen, ob er glaubt, seinen Vortrag bis 12 Uhr beendigt zu haben.

Prof. Dr. Gosche aus Halle:

Ich erlaube mir, den Antrag bei dem Vorstand zu stellen, auf eine bessere Zeit diesen Vortrag zu verlegen. Bei einer solchen Menge von Einzelheiten und principiellen Erörterungen würden fünfzehn Minuten nicht hinreichen.

Präsident:

Ich wollte mir für den Fall den Vorschlag erlauben, doch noch eine allgemeine Sitzung anzusetzen, da sich die versuchsweise getroffene Einrichtung nicht zu bewähren scheint. Auf der morgenden Tagesordnung würden dann stehen der Vortrag des Hr. Dr. Steinthal, und daran würde sich der Vortrag des Herrn Prof. Gosche schliessen. Ich glaube auch, meine Herren, dass, da wir Punkt 2 Uhr auf dem Bahnhofe sein müssen, weil es doch eine halbe Stunde dauert, ehe die ganze Gesellschaft in die Wagen kommt, Punkt halb 3 Uhr aber abgefahren wird, weil 10 Minuten später ein anderer Zug abgeht, es wünschenswerth ist, dass heute zeitig gegessen wird, und die Austheilung wird voraussichtlich, da so wenig anwesend sind, uns sehr lange Zeit beschäftigen. Das Theater beginnt um ½ 7 Uhr.

Schluss der Sitzung 10 Minuten vor 12 Uhr.

Sitzung am 1. October Vormittags 8 Uhr.

Präsident Dr. Franke eröffnet die Sitzung mit folgender Mittheilung:

Ehe wir zur Tagesordnung vorschreiten, habe ich den Herren noch eine Depesche mitzutheilen, die noch während unsrer Abwesenheit in Dresden gestern eingegangen ist. Sodann theile ich mit, dass heute Nachmittag 3 Uhr der Dom geöffnet sein und durch Gesang und Orgelspiel die herliche Akustik des Bau's zu Gehör gebracht werden wird. Von da aus werden wir dann den gemeinschaftlichen Spaziergang antreten.

Die dritte Präsenzliste wird im Laufe der Sitzung erscheinen und vertheilt werden.

Von den beiden letzten Programmen unserer Landesschule sind Exemplare für diejenigen Herren, welche sich dafür interessieren, auf den Secretariatstisch niedergelegt worden.

Wir gehen nun zur Tagesordnung über. Wenn Hr. Dr. Steinthal seinen Vortrag gehalten haben wird, wird Hr. Prof. Gosche die Güte haben, uns den seinigen über phrygische Inschriften zu geben. Derselbe ist so freundlich gewesen, eine Anzahl Lithographien hier auszulegen, die nachher abgeholt werden können.

Dr. H. Steinthal aus Berlin hielt darauf folgenden Vortrag über die Beziehung der Philosophie zur Philologie:[1])

M. H.! Sie sind in diesen Versammlungen daran gewöhnt, die bewährtesten Forscher ihrer vieljährigen Bemühungen reichste Ergebnisse in entsprechender Form vortragen zu hören. Dagegen wage ich Ihre Aufmerksamkeit in dieser Stunde in Anspruch zu nehmen, nicht sowohl für etwas fertiges, vollbrachtes, als vielmehr für eine Aussicht, die ich Ihnen zu eröffnen hoffe, auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leistungen. Ich will von den Beziehungen reden der Philologie zur Psychologie. Um nun Ihnen meine Ansicht von vornherein ganz kurz auszudrücken, will ich den Satz aufstellen: „Die Psychologie ist für die Philologie Principienlehre!“ Ich will dies theoretisch nicht weiter erörtern; die Philologie schafft ihre eignen Principien grösstentheils, und die Bearbeitung dieser Principien ist eine psychologische Aufgabe. Insofern hat die Philologie von der Psychologie Aufklärungen zu erwarten, und Licht ist allemal befruchtend. Insofern also ergibt sich die Rückwirkung der Psychologie auf die Philologie. Zum Theil aber wird die Philologie von der Psychologie auch die Principien, welche die Philologie braucht, erst fordern. Alles dieses nun will ich heute, wie gesagt, nicht theoretisch erörtern, sondern ich will versuchen, Ihnen durch Betrachtung von Thatsachen diese Ansicht zn erläutern und damit doch auch in gewisser Beziehung zu begründen.

Nicht so ist die Psychologie Principienlehre für die Philologie, wie auch Metaphysik und Logik so genannt werden können: insofern Metaphysik und Logik die allgemeinen Kategorien des Sein's, der Wahrheit, und die allgemeinen Denkformen dem Philologen überliefern; sondern die Psychologie nenne ich im speciellen Sinne Principienlehre, weil sie die *οἰκεῖαι ἀρχαί*, die eigenthümlichen Principien der Philologie, zur Wahrheit macht. Ich will nun auch bei meinen Betrachtungen nicht so verfahren, dass ich die einzelnen Disciplinen der Philologie durchgehe,

---

1) Da Hr. Dr. Steinthal seinen Vortrag bereits für die von ihm und Lazarus herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie zugesagt hatte, so geben wir denselben hier nach den stenographischen Niederschriften.

sondern ich werde einen andern Weg einschlagen. Ich werde nur die letzten Ziele der Philologie im Auge haben, ich werde nur die beiden formalen Momente hervorheben, welche das gesammte philologische Streben durchdringen und also alle Disciplinen in gleicher Weise berühren.

Nämlich wie nach der einen Seite hin wohl allgemein als Aufgabe des Philologen gilt, die Fülle der Thatsachen des geistigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiste abzuleiten, so soll jede Sprache, jede Religionsform und Mythenmasse, jede Verfassung des praktischen Lebens, kurz jede theoretische oder praktische Idee eines Volkes aus dessen Geiste abgeleitet werden. Nach der andern Seite hin sollen diese Ideen, diese Offenbarungsformen des Volksgeistes und der Gesammtgeist des Volks selbst in ihrer geschichtlichen Entwickelung nach den allgemeinen Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes erkannt, begriffen werden. Nun bitte ich Sie wohl zu beachten: man sagt aus dem Geiste sollen die einzelnen Offenbarungsformen erklärt werden, nicht aus der Seele. Man spricht von Entwickelungsgesetzen des Geistes, aber nicht der Seele, und das geschieht nicht zufällig, nicht ohne Grund, sondern es ist ein ganz richtiges Sprachgefühl. Denn wenn wir sehen, was eine Erklärung aus dem Geiste bedeuten kann, und das vergleichen mit dem, was die Philologen bisher geleistet, erstrebt haben, so werden wir wirklich sagen: die Philologen bemühten sich um eine Erklärung aus dem Geiste. Ganz etwas anderes würde eine Erklärung aus der Seele sein.

Also nun zuerst die Frage: was versteht man unter „Geist“? und dann unter „Volksgeist“? Davon sehe ich hier ab, dass Geist zunächst nur ein Sammelbegriff ist, dass er die Summe von Thatsachen und Verhältnissen bezeichnet, die wir eben geistige nennen. Davon abgesehen, versteht man in tieferer Weise unter Volksgeist gewisse charakteristische Züge, eigenthümliche Qualitäten an den geistigen Lebensverhältnissen und Erzeugnissen eines Volkes. Wenn Sie an einzelne Fälle denken wollen, wo Erscheinungen oder Richtungen des griechischen Geistes, wo etwa ein Dichter oder die Religion der Griechen aus dem hellenischen Geiste abgeleitet wurden, that man denn da etwas anderes, als dass man in den betreffenden Erscheinungen oder in der betreffenden Richtung einen Charakterzug, einen Typus, eine herschende Form oder Idee nachwies, welche in gleichartiger oder analoger Weise auch in andern Hauptrichtungen des hellenischen Geistes sich wiederfindet? Also kurz, eine Erscheinung aus dem Volksgeiste ableiten heisst nichts anderes, als in ihr denselben Charakter nachweisen, den man zugleich als den Charakter des gesammten Volksgeistes, als die den Volksgeist beherschende Idee erkannt hat. Wenn Jemand z. B. das Schöne, das Ideale im Gegensatz zum Praktischen und Nützlichen, wenn er das Individualisieren im Gegensatz zum Generalisieren oder Universalisieren, oder wenn er irgend welche Unmittelbarkeit im Gegensatz zur Vermittelung als bezeichnenden Grundzug des griechischen Geistes erkennt, so wird er bemüht sein, diesen Charakter in den verschiedenen Thätigkeitsweisen des Geistes, in der Religion, in der Staatsverfassung, in der Wissenschaft, u. s. w. wieder zu finden, und hat er ihn gefunden, so meint er dieselben aus dem Geiste des hellenischen Volks abgeleitet zu haben. Die sämmtlichen einzelnen Erscheinungen eines Volkes aus dem Geiste ableiten, heisst also, sie dadurch zu einer Einheit zusammenfassen, dass man in ihnen allen die gleiche Form nachweist. In diesem Sinne z. B. spricht Wilhelm von Humboldt von der Form der Sprache und von der Ableitung der Sprache aus dem Gesammtgeiste des Volkes.

Bleiben wir einen Augenblick hierbei stehen, so bedarf es kaum vieler Worte, um darauf hinzuweisen, dass ein solches Verfahren nicht eigentlich eine Ableitung und eine Er-

klärung heissen kann, sondern nur eine Charakteristik. In dieser Beziehung ist der Philolog gewissermassen ein Maler des Volksgeistes, und sehen wir zu, wie er dabei verfährt, welcher Mittel, Kategorien er sich bei Anfertigung dieses Bildes bedient, so haben wir beispielsweise schon als Kategorien erwähnt: die Unmittelbarkeit und Vermittelung, Individualisation und Universalisation. Aehnliche Kategorien sind Aneignungsfähigkeit und -lust und Abgeschlossenheit gegen Fremdes, Leidenschaftlichkeit und Gemessenheit, Anmuth und Würde, Subjectivität und Objectivität, Phantasie und Verstand, Aeusserlichkeit und Innerlichkeit, u. s. w. Das sind Kategorien, mit denen Volksgeister, mit denen bestimmte Thätigkeiten eines Volkes charakterisiert werden.

Nach der andern Seite hin scheint nun aber allerdings die Philologie zu historischen Erklärungen zu gelangen, zu geschichtlichen Entwickelungen. Hier wird der Volksgeist nicht in seinem ruhenden Sein betrachtet, und es handelt sich also auch gar nicht mehr um eine Gleichheit oder Verwandtschaft des Charakters oder der Form der Erscheinungen und geistigen Richtungen, sondern hier soll der Geist in seiner geschichtlichen Veränderung vorgeführt werden. Der Philolog zeichnet nicht blos ein ruhendes Bild, sondern eine Reihe von Bildern, deren eins aus dem andern entsteht, oder wenn Sie wollen, ein sich veränderndes Bild. Er kann und, wenn man will, muss sogar noch Tieferes erstreben, nämlich, wie man es nennt, 'die Erkenntnis der organischen Entwickelung eines Volksgeistes aus dessen Keimen bis zum Untergange'. Soll dies nun erreicht werden, soll wirklich ein Wachsen und Verfallen und Absterben nachgewiesen werden, so müssen natürlich eben Gesetze der geistigen Entwickelung angewendet, es muss ein Causalverhältnis aufgedeckt werden.

Mit diesen beiden Punkten, meine ich, ist die Thätigkeit des Philologen vollständig umschrieben, und nun meine ich, wenn die Psychologie hinzutritt, so wird diese Thätigkeit an Klarheit und dadurch auch an Sicherheit gewinnen und sich vertiefen. Denn erst diese charakterisierenden Kategorien, wie: Aeusserlichkeit und Innerlichkeit, Individualisieren und Universalisieren, Subjectivität und Objectivität, das sind ja ganz klar psychologische Kategorien, deren Werth, deren Inhalt in der Psychologie bestimmt wird. Und wenn dies also das Rüstzeug des Philologen für diese Seite seiner Thätigkeit ausmacht, so muss er hier von der Psychologie Aufklärung erwarten. Aber auch die Entwickelungsgesetze des Geistes, wie man sie nennt, dieses Mittel um die historische Entwickelung des Volksgeistes zu erkennen, auch sie bedürfen noch einer gründlicheren Bearbeitung durch die Psychologie. Nämlich so, wie sie ausgesprochen werden, abgesehen davon, dass sie noch nicht vollständig und präcis auch nur erkannt und definiert sind, — aber zugestanden, sie wären es, so würden sie immer nur eine gleichmässige oder analoge Wiederkehr zweier Ereignisse, den wiederkehrenden Verlauf und Verband zweier Begebenheiten bezeichnen. Dass aber dieser Verlauf und Verband in Wirklichkeiten beruht, das sprechen diese Gesetze gar nicht aus; denn sie sind wesentlich nur Zusammenfassungen sehr vieler, in einander verschlungener Vorgänge in der Seele zu einem scheinbar einfachen Verhältnis. Das, was man Entwickelungsgesetze des Geistes nennt, verhält sich zu den wirklichen psychologischen Gesetzen etwa so, wie das Organ einer Sinnenthätigkeit zu den einzelnen constituierenden Theilen dieses Organs. Wenn Jemand sagt: zum Sehen gehört ein Auge — oder: aus dem Auge ergibt sich das Sehen, so wird etwa so etwas ausgesprochen, wie bei der Aufstellung der Entwickelungsgesetze des Geistes geschieht. Wir würden aber, wenn wir eine Einsicht in den Sehprozess wünschen, gewiss nun verlangen, dass man dieses

Organ, das Auge anatomiert, und die Mitwirkung der einzelnen Theile zu diesem Gesammteffect und zur Bildung des ganzen Organs uns aufdeckt.

Ich würde nun den Unterschied der Betrachtung so bezeichnen, dass die charakterisierende Thätigkeit des Philologen eine, so zu sagen, ästhetische Construction des Volksgeistes ergibt, und ebenso würde durch die Anwendung der Entwickelungsgesetze eine Construction der Geschichte nach ihrem Verlaufe gegeben werden. Und wenn ich nun hinzufüge, sowohl diese charakterisierenden Merkmale, als auch diese Entwickelungsgesetze, sie seien erst aus der Seele abzuleiten, so verstehe ich unter Seele hier zunächst weiter gar nichts, als die Gesammtheit der Gesetze, nach welchen innere Vorgänge gelenkt werden, von denen die innerlichen seelischen Ereignisse beherscht werden: weswegen ich auch die Frage über Materialismus und das Gegentheil davon, überhaupt über den Dualismus von Materie und Seele unberührt lassen kann; denn wenn sich die Psychologie nur diese Aufgabe stellt, die Gesetze darzulegen, nach denen die innern Ereignisse vor sich gehen, so ist es ganz gleichgiltig, ob man meint: das sind Gesetze für Gehirnfunctionen, oder Gesetze für die Thätigkeit einer immateriellen Substanz.

Was ich nun erwarte von der Einwirkung solcher Betrachtungen auf die Philologie, das ist gerade dies, dass der historische Sinn gestärkt und gereinigt werde. Nämlich es liegt in dem Wesen der Seele selbst, den geschichtlichen Geist zu erzeugen, Geschichte zu machen, geschichtliche Schicksale zu erfahren. Indem also die Psychologie nur ihr eigenes Geschäft vollzieht, durchmisst sie den Boden der Geschichte und erforscht sie die Lebensbedingungen der Geschichte. Damit dies aber nicht eine vage, ideale Behauptung bleibe, was ich von der Reinigung und Kräftigung des historischen Sinnes gesagt habe, will ich dies an einigen Thatsachen erläutern.

Der Irrthum, den ich bekämpfen muss, und der meiner Ansicht nach eben durch diese psychologische Begründung der Philologie beseitigt werden wird: ein Irrthum, der in Deutschland weit verbreitet ist und von dem ich auch Wilhelm von Humboldt nicht freispreche, scheint mir der zu sein, dass man die bloss ästethische, nach Ideen charakterisierende Construction entweder geradezu für eine genetische Erklärung nahm, oder dass man diese ideale Construction für so wesentlich hielt, dass man daneben kaum noch ein Bedürfnis nach genetischer Erklärung fühlte. Dieser Fehler herscht nicht blos in der Hegelschen Philosophie, wo allerdings im höchsten Grade und mit vollster Bestimmtheit dies ausgesprochen wird, sondern der Historiker nahm in gleicher Weise daran Theil. Zum Beispiel will ich erinnern an die Geschichte der Litteratur. Sie mögen mir zutrauen, dass ich die Verdienste der neueren Werke um die Geschichte der griechischen Litteratur, die Verdienste eines Bernhardy mit ganzem Herzen anerkenne; das soll mich aber nicht abhalten, das Folgende zu bemerken. Die Anordnung ist gewöhnlich so, dass man der Reihe nach zuerst das Epos bespricht, dann die Lyrik, dann das Drama und darnach die Prosa in ihren Arten. Man verfolgt diese litterarischen Gattungen durch die Jahrhunderte der griechischen Geschichte. Man beginnt mit Homer und verfolgt das Epos bis in das Mittelalter hinein, darauf kehrt man zurück zu Kallinos und Terpandros, um auch die Lyrik in gleicher Weise von ihren Anfängen bis in die späteste Zeit zu behandeln. Ich sage nicht, dass das ein Uebelstand ist, sondern meine nur: es liegt ein falsches Princip zu Grunde, nämlich dieser Irrthum, dass die litterarischen Gattungen die Ideen sind, dass man diese Ideen der Epik, Lyrik, Dramatik so ansah, als wohnte ihnen eine Kraft inne sich zu verwirklichen, die Ideen gäben sich in der Geschichte die Wirklichkeit, man

sah sie an, ich möchte sagen, als substanzielle Wesen. Das ist nun aber zu gleicher Zeit ungeschichtlich, weil unpsychologisch. Unter Materie versteht der Naturforscher nur die Substanz, in der die Naturdinge existieren, und die Gesetze, nach denen sie existieren; und unter Seele verstehen wir, ich wenigstens, die Substanz, in der die geistigen Erzeugnisse ihr ideales Dasein haben, und die Gesetze, nach denen sie ihr Dasein gewinnen, erhalten und verlieren. Wenn man von einer Entwickelung der Ideen spricht, indem man dabei von der Seele absieht, d. h. von den persönlichen Subjecten welche diese Ideen erzeugen, entwickeln, tragen, so ist das gerade so, als wollte man von der Entstehung und Entwickelung der Naturdinge reden mit Absehung von der Materie. Das thut der Hegelianismus allerdings, er construiert die Wesen so, ganz abgesehen von ihrem materiellen Dasein, rein als begriffliche Wesen, als Begriffe, wobei er eben die Begriffe hypostasiert. Der Historiker ist hier ganz ebenso verfahren, nur nicht mit gleicher Consequenz und mit gleich bestimmtem Bewusstsein. Er hat allerdings nicht unterlassen, seiner Entwickelung der litterarischen Ideen Biographieen der Dichter und allerlei historische Thatsachen anzufügen, und noch mehr, der Litterarhistoriker fügt zu dieser Betrachtung der einzelnen Gattungen der Litteratur noch eine andere hinzu, die gewöhnlich vorausgeschickt wird, theils als Einleitung oder als erster Theil. Hier werden die Epochen der Litteratur aufgestellt, und die litterarischen Erscheinungen werden chronologisch geordnet. Hierdurch glaubt man die Unbequemlichkeiten, welche durch die Anordnung nach litterarischen Gattungen sich ergeben, zu beseitigen: wenn man nämlich hier die entgegengesetzte Anordnung nach der Zeitfolge ebenfalls in kurzer Uebersicht gegeben hat. Hierdurch werden mancherlei Uebelstände allerdings gehoben, aber dem wahren historischen Princip wird dadurch nicht genügt. Auch bei dieser chronologischen Darstellung selbst liegt das rechte historische Princip nicht zu Grunde, denn es handelt sich auch hier um Charakteristik, um Construction nach Ideen. Nämlich wenn in dem einen Theil, von dem ich vorhin sprach, die litterarischen Gattungen oder litterarischen Ideen aus dem Volksgeist abgeleitet, d. h. charakterisiert wurden, so werden hier in dem vorangeschickten Theile der Litteraturgeschichte die Zeitepochen charakterisiert. Es wird auch hier nur eine ideale Construction gegeben, und nicht einmal ein Nachweis von Causalität und von Genesis, welcher Nachweis doch allein das Wesen der Geschichte begründet. Welche wirklichen Uebelstände sich hieraus ergeben, nicht blos Uebelstände der Uebersichtlichkeit, sondern im Inhalte selbst, das könnte ich an jeder Thatsache nachweisen. Die schlagendste wäre diejenige, wie mir scheint, wenn Sie an das alexandrinische Epos denken. Dieses alexandrinische Epos wird unter der Betrachtung der Entwickelung der Epik gegeben. Es ist aber thatsächlich gar nicht richtig, dass das alexandrinische Epos in wirklich gerader Linie von Homer abstammt und in wirklichem Zusammenhange mit Homer stehe, sondern diese spätere Epik steht im Zusammenhange mit den gleichzeitigen grammatischen Bestrebungen, und man kann also das alexandrinische Epos nicht richtig auffassen und verstehen, wenn man es innerhalb der Epik betrachtet und nicht innerhalb der alexandrinischen Zeit. Dasselbe gilt von jeder andern Erscheinung, gilt z. B. auch von Euripides, den man nicht sowohl versteht, wenn man ihn als Entwickelung des Sophokles betrachtet, als vielmehr, wenn man ihn in Zusammenhang bringt mit den gleichzeitigen Bestrebungen in allen Richtungen und Strömungen des griechischen Geistes. Wenn man nun auch bei dieser Geschichte der litterarischen Gattungen, überhaupt in der Litteraturgeschichte auf die Entwickelungsgesetze kommt, so beruhen nun doch diese Entwickelungsgesetze der Geschichte des Geistes nicht auf einem klar und bestimmt gefassten historischen

Princip; denn auch sie beruhen in der Weise, wie sie formuliert werden, auf der Voraussetzung, als wären die Ideen Organismen, die ein selbstständiges Leben auch ausserhalb der Seele führen, während der Historiker die Sache nur so betrachten kann, dass er immer die subjectiven Persönlichkeiten als Schöpfer und Träger der Ideen festhält. Nun schliesslich noch eine Thatsache. Nämlich ich erinnere Sie an ein Lieblingsthema für Philologen und Laien, an den Charakter der griechischen Stämme. Ich will auch hier zeigen, wie durch die Psychologie erst der rechte historische Sinn in diese Betrachtung geführt wird, während bis jetzt immer nur Constructionen nach den Ideen gegeben werden. Man hat, wenn ich nicht irre, diese Stammcharaktere, die zum Theil vortrefflich gezeichnet sind, immer nur als blosse gegebene Naturbestimmtheiten angesehen, als etwas was nun eben vorhanden war, als etwas was die Bedingungen zu geistigen Erzeugungen jedes Stammes schon vollständig in sich trug. In so hohem Grade sah man in diesem gegebenen Charakter schon den Keim zu allem, was der Stamm geleistet, dass man die Leistungen des Stammes als charakteristisch für diesen Stamm selbst genommen hat. Also es gehörte eben zum Charakter der Ionier, dass sie das Epos entwickelt haben, d. h. die Epik überhaupt, diese Idee der Epik an sich, die gehört mit zu dem Charakter der Ionier, nicht etwa blos die ionische Eigenthümlichkeit, der ionische Typus des Epos. Und ebenso wurde die Lyrik der Aeolier oder Dorier als charakteristisch für diese Stämme hingestellt. Hierbei scheint mir wenigstens das geschichtliche Element nicht vollständig und nicht tief genug beachtet worden zu sein. Dass überhaupt bei der Bildung der Stammcharaktere der Hellenen Naturbestimmtheiten und geschichtliche Verhältnisse ineinander gewirkt haben, das wird wohl nicht zu leugnen sein, und ich will es auch jetzt nicht gar so sehr hervorheben, dass man zu wenig darauf geachtet hat, wie die Charaktere der hellenischen Stämme sich erst gebildet, entwickelt haben. Aber das will ich hervorheben, diese Thatsache die unleugbar ist, dass die Productivität der Stämme gar nicht in eine und dieselbe Zeit fällt, sondern dass ein Stamm den andern ablöst mit seiner Productivität. Gerade hier scheint mir eine Aufgabe vorzuliegen, in welcher das Zusammenwirken von Psychologie und geschichtlicher Betrachtung am klarsten gemacht werden könnte, und darum will ich mir hierüber noch einige wenige Worte erlauben.

Also nach einander tritt die Productivität der Stämme hervor, und erst mit der Productivität auch wirklich der Stammcharakter. Der ionische Charakter gelangt am frühesten zur Reife, wenig später der dorische in politischer Beziehung, dann entwickelt sich litterarisch der äolische Stamm und unlitterarisch auch der dorische, endlich folgte der attische Stamm, langsamer und später sich entfaltend als die andern. Nun ist es sehr einladend so zu sagen: der ionische Charakter ist der relativ äusserliche, der äolische ist der subjective, der dorische ist der innerliche und der attische ist der objective Charakter, und die Reihenfolge dieser Charaktere scheint nun auch ein Entwickelungsgesetz auszusprechen. Nämlich die ionische Aeusserlichkeit entwickelt sich zeitiger, zuerst, weil eben zuerst die Aeusserlichkeit auftreten muss, dann erst folgt die äolische Subjectivität, die sich nun zur dorischen Innerlichkeit sammeln kann und endlich in der attischen Objectivität ihren Abschluss findet. Nun will ich davon absehen, dass ein solches Entwickelungsgesetz, wenn es wirklich Geltung haben soll, doch vor allem näherer, schärferer Bestimmungen bedürfte, Bestimmungen, d. h. Beschränkungen, vielmehr aber will ich folgendes hervorheben. Man muss, wie ich schon bemerkte, nicht meinen, Aeusserlichkeit und Epik, Subjectivität und Lyrik u. s. w. seien ideale Mächte, begrifflich objective Potenzen, die sich in den Ioniern, in den Aeoliern u. s. w. wirklich geben;

man muss auch nicht sagen, der Ionismus habe sich darum zuerst entwickelt, weil in seiner Grundbestimmtheit die Aeusserlichkeit gelegen habe; der Aeolismus sei darum gefolgt, weil der Subjecticismus sein Grundwesen war und dieser in seiner Entwickelung erst später auftreten kann; denn eine solche Behauptung scheint mir sogar unbegründet, da durch nichts bewiesen ist, dass der ionische Geist ursprünglich von Natur weniger subjectiv, weniger innerlich, weniger objectiv ist, als irgend einer der andern Stammcharaktere. Man muss vielmehr, wie mir scheint, sich so ausdrücken: Jeder hellenische Stamm entwickelt das ganze Hellenenthum in derjenigen Form, welche durch die Bedingungen, unter denen er seine Blüthe erreichte, nothwendig geworden war. Um dies kurz anzudeuten: ganz anders waren ja die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung, in Folge dessen ganz anders die politischen Verhältnisse, die Gestaltung des Staatslebens, und wiederum in Folge davon und von geographischen, tellurischen und klimatischen Verhältnissen gestaltete sich das Leben und der Verkehr im Innern und Aeussern ganz anders bei den Ioniern und Aeoliern, anders bei den Doriern und Attikern. Und aus solcher Verschiedenheit der Bedingungen ergibt sich eine Verschiedenheit nach der Entwickelung in der Zeit, und aus der verschiedenen Entwickelung in der Zeit, aus der verschiedenen Zeitepoche und zeitlichen Reihenfolge auch wiederum eine Verschiedenheit dem Wesen nach. Hierbei scheint mir das speculative Bedürfnis nach Einheit ebensowohl befriedigt, als das reinhistorische, causale, genetische Verhältnis; denn hier habe ich eine einheitliche Idee des Hellenenthums mit der Strenge, wie sie irgendwie nur gefordert werden kann. Diese Idee findet ihre Abschattung und ihre Entwickelung in den verschiedenen Stammcharakteren. Andrerseits werden nun auch die Bedingungen, die in der Wirklichkeit liegenden Bedingungen durch die Entwickelung dieser Idee streng und allseitig hervorgehoben, und diese Bedingungen liegen, abgesehen von den Naturverhältnissen, in der Subjectivität des hellenischen Volkes, und in den Persönlichkeiten und in den Verhältnissen, unter denen diese subjectiven Persönlichkeiten lebten und sich entwickelten. Nach beiden Seiten hin, sowohl nach der speculativen Seite, welche die einheitliche Idee hervorhebt, wie nach der andern Seite hin, welche die Verhältnisse der Wirklichkeit betrachtet, unter denen diese Idee gebildet und entwickelt wird, nach beiden Seiten hin liefert die Psychologie erst volle Klarheit. Denn wenn ich eine solche Einheit der Idee des Hellenenthums annehme, so meine ich auch wirklich, dass sie nicht blos eine subjectivistische Idee, eine Hülfsannahme und ein blosser Gedanke des Historikers, eine Hypothese von lediglich constructivem Werth, sondern ich meine in der That, dass dieses einige Hellenenthum ein Factum ist. Diese Idee ist eine geistige Thatsache, die erstlich verwirklicht ist in bestimmten Institutionen, Ereignissen, Thatsachen, die aber auch zweitens verwirklicht ist in den lebendigen hellenischen Subjecten, also ein psychologisches Ereignis, ein Ereignis in ihren Seelen. Sie ist also wirklich von constructiver Bedeutung, sie ist nicht blos speculativ berechtigt, sondern auch historisch nothwendig, und weil sie nun eben eine Wirklichkeit war, eine Wirklichkeit in der Seele, im Bewustsein des griechischen Volkes, darum ist sie psychologischen Gesetzen unterworfen, und ist das Object einer psychologischen Betrachtung und einer psychologischen Forschung.

Nun zum Schluss noch folgendes. Eine Psychologie, welche sich eine solche Aufgabe stellt, eine Psychologie, welche die Geschichte erklären will, die mag Völkerpsychologie heissen, weil die Völker den realen Boden der Geschichte liefern, weil sie die realen Factoren der Geschichte sind. Weil nun aber, bestimmter ausgedrückt, die Aufgabe der Völkerpsychologie die ist, jede Gemeinsamkeit von Subjecten, jede Gemeinsamkeit geistigen Lebens zu erforschen, da sie also Aufgaben findet, wo Seelen-Subjecte miteinander und ineinander wirken, wo sie

sich verbinden, nun, so gehört in die Völkerpsychologie auch die Betrachtung jedes gemeinsamen geschichtlichen Lebens; und hiernach müste ich sagen: ich weiss die Philologie von der Völkerpsychologie, wenn ich beide nach ihrer Idee, nach dem Ideal betrachte, nur relativ zu unterscheiden, d. h. nur nach besondern Gesichtspunkten. Nämlich die Philologie ist der analytische Theil der Geschichte, die Völkerpsychologie der synthetische Theil der Geschichte, und statt Geschichte könnte ich auch sagen: Philologie; denn Geschichte oder Philologie ist eben die Wissenschaft vom Geiste, und weil der Geist in der Seele lebt, so muss Alles, was Geist heisst, auch psychologischen Gesetzen folgen. Also in der Idee, welche diese Relativität unbeachtet lässt, ist die Philologie die Völkerpsychologie und umgekehrt. Wir freilich, die endlichen Individuen ziehen uns jeder seine Schranken nach seiner Individualität. Diese jährlichen Zusammenkünfte aber beweisen unser aller Wunsch, dass diese Schranken der Individualität die Gemeinsamkeit und Einheit der Geister nicht stören, sondern im Gegentheil stärker machen. Und dass dies stets so sein möge, mit diesem Wunsche schliesse ich.

Prof. Dr. Haase aus Breslau:

Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, die Debatte über diesen Gegenstand zu verschieben, bis wir den nachfolgenden Vortrag gehört haben, der wohl nicht füglich länger verschoben werden kann.

Präsident:

Ist die Versammlung damit einverstanden, so bitte ich Herrn Prof. Gosche seinen Vortrag zu beginnen.

Da Niemand sich gegen den Vorschlag erhebt, so besteigt Prof. Dr. Gosche aus Halle die Rednerbühne und hält folgenden Vortrag über phrygische Inschriften:

Ueber die phrygischen Inschriften.*)

Meine Herren!

Es ist ein Stück grenzläuferischer Wissenschaft, für welches ich die Aufmerksamkeit der Hörer in Anspruch nehme, und die Untersuchung wird sicher unter den Gefahren leiden, welche aus der Betrachtung der Berührungen grundverschiedener Culturgebiete wie hier des griechischen und des vorderasiatischen, fast nothwendig entspringen müssen. Einen Verdacht indess, welchem der Orientalist gegenüber einem der classischen Alterthumskunde zufallenden Thema leicht ausgesetzt ist, muss ich vorweg abweisen: dass hier eine unberechtigte Razzia in ein wohlgeordnetes Gebiet beabsichtigt werde, eine Reclamation kraft deren hellenisches Besitzthum ohne weiteres als dem Orientalismus zugehörig erwiesen werden solle — ein Verfahren, welches in den meisten Fällen mit der bekannten Identificierung der ägyptischen Neit und der griechischen Athene übereinstimmt: vorn und hinten etwas abzuschneiden und den Rest noch umzukehren. Die orientalische Philologie hat von ihrer älteren Schwester, der classischen, nachgerade Methode gelernt und in dem vorliegenden Falle soll nur mit sicheren Mitteln der Versuch gemacht werden, eine barbarische Volkseigenthümlichkeit aus einigen Inschriften näher zu bestimmen, welche allerdings Fr. Osann mit einer bei Steindenkmälern

*) Die Leser, welche an der Versammlung in Meissen theilgenommen haben, werden nichts vom Wortlaut des damals Gehörten vermissen und einige mir nothwendig erschienene Erweiterungen, welche ich mir im freien Vortrage nicht gestatten mochte, gern hinnehmen. Gosche.

gradezu gewissenlosen Conjecturalkritik und Fr. Haase mit solider Energie dem griechischen Sprachkreise einzureihen versucht haben.

Das Thema, um welches es sich handelt, ist nicht gross: es sind fünfzehn kleine Inschriften, von denen, dass ich jeder Erwartung sogleich im Eingang begegne, sehr wenig verstanden werden kann und deren zum kleinen Theile verständlicher Inhalt von keiner hohen Bedeutung an und für sich ist; doch gewinnt dieses wenige durch seine sprachlichen Zusammenhänge einen allgemeineren Werth. Mein trefflicher Freund Kiepert, welchem die vorderasiatischen Forschungen Anregung und Förderung genug verdanken, hat auf der beigefügten Tafel diese kleinen Sprachdenkmäler mit bekanntem Geschick zusammengestellt und zu bequemster Uebersicht die Varianten der verschiedenen Copien angegeben; auch die kappadokischen Bruchstücke haben zunächst wegen ihrer allgemeinen Verwandtschaft hier eine Stelle gefunden.

Die Auffindung dieser Inschriften ist im wesentlichen ein Verdienst unsers Jahrhunderts. Nur die unter Nr. 14 der Tafel eingetragene ist bereits von Rich. Pococke mitgetheilt worden. Auf ihn folgten über ein halbes Jahrhundert später W. Hamilton, welcher in dem Anhang zu seinen 'Aegyptiaca' eine defecte Abschrift von Nr. 3, des Midasgrabes, gab, und Seetzen, dem wir die erste etwas vollständigere Copie von Nr. 13, welche W. J. Hamilton nicht mehr in demselben guten Zustande gefunden zu haben scheint, verdanken. In hervorragender Weise bildeten dann W. M. Leake's durch Robert Walpole's Reisewerk schon zu einer vorläufigen allgemeineren Kenntnis gebrachten Aufzeichnungen die Grundlage der ersten Untersuchungen von Letronne, St. Martin und vor allen von G. F. Grotefend; Leake muss der Wissenschaft als der eigentliche Entdecker des Midasdenkmales und seiner Hauptinschriften gelten. Bald nacheinander erwarben sich Ch. Texier und J. R. Steuart bedeutende Verdienste um unsere Denkmäler, der erstere in künstlerischer, der andere in epigraphischer Beziehung, indem er die Inschriften Nr. 7—9 in der Nachbarschaft des Hauptdenkmales auffand. Unsere Kenntnis der jüngern Gruppe der phrygischen Inschriften erweiterte nach Pococke und Seetzen W. J. Hamilton, durch welchen wir die Abschrift von drei neuen Stücken Nr. 11, 12, 15, die Wiederholung der Seetzen'schen Nr. 13 und ein kappadokisches erhalten haben. Zuletzt hat Mordtmann auf drei Reisen durch Phrygien in den Jahren 1852, 1858 und 1859 die Inschriften zum grössten Theil neu verglichen, wobei ihm Nr. 14 unbekannt geblieben zu sein scheint, und die kleinen Stücke Nr. 4, 5, 10 wie das zweite kappadokische entdeckt, so dass das wenig umfangreiche Material doch sicher überliefert ist.

Die Fundorte selbst sind ihrer Lage nach bedeutsam. Während die dem rein griechischen Schriftcharakter angehörenden Inschriften Nr. 10 bis 15, theils nach der bithynisch-galatischen Grenze zu, theils an der grossen durch Mittelphrygien führenden Heerstrasse gefunden wurden, sind die eigenthümlichen älteren in dem eigentlichen Centralphrygien, in einsamen grünen Thälern eingehauen, wo nur selten Ruinen das sonst überall mächtige Vordringen römischer Macht und Bildung bezeugen. Das eigentliche Midasdenkmal, welches gegenwärtig türkisch *yasülükaya* 'der beschriebene Felsen' heisst, liegt unweit des alten Prymnessus in der Ebene von Doghanlú; nahe dabei finden sich die übrigen alten unter Nr. 7 bis 9 verzeichneten Inschriften. Auf Grund dieser Localitäten und der in ihnen seit geschichtlichem Gedenken wohnhaft gewesenen Phryger sind die Inschriften nach ihnen benannt und damit auf ihre Sprache und Nationalität zurückgeführt worden; ein Grund, hieran zu zweifeln und in ihnen etwa Denkmäler eines eingedrungenen nicht-phrygischen Stammes zu sehen, lag auch nicht von ferne vor.

Schon für den ersten Blick sondern sich diese Inschriften in die beiden Gruppen der alt- und der neu-phrygischen, Nr. 1—9 und 11—15, und zwar durch ihren nachher eingehender zu untersuchenden Schriftcharakter auf das bestimmteste. Die zweite Gruppe zeichnet sich vortheilhaft dadurch aus, dass die drei längeren Nr. 13, 14 und 15 bilingue sind, was bei der nach Mordtmann's Versicherung schon verwitterten Nr. 10 nur scheinbar angenommen werden kann, aber bei dem Gegensatz des christlichen ΑΓΙΑ ΘΕΚΛΑ und des darunterstehenden |trotz A nicht so jungen Bustrophedonbruchstücks abgewiesen werden muss. Das Hilfsmittel der Zweisprachigkeit entbehren wir leider bei den älteren, voraussetzlich mehr nationalen Inschriften und deshalb haben die Versuche zur Entzifferung derselben im ganzen fast abenteuerliche Wege eingeschlagen.

Wenn wir, um das allgemeinste vorauszuschicken, einen Schlüssel suchen, der uns das Verständnis dieser Sprachdenkmäler erschliesse, so müssen wir, wie jeder Historiker und Archäolog, der Asiatisches und Europäisches, insonderheit Altgriechisches in seinen Wechselbeziehungen zu betrachten hat, auf Herodot zurückgehen. Er bestimmt das ethnographische Verhältnis der Phryger, welche im allgemeinen als ein autochthones Volk, ja wie aus Psammetichs bekanntem bei aller Derbheit als erstes sprachphilosophisches Experiment anerkennenswerthem Versuch zu ersehen ist, sogar älter als die Aegypter galten, zu einem nicht sehr entfernten östlichen Nachbar, indem er die Armenier als *ἐόντες Φρυγῶν ἄποικοι* bezeichnet. Derselben Anschauung, wahrscheinlich auf herodoteischer Grundlage, folgt Eudoxos, welcher in einer von Eustathios erhaltenen Stelle ebenfalls die Armenier aus Phrygien ableitet und ihrer Sprache phrygischen Charakter beilegt, wozu man noch das Zeugnis des Stephanos von Byzanz u. d. W. *Ἀρμενία* vergleichen kann. Dem widerspricht nicht, wenn nach einer anderen Anschauung und Ueberlieferung die kleinasiatischen Phryger mit den thrakischen Brigern von demselben Herodot zusammengebracht werden, worin nur eine specifisch makedonische Localisierung der Ansicht von der kleinasiatisch-nordgriechischen Völkerwanderung zu sehen ist. Ein ähnliches, grade hier in Betracht kommendes Verhältnis stellt die Auffassung des Strabon dar, wenn er auf der einen Seite Phryger und Briger unter der noch jetzt gern gebrauchten aber leider sehr unbestimmten Kategorie des Thrakischen zusammenbringt, zugleich Beziehungen zwischen phrygischem und thrakischem Cultus hervorhebend, auf der andern Armenier aus Thessalien abgeleitet werden lässt. Ein geistvoller Philolog hat ausserdem noch auf eine andere Stelle aufmerksam gemacht, welche sich in Cramer's 'Anecdota graeca' finde. Es steht zwar in der benutzten Oxforder Handschrift etwas von der Aehnlichkeit der Armenier und Phryger und O. Abel hat ebenfalls in seinen ethnographischen Voruntersuchungen über die Macedonier diese Stelle benutzen zu können geglaubt: indes handelt es sich dort um Hippologie und die Gleichheit der armenischen und phrygischen Pferde, und so verwegen bisweilen die Sprachvergleichung auch in der Anwendung ihrer Mittel sein mag, der Vermittlung der Pferde darf sie sich nicht bedienen.

Setzen wir als das natürlichste, dass der eranische Volksstamm, als dessen ältesten Vorschub wir ohne Zweifel die Armenier mit ihrer bisweilen sonderbar entwickelten Sprache zu betrachten haben, seinen Weg nicht durch Südost-Europa, sondern durch die südlichen Stufenländer des Kaukasus, wenn nicht durch die mesopotamische Ebene genommen habe: so wird für den modernen Standpunkt der Ethnographie das Zeugnis Herodots umzukehren sein. Die phrygische Nationalität mag eher als abgelöst von der armenisch-eranischen erscheinen. Nicht unmöglich ist es, dass bereits in einer Epoche vorgeschrittener Cultur diese Absonderung statt-

fand, so dass schon die Flutsage aus dem oberen Euphrat- und Tigrisgebiet mit nach dem westlichen Kleinasien gebracht werden konnte, wodurch sich der auffällige Münztypus von Apamea Kibotos und die Versetzung des Berges Ararat nach Phrygien in den sibyllinischen Büchern erklären würde. Es ist wahrscheinlich, dass die Phryger als eine breite staatenbildende Masse vordrangen, dass darum im dichterischen Sprachgebrauch ihr Name auch auf Troia und die Bezeichnung 'Barbar' auf sie als eine dem ältesten Griechenthum besonders entgegengesetzte geschlossene Nationalität Anwendung fand.

Diese ethnographische Zusammenstellung gibt ein unzweifelhaftes Recht, Phrygisches und Armenisches zu vergleichen, und es lag nahe, was uns von phrygischen Glossen überliefert ist, nach dieser Seite zu untersuchen. Obgleich längst von Bochart und Jablonski Zusammenstellungen der Art gemacht worden waren, so wurden doch erst vor sechszehn Jahren von mir selbst diese Sprachreste näher mit dem Armenischen und dem Eranischen überhaupt verglichen, worauf dann P. Bötticher mit einer dankenswerthen neuen und vollständigeren Sammlung der Glossen folgte. Als Resultat der ersten Untersuchung ergab sich unwiderleglich, dass Phrygisch und Armenisch fast auf einer Linie der eranischen Sprachentwicklung, jedenfalls innerhalb dieser standen. Da die armenische Litteratur uns im wesentlichen erst vom vierten Jahrhundert ab überliefert ist, so könnte eine so nahe Begegnung befremden: aber mit geringen Ausnahmen gehören die griechisch-phrygischen Glossen dem Hesychius, Eustathius, dem Etymologicum magnum an, deren Mittheilungen also schon auf eine spätere Sprachstufe zurückgehen konnten. Aus den Vergleichungen ergaben sich schon zwei charakteristische Lautverschiebungsgesetze, wie sie besonders in den eranischen Sprachen nebeneinander beobachtet werden können: *h* für indisches *s*, und *z* für indisches *h*. Für das erstere ist ein Beispiel das *ἁρμάν* des Etym. M., welches 'Krieg' bedeuten soll und mit dem dasselbe sagenden achämenidischen *hamarana* auf indisches *samara*, *samarana* (eigentlich das Zusammengehen) zurückgeht. Das aus gleicher Wurzel und Zusammensetzung hervorgegangene *hamar* der Armenier hat in einem sehr verständlichen Begriffsfortschritt die Bedeutung 'Zahl, Rechnung' angenommen. In einem anderen Falle ist die Spirans ganz geschwunden: in *ἀδάμνα*, *ἀδαμνεῖν*, welches 'Freund, lieben' bedeuten soll und am wahrscheinlichsten mit pers. *hamdam* ('Genosse, Freund') zusammengestellt worden ist. Das in dem letzteren enthaltene Präfix ind. *sam* erscheint auch gerade in entsprechenden armenischen Bildungen ebenfalls ohne *h*. Die Vertretung eines indischen *h* durch *ξ* bezeugt *ξέλκια*, nach Hesychius im Phrygischen s. v. a. *λάχανα*, vergleiche man es nun, was ich immer noch für das wahrscheinlichere halte, mit der indischen Wurzel *hal* 'pflügen', oder mit *hṛi* wovon *harit* 'grün'. Eine ebenfalls im Eranischen häufige Erscheinung, die Verwandlung eines ursprünglichen *j* in *z* zeigt das Phrygische gleicherweise; z. B. in dem *ξευμὰν* des Hesychius 'Quelle', das mit dem armenischen *dsow* 'Wasser, Meer' sich zum vedischen *yavyâ* 'Fluss' stellt. Schlagend ist die Identität einiger speciellen Bezeichnungen im Armenischen und Phrygischen, von denen ich die hauptsächlichsten hier aufzählen will: *ἀξήν* nach Hesychius so viel als *πώγων*, wozu sich arm. *adsèlèl* 'den Bart scheeren' vergleicht; *δροῦγγος* nach Epiphanius 'Nase, Schnabel' neben arm. *ṙùngn* 'Nase'; *ἔλυμος* und *ἔλεγος* von Bötticher sehr treffend neben arm. *ełègn* 'Schilfrohr' und verwandtes gestellt; *μᾶ* nach Hesychius s. v. a. *πρόβατα* verglichen arm. *maqi;* besonders aber sogar in der Lautzertrümmerung vollkommen entsprechend *ὄρου* nach Achilles Tatius 'über', auf die Stufe des armen. *i vèrah* von dem alten *upari* herabgesunken. Interessant ist das von Boeckh bereits unserm Sprachkreise zugewiesene *τύραννος*, das schwerlich mit

κοίρανος verglichen und überhaupt nicht aus dem Griechischen abgeleitet werden kann; im Armenischen bietet sich die an zahlreichen Ableitungen fruchtbare Wurzel *tir* 'Herscher' dar, wobei freilich noch die Möglichkeit eines nicht einmal indogermanischen Ausgangspunktes bleibt, man vergl. tartar. *tur* 'Herr'.

Einige phrygische Glossen stimmen nicht zu dem eigentlich armenischen Lautbestande in seiner gegenwärtigen Niedersetzung, sondern zeigen eine ältere noch feste Sprachstufe. Dahin gehört das von Clemens von Alexandrien aufbewahrte und aus dem orphischen Sprachgebrauch nachgewiesene βέδυ für 'Wasser' oder auch 'Luft', welchem das in der ersteren Bedeutung und in seinem ersten Bestandtheile gleiche griechische ὕδωρ, nach Platon ebenfalls ein phrygisches Wort, lautlich schon mehr zerstört, parallel läuft: es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Jahrhundert des Platon die ältere Wurzelform βεδ zu ὑδ nach Analogie sanskritischer und auch eranischer Bildungen geschwächt sein mochte. In der Bedeutung 'Wasser' bietet das Armenische mit einem nicht ungewöhnlichen Lautwechsel *gèt* ('Fluss'); in der anderen 'Luft' die Form *òd* aus einem ursprünglicheren *vad* oder *bad* zusammengezogen. Das oft besprochene phrygische βέκος 'Brot', das aus der herodotischen Anekdote bekannt genug ist, zeigt dem armen. *haz* gegenüber, dessen *h* durch eine im Ossetischen fixierte Aspiration *fić'in* 'backen' vorbereitet war, noch den Labial und den Guttural in guter Ursprünglichkeit. Auch wenn Platon κύων für phrygisch ausgeben konnte, so muste das dem griechischen gleich oder ähnlich lautende Wort den gutturalen Anlaut treuer bewahrt haben als das armenische *šun*, ja selbst treuer als das Sanskrit. Dasselbe gilt endlich von dem armenischen *hur* gegenüber dem ebenfalls bei Platon auch als phrygisch angeführten πῦρ, welches den wurzelhaften Labial (wie βέκος) noch besitzen muste, um überhaupt eine Vergleichung der griechischen und phrygischen Form möglich zu machen. Diese Betrachtung, welche hier nicht weiter ausgedehnt werden kann, sich aber im Verlauf noch durch einige gelegentliche Momente vervollständigen wird, vermag Vertrauen zu den Vergleichungen des Armenischen und des Phrygischen einzuflössen; sie ergibt aber auch noch ein anderes weiterhin sich bestätigendes Resultat, dass nach griechischer Ueberlieferung in dem phrygischen Wortschatz Formen von armenischer Abgeschliffenheit und Formen von mehr Ursprünglichkeit als Zeugnisse einer älteren und einer jüngeren Sprachepoche erscheinen. Zweierlei Ansprüche hätten indes bei diesen Glossen nicht gestellt werden dürfen: einmal wegen ihrer durch griechische Vermittlung herbeigeführten Gräcisierung und wegen einiges den Griechen und den Barbaren gemeinsamen Wortvorrats auch eine dem Griechischen näher stehende Nationalität zu fordern, wie Fr. Haase zuletzt mit vielem Scheine gethan hat; und dann zu erwarten, dass diese im ganzen so wenigen Glossen unmittelbar anwendbares Material für die Entzifferung der Inschriften darbieten sollen, in welcher Erwartung getäuscht Mordtmann sehr ungerecht von ihrem 'nur sehr problematischen Nutzen' redet.

Der von Herodot und den Glossen aus gewonnene Standpunkt hätte einfach bei allen Bemühungen, die phrygischen Inschriften zu erklären, festgehalten werden müssen, ist aber leider bei den grossen Entzifferungsversuchen, die seit mehr als dreissig Jahren im Gange sind, fast immer verlassen worden. Abgesehen von den Deutungen Letronne's und Grotefend's, welche Männer bei dem ihnen vorliegenden unsicheren und unzulänglichen Material nicht weit vorschreiten konnten, aber selbst irrend immer etwas bedeutendes wie sie zu thun pflegten gesagt haben, verdienen hier besondere Erwähnung die eingehenden Arbeiten von Fr. Osann, Chr. Lassen und A. D. Mordtmann. Osann, der sich nur mit den altphrygischen Inschriften und

mit diesen nach Leake's Abschriften beschäftigte, ging lediglich von der Voraussetzung aus, dass hier griechische Sprachdenkmäler vorlägen, und da das factisch gegebene an fast allen Punkten seiner Anschauung widersprechen musste, so emendierte er mit der Tendenz, einen möglichst griechischen Text zu gewinnen. Wo dies nicht angieng und selbst alle Mittel einer schon im Eingang charakterisierten Conjecturalkritik versagten, wurde eine Urform des Griechischen angenommen, die angeblich für die Schriftsprache spurlos verloren gegangen sei. Indes der Giessner Philolog den Standpunkt seiner Untersuchung bedenklich und willkürlich verengte, erweiterte ihn Lassen in der seinigen 'über die Lykischen Inschriften und die Sprachen Kleinasiens' bis zur Annahme eines besonderen 'armenisch-kleinasiatisch-thrakischen Sprachstamms'. Hierdurch gieng abgesehen von anderen Gefahren der Vortheil verloren, die phrygische Sprache in ihrer besonderen Individualität erkennen zu müssen. Endlich kam Mordtmann, ausgerüstet mit einer lebendigen Anschauung Vorderasiens, einer mannigfaltigen Sprachkenntnis und einem bedeutenden aber nicht gehörig disciplinierten Scharfsinn. Er schwankt augenscheinlich zwischen der Annahme eines hellenischen und eines armenischen Sprachtypus des Phrygischen haltlos hin und her und der verdiente Erklärer der sasanidischen Münzlegenden verliert sich hier in zigeunerische Sprachmengerei. In der Vergleichung des Griechischen geschehen schon die unglaublichst Dinge. So setzt er z. B. ATE≤ oder ATI≤ wie er fand gleich *οὗτος* in Nr. 1; die Endung TI≤ in Nr. 9 Zeile 3 als mit *τῆς* in dem Sinne von *αὐτῆς* zusammenfallend: in derselben Inschrift kann ihm ZO≤TYTYTEP: etwa ein armenisches *ùstr* 'Sohn', ebenda ZO≤E≤///T vielleicht der Plural dazu und auch gelegentlich Eigenname sein; von einer angeblich persischen Wurzel *kn* hält er eine Nominalbildung *gavos* für möglich; in Nr. 3 werden die beiden ersten Worte gegen die Interpunction als eines angesehen, mit dem armenischen *astovads* verglichen und dies ganz abenteuerlich erklärt. Kurz seine Methode ist so wild und weit, dass sie zulässt und möglich macht, auch irgend eine afrikanische Sprache in diesen phrygischen Inschriften zu finden. Dagegen verdanken wir ihm die in der That werthvolle Erklärung von ΓAFAPTA≤I⋮ in Nr. 1 durch Gordios. Im allgemeinen wünsche ich neben ihm mir nur das Verdienst zu erwerben, viel weniger von dem Inhalte der Inschriften verstehen zu wollen. —

Es sind, wie ich schon vorhin hervorhob, zwei Alphabete, in denen uns die phrygischen Sprachdenkmäler entgegentreten, ein älteres und ein jüngeres. Das ältere zeigen die einsprachigen Inschriften Nr. 1—9, von denen Nr. 1—6 durch ihre nahe Beziehung zu dem monumentalen Midasbau schon als verhältnismässig alt bezeugt gelten können. Zwar kann über die kunstgeschichtliche Stellung dieses sogenannten Midasgrabes durchaus nichts sicheres gesagt werden, indem die Stätigkeit des Stils in den Gräberbauten z. B. Kariens und Lyciens, welche alle Elemente des Holzbaus in die Epoche der Steintechnik hinübergeführt zeigen, vor Ueber- und Unterschätzungen des Alters warnen mag. Das Zeugnis des verschiedenen zum Theil hohen Zeitalters tragen die Alphabete in sich selbst, welche sich so neben einander stellen:

Altphrygisch:	Kappadokisch:	Neuphrygisch:
A	A	A
B	—	B
Γ	—	Γ
Δ	—	Δ

Altphrygisch:	Kappadokisch:	Neuphrygisch:
𐤀 𐤁 (umgekehrt 𐤃 𐤄)	𐤄	E Є
F	F	—
Ƨ	--	Z
—	—	H
I	I	I
⊦ K ⊱ K Є ?	K ⊱	K
⊾ Λ	—	Λ
M	M	M
Γ N N	N	N
O	O	O
Ρ	Ρ	Π
—	ϑ?	—
P R?	—	P
⊱ ⊰	Ɛ	Ɛ
T	—	T
Y	—	Y
Φ	—	—
Ψ	—	X
—	—	Ω Ω

Das alte Alphabet erweist sich sofort als wesentlich der Gruppe der ionischen, also kleinasiatischen und insularen Schriftentwicklung zugehörig, und als ein ziemlich hoch hinaufzurückendes durch die Richtung der Schrift, den Gebrauch des Digamma, die unzweifelhafte Ausdehnung des Systems nur bis Y, indem Φ und Ψ nur durch je einen Fall verbürgt sind, und durch die Buchstabenformen im allgemeinen. Unter den Zeichen für die Vokale besitzt A nach kleinasiatischer Weise einen schrägen Mittelstrich, und das vereinzelt z. B. in Nr. 9 Zeile 4 vorkommende A ist wohl auf Rechnung der Copisten zu setzen; 𐤄 (umgekehrt 𐤃 und 𐤁) erscheint wie in der Schrift der Inseln und in der argivischer Denkmäler, und ist noch nicht zu der späteren Form E umgestaltet; das daneben vorkommende vierstrichige 𐤄 wird man, wenn überhaupt aus den wenigen Fällen ein Schluss gezogen werden soll, immer noch am sichersten mit Grotefend und anderen Paläographen als ein dem dreistrichigen 𐤄 sehr nahe stehendes Lautzeichen, vielleicht für das lange *ē*, das in das eranische Lautsystem gehört, betrachten: für die Annahme eines Lautwerthes *y*, welchen Mordtmann vorgezogen hat, gibt es weder einen paläographischen noch einen phonetischen Grund; unzweifelhaft sind I, O und das in seiner Gestalt durch Inschriften verwandter Schriftentwicklung (auf Rhodos, Thera, doch auch von Korkyra und Korinth) ebenfalls bezeugte Y. Die gutturale Lautklasse zeigt sich auf das einfache *k* und *g* beschränkt, das erstere in den angegebenen fünf Formen, von denen die erste mit den kurzen gebogenen und dem Hauptstrich eng verbundenen Schenkeln die älteste, die zweite und dritte mit geraden zusammenstossenden oder unverbundenen ganz kurzen Schenkeln auch aus milesischen Denkmälern bekannt sind; anzweifeln darf man die letzte nur in einer von Mordtmann unter ungünstigen Umständen copierten Inschrift nachzuweisenden Form mit gebogenem Hauptstrich. Für *g* erscheint auch neben der gewöhnlichen

Form mit rechtwinkligem Seitenstrich die andere ächtkleinasiatische mit spitzem Winkel. Wenn anders das dunkle ΛΑΨΙΤ: in Nr. 9 Zeile 2 vollkommen gesichert ist, so wird man in Ψ nicht etwa mit dem letzten Erklärer unsrer Inschriften ein ψ sondern nach Analogie des verwandten lykischen Zeichens ein in dieser Gestalt auch auf dem hellenischen Festlande erscheinendes den Ioniern Kleinasiens aber verlorenes χ finden müssen, wodurch eine gutturale Aspirata gewonnen wäre. Als Dentale erscheinen nur Τ und Δ, das letztere nach der Weise einiger eigentlich hellenischen Alphabete den rechten Schenkel ein wenig krümmend und damit sich dem D anähnelnd; ebenso einfach die Labiale Π, dessen Form dem Dorischen zuneigt, und Β, welches trotz seiner graphischen Eigenthümlichkeit nach dem ganzen phrygischen Laut- und Schriftsystem als die Media dieser Classe anzusehen und nicht etwa unter die Vokale zu rechnen ist. Wie bei den Gutturalen, so ist auch für die Labiale nur in einem einzigen und darum schwerlich vollgültigen Falle die Aspirata Φ (dessen Gestalt wie Ψ an ein mehr continentales, speciell alt-lakonisches Schriftsystem erinnert) bezeugt, nämlich durch Nr. 2. Als Halbvokale treten auf *l* in der alterthümlichen Form Ν und in der neueren aber hier nicht durchweg gesicherten Λ; *r* in der guten Form Ρ und in der sich schon mehr entfernenden hier zweifelhaften Ρ; *m* nur mit der alterthümlichen Verkürzung des rechten Schenkels als Μ wie es so consequent ausgeprägt wohl nur noch in korinthischen Inschriften erscheint, und *n* in den angegebenen Varianten, welche ebenfalls an Korinth erinnern. Das Digamma, welches ohne Zweifel als Zeichen hohen Alterthums gelten kann und z. B. auf der von Newton gefundenen, geschichtlich wie paläographisch merkwürdigen grossen Inschrift von Halikarnassos schon nicht mehr angewendet wird, vertritt allein annähernd die Klasse der Spiranten, für welche sich sonst kein Zeichen findet. Desto mehr erscheinen für die Sibilanten, darunter jedoch noch nicht das spätere Ϲ. Der eigenthümliche, mehr einer Entartung gleichende Reichthum des lautlich verwandten Armenisch darf uns nicht zu der Vermuthung verleiten, dass in den beiden Zeichen Ξ (auf der beiliegenden Inschriftentafel meist etwas zu scharfeckig geraten) und Ϟ, welche theils an altathenische theils an milesische Formen erinnern, zwei verschiedene Laute dargestellt seien. Auch in den von Lepsius mitgetheilten, ebenfalls dem ionischen System zugehörenden Inschriften auf den Kolossen von Abu Simbel kommen beide Formen unterschiedslos nebeneinander vor, und für unsere Texte lässt sich ein anderes nicht beweisen. Bemerkenswerth ist die Gestalt des Σ, welches durchweg dem sonst gewöhnlichen Ι gegenübersteht. Dem Alphabete fehlen also von altgriechischen Lautzeichen Η und Θ: beides beachtenswerth. Entweder vertrat Η noch einen gutturalen Hauch, so bezeugt das Fehlen des Zeichens in unsern Inschriften das Fehlen des Lautes; oder es hatte schon die enger griechische Bedeutung eines *η* und wurde trotzdem nicht dafür verwandt, was Grund sein könnte, dem Ϩ einen solchen Vocalwerth abzusprechen und es vollständig mit Ϩ zu identificieren. Was aber Θ betrifft, so wäre, wenn es im altphrygischen Alphabet überhaupt eine Stelle hatte, sein Fehlen in den vorliegenden Inschriften ein merkwürdiger Zufall: man hätte es wohl z. B. zwischen Vocalen erwarten können. Fehlte es aber überhaupt, so hätten auch die beiden anderen, eben nur vereinzelt vorkommenden Aspiraten Φ und Ψ kein Recht im phrygischen Lautsystem.

Eine sehr ähnliche Schriftentwicklung stellen die kappadokischen Bruchstücke dar, in denen neben dem alterthümlichen Ϝ ein *Koppa* in der Gestalt ϐ vorzukommen scheint. Doch ist vorläufig jede bestimmte Meinung darüber wegen Mangels an Material unzulässig.

Zu dem alterthümlichen Charakter der phrygischen Schrift passt es, dass sie mit einer

ebenso alterthümlichen Richtung und Interpunktion auftritt. Wo der Umfang der Inschriften Gelegenheit dazu gibt, erscheinen sie *bustrophedon* geschrieben, wie die alten mehr als einzeiligen Stücke Nr. 7, 8 und 9; zweifelhaft ist wieder Nr. 4; auch im Kappadokischen scheint diese Richtung üblich gewesen zu sein. Zwar sind Untersuchungen über das Bustrophedon-Schreiben in neuerer Zeit nicht gemacht worden: doch darf man damit im allgemeinen nur bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. hinabgehen. Die angewandte Interpunktion ist keine gleichförmige; in vier übereinanderstehenden Punkten besteht sie durchweg bei Nr. 1, 3 und 7; in dreien bei Nr. 9 (die zwei Punkte am Ende der zweiten Zeile rechts werden ein Schreibeversehen sein) und wohl auch bei Nr. 8; aus abwechselnd dreien und vieren bei Nr. 2. Dass die Nrn. 4 bis 6 gar keine Interpunktion zeigen, liegt in ihrer Kürze und wahrscheinlichen Unvollständigkeit. Eigenthümlich ist die Verwendung von vier Punkten; zwei und drei nebeneinander waren aus der sigeischen Inschrift bekannt, deren gewöhnlich behauptete Unechtheit bezweifelt werden darf; alle Analogien lassen in dieser Worttrennung ein Moment der Alterthümlichkeit erkennen. Es darf aber im allgemeinen darauf aufmerksam gemacht werden, dass in diesen altphrygischen Inschriften sich eine ungeübte Hand verrät; nicht allein fehlt der bei monumentalen Aufschriften unerlässliche Sinn für architektonische Anordnung, wie Nr. 9 zeigt, sondern es wurden ohne Zweifel aus Versehen Silben doppelt geschrieben, wie in ΣΟϟΤΥΤΥΤΕΡ⁝ Nr. 9 Z. 4 und in ⁝ΣΥΡΣΟΣΟΣ⁝ (wo auch Mordtmann die beiden letzten Buchstaben nicht hat) Nr. 3, oder nahe verwandte Laute verwechselt, wie Σ für ϟ in ΤΕΛΑΤΟΣ ebenfalls in der Inschrift Nr. 9 Zeile 4. Man darf bei diesem monumentalen Ungeschick an die geringe Selbstbethätigung der phrygischen Nationalität überhaupt und an die kaum bezeugte einheimische Litteraturübung denken.

Von phonetischen Eigenthümlichkeiten, welche aus diesen Inschriften sofort entgegentreten, steht in erster Linie die merkwürdige Häufung von Diphthongen und Triphthongen: ΑΙ, ΑΙΑ; ΑΕ, ΑΕ, ΑΕΙ; ΙΑ, ΙΑΕ; ΕΑ, ΕΙ; ΙΕ, ΙΟ; ΟΙ, ΟΙΑ; ΥΙΕ, fast sämmtlich nur inlautend, mit Ausnahme von ΙΟ, das nur im Anlaut, und ΑΙ, ΑΕ und ΑΕ, die auch im Auslaut vorkommen; das sind breite Vocalerscheinungen, wie sie eben nur einer stark entarteten Sprache zukommen, zumal wenn sie im Verhältnis zu dem geringen Umfange der erhaltenen Denkmäler so häufig auftreten. Unter den Consonanten finden sich anlautend *g, t; b, f, m* und *s* mit *z;* auslautend ausser den beiden Zischlauten und *n* auch *k* in dem einzigen *bonok* der neunten Inschrift, welchem Steuart darum wohl einen 'assyrischen' Klang beilegen wollte. Consonantenverbindungen erträgt die Sprache im Auslaut gar nicht; sonst nur Doppelconsonanten (wobei die Gemination ausgeschlossen ist), nämlich anlautend *kt* (?), *ks; pr, br; vg, vr* (*v* bezeichnet hier das Digamma); inlautend *kt, ks; vt; rk, rt* und *rz.* Diese Scheu, Consonanten zu häufen, bildet den schärfsten Gegensatz zu den Lautcomplexen des späteren Armenisch.

Das Alphabet der jüngeren Inschriften, für welche es vielleicht noch an paläographisch ganz sicheren Copien fehlen mag, bietet in Beziehung auf die einzelnen Charaktere nichts bemerkenswerthes dar. Wenn Η und Ω in der Uebersicht des Alphabets der neueren Inschriften vorhin mit angeführt wurden, so trifft dies eigentlich nicht den phrygischen Theil derselben; diesem ist mittlerweile das alte, gewiss einen volksthümlichen Laut bezeichnende Ϝ abhanden gekommen, auch Φ ist nicht nachweisbar. Die die älteren Inschriften auszeichnende Interpunktion fehlt ganz. Gewiss war das specifisch griechische Alphabet dem Sprachbestande der Phryger nicht angemessen, darum und wegen der grösseren Ungeschickt-

heit der Schreiber zeigt sich ein bedeutendes Schwanken der Orthographie. Man bemerke *ios* in Nr. 12 und 14 neben *eios* in Nr. 13 und wahrscheinlich *is* in Nr. 15 (wenn dies nicht anders erklärt werden darf); *manikak* in Nr. 11 und 13 (wie auch in Nr. 12 zu lesen ist) neben *maneka(k)* in Nr. 14; *tikmenos* in Nr. 12 und *tikmena* in Nr. 13 neben *teikmenos* in Nr. 14; *etitte* in Nr. 11, 12 und 13 (wo es sich zum Theil, aber leicht ergänzt) neben *etite* in Nr. 14 und 15, und *kez* in Nr. 11 neben *ketz* in Nr. 13. Der Charakter der Schrift führt in späte Zeit und da wir nichts Christliches in diesen Inschriften bemerken, so würde das siegreiche Eindringen der neuen Lehre in dieses Gebiet die späteste Grenze sein, jenseits welcher diese Grabinschriften fallen müssten. Aber diese Grenze selbst ist nicht scharf zu ziehen, denn Götter sterben langsam. Nicht den geringsten Anhalt bietet die von Mordtmann entdeckte Inschrift Nr. 10, welche bereits im Vorbeigehen erwähnt worden ist. Die h. Thekla, welche in ihr genannt wird, würde frühestens in den Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts führen; doch wird es nicht gestattet sein, das verwitterte Säulendenkmal, auf welchem sich die wenigen Worte befinden, in das christliche armenische Zeitalter herabzurücken, da für ein solches die Bustrophedon-Richtung der daruntersteheuden und nach Mordtmann's in dieser Beziehung geübtem Urtheil ein phrygisches Wort bildenden Buchstaben entschieden nicht passen würde. Also gehören das obere und das untere Zeilenpaar der kurzen Inschrift schwerlich zusammen und die unteren Buchstaben sind Theil eines älteren Monuments gewesen. Wir müssen uns begnügen, die kurzweg als neu-phrygische bezeichneten Inschriften einfach und ganz allgemein in die Zeit zwischen das Eindringen des Römerthums, für welches der Name Aurelios in Nr. 14 zeugt, und den Sieg des Christenthums zu setzen.

Von diesen neuphrygischen Inschriften wollen wir bei unseren bescheidenen Deutungsversuchen ausgehen, des Vortheils wegen, dass drei von ihnen, nämlich Nr. 13, 14 und 15 bilingue sind. Alle fünf, so weit sie überhaupt erklärt werden können, stimmen in Einzelheiten der Sprache so sehr zum Armenischen, dass man versucht sein könnte, darin nur die ungeschickte Wiedergabe armenischer Sprache durch griechische Buchstaben zu sehen, zumal diese vor Mesrop's Bemühungen kein eigenthümliches Alphabet besessen zu haben scheint; es ist nur eine weitere Bestätigung des aus der Betrachtung der phrygischen Glossen gewonnenen Resultats. Die drei bilinguen und beiden einsprachigen neuphrygischen Inschriften stimmen in einer Formel überein, welche am vollständigsten und deutlichsten an der Spitze der sonst dunklen von Hamilton gefundenen und im C. I. Gr. mitgetheilten, auch von Mordtmann vorauf gestellten Inschrift Nr. 12 aus Apollonia (jetzt Borlu) erscheint. Die Worte IOΣ NIΣ IMOYN KNOY MANIKAK (so ist das letzte Wort nach Vergleichung der andern Inschriften einfach zu lesen) lauten fast gleich im Armenischen *iès inds imûm knoǵ mankauq* d. h. „ich für mich, meine Frau und die Kinder", was durch die gangbaren kleinasiatisch-griechischen Grabschriften vollständig und zum grössten Theil auch durch unsere bilingue gerechtfertigt wird. Der dunklere o-Vokal in IOΣ für das Pronomen der ersten Person wird eben nicht erwartet; einfacher scheint in Nr. 15 Z. 2 dafür *is* zu stehen. Aber es sind die wechselnden Schreibungen der Inschriften nur als ein Versuch anzusehen, die Quetschung eines ursprünglichen *a* zu *iè* im Armenischen oder die vollkommene Schärfung desselben zu *i* (wie sie sich in dem von Hesychius als phrygisch gegebenen *κίμερος* für *νοῦς* dem armenischen *kam-q* 'Wille' und der Sanskritwurzel *kam* gegenüber vollzogen zeigt) annähernd darzustellen. Jedenfalls ist bemerkenswerth, dass sich im Phrygischen wie im Armenischen und in den alt-eranischen Sprachen eine selbständige Nominativform für dies Pronomen erhalten

hat, welches andere neueranische Sprachen mit Ausnahme des *ezem* im Talisch, des *ézi* oder *éz* im Kurdischen und des *ze* im Afghanischen (doch hier daneben schon *mā*, *mī*) durch oblique Casusformen ausdrücken. Das darauf folgende *nis*, das ebenso in Nr. 13 erscheint, dagegen in dem *iossemu* von Nr. 14 durch ungeschickte Orthographie verdunkelt ist, darf in diesem formelhaften Zusammenhange geradezu mit dem in seiner Bildung nicht ganz klaren armenischen Dativ sing. des Pronomens der ersten Person *inds* identificiert werden. Je eigenthümlicher die armenische Form ist, um so bedeutungsvoller ist das Zusammentreffen mit dem Phrygischen. Dasselbe gilt von dem dritten Worte *imun*, in Nr. 13 als *emun*, in Nr. 14 als *emu*, in Nr. 11 nur mit seinem letzten Buchstaben erscheinend, welches ebenso frappant, mit Ausnahme des letzten am Wortende sehr natürlichen Veränderungen unterworfenen Lautes dem armenischen *imûm*, dem specifischen Dativ. sing. des Possessivpronomens der ersten Person, *mi*, begegnet. Auch das darauf folgende *knu* zeigt enge Berührungen mit dem Armenischen. Zwar lautet in diesem der entsprechende Dativ (und zugleich Genetiv) gewöhnlich *knoǵ*; aber man fasse nun das im Auslaut dieser Form erscheinende armenische *Dschē* als einen Palatal oder als eine breite Sibilans: immer wird es ein einfaches palatales *j* zur Voraussetzung haben, das in seiner sprachgeschichtlichen Entwicklung theils als wirkliches *j*, theils als leise Spirans erscheint, wie beide Lautwerthe in diesem Flexionsfalle sonst das armenische *Hi* vertritt. Sehr leicht möglich ist es, dass das Phrygische unserer Inschriften bei diesem Worte ebenfalls die alte vollere Genetivendung *sya* zur einfachen Spirans verflüchtigt eintreten liess, wie dies bei der regelmässigen armen. Declination der ersten, vierten und siebenten Classe (nach Petermanns Zählung) der Fall ist. Endlich das sehr auffällige Wort *manikak*, das in diesem Zusammenhange sofort an ein armenisches *mankauq* erinnert und nicht von Lassen mit der Deutung von *Μανιχά* als einer von dem guten Könige Manis abgeleiteten Bezeichnung alles glänzenden und bewunderungswerthen bei Plutarchos hätte zusammengebracht werden sollen. Dieses *mankauq* ist zwar eine plurale Instrumentalform von *manuk* 'Kind', das nicht sowohl mit *Manu*, als vielmehr mit *manr* 'klein' zusammenhängt. Dass am Ende im Phrygischen *ak* statt des armenischen *auq* erscheint, erklärt sich daraus, dass das aus ursprünglichem *bh* oder *b* erweichte *w* (oder *u*) kaum hörbar gesprochen werden mochte. Es darf uns nicht befremden, wenn hier ein ursprünglicher Instrumentalis den Dativ vertritt: die nächst liegende Parallele bietet das Lateinische mit seiner Endung *-bus*. Auf ein sehr nahes Verhältnis zu dem Armenischen weist aber die Pluralendung *q*, welche sich in einer gleichen Gestalt und Anwendung sonst schwerlich findet.

Das Vorkommen aller dieser Wörter und Begriffe wird durch die Wiederkehr in den entsprechenden Texten der bilinguen Inschriften vollständig gesichert. Das in unserer Nr. 12 unmittelbar darauf folgende erdreiste ich mich nicht armenisch zu lesen. Doch nach dem correspondierenden Inhalt der übrigen zweisprachigen Stücke haben wir noch etwas zu erwarten, was 'er machte, setzte' und 'zum Gedächtnis' bedeutet. Das erstere wird in dem Z. 5 theilweis zu ergänzenden *etitte* enthalten sein, das ganz sicher in Nr. 11 und 13 mit derselben Verdoppelung des *t*, dagegen in Nr. 14 und 15 mit einfachem *t* erscheint. Es geht, wie die entsprechende griechische Form auf eine Wurzel *dhâ*, im Armenischen verstärkt *d-niël*, zurück. Die Form hat nach der Analogie anderer eranischer Sprachen ein Augment, das der armenischen Flexion für gewöhnlich abhanden gekommen ist; neben einigen andern bestimmten Fällen hat es sich aber gerade in der dem vorliegenden *etitte* oder *etite* parallelen Form *ièd*

erhalten. Das ‘μνήμης χάριν’ wird in *tikmenos* der fünften Zeile stecken, denn auch dieses kehrt formelhaft in den drei Inschriften Nr. 13—15 wieder. Dass das in zwei Fällen, nämlich am Ende von Nr. 12 und Nr. 14, darauf folgende EITOY oder EITO begrifflich dazu gehöre, scheint nach Nr. 13 und 15, wo es fehlen darf, nicht durchaus nothwendig; da es aber in beiden Fällen, wo es erscheint, am Ende steht und nicht Theil eines neuen Satzes sein kann, so könnte es möglicher Weise eine den Armenischen abstractis auf *ùthiun* entsprechende Bildung andeuten. Vielleicht ist aus der Schreibweise *teikmenos* in Nr. 14, wenn diese nicht durch die Unsicherheit der ganzen Orthographie verschuldet wird, zu entnehmen, dass es sich hier um eine Präposition *te* und um ein Nomen handle. Dies so gewonnene Nomen möchte einem armenischen *hišumn* entsprechen. Es muss, um jedem Verdacht der Willkür vorzubeugen, darauf aufmerksam gemacht werden, dass im jetzigen Armenisch ein *š*, die breite Sibilante, ursprünglichem *k* entsprechen kann, was durch die Palatalisierung des alten Lautes vermittelt wäre; und die Wahrscheinlichkeit dieser Combination kann nicht dadurch verringert werden, dass bereits im Altbaktrischen für diese Wurzel sich *š* festgesetzt hat. Statt der stehenden Endung *os*, welche ich nicht zu erklären wage, kommt nur in der letzten Zeile von Nr. 13 *a* vor — freilich scheint der Text dort nicht ganz sicher. Die Präposition *t* kann dann dem armenischen, aus altem *haćâ* hervorgegangenen *z* ganz wohl entsprechen, indem ein ähnlicher Lautwechsel zwischen Dentalen und Sibilanten, von weiter entfernten Sprachgebieten abgesehn, durch andere eranische Sprachen wie das Altpersische und das Afghanische belegt wird. Wir haben also in dieser unbedeutenden, wahrscheinlich unvollständigen und vielleicht nicht ganz sicher eingezeichneten Inschrift Formen für das erste Pronomen, das persönliche sowohl wie das possessive, eine Singularform *knu* und eine Pluralform *manikak*, sämmtlich von durchaus armenischer Bildung, dazu eine Präteritumform mit Augment von einer Wurzel, welche auch im Armenischen das Augment festhält.

Aehnlich verhält es sich mit der folgenden Inschrift Nr. 13, welche schon von Seetzen auf dem Wege von Aqshehr nach Ladik unweit Ilgün (des alten Tyriaeion), gefunden worden war. Sie ist eine bilingue, aber der griechische Text lässt sich nicht ganz mit dem phrygischen zusammenbringen. Sicher ist, dass man den Eigennamen des Griechischen nicht in dem entsprechenden barbarischen Theile der Inschrift wieder zu finden hat, denn der Phryger, der überhaupt des Lesens kundig war, konnte ihn aus dem Griechischen entnehmen. Die erste Zeile des phrygischen Textes, der sich schon durch die runde Gestalt des Є und durch die Schreibung *eios* statt *ios* von der Hand in Nr. 12 unterscheidet, ist uns bereits verständlich geworden, so dass wir mit den beiden letzten Buchstaben ON ein neues Wort annehmen dürfen. Die damit schliessende Zeile ist wegen ihrer fast gleichen Länge mit der folgenden zweifellos vollständigen ebenfalls als vollständig anzusehen; was ONAΛΔA, das ein Wort sein kann, bedeute, ahne ich nicht: AΛΔA mit Mordtmann als besonderes Wort zu nehmen und durch ‘*erexit*’ zu erklären, liegt gar kein Grund vor. Die folgende Buchstabenreihe muss vor dem bereits gesicherten ЄTITTЄ abgeschlossen sein; in ihr sondert sich ein neues sehr interessantes Moment für den armenischen Charakter des Phrygischen ab. Es veranlasst nämlich das in der dritten Zeile des griechischen Textes stehende *καὶ ἑαυτῷ ζῶν* ein dem letzteren Verbum entsprechendes Wort im Phrygischen vorauszusetzen. Dies ist das in der zweiten Langzeile sich findende KЄTZ, wahrscheinlich in der Inschrift Nr. 11 als KEZ wiederkehrend, ohne Zweifel zu dem armenischen Verbum *kiė-al* ‘leben’ mit der Bil-

dung *kiëz* gehörend. Diese Deutung scheint angemessner, als mit Mordtmann hier einen ziemlich sonderbaren Repräsentanten von *καί* und erst in dem folgenden KEOI eine Ableitung von *kië-al* zu suchen. Die folgenden Buchstaben EIPAKEOI stellen höchst wahrscheinlich zwei selbständige Wörter dar, welche die Inschrift Nr. 11 mit einer kleinen aber kaum auffälligen Variante in umgekehrter Ordnung als KEOIEIPO zeigt. In *eira* kann man sehr wohl mit Mordtmann eine Ableitung von armen. *iur* sehen, dessen Dativ *iur* oder voller *iuriëan* 'ihm' hier annähernd wiedergegeben sein möchte. Ueber *keoi* wage ich nichts zu sagen. Die Buchstaben ΠEIEC könnte man beim ersten Blick versucht sein mit der Wurzel *pis* 'schreiben, malen' zu combinieren, welche hier wie in andern Ableitungen in den achämenidischen Keilinschriften vom Einhauen der Buchstaben gebraucht wäre; doch bliebe dann vor ETITTE ein isoliertes K übrig. Besser scheint es, in der Gruppe ΠEIECK zunächst irgend eine Partikel ΠE oder ΠEI (welche an das armenische *apa* 'dermalen' erinnert) und dann ein Adverb IECK oder ECK zu sehen, welches letztere sich ungezwungen mit dem armenischen *isk* 'in der That, wirklich' vergleichen würde: eine auslautende Consonantenverbindung, wie sie die allgemeine Betrachtung des altphrygischen Lautsystems nicht zuzulassen schien. In der letzten Zeile der Inschrift ist nur der Anfang deutlich; die eigenthümliche Form TIKMENA ist schon erwähnt worden; das übrige lässt mit seinen Varianten Π für TT und weiterhin für H keine grosse Sicherheit des Textes voraussetzen, von welcher auch die rechte Seite des griechischen Anfangs zeugt, in welcher Seetzen's Abschrift gegen die Hamiltons vollständiger erscheint.

Die bereits von Pococke mitgetheilte, auch im C. I. Gr. behandelte Inschrift von Orkistos (jetzt Alekján) unter Nr. 14 ist von Mordtmann bei seinen Erläuterungen übergangen worden. Sie kann, einige Nachlässigkeiten in der Schreibung (wie IOΣ ΣEMOY für IOΣNIΣEMOYN oder IMOYN und ETITE für das sonst verbürgte ETITTE) sowie die bedauerliche Lücke nach MANEKA abgerechnet, als die eigentlichste bilinguis gelten, durch welche das bisher gefundene lediglich bestätigt wird. Zu dem griechischen Texte ist kaum die Anmerkung zu machen, dass das nach *τύραννος* stehende *Παπα* zwar an das BABA der altphrygischen Inschrift Nr. 2 erinnert, ohne indes dadurch erklärt zu werden: am besten fasst man es natürlich wie *Τύραννος* als Eigennamen.

Die von Mordtmann an die Spitze gestellte kleine nur einsprachige Inschrift Nr. 11 aus Synnada (jetzt Afiûn-Qarahissàr) ist von allen Seiten defect. Der den Namen enthaltende Anfang fehlt, ebenso der Schluss, und rechts wie links einige Buchstaben. Aber sie ist doch dadurch interessant, dass gleich in der ersten Zeile die Singularform *knu* und die Pluralform *manikak* unentstellt erscheinen. In den jetzt erhaltenen ersten Buchstaben der zweiten Zeile ENΔE oder ENΔEO nehme ich entschieden Anstand, mit Mordtmann den Rest des Eigennamens zu sehen: dieser musste nach der Constructionsweise dieser Inschriften wohl eine andere Stelle haben. Zweifelhaft ist die Deutung der Buchstaben OCKEZEMI .. Im Vorübergehen habe ich bereits KEZ mit dem KETZ der vorletzten Zeile von Nr. 14 zusammengestellt, so dass es 'lebend' bedeuten könnte; doch lässt die Zusammenhangslosigkeit auch eine andere Deutung zu, auf welche ich sogleich bei der Betrachtung von Nr. 15 eingehen werde. Die vorletzte Zeile enthält die schon besprochenen Gruppen KEOIEIPO und ETITT(E); zwischen ihnen steht das sonst nicht vorkommende IATI. Wenn genau in demselben Zusammenhange die Inschrift Nr. 13 ΠE oder ΠEI zeigte, welches ich durch das armenische *apa* zu erklären wagte, so vergleicht sich jetzt ungezwungen *iati* mit dem arme-

nischen *hièтoh* 'alsdann', dessen erstes *h* in der That ein ursprüngliches *i* oder *j* repräsentieren kann.

Endlich in der Inschrift Nr. 15, welche aus derselben Gegend mit der vorigen, aus Sürmenè bei Afiûn-Qarahissar stammt, finden wir eine barbarische Mischung von Griechisch und Phrygisch, so dass sie nur uneigentlich als eine bilingue bezeichnet werden kann. Da man für den phrygischen Text dieselbe wilde Orthographie annehmen muss, unter welcher der griechische gelitten hat, so fehlt jede Grundlage zur Untersuchung. Zu dem bereits gefundenen gehört *etite tikmenos* am Schluss der dritten Zeile. Ausserdem hebt sich aber eine interessante Buchstabengruppe ab, nämlich: ICKЄCЄMOYN. Hierin würde ich nach Analogie aller Formeln in Nr. 12, 13 und 14, besonders in den beiden letzteren Inschriften, in welchen nach dem *μνήμης χάριν* in sehr ähnlicher Weise der phrygische Text anhebt, verbessernd etwa lesen *is nis emun knu manikak*. Aber von diesen letztern beiden Wörtern sind nur einzelne Buchstaben in ganz anderer Umgebung aufzufinden, und dazu kommt, dass die von dieser Seite schon hervorgehobene zweite Zeile von Nr. 11 eine ähnlich abweichende, der vorliegenden fast gleiche Wortverbindung darzubieten scheint. Es ist überhaupt nicht unmöglich, dass diese beiden den Fundorten nach benachbarten Inschriften eine andere Formel für dergleichen Grabschriften anwandten. Mordtmanns Vermutung, dass KЄCЄMOYN dem in seinem Ursprung dunklen armenischen *gièrièzman* 'Grabmonument' und das davorstehende *is* oder *os* dem armenischen Demonstrativum *ais* entspreche, kann hier vielleicht berechtigt sein; aber sie mit ihm auf die ähnlichen Sätze der übrigen gerade in diesem Zusammenhange mehr gesicherten Inschriften auszudehnen, ist gewaltsam.

So fragmentarisch die Deutung dieser Inschriften sein und so dürftig ihr Inhalt erscheinen mag: es ergibt sich doch daraus, ganz in Uebereinstimmung mit den Glossen, dass das sicher erkennbare dieser phrygischen Texte nicht allein mit dem Eranischen im weiteren Sinne, sondern ganz speciell mit dem Armenischen zusammenfällt; wäre uns dieses letztere auf älteren Spuren seiner Entwicklung zugänglich, dabei die phrygischen Texte zahlreicher und umfassender, so würden die Vergleichungen sicherer und ihrer mehr sein.

Zu diesem hiermit gewonnenen Sprachcharakter der neuphrygischen Inschriften stehen die neun altphrygischen in scharfem Gegensatz, wie sie schon durch das äussere Gewand der Schrift von ihnen geschieden erscheinen. Mit diesen alten Stücken verglichen, könnte man sich einen Augenblick versucht fühlen, die neuphrygischen Denkmale gar nicht für antik, sondern, was ich schon vorhin angedeutet habe, für Anwendungen der griechischen Schrift durch die Armenier auf ihre Sprache zu halten. Aber abgesehen von dem bedeutsamen Zeugnis, welches die alten Glossen ablegen, wäre eine solche Annahme, um dies noch einmal nachdrücklich hervorzuheben, nicht sowohl paläographisch als besonders in Rücksicht auf Fundorte und Inhalt dieser Inschriften unzulässig. Dass bis zu den Punkten des eigentlichen Phrygiens, an denen diese Schriftdenkmäler gefunden worden sind, Armenier bereits in alter Zeit in kleineren oder grösseren Massen vorgedrungen seien, ist nicht nachweisbar. Von dem christlichen Zeitalter, in welchem eine solche Verbreitung der Armenier stattfand, verrät sich in den Inschriften nichts: nichts von dem grossartigen Eifer, mit welchem man sich der neuen Lehre hingab. Deshalb mussten wir diese als neuphrygisch bezeichneten Inschriften noch in das Heidenthum, spätestens in die Epoche des römischen Kaiserthums hinaufrücken, ehe noch das Christenthum sich consolidierte. Wenn nun die altphrygischen Inschriften sich von diesen neuphrygischen so wesentlich in Schrift und,

wie sich sofort zeigen wird, auch in Sprache unterscheiden: so müssen sie mit ihrem durchaus nationalen Gepräge in ein Zeitalter hineinreichen, das noch nicht ergriffen war von den mächtigen griechischen Bewegungen Alexanders von Macedonien, ja das im wesentlichen noch nicht die Störungen der persischen Weltherschaft erfahren haben konnte. Zwischen den Epochen der beiden Inschriftengruppen müssen Schicksale auch von Bedeutung für die Sprachgeschichte die Phryger betroffen haben: solche liegen in dem Eindringen der mannigfaltigsten meist stammverschiedenen nationalen Elemente vor. Wir wissen, dass das Lydische Volksthum starke Einflüsse ausübte, dass Hyrkanier unter Darius sich als Colonisten an den phrygischen Grenzen festsetzten. Dazu kamen in der Diadochenzeit macedonische Ansiedlungen, Gallier drangen ein, sogar Juden wurden durch die syrischen Könige hierhergeführt. Rechnet man endlich dazu die stätige Ausbreitung des Griechischen, so erklärt sich die Umwandlung der Sprache leicht genug, wie sie eben im Neuphrygischen vorliegt.

Die altphrygischen Inschriften nun, zu deren Untersuchung wir an zweiter Stelle übergehen, bieten uns keine so bequemen Anhaltspunkte für die Erklärung wie die neuphrygischen. Keine einzige derselben ist, wie die Mehrzahl der neuphrygischen, zweisprachig. Ferner fehlen zu der Deutung derselben noch sichere sprachliche Vergleichungspunkte, denn hier liegt offenbar eine alterthümlichere Sprachform vor als das Armenisch-Phrygische. Das Altarmenische, welches dem christlichen Zeitalter vorhergieng, ist uns aber noch ganz unbekannt; vielleicht, dass in den Keilinschriften vom Van-See und aus Armenien überhaupt Denkmäler davon erhalten sind und die hoffentlich bald ganz gelingende Entzifferung derselben einiges Licht auch auf die altphrygischen Sprachreste wirft. Augenblicklich muss man so viel Bescheidenheit besitzen, sich mit Vermutungen zu begnügen.

Die Hauptinschriften befinden sich bei dem sogenannten Midasgrabe oder in seiner Nähe. Dieser alterthümliche Felsenbau und die Stellung der beiden ersten Inschriften daran ist seit den Zeichnungen von Leake u. A. besonders durch die lithographische Darstellung in Osann's 'Midas' bekannt genug, als dass eine Wiederholung auf unserer Tafel nöthig gewesen wäre. Bei diesem Bauwerk, ähnlich dem unter Nr. 9 zu bequemerer Anschauung der dazu gehörigen Inschriften skizzierten, läuft über dem Giebel links in paralleler schräger Richtung die Inschrift Nr. 1, rechts neben der Seitenlinie des ganzen Portals in verticaler Nr. 2. Da die erstere den imposanteren Platz hat, so ist sie gegen Steuart, der sie mit Nr. 2 bezeichnet, als die erste Inschrift anzusehen; die andere sollte höchst wahrscheinlich übereinstimmend rechts oben ihre Stelle finden, was aber durch die brüchige Natur des Felsens verhindert worden sein mag, unter welcher überhaupt die Harmonie des ganzen Baues etwas gelitten zu haben scheint. Die erste Inschrift, welche nach den wiederholten neueren Copien zu lesen ist: *Ates arkiaevais akenanogavos Midai Gavartaei vanaktei edaes*, ist ihrem ganzen Context nach klar, zumal wenn sie mit Nr. 2 verglichen wird. Suchen wir nach einem Subject und dem zugehörigen Verbum, so stellt sich am ungezwungensten das erstere in dem an der Spitze stehenden ATES⁝ dar, welches längst und zuletzt noch von Lassen mit *Attis* (wozu auch Mordtmanns Copie ATIS passt) verglichen worden ist; es weist zu schlagend auf diesen wenngleich semitischen, so doch in der phrygischen Ueberlieferung sehr bedeutsamen Namen, als dass wir es mit Mordtmann gegen Laut und Sinn zu dem griechischen οὗτος stellen könnten, mit dem es genau genommen auch nur den einen Buchstaben *t* gemein hat, da *s* dem griechischen Nominativ gehört. Das Verbum, welches die Thätigkeit dieses Subjects bezeichnet, steht am Ende als ΕΔΑΕS. Wir wissen, dass das Phrygische ein Augment

besass, da es ausdrücklich durch die Formen *etitte* oder *etite* der neuphrygischen Inschriften bezeugt ist. Die von Mordtmann angezweifelte Schreibung des Worts mit Δ steht in dieser Inschrift durch sein eigenes Zeugnis wie durch Steuarts und Texiers Abschriften fest, und wenn an derselben Stelle die Inschriften Nr. 2 und 7 deutlich ⋿ΛΛ⋿Ϟ lesen, so ist deshalb das *l* nicht in unserer Inschrift anzunehmen; aus Δ wird leicht Λ bei Verwitterung des Steins werden können, nicht umgekehrt. Lehrreich ist es, dass diese Form in Nr. 1 und 2 mit zwei vierstrichigen, in Nr. 7 mit zwei dreistrichigen *e* geschrieben wird; daraus folgt, wie wir schon angenommen haben, dass die durch diese Variante dargestellten Lautwerthe nur wenig abweichend von einander sein konnten, vielleicht dieselben waren, und das von Mordtmann für ⋿ gesetzte *y* der Begründung entbehrt. Die Bevorzugung des *l* in dem Verbum hat diesen Gelehrten veranlasst, die Buchstabengruppen ΑΛΔΑ aus Nr. 13 Zeile 6 und ΑΛΑ aus Nr. 15 Z. 3 und dazu das armenische *ièlanièl* 'herausgehen, entspringen, sich ableiten', zu vergleichen, ohne dass jedoch die Form grammatisch genügend erklärt worden wäre. Man muss hier Lassen beistimmen, welcher in *edaes* dem Sinne nach das griechische ἔϑη (in den neuphrygischen Inschriften durch *etitte* ausgedrückt) fand, und fehlte dem phrygischen Worte das *s* am Ende, so hätten wir ohne jedes Bedenken die Wurzel *dhâ*, *dâ* 'setzen' zu statuieren; ja es könnte zur Noth dieses *s* als ein caussatives oder besser als Rest eines alten *t*, *th* solcher Aoristbildungen wie zend. *adhâṭ* (im Griechischen als σε auftretend) gefasst werden. Aber der Diphthong *ae* bliebe dann immer unerklärt und schwerlich genügte es, hier Lassens Beobachtung anzuwenden, dass „der Bindevocal *e* der phrygischen Sprache eigenthümlich" sei. Dem gegenüber ist es mir sehr wahrscheinlich, in *daes* eine Steigerung der einfachen Wurzel *diç* zu erblicken, welche, auch dem griechischen δεικνύναι zu Grunde liegend, 'zeigen' bedeutet und hier den Sinn von 'etwas sehen lassen, darstellen' annehmen mochte. Unter allen Umständen muss *edaes* eine solche Bedeutung haben, wie schon Osann dem Sinn nach sehr richtig das griechische δαΐζειν verglichen hat. Gesichert und bemerkenswerth bleibt aber die Anwendung des Augments im Altphrygischen und zwar wie im Neuphrygischen, Armenischen und Griechischen von einem ursprünglichen, im Sanskrit und Altpersischen noch nachweisbaren *a* zu *e* herabgesunken. Subject und Verbum des Satzes wären somit gesichert; das Object scheint für den ersten Anblick in *akenanogavos* zu stecken, worin es auch Lassen und Mordtmann übereinstimmend gesucht haben, und welches daher von beiden als 'Grabmal, Monument' gedeutet wird. Aber da die folgende Inschrift Nr. 2 das Object an anderer Stelle und daneben wie Nr. 1 nach dem ersten Nomen des Satzes zwei Wörter mit gleichen Endungen zeigt, so bin ich weit mehr geneigt, in *arkiaevais akenanogavos* eine Apposition zu *Ates* zu sehen. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass *arkiaevais* ein Genetiv und das folgende *akenanogavos* ein denselben bedingender Nominativ sei. Das erstere lässt sich, wie *nemefais* in Nr. 2 und *bramegegais* in Nr. 7 sehr gut mit den Genetiven der achämenidischen Keilinschriften *ćišpâiš*, *ćićikhrâiš* zusammenstellen, wenngleich auch die von Lassen hervorgehobene Aehnlichkeit des Instrumentalis des Plurals im Sanskrit und Zend vor der Hand noch nicht ganz abzuweisen ist; einen Zusammenhang mit armenischem *arqah* und dessen Verwandten zu vermuten liegt nahe. Das wohl als Nominativ eines Themas auf *u* zu fassende und daher sein *s* erhaltende *akenanogavos*, welches in Mordtmanns Abschrift als *akinanogavos* erscheint, aber in der ersteren Gestalt in Nr. 9 Zeile 4 wiederkehrt, ist mir noch dunkel. Dagegen liegt das entferntere Object, auf welches sich die Handlung des *Ates* oder *Atis* bezieht, klar vor in ΜΙΔΑΙ⋮ das sogleich

bei der Auffindung dieser Inschrift von Leake richtig wie das weiterhin folgende FANAKTEI auf den 'König Midas' gedeutet wurde. Midas wurde zu Prymnessos, in dessen Nähe sich eben dieses Denkmal befindet, als Heros verehrt; Münzen der Stadt beziehen sich auf ihn und er ist dem Mondgotte gleichgestellt worden. Sein Name steht auf einer Linie der Bedeutung nach mit *Manu* oder *Manis* und geht, wie dies auf die Wurzel *man* 'denken', auf eine im Indischen und Eranischen nachweisbare Wurzel *mid*, *mith*, welche 'einsehen, klug sein, denken' bedeutet, zurück. Die beiden folgenden Worte geben nähere Bestimmungen zu dem Eigennamen. Das räthselhafte *gavartaei* ist von den frühern Auslegern geradezu misshandelt worden, bis Mordtmann sehr scharfsinnig darin den Namen Gordios erkannt und übersetzt hat: 'Midas dem Gordischen'. Es ist nicht weiter zu urgieren, dass Leake und Texier statt des P ein Ρ in ihren Abschriften haben, da P durch Steuart und Mordtmann vollständig sicher steht. Der berühmte Midas erscheint als Sohn des Gordios oder Gordias nach Herodots Zeugnis, und da der Name nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint, so war eine nähere Bestimmung hier ganz an ihrer Stelle. Man darf sich erlauben, Mordtmanns Deutung noch weiter auszuführen und bei dem engen Zusammenhange des Phrygischen und Armenischen verdient eine Etymologie, welche das letztere bei der nun bekannt gewordenen ursprünglichen Namensform für Gordios von selbst darbietet, wohl beachtet zu werden. Zerlegen wir das Wort *gavartaei*, so kommen wir einfach auf ein eranisches *gâo* 'Kuh', das im älteren Armenischen durch unregelmässige Lautverschiebung zu *kow* geworden, gegenwärtig aber wieder zu *gow* zurückgekehrt ist, und auf armenisches *wordi* 'Sohn', möge dieses nun ein sehr verstümmeltes *putra* oder lieber *vriddha* sein. Somit würde dieses Compositum geradezu 'Kuhsohn' bedeuten. Es ist aber andrerseits bekannt, in welch nahem Zusammenhange die Gordios-Sage mit dem Ackerbau und Pfluge stehe, eine wie grosse Rolle das Rind in den Anschauungen der alten Eranier und Inder spielt; und es könnte wohl, da unsere Kenntnis der phrygischen Mythologie sehr mangelhaft ist, in dieser Bezeichnung noch ein bedeutsamer mythischer Zug liegen. Die zweite längst richtig gedeutete Bezeichnung des Midas als 'König' ist sprachlich interessant; nicht sowohl wegen des auch sonst verbürgten Digammas in *vanaktei*, sondern weil die Frage entsteht, ob es als griechischer Eindringling oder als eigenthümliche nordwesteranische Bezeichnung des Herschers anzusehen sei, indem uns in den achämenidischen Inschriften *naqa* mit derselben Bedeutung begegnet. Das Phrygische bediente sich dieses Wortes augenscheinlich in offizieller Weise, wenngleich es auch ein anderes für denselben Begriff gehabt haben muss, das auf dieselbe im Armenischen noch lebendige Wurzel zurückwies, von welcher das griechische τύραννος zuerst in Kleinasien abgeleitet ward. Die Inschrift sagt also: „Ates, der *** des ***, setzte (es) dem Midas, dem Gordischen, dem Könige". Doch was damit eigentlich gemeint sei, ist nicht ganz sicher. Ich komme auf diesen Punkt sogleich bei der Betrachtung der zweiten Inschrift zurück.

Diese zweite Inschrift zeigt einen merkwürdigen Parallelismus zu der ersten: das Satzgefüge ist genau dasselbe. War dort im Anfange des Satzes *Ates* Eigenname, sehr wahrscheinlich wie wir sehen werden der eines Priesters: so kann *Baba* ebenfalls nur ein Nominativ sein. Deshalb darf Lassens Bemerkung, dass „im Phrygischen das auslautende *s* sich darbiete", nicht als Grund dafür genommen werden, *Baba* gegen seine Stellung im Satze als Instrumental des Singulars zu fassen, als ob damit die Hülfe eines Sklaven *Baba* bezeichnet sei, deren sich ein gewisser *Proitafos* bei seinem Unternehmen bedient habe. Freilich

kommen griechische Formen von Baba als Sklavennamen vor; aber die neu-phrygische Inschrift Nr. 14 hatte ΠΑΠΑ als wenig abweichenden Namen doch wohl eines freien Mannes und Diodor von Sicilien kennt *Πάπας* als Beinamen des phrygischen Zeus. Die beiden auf *Baba* folgenden Worte stehen augenscheinlich in demselben Casusverhältnis, wie das entsprechende zweite und dritte der ersten Inschrift; aber noch weiss ich sie nicht zu erklären. Mordtmann, der diese Inschrift neu verglichen und sicher *proitafos* gelesen hat, ist mit Unrecht geneigt zu Gunsten des unsicheren und sehr wahrscheinlich nach *Proitafos* zu emendierenden *iroita* in Nr. 7 Zeile 1 das *p* aufzugeben. Nicht einmal der Form nach sind die folgenden Wörtchen *kfi zan*, zwischen welchen von Mordtmann und H. Barth die Trennungspunkte bemerkt wurden, zu erklären; ebenso dunkel bleibt *afezos*. Der Sinn, welchen Mordtmann unterzulegen weiss, erscheint bei der Willkür des Etymologisierens und bei der Nichtbeachtung aller grammatischen Verhältnisse vollständig unbegründet. Das vorletzte Wort ϟIKENEMAN lässt eine Deutung zu, natürlich nicht durch Sikyon, an das Steuart sehr naiv gedacht hat; es ist das Verdienst Mordtmann's das richtige Wort geahnt zu haben, wenngleich er es durch etymologische Willkür verdunkelt hat. Das hier gegebene Wort steht doch zu weit von *kezemi* in Nr. 11, *kesemun* in Nr. 15, *akarazamun* (wie er conjiciert) in Nr. 7 Z. 2, *kurzanezon* (nicht *kurzamenom*) in der Seitenzeile von Nr. 9 und dem armenischen *gièrièzman* ab, um damit verglichen zu werden. Sicher aber bedeutet das hier vorliegende Nomen das Werk, welches von dem hier genannten ausgieng. Es konnte dies Monument wohl als die Ruhestätte des betreffenden Heros bezeichnet werden, und darauf hin will ich eine sonst kühne Vermutung gründen. Das vorhin von mir aus Platon herbeigezogene *κύων*, welches phrygisch sein sollte, zeigte die Neigung ein altes *ç̧u* als *k* zu halten; demgemäss mochte das Phrygische wohl auch wie das Zend ursprüngliches *sv* durch einen starken Gutturalen vertreten lassen; ihm konnte eine dem armenischen *qûn* 'Schlaf' ähnliche Form für zendisches *qafna* und indisches *svapna* wohlanstehen. Das Armenische lässt nun das *û* dieses *qûn* in abgeleiteten Formen fallen und sagt daher stark verkürzend *qnièl* 'schlafen'. Von einer solchen Wurzel, nur mit anderem Suffix, konnte sich im Phrygischen ein dem armenischen *qnaran* 'Schlafort, Grabmal' paralleles *keneman* gebildet haben, wenn nicht etwa von der Schlummerstätte eines Heros zu sprechen in diesem Zeitalter zu sentimental erscheinen möchte. Die Vorsilbe *si* wäre dann, wie *z* im Armenischen, Zeichen des Accusativs, was Mordtmann auch für seine Deutung angenommen hat. Indem wir noch das letzte *elaes* in *edaes* nach der sicheren Lesung in Nr. 1 verbessern, erhalten wir schliesslich den fragmentarischen Sinn für die Inschrift: 'Baba, der *** des *** **** setzte das Grabmal'.

Da beide Inschriften sich in der Form zusammengehörig erweisen, so mag es nicht befremden, dass das directe Object nur in der zweiten genannt ist, wie nur in der ersten das entferntere bezeichnet war. Zwei Männer, welche heilige Namen tragen, Ates und Baba, haben also vielleicht das Bauwerk gegründet; man darf um ihrer Namen willen vermuten, dass es Priester waren. Mit der Vermutung, dass die Erbauer hier ihre Namen eingezeichnet haben, begegnen wir der Meinung der frühesten Erklärer dieser Inschrift. Einiges auffällige behält es immer, dass die zweite Inschrift mit *sikeneman* directe Beziehung auf das Bauwerk nimmt, deren die erste Inschrift entbehrt. Ich gebe daher gern eine andere Vermutung zur Erwägung anheim, dass *sikeneman* in Beziehung zu dem in der Form verschiedenen armenischen *zkni* zu setzen sei und also vielleicht nur sagen wolle, dass Baba nach Ates sich

hier eingezeichnet habe: in der Bedeutung würde es dann zu dem *iati* von Nr. 11 Zeile 3 und *pe* oder *pei* von Nr. 13 Zeile 6 im Neuphrygischen stimmen.

Die dritte Inschrift (nicht mehr unmittelbar am Grabe befindlich, sondern wie die drei folgenden seitwärts in der Nähe versteckt, und zwar diese in einer kleinen Höhle), welche schon durch ihre verhältnismässig zahlreichen Varianten und die Zerstörung der Buchstaben am Ende wenig Vertrauen erweckt, gewährt gar keinen Anhalt zur Deutung und verrät wenig gewissenhafte Schreibung durch die schon erwähnte Verdopplung ΣΟΣΟΣ, welche ohne Zweifel Schuld des Steinmetzen ist. Nur das eine scheint mir gewiss zu sein, dass man das an der Spitze stehende AΣ⁝ als Pronomen der ersten Person fassen darf. Wir haben bei den neuphrygischen Inschriften erkannt, dass dort dasselbe Pronomen durch IOΣ, ЄIOC und wohl auch IΣ bezeichnet wurde. Dies aber entspricht einem ursprünglichen *as* und mit diesem Pronomen beginnt sehr wahrscheinlich unser Denkmal. Mordtmanns Vorschlag, dasselbe mit dem folgenden *tuatienis* zu einem Worte zu verbinden und darin dann den armenischen Namen für 'Gott' *astovads* (der nicht mit ihm aus *dêva*, sondern aus zendischem *açtvat* 'mit Sein begabt' zu erklären ist) zu finden, verbietet schon die ganz sicher verbürgte Interpunction nach AΣ. Dagegen ist es nicht ganz unmöglich, die letzte Silbe dieses zweiten Wortes mit Mordtmann als *miz* zu fassen und dem armenischen *mièds* 'gross' gleichzustellen, wenngleich bei der ununterbrochenen Schreibung des Ganzen die Annahme einer grammatischen Endung näher liegt.

Die folgenden drei Inschriften Nr. 4, 5 und 6 sind kurz und ihr Inhalt ebenso wenig zu erraten wie der der vorhergehenden. Die beiden ersten davon hat Mordtmann aufgefunden und nur mit Mühe abschreiben können: er bemerkt dazu, sie seien so geschrieben 'dass sie beide in der Richtung nach der Oeffnung des Grabes zu lesen sind, d. h. die Inschrift links geht von der Linken zur Rechten, die Inschrift rechts von der Rechten zur Linken'. In der vierten *bustrophedon* geschriebenen und durch das gleichzeitige Vorkommen von drei verschiedenen K auffälligen Inschrift erinnert uns das Wort *atamn*, wenn überhaupt so mit Mordtmann gelesen werden darf, an die schon besprochene Glosse bei Hesychius, der zufolge *ἀδαμνεῖν* im Phrygischen 'lieben' bedeutet. Den übrigen Inhalt, welchen Mordtmann gewonnen hat und zwar durch die seltsamsten Buchstabenveränderungen und Etymologien, vermag ich nicht wieder zu finden. Nach des Entdeckers Meinung gehören die Inschriften Nr. 4 und 5 zusammen und beziehen sich als eine auf eine geliebte Mutter, was mir wieder durch die Hinweisung beider auf die Grabesöffnung, wenn diese anders feststeht, zweifelhaft werden würde.

Das kleine Bruchstück Nr. 6 liefert vielleicht das aus dem Griechischen eingedrungene *βασιλεύς* als eine weitere im Phrygischen gangbare Bezeichnung des Königs; jedenfalls ist dies sicherer, als mit Mordtmann bei LAIAKIO an das gothische *hlaiv* 'monumentum' zu denken.

Die folgenden beiden Inschriften Nr. 7 und 8 bieten bei ihrer Kürze ebenfalls keinen bestimmten Anhalt zur Erklärung; doch ist die erstere dadurch interessant, dass sie in ihrem Satzbau zu den beiden Inschriften unter Nr. 1 und 2 stimmt, wie schon im Vorbeigehen bemerkt wurde. Sehr wahrscheinlich ist sie zu Anfang defect und es fehlt nach der Analogie jener andern beiden vollständigen Inschriften der Eigenname; BPA wird kaum als Rest oder Vertreter desselben gelten können, da sonst schwerlich die Interpunction fehlen würde, sondern es ist vielmehr mit MƧΓƧΓAIΣ⁝ als ein Wort zu betrachten und dies seiner Endung nach wie das schon besprochene *arkiaevais* und *nemevais* zu fassen. Seine auslautende Silbe

gais ist zu beachten, damit man nicht etwa das *v* des in den beiden andern Fällen erscheinenden *vais* für flexivisch halte. Wie schon erwähnt, ist IPOITA nach Nr. 2 zu *Proïtavos* zu ergänzen. Das folgende Wort, das erste der zweiten Zeile, ist wieder ganz dunkel; das andere AKAPAΓAΣ ΥΝ erinnert Steuart an *Agrigentum*, während Mordtmann zwar nicht ungeschickt aber doch nicht genau genug an das armenische *gièrièzman* 'Grabmal' denkt, dem *a* als ein ganz absonderlicher Artikel vorgesetzt sei. Den Beschluss macht das als *edaes* zu lesende ƐΛΛƐΣ.

Alle diese bisher betrachteten altphrygischen Inschriften Nr. 1—8 hält, so weit wir sehen können, ein gemeinsamer Charakter der Schriftzüge, die Gemeinschaftlichkeit des Fundortes und in einigen wichtigen Stücken Gleichartigkeit der Satzfügung zusammen. Ihnen stehen in scheinbar steiferer, etwas ungelenker Schrift, welche aber auch durch das mühselige Einhauen über und neben dem Monument verschuldet sein kann, die Zeilen unter Nr. 9 gegenüber. Wenngleich in ihnen nur das Ɛ und nicht mehr das vierstrichige Ɛ, aber wohl ein neues Lautzeichen Ψ vorkommt, und für einen Zweifler in ONOMAN, MATEPAN und ähnlichem stärkere griechische Einflüsse verraten sein könnten, so darf man doch ihr Zeitalter nicht erheblich später ansetzen, als das der Hauptinschriften Nr. 1, 2 und 7. Denn nicht allein erscheint das Wort *akenanogavos* hier zweimal genau in derselben Gestalt wieder, in welcher wir es dort fanden, sondern noch herscht auch hier die Bustrophedon-Richtung der Schrift, welche auch im wesentlichen noch den alten Charakter jener anderen Inschriften trägt; das Denkmal, dem sie ähnlich wie Nr. 1 und 2 dem ihrigen eingehauen sind, hat selbst mit dem benachbarten Midasgrabe die engste Verwandtschaft im Stil. Mordtmann hat die Inschrift in zwei zerlegt, ohne dass dafür ein entscheidender Grund beigebracht wäre; damit die ganze Anordnung derselben klar werde, ist sie auf unsrer Tafel in eine Skizze des Felsenbaues eingetragen. Was den Inhalt betrifft, so scheint dessen Entzifferung für Mordtmann nach seiner Versicherung nur 'wenig Schwierigkeiten' darzubieten; mir scheint aber fast nichts in diesen Zeilen, deren Satzgefüge gar nicht erkannt werden kann, festzustehen. Es ist in ihnen, so viel sehen wir freilich, eine Zahl von Eigennamen enthalten, die wir aber nicht leichtsinnig durch solche Wörter vermehren dürfen, die sich bis jetzt noch nicht an verwandte Spracherscheinungen haben anknüpfen lassen; ob aber diese Eigennamen Stämme, Städte oder — was das wahrscheinlichste bleibt, Personen bezeichnen, ist noch zu entscheiden. Die Beziehung auf eine Mutter schliesst, so lange sie überhaupt nicht sicher erkannt werden kann, nicht nothwendig den Begriff der Göttermutter aus. In der vierten unter dem Giebelfelde hinlaufenden Zeile kommt zu Anfang das merkwürdige FPEKYN vor, das seit Steuart wiederholt mit dem Namen der Phryger verglichen worden ist und mit seinem weicheren Digamma das B in der Namensform *Βρίγες* wiedergebend, durch sein K noch weiter von einem etymologischen Zusammenhange mit 'frei', dem es in der Bedeutung nach Hesychius entsprechen würde, abführt. *Materez* in Z. 2 und *Materan* Z. 3 kann 'Mutter' bedeuten. *Arezaztin* oder vielleicht auch *Arezaztim* Z. 3 ist bemerkenswerth durch sein Bildungssuffix, welches an die als phrygisch überlieferten Wortformen *Agdistis* und *Akristis* erinnert. Dass in den Buchstaben EFE zu Anfang des dritten Wortes der zweiten Zeile das armenische *iew* 'und' enthalten sei, ist nicht wahrscheinlich, da für das Vorkommen dieser Bindepartikel sonst wohl noch Gelegenheit in dieser Inschrift war. Das KΥPΣAΝEΣON: der Seitenlinie ist, wie wir bereits sahen, von Mordtmann nicht ohne Schein mit dem armenischen *gièrièzman* 'Grabmal' verglichen worden, indem freilich die

Endbuchstaben verändert werden mussten. In dem ΣΟΣΕ$AIT: der zweiten Zeile kann man mit Lassen sehr wohl eine reduplicierte Optativform sehen. Etwas auffällig ist das sehr häufige Vorkommen des Σ statt $ im Auslaut sicher flexivischer Silben.

Man sieht: es ist leider ausserordentlich wenig, was sich gerade über den alterthümlichen Theil unseres Themas, über die altphrygischen Inschriften sagen lässt, nur wenige grammatische Formen und sicher vergleichbare Wörter. Aber dieses wenige zusammengenommen mit dem, was die glücklicher Weise zweisprachigen neuphrygischen Inschriften an sprachlichem Material ergeben haben, berechtigt uns doch vollständig, in den Phrygern eine durchaus eranische Nationalität, nicht ein griechisch-barbarisches Mischvolk vorauszusetzen, und dies ist eine nicht unwichtige ethnographische Thatsache. Sie erschien uns begründet durch die überlieferten Glossen und die Sprache der Inschriften, soweit sie erkannt werden konnte. Bei der Betrachtung der ersteren liess ich einige beiseit, welche in dem jetzt gewonnenen eranischen Zusammenhange bedeutungsvoll werden. Hesychius führt neben einigen andern nicht weiter erklärbaren Angaben *Βαγαῖος* auch als Bezeichnung des *Ζεὺς Φρύγιος* auf, und hiezu vergleicht sich von selbst das echteranische *baga* der achämenidischen, das *bag* der sasanidischen Inschriften als Bezeichnung Gottes, ausserdem wohl nur in dem abgeleiteten armenischen *bagin* ('Altar') und im Slavischen erhalten. Und wenn derselbe Hesychius *Μαξεύς* als *ὁ Ζεὺς παρὰ Φρυξί* glossiert, so ist das in der Endung vielleicht eine Anähnlung an den griechischen Namen, im Kern aber entweder das alteranische *mazda* oder Ableitung von der Wurzel *maz* 'gross sein', die sich auch in dem armenischen Adjectiv *mièds* darstellt. Wir können noch weiter gehen. Wir dürfen auf Grund dieser Verwandtschaft der Phryger mit dem eranischen Volksstamme in den Sprachen desselben die Wurzeln aufsuchen, aus welchen die charakteristischen Namen Hyagnis, Marsyas, Midas, Gordios u. s. w. hervorgegangen sind. Hyagnis, dessen heilige Erinnerungen an dem ehrwürdigen Kelaenae haften, ist, wie Kiepert schon gelegentlich ganz treffend erklärt hat, aus eranisch *hu* 'gut' und arisch *agni* 'Feuer' zusammengesetzt, im Armenischen ebenfalls als mythischer Name in der wenig abweichenden Form *Vahagn* erhalten, das in dem armenischen Originaltexte des Agathangelos für den Herakles der griechischen Bearbeitung erscheint. Auch hier finden wir wieder in der Bezeichnung des Feuers durch einen dem indischen *agni* entsprechenden Ausdruck in diesem Eigennamen einen selbständigen Zug des Phrygischen gegenüber den andern eranischen Sprachen, welche (mit charakteristischer Ausnahme nur des kurdischen *agir*) dafür *âtar* und dessen Umbildungen verwenden. Der Sohn und Schüler des Hyagnis, Marsyas, trägt ebenfalls einen eranischen Namen, indem derselbe sich als eine assibilierte Form des älteren Martya ergibt, so dass hinter dieser Sage ein anthropogonischer Mythus verborgen sein könnte. Das Bruchstück einer ähnlichen alten Ueberlieferung mag in dem Namen Manis, der ein alter, trefflicher König gewesen sei, liegen, indem derselbe sofort an Manu und seine Ableitungen erinnert. Die hochberühmten Namen des Gordios und seines Sohnes Midas sind schon vorhin aus demselben Sprach- und Ideenkreise erklärt worden. Eine charakteristische Bedeutung hat in der Ueberlieferung der Name des unechten Sohnes des Midas, des Lityerses, welcher sich als die Personification des Schnitterliedes darstellt, gewonnen: vielleicht mag der erste Theil des Namens dem indischen *ṛitu* 'Jahreszeit', der andere einem *ṛiši* 'Tonweise' entsprechen, so dass das ganze 'Jahreszeiten-weise' bedeuten könnte. Wir sind schliesslich dazu berechtigt, manche Wörter, welche in einer kulturgeschichtlichen Verbindung mit Phrygien stehen, gerade aus diesem kleinasiatischen Sprachkreise zu erläutern. Es ist eine

bekannte Thatsache, dass das heilige, klagende Flötenspiel von Phrygien ausgegangen sei, und darum stimme ich Bötticher bei, das griechische *ἔλεγος* statt von einem unsinnigen *ἐ ἐ λέγειν* aus dem Armenischen zu erklären, in welchem, wie schon im Eingang hervorgehoben wurde, das Rohr, aus dem man Pfeifen schneidet, *elegn* heisst. Hierher wurde auch bereits das griechische *τύραννος* als aus einer vielleicht armenisch-eranischen Wurzel *tir* hervorgegangen gewiesen; auch das im Griechischen befremdliche *ἄναξ* fand hier sprachlichen und sagenhaften Zusammenhang, so dass es fast scheinen konnte, als sei in Phrygien der Name für den Herscher gebildet und dem Griechischen überliefert worden, aus welchem dafür das an versammeltes Volksthum erinnernde *βασιλεύς* kam. In gleicher Weise werden vielleicht noch einige andere wichtige Wörter und Bezeichnungen der kleinasiatisch-griechischen Kultur durch diese Vermittlung auf das eranische Gebiet zurückgeführt und aus diesem beleuchtet werden können.

Nach diesen Betrachtungen fällt es nicht mehr auf, wenn in Leben und Sitte der Phryger so vieles an Altpersien erinnert. Dieses Hervorheben des Ackerbaus und der Viehzucht, Verknüpfung der alten königlichen Ueberlieferung mit dem Bauernstande, das bis zur Androhung der Todesstrafe sich schärfende Verbot der Tödtung eines Ackerstiers, die sagenhafte Verherlichung des Erntegesangs: alle diese Momente stehen in dem Geiste des Avesta.

Was aber für die kleinasiatische Mythenentwicklung das wichtigste ist, scheint, um es kurz zu sagen, folgendes. Wenn die Phryger so sehr Eranier waren, dass sie mit den Armeniern auf eine Linie gestellt werden müssen, dann theilten sie mit ihnen ohne Zweifel den alten Besitz eranischer religiöser Anschauungen, sei es in ursprünglicher Reinheit (wie sie in der gewiss von einer sehr alten Sprachstufe her erhaltenen armenischen Bezeichnung Gottes als des durchaus Seienden, in *astovads* uns vorliegt), sei es nach sehr früher Ablösung von der gemeinsamen Heimat auch schon in Verwahrlosung, wie sie sich bereits in dem Priesterwesen von Medien und Westpersien kundgiebt. Daraus erklärt sich in einigen wichtigen Zügen der kosmische Charakter der phrygischen Religion. Er wird diesem Volke mit den übrigen Alteraniern gemeinsam gewesen sein, wenn er auch nicht überall den Höhepunkt wie im Avesta erreicht. Nehmen wir hierzu die Tendenz des altsemitischen Heidenthums, wie sie in der Nachbarschaft der Phryger durch Lyder und Karer vertreten sein mochte, die Tendenz, die treibende sowohl zeugende wie zerstörende Natur in ihrer elementaren Gewalt zu personifizieren; so werden uns jene entsetzlich orgiastischen Kulte der Cybele in Kleinasien und anderes hinlänglich erklärt.

Diese Kulturverbindungen und mehr allgemein geschichtlichen Resultate mögen dafür entschuldigen, dass die Inschriften sonst keinen bedeutenden Inhalt zu liefern vermochten. Vielleicht waren die Phryger vor Alters ein grossartiges Volk; vielleicht verdienten sie von Haus aus den herlichen Namen des altvedischen Heldenstammes der Bhrigu's oder nach anderer Deutung den eben so herlichen der 'Freien' zu führen und noch in später Zeit von Herodian als Verwandte der Römer durch Aeneas bezeichnet zu werden. Indes wir wissen nur, dass sie Sklaven waren. Aber nicht Völker von Sklaven, nur Völker von Männern hinterlassen der Nachwelt wichtige Denkmäler. Dagegen tritt uns doch noch in dem gesunkenen Zeitalter der neuphrygischen Inschriften ein eigenthümlicher Zug entgegen: die Sorge für Weib und Kind: Zeugnis genug, dass selbst in dem niedrigen phrygischen Sklavenwesen Sorge und Sinn für die Familie nicht erloschen ist.

Vorsitzender Dr. Franke:

Wünscht Jemand über den gehörten Vortrag das Wort? Herr Dr. Mordtmann hat sich erhoben.

Dr. Mordtmann:

Ich bin nicht aufgestanden, um das Wort zu verlangen. Um so weniger kann ich näher auf den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gosche eingehen, als ich verhindert war, denselben von Anfang an zu hören.

Präsident Dr. Franke:

Dann glaube ich im Namen der Versammlung Herrn Professor Gosche für seinen Vortrag herzlichen Dank aussprechen zu müssen. Die allgemeine Sitzung muss jetzt geschlossen werden, damit die der Sectionen beginnen können. Es ist noch eine Reihe von Vorträgen übrig, welche morgen in der letzten allgemeinen Sitzung, die um 9 Uhr beginnt, gehalten werden sollen. Die Tagesordnung ist in der Druckerei und wird wahrscheinlich noch diesen Morgen vertheilt werden.

Prof. Oppert aus Paris fragt an, ob die Tagesordnung nicht schon jetzt mitgetheilt werden könne.

Präsident Dr. Franke:

Ich will sofort bekannt machen, dass Herr Prof. Oppert einen Vortrag angemeldet hat, über irgend einen Gegenstand aus dem Kreis seiner Studien, z. B. über Keilinschriften. Dieser Vortrag wird mit auf die Tagesordnung für morgen gesetzt werden, aber natürlich zuletzt, weil er zuletzt angemeldet worden ist.

Schluss der allgemeinen Sitzung nach 10 Uhr.

Vierte allgemeine Sitzung am 2. October Vormittags 9 Uhr.

Der Vicepräsident Rector Dr. Dietsch eröffnete die Sitzung:

Hochgeehrteste Herren! Da mir mein College für die heutige Sitzung das Präsidium übertragen hat, habe ich zunächst mitzutheilen, dass unser Mitglied, Hofrath Dr. Döderlein in Erlangen, auf den Glückwunsch eine herzlich dankende Antwort ertheilt hat.

Bei der Festsetzung der heutigen Tagesordnung war uns durchaus nichts anderes geboten, als dass wir sämtliche Vorträge, die noch angemeldet waren, darauf setzten. Die Zeit wird es freilich unmöglich gestatten, dass diese Vorträge alle gehalten oder lange Discussionen daran angeknüpft werden. Denn später als ein Viertel oder halb 1 Uhr wird nicht geschlossen werden dürfen, da viele der Herren diesen Nachmittag noch Meissen verlassen. Ein Vortrag ist hinweggefallen, indem Prof. Oppert aus Paris schon gestern Abend abgereist ist. Was die übrige Tagesordnung betrifft, so ist von vielen Seiten der Wunsch geäussert worden, dass Hr. Prof. Dr. Schwabe aus Giessen mit seinem Vortrage über das Wiederauffinden des Catull beginne und darauf Prof. Dr. Lange aus Giessen, der ebenfalls nur $^1/_2$ Stunde in Anspruch nehmen wird, über die *Transitio ad plebem* spreche. Herr Dr. Bechstein hat sich entschlossen, seinen Vortrag über die Programmen-litteratur in den Verhandlungen zum Abdruck bringen zu lassen. Es würde dann die kurze be-

richtigende Bemerkung des Hrn. Prof. Dr. Linker aus Lemberg bezüglich der 16. Epode des Horaz sich anschliessen. Hr. Dr. Benseler würde endlich, wenn noch Zeit vorhanden wäre, über einige charakteristische Verschiedenheiten der griechischen und lateinischen Namengebung sprechen und einen heitern Schluss in unsere Versammlung bringen. Wenn die Versammlung dies genehmigt, würde ich zuerst unsern verehrten Freund Rector Eckstein, der von der Commission beauftragt ist, in ihrem Namen Bericht zu erstatten, ersuchen, das Katheder zu besteigen und über die von der Commission zu stellenden Anträge Vortrag zu halten.

Da Niemand gegen die Vorschläge über die Tagesordnung etwas einwendet, so besteigt Rector Prof. Dr. Eckstein die Rednerbühne und trägt folgendes vor:

Verehrte Herren! — Es hat sich bei der nun ihrem Ende sich zuneigenden Versammlung eine alte Erfahrung bestätigt und ein neuer Versuch sich leider als höchst misslich und bedenklich herausgestellt. Die alte Erfahrung ist diejenige gewesen, dass in kleinern Orten, ganz abgesehen von der Gastfreundschaft, die man an solchen Orten übt und mit freudigem Herzen übt, auch wir selbst immer enger und enger an einander uns anschliessen und dadurch einen Hauptzweck unseres Vereines, die persönliche Bekanntschaft und innigeren persönlichen Verkehr, erreichen. Das ist die erfreuliche Erfahrung, die wir hier gemacht haben. Aber wenig hat sich bewährt, was wir im vorigen Jahre in Augsburg beschlossen haben, nämlich nur an dem ersten und dem letzten Tage allgemeine Sitzungen zu veranstalten und die beiden dazwischen liegenden Tage den Sectionen zu überlassen. Die Praxis hat hier diese Bestimmung durchbrochen. Wir haben schon am dritten Tage eine allgemeine Sitzung in bester Form gehalten. Das, was wir gehofft hatten, die geehrten Mitglieder bis zum Schlusse festzuhalten, zeigt sich in diesem sehr gelichteten Kreise wenig bestätigt, und auf der andern Seite hat es sich als höchst bedenklich gezeigt, dass wir nicht regelmässig an jedem Tage eine allgemeine Versammlung gehalten haben. Ich denke, die Erfahrung wird uns wiederum darauf zurückbringen, dass wir an den alten einfachen Statuten unverbrüchlich festhaltend, uns vor allen unnöthigen Neuerungen hüten und in Folge dessen das Präsidium des neuen Ortes, nach welchem wir berufen werden, ersuchen, nach alter Form und Ordnung unsere Verhandlungen zu leiten. Die Wahl des Ortes, wohin wir nächstes Jahr unsern Fuss zu setzen Veranlassung erhalten sollen, ist eine schwierige in einer Zeit, wo unzählige Wanderversammlungen und grossartige Vereinigungen überall sich zusammenfinden und die Gastfreundschaft der Städte in einem ganz enormen Grade vielseitig in Anspruch genommen wird. Dennoch wenn wir in unserer Einfachheit nichts beanspruchen, selbst nach Kräften uns bemühen, in dem Sinne, in dem wir allein zusammenkommen, wissenschaftlich thätig zu sein und uns von allen geräuschvollen Vergnügungen fern zu halten, die grosse Kosten veranlassen, wird man uns überall, wohin wir uns wenden, freundliche Aufnahme gestatten. Es wäre für die nächste Versammlung wohl an der Zeit gewesen, einmal wieder eine preussische Stadt zu wählen; es sind auch Versuche in diesem Sinne gemacht worden, aber eine Antwort darauf ist nicht erfolgt, und da ist denn uns, die wir über die Wahl berathen haben, das freundliche Anerbieten gemacht worden, dass wir im nächsten Jahre in Hannover freundliche Aufnahme finden würden. Höchst willkommen ist dies uns gewesen, um so willkommener, als wir dann nach 25 Jahren einmal wiederum in das Land zurückkehren, das die Geburtsstätte dieser Vereinigung gewesen ist, nach Hannover. Darum ist auch bei uns kein Zweifel gewesen, Ihnen Hannover zu empfehlen, zumal wir dort auch diejenigen Männer finden werden, die vor allem durch genaue Kenntnis der Verhältnisse

unseres Vereins, ganz abgesehen von ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung, am geeignetsten sind, unsere Geschäfte zu leiten. Deswegen würden wir Ihnen als Präsidenten der nächsten Versammlung Herrn Director Ahrens und Herrn Archivar Dr. Grotefend in Hannover vorschlagen. Es ist aber auch noch ein weiterer Schritt bereits insofern geschehen, als die archäologische Section, die sich hier unter der Leitung Overbecks constituiert und an zwei Tagen ihre Sitzungen eifrigst gehalten hat, für das nächste Jahr Prof. Wieseler in Göttingen zu ihrem Vorsitzenden bestimmt hat. Das ist natürlich nur eine Mittheilung, für die wir sehr dankbar sein werden. Dann möchte ich noch vorschlagen, den Titel unseres Vereins für die 23. Versammlung desselben etwas abzukürzen und nur zu sagen: „23e Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner", denn meines Wissens sind doch die Orientalisten auch deutsche Philologen und die Germanisten erst recht — und dann können wir Ihnen einfach als Ort für die 23. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner Hannover und als Präsidenten Prof. Dr. Ahrens und Dr. Grotefend vorschlagen.

Vice-Präsident Dr. Dietsch:

Ich frage, ob Jemand über die gehörten Anträge der Commission zu sprechen wünscht.

Prof. Dr. Haase: Es sind mehrere Anträge gestellt worden, welche jedenfalls getrennt werden müssen. Der erste, welcher die in Augsburg gefassten Beschlüsse betrifft, verdient eine besondere Behandlung und Fragestellung, die in Bezug auf Ort und Vorsitz der nächstjährigen Versammlung mögen dann nachfolgen. Ueber den ersten Antrag wünsche ich zu sprechen.

Vice-Präsident Dietsch: Ich bin allerdings auch von vornherein der Ansicht gewesen, dass über die drei Anträge besonders debattiert und abgestimmt werden müsse, und ich denke, man wird dies in der Reihenfolge vornehmen können, wie sie in dem Vortrage vorlag. Deshalb bitte ich Herrn Prof. Dr. Haase das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Haase:

Meine Herren! Seitdem unsere Versammlung besteht, hat sich fortwährend ein Gegensatz kundgegeben zwischen den allgemeinen Versammlungen und der Neigung verschiedene Sectionen zu bilden. Die Gründer der Philologenversammlung, namentlich Thiersch, Rost und Andere, sind vom Anfange an sehr entschiedene Gegner der Sectionen gewesen und bei mehrern Gelegenheiten ist darüber eifrig debattiert worden. Dennoch trotz des Widerstrebens der ersten Mitglieder und Begründer sind allmählich einige Sectionen entstanden und haben einen sehr wechselnden Bestand gehabt mit Ausnahme der pädagogischen, die sich bisher am festesten und dauerndsten gehalten hat. Der Grund, welcher jene verdienten Männer bestimmte, gegen die Sectionen zu sein, war der, dass sie meinten, es würde sich die Versammlung allmählich zersplittern und das allgemeine Interesse, durch das sie verbunden sein sollte, verloren gehen. Es hat sich also die Gründung der Sectionen mit wechselndem Erfolge fortgesetzt, bis wir jetzt zu einer Art von Extrem gekommen sind, eigentlich zu dem, dass auf Grund der Augsburger Beschlüsse sich hier die Versammlung fast ganz zersplittern musste und die allgemeinen Versammlungen dagegen in den Hintergrund traten. Dies zu verhindern, das war die Absicht, die Thiersch und Andere hatten, und ich glaube, wir haben allen Grund, dies Bestreben anzuerkennen und wieder von neuem aufzufassen, gerade in unsern Tagen, wo die Neigung, sich zu zersplittern in alle möglichen Einzelnheiten, Besonderheiten und Einseitigkeiten, was man concentrieren nennt, immer mehr um sich greift und wo es sehr darauf ankommt, das allgemeine Band, das die ver-

wandten Fächer und Berufsgattungen verbinden soll, festzuhalten und aufs neue zu stärken. Ich bin deshalb sehr einverstanden mit dem Vorschlage, zur frühern Einrichtung wieder zurückzukehren, die Sectionen, soweit sie dauernden Bestand gewonnen haben, beizubehalten, aber ohne dass die allgemeinen Versammlungen beeinträchtigt werden. Indessen ist nicht zu leugnen, dass in Augsburg gute Gründe vorhanden gewesen sein werden, um einen so entscheidenden Beschluss zu fassen. Ich glaube, es hat dabei gewissermassen die Verzweiflung zu Grunde gelegen, immer für die allgemeinen Versammlungen eine genügende Anzahl von allgemein ansprechenden und interessanten Vorträgen zu erlangen, und wenn man dann sich in der Nothwendigkeit befindet, eben nur das zu nehmen, was sich nothdürftig bietet, wenn man zuweilen etwas weniger ansprechendes, weniger nützliches in die allgemeine Versammlung bringen muss, etwas das nur ein geringes und einseitiges Interesse hat, so ist die natürliche Folge, dass die allgemeine Versammlung selbst ihr Interesse verliert. Diese Noth um Vorträge haben ohne Zweifel alle, die je der Philologenversammlung vorgesessen haben, empfunden und es hat die Verlegenheit davon sich bis in die heutige Versammlung hinein immer auf sehr empfindliche Weise geltend gemacht. Da glaube ich nun, dass allerdings etwas geschehen müsse, um diesen Uebelstand zu beseitigen, ich halte aber den Beschluss, den wir darüber in Braunschweig gefasst haben, für das rechte Mittel. Dabei lag das Bedenken zu Grunde, dass man sich nicht so gänzlich dem Zufalle preisgeben sollte, sondern dass ein leitendes Comité im Laufe des Jahres für Vorträge sorgen sollte und dabei nicht sowohl zunächst an Personen, als vielmehr an Gegenstände zu denken, welche für die allgemeine Versammlung besonders angemessen sein möchten: solche Fragen, die gerade unsere Wissenschaft am meisten bewegen, und zwar möchten sie wirklich ganz allgemeiner Natur sein oder in das Gebiet einer einzelnen Section fallen, aber doch von der Art, dass sie das Interesse der Gesamtheit unserer Versammlung in Anspruch nehmen könnten. Wenn das Comité sich dann darüber verständigte, solche Gegenstände, solche in der laufenden Bewegung unserer Studien besonders interessante Gegenstände, zu bestimmen, so würden sich die Männer auch bald ergeben, von denen Alle wünschen würden, dass sie gerade über diesen oder jenen Gegenstand zu uns reden möchten, und man würde sich an diejenigen zu wenden haben, die am meisten befähigt sind, den einen oder andern Gegenstand zu behandeln. Ich will nun nicht einen Antrag stellen, diesen Beschluss zu erneuern, denn er besteht eigentlich noch, oder ein neues Comité dazu zu wählen, ich glaube aber, dass es sehr rathsam ist, wenn die Versammlung, indem sie ihre Verwerfung des Augsburger Beschlusses ausspricht, wozu ich sehr rathen würde, es in dem Sinne thut, dass der Präsident der nächstjährigen Versammlung sich Mühe geben möchte, in Vereinigung mit den früheren Comitémitgliedern und andern, die ihm dabei behülflich sein könnten, in angegebener Weise für Vorträge und deren zweckmässig gewählte Gegenstände zu sorgen.

Rector Eckstein (vom Platze aus):

Zunächst möchte ich nur meinem Freunde Haase sagen, dass der Augsburger Beschluss nicht aus Noth und Verzweiflung über Gegenstände, die in der allgemeinen Sitzung zur Sprache gebracht werden könnten, Vorträge zu erhalten hervorgegangen ist. Das ist nicht der Fall, er war einfach ein Mittel, grossartige Pläne über eine feste Organisation des Vereins, namentlich eine dauernde Mitgliedschaft u. dergl., die vom Geh. Rath Firnhaber vorgeschlagen waren, vorläufig zu beseitigen, weil wir uns unmöglich entschliessen konnten, diese freie Wanderversammlung dadurch zu fixieren, dass wir eine förmliche Mitgliedschaft

darin constituierten. Um also diesem grösseren Uebel entgegenzutreten, ist das kleinere Uebel gewählt worden, und dass es ein Uebel war, haben wir im reichsten Maasse empfunden und daher ist der Antrag gekommen. Das Braunschweiger Comité war vortrefflich in der Idee, die Sache ist aber nur die, dass dann um so weniger geschieht, weil ein jeder sich auf die 11 oder 12 andern im Comité verlässt und schliesslich die ganze Last dem Präsidium anheimfällt. Freilich in dem Sinne stimme ich meinem Nachbar bei, dass dem Präsidium der nächstjährigen Versammlung, das ohnehin mit den persönlichen Verhältnissen unseres Vereines bekannt ist, freie Hand gelassen und die ganze Last der Sorge um geeignete Vorträge auf die etwas schmalen Schultern unseres Freundes Ahrens und auf die sehr breiten Grotefends geladen werde und dass man ihnen ans Herz lege, in diesem Sinne thätig zu sein.

Dir. Dr. Ahrens aus Hannover:

Ich wollte das geehrte Präsidium um eine Auskunft zunächst bitten. Wie ist es denn mit der Versammlung der Orientalisten und Germanisten? So viel ich von früheren Theilnehmern weiss, haben sich die Orientalisten gleich so constituiert, dass sie nicht als Section zu betrachten sind, sondern neben der Versammlung stehen. Ursprünglich war die Meinung die, dass die Verhandlungen alle gemeinschaftlich sein sollten, dann dass diese gemeinschaftlichen Versammlungen den Mittelpunkt bilden und die Sectionsverhandlungen ausserhalb der Zeit, welche für die gemeinschaftlichen Verhandlungen bestimmt ist, stattfinden sollten. Wenn ich aber nicht irre, haben die Herren Orientalisten sich durchaus nicht daran gehalten, sondern ihre Versammlungen zu gleicher Zeit mit den allgemeinen gehalten. Ist es bisher auch mit den Germanisten so gewesen?

Rector Dr. Eckstein:

Die Germanisten haben sich nach Kräften bemüht, ihre Versammlungen so anzusetzen, dass sie nicht mit den allgemeinen zusammenfielen und ihre Mitglieder diesen letztern beiwohnen konnten. Die Orientalisten constituieren sich selbstständig, wie jede Section. Das Präsidium hat für sie nur insoweit zu sorgen, dass die Herren ein Local finden, in dem sie in Hannover zusammen treten können. Weitere Sorgen sind nicht erforderlich und in dieser Beziehung braucht das Präsidium keine Angst zu haben; bis über's Jahr ist dazu Zeit die Hülle und Fülle.

Vice-Präsident Dietsch:

Ich sehe mich hier veranlasst eine Bemerkung zu machen. Da die Herren Orientalisten uns in Kenntnis gesetzt hatten, sie wollten aus dem Titel der Versammlung wegbleiben und unter den deutschen Philologen mit begriffen sein (mehrseitiges Bravo!), so haben schon wir zur Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eingeladen.

Prof. Dr. Bursian aus Tübingen:

Ich wollte nur kurz ein Paar Worte bemerken. Es scheint mir von besonderer Wichtigkeit, worauf Prof. Haase hingewiesen hat, dass nämlich das lose Band zwischen den Sectionen und der allgemeinen Versammlung, das fast gar keines mehr ist, möglichst etwas enger gezogen werde. Die Berechtigung der Sectionen ist nicht abzuleugnen; andererseits aber gehen die Sectionssitzungen so ausserhalb der allgemeinen Versammlung, dass wer nicht an den Sectionssitzungen Theil nimmt, nicht weiss, was dort verhandelt wird, dass recht eigentlich die ganze Versammlung in eine Masse kleiner Versammlungen auseinander geht. Ich will in dieser Beziehung nicht einen Antrag stellen, sondern nur dem Präsidium

zur Erwägung geben, ob es nicht wünschenswerth sei, dass es wie früher gehalten werde, von 8—10 die Sectionssitzungen und von da die allgemeinen Versammlungen stattfinden. Wenn jeder Vorsitzende der einzelnen Section bei Beginn der allgemeinen Sitzungen ganz kurz den Anwesenden Mittheilung davon machte, was in den Sectionen verhandelt worden sei, so würde dadurch ein Zusammenhang des einzelnen mit dem ganzen und eine Unterordnung dessen, was in den einzelnen Sectionen geschieht, unter die allgemeine Versammlung constituiert und festgehalten. Die allgemeine Versammlung ist berechtigt und hat ein Interesse zu erfahren, was die Sectionen thun, andererseits hat man nicht die Lust allen einzelnen Verhandlungen, wie sie in den Sectionen gepflogen werden, beizuwohnen, man kann daher auch nicht verlangen, dass man in die eine oder andere geht. Durch solche Mittheilungen wird das lebendige Bewusstsein der Zusammengehörigkeit recht wach erhalten, das Bewusstsein, dass, soviel wir uns in Sectionen zersplittern, wir mit allen Sectionen nur die allgemeine Alterthumswissenschaft zu fördern streben, und dass es die Aufgabe der Sectionen ist, gewisse Resultate zu Tage zu fördern, von denen Alle, die sich zu den deutschen Philologen rechnen, Gebrauch machen.

Vice-Präsident Dietsch:

Ich richte an die Versammlung die Frage, ob noch jemand das Wort begehrt.

Dir. Dr. Ahrens:

Ich möchte den Wunsch daran knüpfen, dass im voraus bis zum Abend vorher von den Sectionen immer bestimmt mitgetheilt werde, was am folgenden Tage auf ihre Tagesordnung kommen solle.

Vorsitzender Dietsch:

Wir haben uns hier darum bemüht, aber den Zweck nicht erreichen können. Ohnehin sind wir bei den Verhältnissen des Orts verhindert gewesen, durch rasche Druckförderung die Tagesordnungen immer zur gewünschten Zeit bekannt zu machen.

Rector Dr. Eckstein:

Ich möchte hier eine alte Einrichtung empfehlen, die uns an vielen Orten höchst förderlich gewesen ist, nämlich den Druck eines Tageblatts für die Zeit der Versammlung. In dem Tageblatte werden alle betreffenden Mittheilungen gemacht, im Tageblatte werden die Verzeichnisse der Mitglieder schnell gedruckt, im Tageblatte können auch sonstige Bekanntmachungen erlassen werden, für Abende u. dergl., so dass jeder am Morgen, wenn er in die Sitzung kommt, weiss, was ihm an diesem Tage bevorsteht, dass er au fait ist. Es ist das an vielen Orten, in Berlin, Darmstadt u. s. w. geschehen, und hat uns wesentliche Dienste geleistet. Namentlich da wir nun nach einer grossen Stadt kommen, wird es fast ein dringendes Bedürfnis sein, in dieser Weise für unsre Interessen zu sorgen.

Vorsitzender Dietsch:

Wenn niemand weiter das Wort ergreift, so würde ich zur Abstimmung schreiten. Es ist zunächst der Antrag gestellt worden, die Augsburger Beschlüsse für die nächste Versammlung wieder zu beseitigen. Ich ersuche die Herren, die gegen diesen Antrag sind, sich zu erheben.

Es haben sich nur zwei Mitglieder erhoben.

Gegen 2 Stimmen ist also der Antrag angenommen.

Der 2. Antrag bezieht sich auf die Wahl Hannovers zu unserem Versammlungsort. Ich bitte auch hier die Herren, die gegen Hannover stimmen, sich von ihren Sitzen zu erheben.

Dir. Dr. Ahrens:

Ich bitte vorher um's Wort, um ein Misverständnis zu beseitigen. Freund Eckstein drückte sich vorher so aus, als wäre eine Einladung von Hannover aus erfolgt. Dieses Sachverhältnis ist jedoch nicht ganz richtig. Ich zweifle nicht, dass eine solche erfolgt sein würde, wenn man vorher hätte anfragen können. Das ist aber nicht möglich gewesen, da vorher kein bestimmtes Augenmerk auf Hannover gerichtet war. Ich glaube aber garantieren zu können, dass von der Stadt Hannover die Versammlung mit Freuden begrüsst werden wird. Ich zweifle auch nicht daran, dass von Seiten der Regierung und unsers allergnädigsten Königs nicht allein keinerlei Bedenken stattfinden werden, sondern dass auch gewiss alles geschehen wird, um die Versammlung zu unterstützen. Ich kann aber natürlich nicht dafür einstehen.

Dr. Eckstein:

Dies ist auch gar nicht nöthig. Denn statutengemäss hat das Präsidium dafür zu sorgen, erst nach seiner Wahl die Genehmigung der betreffenden Behörden einzuholen. Ob es anderwärts anders geschehen ist, weiss ich nicht, nach den Statuten braucht es erst nachher zu geschehen.

Vorsitzender Dietsch:

Da niemand mehr das Wort begehrt, so ersuche ich diejenigen, die gegen Hannover stimmen, sich von ihren Plätzen zu erheben!

Ich sehe Niemanden, Hannover ist also einstimmig gewählt worden.

Es wäre nun noch die vorgeschlagene Wahl unsres Freundes Ahrens zum Präsidenten und des Archivar Dr. Grotefend zum Vice-Präsidenten übrig.

Sollte jemand in der Versammlung sein, der die beiden Herren nicht wünschte, so bitte ich ihn, sich zu erheben (Niemand erhebt sich). Die Vorschläge sind allgemein und einstimmig angenommen.

Dir. Dr. Ahrens:

Mein Freund Eckstein hat bereits sehr richtig es bezeichnet, dass meine Schultern etwas schwach sein werden, die Last zu tragen, die auf sie gelegt ist. Aber ich hoffe gerade, dass die Unterstützung meines Freundes Grotefend mich mehr befähigen wird, den Hoffnungen zu entsprechen, die auf das Präsidium gestellt sein müssen. Ich werde mich bemühen, auch von anderer Seite her alle nöthige Unterstützung zu gewinnen und bitte recht dringend, dass von Seiten der Versammlung alle Nachsicht gewährt werde, sowohl im voraus als während der Versammlung.

Diese Unterstützung kann nach dem, was vorhin auseinander gesetzt worden ist, auch namentlich darin stattfinden, dass recht gediegene und interessante Vorträge zeitig für die Versammlung angemeldet werden, worum ich recht dringend und freundlich bitte.

Rector Dr. Eckstein:

Ich möchte dagegen protestieren, dass ich meinem Freunde Ahrens „schwache Schultern" zugeschrieben haben soll. Das wäre unverschämt gewesen! schmale Schultern habe ich gesagt! (allgemeine Heiterkeit.)

Vorsitzender Dietsch:

Wir können nunmehr in der Tagesordnung weitergehen und ich würde deshalb Herrn Professor Dr. Schwabe aus Giessen ersuchen, uns seinen Vortrag zu halten.

Professor Dr. Schwabe hält folgenden Vortrag:

Die Wiederauffindung und erste Verbreitung Catulls im vierzehnten Jahrhundert.

Hochgeehrte Versammlung!

Je grössere Wichtigkeit die Philologie seit Lachmann der Sichtung der handschriftlichen Hilfsmittel beilegt, um der unverfälschten Ueberlieferung der alten Schriftwerke möglichst nahe zu kommen: desto mehr Reiz hat es auch die Geschichte und Schicksale der einzelnen Handschriften zu erforschen. Denn nicht selten ist uns dabei das Glück so günstig, dass wir ohne den innern Werth unserer Hilfsmittel erst prüfen zu müssen schon bei der geschichtlichen Betrachtung der äusseren Ueberlieferung sichere Grundlagen zur Textgestaltung sich ergeben sehen. Dieser Fall findet auch bei Catull statt, wie ich durch eine Ausführung: Ueber die Wiederauffindung und erste Verbreitung desselben im vierzehnten Jahrhundert zur Anschauung zu bringen hoffe. — Möchten Sie mir denn Ihre gütige Aufmerksamkeit für einen kurzen Blick in jene ewig denkwürdigen Zeiten des Wiederauflebens der klassischen Studien in Italien schenken, und meinen Versuch, die Kenntnis genannten Gegenstandes unter dankbarer Verwerthung der Vorarbeiten berichtigend zu ergänzen, mit Ihrem nachsichtigen Wohlwollen begleiten! —

Die Betrachtung der handschriftlichen Ueberlieferung[1]) von Catull's Buch führt mit Sicherheit zu dem Schlusse, dass alle bekannten Handschriften von einer einzigen schon in ganz bestimmter Weise verderbten Vorlage abstammen. Dieselbe war nicht mehr in Capital- oder Uncialschrift, sondern schon in einer schwierigen Minuskel geschrieben und daher kaum älter als etwa das siebente Jahrhundert. Auf der anderen Seite sind spätestens im neunten Jahrhundert durch ihre Vermittlung catullische Gedichte verbreitet worden. Diese Urschrift lag wahrscheinlich in Frankreich. Es flossen aus ihr, so viel ersichtlich, zwei geschwisterliche, nicht gleich vollständige Abschriften. Von der einen unvollständigen erhalten wir nur einmal eine Mittheilung, welche eben dieselbe Heimat bekundet[2]). Von der anderen vollständigen Abschrift hören wir zwar erst später als von der ersten, dafür entschwindet sie aber auch nicht unseren Blicken nach der ersten Erscheinung wie jene: vielmehr lässt sich ihre Geschichte, wenn auch nicht in ungestörtem Zusammenhang, so doch mit genügender Deutlichkeit bis zu dem Punkt herab verfolgen, wo von ihr, der jetzt auch wie die Urschrift längst verlorenen, der ganze Vorrath unserer heutigen Handschriften unmittelbar und mittelbar abgeleitet worden. Diese zweite Abschrift hat, so weit wir rückwärts sehen können, immer in Italien, immer in der Heimat des Dichters, ja sogar in seiner Geburtsstadt gelegen.

Ihren ersten Schicksalen gilt unsere Untersuchung.

Die erste Erwähnung dieser veronesischen Mutterhandschrift hat Maffei[3]) nachgewiesen. Sie findet sich in einer Predigt[4]), welche der Bischof Rather von Verona daselbst im August

---

1) Vgl. Haupt's quaest. Catull. p. 2—8, Heyse z. seiner Uebersetzung S. 279—282, v. Leutsch in Gött. Gel. Anz. 1855 S. 1975—1978, P. Böhme's quaest. Catull. (Bonn 1862) p. 23 ff.

2) Die Abschrift des 62sten Gedichts in der bekannten Handschrift de Thou's nr. 8071 saec. X zu Paris.

3) Verona illustrata. (Mil. 1825) II 32.

4) de Maria et Martha c. 4. Opp. p. 639 Ball: *quid de me dicere ualeo, quid ualeo cogitare, — et ut turpia subsilens honesta solum, prohibita scilicet, depromam — si in lege dei, ut debitorem me fore non nescio, die non meditor ac nocte, Catullum numquam antea lectum, Plautum quando iam olim lego lectum, musicam quando saepe rogatus expono.*

965 gehalten hat. Er sagt darin, dass er Catull gelesen. Er hatte, wie v. Leutsch[1]) aus der Art seiner Erwähnung richtig geschlossen, den verschollenen Dichter, der ihm, dem für lateinische Litteratur sehr eifrigen Manne, auf seinen Irrfahrten bis dahin noch nirgends aufgestossen war, unter den reichen Bücherschätzen Verona's kurz vor jener Predigt gefunden. Nicht aber hatte Rather jenen Catull aus seiner Heimat Frankreich nach Verona gebracht und dort später zurückgelassen[2]). So erwünscht uns diese Auffassung deshalb wäre, weil sie die Möglichkeit böte auch die zweite Spur, welche nach der Urhandschrift führt, wie die erste nach Frankreich als ihrer Heimat zurück zu leiten, so muss sie doch als unvereinbar mit den Worten Rathers zurück gewiesen werden.

Es lag also im zehnten Jahrhundert eine Abschrift von Catulls Buch in der Vaterstadt des Dichters, die ja auch die natürlichste Pflicht hatte die nugae ihres berühmten Sohnes zu bewahren. — Aber die Nachricht, die uns über die veroneser Handschrift Rather mittheilt, bleibt für eine lange Zeit die einzige. Ueber 300 Jahre hören wir nichts von Handschriften oder selbständiger Lesung Catulls. Weder Johann von Salisbury las ihn — den einen Vers, den er anführt, hat er aus zweiter Hand, aus Martianus Capella[3]) — noch Vincenz von Beauvais. Auch erwähnt ihn nicht Hugo von Trimberg im registrum multorum auctorum, ebensowenig Dante im vierten Gesang der Hölle. — Doch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts finden sich wieder Spuren seiner Lesung, welche jedoch in so fern an die Rather'sche Mittheilung anknüpfen, als sie alle ohne Ausnahme gleichfalls auf Verona als Fundort hinweisen.

Vor allem sind hier die Andeutungen jenes bekannten, so oft besprochenen Epigramms[4]) zu erwägen, welches sich in vielen Catullhandschriften findet. Es feiert die Wiederauffindung von Catulls Buch und meldet uns, dass ein Landsmann (*compatriota*) den Dichter, dessen Licht so lange unter dem Scheffel gestanden (*cuius sub modio clausa papyrus erat*), aus der Unterwelt, wohin er verschlagen gewesen (*longis a finibus exul*), in die Heimat (*ad patriam*) zurückgebracht habe. Der Name des Finders ist künstlich versteckt im zweiten Distichon: *Scilicet a calamis, tribuit cui Francia nomen Quique notat turbae praetereuntis iter.* Darin, so lange bis ein glücklicher Blick das etwa verborgene Rätsel löst, 'Thorschreiber Francesco' zu erkennen, ist gewiss das einfachste und darum auch das gerathenste. —

Wann aber und von wem ist dieses Epigramm verfasst? Ohne Namen des Verfassers findet sich jenes Gedicht in den meisten derjenigen Handschriften, welche es überhaupt haben. Manche schreiben es Guarino aus Verona zu. Das aber erweist sich schon durch einfache Betrachtung der Zeitverhältnisse als Fälschung. Denn da die 1375 geschriebene Handschrift von St. Germain das Epigramm enthält, so kann es selbst nicht jener älteste Guarino, der hochberühmte Wiedererwecker der griechischen Litteratur in Italien[5]), geschrieben haben,

---

1) a. a. O. S. 1975.

2) Wie O. Ribbeck (Catullus. Kiel 1863 S. 5) andeutet.

3) Schaarschmidt Rhein. Mus. XIIII 210.

4) *Ad patriam uenio longis a finibus exul.*
causa mei reditus compatriota fuit:
scilicet a calamis, tribuit cui Francia nomen
quique notat turbae praetereuntis iter.
quo licet ingenio uestrum celebrate Catullum,
cuius sub modio clausa papyrus erat.

5) Maffei Verona illustr. II 142—162.

da dieser erst 1370 geboren ist. Den wahren Verfasser nennt allein von allen die älteste von allen heute noch erhaltenen, die eben erwähnte Handschrift von St. Germain, jetzt in Paris (nr. 1165), und zwar in folgender Ueberschrift: *Versus Domini Benvenuti de Campesanis de Vicentia de resurrectione Catulli poetae Veronensis.* Es ist J. G. Meinert's[1]) Verdienst diese Aufschrift sowohl als auch die subscriptio jener Handschrift — beides war von Sillig in seiner Beurtheilung der Lachmann'schen Ausgabe[2]) mitgetheilt worden — zuerst für unsern Zweck verwerthet zu haben. Er machte darauf aufmerksam, dass jener Benvenuto de Campesanis im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts gelebt habe und als Dichter rühmlichst bekannt gewesen sei. *Poeta et scriba mirabilis* heisst er bei Wilhelm von Pastrengo, einem Manne, von welchem wir bald genauer werden reden müssen, und *uir eloquentissimus et poeta excellens* nennt ihn der Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, Baptista Pajarino. Eben dieser theilt uns die fünf ersten Verse eines epischen Gedichtes mit, welches Campesani zur Feier einer Waffenthat seines Gönners Can Grande della Scala von Verona 1312 geschrieben. Dies ist wichtig als die für uns früheste Erwähnung der Thätigkeit Campesani's. Sein Todesjahr ist streitig und die Untersuchung darüber zu kleinlich und verwickelt, als dass ich Sie damit behelligen dürfte. Nach meiner Meinung ist nur zwischen 1326 und 1330 die Wahl möglich. Aus der Abfassung jenes Epigramms durch Campesani ergiebt sich also, dass Catulls Buch zwischen 1300 etwa und 1330, beziehungsweise 1326, aufgefunden worden ist. Genaueres über die Zeit der Auffindung lässt sich nicht gewinnen. Meinert wollte sie vor 1314 setzen, weil ein Zeit- und Kunstgenosse Campesani's, Mussato von Padua, in einem damals verfassten Gedicht 'der Lesbia Catulls und der Scherze ihres Sperlings' Erwähnung thut: allein Mussato schöpfte, wie Haupt[3]) sah, aus abgeleiteter Quelle, aus Martial. — Aber wo fand denn jener 'Thorschreiber Francesco' Catull? Ohne Zweifel in derselben Stadt, wo er vor 300 Jahren schon einmal gefunden worden. Darauf weist Alles hin. Ein Landsmann (*compatriota*) war es, wie das Epigramm besagt, durch welchen der wiederauferstandene Catull in die Heimat (*ad patriam*) zurückkehrte. Werden wir zweifeln dürfen, eingedenk der von Rather zu Verona entdeckten Handschrift, dass ein Veroneser zu Verona eben diese, die längst wieder verschollene, von neuem aufgefunden habe? — Auf keinen andern Fundort führt uns auch die Erwägung über den Verfasser jenes Epigramms. Denn Campesani, aus Vicenza in nächster Nähe Verona's gebürtig, lebte zu Verona selbst als Hofdichter in glänzender Stellung. Was war natürlicher als dass, nachdem jener 'Thorschreiber Francesco', auch so zu sagen eine amtliche Persönlichkeit, jenen Fund gemacht und Campesani mitgetheilt, dieser gerade in seiner Stellung sich berufen fühlte zur Ehre seines Mitbürgers und seiner neuen Heimat jene Verse zu dichten: welche der glückliche Finder, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellen wollte, unter das letzte Gedicht des Büchleins einzutragen nicht versäumte. Zu Verona also wurde Catulls Buch spätestens 1330 oder 1326 wieder aufgefunden.

Verfolgen wir das fernere Schicksal desselben, so müssen wir zunächst eines Mannes gedenken, der, wie gleichfalls Maffei[4]) zuerst bemerkt hat, auch schon im vierzehnten Jahr-

---

1) Wiener Jahrbücher Bd. 54 (1831) Anzeigebl. S. 1—17.
2) Jahn's Jahrb. f. Phil. XIII 269.
3) quaest. Catull. S. 5.
4) a. a. O. S. 32.

hundert Catull gelesen: ja der uns sogar die beiden ersten Verse des ersten catullischen Gedichts mit treuer Bewahrung der Fehler fast ganz so mitgetheilt hat, wie sie in der veronesischen Mutterhandschrift müssen geschrieben gewesen sein. Das ist jener eben erwähnte Wilhelm von Pastrengo, so genannt von seinem Geburtsdorfe bei Verona, der etwa von 1295 bis 1365 lebte, zu Verona seinen ständigen Wohnsitz hatte und daselbst allmählich Notar, Richter und Syndicus wurde, letzteres schon 1337. Das hohe Ansehn des Mannes bezeugen ausserdem mehrere Gesandtschaften in schwierigen und wichtigen Staatsangelegenheiten, zu welchen ihn das Vertrauen der Herren della Scala zu Verona berufen. Dieser schrieb zwei Schriften de uiris illustribus und de originibus rerum ungewiss wann, doch brauchen wir ihre Abfassungszeit sicherlich nicht später als 1335 — 40 anzusetzen. Aus diesen Schriften, die nur einmal gedruckt[1]) und heute ausserordentlich selten sind, hat Haupt[2]) die Stellen mitgetheilt, in denen Pastrengo Catulls gedenkt. Es sind ihrer vier. Die eine Stelle über Mamurras, jenes Günstlings Cäsars, Prunk mit marmornen Säulen hat er aus Plinius[3]) genommen, der selbst schon auf jenes giftige Gedicht Catulls: *Quis hoc potest uidere, quis potest pati* hingewiesen und einen Vers daraus ziemlich wörtlich angeführt hat: aber Pastrengo hat, was Plinius sagt, gründlich verwirrt und sich nicht die Mühe genommen die Stelle in der Handschrift aufzusuchen: sie steckte freilich mitten im Buche und war noch dazu wegen der Verderbnis *Nam murram* für *Mamurram* schwer zu finden. Dagegen konnte er folgendes nur aus eigner Ansicht schreiben: *Catullus, Veronensis poeta, Ciceronis coaetaneus, librum uario metrorum genere exaratum, multa iocosa et placita continentem scolasticis legendum tradidit.* Jene Worte *Ciceronis coaetaneus* schrieb Pastrengo gewiss mit Bezug auf Gedicht 49 *Disertissime Romuli nepotum Quot sunt quotque fuere, Marce Tulli.* Die beiden noch übrigen Stellen enthalten Anführungen aus dem ersten Gedicht, welches am natürlichsten zur Benutzung einlud; die eine bezieht sich auf die Verse 5—7, welche von keinem alten Schriftsteller mitgetheilt werden; die andere spricht vom Bearbeiten der Bücher durch Bimsstein mit den Worten des Isidorus[4]), der selbst schon die beiden ersten Verse angeführt hat. Eben dieselben schreibt auch Pastrengo aus, aber mit folgenden Lesarten: *Qui* (nicht *Quoi*) *dono lepidum nouum libellum Arrida* (nicht *Arido*) *modo Punicae* (nicht *pumice*) *expolitum.* Hier beweisen, wie Haupt erkannt, die drei Lesarten *Qui, arrida* und *Punicae* unwidersprechlich, dass Pastrengo von seinem Gewährsmann Isidorus, der *Cui, arido* und *pumice* liest, abgesehen und aus der alten heimatlichen Catullhandschrift geschöpft hat. Dass diese *Qui* gehabt, ist unbestreitbar, ferner sehr wahrscheinlich, dass in ihr *punice* und *arrido* mit doppeltem *r* geschrieben war. Das Femininum *arrida* aber fand Pastrengo gewiss nicht in der Catullhandschrift, sondern entnahm es wohl aus Servius, welcher Catull den weiblichen Gebrauch des Wortes *pumex* beilegt[5]). Dass wenigstens Pastrengo der Mann dazu war die betreffende Stelle des Servius zur rechten Zeit im Kopf zu haben, möchte man aus den Worten Tiraboschi's schliessen, der von seinen Werken als glänzenden Zeugnissen einer unaufhörlichen

---

1) unter diesem Haupttitel: De originibus rerum libellus authore Gulielmo Pastregico Veronense. Venedig 1547 bei Michel Ang. Biondo.

2) Quaest. Cat. S. 5—6.

3) H. n. XXXVI 6 48.

4) Orig. VI 12 3 p. 197.

5) zu Vergils Aen. XII 587.

unermesslichen Lectüre spricht[1]). — Es ist offenbar, dass diese Erwähnungen von Catulls Buch durch den zu Verona wohnhaften Schriftsteller mit grösster Sicherheit auf die in Verona aufgefundene Handschrift zurückführen.

Aber noch mehr! Durch eben dieselbe veronesische Handschrift und durch denselben Pastrengo ist auch die Bekanntschaft Franz Petrarca's mit Catull vermittelt worden. Dass dieser Mann, der, wenn auch die Nachwelt so gering wie er selbst von seinen italienischen Dichtungen dächte, doch wegen seiner Verdienste um die neue Belebung der klassischen Wissenschaften im dankbaren Gedächtnis der Philologie ewig fortleben würde, dass Petrarca Catulls Buch gekannt und schon frühe gekannt hat, ist jetzt durch eine Briefstelle, welche Heyse mitgetheilt[2]), ausser Zweifel gesetzt. Früher musste es trotz aller inneren Wahrscheinlichkeit, trotzdem dass Petrarca Catull noch ein paarmal erwähnt, ungewiss bleiben, da diese Erwähnungen auf abgeleiteten Quellen beruhen können. Im Jahre 1347 aber, als er in dem Traume befangen war, Cola di Rienzi würde die alte Römerherlichkeit auf dem Capitolium wieder herstellen, schrieb Petrarca von Avignon an den redegewaltigen letzten Tribunen: *Eloquio te dicunt Ciceronem, ad quem Catullus Veronensis ait 'Disertissime Romuli nepotum'*. Da dieser catullische Vers von keinem alten Schriftsteller erwähnt wird, so bezeugt er eine wirkliche Lesung. So hatte denn schon vor 1347 Petrarca Catulls Buch kennen gelernt: unter den vielen denkbaren Möglichkeiten über die Art, wie diese Bekanntschaft bewerkstelligt worden, sind nur zwei wahrscheinlich. Entweder erhielt Petrarca durch Pastrengo abschriftlich Mittheilungen aus der Handschrift, oder Petrarca selbst sah in Verona das Buch und machte sich daraus Auszüge. Dass Pastrengo jenen Gefallen Petrarca erwiesen, wäre natürlich genug, da, wie der Briefwechsel derselben bezeugt, beide Männer sowohl die herzlichste Freundschaft als auch die gleiche Liebe zum klassischen Alterthum verband. Trotzdem stehe ich nicht an es für wahrscheinlicher zu halten, dass Petrarca selbst in Verona, wenn auch durch Vermittlung Pastrengo's, Catulls Buch gesehen und gelesen habe. Und es lässt sich noch die Zeit ermitteln, wann dies geschehen sein muss. Dass es vor 1347 geschehen, beweist der Brief an Rienzi. Andererseits muss es nach Ostern 1341 gewesen sein. Denn unmittelbar darauf, als er an jenem Feste auf dem Capitolium mit dem Dichterlorber gekrönt worden, kam Petrarca (abgesehen von seiner Studienzeit in Bologna) zum erstenmal nach Oberitalien und zwar nach Parma, in dessen Nähe er sich ein Haus kaufte, seine 'Afrika' vollendete und dort fast ein Jahr verweilte. Damals war er, wie er selbst in dem Brief 'an die Nachwelt' erzählt, auch längere Zeit in Verona. Sodann verweilte er wieder länger daselbst im innigsten Verkehr mit Pastrengo im Jahr 1345. Dieser zweite Aufenthalt ist für uns darum ausserdem bemerkenswerth, weil damals am 16. Juni 1345 Petrarca zu Verona eine Handschrift von Cicero's Briefen an Atticus auffand. Was kann wahrscheinlicher sein, als dass Petrarca, sei es beim ersten, sei es beim zweiten Aufenthalt, aufmerksam gemacht durch Pastrengo, der jener Handschrift selbst so viel Beachtung geschenkt, dass er die ersten Verse von Catulls Buch lieber aus ihr als aus seinem Gewährsmann Isidorus mitgetheilt hatte, von dem erst kürzlich wieder entdeckten Catull Einsicht nahm und, wenn er ihn auch nicht ganz abschrieb (wir werden sehen, dass dies sehr wahrscheinlich ist), so doch Auszüge daraus machte? Dabei vergass es Petrarca natürlich nicht jene, wie es schien, so ehrenvolle

1) Storia della letterat. ital. (Mil. 1823) V 604.
2) Uebersetz. S. 281.

Erwähnung seines Lieblings Cicero, zu dem er mit andächtiger Bewunderung emporsah, sich anzumerken, sie, auf die auch Pastrengo schon, wie ich vorhin sagte, sich bezogen.

Wir sind bis zum Jahr 1347 gekommen und hören von da an fast dreissig Jahre nichts von Catulls Buch. Erst im Jahr 1374 tauchen neue Nachrichten auf, die zu den bis jetzt gewonnenen Ergebnissen die willkommenste Ergänzung liefern. Wir finden sie in drei Briefen, welche Haupt nach Mittheilungen von Th. Mommsen veröffentlicht hat[1]). Geschrieben sind sie alle von dem Manne, welcher in die Bestrebungen Petrarca's, in dem er ein leuchtendes Vorbild sah, wie kein zweiter eingieng und für Entdeckung, Verbesserung, Verbreitung und Sammlung der alten Schriftsteller mit dem ganzen Feuer und der Unwiderstehlichkeit seines Wesens thätig war, welchen seine — des Staatskanzlers zu Florenz — Worte nach dem Geständnis seiner Gegner furchtbarer machten als die florentinischen Heere. Dies war Coluccio de Piero du' Salutati. Derselbe schreibt am 20. Juli 1374 von Florenz an Caspar de Broaspinis in Verona, und schliesst seinen Brief mit folgenden Worten: *Benuenutus de Imola, a quo primum de te grata accepi, suggessit, imo promisit a te impetraturum ut Propertium et Catullum haberem. nescio si de hoc scripsit. scio quod interprete non indigeo tecum. illos, si potes, fac ut uideam. uale mei memor.* Coluccio hatte sich also um Catull und Properz zu bekommen an Benvenuto de' Rambaldi von Imola gewandt, der damals den Lehrstuhl für die Erklärung Dante's in Bologna inne hatte, und dieser seine Verwendung bei Broaspini zugesagt; dadurch waren Coluccio und Broaspini bekannt geworden und in unmittelbaren brieflichen Verkehr getreten. — Der zweite jener Briefe vom 25. Juli 1374 ist an Benvenuto von Imola selbst gerichtet und enthält diese uns hier angehenden Worte: *tua epistola nihil aliud fuit quam amor et caritas, inprimis quod uotorum meorum diligentissimus executor dyomianes* (so!) *Propertium Catullumque procuras, quorum mihi nil paene nisi nomen innotuit. quod ut perficere coneris exoro, ingens enim cupido mihi diu fuit poetas aspicere.* Der dritte Brief endlich wiederum an Broaspini zu Verona geschrieben zu Florenz Mitte November desselben Jahres 1374, enthält folgendes: *si prece uel pretio Propertium de bibliotheca illius celeberrimi uiri, Petrarcae inquam, — quem nobis subtractum esse, gloriae tamen, tam certum quantum potest humano iudicio deprehendi, moleste fero et metrico opusculo, quod absoluere cito ut uellem impedior, lamentor et fleo — haberi posse confidis uel ut meus sit uel ut exemplari queat deprecor ut procures. Catullum, quem credo paruum libellum, aut exemplatum aut exemplandum rogo transmitte. tenent ibi Florentini, qui totum terrarum orbem discurrendo terunt, pro mercibus apothecas: in ballis quas faciunt illum iubere potes alligari, quem ad me, ut arbitror, libenter quilibet destinabit.* Ich musste Sie mit dem Vorlesen dieser Stellen behelligen, da auf den Wortlaut hier alles ankommt. Was ist aber nun für unsern Zweck aus diesen Briefen zu gewinnen? Haupt hat unter Beistimmung Anderer nur das eine daraus geschlossen, dass in Petrarca's Bibliothek Properz' und Catulls Gedichte sich befunden. Von Properz ist dies nach einer Stelle eines Briefs von Coluccio an Lombardo zu Padua vom Jahr 1375, und nach unserem dritten Briefe nicht zu bezweifeln. Aber dass schon in dem ersten und zweiten Briefe Coluccio um Besorgung Properz' und Catulls aus Petrarca's Bibliothek und im dritten ausser um Besorgung von Properz aus dieser Sammlung auch um die Catulls ebendaher gebeten habe, dafür findet sich in den Briefen nicht die leiseste Andeutung. Man erwäge folgendes. Wenn Petrarca Properz und Catull abschrift-

1) Berichte der Sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1849 S. 258.

lich besass und von ihm Coluccio ihre Gedichte haben wollte, sollte er, der mit Petrarca auf das genauste befreundet war und mit ihm in brieflichem Verkehre stand, wie es nach dieser Auffassung scheinen müsste, nicht unmittelbar, nein! durch zweite und dritte Hand — von Florenz nach Bologna an Benvenuto, von da nach Verona an Broaspini und von da endlich nach Padua, in dessen Nähe Petrarca seine letzten Lebensjahre zubrachte — sich an diesen gewandt haben? Aber könnte man mir einwerfen, diese Briefe sind je alle nach Petrarca's Tod geschrieben: ändert das nicht die ganze Sachlage? Nein, ganz und gar nicht! Denn der erste Brief ist nur zwei Tage nach Petrarca's Tode geschrieben, als Coluccio davon noch nichts erfahren, und ihm waren schon andere in derselben Angelegenheit vorausgegangen. Und in diesem Brief keine Silbe, die auf Petrarca als Besitzer der betreffenden Handschriften hinwiese. Ebenso wenig ist im zweiten Brief bei Erörterung der Catull- und Properzangelegenheit von Petrarca irgend wie die Rede. Erst nachdem der Brief, der sieben Tage nach Petrarca's Tod geschrieben ist, schon beendigt war, traf Coluccio die Nachricht vom Hinscheiden desselben und er fügt noch folgende Nachschrift bei: *audiui, uae mihi, Petrarcam nostrum ad sua sidera demigrasse. quia nollem non credo et quia timeo factum dubito. siquid de eo habes rescribe. iterum uale felix, amicorum optime.* Ist nicht aus diesen Worten die vollständige Unabhängigkeit jener Angelegenheit von Petrarca und seiner Büchersammlung ersichtlich? — Erst im dritten Brief, der über ein Vierteljahr später geschrieben ist, spricht Coluccio von einem Properz in Petrarca's Bibliothek, aber so dass man leicht einsieht, dass es sich keineswegs um eine blosse Erinnerung an jenen alten bis dahin ergebnislosen Auftrag, sondern um einen neuen handelt: *si prece uel pretio Propertium de bibliotheca Petrarcae haberi posse confidis, uel ut meus sit uel ut exemplari queat deprecor ut procures.* Wahrscheinlich sollte sich zu diesem Behuf Broaspini an den Schwiegersohn Petrarca's wenden, dem die bei Petrarca's Tod vorhandene *bibliotheca pretiosissima* — so nennt sie Bocaccio — als Haupterben zufiel und der auch wirklich diese ebenso durch Verkauf zerstreut zu haben scheint, wie später die Söhne Coluccio's dessen treffliche auf 600 Bände sich belaufende Sammlung.

Dass aber auch Catulls Buch aus Petrarca's Bibliothek Coluccio sich verschafft wissen wollte, davon findet sich auch im dritten Briefe keine Spur. Im Gegentheil wird auf's deutlichste Catull von jenem Properz getrennt. In Betreff des Properz beansprucht Coluccio von Broaspini nur eine vermittelnde Bemühung in einer noch zweifelhaften Sache (*si prece uel pretio Propertium de bibliotheca Petrarcae haberi posse confidis, deprecor ut procures*): natürlich da ja Petrarca's Büchersammlung sich nicht in Verona, wo Broaspini wohnte, befand. Dagegen, in Betreff Catulls bittet er einfach um Uebersendung (rogo transmitte), sei es der Urschrift, sei es einer Abschrift. Und zwar um Uebersendung von Verona aus, wie sich aus den Worten ergiebt: *tenent ibi* (d. i. dort wo du wohnst, in Verona) *Florentini pro mercibus apothecas.* Und um alles ausser Zweifel zu setzen, so spricht Coluccio nicht von der Benutzung der guten Gelegenheit der Florentinischen Kaufmannsballen zur Uebersendung beider, des Properz und des Catull, sondern blos des einen Catullus. Ja endlich dient wie zum Ueberflusse noch das gewissermassen zur Bestätigung unserer Ansicht, dass unmittelbar nach der Stelle über Catull Coluccio um Uebersendung einer Auswahl von Cicero's Briefen bittet, von der es so gut wie gewiss ist, dass sie Broaspini aus der von Petrarca, wie ich vorhin sagte, aufgefundenen veronesischen Handschrift genommen. Es bat also Coluccio einen Veroneser um Uebersendung, sei es der Urschrift sei es einer Abschrift, einer zu Verona vorhan-

denen Catullhandschrift. Wer darf zweifeln, dass es die schon seit Rather bekannte gewesen?

Aber es ergiebt sich aus diesen Briefen noch anderes für uns sehr wichtiges. Es folgt nämlich daraus mit grösster Sicherheit, dass Catulls Buch, obwohl schon vor 1330 gefunden, doch noch bis zum Jahr 1374 so gut wie unbekannt war, oder anders ausgedrückt, dass bis dahin von der veronesischen Handschrift noch keine Abschriften genommen worden waren. Denn sonst hätte wahrlich Coluccio, der unermüdliche und wohlbewanderte Aufspürer und Kenner der Alten, im Jahr 1374 nicht sagen können: *Propertii et Catulli mihi nil paene nisi nomen innotuit,* — denn auch Properz war damals noch fast unbekannt — ebenso wenig *ingens enim cupido mihi diu fuit poetas aspicere,* ebenso wenig endlich *Catullum quem credo paruum libellum.* Ein weiterer Beweis dafür wird uns sogleich noch begegnen. Die Thatsache selbst mag auffallend sein, aber sie ist doch nicht auffallender, als dass z. B. Cicero's Briefe nach Petrarca's doppeltem Fund auch noch sehr lange Zeit unbekannt geblieben, und wenn sie noch so auffallend wäre, sie lässt sich nicht in Zweifel ziehen. Hatte darum Lachmann nicht vollkommen Recht als er kurzer Hand behauptete[1]: *ante finem saeculi quarti decimi antiquissimus codex Catulli in alios transcriptus non fuit?*

Doch wann wurde denn nun von der veronesischen Handschrift die erste Abschrift genommen? und ist diese wenigstens, da jene unbekannt wann spurlos verschwunden, heute noch erhalten? Antwort auf beide Fragen giebt uns die nämliche Handschrift von St. Germain, welcher wir die Auskunft über den Verfasser jenes Epigramms verdankten. Dieselbe hat unter diesem Epigramme auf dem letzten Blatt folgendes: *Tu lector quicunque, ad cuius manus hic libellus obuenerit, scriptori da ueniam, si tibi corruptus uidebitur. Quoniam a corruptissimo exemplari transcripsit. Non enim quodpiam aliud extabat, unde posset libelli huius habere copiam exemplandi et ut ex ipso salebroso aliquid tamen suggereret, decreuit potius tamen corruptum habere quam omnino carere, sperans adhuc ab aliquo alio fortuite emergente hunc posse corrigere. Valebis, si ei imprecatus non fueris.* 1375 *mense Octobri* 19° *quando Casignorius laborabat in extremis.* Zuerst ist es von Wichtigkeit zu wissen, dass bis jetzt keine Handschrift aufgefunden, die älter wäre als diese, sodann dass auch sie zu Verona geschrieben worden. Dies hatte schon Meinert mit Recht aus der Unterschrift geschlossen, indem er in jenem 'Casignorius, der beim Schluss der Abschrift in den letzten Zügen lag' den Can Signorio della Scala Herrn von Verona erkannte. Aber getäuscht durch einen Irrthum in Silligs Mittheilung jener subscriptio und ohne genaue Kenntnis der damaligen Vorgänge zu Verona war er auf falsche Wege gerathen. Allen Zweifel, ob zu Verona am 19. October 1375 jene Abschrift von Catulls Buch beendigt worden, tilgt die Nachricht, welche Hieronymus della Corte[2]) gibt, dass am 19ten desselben Monats — er spricht aber vom October 1375 — um 11 Uhr Nachts der Fürst Can Signorio im 35sten Jahr seines Lebens und dem 16ten seiner Herrschaft gestorben sei.

Zugleich ist jetzt klar, dass der Germanensis unmittelbar aus der veronesischen Mutterhandschrift geflossen ist: denn sie nur kann jenes *exemplar corruptissimum* und *salebrosum* sein, ausser welchem kein zweites aufzutreiben war: die Urhandschrift war eben bis dahin

1) zu Lukrez S. 246.

2) Geschichte von Verona (Verona 1596) II 166: *Il decimo nono dello istesso mese* (Ottobre 1375) *a cinque ore di notte morì poi il Signor Can Signorio nel trigesimo quinto anno di sua uita benche altri dicano nel trigesimo, e nel sesto decimo della Signoria.*

nicht abgeschrieben worden. Ein zweiter selbständiger vollgültiger Zeuge, der Schreiber des Germanensis, bestätigt ganz und gar die Aussagen Coluccio's!

Schliesslich noch éins: Im November 1374 bittet Coluccio den Broaspini ihm den ihm ganz unbekannten Catull entweder in der Urschrift zum Abschreiben (*exemplandum*) oder in einer Abschrift (*exemplatum*) von Verona zu überschicken und noch nicht ein Jahr später wird im October 1375 zu Verona die älteste Handschrift Catulls, welche heute übrig ist, beendigt: liegt unter diesen Umständen die Vermuthung nicht sehr nahe, dass unser Germanensis die erste Abschrift, die überhaupt von der veronesischen Handschrift genommen, und zugleich die von Broaspini in Verona für Coluccio in Florenz besorgte Abschrift sei?

Meine Herrn, ich bin mit meiner Darlegung zu Ende und fasse was ich glaube bewiesen zu haben nochmals kurz zusammen.

Die Mutter unsrer Catullhandschriften befand sich wir wissen nicht seit wann zu Verona. Dort entdeckte sie und las darin Catulls Gedichte, die er vorher nirgends hatte auftreiben können, im Jahr 965 der Bischof Rather. Dann verschwand sie wieder und mit ihr alle Kenntnis von Catulls Buch. Erst während der ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fand ein 'Thorschreiber Francesco' dieselbe, die ganz und gar verschollene, zu Verona wieder: seinen Fund verherrlichte der dortige Hofdichter Campesani durch ein Epigramm. In den vierziger Jahren sehen die Handschrift Wilhelm von Pastrengo, Syndicus zu Verona, und bei einem vorübergehenden Aufenthalte in dieser Stadt auch Petrarca und ziehen Einzelheiten aus. Endlich 1374 bittet Coluccio zu Florenz Broaspini zu Verona um Abschrift des bis dahin noch kein einziges mal abgeschriebenen und darum so gut wie unbekannten Buches. Broaspini gibt eine solche in Auftrag. Diese wird im folgenden Jahr zu Verona vollendet und wir besitzen sie noch in der Handschrift von St. Germain.

Aus diesen geschichtlichen Thatsachen ergeben sich, wie ich zu Anfang meines Vortrags andeutete, für die Schätzung der handschriftlichen Ueberlieferung die wichtigsten Folgerungen, die indes natürlich nicht sowohl zu einer Umgestaltung als vielmehr zu einer nur berichtigenden Bestätigung der Grundlagen führen, auf welche Lachmanns Meisterschaft die ausübende Kritik in Catulls Buche begründet.

Da die Handschrift von St. Germain als die erste Abschrift der veronesischen nach dem Verluste dieser nicht nur die heutzutage für uns zufällig älteste, sondern zugleich die überhaupt möglichst älteste ist, so nimmt sie von vornherein die Voraussetzung der Wahrheit für ihre Aussagen so lange in Anspruch, bis dieselben aus inneren Gründen umgestossen worden. Alle jüngern Handschriften, deren manche auf anderen hier und da einmal genaueren Abschriften der veroneser beruhen, haben den Beweis des Rechts und Vorrechts ihrer Abweichungen gegenüber derjenigen von St. Germain anzutreten. Ferner sichert uns der Germanensis als älteste Abschrift vor den trügerischesten Besserungen der Italiener. Denn was uns seine erste Hand bietet, kann nur im Veronensis enthalten gewesen oder Zuthat des Schreibers sein. Der Schreiber aber war sich zwar völlig klar über die Verderbtheit seiner Vorlage — seine subscriptio beweist das — doch erwartete er nur von einer Vergleichung mit einer andern etwa später auftauchenden Handschrift Hülfe und hielt sich aus löblicher Achtung vor der Ueberlieferung von eigenmächtigen Besserungen fast ganz fern. Kurz die Handschrift von St. Germain ist mit einer Treue und Gewissenhaftigkeit geschrieben, welche von keiner der übrigen bis jetzt bekannten übertroffen wird: und so sichert auch die innere Güte ihr in der Reihe der Handschriften den Ehrenplatz, den Alter und Geschichte ihr anweisen.

Vicepräsident Dietsch:

Ich richte die Frage, ob jemand über diesen Vortrag etwas zu bemerken hat. Da niemand das Wort wünscht, so glaube ich im Sinne der Versammlung dem geehrten Redner den herzlichsten Dank aussprechen zu dürfen. Ich würde nun Herrn Professor Dr. Lange aus Giessen ersuchen, uns seinen Vortrag zu geben.

Professor Dr. Lange aus Giessen hält folgenden Vortrag über die:

Transitio ad plebem.

Es ist bekannt, dass in Rom Patricier sich ihres Charakters als Patricier begeben und zur Plebs übertreten, Plebejer werden konnten. Das Motiv zu einer solchen *transitio ad plebem* war meist der Wunsch, das den Patriciern verschlossene, politisch immer einflussreicher gewordene Volkstribunat bekleiden zu können. Im Allgemeinen wird sowohl die Thatsache selbst, als auch dieses Motiv durch Dio Cass. fragm. 22 und Zon. 7, 15 bezeugt.[1]) Was einzelne Beispiele betrifft, so wissen wir, dass P. Clodius Pulcher im J. 59 vor Chr. Geb. und P. Cornelius Dolabella im J. 47 aus dem genannten Motive zur Plebs übergetreten sind.[2]) Uebrigens konnte, abgesehen vom Volkstribunate, der Schritt auch dadurch motiviert sein, dass den Plebejern die zwei Stellen des Consulats (und der Censur), den Patriciern nur die eine offen stand.[3]) So ging z. B. der Bruder des P. Clodius, C. Claudius, als er sich für das Jahr 53 um das Consulat bewarb, mit dem Plane um, zur Plebs überzutreten, weil dadurch die Chancen einer erfolgreichen Bewerbung für ihn günstiger zu werden schienen.[4])

---

1) Die Stelle des Dio Cass. lautet mit den Ergänzungen Bekkers: *ὥστε καὶ τῶν εὐπατριδῶν τινάς, ἐπειδὴ μηδὲν ἄλλως ἤνυτον, ἐς τὰ τοῦ πλήθους νομίσματα μεταστῆναι. τὴν γὰρ ταπεινότητα αὐτοῦ πολὺ (κρείττω) πρὸς τὰς τῆς δημαρχικῆς ἰσχύος ἐπιθυμίας τῆς τῶν σφετέρων καλλωπισμάτων ἀσθενείας ἐνόμιζον εἶναι, καὶ μάλισθ' ὅτι καὶ δεύτερον καὶ τρίτον ἐπὶ πλεῖόν τε ἔτι, καίπερ κωλυθὲν τό τινα (πλεονάκις) τὴν ἀρχὴν λαμβάνειν, συχνοὶ καὶ ἐφεξῆς ἐδημάρχουν.* Die des Zonaras: *καὶ τέλος κἀκ τῶν βουλευτῶν τινὲς ἠξίωσαν δημαρχεῖν, εἰ μή τις εὐπατρίδης ἐτύγχανεν· οὐ γὰρ ἐδέχετο τοὺς εὐπατρίδας ὁ ὅμιλος. κατὰ γὰρ τῶν εὐπατριδῶν ἑλόμενοι τοὺς δημάρχους, καὶ πρὸς τοσαύτην προαγαγόντες ἰσχύν, ἐδεδοίκεσαν μή τις αὐτῶν τῇ ἰσχύϊ ἐς τοὐναντίον κατ' αὐτῶν χρήσηται. εἰ δέ τις τὸ τοῦ γένους ἀξίωμα ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὴν τοῦ πλήθους μετέστη νόμισιν, ἀσμένως αὐτὸν προσεδέχοντο. καὶ συχνοὶ τῶν σφόδρα εὐπατριδῶν ἀπείπαντο τὴν εὐγένειαν ἔρωτι τοῦ μέγα δυνηθῆναι καὶ ἐδημάρχησαν.*

2) Wegen P. Clodius s. unten, wegen Dolabella Dio Cass. 42, 29: *Λούκιός τέ τις Τρεβέλλιος καὶ Πούπλιος Κορνήλιος Δολοβέλλας δήμαρχοι ἐστασίασαν. οὗτος μὲν γὰρ τοῖς ὀφείλουσιν, ἐξ ὧν αὐτὸς ἦν, διὸ καὶ ἐκ τῶν εὐπατριδῶν ἐς τὸ πλῆθος ἐπὶ τῇ δημαρχίᾳ μετέστη, συνηγωνίζετο.*

3) Cic. de dom. 14, 37: Cur enim quisquam vellet tribunum pl. se fieri non licere, *angustiorem sibi esse petitionem consulatus*, in sacerdotium cum possit venire, quia patricio non sit is locus, non venire?

4) Cic. pro Scaur. fr. § 33: Neque vero tam haec ipsa quotidiana res Appium Claudium illa humanitate et sapientia praeditum per se ipsa movisset, nisi hunc C. Claudii, fratris sui, competitorem fore putasset. 34. Qui *sive patricius sive plebeius esset (nondum enim certum constituerat)*, cum hoc sibi contentionem fore putabat; Appius autem hoc maiorem etiam, quod illum in pontificatus petitione, in saliatu, in ceteris meminerat fuisse patricium. Quam ob rem se consule neque repelli fratrem volebat, neque, *si patricius esset*, parem Scauro fore videbat, nisi hunc aliquo aut metu aut infamia perculisset. Dazu bemerkt Ascon. p. 25 Or.: Fuerunt enim duae familiae Claudiae: earum, quae Marcellorum appellata est, plebeia; quae Pulchrorum, patricia. Sed hoc loco urbane Cicero lusit in Claudium, cum quo in gratiam non redierat. Nam quia is P. Clodii erat frater, qui ex patricia in plebeiam familiam transierat per summam infamiam, † se (l. eum) quoque dubitare adhuc dixit.

Weniger bekannt ist die Form, in welcher die *transitio ad plebem* bewerkstelligt wurde. Es ist der Zweck meines Vortrags, diese Form so weit als möglich ins Klare zu setzen.

Von dem Begriffe der mit technischem Ausdrucke sogenannten *transitio ad plebem* müssen wir zuvörderst den Fall aussondern, dass ein patricischer *filius familias* einem plebejischen *pater familias* zur Adoption überlassen wurde, um die plebejische Familie seines Adoptivvaters fortzusetzen. Es findet nämlich bei einer solchen Adoption allerdings auch ein Uebertritt zur Plebs statt, wie z. B. der Sohn des T. Manlius Torquatus (Consul 165) natürlich Plebejer war, nachdem ihn D. Junius Silanus adoptiert hatte.[1]) Allein ein solcher Uebertritt wird doch nicht unter den technischen Begriff der *transitio ad plebem* subsumiert, weil derselbe ein zwar unvermeidliches, aber doch nur nebensächliches Resultat des Adoptionsverfahrens, nicht der eigentliche und hauptsächliche Zweck desselben war. Ebensowenig hat ja auch der umgekehrte Fall, die Adoption eines plebejischen *filius familias* durch einen patricischen *pater familias*,[2]) Anlass gegeben zur Bildung des technischen Begriffs einer *transitio ad patres* oder *patricios*.

Für die im technischen Sinne des Worts sogenannte *transitio ad plebem* ist ein Merkmal wesentlich, womit es sich bei der Adoption anders verhält. Während nämlich bei der Adoption der Adoptierte den Namen seines Adoptivvaters erhält, behält bei der *transitio ad plebem* der zum Plebejer gewordene Patricier seinen patricischen Gentilnamen bei. Dies zeigen schon die Beispiele des P. Clodius Pulcher und des P. Cornelius Dolabella;[3]) aber sicherer noch als aus diesen einzelnen Beispielen folgt die Beibehaltung des Namens als ein Merkmal

---

1) Cic. de fin. 1, 7, 24: Quid? Torquatus is, qui consul cum Cn. Octavio fuit, cum illam severitatem in eo filio adhibuit, *quem in adoptionem D. Silano emancipaverat*, ut eum, Macedonum legatis accusantibus, quod pecunias praetorem in provincia cepisse arguerent, causam apud se dicere iuberet reque ex utraque parte audita pronuntiaret, eum non talem videri fuisse in imperio, quales eius maiores fuissent, et in conspectum suum venire vetuit, num quid tibi videtur de voluptatibus suis cogitavisse? Liv. ep. 54: Cum Macedonum legati questum de D. Iunio Silano praetore venissent, quod acceptis pecuniis provinciam spoliasset, et senatus de querellis eorum vellet cognoscere, T. Manlius Torquatus, pater Silani, petiit impetravitque, ut sibi cognitio mandaretur; et domi causa cognita filium condemnavit abdicavitque. Vgl. Val. Max. 5, 8, 3. T. Manlius Torquatus richtete hier nicht kraft der patria potestas, die er über seinen Sohn nicht mehr hatte, sondern er stellte als Vertrauensmann des Senats eine Voruntersuchung an.

2) Ein bekanntes Beispiel dieses Falles ist der Consul des J. 179 L. Manlius Acidinus *Fulvianus*, der, wie der Name zeigt, von einem Manlier adoptierte Sohn des Plebejers Q. Fulvius Flaccus.

3) Die plebejisch veränderte Aussprache — Clodius für Claudius — kommt natürlich nicht in Betracht. In Betreff des Dolabella hat Drumann, Geschichte Roms, Bd. 2, S. 566 vermuthet, er sei von einem Plebejer Cn. Cornelius Lentulus, den Cic. de imp. Cn. Pomp. 19, 58 erwähnt, adoptiert worden. Wäre diese Vermuthung begründet, so würde das Beispiel des Dolabella für die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* nichts beweisen, da der Name des Adoptivvaters in diesem Falle zufällig derselbe wäre mit dem patricischen Gentilnamen des Dolabella. Allein jene Vermuthung ist nur gemacht worden, um den Umstand zu erklären, dass Dolabella bisweilen Lentulus heisst (Ascon. p. 5 Or. Macrob. sat. 2, 3), sein Sohn aber, Cicero's Enkel, von diesem selbst Lentulus genannt wird (ad Att. 12, 28, 3. 12, 30, 1). Für diesen Zweck aber ist sie durchaus nicht nöthig, da der Beiname Lentulus neben Dolabella sich auch auf andere Weise erklärt; andererseits ist sie an sich unwahrscheinlich, da, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, Dolabella in officieller Sprache Cn. (nicht P.) Cornelius hätte heissen müssen, während er stets, und selbst in den Consularfasten, P. genannt wird. Wenn Mommsen ihn in dem später zu erwähnenden Aufs. S. 358 (Röm. Forsch. S. 124) Cn. nennt, so beruht diess auf einem Versehen. — Uebrigens setzt auch Suet. Aug. 2 voraus, dass die angeblich von Servius Tullius ins Patriciat aufgenommene Familie der Octavier bei ihrem späteren Uebertritte zur Plebs den Namen nicht geändert habe.

der *transitio ad plebem* daraus, dass in den *laudationes funebres* und in den *tituli imaginum* gefälschte *transitiones ad plebem* sich fanden, gefälscht in der Absicht, um den Ursprung einer plebejischen Familie auf eine gleichnamige patricische zurückzuführen. Bekannt ist die Stelle aus Ciceros Brutus, in welcher derselbe über Fälschungen dieser Art klagt; [1]) und an der Erzählung, dass der praefectus annonae L. Minucius im J. 439 zur Plebs übergetreten und darauf von den Volkstribunen als elfter Tribun cooptiert worden sei, haben wir ein concretes Beispiel einer solchen Fälschung, das schon Livius als solches erkannt hat. [2]) Es liegt zu Tage, dass derartige Fälschungen ganz undenkbar gewesen sein würden, wenn nicht die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* etwas selbstverständliches gewesen wäre.

Die specielleren Nachrichten nun, die wir über die Form der *transitio ad plebem* haben, beziehen sich insgesammt auf den einen Fall des P. Clodius Pulcher. Zwar Vellejus, Suetonius im Leben des Caesar und Plutarch im Leben des Cato minor berühren den Vorgang nur mit allgemeinen Ausdrücken, aus denen sich nichts bestimmtes über die Form entnehmen lässt. [3]) Cicero aber spricht, vor allem in der Rede de domo (cap. 13. 14), sodann aber auch in andern Reden und in den Briefen vielfach, zum Theil sehr eingehend, von der *transitio ad plebem* seines Todfeindes. Auch Suetonius im Leben des Tiberius (cap. 2) und Asconius (p. 25 Or.) haben einige mit Cicero's Darstellung übereinstimmende Einzelheiten. Endlich macht Dio Cassius einige sehr bemerkenswerthe Angaben über die *transitio* des Clodius, die, wie wir sehen werden, nicht ganz mit Cicero in Uebereinstimmung sind. [4])

Ehe ich auf die Betrachtung der Form eingehe, hebe ich noch hervor, dass P. Clodius, als er zur Plebs übertrat, ein *homo sui iuris* war. Was wir also über die Form seines Uebertritts ermitteln können, gilt zunächst nur für die *transitio* eines *homo sui iuris*. Ob und wie die *transitio ad plebem* (mit Beibehaltung des Namens) auch bei *filii familias* vor-

---

1) Cic. Brut. 16, 62: Quamquam his laudationibus historia rerum nostrarum est facta mendosior. Multa enim scripta sunt in eis, quae facta non sunt, falsi triumphi, plures consulatus, *genera etiam falsa et ad plebem transitiones*, cum homines humiliores in alienum *eiusdem nominis* infunderentur genus: ut, si ego me a M'. Tullio esse dicerem, qui patricius cum Servio Sulpicio consul anno decimo post exactos reges fuit.

2) Liv. 4, 16: Hunc Minucium apud quosdam auctores *transisse a patribus ad plebem* undecimumque tribunum plebis (vgl. Plin. n. h. 18, 3, 15) cooptatum seditionem motam ex Maeliana caede sedasse invenio. Ceterum vix credibile est numerum tribunorum patres augeri passos, idque potissimum exemplum a patricio homine introductum, nec deinde id plebem concessum semel obtinuisse aut certe temptasse. sed ante omnia refellit *falsum imaginis titulum* paucis ante annis lege cautum, ne tribunis collegam cooptare liceret. — Ein anderes Beispiel von Fälschung ist die Erzählung, dass im J. 448 Sp. Tarpejus und A. Aternius (Consuln 454) in ein unvollständig gewähltes Collegium von Tribunen cooptiert worden seien. Die Erfinder derselben wollten vermuthlich die Abstammung späterer plebejischer Aternier und Tarpejer von jenen Patriciern glaublich machen durch eine angeblich geschichtliche Thatsache, aus der, wenn sie wahr war, hervorgieng, dass jene Patricier müssten zur Plebs übergetreten sein. Liv. 3, 65: Novi tribuni plebis in cooptandis collegis patrum voluntatem foverunt, duos etiam patricios consularesque Sp. Tarpeium et A. Aternium cooptavere.

3) Vell. 2, 45: Per idem tempus P. Clodius, homo nobilis ....., cum graves inimicitias cum M. Cicerone exerceret (quid enim inter tam dissimiles amicum esse poterat?) et *a patribus ad plebem transisset*, legem in tribunatu tulit. Suet. Caes. 20: Cicerone in iudicio quodam deplorante temporum statum, Publium Clodium inimicum eius, frustra iam pridem *a patribus ad plebem transire nitentem*, eodem die horaque nona transduxit. Plut. Cat. min. 33: *Πόπλιον δὲ Κλώδιον ἐκ πατρικίων εἰς δημοτικοὺς παρανόμως μεταστήσαντες ἀπέδειξαν δήμαρχον ἐπὶ μισθῷ τῇ Κικέρωνος ἐξελάσει πάντα πρὸς χάριν ἐκείνοις πολιτευόμενον.*

4) Der Wortlaut der betreffenden Stellen wird unten an passender Stelle angeführt werden.

kommen konnte, lässt sich erst dann beurtheilen, wenn genau festgestellt ist, in welcher Weise *homines sui iuris* ihren Uebertritt bewerkstelligten.

Aus den Nachrichten über Clodius nun wurde bisher entnommen, dass zur *transitio ad plebem* eines *homo sui iuris* erforderlich sei: 1) die Arrogation (d. h. die auf *homines sui iuris* anwendbare alterthümliche sacrale Art der Adoption) durch einen Plebejer, ein Act zu dessen Vornahme eine *lex curiata* nöthig war;[1] 2) die Emancipation, d. h. die Entlassung des eben Arrogierten aus der väterlichen Gewalt seines plebejischen Adoptivvaters.[2] So hat namentlich Becker im Handbuche der römischen Alterthümer die Sache dargestellt,[3] und ich bin ihm darin gefolgt.[4] Dass erstens P. Clodius wirklich im J. 59 von einem Plebejer arrogiert wurde, der P. Fontejus hiess,[5] und dass diese Arrogation vermittelst einer von dem Consul C. Julius Caesar rogierten *lex curiata* zu Stande kam,[6] ist eine unzweifelhaft feststehende historische Thatsache, die von Cicero an vielen Stellen erwähnt und nicht bloss von Suetonius und Asconius,[7] sondern auch von Dio Cassius[8] bestätigt wird. Dass zweitens P. Clodius sofort nach geschehener Adoption von P. Fonteius wiederum emancipiert wurde, sagt zwar nur

---

1) Gell. 5, 19. Gaj. 1, 98 f. Lange, Alt. Bd. 1 S. 103 (2. Aufl. S. 117).

2) Gaj. 1, 132. Lange, Alt. Bd. 1 S. 107 (2. Aufl. S. 121).

3) Becker Bd. 2, 1 S. 156: „Der Austritt aus dem Patricierverbande konnte jedoch nicht willkürlich und ohne weitere Förmlichkeit geschehen. Es kann dazu keinen andern Weg gegeben haben, als Arrogation, indem der Patricier sich in die Potestas eines Plebejers als seines Paterfamilias begab, und dann von diesem emancipiert wurde. Dazu aber bedurfte es eines Beschlusses der Curien, lex curiata, nachdem die Pontifices die Gründe des Austritts geprüft und die Sacra gewahrt hatten.“ Vgl. S. 393.

4) Lange Bd. 1 S. 105 und 297. In der zweiten Aufl. S. 122 ff. finden sich bereits die Resultate der diesem Vortrage zu Grunde liegenden Untersuchung.

5) Cic. de dom. 29, 77: Credo enim, quamquam in illa adoptatione legitime factum est nihil, tamen te esse interrogatum, auctorne esses, ut in te *P. Fonteius* vitae necisque potestatem haberet ut in filio. 13, 35: Tu neque *Fonteius* es, qui esse debebas, neque patris heres, neque amissis sacris paternis in haec adoptiva venisti. de har. resp. 27, 57: Iste parentum nomen, sacra, memoriam, gentem *Fonteiano nomine* obruit. Auf die Adoption des Clodius durch einen Plebejer spielt Cicero ironisch an auch ad Att. 7, 7, 6: Placet igitur etiam me expulsum et agrum Campanum perisse et *adoptatum patricium a plebeio*, Gaditanum a Mitylenaeo.

6) Cic. pro Sest. 7, 16: Hanc taetram immanemque beluam, vinctam auspiciis, alligatam more maiorum, constrictam legum sacratarum catenis, *solvit subito lege curiata consul.* de har. resp. 23, 48: Tum leges Iulias contra auspicia latas et hic et in contionibus dicere, in quibus legibus inerat *curiata illa lex*, quae totum eius tribunatum continebat, quam caecus amentia non videbat: producebat fortissimum virum, M. Bibulum: quaerebat ex eo, C. Caesare leges ferente de caelo semperne servasset? de prov. cons. 19, 45: Nam si illud iure rogatum dicere ausi sunt, quod nullo exemplo fieri potuit, nulla lege licuit, quia nemo de caelo servarat, oblitine erant, tum, cum ille, qui id egerat, *plebeius est lege curiata factus*, dici de caelo esse servatum? de dom. 15, 39: Quo die de te *lex curiata* lata esse dicatur, audes negare de caelo esse servatum? ad Att. 2, 7, 2: Videbatur mihi, siquid esset in eo populare, quod plebeius factus esset, id amissurus. Quid enim ad plebem transisti? ut Tigranem ires salutatum? Narra mihi: reges Armenii patricios salutare non solent? Quid quaeris? Acueram me ad exagitandam hanc eius legationem. Quam si ille contemnit et si, ut scribis, bilem id commovet et *latoribus et auspicibus legis curiatae*, spectaculum egregium. Mit den auspices legis curiatae ist Pompejus gemeint, auf welchen auch geht ad Att. 2, 9, 1: hic noster Hierosolymarius traductor ad plebem. 8, 8, 2: ille in adoptando P. Clodio augur. Vgl. auch Cic. de. har. resp. 21, 44 f.

7) Suet. Tib. 2: P. Clodio qui ob expellendum urbe Ciceronem *plebeio homini* atque etiam natu minori in adoptionem se dedit. Vgl. Suet. Caes. 20 S. 122 Anm. 3. Ascon. p. 25 Or.: P. Clodii erat frater, qui *ex patricia in plebeiam familiam transierat.*

8) Dio Cass. 38, 12. 39, 11. Den Wortlaut s. unten S. 127 Anm. 2 und 3.

Cicero an einer Stelle der Rede de domo; [1]) aber es ist kein Grund vorhanden, deshalb an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln, da die Nichterwähnung dieses Umstandes in den anderen Stellen sich aus der Kürze der Erzählung oder der Anspielungen in denselben vollkommen erklärt.

Trotz dieser guten Zeugnisse ist die bisherige Ansicht von der Form der *transitio* neuerdings von Th. Mommsen erschüttert worden, und zwar durch ein Bedenken, welches auf jeden Fall beseitigt werden muss, wenn man die ältere Ansicht festhalten will. In dem Aufsatze über die römischen Patriciergeschlechter[2]) nämlich hat Mommsen gegen die bisherige Ansicht eingewendet,[3]) dass die *transitio ad plebem* deshalb nicht habe durch Arrogation bewerkstelligt werden können, weil hierbei der Arrogierte den Namen des Arrogierenden hätte erhalten müssen, was allerdings, wie wir sahen, bei der *transitio ad plebem* nicht der Fall ist. Es wird also darauf ankommen zu zeigen, dass und wie sich die Beibehaltung des Namens trotz der Arrogation erklärt. Ehe ich jedoch diess zeigen kann, muss ich näher eingehen auf die neue Ansicht, welche Mommsen an die Stelle der bisherigen setzt.

Zur Begründung seiner neuen Ansicht stützt sich Mommsen auf den Bericht des Dio Cassius über die Schritte, welche Clodius schon im Jahre vorher, im J. 60 gethan hat, um Tribun zu werden. Dio Cassius erzählt nämlich (37, 51), Clodius habe, um zum Tribunate zu gelangen, einige Tribunen veranlasst, darauf anzutragen, dass auch den Patriciern das Volkstribunat zugänglich sein solle; als er aber dieses nicht durchgesetzt habe, habe er sein Patriciat abgeschworen und sei zu den Gerechtsamen der Plebs übergetreten, indem er in ihre Versammlung gegangen sei: *ὡς δὲ οὐκ ἔπεισε, τήν τε εὐγένειαν ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα, ἐς αὐτόν σφων τὸν σύλλογον ἐσελθών, μετέστη.*[4]) „Hiernach, sagt Mommsen, ist alles klar; die *transitio ad plebem* erfolgte

1) Cic. de dom. 14, 37: Quae maior calumnia est quam venire imberbum adolescentulum, bene valentem ac maritum: dicere se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare: id autem scire et videre omnes, non, ut ille filius instituatur, sed ut, si e patriciis exeat, tribunus pl. fieri possit, idcirco adoptari? neque id obscure: nam *adoptatum emancipari statim*, ne sit eius filius, qui adoptarit.

2) Rhein. Mus. N. F. Bd. 16, 1861 S. 321, bes. S. 357. Jetzt ist der Aufsatz wiederholt in Mommsens Römischen Forschungen. Bd. 1. Berlin 1864. S. 69; die betreffende Stelle über die transitio findet sich S. 123.

3) Einen andern Einwand Mommsens, dass nämlich „für die Annahme an Kindes statt die Bezeichnung *transitio ad plebem* als technische wenig angemessen ist" (Rh. Mus. S. 358. Röm. Forsch. S. 125), habe ich im Vortrage absichtlich nicht berücksichtigt, weil er in der That gar nichts bedeutet. Denn erstens behauptet niemand, dass der Ausdruck *transitio ad plebem* ein anderer Ausdruck für Adoption sei, sondern die aus Arrogation und Emancipation zusammengesetzte Procedur wird *transitio ad plebem* genannt. Zweitens aber ist *transire* auch bei der Adoption ein von dem Uebertritt aus einer Familie in die andere wirklich üblicher Ausdruck. Vgl. Ascon. p. 25: *ex patricia in plebeiam familiam transierat.* Gell. 5, 19, 8: Adrogatio autem dicta, quia genus hoc *in alienam familiam transitus* per populi rogationem fit. Serv. ad Aen. 2, 156: Consuetudo apud antiquos fuit, ut, qui *in familiam vel gentem transiret*, cet.

4) Die ganze Stelle heisst: *Κλώδιος δὲ ἐπεθύμησε μὲν διὰ τοὺς δυνατοὺς ἐπὶ τῇ δίκῃ δημαρχῆσαι, καί τινας τῶν δημαρχούντων προκαθῆκεν ἐσηγήσασθαι τὸ καὶ τοῖς εὐπατρίδαις τῆς ἀρχῆς μεταδίδοσθαι, ὡς δ' οὐκ ἔπεισε, τήν τε εὐγένειαν ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα, ἐς αὐτόν σφων τὸν σύλλογον ἐσελθών, μετέστη. καὶ ἦρξε μὲν εὐθὺς τὴν δημαρχίαν, οὐκ ἀπεδείχθη δὲ ἐναντιωθέντος οἱ τοῦ Μετέλλου· ἐν γένει τε γὰρ αὐτῷ ἦν, καὶ τοῖς πραττομένοις ὑπ' αὐτοῦ οὐκ ἠρέσκετο. πρόφασιν δὲ ἐποιήσατο ὅτι μὴ κατὰ τὰ πάτρια ἡ ἐκποίησις αὐτοῦ ἐγεγόνει· ἐν γὰρ τῇ ἐσφορᾷ τοῦ φρατριατικοῦ νόμου μόνως ἐξῆν τοῦτο γίγνεσθαι.*

nicht durch Adoption, sondern durch eine blosse vor versammelter Menge eidlich abgegebene Erklärung; ohne Zweifel ist diese die *detestatio sacrorum calatis comitiis*, die ohne nähere Angabe ihres rechtlichen Inhalts von Gellius erwähnt wird und die man bisher gewöhnlich als einen Bestandtheil der Arrogation aufgefasst hat."

Ganz so klar ist die Sache denn doch nicht so ohne weiteres. Zunächst sagt Dio Cassius nicht, dass die Abschwörung des Patriciats in *comitiis calatis* stattgefunden habe. Man muss aus seinen Worten ἐς αὐτόν σφων (d. i. der Plebejer) τὸν σύλλογον ἐσελθών vielmehr schliessen, sie habe in einer von einem Volkstribunen berufenen *contio* oder in einem *concilium plebis* stattgefunden.[1]) Auch ist es an sich nicht wahrscheinlich, dass die Pontifices, ohne welche die *detestatio sacrorum comitiis calatis* ganz gewiss nicht stattfinden konnte,[2]) dem Clodius schon im J. 60 bei seinem Vorhaben sollten zu Willen gewesen sein. Dazu kommt, dass Cicero in der Hauptstelle über die *transitio* des Clodius, wo er dieselbe vom Standpuncte des *ius pontificium* beurtheilt (de dom. 13. 14), von dieser im J. 60 vorgenommenen *detestatio sacrorum* durchaus nichts sagt, was sich nur erklärt, wenn das, was Clodius gethan hatte, juristisch völlig irrelevant war, mit andern Worten, wenn es nicht die feierliche *detestatio sacrorum comitiis calatis* war, sondern nur eben ein Versuch in formloser Weise die *detestatio sacrorum* zu ersetzen.

Mit diesem Einwande gegen Mommsens Behauptung will ich natürlich das Recht nicht leugnen, die feierliche *detestatio sacrorum comitiis calatis* mit der *transitio ad plebem* in eine gewisse Beziehung zu bringen; denn auch Zonaras bedient sich in der oben angeführten Stelle über die *transitio*[3]) des Ausdrucks ἐξόμνυσθαι (τὸ τοῦ γένους ἀξίωμα), den Mommsen ganz gewiss mit Recht auf die *detestatio sacrorum* bezogen hat. Aber eine Beziehung der *detestatio sacrorum* zu der *transitio ad plebem* verträgt sich auch sehr wohl mit der bisherigen Ansicht sowohl von der *detestatio* als auch von der *transitio*. Gerade weil nach Beckers Ansicht zur *transitio* eines *homo sui iuris* die *arrogatio* erforderlich ist, für diese aber zwar nicht nach Beckers, aber nach der jetzt herschenden Ansicht wiederum die *detestatio sa-*

---

1) Statt der Worte: „durch eine blosse vor versammelter Menge eidlich abgegebene Erklärung" heisst es jetzt in den Röm. Forsch. S. 126: „durch eine blosse vor den versammelten patricisch-plebejischen Curien eidlich abgegebene Erklärung". Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass in den Worten des Dio Cassius ebensowenig eine Hindeutung auf patricisch-plebejische Curien, wie auf rein patricische Curien liegt. Es ist daher nicht nöthig, die von Mommsen in dem Aufsatze über „die patricischen und plebejischen Sonderrechte in den Bürger- und den Rathsversammlungen" aufgestellten Ansichten über patricisch-plebejische *comitia curiata* und *comitia calata*, womit obige Aenderung des Wortlauts zusammenhängt, zu erörtern. Mögen die *comitia calata*, in denen die *detestatio sacrorum* vorgenommen wurde (Gell. 15, 27), rein patricisch, oder patricisch-plebejisch gewesen sein, gewiss ist, dass Dio Cassius an keins von beiden gedacht hat.

2) Gell. 15, 27: In libro Laelii Felicis ad Q. Mucium primo scriptum est, Labeonem scribere, *calata* comitia esse, quae *pro conlegio pontificum habentur* aut regis aut flaminum inaugurandorum causa. — Isdem comitiis, quae *calata* appellari diximus, et *sacrorum detestatio* et testamenta fieri solebant. Die *detestatio sacrorum* war, mag man über sie denken wie man will, auf jeden Fall ein Act von ausgesprochen sacralrechtlicher Bedeutung. Es versteht sich daher eigentlich von selbst, dass bei ihr die Pontifices mindestens ebenso betheiligt sein mussten, wie bei den Testamenten und bei der Arrogation.

3) Zon. 7, 15, s. oben S. 120 Anm. 1. Dass auch Dio Cass. fr. 22 Bekker sich dieses Ausdruckes bediene, wie Mommsen sagt (Rh. Mus. S. 359. Röm. Forsch. S. 126), beruht auf einem Versehen, so gut wie die von Mommsen gesetzte active Form ἐξομνύναι.

crorum,[1]) so muss die *detestatio sacrorum* auch bei einer solchen *arrogatio* stattgefunden haben, welche zum Behufe der *transitio* vorgenommen wurde. Wir haben also weder wegen des von Clodius unternommenen Versuchs, eine *detestatio sacrorum* in formloser Weise vorzunehmen, noch wegen des als nothwendig erkannten Stattfindens der feierlichen *detestatio sacrorum* bei der *transitio ad plebem* Grund, die herschende Ansicht von der *detestatio sacrorum* aufzugeben, vorausgesetzt, dass sich die Nothwendigkeit zeigt, die Beckersche Ansicht von der *transitio ad plebem*, in der Weise wie eben geschehen ergänzt,[2]) festzuhalten.

Im Gegensatze zu derselben behauptet nun aber Mommsen gerade dieses, dass zur *transitio ad plebem* nur die *detestatio sacrorum*, und nicht die *arrogatio* erforderlich gewesen sei. Er stützt sich hierfür nicht bloss auf die von Dio Cassius berichtete Thatsache, dass Clodius das Patriciat in einem σύλλογος τοῦ πλήθους abgeschworen habe, sondern auch auf die weitere Darstellung des Dio Cassius, der allerdings die Sache so darstellt, als ob Clodius schon durch jene im J. 60 vorgenommene Abschwörung rechtmässig Plebejer geworden sei, und als ob Caesar nur überflüssigerweise im Jahre darauf die *lex curiata* für Clodius beantragt habe. Dio Cassius erzählt nämlich, Clodius habe sofort nach der Abschwörung des Pa-

---

1) Ueber die *detestatio sacrorum* wissen wir allerdings weiter nichts, als dass sie wie die Testamente in comitiis calatis (d. h. in populi contione, ohne Abstimmung des Volkes) stattfand (Gell. 15, 27), und dass der Jurist Servius Sulpicius über sie (*de sacris detestandis*) mindestens zwei Bücher geschrieben hatte, in deren zweitem er das Wort *testamentum* als ein Compositum von *testari* und *mens* erklärte (Gell. 6, 12). Nun aber ist es bekannt, dass die *arrogatio* ein Act von sacralrechtlicher Bedeutung war, und dass dabei ein Eid geschworen werden musste. Gell. 5, 19: Sed adrogationes non temere nec inexplorate committuntur: nam comitia, *arbitris pontificibus*, praebentur, quae curiata appellantur, aetasque eius, qui adrogare vult, an liberis potius gignundis idonea sit, bonaque eius, qui adrogatur, ne insidiose adpetita sint, consideratur, iusque iurandum a Q. Mucio, pontifice maximo, conceptum dicitur, quod in adrogando iuraretur. Ferner ist bekannt, dass bei einer regelmässigen Arrogation der Arrogierte seine angestammten Sacra aufgeben musste. Cic. de dom. 13, 35: Tu neque Fonteius es, qui esse debebas, neque patris heres, neque *amissis sacris paternis* (nämlich quae amittere debebas) in haec adoptiva venisti. Es ist daher mindestens in hohem Grade wahrscheinlich, dass die *detestatio sacrorum* der der Arrogation vorhergehende Act war, wodurch der zu Arrogierende sich von seinen Sacra lossagte. Eine solche Lossagung von den Sacra kennt auch Cicero, der freilich den technischen Ausdruck *detestatio* durch einen allgemein verständlichen *alienatio* ersetzt. Cic. or. 42, 144: An quibus verbis *sacrorum alienatio* fiat docere honestum est, ut est; quibus ipsa sacra retineri defendique possint non honestum est? Mit Recht bezieht man auf die bei der *arrogatio* nothwendige Lossagung von den Sacra auch die Worte des Serv. ad Aen. 2, 156: Consuetudo apud antiquos fuit, ut *qui in familiam vel gentem transiret, prius se abdicaret ab ea, in qua fuerat*, et sic ab alia reciperetur. Wenigstens wird das Recht zu dieser Deutung der Stelle des Servius nicht dadurch beeinträchtigt, dass der Ausdruck *se abdicare* weiter ist, als der Ausdruck *detestari sacra*, indem er auch die Lossagung von dem angestammten Erbrechte umfasst; denn natürlich hört er darum nicht auf auch die *detestatio sacrorum* zu umfassen. — Marquardt, der die detestatio sacrorum gleichfalls auf die *arrogatio* bezieht (Handbuch Bd. 4 S. 239), irrt nur darin, dass er sie mit der *arrogatio* geradezu identificiert. Denn dass es verschiedene Acte waren, folgt eben daraus, dass die *detestatio* in *comitiis calatis*, die *arrogatio* in *comitiis curiatis* stattfand (Gell. 15, 27. 5, 19).

2) Becker hatte diese Beziehung der *detestatio sacrorum* zu der vermittelst der *arrogatio* bewerkstelligten *transitio ad plebem* um so weniger wahrnehmen können, als er die *detestatio sacrorum* aus unzureichenden Gründen für einen Bestandtheil der *testamenti factio* ansah. S. Bd. 2, 1 S. 370. Sie kann das allerdings auch gewesen sein, aber anders als es Becker sich dachte, und nur in dem Falle, wenn dem *testamentum comitiis calatis* eine ältere Form, ein *testamentum comitiis curiatis*, voranging, und wenn etwa ein solches ältestes Testament den Sinn einer Arrogation von Todes wegen hatte. In diesem Falle nämlich könnte von dem einzusetzenden Erben dieselbe *detestatio sacrorum* verlangt worden sein, die von dem zu Arrogierenden verlangt wurde.

triciats um das Tribunat sich beworben, sei aber nicht zum Tribunen gewählt worden, weil der Consul Q. Metellus Celer ihm entgegengetreten sei. Dieser habe als Vorwand (*πρόφασις*) den Umstand benutzt, dass der Austritt des Clodius aus dem Patriciat nicht *more maiorum* erfolgt sei; denn es könne dieses nur durch Einbringung einer *lex curiata* geschehen.[1]) Und an der späteren Stelle, wo er von der durch Caesar beantragten *lex curiata* spricht, sagt er, Caesar habe den Clodius wiederum (*αὖθις*) zum Plebejer gemacht.[2]) Aus den Ausdrücken *πρόφασις* und *αὖθις* folgt nun allerdings, dass Dio Cassius den Clodius schon in Folge seiner im J. 60 vorgenommenen Abschwörung als rechtlich zur Plebs übergetreten betrachtet.[3]) Aber zugleich folgt aus der Darstellung des Dio Cassius doch auch dieses, dass der Consul Metellus Celer es nicht that. Es steht hier also die Auctorität des bekanntlich mit Clodius verschwägerten Consuls und die Auctorität eines drei Jahrhunderte später lebenden Geschichtschreibers einander gegenüber. Trotzdem entscheidet sich Mommsen ohne weiteres für Dio Cassius, indem er sagt:[4]) „Aus welchen Gründen oder Vorwänden Metellus ihre Zulässigkeit bestritt und für den Uebertritt aus dem Patriciat in die Plebs statt der einfachen Abdication Arrogation durch Curiatgesetz forderte, wissen wir nicht; das unterliegt keinem Zweifel, dass Patricier auf jene Art in der That zur Plebs übergetreten sind und dabei ihren bisherigen Geschlechtsnamen und ihre bisherigen Ahnen auch nach dem Uebertritt von Rechtswegen behalten haben."

---

1) Die Worte s. S. 124 Anm. 4.

2) Dio Cass. 38, 12: *Ἐξ οὖν τούτων τῶν λογισμῶν καὶ τότε αὐτὸς μὲν τὴν ἡσυχίαν ἦγε, τὸν δὲ δὴ Κλώδιον ἀντιχαρίσασθαί τι αὐτῷ, ὅτι τῆς μοιχείας αὐτοῦ οὐ κατηγόρησε, βουλόμενον αἰσθόμενος παρεσκεύασε κρύφα κατὰ τοῦ Κικέρωνος. καὶ πρῶτον μὲν ἐς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα αὖθις αὐτόν, ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ, συμπράττοντος αὐτῷ καὶ τοῦ Πομπηΐου μετέστησεν, ἔπειτα δὲ δήμαρχον εὐθὺς ἀποδειχθῆναι διεπράξατο.*

3) Hiermit habe ich Mommsen vielleicht mehr concediert, als ich nöthig gehabt hätte. Denn streng genommen muss man sagen, dass Dio Cassius sich über die Bedeutung des im J. 60 vorgenommenen Schrittes unklar war und sich daher widersprechend äussert. Wenn er 37, 51 durch *πρόφασιν* andeutet, dass er den Einwand des Metellus für unbegründet halte, so stimmt er dagegen dem Metellus bei, wenn er sagt *ἐν γὰρ τῇ εἰσφορᾷ τοῦ φρατριατικοῦ νόμου μόνως ἐξῆν τοῦτο γίγνεσθαι.* Und ebenso hebt er die durch *αὖθις* angedeutete Ueberzeugung durch den Zusatz *ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ* wiederum auf. In der ersten Stelle könnte man freilich die Consequenz des Dio Cassius wahren, wenn man statt *ἐξῆν* schriebe *ἐξεῖναι* (so dass die letzten Worte aus dem Sinne des Metellus zu verstehen wären); allein bei der zweiten Stelle müsste man schon zu dem gewagten Mittel greifen, die Worte *ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ* für ein Glossem zu erklären. Dass Dio Cass. wirklich unklar war, geht aus der Stelle hervor, wo er von dem Processe de domo spricht, 39, 11: *Κικέρων μὲν οὖν αὖθις ἀνεβλάστανε, καὶ τήν τε ἄλλην οὐσίαν καὶ τὸ ἔδαφος τῆς οἰκίας, καίτοι τῇ ἐλευθερίᾳ ἀνειμένον, καὶ τοῦ Κλωδίου καὶ ἐπιθειάζοντος καὶ ἐς ἐνθυμίαν αὐτῷ προβάλλοντος ἐκομίσατο· τὴν γὰρ ἐσφορὰν τοῦ φρατριατικοῦ νόμου, παρ' ἣν ἐκ τῶν εὐπατριδῶν ἐς τὸ πλῆθος ἐπεποίητο, διαβάλλων ὡς οὐκ ἐν τοῖς ὡρισμένοις ἐκ τῶν πατρίων χρόνοις ἐκτεθέντος αὐτοῦ, τήν τε δημαρχίαν τοῦ Κλωδίου πᾶσαν, ἐν ᾗ καὶ τὰ κατὰ τὴν οἰκίαν ἐδέδοκτο, κατέλυε, λέγων οὐχ οἷόν τε εἶναι, τῆς μεταστάσεως αὐτοῦ τῆς ἐς τὸν ὅμιλον παρανόμως γεγενημένης, ὑγιές τι τῶν ἐν αὐτῇ πραχθέντων νομίζεσθαι, καὶ ἔπεισε διὰ τούτου τοὺς ποντίφικας τὸ ἔδαφός οἱ ὡς καὶ ὅσιον καὶ βέβηλον ὂν ἀποδοῦναι.* Es ist mindestens in hohem Grade auffallend, dass Dio Cass., wenn er die juristische Ueberzeugung hatte, die Mommsen bei ihm findet, hier nicht mit einer Silbe andeutet, dass Cicero's Beweisführung schon desshalb trügerisch sei, weil Clodius ja rechtlich schon durch die Abschwörung des Patriciats im J. 60 Plebejer geworden sei, auf die lex curiata also gar nichts ankomme.

4) Rh. Mus. S. 259. Röm. Forsch. S. 127.

Der Auctorität des Dio Cassius steht aber nicht allein die des Metellus,[1]) sondern auch die des Caesar gegenüber. Zugegeben nämlich, dass Metellus die ihm misliebige Bewerbung des Clodius ums Tribunat hätte hindern können, wenn dieser rechtmässig Plebejer war, so hätte doch Caesar, der die Wahl des Clodius begünstigte, zur Einbringung der lex curiata sich gewiss nicht entschlossen, wenn er sie nicht wirklich gleich dem Metellus für unumgänglich nöthig gehalten hätte. Der Auctorität des Dio Cassius steht endlich aber auch die des ganzen Senats gegenüber; denn wir wissen aus Cicero,[2]) dass allerdings schon im J. 60 darüber im Senate verhandelt wurde, ob Clodius Plebejer sei und sich um das Tribunat bewerben dürfe, wir wissen aber auch, dass nicht bloss Cicero, sondern vielmehr der ganze Senat in dieser Frage mit dem Consul Metellus Celer durchaus einverstanden war. Von den Schriftstellern aber ist es nicht etwa bloss Cicero, der bezüglich der Vorgänge des J. 60 anders urtheilt als Dio Cassius,[3]) sondern auch Sueton, der geradezu sagt, Clodius habe schon lange vergeblich (*frustra*) sich bemüht zur Plebs überzutreten, bis Caesar ihm endlich dazu verholfen habe.[4])

---

1) Man kann hinzufügen, dass auch einige Tribunen des J. 60 mit Metellus Celer müssen einverstanden gewesen sein. Denn, wenn alle den Clodius für einen rechtmässigen Plebejer gehalten hätten, so hätte Metellus die Candidatur und die Wahl des Clodius nicht hindern können. Vgl. rücksichtlich des Verhaltens der Tribunen auch Cic. ad Att. 1, 18, 4. 1, 19, 5 (unten Anm. 4).

2) Cic. ad Att. 2, 1, 4: Ac nunc quidem otium est; sed si paullo plus furor Pulchelli progredi posset, valde ego te istim excitarem. Verum praeclare Metellus impedit et impediet. Quid quaeris? Est consul φιλόπατρις et, ut semper iudicavi, natura bonus. 5. Ille autem non simulat, sed plane tribunus pl. fieri cupit. Qua de re cum in senatu ageretur, fregi hominem et inconstantiam eius reprehendi, qui Romae tribunatum pl. peteret, cum in Sicilia, Herae, aedilitatem se petere dictitasset. Sed neque magno opere dixi esse nobis laborandum, quod nihilo magis ei liciturum esset plebeio rem publicam perdere, quam similibus eius, me consule, patriciis esset licitum. Dass der Senat sich für Metellus erklärte, folgt daraus, dass Cicero in diesem Zusammenhange das Gegentheil nicht erwähnt. Uebrigens vgl. Cic. de har. resp. 21, 44: Hanc ob amentiam in discordiis nostris, de quibus ipsis his prodigiis recentibus a dis immortalibus admonemur, arreptus est *unus ex patriciis, cui tribuno pl. fieri non liceret.* 45. Quod anno ante frater *Metellus et concors etiam tum senatus, senatus principe Cn. Pompeio sententiam dicente*, excluserat acerrimeque una voce ac mente restiterat, id post discidium optimatium, de quo ipso nunc monemur, ita perturbatum itaque permutatum est, ut *quod frater consul ne fieret obstiterat*, quod affinis et sodalis, clarissimus vir, qui illum reum non laudarat, excluserat, id is consul efficeret in discordiis principum, qui illi unus inimicissimus esse debuerat, eo fecisse auctore se diceret, cuius auctoritatis neminem posset paenitere.

3) Dass er dies thut, folgt, abgesehen von den in der vorigen Anm. citierten Stellen, besonders auch daraus, dass er de dom. 13. 14 auf die formlose detestatio des J. 60 gar nicht eingeht (vgl. oben S. 125).

4) Suet. Caes. 20; die Worte s. S. 122 Anm. 3. Zu diesen vergeblichen Bemühungen gehörte ausser der formlosen Abschwörung des Patriciats auch das, dass Clodius einen Tribunen C. Herennius schon im Januar 60 bewogen hatte, zu versuchen, ob er nicht durch das gewöhnliche Gesetzgebungsverfahren in Tributcomitien ihn, Clodius, für einen Plebejer könne erklären lassen. Cic. ad Att. 1, 18, 4: Est autem C. Herennius quidam tribunus pl., quem tu fortasse ne nosti quidem: *is ad plebem P. Clodium traducit;* idemque fert, ut universus populus in campo Martio suffragium de re Clodii ferat. Hunc ego accepi in senatu, ut soleo; sed nihil est illo homine lentius. 5. Metellus est consul egregius et nos amat, sed imminuit auctoritatem suam, quod habet dicis causa promulgatum illud idem de Clodio. (Beiläufig bemerke ich, dass wenn Metellus damals, vielleicht aus verwandtschaftlichen Rücksichten, den Antrag des Herennius unterstützte, seine spätere Erklärung gegen Clodius umsomehr als eine rechtlich begründete ins Gewicht fällt.) Am 15. März aber schreibt Cic. ad Att. 1, 19, 5: Haec sunt in republica; nisi etiam illud ad rem publicam putas pertinere, Herennium quendam, tribunum pl., tribulem tuum, sane hominem nequam et egentem, saepe iam *de P. Clodio ad plebem traducendo* agere coepisse; huic frequenter interceditur. Angesichts dieser Notizen ist sogar der Zweifel berechtigt, ob nicht das, was Dio Cassius 37, 51 erzählt von einem durch Clodius veranlassten Antrage, es

Unter solchen Umständen kann darüber wohl kein Zweifel sein, dass die Auffassung des Dio Cassius eine juristisch falsche, und demnach die auf sie sich stützende Ansicht Mommsens über die Identität der *transitio ad plebem* mit der *detestatio sacrorum* unhaltbar ist. Wir werden daher auf die Beckersche Ansicht von der *transitio ad plebem* zurückkommen müssen, nach welcher die *transitio ad plebem* eines *homo sui iuris* rechtlich nur durch Arrogation von Seiten eines Plebejers und durch sofortige Emancipation bewerkstelligt werden konnte, und welche wir vorhin insofern ergänzt haben, als wir erkannten, dass dieser *arrogatio*, sogut wie jeder andern, die *detestatio sacrorum* vorangehen musste. Um aber diese Ansicht festhalten zu können gegenüber dem schon erwähnten Einwande Mommsens, dass sich bei ihr nicht erkläre die für die *transitio ad plebem* charakteristische Beibehaltung des Namens, müssen wir unser Augenmerk jetzt eben der Frage zuwenden, ob sich die Beibehaltung des Namens nicht doch erklärt trotz der stattfindenden *arrogatio?* Diese Frage muss bejaht werden, da ja auch Clodius arrogiert worden ist, — die Thatsache an sich bestreitet ja Mommsen nicht —, und trotzdem nach wie vor Clodius, und nicht etwa Fontejus hiess.[1]) Lässt sich nun aber im Falle des Clodius erklären, wie es kam, dass er seinen Namen beibehielt, so ist damit überhaupt erklärt, wie trotz der *arrogatio* die Beibehaltung des Namens mit der *transitio ad plebem* verbunden sein konnte.

Die Lösung des Rätsels liegt aber, wie ich vermuthe, darin, dass die zum Behufe der *transitio ad plebem* vorgenommene *arrogatio* keine ernstlich gemeinte, sondern eine *arrogatio fiduciae causa*, eine Scheinarrogation, war.

Solcher Scheingeschäfte hat das römische Recht bekanntlich mehrere erzeugt.[2]) Ihre

---

solle auch den Patriciern das Tribunat zugänglich sein (s. S. 124 Anm. 4), auf Verwechselung mit dem Antrage des Herennius beruht. Doch ist es ebenso möglich, dass Herennius, nachdem sein ursprünglicher Antrag gescheitert war, einen neuen Antrag in dem Sinne stellte, den Dio Cassius angiebt. Die Zeitverhältnisse wenigstens gestatten es; denn die Senatsverhandlungen, von denen Cicero ad Att. 2, 1, 4. 5 und de har. resp. 21, 44 spricht, fanden erst im Juni statt (Drumann Bd. 2 S. 219), so dass man annehmen darf, Herennius habe eben im April und Mai sich vergeblich bemüht, den neuen Antrag durchzusetzen, und Clodius habe, als er sich von der Vergeblichkeit auch dieser Bemühungen überzeugt habe, etwa Ende Mai oder Anfang Juni in einer contio des Herennius sein Patriciat abgeschworen und versucht dadurch die Qualität eines Plebejers zu erhalten. — Ganz ohne Grund ist es übrigens, wenn Drumann, Bd. 2 S. 219, abweichend von Dio Cassius und von Cicero sagt, Herennius habe den Clodius in Tributcomitien von einem Plebejer wollen adoptieren lassen. Brückner, Leben Cic. S. 293, behauptet sogar, diese Adoption sei durchgesetzt.

1) Clodius wird bekanntlich in seinem Tribunate und überhaupt nach seinem Uebertritt stets Clodius genannt (S. 121 Anm. 3); dass er rechtlich so hiess, folgt daraus, dass seine Gesetze leges Clodiae heissen. Dass er rechtlich so hiess in Folge einer Verschiedenheit seiner Adoption von andern Adoptionen, sagt Cic. de dom. 13, 35: quas adoptiones, sicut alias innumerabiles, hereditates *nominis*, pecuniae, sacrorum secutae sunt. *Tu neque Fonteius es, qui esse debebas*, neque patris heres, neque amissis sacris paternis in haec adoptiva venisti. Angesichts dieser Stelle kann weder aus Cic. de dom. 44, 116 noch aus Cic. de har. resp. 27, 57 geschlossen werden, dass Clodius rechtlich Fontejus geheissen habe. Die erste Stelle lautet: Inferiorem aedium partem assignavit non *suae genti Fonteiae*, *sed Clodiae*, *quam reliquit*, quem in numerum ex multis Clodiis nemo nomen dedit, nisi aut egestate aut scelere perditus. Offenbar will Cicero hier nur sagen, dass eigentlich Clodius nicht mehr zur gens Claudia, sondern zur Familie des Fontejus gehöre (was er ja auch 13, 35 sagt), nicht aber, dass er rechtlich und wirklich Fontejus geheissen habe. Die andere Stelle lautet: Iste parentum *nomen*, sacra, memoriam, gentem *Fonteiano nomine* obruit. Offenbar soll damit nur gesagt sein, dass Clodius seinen Namen durch eine Arrogation, in Folge deren er eigentlich hätte ein Fontejus werden müssen, beschimpft habe, nicht dass er rechtlich und wirklich Fontejus geheissen habe.

2) Im allgemeinen wolle man hierüber Ihering, Geist des röm. Rechts Bd. 2 S. 554, nachsehen.

ursprüngliche Stelle scheint die *fiducia* im Sachenrechte zu haben; man bezeichnete mit diesem Ausdrucke die z. B. beim Pfandgeschäfte nur zum Schein, im Vertrauen auf die Rückgabe, geschehene Uebertragung des Eigenthumsrechts durch *mancipatio* oder *in iure cessio;* die *mancipatio* oder *in iure cessio* geschah hierbei nur *fiduciae causa*, der eigentliche Zweck war nicht die Eigenthumsübertragung, sondern etwas anderes.[1]) Von der *mancipatio* war die *fiducia* auf die *coemptio* übertragen, die ihrerseits ja nur eine besondere Anwendung der *mancipatio* zur Begründung der *manus* des Mannes über die Frau war. Eine *coemptio fiduciae causa* war verschieden von einer *coemptio matrimonii causa*; die Frau schloss jene ab, nicht um eine Manus-Ehe *liberorum quaerendorum causa* einzugehen, sondern um in die *manus* eines Mannes zu kommen, mit dem sie im voraus Remancipation an einen dritten verabredet hatte, der die Frau dann manumittierte und ihr *tutor fiduciarius* wurde. Die Frauen schlugen diesen Weg ein, nicht zu dem eigentlichen Zwecke, wozu die *coemptio* ursprünglich bestimmt war, sondern zur Erreichung von Nebenabsichten, z. B. um das Recht der *testamenti factio* zu erwerben, oder um Freiheit von lästigen Sacra oder von der Agnatentutel zu erlangen.[2])

Dass nun die *arrogatio* des Clodius durch P. Fontejus in der That eine *arrogatio fiduciae causa* war, lässt sich aus der Aehnlichkeit dieser *arrogatio* mit der *coemptio fiduciae causa* leicht darthun.[3])

1. Fontejus adoptierte den Clodius nicht im wahren Sinne des Instituts der Adoption, um einen Sohn zu erhalten, der, seiner *patria potestas* unterworfen, seine, des Fontejus, Familie fortsetze; — denn Fontejus war erst zwanzig Jahr alt, verheiratet, konnte

---

1) Boeth. ad Cic. top. cap. 10 (p. 340 Or.): *Fiduciam* vero accepit, cuicunque res aliqua *mancipatur, ut eam mancipanti remancipet;* velut si quis tempus dubium timens amico potentiori fundum mancipet, ut ei, quum tempus, quod suspectum est, praeterierit, reddat: haec *mancipatio fiduciaria* nominatur ideirco, *quod restituendi fides interponitur.* Isid. orig. 5, 25: *Fiducia* est cum res aliqua sumendae mutuae pecuniae gratia vel mancipatur, vel in iure ceditur. Vgl. auch Gaj. 2, 59. 60. Paul. sent. rec. 2, 13 (p. 361 Huschke). Ihering a. a. O. S. 557.

2) Gaj. 1, 114: Potest autem coemptionem facere mulier non solum cum marito suo, sed etiam cum extraneo; unde *aut matrimonii causa* facta coemptio dicitur, *aut fiduciae causa:* quae enim cum marito suo facit coemptionem, *ut apud eum filiae loco sit*, dicitur *matrimonii causa* fecisse coemptionem; quae vero *alterius rei causa* facit coemptionem cum viro suo aut cum extraneo, velut *tutelae evitandae causa*, dicitur *fiduciae causa* fecisse coemptionem. 115. quod est tale: si qua velit quos habet tutores reponere, ut alium nanciscatur, eis auctoribus coemptionem facit; *deinde a coemptionatore remancipata ei, cui ipsa velit*, et ab eo vindicta manumissa incipit eum habere tutorem, a quo manu missa est; qui *tutor fiduciarius* dicitur, sicut inferius apparebit. 115a. Olim etiam *testamenti faciendi gratia fiduciaria fiebat coemptio:* tunc enim non aliter feminae testamenti faciendi ius habebant, exceptis quibusdam personis, quam si *coemptionem fecissent remancipataeque et manu missae fuissent;* set hanc necessitatem coemptionis faciendae ex auctoritate divi Hadriani senatus remisit. Cic. pro Mur. 12, 27: Nam cum permulta praeclare legibus essent constituta, ea iureconsultorum ingeniis pleraque corrupta ac depravata sunt. Mulieres omnes propter infirmitatem consilii maiores in tutorum potestate esse voluerunt: *hi invenerunt genera tutorum, quae potestate mulierum continerentur.* Sacra interire illi noluerunt: *horum ingenio senes ad coemptiones faciendas interimendorum sacrorum causa reperti sunt.*

3) Eine gleichmässige Behandlung der *coemptio* und *arrogatio* lag den Juristen überhaupt nahe, auch wo die Acte im eigentlichen Sinne stattgefunden hatten. S. Gaj. 4, 38, wonach sowohl gegen den *arrogatus*, als auch gegen die Frau *quae coemptionem fecit*, eine *actio utilis* eingeführt worden ist, bei welcher fingiert wird, dass sie nicht *capitis deminutio* erlitten hätten.

sehr wohl noch leibliche Kinder erhalten und hatte somit gar keinen im alten pontificischen Rechte begründeten Anlass zu einer Adoption zu schreiten.[1]) Ganz eben so geht der *coemptionator fiduciarius* die *coemptio* nicht im wahren Sinne des Instituts der *coemptio* ein, um eine Frau zu erhalten, die seiner vollen eheherlichen *manus* unterworfen, in einem *matrimonium liberorum quaerendorum causa* ihm Kinder gebäre.

2. Fontejus emancipierte den Clodius sofort nach der Arrogation.[2]) Ganz ebenso remancipiert der *coemptionator fiduciarius* die Frau sofort an einen dritten.[3]) Dort wird die so eben begründete *patria potestas*, hier die so eben begründete *manus* sofort wieder aufgehoben.
3. Clodius gilt gar nicht als *filius* oder, nach erfolgter Emancipation, als gewesener *filius* des Fontejus; — denn er führte weder den Namen des Fontejus, noch dessen Sacra, noch hatte er ein Erbrecht auf dessen Vermögen.[4]) Ganz ebenso ist die Frau, welche durch *coemptio fiduciae causa* in die *manus* des *coemptionator* gekommen war, für diesen nicht *filiae loco*, wie es diejenige Frau ist, welche durch *coemptio matrimonii causa* in die *manus* des *maritus* kommt.[5])
4. Obwohl Clodius nicht im wahren Sinne des Worts *filius* des Fontejus werden sollte, so wurde er doch insoweit als dessen *filius* betrachtet, als dieses nöthig war, um das Recht des Fontejus zur Emancipation zu begründen. Ganz ebenso erkennen die Juristen an,

---

1) Cic. de dom. 13, 34: Quod est, pontifices, ius adoptionis? Nempe ut is adoptet, qui neque procreare iam liberos possit et, cum potuerit, sit expertus. — Quid est horum in ista adoptione quaesitum? *Adoptat annos viginti natus, etiam minor, senatorem. Liberorumne causa? At procreare potest: habet uxorem. Suscipiet iam liberos: exheredabit igitur pater filium?* 14, 37: Quae maior calumnia est, quam venire *imberbum adolescentulum, bene valentem ac maritum:* dicere se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare?

2) Cic. de dom. 14, 37 (oben S. 124 Anm. 1).

3) Gaj. 1, 115 (oben S. 130 Anm. 2).

4) Cic. de dom. 13, 35 (oben S. 129 Anm. 1). 14, 37 (oben S. 124 Anm. 1). Dass bei der Arrogation des Clodius der Ausdruck *filius* gebraucht wurde (vgl. Cic. de dom. 29, 77 mit Gell. 5, 19), steht natürlich nicht entgegen. Denn das Scheingeschäft geschah genau in denselben Formen, wie das ernsthaft gemeinte. Vgl. Ihering a. a. O. S. 556: „Zunächst verstand es sich wohl von selbst, dass das Geschäft sich nicht selbst als Scheingeschäft bezeichnen durfte.“ 557. Anm. „das Kriterium des fiduciae causa geschlossenen Geschäfts lag lediglich in seinem Zweck, nicht in der Form.“ Hieran muss man sich erinnern, um zu verstehen, mit welchem Rechte Cicero sagen konnte in unmittelbarem Anschluss an die S. 129 Anm. 1 citierten Worte: Ita perturbatis sacris, contaminatis gentibus et quam deseruisti et quam polluisti, iure Quiritium legitimo tutelarum et hereditatium relicto, *factus es eius filius* contra fas, cuius per aetatem pater esse potuisti. Dass Clodius gefragt wurde, ob er *filius* des Fontejus werden wolle, deutet Cicero auch an durch die ironische Bemerkung 13, 35: nisi forte ex te ita quaesitum est, num perturbare rem publicam seditionibus velles, et ob eam causam adoptari, *non ut eius filius esses*, sed ut tribunus pl. fieres et funditus everteres rem publicam.

5) Gaj. 1, 114 (oben S. 130 Anm. 2). Der obige Satz erleidet allerdings eine Ausnahme. Da nämlich die Frau auch mit ihrem Ehemanne selbst, mit dem sie in einer Ehe ohne Manus lebte, eine *coemptio fiduciae causa* eingehen konnte (Gaj. 1, 114), so war allerdings bei einer solchen *coemptio fiduciae causa* mit dem *maritus* bestimmt, dass die Frau für diesen doch *filiae loco* sein solle. Gaj. 1, 115b: (Si qua tamen mulier) fiduciae causa *cum viro suo* fecerit coemptionem, nihilo minus *filiae loco* incipit esse: nam si omnino qualibet ex causa *uxor* in manu *viri* sit, *placuit* eam *filiae iura* nancisci. Vgl. Gaj. 1, 118 in der folgenden Anm. und Gaj. 1, 136: quamvis hae solae *loco filiarum* habeantur, quae *in viri manu* sunt. Natürlich hindert diese Ausnahme die obige Vergleichung nicht im geringsten.

dass der *coemptionator fiduciarius*, obwohl die Frau für ihn nicht *filiae loco* ist, doch das Recht habe, sie zu mancipieren.[1])

5. Clodius liess sich von Fontejus adoptieren zu dem der Adoption an sich fremdartigen Zwecke, um frei zu werden von dem Hemmnis, das ihm als Patricier bei der Bewerbung um das Volkstribunat entgegenstand.[2]) Ganz ebenso giengen die Frauen die *coemptio fiduciae causa* zu den der *coemptio* an sich fremdartigen Zwecken ein, um frei zu werden von der Agnatentutel oder von lästigen Sacra oder von der Unfähigkeit zur Errichtung eines Testaments.[3])
6. Clodius liess sich von einem viel jüngern Manne, dessen Vater er hätte sein können, adoptieren, gleichsam um hierdurch recht augenfällig zu zeigen, dass es sich nicht um eine ernstliche *arrogatio*, sondern um eine *arrogatio fiduciae causa* handle.[4]) Ganz ebenso pflegten die Frauen die *coemptio fiduciae causa* mit abgelebten Greisen einzugehen, um ihrerseits zu zeigen, dass es sich nicht um eine ernstliche *coemptio matrimonii causa*, nicht um den Zweck der Ehe *liberorum quaerendorum causa* handle.[5])

Kurz der Adoptivvater P. Fontejus spielte bei der *transitio ad plebem* des Clodius offenbar nur *dicis causa* seine Rolle, ähnlich wie die *senes coemptionales* bei der *coemptio fiduciae causa* und der *familiae emptor* beim Mancipationstestamente.[6])

---

1) Gaj. 1, 118: Idem iuris est in earum personis, quae in manu sunt: nam feminae a coemptionatoribus eodem modo possunt [mancipari, quo liberi a parente mancipantur; adeo] quidem, ut, *quamvis ea sola aput coemptionatorem filiae loco sit, quae ei nupta sit, tamen nihilominus etiam quae ei nupta non sit, nec ob id filiae loco sit, ab eo mancipari possit.*

2) Natürlich wurde dieser Zweck bei der Arrogation selbst nicht ausgesprochen. Vgl. Ihering a. a. O. S. 556: „Bei der coemptio und in iure cessio fiduciae causa sollte der Empfänger die Person oder Sache nicht wirklich haben und behalten, wie in andern Fällen, sondern sie je nach getroffener Vereinbarung restituieren. Allein diese Vereinbarung hatte in dem Geschäft selbst keinen Platz, sie widersprach dem eigentlichen Zweck desselben; der einfach-natürlichen Vorstellungsweise wollte es nicht in den Sinn, dass man „erwerbe", wenn man den Erwerb nicht behalten solle. Die Verabredung konnte also, wie bei der sponsio praeiudicialis, und wie auch heutzutage bei jedem simulierten Geschäft nur nebenbei, d. h. ausserhalb des eigentlichen Geschäfts getroffen werden. Darauf beruht der Begriff der *fiducia* oder des *fiduciae causa* abgeschlossenen Geschäfts". Hiernach wird man verstehen die ironischen Bemerkungen Cicero's sowohl de dom. 13, 35 (S. 131 Anm. 4) als auch 14, 37: Quae maior calumnia est, quam venire imberbum adolescentulum bene valentem ac maritum, *dicere*, se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare: id autem *scire et videre omnes*, non ut ille filius instituatur, sed ut, si ex patriciis exeat, tribunus pl. fieri possit, *idcirco adoptari?* neque id obscure: nam adoptatum emancipari statim, ne sit eius filius, qui adoptarit.

3) S. S. 130 Anm. 2.

4) S. die Stellen S. 131 Anm. 1 und Cic. de dom. 13, 35: factus es eius filius contra fas, *cuius per aetatem pater esse potuisti.* 36: Dico apud pontifices: nego istam adoptionem pontificio iure esse factam: primum quod eae vestrae sint aetates, ut is qui te adoptavit, vel *filii tibi loco* per aetatem esse potuerit. Suet. Tib. 2: P. Clodio, qui ob expellendum urbe Ciceronem plebeio homini *atque etiam natu minori* in adoptionem se dedit. Dass die Adoption eines älteren Mannes durch einen *natu minor* anfangs nicht vorgekommen war, liegt in der Natur der Sache; dass die rechtliche Möglichkeit sodann eine Zeitlang controvers war, folgt aus Gaj. 1, 106: Sed illud quoque, quod quaesitum est, an minor natu maiorem natu adoptare possit, utriusque adoptionis commune est (d. h. der *arrogatio* und der *adoptio* im engeren Sinne).

5) Cic. pro Mur. 12, 27 (S. 130 Anm. 2). Vgl. Plaut. Bacch. 976: Nunc Priamo nostro sist quis emptor, *coemptionalem senem* vendam ego, venalem quem habeo, extemplo ubi oppidum expugnavero. Curius bei Cic. ad fam. 7, 29, 1: quod quidem si inter *senes coemptionales* venale proscripserit, egerit non multum.

6) Gaj. 2, 103: nunc vero alius heres testamento instituitur, a quo etiam legata relinquuntur, alius *dicis gratia propter veteris iuris imitationem* familiae emptor adhibetur.

Bei diesen Aehnlichkeiten dürfen wir ohne Zweifel annehmen, dass von dem Collegium der Pontifices neben den ernstlich gemeinten Arrogationen auch *arrogationes fiduciae causa* zugelassen worden sind, wozu, abgesehen von der Ausdehnung der ursprünglich rein patricischen *arrogatio* auf die Plebejer,[1] eigentlich weiter nichts nöthig war, als dass es bei der pontificischen Cognition über die Beweggründe der Adoption ein Auge zudrückte.[2] Wollte man hiergegen sagen, dass, wenn dies so wäre, Cicero sich nicht dermassen vom Standpunkte des pontificischen Rechts über die Arrogation des Clodius hätte ereifern können, wie er es thut, so ist dagegen zu bemerken, dass Cicero dazu sehr wohl ein gewisses Recht hatte, da die pontificische Cognition der Arrogation des Clodius überhaupt nicht vorangegangen war.[3] Dieses

1) Diesen Punkt hier weiter auszuführen ist unthunlich, da dabei die ganze Controverse wegen des Verhältnisses der Plebejer zu den Curiatcomitien zu erörtern sein würde. Einstweilen s. Röm. Alt. Bd. 1. Aufl. 2. S. 124 f. Eine weitere Ausführung jenes Punktes ist aber auch überflüssig, da er eine Nebensache betrifft, von deren Entscheidung die Entscheidung über das, was bei dem Gegenstande dieses Vortrags die Hauptsache ist, nicht abhängt.

2) Den *fiduciae causa arrogatus* gegen Misbrauch der *fiducia* von Seiten des Arrogierenden zu schützen, war nicht Sache des Collegiums; dafür werden die *iureconsulti* (Cic. pro Mur. 12, 27), möglicherweise also auch Mitglieder des Collegiums der Pontifices, gesorgt haben, so gut wie sie Mittel und Wege erfunden haben müssen, um auch die Frauen gegen solche Ansprüche der *coemptionatores* zu schützen, welche der *fiducia* widersprachen. Wer die *fiducia*, d. h. die neben dem solennen Geschäfte getroffene Verabredung brach, konnte mit der *fiduciae actio* (Paul. sent. rec. 2, 13, 5), die zu den *actiones fidei bonae* gehörte, belangt werden (Cic. de off. 3, 15, 61. ad fam. 7, 12, 2), und wer in einem *fiduciae iudicium* (Coll. Mos. 10, 2, 2) verurtheilt wurde, ward *infamis* (Cic. pro Rosc. com. 6, 16. pro Caec. 3, 7. Lex Iulia mun. lin. 111 in Mommsens I. L. A. S. 122).

3) Er thut dies entschieden de dom. 13. 14. Indes muss man unterscheiden, was in dieser Erörterung den Werth eines juristischen Arguments hat oder haben soll, was lediglich rednerische Ausschmückung ist. Ein juristisches Argument für die Nichtigkeit der Arrogation ist nur der formelle Mangel der pontificischen Cognition, rednerische Ausschmückung dagegen alles, was Cicero über die Unzulässigket der Arrogation in materieller Beziehung sagt. Die Auseinandersetzung Cicero's beginnt mit den Worten 13, 34: Quod est, pontifices, ius adoptionis? Nempe ut is adoptet, qui neque procreare iam liberos possit, et cum potuerit, sit expertus. *Quae deinde causa cuique sit adoptionis, quae ratio generum ac dignitatis, quae sacrorum, quaeri a pontificum collegio solet. Quid est horum in ista adoptione quaesitum?* Wie er hier die materielle und formelle Seite der Frage zusammenbringt, so auch in der ganzen Deduction, und besonders deutlich am Schlusse der ganzen Stelle 14, 38: Dixi apud pontifices istam adoptionem *nullo decreto huius collegii probatam, contra omne pontificium ius factam*, pro nihilo esse habendam. Man darf den Redner nicht tadeln, dass er das Gewicht des Mangels eines pontificischen Decrets durch die Betrachtung steigert, dass ein solches nach pontificischem Rechte gar nicht habe ertheilt werden können, weil es dem Geiste des alten pontificischen Rechts widerspreche; aber man darf aus dieser vom Parteistandpuncte verfochtenen Ansicht, die Cicero eben desshalb ungeniert aussprechen konnte, weil kein pontificisches Decret vorlag und bei der Arrogation selbst natürlich nicht die Rede davon gewesen war, da sie nur *fiduciae causa* stattfand, nicht schliessen, dass die Pontifices nicht schon vorher in ähnlichen Transitionsfällen gegen den Geist des alten pontificischen Rechts *arrogationes fiduciae causa* zugelassen hatten. Dass in der That schon vorher solche vorgekommen sein müssen, folgt daraus, dass der Consul Metellus die *lex curiata de arrogatione* nach dem *mos maiorum* (κατὰ τὰ πάτρια bei Dio Cass. 37, 51) für nothwendig erklärte. Ebensowenig darf man aus der von Cicero behaupteten und auch scheinbar bewiesenen Ungesetzlichkeit der Arrogation des Clodius schliessen, dass jede *arrogatio fiduciae causa* ungesetzlich sein würde. Es schien ihm nämlich die Arrogation des Clodius besonders deshalb ungesetzlich, weil Formfehler dabei vorgekommen waren. Der Mangel der pontificischen Cognition war nicht der einzige Formfehler, auf den Cicero die Behauptung der Nichtigkeit der Arrogation stützte. Die *lex curiata* war ausserdem mit Nichtachtung der Obnuntiation des Bibulus (de dom. 15, 39 f. de har. resp. 23, 48. de prov. cons. 19, 46) und mit Nichtbeobachtung des *trinundinum* der Promulgation (de dom.

Factum bezeugt zwar auch nur Cicero; wir dürfen es ihm aber unbedenklich glauben, zumal da es bekannt ist, dass Caesar die *lex curiata* sehr eilig — um die neunte Stunde desselben Tages, an welchem Cicero um die sechste Stunde den Caesar in einer Gerichtsrede direct angegriffen hatte — hatte annehmen lassen.[1]) Offenbar hat Caesar in seiner Eigenschaft als *pontifex maximus* die Verantwortung für die Unterlassung der Cognition des Collegiums der Pontifices auf sich genommen.

Waren nun aber *arrogationes fiduciae causa* zulässig, so versteht es sich von selbst, dass der zu Arrogierende sich nebenbei nicht bloss die sofortige *emancipatio*, sondern auch das Recht ausbedingen konnte, seinen alten Namen, seine alten Sacra und sein altes Erbrecht beizubehalten.[2]) Hiermit ist also die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* trotz der zum Behuf derselben stattfindenden *arrogatio* erklärt. Wenn aber der *fiduciae causa* Arrogierte seine alten Sacra beibehielt,[3]) wie es Clodius wirklich that,[4]) so zeigt sich jetzt zugleich, dass die bei der *transitio ad plebem* vorkommende *detestatio sacrorum*, weit entfernt nach Mommsens Ansicht die wesentliche Form für die *transitio ad plebem* zu sein, eben auch nur eine *detestatio sacrorum fiduciae causa* war.

Nunmehr wird sich die oben zurückgestellte Frage beantworten lassen, ob auch bei einem *filius familias* eine *transitio ad plebem* ohne Namensänderung vorkommen konnte. Dies war ohne Zweifel möglich, wenn der Vater seinen *filius familias* zunächst emancipierte;

16, 41. Dio Cass. 39, 11) rogiert worden; es war eben in formeller Beziehung nichts in gesetzlicher Weise geschehen (Cic. de dom. 29, 77: in illa adoptatione legitime factum est nihil). Mehr als die Ungesetzlichkeit wegen Formmängel hat auch Plutarch nicht im Sinne, wenn er Cat. min. 33 sagt: *Πόπλιον δὲ Κλώδιον ἐκ πατρικίων εἰς δημοτικοὺς παρανόμως μεταστήσαντες.* Dass die Arrogation des Clodius, abgesehen von diesen Formfehlern, ganz gesetzlich war, folgt daraus, dass andere Staatsmänner die rechtliche Wirksamkeit der Arrogation bezüglich der Plebität des Clodius trotz der Formfehler anerkannten (z. B. Cato, s. Dio Cass. 39, 22. Plut. Cat. min. 40. Cic. 34), und dass Cicero sich, wenn auch widerstrebend, diesem Standpuncte accommodierte (Cic. de dom. 16, 42. de prov. cons. 19, 45).

1) Cic. de dom. 16, 41: Hora fortasse sexta diei questus sum in iudicio, cum C. Antonium, collegam meum, defenderem, quaedam de re publica, quae mihi visa sunt ad illius miseri causam pertinere. Haec homines improbi ad quosdam viros fortes longe aliter atque a me dicta erant detulerunt. Hora nona illo ipso die tu es adoptatus. Suet. Caes. 20 (s. S. 122 Anm. 3). Aus Cic. ad Att. 2, 12 ist aber zu ersehen, dass die Arrogation, welche kurz vor den Cerialien (vor dem 19. April) stattgefunden hatte, fast heimlich vor sich gegangen war.

2) Streitig machen konnten ihm dies nur der *pater fiduciarius* und seine bisherigen Gentilen. Jener durfte es nicht, wenn er sich nicht einem *iudicium fiduciae* aussetzen und *infamis* werden wollte. Diese aber mögen auch kraft einer neben dem solennen Geschäfte der Arrogation hergehenden Verabredung auf die Geltendmachung ihrer Rechte verzichtet haben. Die Annahme, dass sie dazu geneigt gewesen seien, ist um nichts bedenklicher, als die Annahme, dass die agnatischen Tutoren der Frauen bereit waren auf die Tutel zu verzichten, wozu sie doch auch bereit gewesen sein müssen, da ohne ihre Einwilligung (auctoritas) die *coemptio fiduciae causa* unmöglich gewesen wäre. S. Gaj. 1, 115 (S. 130 Anm. 2).

3) Hierdurch unterscheidet sich die *arrogatio fiduciae causa* von der *coemptio fiduciae causa*, insofern die letztere benutzt wurde, um sich lästiger Sacra zu entledigen (Cic. Mur. 12, 27). Indes ist dies durchaus kein principieller Unterschied, sondern nur ein Unterschied der Anwendung. Auch ist es sehr wohl möglich, dass eine Frau, welche nur das Recht der testamenti factio erwerben oder nur von der Agnatentutel frei werden wollte, sich ebenso wie der *fiduciae causa* Arrogierte die Beibehaltung ihrer Sacra ausbedang.

4) Cic. de dom. 13, 35 und 44, 116 (S. 129 Anm. 1). Vgl. über die letztere Stelle Marquardt Bd. 4 S. 144 A. 857, der indes, falls meine Ansicht von der *arrogatio fiduciae causa* richtig ist, das. S. 239 Anm. 1432 irrt, wenn er meint, die Beibehaltung der *sacra gentis Clodiae* sei gegen das *ius sacrum* gewesen.

zum *homo sui juris* geworden, konnte derselbe dann vermittelst der *arrogatio fiduciae causa* mit Beibehaltung des Namens übertreten. Aber es gab dafür einen noch bequemeren Weg, den der *adoptio* (im engern Sinne) *fiduciae causa*, die wir nach Analogie der *arrogatio fiduciae causa* unbedenklich voraussetzen dürfen. Eine solche *adoptio fiduciae causa* musste in denselben Formen geschehen, wie die ernstlich gemeinte *adoptio*, nämlich durch dreimalige Mancipation von Seiten des Vaters, Emancipation und Remancipation von Seiten des Käufers, und schliessliche *in jure cessio* gegenüber dem den Sohn vindicierenden Adoptivvater vor dem Praetor.[1]) Natürlich aber musste nebenbei sofortige Emancipation und Beibehaltung des Namens, der Sacra und des Erbrechts ausbedungen werden. Da die *adoptio* mit der *coemptio* auf derselben Stufe steht, da jene wie diese auf der *mancipatio* beruht, da der Begriff der *fiducia* zuerst bei der *mancipatio* Zugang fand: so darf man vermuthen, dass *adoptiones fiduciae causa* sogar eher vorgekommen sind, als *arrogationes fiduciae causa*. Es lag in der Natur der Sache, dass man weniger scrupulös war bei der Anwendung civilrechtlicher Formen *fiduciae causa* als bei der entsprechenden Anwendung sacralrechtlicher Formen.[2])

Ueber die Zeit der Zulassung dieser Neuerungen lässt sich folgendes vermuthen. Da die ältesten historisch gesicherten Fälle von *transitiones ad plebem* nach Mommsen im zweiten punischen Kriege vorkommen,[3]) so nehmen wir an, dass damals die *adoptio fiduciae causa* üblich geworden ist, was sowohl mit der Entwickelung der Zustände innerhalb der Nobilität, als auch damit stimmt, dass die *coemptio fiduciae causa* nicht viel später üblich geworden sein muss.[4]) Einige Generationen später wird dann die *fiducia* auch auf die *arrogatio* angewendet worden sein; zur Zeit der Gracchen und des Marius wenigstens war die Religiosität der Römer schon tief genug gesunken, um es begreiflich zu finden, dass mit den alten geheiligten Formen des Sacralrechts ein ihrem Geiste widerstrebender Misbrauch getrieben, man möchte sagen, Komödie gespielt werden konnte.[5])

---

1) Gaj. 1, 134. Gell. 5, 19.

2) Dass *homines sui juris* sich erst von einem Patricier ernstlich arrogieren liessen, um dann, von diesem einem Plebejer durch *adoptio fiduciae causa* übergeben, zur Plebs überzutreten, ist juristisch möglich. Aber dass sie diesen jedenfalls weniger bequemen Umweg einschlugen, ist nicht wahrscheinlich, da eben Clodius ihn nicht eingeschlagen hat.

3) Rh. Mus. S. 354. Röm. Forschungen S. 124. Es sind C. und M. Servilius Geminus, die 203 und 202 Consuln waren. Es ist nur bekannt, dass sie Plebejer waren, während ihre Vorfahren dem patricischen Stande angehörten; natürlich aber nicht, ob sie als *filii familias* oder als *homines sui iuris* übergetreten sind. Nur aus den angeführten inneren Gründen halte ich jenes für wahrscheinlicher.

4) Vgl. Lange, Römische Alterthümer Bd. 2, S. 260. Bd. 1. 2. Aufl. S. 107. 207.

5) Leider lässt sich nicht ermitteln, ob P. Sulpicius Rufus, der berüchtigte Volkstribun des J. 88, der auch vom Patriciat zur Plebs übergetreten sein muss (Mommsen Rh. Mus. S. 355. Röm. Forsch. S. 120), diess als *filius familias* oder als *homo sui iuris* that. Gewiss ist zwar, dass schon Scipio Aemilianus in seiner Censur 142 v. Chr. Geb. über Misbrauch im Adoptionswesen klagte; aber dies bezog sich möglicherweise nur auf Adoption im engern Sinne (Gell. 5, 19, 15. 16). Sollte aber nicht die Thatsache, dass der Pontifex maximus Q. Mucius Scaevola (Consul 95) den bei der Arrogation zu leistenden Schwur (Gell. 5, 19) neu formuliert hatte (denn dass er den Schwur selbst nicht etwa aufbrachte, sondern nur neu formulierte, ist wohl selbstverständlich), in Verbindung zu bringen sein mit der Nothwendigkeit einer laxeren Praxis seit dem Aufkommen der *arrogationes fiduciae causa?* Wenn die Pontifices bei der Cognition ein Auge zudrückten, so werden sie auch geneigt gewesen sein, dem Schwure eine Form zu geben, bei welcher sich das Gewissen des Schwörenden im Falle einer nicht ernstlich gemeinten Arrogation beruhigen konnte. Und dass Q. Mucius Scaevola sich für die *fiducia* sehr interessierte, ersehen wir aus Cic. de off. 3, 17, 70.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob jemand das Wort zu ergreifen wünsche, erhebt sich

Prof. Dr. Rein aus Eisenach:

Man wird im allgemeinen dem werthen Redner in seinen Ansichten über das Wesen und die Form der *transitio ad plebem* sicherlich beistimmen dürfen, ich möchte nur éins geltend machen in Bezug auf die Annahme des Namens. Ich glaube nicht, dass die ältesten *transitiones ad plebem* irgendwie ohne Annahme des neuen Namens von dem Arrogierenden möglich gewesen sind; dagegen dass die Annahme einer *arrogatio fiduciae causa* sicher etwas überflüssiges ist. Ich stimme vollkommen bei, wenn gesagt wurde, die *transitio* ist eine reine *arrogatio*, und ich stimme Herrn Prof. Lange hierin gegen Mommsen unbedingt bei; dass aber der Name des Arrogierenden angenommen werden musste, und zwar für alle Zeiten, das bezweifle ich keineswegs. Wenn es bei Clodius nicht geschah, so ward das, weil das Ganze eine reine Comödie war, nicht als nothwendig betrachtet. Es liegt hier eben keine rechtmässige Anwendung der *transitio ad plebem* vor. Ebenso wenig billige ich die Annahme der alten *fiducia*, wie überhaupt die Auffassung der *coemptio* noch an vielen Mängeln leidet. Ihre Erklärung der Clodianischen *transitio ad plebem* wird auch ohne diese Annahmen als richtig anerkannt werden, doch glaube ich, dass man aus dem ganz eigenthümlichen und singulären Vorgehen in diesem einen Falle nicht schliessen darf, dass die Nichtannahme des Namens vom Arrogierenden in allen Fällen möglich gewesen sei.

Prof. Dr. Lange:

Dann bitte ich mir nur zu erklären, wie ein vernünftiger Mensch in den Zeiten nach dem punischen Kriege auf die Idee habe kommen können, *transitiones ad plebem* zu fälschen. Cicero sagt, in den *laudationes funebres* wären vielerlei Fälschungen vorgekommen, falsche Titel, falsche *transitiones ad plebem* und er führt als Beispiel an: sowie wenn ich sagen wollte, jener Patricier Manius Tullius, der 493 vor Christus Consul gewesen, sei mein Ahnherr, und wozu man den Gedanken ergänzen muss: sei zur *plebs* übergetreten. Daraus folgt doch, dass keine Namensänderung stattgefunden habe. Sonst hätte man die *transitio ad plebem* nie erfinden können.

Prof. Dr. Rein:

Die *arrogatio* ist doch immer eine andere Form der *adoptio*. Bei jener eben so, wie bei dieser, wurde jemand von einem andern an Kindesstatt angenommen. Der an Kindesstatt Angenommene trat in die *potestas* des Adoptivvaters über, wurde der Rechte eines wirklichen Kindes (namentlich auch in Bezug auf das Erbe) theilhaftig, verlor seine bisherigen Agnaten und erhielt in der Familie des Adoptivvaters neue. Er trat damit auch in den Stand des Adoptivvaters über. Wäre dies nun alles denkbar, wenn er nicht unter allen Umständen auch den Namen des neuen Vaters hätte annehmen müssen? Das hiesse dann doch so viel als: es habe jemand einen adoptieren können, ohne dass dieser doch sein Sohn sein sollte.

Prof. Dr. Lange:

Es ist das doch sehr gut denkbar, so gut wie die Frau, in der Form, die für die Ehe geschaffen ist, der *coemptio*, in die *manus* des Mannes kommt, ohne dass dieser sie heiratet. Eben so konnte ein Mann adoptiert werden, ohne dass er ernstlich in die *patria potestas* des Adoptivvaters übergieng.

Prof. Dr. Rein:

Das ist ein wesentlicher Unterschied. *Manus* ohne Ehe ist denkbar, aber *adoptio* nicht

ohne *patria potestas*. Wenn einer nicht heiraten will und sich der *manus* bedient, so ist dies ein ganz anderes Verhältnis, ein reines Unterthänigkeitsverhältnis.

Prof. Dr. Lange:

Manus und *patria potestas* im uralten Sinne sind dieselben Begriffe, auf verschiedne Personen angewendet. Man muss einen Unterschied machen zwischen der alten Bedeutung und der Anwendung, wie sie die Jurisprudenz künstlich von dem Begriffe entwickelt hat, wie die *coemptio fiduciae causa*. Es sind das Erfindungen, die den römischen Rechtslehrern alle Ehre machen, trotzdem dass man es lächerlich finden kann, dass jemand einen andern adoptiert, der nicht sein Sohn, und eine Frau heiratet, die nicht seine Frau sein soll. In solchen Fällen wird die *manus* hergestellt, um sich ihrer sofort zu entledigen, und im andern Fall die *patria potestas*, nur um vermittelst derselben ein Recht zu erlangen, während sie selbst sofort wieder aufgegeben wird.

Prof. Dr. Rein:

Ich weiche darin von Ihnen ab, dass ich die *manus* bei weitem mehr von der Ehe trenne, als Sie. Indessen, diese Verhandlung werden Sie, h. H., etwas ungeniessbar finden; wir wollen sie lieber privatim fortsetzen; das wird Allen lieber sein und die Sache mehr fördern.

Prof. Dr. Linker aus Lemberg:

Ich wollte in einer kurzen Bemerkung nicht auf das eigentlich sachliche des eben gehörten Vortrags eingehen, sondern nur an etwas erinnern, was Prof. Lange vielleicht mit Absicht nicht in seinen Vortrag eingeflochten hat. Er hat sich berufen auch auf die ciceronianische Rede *pro domo* oder wie sie jetzt nach bester und sicherster Ueberlieferung heisst *de domo*. Ich wollte nur einen Protest einlegen gegen die Bezeichnung dieser Rede als ciceronianisch. Es ist freilich jetzt wohl ziemlich allgemein, oder wenigstens bei vielen Fachgenossen Sitte geworden, gerade diese Rede dem grossen Redner selbst zuzuschreiben und vor allen hat Mommsen in seiner römischen Geschichte und in dem, was er über die Rede *de haruspicum responsis* sagt, dazu beigetragen; aber mag das historische Gewicht dieser alten Reden nicht gering sein, mögen auch manche Stellen darin für auf die damaligen Zeitumstände bezügliche Thatsachen eine recht willkommene Quelle sein, so wird doch die sprachliche Form dieser Rede, wenn sie wirklich nach Wolf noch einmal genauer untersucht werden sollte, ein Zeugnis ablegen, dass der Autor ein verschiedner von Cicero ist, und wenn auch Wolfs Gründe nicht alle stichhaltig genannt werden können, so werden doch gewiss die Bemerkungen, welche von andern, und zuletzt von Nägelsbach in der neusten Auflage seiner Stylistik gegen die Aechtheit der Rede vorgebracht worden sind, mit dazu beitragen, das Gewicht der Wolfschen Gründe zu erhöhen. Diese kurze Bemerkung wollte ich mir erlauben. Vielleicht hat Hr. Prof. Lange nicht einmal besondern Nachdruck auf die Aechtheit der Rede gelegt.

Prof. Dr. Lange:

Ich habe die Frage nach der Aechtheit der Rede *de domo* bei meinem Vortrage absichtlich übergangen. Ich für meine Person bin von der Aechtheit der Rede in sachlicher und sprachlicher Hinsicht vollständig überzeugt. Die gegen die Aechtheit der Rede *de haruspicum responso* vorgebrachten Einwände sind zuerst von G. Lahmeyer in der Schrift 'orationis de haruspicum responso habitae origo Tulliana. Gottingae 1850' — nicht von Th. Mommsen, wie Hr. Prof. Linker sagt — überzeugend beseitigt worden. Ich kenne die Bemerkungen

von Nägelsbach recht wohl. Aber so gut wie es bei andern ciceronianischen Reden der Fall gewesen, ebenso sicher hege ich die Hoffnung, dass, wenn jemand sich ernstlich mit der Rede *de domo* beschäftigt, sich das Urtheil der Gelehrten zu Gunsten ihrer Aechtheit feststellen wird. Was das sachliche betrifft, so hat z. B. Schwegler in den Anmerkungen zu seiner römischen Geschichte an der Wolfschen Ansicht rücksichtlich der Verwerfung der Rede festgehalten, aber bei Schwegler ist anzunehmen, dass er sich viel unkritischer verhalten hat gegen gewisse Auctoritäten der neuern Zeit, als gegen die alten Autoren. Seine einzelnen Anstände gegen die Rede lassen sich leicht beseitigen. Man sollte, so lange nicht ganz zwingende Gründe vorhanden sind, Anstand nehmen, eine so inhaltreiche Rede wegen einiger sprachlichen Eigenthümlichkeiten als unächt zu verwerfen. Wenn vollends Mommsen an der Aechtheit der Rede nicht zweifelte, so war nach meiner Ansicht zunächst für mich kein Grund vorhanden, auf die Aechtheit der Rede *de domo* einzugehen. Ich stehe aber in dieser Frage mit Mommsen auf einem Standpunkte. Mommsen verwirft das Zeugnis Cicero's über des *Clodius transitio ad plebem* nicht deshalb, weil er die Rede nicht für ächt, sondern weil er den Ausspruch für juristisch falsch hält.

Prof. Dr. Linker:

Die Abhandlung Lahmeyer's war mir recht wohl bekannt. Ich glaube aber, dass gerade auch diese Abhandlung ebenso wenig beigetragen hat, die Aechtheit der Rede *de haruspicum responso* festzustellen, wie die kurzen Bemerkungen von Mommsen. Ueberhaupt steht die Sache so: Mommsen hält die Rede für ächt; dagegen aber hält sie Wolf für unächt. Es wird wenigstes vorsichtig sein, vor der Hand die Frage so lange in suspenso zu lassen, bis ausführliche Gründe für die eine oder die andere Ansicht vorgebracht sind.

Vice-Präsident Dietsch:

Wenn niemand weiter das Wort verlangt, so spreche ich Herrn Prof. Lange für die Anregung einer so wichtigen Frage und für die Art und Weise, wie er sie uns vorgeführt hat, unsern Dank aus. Es scheint als wenn die Herren eine Pause zu machen wünschten, vielleicht von 10 Minuten. (Allgemeine Zustimmung.)

Dr. Eckstein:

Ich wünschte sehr, dass das Zeichen des Wiederbeginns mit der Schulglocke gegeben würde; denn es sind viele hungrig.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung erhält der Tagesordnung gemäss Prof. Dr. G. Linker aus Lemberg das Wort und gibt in folgendem die angekündigte kurze Bemerkung über Horat. Epod. 16:

Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich mir erlaubte in dieser Sitzung Ihre Aufmerksamkeit noch auf wenige Minuten gerade für die 16. Epode des Horaz in Anspruch zu nehmen, so geschah es zunächst nur aus dem Grunde, weil mein letzter Vortrag auf der Philologen-Versammlung zu Frankfurt über 'Spuren der Bekanntschaft des Horatius mit Sallustius Historien'[1]) gerade auf den 2. Theil dieser Epode sich bezog, und weil, wie ich hoffe, die genauere Ausarbeitung dieser jetzigen, nur vorläufigen Bemerkungen Gelegenheit geben wird und muss, einiges dort in Frankfurt bemerkte ausführlicher und in berichtigterer Gestalt vorzubringen. Seither sind trotz des neuen Aufflebens der Horazischen Studien gerade die Epo-

1) Siehe d. Verh. der Versammlung zu Frankfurt a. M. S. 117.

den gewissermassen das Stiefkind dieser Untersuchungen geblieben und es liesse sich für diese Behauptung daran erinnern, dass die schöne Abhandlung von Martin in Posen: 'de Horatii epodorum ratione antistrophica et interpolationibus' wenig verbreitet zu sein scheint. Nur muss ich freilich bemerken, dass ich keineswegs als Panegyriker, auch nicht einmal als Vertheidiger der Ansichten Martins in jeder Hinsicht auftreten möchte, so namentlich nicht der Behauptung, dass alle Epoden des Horaz in vierzeilige Strophen zu zerlegen seien. Denn obgleich dies für mehrere Epoden ganz richtig ist, so stehen doch diesen gegenüber einige andere, bei welchen eine andere Verstheilung sich zeigt, indem sogar in dialogischer Form z. B. die Epode 4 in zwei genau gleiche Hälften von je 10 Versen zerfällt, die Epode 12 in zweimal 13 Verse, wenn schon vielleicht zweifelhaft ist, ob die Zahl dreizehn wirklich anzuerkennen ist. In anderen dagegen, wie in der 14. Epode ist die Viertheilung auf's klarste zu erkennen, indem sich gleich hier 4 vierzeilige Strophen auf das bestimmteste scheiden; ebenso noch in der 17., wo fünfmal 4 Strophen sind, in der Epode 7: Quo, quo scelesti ruitis und ebenso, wie ich glaube, in unsrer 16. Epode.

Freilich um die Gestaltung dieser Epode vollständig kritisch darzulegen, dazu gebricht es hier an Zeit. Der Gegenstand ist ohnehin ein viel zu umfassender für einen kurzen Vortrag, und selbst abgesehen von der Zeit, wäre hier auf Einzelnheiten einzugehen unrathsam, da nicht einmal ein gedruckter Text vertheilt werden konnte. Ich will mich daher hier nur auf die kurzen Bemerkungen beschränken, dass die Epode ihrer überlieferten Gestalt nach in zwei Hälften, die erste von 38 und dann die zweite von 28 Versen zerfällt: eine Ungleichheit, die eben der sonstigen Gestalt, nicht blos der Horazischen *carmina*, sondern auch der Epoden auf das entschiedenste widerspricht, so dass der Verdacht hierdurch nahe gelegt, oder wenigstens die Nothwendigkeit einer Untersuchung begründet ist, ob wir wirklich gerade nur bei diesem Gedicht eine Ungleichheit der beiden Hälften, wenn Sie wollen, als Strophe und Antistrophe, anzunehmen und dem Horaz zuzutrauen hätten. Meiner Ansicht nach, die erst später schriftlich ausgeführt werden kann, ist das nicht der Fall, sondern die Epode zerfällt wie alle übrigen in zwei gleiche Hälften und zwar in je 5 vierzeilige Strophen, wie sich das beim iambischen Metrum auch fast genau herausstellt. Die ganze Norm dieser Neugestaltung, also auch die Annahme einer Interpolation bei dieser Epode wird freilich darauf beruhen, ob die gleich im Anfang stehenden wohl allgemein bekannten zwei Verse wirklich von Horaz herrühren.

Der Anfang lautet:

Altera iam teritur bellis civilibus aetas,
suis et ipsa Roma viribus ruit:
quam neque finitimi valuerunt perdere Marsi
Minacis aut Etrusca Porsenae manus,
aemula nec virtus Capuae, nec Spartacus acer
novisque rebus infidelis Allobrox,
nec fera caerulea domuit Germania pube,
parentibusque abominatus Hannibal:
inpia perdemus devoti sanguinis aetas,
ferisque rursus occupabitur solum.

Es ist der bekannte rhetorische locus nur in dichterischer Form ausgeführt: die Stadt Rom, welche weder den früheren, noch den späteren gefährlichsten auswärtigen Feinden

unterlag, die wird durch eigne Kraft zu Grunde gehen: ein locus, der bei Geschichtschreibern und Rednern sogar mit denselben Worten und Beispielen wiederkehrt. Eben aber unter den angeführten Beispielen von den früheren gefährlichsten Feinden Roms müssen nothwendig befremden die zwei Verse:

Aemula nec virtus Capuae, nec Spartacus acer
novisque rebus infidelis Allobrox.

Horaz führt hier offenbart gerade die Feinde Roms als Hauptbeispiele an, welche die Stadt Rom direct belagerten oder wenigstens in grosse Gefahr brachten, also natürlich Porsena, Hannibal, dann noch aus der letzten Vergangenheit die Marsi, wobei wohl nicht mit den gewöhnlichen Erklärern an das bellum Marsicum, den Bundesgenossenkrieg überhaupt zu denken ist, sondern im allgemeinen nur an die Bedrohung Roms und die blutigen Kämpfe in den Strassen Roms am Esquilin durch Pontius Telesinus am Ende des bellum Marsicum bei der Rückkehr des Sulla.

Diesen Feinden gegenüber wäre es ganz singulär, wenn die aemula virtus Capuae erscheinen wollte, wenn Capua, die oft genug von Livius als die aemula Romae dargestellt wird, mit Hannibal, mit Porsena in Parellele gesetzt wird, welchen Rom fast erlegen wäre, während Capua nur die Angriffe Roms selbst abzuwehren hatte. Noch auffallender würde die Erwähnung des Spartacus sein, der froh sein musste, den römischen Heeren selbst zu entrinnen, oder gar des Allobrox, der keineswegs etwa als Specification sämtlicher Gallier dienen kann. Noch dazu ist das sprachlich merkwürdige novisque rebus infidelis Allobrox, in offenbare Beziehung gebracht zur catilinarischen Verschwörung. Es heisst nun, nicht der Allobrox hat Rom gestürzt, als bei jener Gelegenheit, wo novae res sich zeigten, er sich als infidelis bewährte. Bei der Verschwörung selbst verhielten sich die guten Leute ganz ruhig, und liessen sich sogar von Cicero düpieren, dass sie den Brief an Catilina herausgaben. Später nur brach ihr Hass aus. Jedenfalls gehört dieser kleine gallische Stamm nicht in die Parallele mit Porsena und Hannibal.

Sobald also diese 2 Verse unächt sind, ist der Schlüssel für die Gestaltung der Ode gefunden und man kann sie dann bequem in 2mal 5 Strophen zerlegen. Indessen es würde mich das zu weit führen, ich behalte mir das für eine schriftliche Ausarbeitung vor. Hier wollte ich mir nur noch erlauben, auf das vierte der jedenfalls ächten von Horaz angeführten Beispiele einen Blick zu werfen.

Ausser Porsena, Hannibal und den Marsern sehen wir auch die Germania unter den Haupt- und gefährlichsten Feinden Roms erwähnt, also Rom, quam nec fera caerulea domuit Germania pube. Was bedeutet hier die caerulea pubes Germaniae? Die gewöhnliche Erklärung lautet wie bekannt: die blauäugigen Schaaren Germaniens. Man denkt an die letzten Kämpfe zu Cäsars Zeit, wobei es nur höchst merkwürdig wäre, dass die Germanen unter den gefährlichsten Feinden Roms aufgezählt werden, oder man denkt noch öfterer an die Cimbern und Teutonen. Ehe wir indessen auf die Frage nach der Bedeutung Germania's selbst eingehen, möchte ich einen Blick werfen auf den Ausdruck *caerulea pubes*, der gewöhnlich dahin übereinstimmend erklärt wird, als ob damit die blauäugige pubes Germaniae bezeichnet werde, mit Anführung der Worte des Tacitus (Germ. c. 4) über die truces et caerulei oculi Germanorum. Diese blauen Augen sind allerdings bekannt genug, selbst schon aus Cäsar, welcher den Augen der Schaaren des Ariovist solche blendende Blicke und solchen tiefen

Glanz zuschreibt, dass kein römischer Blick ihnen habe widerstehen können. Aber heisst denn caeruleus soviel als blauäugig? ich glaube nicht!

Bei Tacitus lesen wir caerulei oculi, das sind blaue Augen, wenn wir die gewöhnliche Uebersetzung beibehalten wollen, obgleich sie nicht ganz genau der Bedeutung von caeruleus entspricht. In dem ganzen Bereich der lateinischen Literatur, weder bei einem Dichter noch bei einem Prosaiker, wird sich caeruleus allein zur Bezeichnung von blauäugig gebraucht erweisen lassen. Es ist nicht dasselbe Verhältnis, als wenn ein Mann oder Weib als flavus oder flava bezeichnet wird, wo vor allem an die Haare zu denken ist, etwa wie jemand als Rother bezeichnet wird, mit Beziehung auf sein rothes Haar. Aber ebenso wenig wie jemand, der blaue Augen zu besitzen das Glück oder Unglück hat, als blau im Deutschen bezeichnet werden kann, ebensowenig würde es bei den Römern angehen. Das caeruleus kann nur die Bezeichnung für eine Farbe, namentlich die Gesichtsfarbe sein, ebenso wie caerulei dei, caeruleus Neptunus, caeruleus Triton erscheint. In derselben Weise begegnen wir solchen Bezeichnungen häufig genug in Beziehung auf die Gesichtsfarbe solcher fremder Stämme, welche die Hautfarbe zu färben, zum Theil auch zu tättowieren pflegten, so dass die caerulei Germani an unsrer Stelle wohl dieselbe Bedeutung haben mögen, wie die virides Britanni, die uns mehrfach bei Dichtern, namentlich der späteren Zeit begegnen.

Gerade von den Britanniern erwähnt schon Cäsar die Eigenthümlichkeit, dass sie mit einer besondern Farbe das Gesicht färben: vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, wie er sagt (de b. G. V 14). Indes beschränkt Cäsar diese Bemerkung auf die Britannier, während von andern Schriftstellern dieselbe auf alle keltischen Stämme ausgedehnt wird. Soll nun etwa aus dieser Stelle des Horaz hier das neue historische Resultat gezogen werden, dass auch die Germanen diese schöne Sitte, die Gesichter zum Schlachtkampf zu färben, gehabt haben, soll hierin die germanische Sitte mit der keltischen zusammentreffen? Den Beweis hierfür möchte schwer zu führen sein. Cäsar erwähnt, wie ich bereits sagte, nicht einmal etwas von den Kelten. Bei Tacitus findet man nur am Schlusse der Germania (c. 43) die Arii picti (tincta corpora), die für uns auch weiter nichts beweisen. Ebenso wenig möchte die Erwähnug derselben Sitte bei einigen skythischen Völkerschaften durch Herodot etwas beweisen, da allerdings noch grosser Streit über die Frage herscht, ob dort germanische Stämme zu erkennen sind, oder nicht. Genug die historische Begründung einer solchen Deutung der caerulea pubes Germaniae ist mir unbekannt. Aber wir brauchen uns gar nicht bis zu diesem Resultat zu versteigen. Die Germania an unsrer Stelle wird eben nicht in Bezug auf unsere Vorfahren, auf die mit Recht oder Unrecht sogenannten Germanen, die Zeitgenossen des Cäsar und Horaz zu beziehen sein, sondern wir müssen hier in der Bezeichnung der caerulea pubes Germaniae eben den vierten hauptsächlichsten Gegner Roms wieder finden, den Gegner, der Rom allein in der historischen Zeit in Asche legte, dessen Auslassung ganz besonders auffallend ist; wir müssen die Gallier erkennen, die 390 vor Christus Rom zerstörten: eine Erklärung, die nicht singulär dasteht, sondern Parallele gefunden hat in einer Bemerkung eines in manigfacher Beziehung schätzbaren Werkes des ehrwürdigen Geschichtsforschers v. Wintersheim. Dieser macht im 3. Bande seiner Geschichte der Völkerwanderung (S. 496) auf eine interessante Stelle des Kaiser Julianus aufmerksam, worin jener Zug der Gallier von 390 vor Christus als Zug der Germanen bezeichnet wird, also eine ganz genaue Parallele zu unserm Ausdruck des Horaz. Wir hätten also hier in der caerulea pubes Ger-

maniae die tättowierten oder gefärbten Gallier der frühern Zeit zu erkennen, welche Rom bedrohten. Auf diese kurze Bemerkung will ich mich jetzt beschränken, obgleich sonst noch vieles interessante bei der Erklärung dieser Epode in Betracht kommt.

Vorsitzender Rector Dr. Dietsch:

Wünscht Jemand das Wort?

Prof. Bursian:

Es ist nicht meine Absicht, auf alle die sehr interessanten, aber auch sehr disputabeln Bemerkungen des Herrn Prof. Linker einzugehen, namentlich nicht auf die letzte, die den alten Streit über Kelten und Germanen, der in ausgezeichneten Büchern und Schriften eines Holzmann und Brandes ausführlich behandelt worden ist und zum Theil wird, in seiner ganzen Ausdehnung wach ruft. Ich will mir nur einen Zweifel erlauben an der Behauptung des Prof. Linker, dass die caerulea pubes Germaniae gar nicht die hellgrauäugigen Schaaren Germaniens bedeuten dürfte. Ich kann allerdings keine unmittelbare Beispiele anführen, dass sonst jemand schlechtweg caeruleus genannt würde, im Sinne von hellgrauäugig. Herr Prof. Linker hat als Analogie den Gebrauch des Wortes flavus angeführt. Wenn aber jemand flavus heisst wegen seiner Haare, so glaube ich auch, dass er caeruleus wegen seiner Augen genannt werden kann. Wenn ein Dichter ein nur einem einzigen Theile des Menschen oder des Körpers zukommendes Beiwort durch eine gewisse dichterische Generalisierung auf den ganzen Menschen überträgt, so ist dies nur dann gestattet, wenn dieses Beiwort auf diesen speciellen Theil des Menschen allein bezogen werden kann. Wenn also der Dichter einen Mann, der blonde Haare hat, schlechtweg flavus nennt, so thut er es, weil niemand bei solcher Bezeichnung an einen andern Theil des Körpers, als an das Haar denken kann. Ebenso verhält es sich mit caeruleus. Da wo es vorkommt, bezieht es sich nicht auf Menschen, sondern auf die Götter, die im Meere wohnen, die gleichsam graublau, meergrün angelaufen sind. Am Menschen aber kann kein anderer Theil caeruleus sein, als die Augen, und darum kann man einen Menschen, der caeruleos oculos hat, auch schlechtweg caeruleus nennen.

Prof. Linker:

Dagegen kann ich nur einfach erinnern, dass keineswegs bloss die dei marini als caerulei bezeichnet werden, sondern dass caeruleus gerade häufig genug von dem Tättowieren der Völkerschaften neben virides und vitrei gebraucht erscheint, also in Bezug auf das Gesicht und die Hautfarbe derer, welche sich tättowierten, steht, ebenso wie bei caerulei dei. Ausserdem sind doch auch naturgemäss die Haare für die Unterscheidung von Menschen etwas ganz anderes, als die Augen, wie ich schon bemerkt habe. Wenn ein jedes Epitheton, das auf einen Theil des Körpers passt, sogleich dem ganzen Menschen beigelegt werden könnte, so würde einer mit einer schiefen Nase schlechtweg 'ein schiefer' heissen dürfen.

Prof. Bursian:

Das ist eine Verdrehung meiner Worte. Ich habe ausdrücklich gesagt: es kann der Dichter nur in einem Falle ein solches Epitheton auf den ganzen Menschen übertragen, wenn diese Bezeichnung nur einem Theile zukommen kann. Nun kann aber Jemand nicht allein an der Nase, sondern auch am Bein oder am Rücken schief sein, das ist etwas anders. Ich legte darauf Gewicht, dass weil jemand nur an den Haaren flavus sein kann, man ihn schlechtweg flavus nennen könne. Dass übrigens caeruleus für Leute gebraucht werde, die sich tättowiert haben, möchte ich bezweifeln, in Hinblick darauf, dass der Dichter gewiss nicht ein Wort für eine Sitte eines Volksstamms gebraucht haben wird, die damals in Rom noch sehr

unbekannt war und wovon man wenig Bescheid wusste. Etwas anderes wäre es bei einem Historiker. Wenn ein solcher von der Sitte des Tättowierens in einem frühern Abschnitt gesprochen, dann kann er sich den Ausdruck caeruleus für die Menschen, die sich tättowieren, erlauben. Dass aber ein Dichter sich dies ohne weiteres in Rom erlauben, dass er mit diesem Epitheton eine deutliche Vorstellung von dem, was er meine, bei seinen Lesern zu erwecken hoffen konnte, das ist mir ganz unwahrscheinlich.

Prof. Linker:

Ich muss dem gegenüber daran erinnern, dass caeruleus keineswegs nach dem sonstigen Sprachgebrauch nur den Augen zukommt, sondern auch überhaupt der Hautfarbe, und vor allem der Gesichtsfarbe im allgemeinen. Dafür werde ich einzelne Beispiele in der Abhandlung, die ich drucken lassen werde, liefern. Für unsere Stelle aber fällt ins Gewicht, dass wenn man anders deutet als ich, die gefährlichsten Feinde Roms, die Gallier, gar nicht erwähnt sind.

Rector Dr. Eckstein:

Ich habe vor etlichen Jahren in Breslau meines Landsmanns und Freundes Martin in Posen Horazische Studien manchen der Herren zuerst zur Kenntnis gebracht und auch Prof. Linker macht darauf aufmerksam, dass die Abhandlung über die Epoden unverdienter Weise in wenigen Kreisen bekannt sei. Er will sie aber selbst nicht in allen Theilen vertreten. Ja ich möchte sie ganz und gar nicht vertreten. Doch das ist eine Sache für sich. Aber ich wünschte, dass wir doch endlich einmal über die vierzeiligen Strophen der Horazischen Gedichte hinweg kämen, und dass der Autoritätenglaube, der so fest begründet zu sein scheint, endlich einmal an den bestimmten Zeugnissen des Alterthums seine Widerlegung fände. Ich ärgere mich allemal, wenn ich sehe, wie unser Freund Leutsch, der uns über diese Dinge die vollste Aufklärung geben kann, es so ruhig an sich vorüber gehen lässt, wenn immer noch nur von vierzeiligen Strophen der Horazischen Gedichte geredet wird, wenn man das bestimmte Zeugnis der alten Metriker so vollständig ignoriert, die klarsten Worte des Marius Victorinus ausser Acht lässt, was uns aus dem Alterthum selbst überliefert worden ist, nicht anerkennen will, um nur neues und gezwungenes im Horaz herzustellen. Ich habe nur meinem Herzen einmal Luft gemacht; denn ich weiss wohl, dass ich eigentlich davon nichts verstehe. Aber nun komme ich wieder mit Freund Linker zusammen, der sein kritisches Messer angewendet hat. Ich bin zwar nicht ultra-conservativ, im Gegentheil ich bin einigermassen liberal, aber ich bin doch kein Rother, denn 'Rothe' nennt man auch die Demokraten, nicht bloss die rothes Haar haben, und als Rothe möchte ich auch diejenigen bezeichnen, die uns den Horaz zerfleischen. Ein solches Beispiel haben wir heute wieder. Weil Horatius hier nur diejenigen Feinde nennen kann, von denen die Stadt Rom unmittelbar Gefahr zu befürchten gehabt hatte, darum können die zwei Verse unmöglich für ächt erkannt werden. Habe ich es so recht verstanden?

Prof. Linker:

Das gehört wenigstens mit dazu.

Rector Dr. Eckstein:

Das schien mir so der Kern zu sein. Ich weiss nicht, soll durch Ausscheidungen von vs. 5 und 6 und durch die neue Erklärung der caerulea pubes Germaniae als tättowierter Gallier eine Art historischer Folge in den Beispielen erzielt werden? Porsena — Gallier — Hannibal, das würde stimmen. Aber was fangen wir mit dem armen marsischen Kriege an?

Denn offenbar kann das „quam neque finitimi valuerunt perdere Marsi“ auf keinen andern Kampf bezogen werden, als auf das bellum marsicum, oder soll hier ein Kampf aus der Königsherschaft gemeint sein? Ja das wird dann so herauskommen müssen. Sie schütteln mit dem Kopf, Herr Prof. Schäfer.

Prof. Schäfer:

Ich schüttelte mit dem Kopf, weil Prof. Linker bereits gesagt hat, es bezöge sich auf den marsischen Krieg, er verstehe darunter den Kampf des Pontius unter den Mauern Roms.

Rector Dr. Eckstein:

So hätten wir also doch zuerst den marsischen Krieg. Dann kommt Porsena, dann die tättowierten Gallier und der hannibalische Krieg. Das wäre recht schön, wenn nur unter der Voraussetzung, dass die historische Folge beabsichtigt wäre, die beiden Verse beseitigt würden. Nun sollte ich aber meinen, es müsste in den beiden Versen wirklich ein innerer Grund vorliegen, warum weder von Capua noch von Spartacus, der dem Horaz bei andern Gelegenheiten als höchst gefährlicher Feind Roms erschien, und wenn auch nur in der Beziehung, dass er keinen einzigen Schoppen Meissner Wein verschont haben würde, die Rede sein soll.

Prof. Linker:

Einmal nur.

Rector Dr. Eckstein:

Einmal ausser hier. Und wenn ich nicht irre, steht er dort in Verbindung mit dem marsischen Krieg.[1]) Offenbar ist er immer dem Horaz als ein höchst gefährlicher und bedenklicher Gegner erschienen.

Prof. Linker:

Gefährlich für den Wein, der in Roms Kellern lag.

Rector Dr. Eckstein:

Wer die Weinlager plündert, der plündert auch das übrige. In dieser Beziehung ist kein Bedenken. Ich meine nun, das bedenkliche bei solchen Untersuchungen liegt darin, dass man etwas bestimmtes in den vorliegenden Worten sucht und durchaus finden will und deshalb alles, was dieser vorgefassten Meinung nicht entspricht, kurzweg beseitigt. Weil in Epode 16 zwei Verse das angenommene Princip verletzen, so werden sie von Ihnen, Prof. Linker, gestrichen. Ueber das Princip muss ich erst vollständig belehrt sein; eher gebe ich meine conservative Gesinnung nicht auf.

Prof. Linker:

Ich will mir nur ein Paar Worte gegenüber denjenigen des verehrten Vorredners gestatten. Was zunächst die historische Anordnung der Beispiele anlangt, so ist das eben eine petitio principii, wenn gleich Eckstein von dieser Forderung als solcher ausgeht, als ob der Dichter verpflichtet gewesen sei, die Beispiele in historischer Reihenfolge anzuführen, und wir verpflichtet seien, dem Dichter eine solche Reihenfolge gleich von vornherein zuzutrauen. Die Anordnung der Beispiele war vielmehr nach meiner Anordnung die, dass wir im ersten Distichon die beiden Beispiele aus Italien selbst finden, Porsena und den Marsischen Krieg, unbekümmert um die historische Reihenfolge, und in dem zweiten Distichon eben die aus-

1) Od. III 14, 18: et cadum Marsi memorem duelli,
Spartacum si quae potuit vagantem
fallere testa.

wärtigen, die Gallier und Hannibal. Zwischen diesen beiden Paaren wirklich passender Beispiele, wovon jedes einen besondern Vers hat, zwischen beiden sehen wir zwei Verse eingeschoben, welche uns drei Beispiele von Feinden bringen, eben Capua, Spartacus und infidelis Allobrox. Wenn man dies nun auch durch eine Gradation a maiore ad minus erklären und sagen wollte, zuerst sei der mächtigste Feind, Capua, dann der weniger gefährliche Spartacus, und zuletzt als der am wenigsten gefürchtete Allobrox gesetzt, so wird diese schöne Gradation allein nicht hinreichen, um diese drei Feinde den vorher genannten vier gegenüber zu stellen, namentlich wenn wir in der Germaniae pubes wirklich die Gallier vom Jahre 390 v. Ch. als die gefährlichsten Gegner Roms selbst zu erkennen haben. Uebrigens was das Streben nach Auffindung von Interpolationen anlangt, so möchte ich wirklich daran erinnern, dass man dergleichen als blosses Haschen nach übertriebener Sophistik nicht auffassen möge. Ich wenigstens habe von Interpolationen nur dann gesprochen, wenn ich meine Ueberzeugung auch durchaus offen und ehrlich vertheidigen konnte, und das wird wohl auch bei sehr vielen andern der Fall sein, wie auch bei dem gelehrten und würdigen Martin aus Posen. Und ich muss protestieren gegen solche Aeusserungen, wie sie Nauck in der 3. Auflage seiner Schulausgabe der Oden und Epoden vorgebracht hat, worin er mein Verfahren gewissermassen als Popanz für alle aufrichtigen Schulmänner aufstellt; ob er das in der 4. Auflage, die, wie ich hier hörte, erschienen sein soll, wiederholt hat, weiss ich nicht. Ich wenigstens möchte es nicht geschrieben haben.

Rector Dr. Eckstein:

Zunächst möchte ich wenigstens bemerken, dass ich daran gar nicht denke; davon bin ich weit entfernt. Ich betrachte meinen Freund Linker nicht als den glücklichen Minos, sondern ich weiss wohl, wie sorgfältig er in seinen Arbeiten zu Werke gegangen ist. Ich möchte ihm gern die zwei Verse in den Kauf geben, darüber bin ich nicht unglücklich, es sind ein paar Verse weniger von den Schülern zu memorieren. Die Schüler freuen sich sehr, wenn eine Strophe in Parenthese geschlossen ist, die brauchen sie nicht zu lernen. Aber wegen der vierzeiligen Strophen. Ich möchte davon etwas wissen. Sie kleben — entschuldigen Sie, ich wollte sagen — Sie halten daran fest. Ich bin zweifelhaft. Aber wie steht die Sache, wie stehts nach den alten Zeugnissen? Unser Leutsch schweigt? Ich wende mich an ihn.

Prof. Dr. v. Leutsch aus Göttingen:

Wenn ich es wage zu sprechen, so entschuldigen Sie, dass ich es mit heiserer Stimme thue. Ich werde aber auch um deswillen kurz sein. Allerdings das kann man nicht leugnen, es ist mit der Strophenein theilung in Horaz sehr viel Misbrauch getrieben worden; allein ich möchte doch auch sehr bitten, von der andern, von der conservativen Seite nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ohne alle Frage ist manches, was in neuerer Zeit in dieser Richtung geschehen ist, verfehlt, aber anderes auch recht glücklich erkannt. Man sei nicht ungerecht. Wenn man das, was durch emsigen Fleiss über die Strophenein theilung zusammengebracht ist, mit einem Blick übersieht, so hat man ein weit verzweigtes und ausgedehntes Material. Die neueste Zeit hat nun noch gelehrt, dass mancher Dichter der spätesten Jahrhunderte, von dem man früher gar nicht ahnte, dass er bei Untersuchungen über Dichtungen der klassischen Zeit herangezogen werden müsste, wichtige Aufschlüsse zu geben vermag, und dadurch ist das Material noch unübersehbarer geworden. Eben dieses weitschichtige Material, das ist der Grund meines beharrlichen Schweigens, über das Freund Eckstein

mich etwas neckt. Namentlich gehört zur Entscheidung der Frage eine feine, ins einzelne eingehende Exegese, wovon wir Philologen leider uns immer mehr entfernen. Wir werden sehr schnell jetzt grosse Kritiker, allein von exegetischen Ausgaben, die tüchtig sind, kann man im ganzen sehr wenig sehen. Das zweite, was die Sache schwierig macht, ist unsre Unkenntnis über die Musik der Alten. Denn je weiter man in die Erforschung der Strophen-eintheilung eingeht, man wird immer wieder als die eigentliche Grundlage für das Entstehen der ganzen Kunst auf die Musik zurückgeführt. Und jeder, der anfangen wird, das Buch von Westphal zu lesen, wird zuletzt sagen, wie ungemein wenig wir wissen und wie ungemein schwierig es ist, da für diese Frage eine musikalische Grundlage zu legen. Man wird auf vielen Umwegen erst das Ziel erreichen können. Um nun auf Horaz selbst zu kommen, so will ich ganz offen mein Glaubensbekenntnis ablegen. Ich glaube, dass Horaz in den meisten Fällen seine Gedichte strophisch und zwar sehr häufig, aber nicht immer, in Strophen von 4 Versen componiert hat. Aber ich glaube, dass mit dieser Stropheneintheilung, wenn sie recht behandelt wird, die Verszahl des Horaz durchaus nicht vermindert, sondern dass es durch die richtig behandelte Stropheneintheilung in den meisten Fällen dazu kommen wird, die Echtheit und Sicherheit in der Ueberlieferung der Horazischen Verse zu erkennen.

Rector Dr. Eckstein:

Die Neckerei hat Folgen gehabt, die Herren werden mir gewiss für das Resultat dankbar sein. Ich hätte gewünscht, Freund Leutsch hätte noch etwas über die zwei- und dreizeiligen Strophen im Horaz hinzugefügt; ich glaube beide Arten sind vorhanden, wenn auch erstere in grösserer Zahl.

Prof. v. Leutsch:

Ich habe schon in Breslau bei Gelegenheit der dortigen Philologenversammlung erklärt, dass ein Gedicht von dreizeiligen Strophen im Horaz erscheint, und zwar dies erklärt auf Grund eines alten Zeugnisses.

Prof. Linker:

Nur eine kurze Bemerkurg. Dass die Oden des Horaz in vierzeiligen Strophen abgefasst seien, dafür, meine ich wenigstens, hat als Zeugnis zu gelten, was von Lachmann hervorgehoben worden ist, dass das bekannte Gedicht an Lydia vierzeiligen Wechselgesang enthält, wovon 2 Verse wiederkehren, obgleich es nach dem Metrum eben so gut in Strophen zu je zwei Versen hätte eingetheilt werden können. Und was ausserdem den Vorwurf betrifft, dass der Theorie von den vierzeiligen Strophen zu Liebe die Oden des Horaz so arg verkürzt worden sind, so betrifft dies nur eine einzige Ode, IV 8. Die Beschneidung beruht aber auf noch anderen Gründen, als auf der Theorie von der Vierzeiligkeit der Strophen. Die erste Ode des I Buchs ist theilbar durch 4; also wer nichts weiter als vierzeilige Strophen haben will, kann sie beibehalten mit Haut und Haar.

Was endlich die dreizeiligen Strophen anlangt, so wüsste ich gar kein Gedicht dafür als III 12. Ob dort 4 dreizeilige Strophen sind oder eine einzige vierzeilige, wie Lachmann will, darüber — ich gestehe es — wage ich nicht zu urtheilen.

Vicepräsident Dr. Dietsch:

M. H.! Es wäre nun noch ein Vortrag zu hören, der des Herrn Dr. Benseler, allein ich fürchte, dass sich viele entfernen, um ihre Abreise zu beschleunigen. Ich möchte daher Herrn Dr. Benseler ersuchen, seinen Vortrag mir zu geben, um ihn in den Verhandlungen abdrucken zu lassen. (Dr. Benseler erklärt sich einverstanden.)

Jetzt habe ich noch eine Mittheilung zu machen: „Die Germanistensection, durchdrungen von dem lebendigen Wunsche, ein ihres grossen Meisters Jacob Grimm's würdiges Ehrengedächtnis zu stiften, hat zu diesem Zwecke eine zunächst nur aus fünf Mitgliedern bestehende, aber einer Erweiterung fähige Commission ernannt, welche diese Angelegenheit in besondere Berathung ziehen wird, um deren Ergebnis der nächsten Philologenversammlung in Hannover vorzulegen. Gleichwohl, um die Frische des Eindrucks und der regen Theilnahme für ihr Unternehmen nicht unverwerthet zu lassen, beabsichtigt sie demnächst einen von der genannten Commission ausgehenden Aufruf an die gesammte Nation ergehen zu lassen. Die Section, im Vertrauen auf die rege Theilnahme und Unterstützung, welche dies ihr Unternehmen namentlich von Seiten der hier vereinigten Philologen und Schulmänner finden dürfte, hält es für ihre Pflicht, schon heute denselben hiervon Mittheilung zu machen."

Und nun, m. H., kommen wir zum Schluss. Es würde nicht möglich sein, die Fülle der tiefen und herlichen Eindrücke in wenigen Worten zusammenzufassen, die diese Versammlung auf mich und so viele Theilnehmer gemacht hat. Ich kann nur weniges anführen. Wir haben hier die Ueberzeugung gewonnen, dass unsre Wissenschaft und unser Beruf von den höchsten Stellen bis zu den Schichten des Volks herunter eine freudige Anerkennung und eine lebendige Theilnahme findet. Wir haben hier die Erfahrung gemacht, dass ein frisches und reges Leben die Forschung auf alle Gebiete ausdehnt und doch wieder eine Einheit sucht, die am besten in dieser Versammlung verwirklicht werden kann. Wir haben das Gefühl gewonnen, dass der Geist echter Humanität in uns rege ist, aus der freundlichen Art und Weise, wie die Meister der Wissenschaft den Jüngern und Geringern begegnet sind, und aus dem fröhlichen Beisammensein, das sich überall dargestellt hat. Darum herzlichen Dank denen, die zu diesem Resultat mitgewirkt haben, thätig durch Wort, thätig durch Schrift, thätig durch ihre Theilnahme. Der Moment des Abschieds aber ruft die Frage hervor: werden wir uns wieder sehen? Und dies gibt eine Bitte und einen Wunsch ins Herz. Die Bitte kann uns erfüllt werden von Ihnen: ein freundliches, herzliches Andenken. Den Wunsch aber eines frohen Wiedersehens, den lasse Gott in Erfüllung gehen! Damit schliesse ich die zweiundzwanzigste Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner.

Prof. Dr. Haase aus Breslau:

M. H.! Wir können uns nicht von diesem Orte trennen, ohne den Empfindungen Ausdruck zu geben, die uns alle erfüllen und die wir mit in unsere Heimat nehmen, indem wir nun nach verschiedenen Richtungen auseinander gehen. Gewiss sind es die angenehmsten und wohlthuendsten Erinnerungen, die uns von dieser geweihten Stätte begleiten, einer Stätte, die seit Jahrhunderten geweiht ist durch die edelste geistige Arbeit, die es giebt, durch die Erziehung der Jugend, wo die Namen und die Erinnerung an grosse Männer uns umschweben und wo wir ihre würdigen Nachfolger vor uns sehen, von denen wir uns überzeugt haben, dass sie die grossen Werke, die vor 300 Jahren und früher hier begonnen haben, in würdigster Weise fortsetzen. Aber nicht blos diese schöne, grosse, die Stätte weihende Erinnerung wird uns wohlthuend begleiten, sondern auch die Anschauung der Freundlichkeit, des wohlthuenden Entgegenkommens, der achtungsvollen Theilnahme an unsern Bestrebungen, die uns allen hier von den verschiedensten Seiten her begegnet sind; und wir können nicht anders als unsern vollsten und innigsten Dank für diese vielfältige uns bewiesene Theilnahme auszusprechen; sie hat sich von den höchsten Spitzen dieses Landes bis in die Mitte der Bevölkerung erstreckt. S. M. der König von Sachsen selbst, wie er es schon früher gethan hat, als die Philologen-

versammlung in Dresden tagte, hat wieder in der freundlichsten Weise und mit der Einsicht und mit dem lebendigen Interesse, die er unsern wissenschaftlichen Bestrebungen zuwendet, auch jetzt in jeder Weise seine Theilnahme bewiesen, was uns alle zum ergebensten und wärmsten Dank gestimmt hat. Eben so haben wir in dieser Stadt, dem alten Haupte des meissnischen Landes, von allen Seiten, von den Behörden dieser Stadt, wie von der Bürgerschaft, die freundlichste und angenehmste Theilnahme gefunden, eine gastliche Freundlichkeit, die nur die angenehmsten Erinnerungen in uns hinterlassen kann. Auch dafür werden wir mit dem herzlichsten Dank von hier scheiden. Wir haben ausserdem täglich vor unsern Augen gehabt, mit welcher Treue und grosser Fürsorge unser Präsidium sich hat alles angelegen sein lassen, was der Versammlung erwünscht sein konnte, und was für das Gedeihen zweckmässig, für ihr Wohlbefinden, für ihr Behagen angenehm und willkommen wäre. Alle haben gesehen, wie diese Sorgen schon seit langer Zeit von dem Präsidium getragen worden sind und auch in diesen Tagen, und mit wie schönem und erfreulichem Erfolge. Wir sind ganz besonders unserm würdigen Herrn Präsidenten, dem Rector Dr. Franke und seinem rüstigen und treuen Gehülfen, dem Director Dietsch, den herzlichsten Dank schuldig, so wie auch den Herren Secretären, welche ihnen bei ihren Geschäften behülflich gewesen sind. M. H.! Indem ich, wie ich glaube, in Ihrer aller Namen den Dank ausgesprochen habe, den wir nach so vielen Seiten schuldig sind, bitte ich Sie nunmehr dadurch, dass Sie sich von Ihren Plätzen erheben, zu erkennen zu geben, dass wir der Stadt Meissen und den in ihr Sesshaften, und dem um unsre Versammlung so sehr verdienten Präsidium unsern herzlichsten Dank zollen. Scheiden wir von ihnen mit einem herzlichen Lebewohl und Lebehoch. (Die Versammlung stimmt freudig in ein dreifaches Hoch ein.)

(Schluss der Sitzung nach $^1/_2$1 Uhr.)

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Die pädagogische Section constituierte sich nach Schluss der ersten allgemeinen Sitzung Dienstag den 29. September 1 Uhr in dem für sie bestimmten Locale, dem Speisesale der Alumnen von St. Afra. Auf Vorschlag des Dir. Dietsch wurde Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig durch Acclamation zum Vorsitzenden ernannt. Nachdem die Section seinen Antrag, zunächst über die Thesen des Direct. Klix und des Prof. Foss (III und VI) zu verhandeln, zum Beschluss erhoben hatte, wurde diese vorbereitende Sitzung ($1^1/_2$ Uhr) geschlossen.

Erste Sitzung. Mittwoch den 30. September. (Anfang 8 Uhr).

Vorsitzender Rector Dr. Eckstein.

Vorsitzender: Hochverehrte Collegen! Indem wir hier zusammenkommen, um uns über Fragen, die mit unserem Berufe im innigsten Zusammenhange stehen, zu verständigen, möchte ich Sie, soweit Sie noch nicht Verhandlungen der pädagogischen Section beigewohnt haben, darauf aufmerksam machen, dass wir keineswegs grossartige Beschlüsse zu fassen, noch weniger dadurch Einfluss zu üben beabsichtigen: wir wollen vielmehr von einander lernen und uns gegenseitig in unserer Einsicht fördern. Eine ausführliche Geschäftsordnung haben wir nie gehabt; es handelt sich nur darum, dass diejenigen Herren, die das Wort begehren, sich melden und frisch in die Discussion hineingehen.

An diese einleitenden Worte schliesst der Präsident einige geschäftliche Mittheilungen. Sodann fordert er den Director Klix auf seine Thesen zu begründen, indem er zugleich anräth dieselben dergestalt zu trennen, dass zuerst über öffentliche Examina (Th. 1.), darnach über Schulfeierlichkeiten (Th. 2—4.) debattiert werde.

Direct. Dr. Klix: Es kommt bei den vorliegenden Thesen darauf an, klare Vorstellungen zu gewinnen über die Frage, wie wir uns zu verhalten haben bei den Acten, in welchen unsere Schule aus dem Schatten der Verborgenheit an's Licht der Oeffentlichkeit tritt. Nach altem Herkommen geschieht dies bei zwei Gelegenheiten, den sogenannten Schulprüfungen und den Schulfeierlichkeiten. Wie sind diese Handlungen zweckmässig einzurichten, wie die Nachtheile zu vermeiden, welche nur zu leicht für die Schüler aus denselben erwachsen?

Was zuerst die öffentlichen Examina anlangt, so handelt es sich hier nicht um die Prüfungen, welche im engen Raume der Schule durch den Director oder die Ordinarien vorgenommen werden, sei es zur Versetzung oder des Abgangs wegen, sondern um jene Schaustücke, mit denen wir nach altem Brauche unser Schuljahr zu schliessen pflegen. Nach meiner Erfahrung sind diese öffentlichen Examina zwecklos, ja unter Umständen sogar schädlich: zwecklos für das Publicum, weil keinem, der ausser der Schule steht, durch einen derartigen Act ein Einblick in das Leben der Schule gewährt wird, zwecklos auch für die Schüler; denn diese wissen, dass auf solche Prüfungen — um einen bekannten Schülerausdruck zu gebrauchen — nichts ankommt. Darum unterziehen sie sich denselben meist gedankenlos und ohne Interesse. Aber ich gehe noch weiter und behaupte: diese Examina sind schädlich, weil sie den Lehrer in die Versuchung führen, die Schüler für diese halbstündige Schaustellung geradezu abzurichten. Diejenigen Lehrpensa, welche vorgenommen werden sollen, werden vorher gründlichst durchgearbeitet; die Stellen, welche übersetzt werden sollen, werden vorher genau erklärt, so dass dann ein herliches Schauspiel gewährt wird; aber es findet doch eigentlich eine Täuschung des Publicums statt; man meint Leistungen zu sehen, welche die Schule hervorgebracht hat, und sieht doch nur vorbereitetes Gepränge. Das aber streitet wider die Sittlichkeit und ist der Jugend schädlich, welcher summa reverentia, also auch summa veritas gebührt. Aus diesen Gründen bin ich der Meinung, dass diese öffentlichen Prüfungen beseitigt werden müssen. Ob sie bei uns in Preussen eigentlich gesetzlich angeordnet sind, ist mir nicht bekannt. In verschiedenen Instructionen wird ihr Vorhandensein angenommen, aber nirgends habe ich gefunden, dass sie gesetzlich befohlen seien. Deshalb und dazu gekommener äusserer Umstände wegen habe ich sie seit einigen Jahren in Glogau eingestellt, und ich kann versichern, dass sie dort niemand vermisst, wie auch vorher niemand gekommen ist sie anzuhören.

Propst und Dir. Dr. Müller aus Magdeburg: Wenn ich auch zugeben muss, dass Uebelstände bei diesen öffentlichen Prüfungen stattfinden können, so halte ich sie doch nicht für nachtheilig, sobald die Lehrer sich vorher darüber vereinigen, dass alles trügerische Schaugepränge dabei vermieden werden soll. An der Anstalt, welche ich zu leiten habe, am Kloster unsrer lieben Frauen zu Magdeburg, wird eintägiges — früher zweitägiges — öffentliches Examen gehalten, damit die Eltern Gelegenheit haben ihre Söhne in der Schule zu hören. Und wenn diese Prüfungen auch nicht gerade sehr frequentiert werden, so finden sich doch manche Zuhörer ein, weniger zu den Examina der höheren, mehr zu denen der mittleren und unteren Classen. Ich habe mir es nun zur Pflicht gemacht in einer Tabelle jede Antwort des Schülers im Examen mit einer Note zu censieren. Da ich nach diesen Bemerkungen mein Urtheil nach der Prüfung abgebe, so legen die Schüler doch grossen Werth auf dieselbe. Endlich ist auch der Vortheil der öffentlichen Prüfungen nicht zu vergessen, dass die Schüler vor fremden Personen aussprechen lernen, was sie wissen.

Prof. Dr. Massmann aus Berlin. Die Berechtigung für mich hier das Wort zu nehmen, obgleich ich nicht selbst Lehrer bin, suche ich darin, dass mein ganzes Leben der Pädagogik gewidmet gewesen ist und dass ich Erfahrungen gemacht habe über das „Versteckspielen“ der öffentlichen Examina. Sind diese Examina aus einem Bedürfnisse hervorgegangen, dem wir Rechnung tragen müssen, so gilt es Ersatzmittel für sie zu suchen, nachdem sich so grosse Uebelstände bei ihnen herausgestellt haben. Könnte den Eltern nicht Gelegenheit geboten werden, das Stillleben der Schule kennen zu lernen dadurch, dass sie in die Classen

eintreten und dem Unterricht beiwohnen dürfen, wann sie wollen? Freilich würde diese Theilnahme der Eltern am Schulleben auch manche Störung verursachen; aber dann hätten wir wohl als eine Art Trost die Gewissheit, dass eben nicht allzuviele kommen würden. — Uebrigens glaube ich, dass wir, um die erste These bald zu erledigen, die andern drei mit in die Discussion ziehen müssen.

Vorsitzender: Ich muss meinen Antrag die Thesen zu trennen aufrecht halten; was in den drei letzten berührt ist, steht mit dem Schlussexamen am Ende des Schuljahrs in keinem näheren Zusammenhange.

Rector Dr. Peter aus Pforta: Ich glaube doch, dass man dem Publicum einige Rücksicht schuldig ist und dass die Gymnasiallehrer nicht Ursache haben, die wenigen Brücken zwischen Publicum und Gymnasium abzubrechen, die Gelegenheiten zu beschränken, bei welchem das Interesse des Publicums an den Gymnasien erregt werden kann. Ich bin in einer Stadt Director gewesen, wo das Gymnasium erst vor kurzer Zeit aus städtischen Mitteln gegründet worden war. Dort interessierte sich die ganze Stadt für das Gedeihen des Gymnasiums auf das lebhafteste, und zu den öffentlichen Prüfungen strömte hinzu, was irgend auf Bildung Anspruch machte. Wenn an einem solchen Orte diese Prüfungen abgestellt werden sollten, so würde ich darin eine grosse Unbilligkeit gegen das Publicum erkennen, aber auch einen Schaden für die Schule daraus befürchten. Dass übrigens die öffentlichen Examina immer nur leere Schaustellungen seien, möchte ich gegen Klix aus meiner Erfahrung bestreiten. Hier gilt der Spruch: „abusus non tollit usum“. Wir müssen daher unsre Aufmerksamkeit darauf hinlenken, ob sich nicht Grundsätze für die Einrichtung der öffentlichen Prüfungen aufstellen lassen, durch welche die bezeichneten Gefahren beseitigt oder doch wenigstens vermindert werden.

Vorsitzender: Es ist bei dieser Frage sehr wohl zu unterscheiden zwischen den Städten. Je grösser eine Stadt, desto geringer wird die Theilnahme des Publicums an öffentlichen Prüfungen sein; in kleineren Städten, wo das Publicum mit der Schule viel mehr verwachsen ist, werden die Prüfungen zahlreich besucht und sogar von Damen.

Dir. Dr. Ahrens aus Hannover: Wir in Hannover, das sich schmeichelt zu den grossen Städten zu gehören, haben die Examenfrage vielfach besprochen. Schon seit Jahren sind in meinem Collegium einzelne Stimmen laut geworden gegen die öffentlichen Prüfungen als unnütze und sogar schädliche Institute. Es ist dieselbe Ansicht bei der städtischen Behörde vorherschend, von der unser Gymnasium abhängt. An sämtlichen übrigen Schulen der Stadt sind die öffentlichen Prüfungen abgestellt. Und doch haben wir uns für Beibehaltung derselben entschieden nach wiederholter ernstlicher Berathung aus guten Gründen. Es ist allerdings hinsichtlich der Betheiligung des Publicums ein grosser Unterschied zwischen den oberen und unteren Classen. Bei den Prüfungen der untern Classen hat sich ein starker Zuspruch gezeigt, und besonders kommen die Mütter sehr fleissig. So befördern diese öffentlichen Prüfungen einen recht wünschenswerthen lebhaften Verkehr der Eltern mit den Lehrern. Dazu trägt noch eine Einrichtung bei, die unsrer Anstalt eigenthümlich ist, die ich aber sehr empfehlen möchte: die sogenannten Mappencensuren, gewissermassen geheime Censuren, in welchen der Lehrer sich unbefangen ausspricht über den Schüler, z. B. über die Anlagen desselben. Diese Censuren werden dem Schüler nicht eingehändigt, sondern nur den Eltern und nächsten Angehörigen auf Verlangen bei Gelegenheit der Prüfung vorgezeigt, und sie ziehen das Publicum besonders an. Für die Prüfungen der obern Classen fallen nun

freilich diese Gründe weg. Sie sind wenig besucht, da die obern Schüler meist auswärtige sind. Trotzdem aber haben wir uns nicht entschlossen für diese Classen die öffentlichen Examina abzustellen, aus dem Grunde, weil durch dieselben den Behörden eine willkommene Gelegenheit geboten wird eine Uebersicht über die gesamte Schule zu gewinnen. Dies könnte allerdings auch auf eine andre Weise erreicht werden. Für die untern Classen aber würden wir, ich wiederhole es, nach unsern Erfahrungen sehr ungern auf die öffentlichen Prüfungen verzichten.

Vorsitzender: Die Debatte scheint mir bis jetzt ergeben zu haben, dass die öffentlichen Prüfungen für uns Lehrer ohne alle Bedeutung sind. Es fragt sich aber nun noch, ob sie aus Rücksicht auf die Eltern der Schüler oder auf städtische Behörden, die an der Schule ein Interesse nehmen, beizubehalten sind.

Dir. Dr. Hüser aus Aschersleben: Wir müssen bei der vorliegenden Frage nicht nur den Unterschied der Städte berücksichtigen, sondern besonders auch die verschiedene Stellung, in welcher die Gymnasien zu ihren Städten stehen. Wird eine Schule aus städtischen Mitteln erhalten, so hat sie allen Grund es nicht dadurch mit der Stadt zu verderben, dass sie sich gegen den Verkehr mit ihren Bürgern abschliesst. Diejenigen Gymnasien aber welche durch eine Fundation oder aus Staatsmitteln erhalten werden, pflegen stolz zu sein auf die Unabhängigkeit von den Vätern ihrer Stadt. Sie sollen aber dadurch sich nicht verlocken lassen, die Beziehungen zu den Eltern ihrer Schüler zu vernachlässigen, die, wenn keine pecuniären, moralische und intellectuelle sind. Die Eltern haben ein Interesse an der Schule, der sie ihre Kinder anvertrauen. Ist freilich das Interesse des Publicums an der Schule aus localen Verhältnissen ganz geschwunden, wofür der erste Redner ein Beispiel anführte, dann erscheint es mir zulässig die öffentlichen Examina aufzugeben, wenn man nicht dagegen geltend machen will, dass die Prüfungen in irgend einer Weise das Interesse wieder erwecken könnten.

Rector Dr. Palm aus Bautzen: Ich habe zunächst die Erfahrung, welche von einem der Herren Vorredner ausgesprochen worden ist, zu bestätigen. In zwei Städten, in welchen ich Anstalten vorgestanden habe, habe ich bei den Prüfungen der untern Classen die grösste Theilnahme des Publicums gefunden; sie schwand allmählich nach oben hin. Dann aber möchte ich noch einen Gesichtspunkt zur Sprache bringen, der bis jetzt noch nicht berührt worden ist. Die öffentlichen Examina bieten nämlich den Vortheil, dass die Lehrer dabei sich untereinander kennen lernen und zugleich einigermassen die Classen, mit denen sie in der nächsten Zeit zu thun haben werden, vorausgesetzt dass die Examina in rechter Weise abgehalten werden, nicht Schaustellungen sind, sondern solche Einrichtungen, durch welche man die Leistungen der Schüler wirklich zu erkennen im Stande ist. Man könnte freilich einwenden, dass durch Classenexamina, Privatprüfungen dasselbe erreicht werde; aber wenn wir um des Publicums willen die öffentlichen Examina nicht entbehren können, so werden sie auch eine höhere Bedeutung für uns erlangen, wenn wir sie als passende Gelegenheit betrachten, Lehrer und Schüler kennen zu lernen.

Prof. Dr. Schmalfeld aus Eisleben: Es sind bisher die Rücksichten besprochen worden, welche die Lehrer auf sich und welche sie dem Publicum gegenüber zu nehmen haben; wir dürfen aber auch den Schüler nicht ganz ausser Berücksichtigung lassen. Vorausgesetzt, dass das Interesse des Publicums für die Schule nicht völlig erstorben ist, und vorausgesetzt, dass die Examina dem einzelnen Schüler, namentlich dem obern, in irgend welcher

Weise Gelegenheit bieten sich hervorzuthun, ist es meines Erachtens für die Schüler nicht gleichgiltig, auch einmal öffentlich zu zeigen, was sie wissen. In meiner Vaterstadt werden einzelne Schüler, einzelne Classen, welche sich bei den Examina ausgezeichnet haben, nicht bloss innerhalb der Schulmauern, sondern auch im Publicum mit Anerkennung besprochen, wie es auf der andern Seite nicht unbesprochen bleibt, wenn eine Classe oder einzelne Schüler es nicht nach Wunsch gemacht haben. Dies zu wissen gereicht den Schülern zum Nutzen; sie werden dadurch ethisch gehoben. Ebenso hat es auch auf den Lehrer einen ethischen Einfluss, wenn er am Schlusse des Schuljahres seine Classe dem Publicum vorführen und öffentlich darlegen kann, was sie unter ihm gelernt hat.

Hüser: Die Examina sind mehrmals in misbilligendem Sinne Schaustellungen genannt worden. Ich finde in dieser Bezeichnung an sich keinen Tadel, wenn man nur nicht trügerische Schaustellungen darunter versteht. Dass man bei einem solchen Feste in seinem Sonntagsstaate auftritt, erscheint mir ganz angemessen. Das Examen ist eben ein Act, wo man zur Schau stellt, was die Schule leisten kann, und nicht gerade die Schwächen hervorhebt. Man gibt mit aller Ehrlichkeit das beste, was man vorsetzen kann. Es ist nicht nöthig, dass Leute, die nichts davon verstehen, die Schwächen der Schule erfahren. Etwas anderes ist es, wenn die eigentlichen Sachverständigen, Lehrer oder Vorgesetzte, über den Stand einer Classe oder der ganzen Schule sich unterrichten wollen: die kommen aber nicht in die öffentlichen Examina, sondern in die gewöhnlichen Schulstunden.

Dr. Liesske aus Dresden: So lange die übrigen höheren Schulen öffentliche Prüfungen haben, so lange muss das Gymnasium um seiner selbst willen sie auch beibehalten, um ein öffentliches Zeugnis von seinem Leben und von der Art seines Lebens zu geben. Es reicht dazu nicht hin, dass Programme ausgeschickt werden. Diese kommen nur zur Kenntnis weniger, und von noch viel wenigern können sie beurtheilt werden. Das grössere Publicum muss in andrer Weise das Gymnasialleben kennen lernen, und ich weiss vor der Hand kein Mittel, durch welches das Gymnasium auf eine bessere Weise sich beim Publicum legitimierte und das Interesse desselben für Gymnasialzwecke in Anspruch nähme, als die öffentlichen Examina.

Prof. Dr Hasse aus Magdeburg: Das Interesse für die öffentlichen Examina kann gesteigert werden durch Einlegen declamatorischer Vorträge: eine Einrichtung die sich am Kloster Unsrer lieben Frauen seit einer Reihe von Jahren bewährt hat. Ich habe bemerkt, dass besonders die Kleinen, welche Gedichte vortragen, Beachtung finden, aber auch die Schüler der mittleren und oberen Classen. Es ist bekannt, wann solche Vorträge fallen; in dieser Zeit stellen sich viele Leute ein, die auch dann bei der wissenschaftlichen Prüfung sitzen bleiben.

Klix: Aus den verschiedenen Bemerkungen, mit denen man meine Thesen gewürdigt hat, habe ich ersehen, dass Sie, meine Herren, sämtlich darüber einverstanden sind, dass wir ein Mittel haben müssen das Interesse des Publicums an unsern Anstalten wach zu erhalten. Diese Nothwendigkeit erkenne ich vollständig an, aber ich suche das Mittel in dem, was ich in Thes. 2—4 aufgestellt habe. Ist denn das ein Interesse, welches das Publicum an der Schule zeigt, wenn eine Anzahl Mütter ihre kleinen Jungen sehen und hören will? Was ist das anderes als einfach die Theilnahme der Mütter an ihren Kindern? — Den Eltern den Zugang zu den Lehrstunden zu gestatten, wie einer der Herren vorschlug, halte ich für ganz unausführbar. Wir allesamt fühlen uns, wenn einmal jemand bei uns hospitiert, in

einer veränderten Stimmung; wir sind nicht mehr mit der Classe allein, nicht ohne fremden und drückenden Einfluss. Gelegenheit für die Lehrer sich kennen zu lernen kann ich am allerwenigsten in den Examina finden. Dazu müssen andere Mittel gebraucht werden, Mittel die wahrhaft fruchtbar sind. Freilich bin ich davon überzeugt, dass unter gewissen Umständen solche Examina noch immer nothwendig erscheinen können, z. B. bei einer jungen städtischen Schule, wie die in Anclam ist, wo Freund Peter so viel Interesse des Publicums gefunden hat; aber hier, wo es sich um das Princip handelt, was ausgesprochen werden muss, glaube ich bei der Thesis stehen bleiben zu können, dass diese öffentlichen Prüfungen zu beseitigen seien.

Vorsitzender: Eine Abstimmung über eine solche Frage zu veranlassen, hat wirklich keinen Sinn bei einer Versammlung, deren Zusammensetzung eine so zufällige ist. Wir wollen uns ja nur durch den gegenseitigen Austausch unserer Gedanken und Erfahrungen belehren. Ich habe besonders die Stimmen solcher Collegen vermisst, an deren Schulen die öffentlichen Prüfungen noch zwei, drei, ja vielleicht vier Tage dauern. Ich weiss, dass dies an manchen Orten noch der Fall ist. Ich bitte die Herren, uns mitzutheilen wie es bei solch' einem mehrtägigen Examen hergeht, ob die Zuhörer auch aushalten, ob durch die längere Dauer wirklich etwas erreicht wird und namentlich das Publicum Einsicht in das Leben der Schule gewinnt, oder nicht.

Prof. Dr. Klussmann aus Rudolstadt: Wir in Rudolstadt hielten bisher jährlich ein viertägiges Examen ab; im letzten Jahre aber sind wir auf drei Tage herabgegangen, weil die Theilnahme des Publicums zu schwach geworden war. Es kommen vorzugsweise nur Mütter, die ihre Kleinen hören wollen, die also nicht durch das Interesse an der Schule herbeigezogen werden, sondern lediglich durch die Sorge um ihre Kinder. Die ersten Stunden werden besucht; schon nach zwei, drei Stunden zieht man sich zurück und Nachmittags kommt man nicht wieder. Auch zu den Redeübungen der obern Schüler kommen in der Regel nur diejenigen, welche in irgend einer Beziehung zu den jungen Rednern stehen; übrigens zeigt unser Publicum sehr wenig Interesse für diese Sachen.

Dr. Albert Müller aus Hannover: An unserm Gymnasium in Hannover haben wir im Laufe des Jahres vier Prüfungstage, zwei zu Weihnachten für die obern Classen, zu Ostern zwei für die sämtlichen Unterclassen. Wie schon Prof. Ahrens bemerkt hat, werden die Prüfungen der obern Classen nur spärlich besucht, dagegen ist die Theilnahme des Publicums bei den untern Classen sehr gross. Ich kann es nun durchaus nicht gering anschlagen, dass uns dadurch Gelegenheit geboten wird mit dem Publicum in nähere Beziehung zu treten, namentlich mit den Eltern der Schüler, die wir bei den Verhältnissen der grossen Stadt nicht alle sonstwoher kennen können. Wir haben bei Gelegenheit der Examina schon manche eingehende Berathung mit einem Vater gehabt, die für den Sohn, unsern Schüler, von wichtigen Folgen gewesen ist.

Vorsitzender: Die Anwesenheit der Mütter bei den Prüfungen hat meines Wissens zumeist den Grund, dass sie sehen wollen, wie ihre Kinder in dem neuen Anzuge sich ausnehmen und wie andre Eltern ihre Kinder angeputzt haben; wenigstens war es in Halle so. Dort sind die öffentlichen Examina der Gymnasien längst eingegangen, weil die gehörige Theilnahme des Publicums fehlte.

Dr. Franke aus Gera: Aus meiner kurzen Praxis in Gera kann ich Erfahrungen anführen, die ähnliches besagen. Dort bestand bisher die Einrichtung, dass ausser einer

sogenannten Perlustration, die zu Ostern stattfindet, indem die Behörden in den einzelnen Classen hospitieren, zu Michaelis ein öffentliches Examen von 3—4 Tagen abgehalten wurde. Als uns das Ministerium jetzt aufgab, ein neues Gymnasialregulativ zu berathen, wurde ohne jeglichen Widerspruch anerkannt, dass man die öffentlichen Prüfungen auf einen, höchstens zwei Tage herabsetzen müsse. Die Theilnahme seitens des Publicums entspricht durchaus nicht dem Aufwande von Arbeit und Zeit, den solche Prüfungen verursachen.

Vorsitzender: Da niemand mehr das Wort begehrt, können wir übergehen zur Besprechung der Ersatzmittel, welche Dir. Klix in Thes. 2—4 aufgestellt hat. Ich glaube, dass sich diese drei Thesen in eine gemeinschaftliche Erörterung zusammenfassen lassen und nur die Discussion über die zuletzt erwähnten Turnfeste davon zu trennen ist. Ich ersuche Herrn Dir. Klix, die Thesen zu begründen.

Klix: Die Schule braucht ein Mittel, durch welches sie dem Publicum von dem Geiste, der in ihr waltet, und von dem, was sie etwa leistet, eine Anschauung gibt. Die öffentlichen Examina erfüllen, wie wir eben gesehen haben, an den meisten Anstalten diesen Zweck nicht. Der beste Ersatz für dieselben scheinen mir nun die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, die ich für nothwendig erachte nicht nur um des Publicums, sondern auch um der Schüler willen. Diese öffentlichen Schulfeierlichkeiten sind doppelter Natur, entweder sogenannte Redeactus, um den einmal überlieferten Namen zu gebrauchen, oder freiere Schulfeste, die nach meiner Meinung keine Schule entbehren kann, die einzuführen, wo sie noch nicht vorhanden sind, absolut dringendes Bedürfnis ist. Meine Herren! Sie werden mit mir darin übereinstimmen, dass das Leben einer Schule nur dann gesund ist, wenn in den Schülern das Bewusstsein vorhanden ist, dass sie der Schule als einem Ganzen angehören, dass sie Glieder einer Gemeinschaft sind, deren Ehre ihre Ehre ist, dass ihr Leben und Thun in steter Beziehung auf dieses Ganze steht. Um dieses Bewusstsein zu wecken, müssen wir auch äusserlich hervortreten lassen, dass die Schüler ein Ganzes bilden. Ich halte es darum für geeignet, dass die gesammte Schülerschaar bei passenden Gelegenheiten öffentlich in einem Aufzuge erscheine; ich will es vertheidigen, wenn man diesem Aufzuge auch einen gewissen äusseren Glanz giebt, wenn man bis zu einer Turneruniform vorgeht. Das Gefühl der Einheit, der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft wird bei solchen Gelegenheiten in ganz ersichtlicher Weise geweckt und genährt. Dasselbe sollen die Redeactus bewirken. Vor allem müssen daher bei ihnen sämtliche Schüler zugegen sein. Die Elemente, welche diese Feierlichkeiten bilden, sind ganz bestimmt; wir haben Gesänge, Declamationen, freie Vorträge. Das, meine ich, sind Leistungen, welche die Schule dem Publicum zeigen muss und aus welchen das Publicum zu erkennen vermag, was eine Schule aus dem einzelnen Schüler machen kann. Gewöhnlich findet man nun, dass der Inhalt solcher Actus ein willkürlich zusammengewürfelter ist. Der Director beauftragt die Ordinarien oder diejenigen Collegen, welche Unterricht im Deutschen ertheilen, die Declamatoren zu wählen und die Stoffe zum Vortrage auszusuchen; nun bleibt es dem Zufalle überlassen, welche Wahl der einzelne trifft; ja hin und wieder lässt man die Schüler sich selbst Declamationsstücke auswählen. So entsteht eine wunderbar bunte Zusammenstellung von Vorträgen bei den meisten Schulfeierlichkeiten. Ich habe mich nun bemüht diesen Redefesten einen einheitlichen Grundgedanken zu geben, einen bestimmten Mittelpunkt, auf den sich die verschiedenen Vorträge beziehen. So lag beispielsweise vor vier Jahren bei der Schillerfeier der Gedanke nahe eine Auswahl von Schillerschen Gedichten zu treffen, welche das Wesen der Schillerschen Dichtung in einem kleinen Spiegelbilde

zusammenfassten. Oder man kann Declamationen und freie Vorträge so zusammenstellen, dass sie eine bestimmte Zeit charakterisieren, z. B. das griechische Leben, das mittelalterliche. Auf diese Weise werden die Redeübungen für die Schüler belehrend und anregend, für das Publicum wirklich interessant werden. Die Anlässe für die Redeactus habe ich in der dritten These angedeutet. Die Worte „Jahresschlüsse, mit denen die öffentliche Verkündigung der erfolgten Versetzungen und die Vertheilung der Prämien unbedenklich verbunden werden" habe ich nicht mit solcher Zuversicht gefühlt, wie ich sie geschrieben habe; denn die Verkündigung der Versetzungen und die Vertheilung der Prämien vor dem grösseren Publicum könnte doch manchem Bedenken unterliegen, ich hoffe darüber noch manches lehrreiche Wort aus der Mitte der Versammlung zu hören. Das kann ich schliesslich aus meiner Erfahrung versichern, dass die Redeübungen, die ich alljährlich zu Ostern in Glogau halte, das allergrösste Interesse beim Publicum finden. Die Räumlichkeiten unseres Gymnasiums reichen niemals dazu aus. Da kommen nicht bloss die Mütter, da kommen die studierten Väter, die noch einmal eine lateinische Rede hören wollen, da kommen alle diejenigen, denen die Schule am Herzen liegt. Ich habe gefunden, dass diese Redeactus, um mich auf sie zu beschränken, schon ein ausreichendes Mittel waren das Interesse des Publicums an der Schule wach zu halten. Mit Erlaubnis der Versammlung rede ich von den Schulfesten, die ausserhalb der Räume der Anstalt gehalten werden, jetzt noch nicht; ich glaube, dass wir uns vorläufig auf die eben besprochenen Feste in unsrer Debatte beschränken müssen.

Hüser: Ich möchte zu dem, was der Herr Vorredner gesagt hat, als Ergänzung hinzufügen, dass zu unterscheiden ist zwischen öffentlichen Schulfeierlichkeiten und privaten. So ist es nach meiner Ansicht nicht gerathen die Censuren und die Prämien öffentlich zu verkündigen; wohl aber muss man sie so in der Schule vertheilen, dass eine gemeinsame Feier gebildet wird. Es sind dabei Dinge zu sagen, die nicht ein jeder aus dem Publicum zu hören braucht. Ja, ich unterscheide noch weiter zwischen einer allgemeinen und einer besondern Feier bei Gelegenheit der Censurvertheilung. Zur ersteren versammle ich die ganze Schule, um das zu sagen, was alle Schüler hören können. Dagegen gibt es Dinge, die man vor dem ganzen Cötus ohne Anstoss nicht aussprechen kann; die lasse ich von den Ordinarien den einzelnen Classen mittheilen. Uebrigens ist hier noch an gemeinsame religiöse Feierlichkeiten zu erinnern, die zwar, wie ich weiss, grosse Bedenken haben, aber unter gewissen Bedingungen wohl empfohlen werden können. Ich setze dabei voraus, dass erstens der Cötus — — — —

Vorsitzender: Ich muss hier unterbrechen; das führt auf eine Frage, die unserm Gegenstande ganz fern liegt. Ebenso scheint es mir ungehörig auf die Censuren hinzuweisen, die doch wohl kein Mensch vor dem Publicum vertheilen wird.

Müller aus Magdeburg: Die genannten Feierlichkeiten ersetzen die öffentlichen Prüfungen nicht; jedes von beiden Instituten hat seine Berechtigung, seine Wirkung für sich; nur darin haben beide eine gewisse Gemeinsamkeit, dass dieses wie jenes geeignet ist Interesse und Wohlwollen des Publicums für die Schule rege zu machen. Ausserdem möchte ich noch hinzufügen, was ich vorhin übergangen habe, dass mir, wie einem früheren Redner, die Examina auch deshalb wünschenswerth scheinen, weil sich dabei die Lehrer gegenseitig hören und von einander lernen können, der Neuling von dem alten Prakticus, der ältere von einem besonders befähigten jüngeren Genossen.

Vorsitzender: Ich habe die in Frage stehenden Redeübungen abgeschafft, weil

mir die Reden der Schüler bei den Schulfeierlichkeiten immer als etwas unangemessenes erschienen sind, namentlich dann, wenn sie Ersatz für das bieten sollen, was eigentlich dem Director zu sagen zukommt. So ist es mir immer ein Greuel gewesen, wenn am Geburtstage des Königs oder an sonstigen patriotischen Festen den Schülern das überlassen wird, was zu sagen ist, während sich die Lehrer auf ihre Stühle als blosse Hörer des Worts zurückziehen, da sie doch den Tag benutzen sollten, Liebe zu König und Vaterland bei der Jugend zu erwecken:

Klix: Solch' ausschliessliches Reden der Schüler wünsche ich durchaus nicht. Meine Ansicht ist im Gegentheil, dass bei dergleichen Anlässen die Rede des Rectors niemals fehlen darf; sie muss den Gipfelpunkt der ganzen Feier bilden.

Massmann: Die Reden der erwachsenen Schüler haben für mich immer etwas peinliches und grundwidriges gehabt. Es ist das ein — wie drücke ich es aus? — ein Papageiengeschwätz. [Lebhafter Widerspruch in der Versammlung.] Ich habe mit Bewusstsein gesprochen. Es ist ein Papageiengeschwätz, insofern die jungen Leute auswendig gelerntes hersagen, und das ist nicht eine freie Thätigkeit. [Erneuter Widerspruch.] Ich habe mich nur bestimmt ausdrücken wollen, damit jeder dagegen reden kann. Ich möchte nicht mit einer auswendig gelernten Rede auftreten. Ich habe mich geschämt, als ich auf der Universität begann meine Collegienhefte abzulesen; sehr bald bin ich dahin gekommen einen freien Vortrag zu halten. Einen solchen können wir von der Jugend nicht erwarten; aber wir sollen auch nicht darnach verlangen, von dem Schüler eine lateinische Rede gut hergesagt zu hören.

Schmalfeld: Ich gebe zu, dass manchem Zuhörer, der sich nicht in den Geist der Schule, ins jugendliche Alter versetzen kann, eine Schülerrede als Geschwätz erscheinen wird, aber trotzdem sind nach meiner vierzigjährigen Erfahrung diese Redeübungen werthvoll für die Schüler. Ich habe die Bemerkung gemacht, dass diejenigen Primaner oder Secundaner, die zu Vorträgen auserwählt wurden, sich selbst und andern geehrt schienen. Durch das öffentliche Auftreten gewinnen ferner die Schüler an Selbstvertrauen; sie fühlen, dass sie etwas gelernt haben, dass etwas in ihnen steckt, und dies ist ein ethisches Moment, sie werden sittlich gehoben. Sie müssen natürlich vorher ausgearbeitete Reden halten; aber das Hersagen des auswendiggelernten führt dazu, dass man sich gewöhnt späterhin frei zu sprechen; damit anzufangen ist ja unmöglich.

Peter: Ich finde in dem, was Prof. Massmann gesagt hat, viel wahres. Es kann nicht sein, dass in den Schülerreden reife Früchte dem Publicum geboten werden, wie man im Frühling nicht Aepfel und Birnen von den Bäumen pflückt; Productionen von süssem Wohlgeschmack findet das Publicum nicht. „Aber diese Reden sind den Schülern nützlich", könnte man dagegen bemerken. Da möchte ich folgendes Bedenken hervorheben. In solchen Acten wird ausserordentlich viel von den Schülern gesprochen, aber sehr wenig selbstgedachtes und selbstempfundenes. Und das halte ich für recht gefährlich. Die Jugend soll nicht anders reden als aus voller Brust, nichts anderes als was sie stark und vollkommen empfindet. Dazu kommt noch, dass durch solche Reden, namentlich durch die deutschen, die Schüler leicht über die Sphäre hinausgeführt werden, in der sie erhalten werden sollen. Unsre Schüler lesen jetzt auch Zeitungen, lesen Feuilletons, und es gibt junge Leute, welche die Art des Stils, wie er in dergleichen literarischen Erzeugnissen herscht, mit Leichtigkeit sich aneignen und mit einer gewissen Virtuosität gebrauchen. Ich habe dergleichen Dinge gehört, die auf einen gewissen Theil des Publicums einen grossen Eindruck machten, mir aber — und ich glaube mit Recht — als Schülerarbeiten höchlich misfielen. Ich gebe dem

Vorredner allerdings zu, dass dieses Auftreten auch eine gute Wirkung haben, dem Schüler einen kräftigen Impuls für sein künftiges Leben geben kann, aber eine gefährliche Sache bleibt es doch. Ganz anders steht es mit den Declamationen der Kleinen, die mir durchaus unbedenklich erscheinen.

Müller aus Magdeburg: Ich habe ungefähr 45 Jahre solche Schulfeierlichkeiten geleitet, zuerst in Torgau, dann in Magdeburg; und was zunächst die Theilnahme des Publicums betrifft, so kann ich darüber nicht klagen; in Torgau war sie oft so gross, dass ich mich genöthigt sah zwei Tage hintereinander Redeactus anzustellen. Die Gefahren, welche Rector Peter in dem öffentlichen Reden für die Schüler sieht, kann ich nicht finden. Die zu behandelnden Themen werden doch erst dem Lehrer vorgelegt; viele Themen, besonders aus der Geschichte genommene bieten durchaus keine Gefahr. Und dass der Schüler bei solchen Vorträgen zuweilen sehr selbständig verfährt, weiss ich aus eigener Erfahrung. Ich habe einen Schüler in Torgau gehabt, der in drei Tagen seine Rede fertig machte. Es war damals eine Zeit, wo die Jugend sehr aufgeregt war. Er hatte eine deutsche Rede ausgearbeitet und war dabei hinübergeschweift in das politische Gebiet, und das ziemt der Jugend nicht. Ich sagte ihm: „Sie halten eine lateinische Rede, und wenn Sie darin durchaus politische Anspielungen machen wollen, so werden Sie gewisse Schwierigkeiten zu überwinden haben“. Der junge Mann war aber so fähig, dass er in den Proben die Rede jedesmal anders hielt, als er sie geschrieben hatte. Der ganze Gang der Rede blieb derselbe, aber die einzelnen Sätze waren frei. An diesem Beispiele sieht man, dass sich auch bei solchen Schülerreden schon eine tüchtige Redekraft entwickeln kann. Schliesslich möchte ich noch das bemerken: Wenn wir so viele Prediger und andre öffentliche Redner hören, ohne dass wir von ihnen befriedigt werden, warum wollen wir so strenge Forderungen an die Schüler stellen, dass sie gleichsam einen Ausbund von tüchtigen Reden liefern sollen? Nein, jeder, der einen Redeactus besucht, muss wissen, dass er Schülerarbeiten, Schülerversuche zu hören bekommen wird.

Dir. Dr. Wichert aus Magdeburg: Gegen die Declamationen wird niemand etwas einwenden können; jeder im Publicum weiss, dass der vortragende etwas fremdes auswendig gelernt hat, und ist zufrieden, wenn es gut gelernt ist. Ganz anders verhält es sich mit den rhetorischen deutschen und lateinischen Vorträgen. Was den Inhalt derselben anlangt, so begnügen wir uns, wenn die Schüler dasjenige, was sie in der Classe vielfach von uns gehört haben, also fremde Gedanken gut wiedergeben; das Publicum weiss auch, dass ein Schüler der eignen Gedanken nicht viele haben kann. Anders ist es mit der Form der Reden. Der Schüler soll durch dieselben seine formelle Bildung zeigen. Nach meiner Erfahrung ist es aber unmöglich, dass der Schüler allein etwas rhetorisch abgerundetes, gehörig durchgefeiltes liefere. Es bleibt nichts übrig, als dass der Lehrer die Rede durchcorrigiert, und da liegt es allerdings sehr nahe, dass er auch eigenes hineincorrigiert. Ich bin vielfach in die Verlegenheit gekommen, dem Publicum entweder etwas ganz rohes vorführen zu müssen oder eigenes zu geben. Das ist eine Alternative, der man wohl aus dem Wege gehen muss.

Prof. Kämmel aus Zittau: Mir scheint es nicht unzweckmässig, wenn wir uns bei der vorliegenden Frage einigermassen historisch besinnen und Bezug nehmen darauf, was die Redeactus namentlich im 16. und 17. Jahrhundert gewesen sind. Damals lief der höhere Unterricht mehr oder weniger auf Poetik und Rhetorik hinaus, hatte sich also in poetischen und rhetorischen Leistungen zu bewähren, und wie alles in grosser Menge zu liefern war, so

mussten auch orationes in grosser Menge geschafft werden. Gerade in solchen Uebungen erkannte man gewissermassen den Gipfelpunkt des Unterrichts, da sich die ganze Ausbildung fast ausschliesslich auf die formelle Seite beschränkte. Wenn nun unsere gegenwärtige Unterrichtsweise einen ganz andern Charakter angenommen hat und neben der formellen Seite des Unterrichts die materielle stark hervorgetreten ist, wenn wir — wir mögen wollen oder nicht — genöthigt sind eben auch die materies neben der forma zur Geltung zu bringen, so sind wir von vornherein beschränkt in demjenigen, was wir in den Redeactus noch darzustellen vermögen, da ja, wie vorhin schon bemerkt wurde, dem Inhalte nach nicht viel selbständiges von Schülern geleistet werden kann. Was der Herr Antragsteller in Bezug auf den herzustellenden Zusammenhang der Reden vorgeschlagen hat, würde nichts neues sein. Wenigstens die Gymnasien der Oberlausitz haben im 16. und 17. Jahrhundert derartiges häufig produciert in der Weise, dass man z. B. in dem einen Actus de Aeneae virtutibus sprechen liess, in einem andern de pietate oder de fortitudine, oder dass auch eine einzige Tugend in mehr allegorischer Form und diese nach verschiedenen Gesichtspunkten, nach ihrer Grösse und Wirkung, nach der Stütze, welche ihr zu geben sei u. s. w., behandelt wurde. Dass dabei in verschiedenen Sprachen, in lateinischer, griechischer, wohl auch in hebräischer gesprochen und dadurch der durch den Stoff herbeigeführten Einheit eine wunderbare formelle Manigfaltigkeit gegeben wurde, mag dazu beigetragen haben, dass derartige Redeactus interessant wurden und für weitere Kreise eine grosse Anziehungskraft hatten. Allein ich glaube heutzutage würden wir, wenn wir auch in der von Klix vorgeschlagenen Form Redeactus versuchen wollten, nicht dieselbe Theilnahme des Publicums erreichen. Unser Publicum ist nicht mehr so harmlos, so anspruchslos wie das Publicum einer frühern Zeit; es ist ihm in der verschiedensten Weise Gelegenheit gegeben, diejenigen Stoffe, welche bei solchen Actus geboten werden können, auch in besserer Form zu vernehmen. Nur das specielle Interesse an einzelnen Schülern lockt jetzt Zuhörer in die Actus, und das ist ein Umstand, der mich persönlich nicht gerade sehr für solche Feierlichkeiten erregt. Die grossen Nachtheile, welche Rect. Peter besorgt, fürchte ich allerdings nicht; freilich aber ist von Seiten der Lehrer, welche den Schülern Themata vorzuschlagen oder sie bei der Wahl derselben zu leiten haben, ein besonders feiner Tact erforderlich und eine genaue individuelle Bekanntschaft mit dem, was die zu einem Redeactus berufenen leisten können, wenn nicht dabei starke Misgriffe vorkommen sollen. Die Themata sind mit Rücksicht auf die individuelle Ausrüstung der einzelnen Schüler zu bestimmen und die Ausarbeitung ist in einer solchen Weise zu leiten, dass die Individualität des Schülers irgendwie, wenn auch nur unvollkommen, in dem Vortrage sich äussern kann. So lange Redeactus als nothwendig oder doch wenigstens als wünschenswerth gelten werden, werde ich darauf grosses Gewicht legen, dass einzelne Schüler dadurch genöthigt werden, einmal mit ihrer ganzen Persönlichkeit hervorzutreten und einzustehen für die Sache und für die Ehre der Anstalt. Das versteht sich wohl in jedem Falle von selbst, dass solche Schülerleistungen von den Lehrern mit äusserster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu behandeln sind. Ich kann mir den Fall nicht denken, dass ein Director sich entschliessen könnte, Reden, die nicht corrigiert wären, zum Vortrage bringen zu lassen; freilich die Art und Weise der Correctur ist von besondern Schwierigkeiten umgeben, wenn nicht der Lehrer, statt den Schüler sprechen zu lassen, selbst für ihn hinter dem Vorhange reden will. Im allgemeinen glaube ich kann die Neigung, die Redeactus zu erweitern und in irgend einer neuen Form dem Publicum wieder lieb zu machen, kaum gross

sein, und ich verspreche mir, abgesehen von den Fällen, wo eine allgemeine tiefere Erregung, vielleicht unter besonderen Veranlassungen oder für besondere Festlichkeiten, bei dem betheiligten Publicum vorauszusetzen ist, von solchen Redeactus keine grosse Wirkung.

Vorsitzender: Ich erlaube mir ein kurzes Supplement dem eben gehörten interessanten historischen Vortrage hinzuzufügen. Es ist ganz richtig vom Vorredner, dem ἱστοριϰώτατος, darauf hingewiesen worden, dass das, was Klix heute will, eigentlich in früheren Jahrhunderten immer befolgt wurde, dass nämlich ein bestimmtes Thema bei einer solchen Feierlichkeit von den einzelnen oratores durchgeführt wurde. Der Vorredner hat aber verschwiegen, dass diese Reden vom ersten bis zum letzten Worte vom Rector gemacht wurden und die Schüler die Reden nur recitierten. Ich füge weiter hinzu, dass diese Redeactus an den meisten Orten Einnahmequellen für den Rector waren, dass vom Publicum ein Eintrittsgeld bezahlt wurde. Der Vorredner wird am besten vom Schulrector Weisse wissen, wie dieser aus den Schulkomödien und Schulacten sehr gut ein Accessit zum Gehalte zu machen wusste. Ich weiss, dass am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rector sich nach langem Bedenken entschlossen hat die Redeactus aufzugeben, trotzdem er etwa 25 Thaler an seinem Einkommen dadurch einbüsste.

Müller aus Magdeburg: Es darf gar nicht vorkommen, dass der Lehrer die vorzutragenden Reden und Gedichte in der Weise corrigiert, dass sie sein Werk werden. Ich lasse immer mehrere ein ähnliches Thema bearbeiten; ist es dem einen nicht recht gelungen, so wähle ich einen andern zum Auftreten. Uebrigens wird eine grosse Correctur nicht nöthig sein, wenn die Schüler ein Thema erhalten, das sie mit Lust und Liebe behandeln. Endlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass es für junge Leute, die später öffentlich reden wollen, sehr wichtig ist, wenn sie frühzeitig die Schüchternheit beim Auftreten vor mehreren oft nicht gekannten Personen ablegen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass solche, welche anfangs einige Schüchternheit zeigten, diese nach zwei-, dreimaligem Auftreten verloren, so dass sie später auf der Kanzel keinen übeln Eindruck machten und nicht umschütteten.

Schulrath Dr. Heiland aus Magdeburg: Ich komme noch einmal auf den historischen Verlauf der Sache zurück. Die Redeactus, wie wir sie jetzt haben, sind die letzten Ausläufer der Schulkomödien. Zuerst wurden lateinische Komödien aufgeführt zur Uebung in der lateinischen Sprache und im öffentlichen Vortrage. Man brauchte damals nicht so gelinde Mittel wie jetzt die Schüler in die Oeffentlichkeit einzuführen. Es folgten die deutschen Schulkomödien, die neben dem biblischen Inhalte wieder den öffentlichen Vortrag zur Haupttendenz hatten. Aus diesen Schulkomödien sind nachher die Actus entstanden, in welchen man alle über ein bestimmtes Thema reden liess. Das, meine Herren, muss nach den Kenntnissen, die ich aus verschiedenen Schulnachrichten und alten Programmen gewonnen habe, über die Maassen langweilig gewesen sein. Von dem weimaranischen Gymnasium kann ich bestätigen, was Dr. Eckstein bemerkte: die Reden wurden von dem Rector ausgearbeitet, namentlich hat Grossgebauer einen grossen Ruhm darin gesucht, und auch der vielgenannte und besonders von Herder hochgeschätzte Michael Heinze hat in dieser Beziehung gewirkt und sich öffentlich darüber ausgesprochen; „Melanchthon hätte das für die Studierenden auch gethan", damit hat er sich entschuldigt. Aus diesen früheren Uebungen hat man nicht viel gerettet. Einige Decennien sind die Redeactus immer noch wahre Sprachfeste gewesen, bei denen es besonders auf die formelle Seite ankam. Lateinische und griechische Reden, namentlich aber auch lateinische und griechische Gedichte wurden

ausgearbeitet, um auch die Poetik vertreten sein zu lassen. Dies hat sich in neuerer Zeit, wie ich meine, nicht zum Vortheil geändert. In den meisten Schulen ist es dahin gekommen, dass etwa noch eine lateinische Rede erscheint, vorherschend sind deutsche Reden, besonders bei der Abiturientenentlassung. Bei den deutschen Reden aber sehe auch ich die Gefahr, die Rector Peter bezeichnet hat; sie liegt besonders in den deutschen Ausarbeitungen, die nicht zum Vortrage gelangen und die immer zweifelhafte specimina geistiger Reife sind. Ausser diesen deutschen Reden erscheint nun in vielen Gymnasien, was man früher gar nicht gekannt hat, dass die kleinen Jungen der Unterclassen öffentlich als Declamatoren auftreten müssen. Das halte ich für sehr bedenklich, so sehr auch die Mütter sich davon angezogen fühlen mögen. Die kleinen Jungen laufen Gefahr diejenige Schüchternheit zu verlieren, die ihnen gerade in diesem Alter erhalten werden muss. Unsere obern Schüler sollen allerdings diese Schüchternheit überwinden, sie sollen auf gelinde Weise in die Oeffentlichkeit geführt werden, nämlich mit lateinischen oder griechischen Vorträgen, womit sie auch nicht so leicht sich die Gunst der jungen Damen gewinnen können. Sie haben in gehöriger Leistung durch ausgearbeitete Reden oder Gedichte in fremden Sprachen vor das Publicum zu treten. Dass ein Schüler nur ausgearbeitetes vorträgt, halte ich, wenn auch Prof. Massmann andrer Meinung sein sollte, durchaus für selbstverständlich; ich wünsche nicht, dass ein Schüler irgend einmal öffentlich auftritt als mit dem, was er vorher ausgearbeitet und gehörig auswendig gelernt hat; auf diese Weise bildet man sich zum Redner. Ich möchte nun das erörtert sehen, ob so viele deutsche Reden, wie man sie jetzt in den Actus hört, oder ob Reden in fremden Sprachen — Sie werden den Ausdruck nicht misverstehen — Sprachfeste des Gymnasiums bilden. Diese werden allerdings immer eine Art Schaustellung abgeben; aber man braucht eine solche Epideixis, der, wie ich behaupte, die Schule sich nicht zu entziehen hat, eine Epideixis, die ergänzend zur öffentlichen Prüfung tritt. Die öffentlichen Prüfungen haben den Vortheil, dass die Eltern den Lehrer kennen lernen, wie er im Verkehr mit den Schülern erscheint. Stellt man sich auf den Standpunkt des Dr. Klix, so erscheinen sie eigentlich minder bedenklich als die öffentlichen Redeactus, die sind geradezu etwas vorbereitetes und zeigen nicht die gewöhnlichen Leistungen der Schüler, sondern nur gewisse Höhepunkte derselben. Auch haben diese Redeactus am wenigsten, wie ich glaube, die Bedeutung, dass sie in den Schülern das Gefühl der Zusammengehörigkeit erwecken. Die Erfahrung lehrt, wie Dir. Klix verrathen hat, dass meistens, sobald die Räume das Publicum nicht fassen können, die Schüler weichen müssen; die Unter- und Mittelclassen werden von vornherein angewiesen nicht zu der Feierlichkeit zu kommen, weil kein Platz da ist. In Weimar ist es ebenso gewesen. Das Gefühl der Einheit zu erwecken sind besonders die Schulfeierlichkeiten geeignet, die inter privatos parietes gehalten werden, und diejenigen Schulfeste, die ausserhalb der Schule gehalten die Zusammengehörigkeit der Schüler und Lehrer und der ganzen Schulgemeinde darstellen.

Peter: Ganz beseitigt werden können derartige Uebungen nicht; in Pforta z. B. sind sie nicht zu entbehren; aber wir müssen die Gefahren, welche sie mit sich bringen, scharf in's Auge fassen und abzuwenden suchen. Sie liegen vorzüglich darin, dass sich jetzt die Individualität des Schülers mehr hervordrängt als bei den Actus der früheren Zeit, jenen rein formellen Sprachübungen, die nicht viel halfen, aber auch gewöhnlich nichts schadeten.

Hüser: Ausdrücklich möchte ich mich gegen den Vorschlag verwahren, den einer der Herren heute gemacht hat, die öffentlichen Examina aufzufrischen durch Einschiebung von

Reden der Schüler. Redeactus und Examen müssen getrennt sein, jedes selbständig für sich bestehen schon deshalb, weil das Examen sehr mässig besucht, der Actus von einem zahlreichen Publicum frequentiert zu werden pflegt. Ferner bemerke ich, dass es mir zweckmässig erscheint Gesang und Musik mit diesen Redeactus zu verbinden. Etwas deutsches muss übrigens in denselben vorkommen des Publicums wegen, das durch die Reden in fremden Sprachen nicht angezogen wird. Für die Kleinen endlich möchte ich auch das Patronat übernehmen; die Declamation derselben würde ich ungern vermissen; allerdings bin ich entschieden gegen den Applaus, der die Schüchternheit zerstört und den Vortrag unterbricht, aber ein freundliches Gesicht, ein Lächeln und grosse Stille und Aufmerksamkeit belohnt die Kleinen für das, was sie gelernt und vorgetragen haben. Darin kann ich keinen Nachtheil erblicken.

Dr. Schultz aus Berlin: Es ist zu vermeiden, dass die Schüler der mittleren und unteren Classen ganz von den Redeactus ausgeschlossen werden. Wo die Räumlichkeiten nicht ausreichen das Publicum und den gesammten Coetus zu fassen, kann den Schülern Gelegenheit gegeben werden die Reden zu hören in der Generalprobe. Ferner möchte ich bitten etwas specieller einzugehen auf die Frage der Einheit, welche Dir. Klix von den Actusreden verlangt. In dem Gymnasium zum grauen Kloster wird aller zwei Jahre ein Wohlthäterfest gefeiert. Dabei werden von den Schülern Vorträge in den auf der Anstalt gelehrten Sprachen gehalten. Die Themata sind vorgeschrieben, namentlich soll das Lob Venedigs gefeiert werden. Das Ganze ist dadurch in eine Einheit gebunden, dass in allen auf dem Gymnasium gelehrten Sprachen Reden gehalten werden. Ich möchte nun eine Anleitung haben, wie in andrer Weise, als eben so durch die Lehrobjecte, die behandelt werden, eine Einheit herzustellen sei.

Vorsitzender: Die Verhältnisse des grauen Klosters sind durch testamentarische Bestimmungen bedingt; es wird auch noch manche andere Schule geben, wo durch Legate und Stiftungen bestimmte Anordnungen getroffen sind, und diese müssen natürlich festgehalten werden.

Meine Herren! Es ist 10 Uhr, und es fragt sich nun, ob Sie bereit sind, das kurze Gedächtniswort für den jüngst verstorbenen J. Grimm, das Prof. Zarncke sprechen wird, zu hören. Wir haben nicht eine lang vorbereitete, glänzende Rede zu erwarten, aber ich glaube, wir Schulmänner sind es dem Andenken des grossen Mannes schuldig, dass wir auch das warme Wort, das sein Gedächtnis ehrt, hören und unsre Hochachtung und innige Verehrung für den Verstorbenen durch unsre Anwesenheit ausdrücken.

Die Sitzung wird geschlossen. (10 Uhr.)

Zweite Sitzung. Donnerstag, den 1. October.

Beginn der Sitzung 10 Uhr.

Vorsitzender Eckstein.

Vorsitzender: Um die Resultate der gestrigen Discussion kurz zu recapitulieren, so sind wir etwa über folgendes einig geworden: Die Beibehaltung der Redeactus ist wünschenswerth schon um des Verhältnisses zwischen Schule und Publicum willen; es soll ferner bei

den Actus eine gewisse einheitliche Idee in die Vorträge gebracht werden; die Actus sollen mehr als Sprachfeste betrachtet werden, bei denen die formelle Seite hervortritt. Eine Differenz stellte sich nur heraus in Bezug auf die deutschen Reden, bei denen Einige grosse Bedenken hatten, welche Andere nicht theilten. Ebenso wurden Bedenken erhoben in Betreff der Correctur der Vorträge durch die Lehrer; man sprach sich besonders aus gegen die vollständige Abfassung der Reden vom Rector oder einem Lehrer, wie sie an mehreren Orten früher üblich gewesen ist und auch heutigen Tages noch vorkommen soll. Ich denke, die Verhandlung über die Redeactus ist als geschlossen anzusehen, und es bleibt uns noch zu sprechen übrig über das, was noch in der vierten These erwähnt ist, über die eigentlichen Schulfeste, insbesondre die Turnfeste. Ich ersuche den Herrn Antragsteller auch diesen Theil der These kurz zu begründen.

Klix: Ich möchte mir erlauben dem Redner, der gestern zuletzt gesprochen und an mich die Frage gerichtet hat, wie eine Einheit in den Redeactus herzustellen sei, eine Antwort zu geben. Das habe ich auch sehr wohl gewusst, was Herr Prof. Kämmel gestern mit umfassender Kenntnis hier auseinandergesetzt hat, wie im vorigen Jahrhunderte namentlich in Schlesien die Redeactus gehalten worden sind, welche Einheit man damals gesucht hat in den Vorträgen, die der Rector ausarbeitete. Ich muss mich nun feierlich dagegen verwahren, dass die Einheit, welche ich von einem solchen Actus wünsche, mit jener Einheit irgend etwas zu schaffen habe. Ich habe nur darauf hinweisen wollen, dass die Einrichtung derartiger Redeactus von einer Hand ausgehen soll, dass man dabei den Zufall nicht walten lassen darf, und dass darum bei der Wahl der einzelnen Bestandtheile von einem leitenden Gesichtspunkte auszugehen ist. Wie mustergültig sind z. B. die Redeactus am Gymnasium zu Wittenberg, wie sie bei Gelegenheit der Reformationsfeier, der Melanchthonfeier gehalten worden; dort hat man den Vorträgen einen einheitlichen Charakter gegeben. In derselben Weise kann man nun, meine ich, zur Belehrung und Anregung der Schüler geschichtliche Perioden, wie z. B. die griechische Welt oder die Zeit der Kreuzzüge, durch Reden und Declamationen in einem Actus behandeln lassen. Allgemeine Grundsätze lassen sich hierüber kaum aufstellen, es müssen erst von verschiedenen Seiten Erfahrungen gesammelt werden. Eine zweite Frage, die ich mit Bewilligung unseres Vorsitzenden noch berühre, betrifft den Passus in der These: „Ihre häufige Wiederkehr z. B. als sogenannte Abendunterhaltungen erscheint im Interesse der Schüler unzulässig". Ich bitte die Herren darüber noch ein Wort laut werden zu lassen. Ich für meine Person kann unmöglich glauben, dass solche Schulfeierlichkeiten, die nicht im Leben der Schule begründet sind, welche veranstaltet werden um dem Publicum eine Unterhaltung zu gewähren, wobei unsere Schüler zu Schauspielern werden, von Vortheil für die Schule sind. Oder wenn man den Primanern gestattet Mitglieder einer Ressource zu werden, damit sie bei Gelegenheit eines Musikfestes besondere Aufführungen machen, kann das für die jungen Leute heilsam sein? Beides kommt wirklich vor. Gegen eine derartige Gestaltung der Schulfeste möchte ich Verwahrung eingelegt haben.

Müller aus Magdeburg: Nur eine kleine Ergänzung! Es ist wohl auch sehr wünschenswerth, dass der Gesang nach seinem Inhalte in Uebereinstimmung gesetzt werde mit dem folgenden und vorhergehenden Vortrage.

Prof. Dr. Erler aus Züllichau: Prof. Klix hat jedenfalls eine Einrichtung gemeint, die in Züllichau seit alter, alter Zeit besteht, nämlich dass in jedem Winter 12 sogenannte Concerte stattfinden. In diesen Concerten werden 4 oder 5 Musikstücke vorgetragen, 1 oder

2 Primaner halten selbstausgearbeitete Reden, und endlich declamieren noch 6 bis 8 Schüler aus verschiedenen Classen. Nach meiner Anschauung haben diese Abendunterhaltungen einen recht unschuldigen Charakter; es wird nicht viel verlangt. Andrerseits geben sie unsern Schülern Gelegenheit, die natürliche Scheu vor öffentlichem Auftreten zu überwinden und befördern eine musikalische Ausbildung, die unter anderen Verhältnissen nicht leicht zu erlangen sein dürfte.

Vorsitzender: Ich glaube, diese Concerte kann man als etwas ausgedehntere Familienfeste bezeichnen. Züllichau ist eine geschlossene Anstalt; das Publicum der Concerte besteht aus den Lehrern und ihren Familien, zu denen nur noch wenige Theilnehmer hinzukommen; solche Vereinigung muss man als einen Familienkreis betrachten.

Klix: Ich habe die Einrichtung eines Internats, wie es in Züllichau besteht — ich kenne dasselbe sehr wohl, da ich selbst zwei Jahre dort gewesen bin — nicht im Auge gehabt; Internate und freie Gymnasien sind bei dieser Frage durchaus zu trennen.

Dietsch: Ich möchte diesen Unterschied zwischen Alumnaten und freien Gymnasien noch deutlicher hervorheben. In einem Alumnate werden die Alumnen nach der Abendunterhaltung zu Bette gebracht; auf den freien Gymnasien führen die Schüler die Damen nach Hause und suchen dann ihre durstig gewordenen Kehlen in einer Restauration anzufrischen; darin liegt eine grosse Gefahr solcher Feste.

Da niemand weiter über diesen Gegenstand zu sprechen begehrt, wird die Discussion geschlossen und Dir. Klix vom Vorsitzenden aufgefordert die vierte These zu begründen.

Klix: Meine Herren! Die freien Schulfeste schliessen sich in der Regel an Einrichtungen an, die auf einem oft Jahrhunderte alten Herkommen beruhen. An der Anstalt, der ich vorstehe, wird seit langer Zeit alljährlich ein Spaziergang mit dem ganzen Cötus nach einem etwa eine Meile entfernten Orte unternommen. Ich habe mich nun bemüht diesem Schulfeste im Walde einen Inhalt zu geben, indem ich Turnspiele oder genauer bezeichnet eine Nachahmung der olympischen Wettspiele eingeführt habe, die den Mittelpunkt des Festes bildet. Gewisse Uebungen des Turnplatzes werden zum Gegenstande des Kämpfens und Ringens gemacht; ich scheue mich nicht denen, die sich auszeichnen, Medaillen zu verleihen zum Andenken an den Tag. Noch weit wichtiger aber ist mir, dass diese Feste auf Tage verlegt werden, welche durch die Geschichte unseres Vaterlandes geweiht sind. So findet unser Schulfest gewöhnlich am 18. Juni statt; und es hat namentlich in den letzten Jahren, wo die Erinnerung an die Freiheitskriege wieder allgemein lebendig geworden ist, grosse Theilnahme gefunden; einen grossen Eindruck hat es auf die Schüler gemacht, als am letzten 18. Juni einige Veteranen unsere Feier mit ihrem Besuche beehrten.

Ich wünsche nun von Ihnen, meine Herren Collegen, zu erfahren, ob Sie darin mit mir einverstanden sind, dass solche Schulfeste dazu dienen den Gemeinsinn, das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei unsern Schülern zu wecken, das Leben der Schule zu fördern.

Müller aus Magdeburg: Ich bin ganz mit diesen Grundsätzen einverstanden und will nur anführen, dass ich auch in Torgau wie in Magdeburg grössere Spaziergänge mit den Schülern unternommen habe. Es kommt besonders darauf an, dass sich womöglich alle Lehrer dabei betheiligen. Es ist das ein Weg für die Lehrer und Schüler sich einander zu nähern. Ich selbst habe als alter Mann die Spiele der jungen Leute mitgemacht z. B. den Dreiabschlag. Wir haben im Kloster unsrer lieben Frauen bei dem jährlichen Feste in einem

Eichenwalde auch Wettspiele vorgenommen; die Sieger erhielten kleine Geschenke z. B. ein Trinkglas, ein Schreibzeug u. dergl.

Hüser: Ich bin mit den beiden Vorrednern im Allgemeinen gleicher Ansicht; nur eins scheint mir nicht ohne Bedenken, nämlich das von dem letzten Redner empfohlene Mitspielen der Lehrer. (Frage in der Versammlung: „Warum?“) Wohl ist es wünschenswerth, dass Lehrer und Schüler einander näher treten, aber es giebt Lehrer, denen der Tact fehlt sich zu helfen, wenn sie dabei in eine üble Lage gerathen sind. Wie leicht kann z. B. bei dem vorhin erwähnten an sich gewiss unschuldigen Spiele des Dreiabschlagens der Lehrer zum Gelächter der Schüler werden, wenn er sich ungeschickt anstellt; durch zu derbes Schlagen kann bittrer Ernst erzeugt werden. Das ist die bedenkliche Seite des Mitspielens der Lehrer.

Dietsch: Wir in Plauen lassen uns bei unsern Schulspaziergängen von dem Grundsatze leiten: „Eines schickt sich nicht für alle“. Ich wenigstens kann keinen Nutzen darin finden, wenn ein neunzehnjähriger Primaner mit einem zehnjährigen Jungen zusammen spielen soll. Deswegen machen wir nicht einen Spaziergang mit dem ganzen Cötus von 300 Mann, sondern mit den einzelnen Classen werden förmlich kleine Reisen unternommen; oft wird über Nacht geblieben. Wenn ausgeruht wird, so kommt ein wissenschaftlicher Gegenstand zur Besprechung, und ich habe gefunden, dass das den Lehrer den Herzen der Schüler näher bringt.

Prof. Dr. Dinter aus Grimma: Ich fühle mich gedrungen gegen das von Hüser ausgesprochene Bedenken zu erwidern: Bei allem, was hier verhandelt wird, wird schlechterdings vorausgesetzt, dass die Lehrer Tact beweisen. Uebrigens stimme ich dem bei, was der Herr Vorredner gesagt hat.

Vorsitzender: Es scheint mir, als komme man von der These ab. Classenspaziergänge der Ordinarien mit ihren Schülern sind gewiss wirksame Förderungsmittel zu einer genauen Kenntnis des Charakters der Schüler, haben aber mit der vorliegenden Frage nichts zu thun, ebensowenig wie allgemeine Spaziergänge eines ganzen Cötus; hier handelt es sich um Schulfeierlichkeiten und namentlich um die Anordnung von Schulfesten im grünen Walde. Dazu gehören Turnspiele. Leider aber pflegen die Turnlehrer die turnerischen Spiele auf den Turnplätzen zu wenig; sie sollten mehr darauf Rücksicht nehmen, damit man bei den erwähnten Feierlichkeiten eine grössere Abwechselung in passenden Spielen eintreten lassen könnte. Was ferner die Prämien anlangt, die bei den schlesischen u. s. w. Olympien ertheilt werden, so erscheinen mir Medaillen, Trinkgläser und dgl. nicht so passend als Kränze. Ein Kranz ist das wohlfeilste und classischste Geschenk und hält jeden Gedanken an materiellen Gewinn fern; der Schüler hat eben nur die Freude an dem gewonnenen Preise.

Prof. Langbein aus Stettin: Wir haben an der Realschule in Stettin ausser den Classenspaziergängen und den Festen, die im Winter gefeiert werden, noch regelmässig jährlich wiederkehrende Sommerfeste, bei welchen von den Lehrern diejenigen Schüler eingeladen werden, welche im Laufe des Jahres durch eine freie Leistung für die Schule sich einen Anspruch auf den Dank der Schule erworben haben, sei es dass sie als Vorturner oder Zugführer auf dem Turnplatze oder als Sänger bei den gemeinsamen Andachten, bei der Ausführung von Motetten, bei Concerten, oder sei es dass sie bei den Winterfesten durch Declamationen oder Vorträge thätig gewesen sind. Diese Schüler werden eingeladen und sind die Gäste der Lehrer.

Vorsitzender: Diese Einrichtung ist meines Erachtens hier nicht in Frage zu ziehen.

Es ist darunter zu verstehen was vornehme Leute eine Abfütterung derjenigen nennen, welchen sie irgendwie verpflichtet sind; hier handelt es sich aber um allgemeine Schulfeste, nicht um den Dank, den man einzelnen Schülern abzustatten beabsichtigt. —

Des Liedes ist noch gar nicht gedacht worden, das nach meiner Ansicht bei solchen Festen besonders gepflegt werden muss. Ich halte es für einen grossen Fehler unsrer Gesanglehrer, dass sie meist schwere Compositionen einstudieren und dabei den Gesang darnieder liegen lassen, der auf den Turnplatz, der zu unsern Festen gehört, der auf unsern Spaziergängen so schön erklingt; der deutsche Männergesang wird in unsern Schulen zu wenig geübt, weil eben die Herren Gesanglehrer es unter ihrer Würde halten sich damit abzugeben. Sollen unsere Schulfeste rechtes Leben haben, so müssen wir darauf hinarbeiten, dass der Gesang des deutschen Liedes mehr gepflegt werde.

Rector Dr. Klee aus Dresden: Der deutsche Männergesang kann auf den Schulen unmöglich geübt werden, weil unsre Gymnasiasten nicht deutsche Männer sind. Der deutsche Männergesang ist sehr schön; es wird ungemein damit renommiert; die Folge davon aber ist, dass wir immer weniger Tenore und immer mehr Bierbässe bekommen. Auf der Schule ist vorzugsweise darauf zu halten, dass vierstimmige Gesänge eingeübt, dass die Tenore gut gehalten werden und dass schöne Discant- und Altstimmen vorhanden sind. Ich habe in Dresden einen sehr schönen Chor, der unter Otto's tüchtiger Leitung steht. Alljährlich mache ich mit den Chorschülern, den Alumnen, eine Turnfahrt, aber bis zum deutschen Männergesange haben wir es dabei noch nicht gebracht.

Vorsitzender: Die Entgegnung des Collegen Klee beruht auf einem Misverständnisse. Ich habe mich fälschlich des Ausdruckes „Männergesang“ bedient, habe damit aber nichts anderes gemeint als den vierstimmigen Gesang, den auch er eifrig betrieben wissen will. Ein wesentliches Hindernis, dass dieser Gesang nicht so recht blüht, liegt in der grossen Unbekanntschaft mit dem Texte der gewöhnlichen Lieder. Die Leute brummen: „Was ist des deutschen Vaterland“, aber wenn man nach dem Texte fragt, so hapert's schon beim zweiten Verse. Wir haben eine Reihe köstlicher Lieder; es ist dafür zu sorgen, dass die Schüler die Texte derselben kennen.

Dr. Wentrup aus Wittenberg: Zu diesem Zwecke muss sich der deutsche Lehrer mit dem Gesanglehrer in Verbindung setzen; er muss darauf sehen, dass die Schüler die Texte der Volkslieder auswendig lernen. Wir in Wittenberg haben nach diesem Grundsatze gehandelt und gute Erfolge damit erzielt.

Vorsitzender: Wünscht noch jemand über diese Frage das Wort zu nehmen? Es scheint nicht; die Debatte ist somit geschlossen. Ein Widerspruch gegen die These ist von keiner Seite laut geworden. Es fragt sich nun noch, ob jemand gegen den letzten Satz „die eigentlichen Turnfeste gehören auf den Turnplatz“ etwas einzuwenden hat. Ist über denselben ein Zweifel?

Klix: Doch vielleicht! Da das Turnen erst seit wenig Jahren obligatorisch ist und die Mittel dasselbe in den Schulen zu fördern noch wenig erprobt sind, so habe ich auf diesem Gebiete nur geringe Erfahrung. Ich wünsche daher, dass solche Collegen, die in Sachen des Turnens erfahrener sind, sich darüber aussprechen. Ich habe erst seit zwei Jahren Turnfeste eingerichtet und schliesse das Sommerturnen durch eine Feierlichkeit auf dem Turnplatze, indem ich dort Freiübungen und Riegenturnen und endlich ein Wetturnen der

Vorturner vor den theilnehmenden Zuschauern ausführen lasse. Es ist das auch ein Schulfest, aber nicht derselben Art wie die soeben besprochenen Waldfeste mit turnerischen Spielen; es ist ein eigentliches Turnfest und scheint mir deshalb auf den Turnplatz zu gehören.

Vorsitzender: In Halle haben wir in früherer Zeit seltener, in den letzten Jahren aber, nachdem die Behörden, wenigstens in der Provinz, ausdrücklich darauf hingewiesen haben, dass es wünschenswerth sei für das Turnen durch Schauturnen eine grössere Theilnahme beim Publicum zu erwecken, ziemlich regelmässig ein sogenanntes Schauturnen veranstaltet, leider ohne Gesang, der auch dazu gehört, aber bei uns nicht zu ermöglichen war, weil die Herren Gesanglehrer nur Oratorien und Motetten eingeübt hatten. Dieses Schauturnen erscheint mir vom grössten Interesse, einerseits wegen des Publicums, das dadurch mit dem Turnen ausgesöhnt, ja für dasselbe erwärmt wird; noch grösseren Werth aber hat es für die Schüler, die in Aussicht des Turnfestes sich den ganzen Sommer hindurch fleissig und tüchtig üben und dadurch ihre körperliche Ausbildung wesentlich fördern. Ich pflege das Fest mit einigen Worten zu beschliessen und an die besten Turner Kränze auszutheilen. Es hat sich diese Einrichtung im höchsten Grade bewährt. Sind darüber keine weiteren Erfahrungen mitzutheilen? Sie, Herr Prof. Lechner, müssen uns hierüber noch bessere Aufklärung geben können.

Prof. Lechner aus Erlangen: Nach meiner Auffassung verwerfe ich zunächst den Namen Schauturnen; ich nenne es Turnprüfung. In Bezug auf die Gymnasialverhältnisse gilt es mir dabei vor allem Vorurtheile der Eltern zu bekämpfen, ihnen zu zeigen, was mit den Jungen auf dem Turnplatze vorgenommen wird, die übertriebenen Besorgnisse, dass da der körperlichen Gesundheit der Kinder geschadet werden könnte, schwinden zu machen. Es wird ferner eine naturgemässe Lust der Jugend sich unter Gesang in geordneten Scharen zu bewegen auf diese Weise am leichtesten befriedigt. Dass sich solche Turnprüfungen zu Schlussfesten des Semesters gestalten, liegt in der Natur der Sache. Nicht ganz gefallen mir dabei zu grosse Aeusserlichkeiten, wie man sie häufig findet, z. B. Gepränge mit Fahnen, Ausmarsch mit Trommel u. dgl. Ich bin in dieser Beziehung sehr Freund der Einfachheit; ich will bei solchen Gelegenheiten nur ein Bild des Turnbetriebs vorführen, der im Laufe des Halbjahres stattgefunden hat.

Klix: Ich bitte etwas näher auf den Inhalt solcher Turnfeste einzugehen und mitzutheilen, was dabei vorgeführt wird.

Lechner: Zunächst suche ich in den verschiedenen Jahren abzuwechseln, so dass das Publicum in jedem Jahre eine andre Uebungsgruppe sehen kann. Ich nahm z. B. in dem einen Jahre zuerst mit den kleinern Schülern Frei- und Ordnungsübungen nach der Spiess'schen Weise vor, daran schloss sich eine geordnete Vorführung der Barrenschule, so dass grössere Abtheilungen jüngerer Schüler — ich setze immer das Spiess'sche System voraus, nach welchem grosse Massen von Schülern zu gleicher Zeit vorgeführt werden am Langbarren — dass, sage ich, grössere Gruppen von kleinen Schülern mit den leichteren Uebungen begannen, die allmählich unter meinem eigenen Befehle weiter fortgeführt wurden zur mittleren Stufe und zu den schwierigeren Uebungen, welche die Schüler höherer Classen gruppenweise ausführten, bis endlich mit den schwierigsten Stücken von ausgewählten Schülern, mit dem Kürturnen geschlossen ward. In einem andern Jahre wurde beispielsweise das Reck gewählt oder besonders auf das Voltigieren gesehen u. s. w. Gewisse Dinge suche ich na-

türlich stets vorzuführen, insbesondere Frei- und Ordnungsübungen. Die Worte, welche ich zuweilen bei solchen Gelegenheiten an die anwesenden Eltern oder an die Schüler selbst richtete, hatten hauptsächlich den Zweck über die Wichtigkeit des Schulturnens und über das Verhältnis, in welches am Gymnasium der Turnunterricht zu den andern Zweigen des Unterrichts gesetzt werden muss, die Eltern und Schüler zur Klarheit zu bringen. Ich konnte mich z. B. aussprechen über die Methode von Spiess, über die Einführung des Turnunterrichts als obligaten Lehrgegenstandes u. s. w. Eine besondre, auf ein patriotisches Fest sich beziehende Feier war bei uns mit dieser Turnprüfung nie verbunden. Ich betrachte sie lediglich als Prüfung, bei welcher die Schüler ihre Leistungen im Turnen zeigen sollen. Ich sehe aber auch darauf, dass nicht nur die körperliche Gewandtheit zu Tage tritt, sondern dass auch die Zuschauer erkennen, wie auf dem Turnplatze für alle andern Zweige des Schulunterrichts Ordnung und Zucht eingeübt wird, besonders bei Zugrundelegung der Spiess'schen Methode. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, dass man am Ende der Prüfung zu einem heitern Spiele übergeht, wobei sich der Turnplatz als ein Platz darstellt, auf welchem sich jugendlicher Frohsinn entfalten kann. Ich muss sagen, dass diese Prüfungen bei den Eltern sehr beliebt sind und von ihnen gern besucht werden.

Vorsitzender: Es wird am zweckmässigsten sein mit den Freiübungen zu beginnen, die Geräthübungen folgen zu lassen, dann die besseren Turner vorzuführen, endlich mit einem Turnspiele zu schliessen.

Klee: An der Kreuzschule ist endlich auch das Turnen eingeführt, in den drei obern Classen ist es facultativ gestellt, von Obertertia bis Unterquinta obligatorisch. Ich habe mit Vergnügen wahrgenommen, dass die Schüler der obern Classen an dem Turnunterrichte den lebhaftesten Antheil nehmen, trotzdem dass sie nicht zur Theilnahme gezwungen werden. Mit Lechner stimme ich darin vollkommen überein, wenn er den Namen Schauturnen verdammt; wir haben ja auch kein Schaulateinisch, Schaudeutsch u. s. w. Das Turnen muss ein Gegenstand der Prüfung sein. Das Publicum geht uns dabei nichts an, das ja zu den Prüfungen in der Regel spärlich sich einfindet, sei es nun dass es zu viel oder dass es zu wenig davon versteht. Von den Belohnungen für hervorragende Leistungen, wie sie vorgeschlagen worden sind, halte ich nichts, sie mögen für Frankreich passen; ich würde keinen Kranz geben, sondern dem Schüler sagen: „Du bekommst eine gute Censur im Turnen", wie das in andern Dingen die Belohnung der Schule ist.

Müller aus Magdeburg: Es ist mir aus der Seele gesprochen, was Lechner geäussert hat, dass rechte Zucht und Ordnung auf dem Turnplatze herschen und dass von da aus ein guter Einfluss auf die Zucht im übrigen Schulwesen ausgeübt werden muss. Freilich wird dabei vorausgesetzt, dass der Turnlehrer den rechten Tact besitze; ich bin leider genöthigt bei meiner Anstalt in jeder Turnstunde anwesend zu sein.

Klee: Ich kann nicht anders sagen als dass bei uns seit Ostern, wo der Turnunterricht begonnen hat, unter des Director Kloss und seiner tüchtigen Lehrer vortrefflicher Leitung die Jungen schon eine bessere Haltung angenommen haben. Ich wohne selten dem Turnunterrichte bei; es findet auch keine regelmässige Inspection statt; die darf auch nicht nöthig sein. Wie gesagt, die Haltung der Schüler ist besser geworden gegen früher.

Vorsitzender: Es würde zu weit führen, wenn wir uns einlassen wollten auf Excurse über die sittliche Wirkung, welche das Turnen geübt hat und immer üben wird.

Lechner: Vor drei Jahren habe ich in Braunschweig versucht eine Lanze für das

Spiess'sche System zu brechen. Ich erlaube mir mit einem Worte darauf zurückzukommen, weil mich die Frage des Schauturnens dazu nöthigt. Nach meiner Meinung stellt sich der Unterschied zwischen der früheren Betreibungsweise des Turnens und der Methode des seligen Spiess am klarsten heraus bei Gelegenheit der Turnprüfungen. Gerade das Spiess'sche Turnen macht solche Prüfungen zu Schulfesten, während bei dem Schauturnen nach alter Weise einzelne Turnvirtuosen auftreten. Wenn nach den Grundsätzen des verstorbenen Spiess eine ganze Classe von Schülern in einer und derselben Uebung beschäftigt ist, so ist wenig Gelegenheit vorhanden, dass sich die Eitelkeit einzelner hervorthue; wenn man aber in anderer Weise die Sache auffasst und, wie es beim Männerturnen seine Berechtigung hat, einzelne Schüler im Kürturnen ihre persönliche Gewandtheit zeigen lässt, so hat das Turnfest darin etwas verderbliches. Ich glaube also, dass mit der Frage nach dem Schauturnen und der Turnprüfung die Frage nach der Richtigkeit der Methode zusammenfällt, und ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit ebensogut wie vor drei Jahren mich für die Weise von Spiess zu erklären als diejenige, welche der deutschen Gymnasien am würdigsten ist.

Vorsitzender: Wir wollen davon Act nehmen, können aber unmöglich jetzt auf das Methodische des Turnens weiter eingehen. Ich danke dem Herrn Prof. Lechner, dass er heute wieder mit solcher Wärme für das unsern Schulen sehr zuträgliche Turnen sich ausgesprochen hat.

Dr. Wagler aus Luckau: Auf die Gefahr hin, etwas unpassendes zu bemerken — das Gute haben mir die Vorredner schon weggenommen — nur um etwas zu sagen, weil ich einmal hier bin und keine Aussicht habe, wieder einer solchen Versammlung beizuwohnen, will ich bemerken, dass mir das Ausziehen der Schüler mit Fahnen und ähnliche Aeusserlichkeiten bei Turnfesten doch nicht ganz verwerflich scheinen. Auf dem Gymnasium, wo ich bin, werden häufig Turnfahrten veranstaltet; den Schülern macht es aber Freude, wenn sie mit Fahnen, wohl auch mit Kränzen u. dgl. ausziehen können. Dann möchte ich noch erwähnen, dass mir die Belohnung durch Kränze insofern nicht ganz zweckmässig erscheint, weil die Kränze gar zu schnell dem Verwelken ausgesetzt sind und also kein Andenken für längere Zeit gewähren.

Die Discussion wird geschlossen.

Klix: Ich habe noch den herzlichsten Dank auszusprechen für die vielfache Theilnahme, welche die Herren Collegen hier meinen Thesen geschenkt haben. Ich meine, dass mein Freund Dietsch, welcher eigentlich der geistige Urheber dieser Thesen ist, seinen Zweck erreicht hat.

Vorsitzender: Ich ersuche nun Herrn Prof. Foss uns seinen Vortrag zu halten über die Verbindung der Geschichte und Geographie bei dem Unterrichte in den höheren Classen.

Professor Dr. Foss aus Berlin: Meine Herren! Es wird im Publicum sehr häufig die Klage geführt, dass die Zeit, welche die Behörden für den geographischen und historischen Unterricht gewährt haben, nicht genügend ausgenutzt werde. Man kann diese Klage in den Werken sehr bedeutender Geographen und Historiker lesen, ja ich habe sie sogar aus dem Munde eines Droysen, eines Leopold Ranke wiederholt hören müssen. Wenigstens hält man dafür, dass in meinem Vaterlande Preussen in diesem Unterrichtszweige etwas mehr gethan werden könne. Die Mängel desselben sind auch von der höchsten Behörde durch

Rescripte anerkannt worden und zwar auf Grund von Berichten, die auf meinen Angaben beruhen. Erst jüngst ist ein Rescript über den geographischen Unterricht ergangen, welches hervorgerufen worden ist durch den Bericht, den ich über die Resultate der Fähndrichsexamina in dieser Hinsicht an die Militairinspection gesandt habe. Ich habe sechs oder sieben Jahre Gelegenheit gehabt die Anschauung der Behörde als ganz gerechtfertigt zu erkennen, indem ich jährlich 300—400 Schüler in der Geschichte und Geographie zu prüfen habe aus allen Gymnasien und Realschulen Preussens und der kleinen Herzogthümer, mit denen Preussen Militairconventionen geschlossen hat. Dabei habe ich bestätigt gefunden, was Herder in einer Schulrede sagt, die neuerdings von Wackernagel abgedruckt worden ist, dass der geographische Unterricht den Lehrern dringend an's Herz zu legen sei, und dass dieser Unterrichtszweig ausführlich organisiert werden müsse. Darüber wird, glaube ich, für alle, die sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigt haben, kein Zweifel sein, dass in Preussen die Zeit für denselben nicht genügend ausgebeutet wird. Woran liegt das? Je nun, das liegt zum Theil mit an den äusseren Verhältnissen, wie z. B. der Universitäten, wo man wohl Vorlesungen für Geschichte hält, aber nur auf einer einzigen Vorlesungen für Geographie. Früher, als ich studierte, las Leo in Halle wohl einmal geographische Collegien; er nahm so einzelne Länder heraus, die er behandelte. Aber seit dem Tode Ritters sind alle Anregungen für die Schulen, auch Berlins verloren gegangen; denn Barth hat nur seine Specialitäten. Der historische Unterricht ist etwas besser bestellt, und darin sind auch die Resultate viel günstiger. Professor Ranke hat mir häufig gesagt, es sei viel wichtiger, dass auf den Gymnasien gehörig Geographie gelehrt werde als Geschichte, weil die Universitäten für die geschichtlichen Fächer eine reiche Lehrerzahl darbieten, und weil doch auch die tiefere und gründliche Erkenntnis der Geschichte dem Universitätsstudium vorbehalten bleiben muss. Ich habe ferner seit einer Reihe von Jahren in der Berliner Gymnasialzeitung die meisten geogr. Lehrbücher, wie sie gerade von Collegen geschrieben sind, anzuzeigen und zu recensieren, aber es ist mir leider nicht immer möglich gewesen selbst von den verbreiteteren die Zweckmässigkeit in jeder Beziehung anzuerkennen, am wenigsten in der Behandlung der Geographie des Vaterlandes. Was kann es nützen, wenn von den Sudeten die Rede ist und der Junge sagt mir nach dem Buche: „sie bestehen aus dem Mährischen Gebirge, dem Habelschwerdter, dem Eulen — und dem Heuscheuergebirge"? Was weiss denn nun der Junge aus diesen vier Gebirgen? Versteht er damit einen einzigen Zug Friedrichs des Grossen? Wenn es heisst: „Warum hat Preussen die Festung Posen da angelegt, warum liegt Berlin hier? was weiss er da"? Ist denn die neuere geographische Schule eines Jahnsen in Kiel, eines Mahn nicht vorhanden, die in einer Weise, vor der ich mich beugen muss, den Zusammenhang zwischen Geschichte und Geographie behandelt, gerade für die Schulen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, wie geistlos der zweite punische Krieg vor der Vincke'schen Arbeit behandelt worden ist. Es war als wenn die grossen Feldherrn als Vagabunden umhergezogen wären, dahin und dorthin ohne Grund. Ich habe mit Erstaunen darüber noch in neuerer Zeit manche sonderbare Bemerkung gelesen. Man streitet sich darüber, ob die Schlacht an der Trebia am linken oder rechten Ufer stattgefunden hat; man erzählt, dass der Consul Sempronius seine Soldaten entliess und ihnen befahl sich in Rimini wieder zu sammeln, aber niemand giebt an, wie der Consul zu der seltsamen Idee kam auf die Ostküste von Italien sein Heer zu bestellen. Das weiss jeder Officier, dass auf solche Weise eine klare Anschauung der Dinge nicht möglich ist. Ich habe es an den Arbeiten von Göler

gesehen, wie man dergleichen verständig behandeln kann und wie nothwendig dies zum Verständnis der Schriftsteller ist.

Ich liebe nicht, dass die Zahl der Stunden, die von der Behörde für den Geographieunterricht festgesetzt ist, getadelt wird. Darin können wir nichts ändern. Die Hauptsache scheint mir für den praktischen Lehrer, dass er sich in die gegebenen Verhältnisse schicke und seine Stunden gehörig anzuwenden suche. Es ist mir ganz gleichgültig, ob in Sexta oder Quinta zwei oder drei Stunden für Geographie sind; die Stunden werden ausreichen, wenn man sie geschickt zu benutzen weiss. Wir pflegen in Preussen unsern Cursus auf dem Gymnasium so einzutheilen, dass wir dreimal die Geographie durchnehmen, zweimal die Geschichte. Wir üben in Sexta die ersten Vocabeln der Geographie, d. h. wir lehren die Meere, Meerbusen u. s. w. kennen. In Quinta besprechen wir — d. h. es soll geschehen, ich habe aber hochgelehrte Secundaner und Primaner damit unbekannt gefunden — die Parallelkreise, Meridiane, Ketten- und Kammgebirge. Ich versichere Sie, ich habe Primaner gefunden, dutzendweise gefunden, gelehrte Primaner, welche nicht wussten, was ein Meridian ist, nicht, wenn der längste Tag im Jahre ist, was jeder Bauerjunge weiss. (Unruhe in der Versammlung.) Ja, ja, meine Herren, das ist factisch! Die Leute konnten sich nicht auf das Allernächste besinnen. Es ist mir der Fall vorgekommen, dass ein junger Mann, aus solcher Schule hervorgegangen, ein Jahr lang an einem Orte als Officier gestanden und dort täglich Vorposten an einem Flusse aufgestellt hatte, aber nicht wusste, wie der Fluss hiess, obgleich seine Instruction vorschrieb, dass er dies den Untergebenen sage. Aehnliche Erfahrungen macht man auch sonst, auch bei Behandlung der classischen Schriftsteller. Als ich bei einem Examen auf die Züge Alexanders zu sprechen kam und die Frage stellte, was Monsuns seien, was man unter Regenzeit verstehe, da musste ich mir hinterdrein sagen lassen, dass man das nicht zu wissen brauche; das seien so Annahmen von Dove, die er heute aufstelle und morgen wieder verwerfe. (Grosses Erstaunen, Widerspruch.) Meine Herren! Das ist ein Factum so gut wie dass Monsuns zu allen Zeiten geweht haben, und auch die Alten gedenken derselben. Natürlich, wenn solche Anschauungen herschen, ist nichts zu machen. — Nachdem wir die allgemeinsten geographischen Begriffe gegeben haben, pflegen wir in Quinta die fremden Erdtheile durchzunehmen. Sodann folgt in Quarta dreistündig in einem Semester Geographie von Deutschland. Da haben Collegen grosses Erstaunen gezeigt, wenn ich verlangte, dass die Schüler wissen sollten, warum hier grosse Seen wären, wie man noch in der Ebene die Grenzen bestimmen könnte für Landestheile. In der Ordnung für den Geschichtsunterricht in Westfalen heisst es, als ob Ritter gar nicht gelebt hätte, man solle das Hauptgewicht legen auf die politische Geographie. Die politische Geographie aber muss hervorgehen aus der physischen, und es wird mir nicht einfallen politische Geographie auswendig lernen zu lassen, sondern den Schülern muss die Richtung der Flüsse und Gebirge anschaulich gemacht und eingeprägt werden. In Tertia gehen nun Geschichte und Geographie neben einander her; für jedes sind zwei Stunden bestimmt. Hier müssen die ersten geschichtlichen Vocabeln gelernt werden. Dann nehmen wir in den vier Oberclassen den eigentlichen geschichtlichen Cursus durch, und in vier Jahren können wir das mit grosser Ausführlichkeit. Darüber will ich hier nicht streiten, ob man besser die alte Geschichte für die oberen Classen aufhebt und in den mittleren die neuere behandelt; diese Frage gehört nicht hierher. Auf einem Gymnasium wie das Joachimsthaler, wo der Geschichtslehrer mit dem Vortrage

der alten Geschichte die Erklärung attischer Inschriften verbindet, wird billig die alte Geschichte für die oberen Classen aufgespart.

Ich komme nun zu der Frage nach der Geographie in den Oberclassen. Wie traurig es aussieht mit den geographischen Kenntnissen der Abiturienten, davon weiss ich zu erzählen. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal, dass die Weichsel ein preussischer Fluss ist, noch wohin sie fliesst. (Lebhafter Widerspruch.) Sie können das, meine Herren, bei jedem Examen hören, ich habe es tausendmal gehört: „Die Weichsel fliesst in die Nordsee.“ Ich habe jährlich 300 Leute zu prüfen, die sich noch dazu auf ein solches Examen besonders präpariert haben. Es ist das ein Factum! Ja sogar der Lehrer einer preussischen Ritterakademie hat keine Ahnung davon gehabt, was Marschland ist. Auf einer Karte war mit in das Weisse hineingedruckt „Spreewald“, und der gute Mann meinte, das wäre ein Theil des uralisch-baltischen Höhenzuges! Er hatte den geographischen Unterricht in einer Secunda und Prima. (Gelächter, Murren.)

Nach dem Befehle der Behörden soll in den oberen Classen Geographie repetiert werden. Gut, aber wie? Auf vielen Gymnasien herscht der Gebrauch, dass keine einzige Karte gezeichnet wird. Nun begreife ich aber nicht, wie man Geographie mit Erfolg treiben will, ohne Karten zu zeigen und die Schüler zeichnen zu lassen. Wenn ich einen Schüler frage, wo Schwaben liegt — ich soll ihm die Geschichte des Mittelalters vortragen — so kann er keine Antwort geben. Wo Attika, Boeotien liegt, weiss er genau, aber wo die Schwaben, Franken, Friesen gewohnt haben, davon haben viele gelehrte Primaner keine Ahnung. Wenn ich den dreissigjährigen Krieg vornehme, muss ich es erst den Schülern begreiflich machen, warum die Schlacht bei Nördlingen gerade da geschlagen worden ist, warum noch heute die Eisenbahn gerade bei Nördlingen vorbeigeht. Bei solchen Fragen stutzen sie jedesmal. Ich benutze nun auch die Gelegenheit, um beiläufig hinzuweisen auf den Unterschied der Endungen bei den schwäbischen und den bairischen Städtenamen; jene gehen aus auf -ingen, wie Tübingen, Reutlingen, diese auf -ing, wie Erding, Freising — warum? Weil der bairische Dialekt härter ist als der schwäbische. Das kann nun wieder der Lehrer des Deutschen verwerthen.

Jede Ferien lassen wir eine Karte zeichnen, so dass nach und nach in den vier Oberclassen die ganze Erde gezeichnet wird. Wir sind allerdings so glücklich einen guten Zeichenlehrer zu haben, dessen Unterricht in dieser Beziehung den geographischen wesentlich fördert. Dem Zeichnen muss aber vorausgehen, dass der Schüler die Karte lesen lernt. Anfangs ist der Junge sehr verwundert, wenn ich ihm sage: „Du musst die Karte verstehen lernen, du verstehst sie nicht“. Erst allmählich lernt er begreifen, was das heisst. Im Anfange sieht er gar nicht, wo auf der Karte ein Abhang gezeichnet ist. Damit sein Auge geschärft werde für solche Dinge, ist es zweckmässig verschiedene Atlanten vorzulegen, ältere und neuere derselben Verfasser und Atlanten verschiedener Verfasser. Auf der Sydow'schen Wandkarte ist der südlich-russische Ural ganz anders gezeichnet als auf den neueren Karten, die uns aus Darmstadt zugegangen sind. Auf den jüngeren Karten von Sydow hat die Hämushalbinsel eine ganz andere Gestalt als auf den früheren.

Nach den Ferien wird nun, wie die Vorschrift ist, repetiert, was im verflossenen Schuljahre besprochen worden ist, aber niemals allein die Geographie, ebensowenig wie je Geschichte getrieben wird ohne Wandkarte und ohne Hinweis auf dieselbe. Ich werde niemals Kriegszüge anführen, ohne deren Nothwendigkeit aus der geographischen Gestaltung des Landes

nachzuweisen. Bei der Repetition von Geschichtstabellen können geographische Fragen angeknüpft werden, und umgekehrt ist mit der Geographie die Geschichte zu verbinden. Ich habe in der Gymnasialzeitung Frankreich in dieser Weise behandelt, Indien und die Mark. Ich habe darüber beifällige Aeusserungen gehört, und es ist mir Gelegenheit geworden Fremde in unser Gymnasium einzuführen, um ihnen diese meine Methode zu zeigen. Der Lehrer Hirsch in Danzig hat sie angeregt, und sie ist auch von besonderer Wichtigkeit für die öffentlichen Examina.

Ich will ein kleines Beispiel geben, wie ich examiniere. Ich verlange schon in Quarta, dass der Schüler den uralisch-baltischen Höhenzug genau kennt und darzustellen weiss. Er muss mir nachweisen, weswegen die Mark ihre eigenthümlichen Wasserverhältnisse hat, warum die Eisenbahn von Berlin nach Wittenberg einen grossen Bogen macht, warum die Elbe diese oder jene Krümmung macht, weshalb die Eisenbahn von Magdeburg über Berlin nach Frankfurt, Posen und Warschau geht; dergleichen kann mit ein paar Strichen auf der Karte klar gemacht werden.

Ich will mir nur noch einige Worte erlauben über die Art, wie ich Repetitionen in den Oberclassen veranstalte. Wenn ich z. B. Spanien repetiere, so fange ich auf die einfachste Weise an mit der Frage nach den Parallelkreisen. Die drei südlichen Halbinseln von Europa werden vom 40., die drei südlichen Halbinseln Asiens vom 20., die Halbinseln im Norden Europas vom 60. Grade durchschnitten. Unter dem 60. Grade liegen auch die Halbinseln Kamtschatka, Aljasska und Labrador. Der 40. Grad, der die Pyrenäenhalbinsel durchschneidet, geht auch mitten durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bei dem 49. haben die Engländer als Grenze gleich einen geraden Strich gemacht. Auf diese Weise hat der Primaner gleich einige praktische Bestimmungen, diese muss er festhalten. Weiss er sie nicht, so sage ich ihm: „Besuche mich des Abends, da wirst du das lernen“. — Der 40. Grad geht also durch Spanien, mitten durch die Halbinsel, und zwar merkwürdig zwischen Madrid und Toledo. Toledo ist die alte, Madrid ist die neue Hauptstadt Spaniens, Madrid seit Philipp II.; von da beginnt die neue Epoche für Spanien. Der 40. Grad geht auch über Neapel, ferner durch die Hämushalbinsel. Hier weise ich darauf hin, wie schön E. Curtius in seiner griechischen Geschichte bemerkt, dass bei dem 40. Grade inmitten der Hämushalbinsel eine ganz andere Pflanzenwelt anfängt. Dieser Grad durchschneidet gerade die Strasse von Otranto. Dann mache ich einen Abstecher nach England. Die Südspitze Englands liegt unter dem 50. Grade. In England wird kein Wein reif, selbst die Pflaumen reifen bisweilen nicht; dafür wächst dort der Erdbeerstrauch und der Taxusbaum. Der 50. Grad durchschneidet auch den Main; da wächst Wein. Wie kommt das? Wem fiele das nicht auf? Hier kommen wir auf den Unterschied des oceanischen und continentalen Klima's. Auf demselben Wege erklären sich dem Schüler die scheinbar sehr bedeutenden Gegensätze im Klima des südlichen Schwedens und der Halbinseln Kamtschatka, Aljasska und Labrador. Dann frage ich einfach: „Haben Sie nicht gelesen in englischen Büchern von dem prachtvoll grünen Rasen Englands? Vergleichen Sie den Rasen im Berliner Thiergarten“. Der Junge sieht hier die Bewässerungsgräben täglich. „Woher kommt der Rasen in England? Woher die immergrünen Taxusbäume, von denen die Schützen bei Crécy, Maupertuis und Azincourt ihre Bogen nahmen“? Hier stehe ich nun mit dem naturhistorischen Lehrer im Einverständnis, der nur so viel Pflanzen- und Thierkunde, Mineralogie u. s. w. treibt, als für die Zwecke der Schule in Geschichte und Geographie nothwendig ist. Er lehrt die Pflanzengeographie inso-

weit, dass er die Hauptculturpflanzen der verschiedenen Länder bespricht. Gelegentlich erwähne ich auch einiges von der Wanderung der Pflanzen. So erzähle ich beiläufig, wie Alexander bei seinem Zuge nach Indien von dort das Zuckerrohr mitnimmt; die Araber raffinieren es und bringen es nach Sicilien; von da holen es die Venetianer; bei ihnen entsteht der Name Marcipan. Hier hört der Schüler auch etwas vom heil. Marcus, und auf diese Weise hat er die Tour um die halbe Welt gemacht. Dabei fällt auch ohne gelehrten Vortrag viel für ihn ab. Es bedarf keiner grossen Anstrengung seinerseits; spielend lernt er in diesem Zusammenhange eine Masse von Einzelheiten und behält sie im Gedächtnis.

Doch um auf Spanien zurückzukommen, nachdem die Parallelkreise besprochen sind, gehe ich auf die Meridiane über. Durch Spanien geht der 10. und 20. Meridian, der 10. geht auch durch Irland, der 20. durch Paris. Spanien ist ferner auf der einen Seite begrenzt durch die Meerenge von Gibraltar. „Warum heisst die so? Seit wenn kann sie so heissen"? Seit dem Uebergange des Tarik. „Wie hiess sie im Alterthume"? Das hat der Schüler bei Otto Schultz §. 70. gelernt, wo er findet: „fretum Gaditanum". Weiss er das nicht, so muss er das Stück übersetzen oder auswendig lernen, dann schämt er sich. „Wie hiess sie noch früher"? Die Säulen des Hercules. Da wird er mir etwas vom Hercules (Melkart) zu sagen wissen, was ihm vielleicht aus der Mythologie mitgetheilt worden ist bei der Lectüre. Wenn er nichts darüber weiss, lasse ich die Frage fallen. Ich muss mich allerdings darum bekümmern, was die Schüler sonst treiben; das kostet Zeit, aber es verlohnt sich auch der Mühe.

Ich denke, es ist an einem Länderbeispiele genug. Ebenso mache ich es mit den Gebirgen, so mit den Pyrenäen. Hier werden die Züge Hannibals, die Ronceval-Schlacht u. s. w. erwähnt. Bei der Geschichte Spaniens erinnere ich viel an den Cid. Wenn ich die Wiedereroberung Spaniens durch die Araber bespreche, gedenke ich der den Schülern bekannten Romanze, in welcher erzählt wird, wie Donna Uraca dem Cid die Sporen anschnallt. „Wo geschieht das"? In Coimbra. Coimbra ist eine Universitätsstadt, das merkt sich der Schüler leicht. Der Cid stirbt in Valencia. Wenn ich nun eine Linie von Coimbra nach Valencia ziehe, so bildet sie ungefähr die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Castilien. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts haben die christlichen Völker wiederum Altcastilien in Besitz. Die Entdeckung Amerika's erfolgte erst nach der Eroberung Granada's; so lange dauerte es, ehe Neucastilien und Andalusien erobert wurden. Damit bringe ich die Romanze von Don Pelaez in Verbindung. Da weiss der Schüler, wie sich der Cid rühmt, dass seine Gefährten die Gefährten des Don Pelaez waren. Was Galicien anlangt, so ist ihm bekannt, dass dahin die Celten gekommen sind. Hieraus ergiebt sich die Bedeutung des Namens Portugal (portus Gallorum). Ich weiss wohl, dass es noch andere Ableitungen des Namens giebt, so von portus Calae u. s. w., aber ich benutze die erstgenannte, weil sie zu meinem Zwecke passt.

Meine Herren! Ich könnte Ihnen ohne Mühe noch weitere Beispiele vorführen; aber das, was ich angeführt habe, wird wohl genügen Ihnen zu zeigen, in welcher Weise ich Litteratur, Geschichte und Geographie beim Unterrichte zu verbinden weiss.

Vorsitzender: Indem ich die Discussion über den gehörten Vortrag eröffne, bitte ich die Herren sich nur auf die didaktische Frage zu beschränken, wie die Geographie mit der Geschichte zu verbinden sei beim Unterrichte in den höheren Classen.

Prof. Dr. Oertel aus Meissen: Ich kenne den historisch-geographischen Unterricht seit langer Zeit an verschiedenen Gymnasien verschiedener Länder; ich bin auch an einem preussischen Gymnasium $12^1/_2$ Jahr Lehrer gewesen, besonders für Geschichte

und Geographie; ich weiss, wie es in früherer Zeit stand um die Kenntnisse der Schüler in diesen Fächern, aber nirgends habe ich die traurigen Erfahrungen gemacht, welche der geehrte Herr Vorredner gemacht haben will. Ich habe manche praktische Methode eingeschlagen gefunden und mich überzeugt, dass durch dieselbe dauernde Kenntnisse in der Geographie bei den Zuhörern erzielt wurden. Darin stimme ich mit dem Vorredner überein, dass auf die Symmetrie bei Behandlung der Geographie mit Recht Werth gelegt wird, und mir scheint, dass sie noch weiter ausgedehnt werden kann. Wir haben z. B., um bei Europa stehen zu bleiben, nicht nur drei Halbinseln im Süden, auch deren drei im Norden; wir haben auch, um die Dreiheit festzuhalten, drei Meerengen — doch ich will nicht weiter schulmeistern. Wenn ferner der Vorredner sagte, dass die verschiedenen Karten ein ganz verschiedenes Bild gewährten, und dass der Schüler auf der andern nicht wiederfände, was er auf der einen gefunden, so sage ich darauf: „Es ist ein Atlas dem Schüler zum Gebrauch zu geben, so lange er Schüler ist. Dann bekommt er ein festes Bild von den Ländern; es prägt sich ihm das Bild der Karte mit ihren Farben in's Gedächtnis; er weiss sich alle Länder der Karte zu vergegenwärtigen, ohne dass er dieselbe vor Augen hat". — Sodann werde ich beim geographischen Unterrichte immer das Bleibende vorausschicken und das Wandelnde nachfolgen lassen; das Orographische und Hydrographische also behandle ich zuerst und daran knüpfe ich, was da wandelt, die politische Geographie. Dadurch gewinne ich für die Geschichte eine feste Grundlage; auf diesem Fundamente ruhen dann im Gedächtnisse der Schüler die Wechselfälle der Geschichte. Indem ich diese Bahn eingeschlagen habe, bin ich zu guten Resultaten gelangt; ich habe immer gefunden, dass bis in die höchsten Classen hinauf die Schüler ein Interesse finden an den Ländern, wie sie es finden an den Völkern, an dem Bleibenden wie am Vergänglichen.

Kämmel: Ich werde mich, nachdem zwei so gewiegte Männer gesprochen, nur auf wenige Bemerkungen beschränken. Des Prof. Oertel heitere Anschauungen über die Resultate des historischen und geographischen Unterrichts theile ich durchaus nicht; ich möchte vielmehr in Bezug auf die grossen Schwächen und Gebrechen, die diesem doppelten realistischen Unterrichte noch anhaften, den Ansichten des ersten Redners beitreten. Ich glaube, es sind vorzugsweise drei Mängel dieses Unterrichts, welche wahrhaft erfreuliche Erfolge zu erzielen unmöglich oder doch sehr schwer machen. Das eine Gebrechen scheint mir darin zu liegen, dass wir uns allzusehr darauf beschränken Geographie und Geschichte als Sache des Gedächtnisses zu behandeln, während sie Sache einer lebendigen, frischen, vielseitigen Anschauung sein sollten. Zweitens ist auf vielen Anstalten, zum Theil auch bei derjenigen, der ich vorstehe, der geographische und geschichtliche Unterricht zu wenig vereinigt in den Händen derselben Lehrer. Es gehen sehr häufig, wie aus Programmen zu ersehen ist, geographische und geschichtliche Stunden von verschiedenen Lehrern ertheilt durch alle Classen neben einander her, und es wird gar oft der Geschichtslehrer sich nicht verlassen können auf den parallel arbeitenden Lehrer der Geographie. Wo es irgendwie erreichbar ist, muss der Unterricht so hergestellt werden, dass Geographie und Geschichte in einer Hand liegen, damit eine stete Beziehung zwischen beiden Lehrzweigen möglich werde. Wo dies nicht auszuführen ist, sollten wenigstens die betheiligten Lehrer fort und fort im lebendigsten Verkehr und in Einvernehmen über die Lehrgegenstände stehen. Das dritte Gebrechen möchte ich darin erkennen, dass, namentlich an den sächsischen Gymnasien, die Geschichtslehrer in den oberen Classen angewiesen sind nur en passant die Geographie zu repetieren und Lücken, die in

diesem Fache aus früheren Classen geblieben sind, auszufüllen. Es ist dies aber thatsächlich oft eine unlösbare Aufgabe. Selbst wenn man sich an ein Lehrbuch hält, wie das unseres wackern Dietsch, wo die Geographie immer als Grundlage der Geschichte festgehalten ist, wird bei der sich häufenden Masse des Stoffes für den Geschichtsunterricht, in den obern Classen die Geographie auch nur repetierend nachzuholen eine schwere Aufgabe, eine unlösbare, wenn der vorhergegangene geographische Unterricht unvollkommen war. Ich habe in meiner Praxis häufig in den geographischen Kenntnissen Lücken von solcher Dimension wahrgenommen, dass ich mich ausser Stand gesetzt sah sie auszufüllen. Wenn diese drei Gebrechen beseitigt werden durch ein gewissenhaftes Benutzen der gegebenen Zeit, durch geschicktes Ausbeuten des gebotenen Stoffes, durch rechtes Zusammenwirken der betreffenden Lehrer, so werden unstreitig im historischen und geographischen Unterrichte erfreulichere Resultate herbeigeführt werden, als wir bis jetzt erreicht haben, wo die Erfolge in Geschichte und Geographie noch sehr ungenügende sind bei den meisten Schulanstalten. — Mit diesen wenigen Bemerkungen begnüge ich mich. Es schliesst sich an die gestellte These die Frage an, die durch die anregenden Auslassungen des Herrn Prof. Foss nicht gelöst worden ist, wie auf der Basis des in seiner Weise gegebenen Geographieunterrichtes die Geschichte zu lehren sei. Ich bin aber nicht so anspruchsvoll, dass ich mir jetzt herausnehmen könnte, die Beantwortung dieser Frage vor Ihnen zu versuchen.

Klix: Der Thesensteller hat über die trüben Erfahrungen gesprochen, welche er in Betreff des Geographie- und Geschichtsunterrichtes an den preussischen Gymnasien gemacht haben will. Es kann zweifelhaft scheinen, ob das Gebiet seiner Erfahrungen so gross ist, dass sie sich auf alle Gymnasien des preussischen Staates erstrecken und sodann, ob diese Erfahrungen wirklich so höchst trauriger Natur sind. So viel ich weiss, hat Prof. Foss Gelegenheit solche Schüler von den Gymnasien unseres Vaterlandes kennen zu lernen, die sich zur Fähndrichsprüfung melden; in diesen Prüfungen also hat er seine Erfahrungen gesammelt, und da mag er allerdings derartige gemacht haben. — Ferner erkläre ich mich ihm sehr dankbar dafür, dass er die Quelle jener Verfügung genannt hat, die uns vor einiger Zeit sehr überraschend gekommen ist. — Zur Sache selbst bemerke ich, dass, so viel ich sehen kann, kaum ein Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums so sehr an die Persönlichkeit des Lehrers gebunden ist als Geschichte und Geographie. Ja, meine Herren, stellen Sie einen Mann hin von dem Geiste und der Gewandtheit eines Foss, dann werden Sie ein gutes Resultat erzielen. Ich habe mich von ganzem Herzen gefreut zu sehen, wie Foss Geographie behandelt; aber hauchen Sie den Lehrern diesen Geist ein! So lange dies nicht möglich ist, werden jene kleinen Hilfsmittel oder — verzeihen Sie den Ausdruck — kleinen Kunstgriffe, wie sie Foss gebraucht, in den Händen minder geschickter Leute nichts erreichen oder gar lächerlich wirken.

Prof. Dr. Schäfer aus Greifswald: Zunächst möchte ich constatieren, dass, so viel auch der historische und geographische Unterricht sicherlich in Preussen wie in andern Ländern noch zu wünschen übrig lässt, es doch von Jahr zu Jahr darin besser geworden ist. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass wissenschaftlicher Geist mehr und mehr in's Bewusstsein übergegangen ist. Dies liegt in den Karten plastisch vor, tritt in den Lehrbüchern entgegen, bestätigt sich in den Personen der Lehrer, die fort und fort den althergebrachten Misgriffen in diesen Fächern entgegenarbeiten. — Herr Prof. Foss will das grösste Gewicht beim geographischen Unterrichte auf die Anschauung gelegt wissen; niemand wird bestreiten, dass er darin Recht hat. Deshalb ist es auch ein unentbehrliches Studium für die

Schüler, dass sie Karten lesen lernen. Dazu aber ist der Atlas nöthig. Wenn nun geklagt wird, dass in den obern Classen in der Fortsetzung und Erhaltung dessen, was die Schüler früher aus der Geographie gelernt haben, zu wenig geleistet werde, so liegt ein Hauptgrund darin, dass die Schüler den Atlas nicht gehörig benutzen, nicht genug mit sich führen. Ich habe in Beziehung darauf eine Bitte auszusprechen. Wenn ich meine Zuhörer frage, ob sie im Besitze eines guten Atlas sind, so wird mir in vielen Fällen mit „nein" entgegnet. Diese Antwort ist mir immer das allerschmerzlichste Zeugnis für den geographischen Unterricht gewesen, den die betreffenden auf der Schule genossen. Wer diesen Unterricht in der rechten Weise erhalten hat, dem ist der Atlas ein lieber Begleiter. Ich bitte Sie nun, meine Herren Collegen von den Gymnasien, den Schülern als Pflicht einzuschärfen, dass sie ihre Atlanten auf die Universität mitnehmen. Ich habe in Greifswald nicht umhin gekonnt mir eine grosse Anzahl Atlanten anzuschaffen, die in den Vorlesungen mit ausgelegt werden; ich habe für eine Wandkarte gesorgt: das sind aber Nothbehelfe, die überflüssig sein sollten. — Was die von Herrn Prof. Foss aufgestellten Grundsätze anlangt, so stimme ich denselben im allgemeinen bei, nur in Betreff der angeführten Einzelheiten habe ich Bedenken. Ich möchte davor warnen, dass man zu grosses Gewicht legt auf „kleine Kunstgriffe," wie bezeichnend gesagt wurde. Sehr viele der vorgebrachten Beispiele habe ich geeignet gefunden; ich habe ähnliches selbst angewendet; der Lehrer kann bei jeder Repetition gelegentlich nach diesem oder jenem Punkte abschweifen: aber wenn wir uns den Zustand alter geographischer Lehrbücher vergegenwärtigen, in welchen bei jeder Stadt alles nur mögliche von Merkwürdigkeiten angeführt war, so bin ich überzeugt, Prof. Foss wird mir zugeben, dass hierin eine grosse Gefahr liegt. In der Anwendung der von ihm befürworteten Kunststücke kann man leicht zu weit gehen; sie können mit helfen, sind aber immer nur als subsidiär zu betrachten. Die weitere Frage betreffend, in welcher Weise zu bewirken sei, dass das, was in den untern Classen gelehrt worden, der Schüler in den obern Classen nicht sofort wieder vergesse und dass es nachher in der Universitätszeit nicht ganz in Nebel zerfliesse, habe ich immer gemeint, es muss der Schüler seinerseits unabhängig von dem Unterrichte, den die Schule bietet, etwas hinzuthun. Dieses Hinzuthun muss namentlich in der Lectüre liegen; der Schüler muss gute Reisebeschreibungen, geographische Schilderungen u. s. w. lesen im Anschluss an die Lectüre bedeutender geschichtlichen Werke. Auf diese Weise kann durch Privatstudium die Anregung von den untern Classen her erhalten werden. Das, was man häufig unter Verbindung des geographischen mit dem geschichtlichen Unterricht zu verstehen scheint, dass, wenn in der Geschichte Städte oder Flüsse genannt werden, geographische Fragen daran geknüpft werden, das ist fruchtlos, das gewährt keine Anschauung. Alles was in wohl zusammengefassten Zügen gegeben wird, was zu einem Bilde sich abschliesst, begrüsse ich mit Freuden; aber was gelegentlich auf dem Wege aufgegriffen wird, ist unwesentlich, ist nur zufällig.

Nun aber möchte ich nicht abbrechen, ohne noch ein Wort des aufrichtigsten Dankes auszusprechen gegen ein Mitglied unsrer Versammlung, gegen Kiepert. Ich habe mich bei meinen historischen Arbeiten sowohl als Gymnasiallehrer als auch später als akademischer Docent stets gedrungen gefühlt zur dankbaren Anerkennung dessen, was er auf chartographischem Gebiete geleistet hat. Ich habe hier nicht zu reden über den wissenschaftlichen Werth dieser Arbeiten; der ist allgemein anerkannt. Ich will nur hinweisen auf das praktische Verdienst Kieperts, dass er neben seinen grossen gelehrten Arbeiten von vornherein nicht verschmäht hat dem Unterricht zu dienen durch die Ausarbeitung seiner vorzüglichen Schulkarten.

Wie unendlich leichter ist es mir geworden eine geographische Anschauung zu erwecken in meinen Schülern beim historischen Unterricht von dem Augenblicke an, wo ich sagen konnte: „Schafft euch Kiepert'sche Karten an". Ich muss namentlich den grossen praktischen Werth der Kiepert'schen Arbeiten hervorheben gegenüber den Spruner'schen. Es fällt mir nicht ein Spruners Verdienste verkleinern zu wollen, aber es leiden die Spruner'schen chartographischen Arbeiten an einem Mangel, der für den geographischen Unterricht wesentlich zu sein scheint, sie geben kein Bild des Landes. Wenn der Schüler eine Spruner'sche Karte ansieht, kann er wohl Namen finden, Grenzen verfolgen, aber um ein Beispiel zu benutzen, was schon Prof. Foss anführte, aus einer Spruner'schen Karte wird er schwerlich klar darüber werden, was unter Schwaben zu verstehen sei. Der Schüler kann viele Spruner'sche Karten vor sich haben, aber doch wird er nicht so viel Gewinn daraus ziehen als aus der Einsicht in die eine Kiepert'sche Karte, die der Giesebrecht'schen Kaisergeschichte beigegeben ist. Die Karten von Spruner werden dem Schüler kein erschöpfendes Bild geben, wenn er nicht etwa, was für Knaben schwierig werden könnte, neben der Spruner'schen Karte noch eine andere benutzt, wo die Naturverhältnisse anschaulich gegeben sind.

Dr. Lazarus aus Bern: Meine Herren! Wenn ich mir erlaube hier das Wort zu ergreifen, ohne dass ich ein Schulmann bin, sondern nur ein Psycholog, der sich mit der Pädagogik und deren Zurückführung auf psychologische Grundsätze beschäftigt, so geschieht es darum, weil mir durch den Vortrag des Herrn Prof. Foss nicht bloss eine specielle Schulfrage angeregt zu sein scheint, sondern, wie schon aus der weitern Debatte zu ersehen war, eine tiefgreifende, in das Gebiet der allgemeinen Pädagogik gehörende Frage. Es handelt sich nämlich darum, ob es rathsam ist auch im Unterrichte jenem Zuge der Zeit nach Theilung der Arbeit in einzelne Disciplinen nachzugeben, oder ob wir einem andern Zuge folgen müssen, ob es andere — pädagogische und psychologische — Principien giebt, denen wir Rechnung zu tragen haben. Ich glaube, wir sind dem Herrn Prof. Foss zu tiefgefühltem Danke verpflichtet, dass er diese Frage angeregt und dass er in so anschaulicher und eingehender Weise die Mängel des bisherigen geographischen Unterrichtes dargestellt hat. So tiefgefühlt aber dieser Dank ist, den wir ihm bringen, möchte ich doch nicht sagen, dass er uns sonderlich neues vorgeführt hat; denn alle folgenden Redner haben beinahe wesentlich dieselben Gedanken wiederholt nur mit verschiedenen Modificationen und in verschiedenen Beziehungen. Wenn z. B. der letzte Redner hingewiesen hat auf den Dank, welchen die pädagogische Welt dem Prof. Kiepert zu zollen habe, so beruht das hauptsächlich darauf, worauf auch Foss hinausgekommen ist, dass die Anschaulichkeit des geographischen Objects eine der wichtigsten wesentlichsten Bedingungen guten geographischen Unterrichtes ist, weil ohne diese Anschaulichkeit eine wirkliche Verknüpfung dessen, was man als Lehrer über den Boden in geographischer Beziehung zu sagen hat mit den historischen Thatsachen, die auf diesem Boden beruhen, eigentlich nicht stattfinden kann. So einig wir aber auch gewiss heutzutage sein werden in unsern Anforderungen betreffs der Anschaulichkeit des Unterrichts und der Verknüpfung von Geographie und Geschichte, so dürfen wir doch über die Frage nach der praktischen Ausführung dieser Grundsätze nicht so leicht hinweggehen. Gewiss hat Prof. Oertel nicht oberflächlich beobachtet, wenn er meint den Kreis der Unwissenheit in geographischen Dingen durchbrochen zu haben. Ich erinnere mich selbst, dass wir auf unserer Schule in Braunschweig das Glück hatten historischen Unterricht in den obern Classen zu geniessen, in welchem nie versäumt wurde auf den Boden und die Beschaffenheit des Bodens hinzuweisen,

wo die Geschichte gespielt hat, und das im geographischen Unterrichte nicht nur dann erst, wenn wir zu einem besondern Theile der politischen Geographie gekommen waren, sondern bei der Gesammtauffassung des geographischen Objectes uns sowohl der Zusammenhang der einzelnen geographischen und physikalischen Bedingungen gezeigt wurde, als auch deren Resultate für die Geschichte. Allein trotz einzelner so günstiger Erfahrungen glaube ich, dass die pädagogische Welt wohl thun wird sich zu erinnern, dass diese zu den Ausnahmen gehört, und zweitens dass diese Auffassung mit dem Gymnasialleben mehr oder weniger abschliesst. Der letzte Redner hat richtig gesagt, dass die Schüler ihre Atlanten auf die Universität nicht mitnehmen. Das wichtige ist aber nicht, dass sie das nicht thun, weil sie die Sachen im Kopfe haben, sondern weil sie nicht das Bedürfnis fühlen sie im Kopfe zu haben.

Von Kämmel ist vorhin die Anschauung beim geographischen Unterrichte dem Gedächtnisse entgegengestellt worden. Ich möchte bitten diese Kategorieen nicht festzuhalten. Kämmel scheint mir einen unglücklichen Ausdruck gewählt zu haben. Vom Gedächtnisse kommen wir nicht los. Die Anschauungen müssen im Kopfe erweckt werden; das ist auch Gedächtnis, aber anschauliches. Der wahre Gegensatz ist nicht Anschauung und Gedächtnis, sondern anschauliches und verbales Gedächtnis.

Man ist nun schnell hinweggekommen über die schwierige Frage, wie Geographie und Geschichte zu lehren, wie sie zu verbinden seien, indem man gemeint hat, es hänge alles dabei von der Person des Lehrers ab. Gewiss unendlich viel; allein, meine Herren, in Bezug auf jede pädagogische Frage würde man das sagen können; schliesslich kommt sehr viel auf den Tact und das Geschick des Lehrers an. Dazu aber ist die Pädagogik als Wissenschaft, dazu sind diese Versammlungen da zu bewirken, dass das wenige beste, was möglich ist, mit den schlechtesten Kräften erreicht werde, allgemeine Grundsätze aufzustellen für jenen mittleren Durchschnitt von Genie auf der einen und Borniertheit auf der andern Seite. Einen Beweis für diese Behauptungen finden wir sofort in dem, was einer der Herren Vorredner sagte, es sei von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im allgemeinen besser geworden. Wodurch wird es aber im allgemeinen besser? Nicht dadurch, dass hie und da zufällig geniale Leute erstehen, sondern dadurch dass sich die allgemeinen Anschauungen ändern. Sobald allgemeine Grundsätze anders werden, ist dies nicht von zufälligen einzelnen Personen abhängig.

Ich möchte nun noch in Bezug auf die gemachten positiven Vorschläge einige allgemeine Grundsätze aufstellt. Herr Prof. Foss hat zwar in seinem Vortrage, was ich aus innerstem Herzen freudig anerkenne, den Gegensatz sehr anschaulich dargestellt zwischen Wissen und Leben, zwischen bloss äusserlich geordnetem, für sich bestehendem Einzelwissen und in einandergreifendem Wissen, also eigentlich geistigem Leben, allein mir scheint Prof. Foss noch einiges durcheinander gewirrt zu haben. Die verschiedenen Mittel, welche er angiebt, um den geographischen Unterricht anschaulich zu machen und in Verbindung zu setzen mit der Geschichte, alle diese manigfaltigen Mittel scheinen mir sich zu bewegen auf jener weiten Linie zwischen bloss mnemotechnischen Kunstgriffen auf der einen und idealer Verknüpfung auf der andern Seite. Es handelt sich aber beim Unterrichte nicht bloss um die Ueberlieferung dessen, was wir wissen, um die Ueberlieferung der Kenntnisse, damit die Kenntnisse, die wir besitzen, der andre auch besitze, sondern auch darum, ob wir wirklich eine Erkenntnis neben diesen Kenntnissen haben und diese Erkenntnis in andern auch anregen können. Herr Dr. Foss hat Mittel von sehr verschiedenem pädagogischem Gehalte vorgeschlagen. Bald war es ein Kunstgriff nur um die Sache behalten zu können, bald sahen wir ein wirkliches Durchdringen.

Bei dieser Gelegenheit will ich namentlich noch auf eins hinweisen. Prof. Foss hat mit vielem Geiste und mit anerkennenswerthem Eifer dahin getrachtet allen geographischen Unterricht so zur Basis des historischen Unterrichts zu machen, dass die Nothwendigkeit nachgewiesen werde, weshalb ein gewisses historisches Ereignis auf diesem bestimmten und nur auf diesem Boden geschehen konnte, weshalb dort eine Eisenbahn angelegt werden musste, da eine Stadt gebaut oder eine Schlacht geschlagen worden ist: ich erkenne das an. Aber, meine Herren, vergessen wir nicht — und es scheint dies nicht unnöthig bei dem Zuge, welches sich in der letzten Zeit in dieser Wissenschaft gezeigt hat — die Sache hin und wieder einmal einzubiegen und die Dinge von einer andern Seite anzusehen, indem wir daran festhalten, dass allerdings diese Naturbedingungen ein gewisses Material sind, über welchem der menschliche Geist nicht mit absoluter Freiheit steht, dass aber die Verwendung und Verwerthung dieses Materials, die Bearbeitung des gegebenen geographischen Stoffes wesentlich bedingt ist durch den menschlichen Geist und seine Entwickelung. Legen wir für Geschichte und Geographie ein so grosses Gewicht auf jene Naturgesetze, in welchen objective Beziehungen sich finden, so werden wir so gewiss wie irgend etwas in eine materialistische Richtung hineinkommen, die sofort in nothwendigen Gegensatz tritt gegen die psychologische Richtung. Die Geschichte muss nicht blos auf der Grundlage des physischen, sondern auch auf der des psychischen Lebens betrachtet werden. Und dies ist von besonderer Wichtigkeit für den Unterricht auf dem Gymnasium und vom gewaltigsten Einfluss auf die Gesamtbildung des Menschen. Oder sollte es unwichtig sein den menschlichen Geist hinzuführen auf jenen Höhepunkt, dass er sich begreift und das psychische Leben als das wahre Ziel erkennt?

Endlich muss ich noch die Bemerkung eines Vorredners berühren, dass der Schüler selbst etwas hinzuthun müsse. Allerdings soll die Schule nicht allein mächtig sein, der Schüler soll etwas hinzuthun, nicht blos in der Lectüre; das ganze Leben des Schülers soll in selbständiger Weise fortarbeiten. Damit er aber im Stande sei von selbst etwas hinzuzuthun, muss er von der Schule lernen seine Gedanken mit einander zu verbinden; er muss erkennen dass alle die einzelnen Vorstellungen, die er gewinnt aus dem vielfältigen Unterricht, durch eine grosse und gewaltige Kette der Causalität mit einander verbunden sind. Vermag er auch nicht immer das Geflecht bis in seine äussersten Enden zu verfolgen, dass die Ideen zusammenhängen muss er erfahren, das muss ihm die Schule zeigen. In allem was er thut und erlebt, mag er diese Erkenntnis dann benutzen.

Dietsch: Ich hatte mir vorgenommen noch eine kleine Bemerkung zu machen über die mögliche Ausfüllung der Lücken in den geographischen Kenntnissen der obern Schüler, indessen nach dem, was wir soeben gehört haben, will ich diese Nebenfrage nicht berühren. Ich habe auf der Philologenversammlung in Braunschweig Thesen den Geschichtsunterricht betreffend gestellt; sie sind nicht angenommen, sondern von der Mehrheit verworfen worden; aber damals habe ich in meinem Schlussworte ausgesprochen, dass ich mich freute eine Sache angeregt zu haben, die grosse Theilnahme gefunden, dass allerdings noch viel fehle, um den geschichtlichen und geographischen Unterricht zu dem zu machen was er sein soll, zu einem hohen, freien geistigen Dome, und dass ich mich freuen würde, wenn viele kämen Bausteine zu diesem Dome zu tragen. Heute habe ich die Freude zu sehen, dass dieser Fortbau eifrig betrieben wird. Und, meine Herren, so wenig ich noch in diesem Fache geleistet habe, was in meinen Kräften steht, werde ich dazu thun.

Vorsitzender: Auch ich hatte die Absicht noch einige Bemerkungen zu machen,

aber nachdem Dr. Lazarus in allgemeiner Anwendung uns in so frischer, anregender und gewiss weiteren Nutzen bringender Weise belehrt hat, will ich sie lieber für mich behalten, und ich denke, es nimmt niemand mehr das Wort als der Mann, der die Sache angeregt hat.

Foss: Auf die persönlichen Angriffe, welche vorgekommen sind, will ich nicht eingehen, da mir höhergestellte preussische Schulmänner gegenüberstehen. Was das Fähndrichsexamen betrifft, werde ich privatim Herrn Prof. Klix entgegnen. Ferner bemerke ich, dass ich nur von einer wöchentlichen Repetitionsstunde gesprochen habe; — es bleiben dem Lehrer noch zwei Stunden wöchentlich übrig für den zusammenhängenden Vortrag. Dem Herrn Dr. Lazarus bin ich sehr dankbar für das, was er gesagt hat; es war ganz aus meiner Seele gesprochen. Ich wollte in meiner Auseinandersetzung auf die psychologischen Momente nicht eingehen, weil mich das zu weit geführt haben würde, es kam mir hier auf etwas anderes an als diesen idealen Standpunkt zu vertreten.

Vorsitzender: Meine Herren! Ich muss nun die Verhandlungen der pädagogischen Section für dieses Jahr schliessen, da wir der letzten allgemeinen Sitzung wegen keine Zeit haben noch einmal hier zusammenzukommen. Es thut mir leid, dass nicht noch einige der vorliegenden Thesen zur Erörterung gekommen sind; was übrig ist, müssen wir auf das nächste Jahr verschieben. Aus dem Versuche, den wir in Meissen gemacht haben in Betreff der Zeiteintheilung für die allgemeinen und Sectionssitzungen haben wir ersehen, dass es nicht räthlich ist auch nur versuchsweise eine Aenderung in den Statuten vorzunehmen, dass die einfache Form, die wir bisher beobachtet haben, die beste gewesen, dass dieses Hineinlegen der zwei freien für die Sectionsarbeiten bestimmten Tage zwischen die allgemeinen Sitzungen unpraktisch ist. Ich hoffe, wir werden im nächsten Jahre zur alten Praxis zurückkehren und für die allgemeinen Sitzungen wie für die besondern Berathungen unserer Section täglich eine bestimmte Zeit gewinnen und dadurch weiter gefördert werden. Jetzt aber danke ich allen den Herren, welche an der Berathung sich betheiligt haben, namantlich denjenigen, die als Thesensteller selbst ihre Haut zu Markte getragen haben. Ich danke aber auch denen, die als treue Zuhörer ausgehalten haben; denn das Zuhören ist oft eine ebenso schwere Last als die Theilnahme an der Debatte. Die Resignation, welche viele wackere Collegen durch ihr Schweigen gezeigt, ist sehr anerkennenswerth. Für meine Person bitte ich um Nachsicht wegen der Führung des Präsidiums und wegen der Worte, die ich gelegentlich in die Debatte hineingeworfen habe. Und nun kann ich die Sitzung für geschlossen erklären.

Dietsch: Ich habe den Rector Eckstein zum Präsidenten vorgeschlagen; ich erlaube mir auch in Ihrem Namen, meine Herren Collegen, ihm den Dank auszusprechen für seine treffliche Leitung der Verhandlungen, für das frische Leben, das er in die Discussion zu bringen gewusst hat; er hat uns das Zuhören niemals zu einem langweiligen werden lassen.

Schluss der Sitzung $12^1/_2$ Uhr.

Verhandlungen der germanistischen Section.

Verzeichnis der in das Album eingetragenen Mitglieder:

1. Prof. Dr. Karl Bartsch aus Rostock.
2. Dr. Fedor Bech, Gymnasiallehrer aus Zeitz.
3. Dr. Reinhold Bechstein aus Meiningen, jetzt in Leipzig. Secretär der Versammlung.
4. Dr. Ch. Creizenach, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a. M.
5. Prof. Dr. Dietrich aus Marburg.
6. Prof. Dr. Ebert aus Leipzig.
7. Dr. C. M. Evers, Oberlehrer aus Crefeld.
8. Dr. H. R. Hildebrand, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
9. Hoffmann von Fallersleben aus Corvey.
10. Bibliothekar Dr. Reinh. Köhler aus Weimar.
11. Oberlehrer Dr. Koch aus Grimma. Secretär der Versammlung.
12. Jak. Lökke, Gymnasial-Oberlehrer aus Christiania.
13. Prof. Dr. Mahn aus Berlin.
14. Prof. Dr. Massmann aus Berlin.
15. R. Menzel, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden.
16. Prof. Dr. Leo Meyer aus Göttingen.
17. Prof. Dr. Theodor Möbius aus Leipzig. Vicepräsident.
18. Prof. Ad. Mussafia aus Wien.
19. Ferd. Naumann, Oberlehrer von der Annen-Realschule in Dresden.
20. Dr. Niemeyer, Rector der Neustädter Realschule in Dresden.
21. Dr. E. Ortmann, Gymnasiallehrer aus Magdeburg.
22. H. Palm, Oberlehrer aus Breslau.
23. Prof. Ad. Peters aus Meissen.
24. Gymnasiallehrer Petters aus Leitmeritz.
25. Prof. Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen.
26. Dr. Max Rieger aus Darmstadt.
27. Dr. Seidel aus Brandenburg.
28. Prof. Dr. Phil. Wackernagel aus Dresden.
29. Prof. Dr. Weigand aus Giessen.
30. Gymnasiallehrer Dr. Wendler aus Zwickau.
31. Prof. Dr. Friedr. Zarncke aus Leipzig. Präsident.

Constituierende Sitzung. 29. Sept.

Unmittelbar nach dem Schluss der ersten allgemeinen Sitzung verfügten sich die Germanisten und Romanisten in das zu ihren Sitzungen bestimmte Zimmer. Durch Eintragen der Namen in das Album und Vorlesung der Statuten durch den in Augsburg erwählten Präsidenten Prof. Dr. Zarncke wurde die Section constituiert und auf den Vorschlag des Präsidiums die Herren Dr. Bechstein aus Leipzig und Oberlehrer Dr. Koch aus Grimma zu Secretären erwählt, welche auch die Wahl auf das bereitwilligste annahmen. Auch diesmal, wie in Augsburg, beschlossen die Mitglieder einen kleinen Geldbeitrag zur Deckung der etwa auflaufenden

Kosten zu zahlen. Schliesslich theilte der Vorsitzende die für die Sitzungen der Section angemeldeten Vorträge mit und bestimmte die Tagesordnung für die erste Sitzung.*)

Erste Sitzung am 30. Sept. Vormittags 10—12 Uhr.

Vorsitzender: Präsident Prof. Dr. Zarncke.

Nach genommener Rücksprache war in der ersten allgemeinen Sitzung (s. S. 17 am Ende) angekündigt worden, dass das Gedächtnis des eben heimgegangnen Jacob Grimm zu feiern der Germanistensection überlassen und bei der Eröffnung der Sitzungen derselben dies am folgenden Tage im grossen Saale, damit alle Mitglieder theilnehmen könnten, geschehen werde. Gleichwol hatten sich die Mitglieder und viele Gäste in dem der Section zugewiesnen Locale eingefunden.

Der Vorsitzende spricht zuerst die Befürchtung aus, dass die Gäste sich wohl getäuscht sehen würden, wenn sie eine vollständige und ausgeführte Würdigung der Wirksamkeit Jacob Grimms erwarteten. Nachdem kaum erst die Sterbegesänge an seinem Grabe verklungen, sei eine sachgemässe Auseinandersetzung seiner unsterblichen Verdienste unmöglich und selbst unpassend. Natürlich aber könne die Section der Germanisten nicht eröffnet werden, ohne des schmerzlichsten Verlustes, den die Wissenschaft erlitten, zu gedenken und er wolle dies in wenigen anspruchslosen Worten thun, wie es sich für die kleine Versammlung gezieme.

Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig, Präsident der pädagogischen Section, ersucht die Versammlung, dem gestrigen Beschluss gemäss sich in die zu den allgemeinen Sitzungen bestimmte Aula zu begeben; alle anwesenden Lehrer betrachteten Jacob Grimm auch als den ihrigen und seien begierig die Worte zu hören, welche zum Andenken desselben gesprochen werden würden.

Nachdem diesem Vorschlag gewillfahrt worden war, hielt Prof. Dr. Zarncke in der Aula die Rede, welche oben S. 62 ff. mitgeteilt ist.

Nachdem sich hierauf die Section in ihr Sitzungslocal zurückbegeben hatte, beantragt Prof. Dr. Massmann aus Berlin, dem Vorsitzenden den gebührenden Dank für die eben gehörte treffliche Eröffnungs- und Gedächtnisrede abzustatten, welchem Antrag die Versammlung mit Freuden entspricht.

Der Tagesordnung gemäss hielt der Vicepräsident Prof. Dr. Möbius aus Leipzig einen Vortrag, um eine Uebersicht des Studiums der altnordischen Philologie im skandinavischen Norden zu geben.**) Nachdem zuerst in der Kürze der Begriff 'altnordische Philologie' dahin bestimmt war, dass darunter hier zunächst die auf die alte norwegisch-isländische Sprache und Litteratur gerichtete Forschung verstanden werden solle, suchte der Vortragende zuvörderst den Anteil zu schildern, welchen die Schweden, die Dänen,

---

*) Prof. Dr. Zarncke hatte die Versammlung durch eine Schrift 'Beiträge zur mittellateinischen Spruchpoësie', Abdruck aus den Berichten der philosophisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1863), begrüsst.

**) Da Herr Prof. Dr. Möbius die schon damals geäusserte Absicht, seinen Vortrag in erweiterter Gestalt durch den Druck bekannt zu machen, ausgeführt hat, so begnügen wir uns hier mit der von ihm selbst in den Protokollen niedergelegten Inhaltsangabe.

die Isländer und die Norweger an ihr nehmen, und verweilte besonders bei den zuletzt genannten, welche zwar erst seit einigen zwanzig Jahren, jedoch mit um so grösserem Eifer sich ihr zugewendet haben. Sodann berichtete er über das, was bei dem einen oder andern der genannten Völker theils auf dem Gebiete der Texteskritik und Interpretation, theils auf dem der Grammatik und Lexikographie im Verlaufe der letzten dreissig bis vierzig Jahre geleistet worden.

Da die Zeit bereits zu weit vorgeschritten war, um eine Discussion zu veranlassen, so sprach der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Möbius im Namen der Versammlung den Dank für seinen Vortrag aus. Der angekündigte Vortrag des Herrn Prof. Dr. Dietrich über die Runen wurde auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung verwiesen.

Prof. Dr. Hoffmann von Fallersleben stellt hierauf noch folgenden Antrag:

> 'die Section wolle einen Aufruf an das gesamte deutsche Volk zur Errichtung eines Denkmals für Jacob Grimm ergehen lassen',

und hielt sich in Hinsicht auf die allgemeine Tendenz desselben der lebhaftesten Zustimmung der Versammlung gewiss.

Der Vorsitzende: Auch ich bin der lebhaftesten Zustimmung gewiss, doch halte ich eine Verständigung über die würdige Ausführung des Gedankens für nothwendig. Ich bin zum Beispiel nicht für eine Bildsäule; die Errichtung eines solchen Denkmals wird natürlicher denen überlassen werden, in deren unmittelbarer Nähe Jacob Grimm gelebt und gewirkt hat. Ist es für uns nicht angemessener eine Stiftung vorzuschlagen, welche Jacob Grimm ehrt und zugleich unserer Wissenschaft nützt? etwa so, dass alle drei Jahre das beste während dieser Zeit erschienene Werk prämiiert wird. Sodann bitte ich Sie aber auch zu erwägen, ob wir nicht, da die Philologen und die Lehrer der Jugend insgesamt sich zu den Verehrern Jacob Grimms zählen, nicht unsern Antrag an die Hauptversammlung zu bringen und dieser die Entscheidung zu überlassen haben. Ich würde demnach vorschlagen über folgende Fragen hier abzustimmen:

1) Wollen wir überhaupt auf einen dieser Vorschläge eingehen?
2) Wollen wir ihn als Antrag an die Hauptversammlung bringen?
3) Wollen wir uns für ein bestimmtes Project entscheiden?
4) Wollen wir auch die Entscheidung darüber der Hauptversammlung überlassen?

Prof. Dr. Massmann aus Berlin: Die Sache ist zwar bereits durch Firmenich von Cöln aus in Anregung gebracht worden, aber ohne dass eine bestimmte Form der Ausführung in Vorschlag gebracht wurde. Um also Zersplitterung und Weitläufigkeit zu verhüten, erscheint es mir als das zweckmässigste, dass von hier eine bestimmte Anregung ausgehe, wobei ich natürlich voraussetze, dass die hier versammelten Philologen und Lehrer nicht ausgeschlossen werden dürfen und sich gewis nicht ausschliessen. Freilich mit einer solchen Stiftung, wie sie der Herr Vorsitzende vorgeschlagen hat, ist es ein gefährliches Ding: ich wenigstens möchte nicht Preisrichter sein; nichts ist peinlicher als über die Preiswürdigkeit eines Werkes zu richten.

Prof. Dr. Dietrich aus Marburg: Warum sollten nicht wissenschaftliche Arbeiten unparteiisch und am Ende auch ohne Schwierigkeit beurtheilt werden können? Eine solche Stiftung würde der von Grimm so treu gepflegten Wissenschaft ganz besonders förderlich sein und so seinem eignen Sinne die beste Genüge leisten. Jedenfalls verdient sie den Vorzug vor einer Bildsäule.

Prof. Dr. Massmann: Ich habe mit meinen Bemerkungen auch nicht der Errichtung einer Bildsäule das Wort reden wollen.

Es wird zur Abstimmung geschritten und die beiden ersten Fragen einstimmig bejaht.

Prof. Dr. Rudolf von Raumer beantragt, die Sache doch erst im Schoosse der germanistischen Section einer sorgfältigen Berathung zu unterziehen, ehe über die beiden andern Fragen abgestimmt werde.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden und beschliesst die Berathung auf den folgenden Tag zu verschieben.

Schluss der Sitzung kurz nach 1 Uhr.

Zweite Sitzung am 1. Oct. 8—12 Uhr Vormittags.

Vorsitzender: Vicepräsident Prof. Dr. Möbius.

Der Vorsitzende theilt zunächst mit, dass der Präsident Herr Prof. Dr. Zarncke leider durch Unwohlsein am Erscheinen in der Versammlung verhindert sei und deshalb den Vorsitz an ihn übergeben habe. Zugleich macht er den Vorschlag, die ersten zwei Stunden der Sitzung nur auf Vorträge und Mittheilungen zu verwenden und die Fortsetzung der Berathung über Stiftung eines Denkmals für Jacob Grimm erst nach 10 Uhr zu beginnen, womit sich die Versammlung einverstanden erklärt.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock erhält das Wort, um einen Vortrag über das älteste deutsche Passionsspiel zu halten. Zu demselben wurden Sonderabdrücke von seinem Beitrag zu Pfeiffers Germania VIII 3 vertheilt ('Das älteste deutsche Passionsspiel. Von Karl Bartsch. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1863.'). Der Vortragende spricht von den ältesten Spuren des deutschen Drama's im 12. Jahrhundert, den innerhalb lateinischer Rede enthaltenen einzelnen deutschen Abschnitten: der Klage Maria's um den todten Heiland, der Scene in welcher der Krämer seine Waare anpreist, dem weltfreudigen Gesang der Maria Magdalena und dann ihrer bereuenden Klage. Die Bruchstücke des vorliegenden durchaus deutschen Passionsspiels, die schon früher von K. Oehler in Kurz und Weissenbachs 'Beiträgen zur Geschichte und Litteratur' mitgetheilt, aber fast ganz unbeachtet geblieben waren, rühren nach der Beschaffenheit der Schrift aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts her, und sind, wie auch W. Wackernagel urtheilt, das älteste uns bekannte Beispiel des deutschen Drama's. Die durchaus correcte und edle Haltung in Sprache und Versbau stellt auch den inneren Werth des Stücks sehr hoch, weshalb um so mehr zu bedauern ist, dass nur Bruchstücke auf uns gekommen sind. Ungewöhnlich ist die äussere Form der Ueberlieferung. Die grossen und jedenfalls lose gebliebenen Blätter sind so beschrieben, dass man, um die Rückseite zu lesen nicht von rechts nach links, sondern von unten nach oben umschlagen muss. Aus diesem Umstande ist mit Gewisheit zu schliessen, dass das Stück zur Aufführung bestimmt war.

Prof. Dr. Massmann: Nur zur Ergänzung bemerke ich: Auch Docen berichtet in den Miscellaneen, dass er eine Handschrift gesehen habe, die zum Zusammenrollen, nicht zum Blättern eingerichtet war, aber freilich nicht ein vollständiges Drama, sondern nur die Stichworte eines solchen enthielt. Ferner befindet sich in Stuttgart eine Handschrift der Mi-

rabilia urbis Romae, die in der Weise lang geschrieben ist, dass der Besucher der Stadt Rom, um beim Durchgehen der Sehenswürdigkeiten die Notizen abzulesen, nur immer eine Strecke weiter zu rücken brauchte.

Eine weitere Discussion fand nicht statt.

Dr. Reinhold Bechstein erhielt das Wort, um einige kleinere Mittheilungen und Bemerkungen über periodische Schriften der deutschen Philologie zu machen:

Das eigentliche Organ für die deutsche Philologie ist gegenwärtig, wie wir wohl alle zugestehen werden, Pfeiffers Germania. In Betreff dieses unsers Organs hatte ich zwei Wünsche auf dem Herzen und in der Voraussetzung, dass dieselben auch von andern gehegt würden, so nahm ich mir vor, auf dieser Versammlung ihre Erfüllung zu beantragen. Zu meiner Freude ist dies nicht mehr nöthig, das letzte Heft der Germania hat sie schon erfüllt. Wir sind Ihnen, Herr Prof. Bartsch, zu herzlichstem Danke verpflichtet, erstens dass Sie die längst vermisste und unumgänglich nothwendige Bibliographie ins Leben riefen, und zweitens dass Sie uns über die Sitzungen der germanistischen Section auf der vorjährigen Philologen-Versammlung zu Augsburg Bericht erstatteten. Ueber die Art und Weise der bibliographischen Uebersicht zu verhandeln bietet sich in diesen Tagen entweder hier oder privatim vielleicht eine Gelegenheit. Es wäre dies wenigstens zu wünschen, da mancherlei Fragen in Betracht kommen, deren Erörterung dem so dankenswerthen Unternehmen nur von Nutzen sein könnte. Auf der vorjährigen Augsburger Philologen-Versammlung fanden sich die Fachgenossen zum erstenmal zu gemeinsamer Berathung zusammen, sie bildeten da zum erstenmal nach aussen hin eine geschlossene wissenschaftliche Corporation. Verdiente schon um ihrer historischen Bedeutung willen diese erste Versammlung einen eingehenden Bericht, so ist zu hoffen, dass auch die folgenden Zusammenkünfte wegen des Inhalts der Verhandlungen in ähnlicher Weise besprochen werden. Solche Aufzeichnungen sind Beiträge für die Geschichte unserer Wissenschaft wie unseres wissenschaftlichen Lebens, sie sind den Theilnehmern gleichsam eine Gabe der Erinnerung, sie müssen allen denen, welche nicht persönlich erscheinen konnten, die lebendige Wirklichkeit ersetzen. Eben darum wäre dann zu wünschen, dass der Bericht nicht zu lange auf sich warten liesse, dass er allemal womöglich schon im ersten Hefte des folgenden Jahrgangs zu lesen sei. Eine Philologenversammlung ist ein Tagesereignis. Gehört die Besprechung eines solchen auch in den Kreis einer wissenschaftlichen Zeitschrift, so wird sie doch merklich von dem übrigen Inhalt derselben abweichen. Zwar sollen nach den Statuten in unseren Sitzungen zusammenhängende wissenschaftliche Vorträge stattfinden, allein gerade in den Discussionen, welche sich an diese knüpfen, liegt der Hauptreiz der Versammlungen. Die Mittheilungen und Besprechungen über Fragen der Wissenschaft und über Angelegenheit des Vereins sind lediglich anregender Natur. Würde zum Beispiel in Haupts Zeitschrift ein Bericht über eine Germanisten-Versammlung stehen, so dürfte der Unterschied zwischen diesem und dem übrigen Texte sehr grell hervortreten. Bei der Germania ist der Abstand gemildert, denn hier haben wir unter der besondern Hauptrubrik 'Litteratur' auch Referate und Recensionen und neuerdings die bibliographische Uebersicht, die sich allesamt auf litterarische Erzeugnisse der Gegenwart beziehen. Aber trotzdem bleibt ein Unterschied bestehen. Zur Ausgleichung dieser Verschiedenheit gibt es ein Mittel, eine Massregel deren Vorbild uns andere Zeitschriften gewähren, eine Massregel zu deren Ergreifung ich auch zum Besten der Germania anregen möchte: das ist ein Beiblatt zur Germania, welches, obwohl getrennt von dem übrigen Inhalt der Zeitschrift, doch mit dem Haupt-

blatt in engster Verbindung stehen müsste, also auch nur mit diesem bezogen werden dürfte. Für die Berichte über unsere Versammlungen allein haben wir allerdings kein Beiblatt nöthig, aber diese Berichte gehören ihrer Natur nach in ein Beiblatt und so mögen sie die Veranlassung sein, dass wir überhaupt auf ein solches zu sprechen kommen. Schon lange aber habe ich den Wunsch gehegt, dass, wenn ich so sagen darf, eine Art Feuilleton zur Germania gegründet würde, welches im Gegensatz zu dem Inhalt des Hauptblattes, der es nur mit unserem Altertum zu thun hat, unseren Interessen der Gegenwart einen litterarischen Mittelpunkt gewähren könnte. Dadurch würde die Germania für uns ein wahrhaftes Organ werden, ein Organ nicht blos für die deutsche Philologie, sondern auch für die deutschen Philologen. Wir bedürfen auch einer gegenwärtigen Anregung und Förderung; denn wir alle arbeiten mehr oder minder einsam. Nicht jeder Fachgenosse ist durch seinen Wohnsitz und seine Stellung und seine äusseren Mittel in den Stand gesetzt sich vollkommen auf dem laufenden zu erhalten. Kaum ist es nöthig, dass ich den Inhalt im einzelnen anführe, den ein Beiblatt zu bringen hätte. Nur einiges sei erwähnt: Personalnotizen, biographische Nachrichten, pädagogische Besprechungen, Zusammenstellung der deutsch-philologischen Vorlesungen an den Universitäten, wo möglich mit Angabe der Zahl der Zuhörer, Berichte über wissenschaftliche Reisen, Mittheilungen über Handschriften- und Bücherfunde, Anfragen über wissenschaftliche Quellen und Hülfsmittel, Büchergesuche und dergleichen mehr. Wenn von einer Seite gewünscht wird, dass ein solches Beiblatt, eine Art Anzeiger, ins Leben gerufen werde, so kann die Idee nur auf Erfüllung hoffen, wenn sie auch von andern getheilt, wenn ihre Ausführung als ein allgemeines Bedürfnis empfunden wird. Die andere Bedingung dazu ist, dass der Herausgeber der Germania auf unsern Wunsch eingeht. Leider ist Herr Prof. Pfeiffer abgehalten gewesen unsere Versammlung zu besuchen. Wäre er hier, so würden wir bald mit der Besprechung am Ziel sein. Zunächst also kommt es darauf an, dass man sich über die von mir gegebene Anregung äussere. Ist die allgemeine Ansicht mir und meinem Plane günstig, dann werden wir wohl annehmen dürfen, dass Herr Prof. Pfeiffer seine Germania zu dem angedeuteten Zwecke erweitere und einrichte. Die äusseren buchhändlerischen Verhältnisse machen wohl nur geringe Schwierigkeit. Vor allem aber ist zu hoffen, dass wenn einmal ein Beiblatt gegründet ist, der Herausgeber auch auf treue und fleissige Mitarbeiterschaft rechnen kann.

Ehe dieser Antrag einer Discussion unterworfen wird, sei es mir gestattet, noch über zwei litterarische Unternehmungen zu sprechen, von denen die eine und zwar die erste ebenfalls eine Verhandlung verdient.

Habe ich mit dem gewünschten Beiblatt zur Germania eine neue ins Leben zu rufende Schöpfung im Sinne, so gedenke ich jetzt einer Zeitschrift, die ins Leben zurückgerufen werden sollte, ja ich sage geradezu, die ins Leben zurückgerufen werden muss, Fromanns Mundarten. In Augsburg ist, wie Sie alle wissen, über diese Angelegenheit gesprochen worden, Dr. Fromann erklärte, dass zur Sicherung des Unternehmens ein Absatz von 300 Exemplaren nöthig sei; also bedarf es 180 Abonnenten mehr, als die Zeitschrift während ihres Bestehens überhaupt gehabt. Prof. Hoffmann von Fallersleben, der die Frage angeregt hatte, legte am Schlusse der Besprechung eine Subscriptionsliste auf, die etwa 25 Unterschriften erhielt. Später meldeten sich bei Fromann und Hoffmann noch eine Anzahl Abonnenten, aber alle zusammen genügen noch lange nicht dazu, dass mit dem Unternehmen wieder begonnen werde. Es ist also ein Jahr vergangen und im Grunde sind wir nicht weiter gekommen. Dass wir

weiter kommen wollen und müssen, darüber sind wir wohl alle einig, aber das wie? das ist eben die Frage. Deshalb gilt es Vorschläge zu machen. Mit dem Abwarten, bis 300 Abonnenten — übrigens eine verhältnismässig sehr hohe Zahl — zusammengebracht sind, dürfen wir uns nicht begnügen. Die Zeitschrift muss auch bei einer geringeren Zahl von Abonnenten bestehen, wie andere wissenschaftliche Unternehmungen auch. Abonnenten sind in genügender Anzahl nicht zu schaffen, also muss Geld geschafft werden. Ich drücke dies sehr unumwunden aus, es kommt aber wirklich auf das Geld an. Wenn kein Mäcen, keine Akademie, kein Verein für sich allein das Unternehmen fördert, dann muss bei vielen Thüren angeklopft werden. Und so erlaube ich mir einen Vorschlag zu machen. Ich bin für eine Denkschrift, natürlich von Fromann geschrieben, die in kurzer und einfacher Weise die Nothwendigkeit der mundartlichen Studien und insbesondere eines Organs dafür darlegt. Ausser der linguistischen Bedeutung wäre auch die litterar- und culturhistorische Seite zu berühren; wie bei uns in Deutschland die Sachen stünden, sei die Wissenschaft auch auf äussere Theilnahme und Hülfe angewiesen. Die Denkschrift müsste mit entsprechenden Begleitschreiben und mit einer Subscriptionsliste, einmal für Geldspenden, dann für Abonnement auf die Zeitschrift eingerichtet, versendet werden an alle Fürsten, regierende und mediatisierte, dann an einzelne Prinzen, an einzelne reichsständische Herren, bei denen man ein Interesse voraussetzen kann, an alle Cultusministerien, an die Akademieen, an die öffentlichen Bibliotheken, an die historischen und alterthumsforschenden Vereine. Ob diese Massregel nützen wird, weiss ich nicht, aber ich glaube es. Nun ist die Frage: wer bezahlt die Denkschrift? Die Kosten betragen nach meiner Berechnung allerhöchstens 50—60 Thaler. Wie mir Fromann mittheilte, hat sich eine sehr angesehene Firma aus freien Stücken erboten, den Verlag der Zeitschrift zu übernehmen. Diese Handlung wird gewis gern etwas dazu beitragen, das andere müssten die Fachgenossen schaffen. Ich schlage daher vor, dass wir gleich heute, falls mein Antrag angenommen wird, mit der Zeichnung freiwilliger Beiträge für die Denkschrift beginnen.

Und nun, meine Herren, gestatten Sie mir ein paar Worte pro domo. Verschiedene an mich gerichtete Anfragen über die beabsichtigte Fortsetzung des von meinem seligen Vater begründeten und von mir in neuer Folge herausgegebenen Deutschen Museums für Geschichte, Litteratur, Kunst und Alterthumsforschung veranlassen mich zu einer öffentlichen Antwort und Erklärung:*) Zu meiner Aufrichtigen Freude hat das Deutsche Museum in dem Kreise meiner Fachgenossen Beifall und Anerkennung gefunden. Oeffentliche Besprechungen wie Privatbriefe drückten den Wunsch aus, es möge des Herausgebers und des Verlegers Hoffnung, das Unternehmen fortsetzen zu können, in Erfüllung gehen. Mit innigem Danke muss ich es erkennen, dass mir schon von verschiedenen Seiten in der zuvorkommendsten und bereitwilligsten Weise Beiträge für die nächsten Bände in Aussicht gestellt wurden. Ist somit die Zukunft des Deutschen Museums in geistiger Beziehung gesichert, so muss sich vorerst ein günstigeres äusseres Schicksal hinzugesellen, ehe die gewünschte Fortsetzung unternommen werden kann. Leider sieht sich die Verlagshandlung nicht in der Lage, schon jetzt einen weiteren Band folgen zu lassen, indem der Absatz des ersten selbst unsere bescheidnen Erwartungen doch nicht ganz erfüllte. Der Kreis der Freunde solcher Studien und Bücher ist bekanntermassen noch recht klein und auf ihn darf sich ein litterarisches Unternehmen um so weniger stützen, als bei unseren deutschen Verhältnissen nicht jeder Lieb-

*) Dieselbe ist als Flugblatt im Druck erschienen.

haber auch ein Käufer und Abonnent sein kann. Aber an den öffentlichen Bibliotheken liegt es, die Wissenschaft auch äusserlich zu fördern. Nicht minder setzten Herausgeber und Verleger ihre Hoffnung auf die historischen und alterthumsforschenden Vereine. Muss ich mir also den theilnehmenden Fachgenossen und Freunden gegenüber noch eine weitere Benachrichtigung sowie die ausdrückliche Aufforderung und Einladung zur Mitarbeiterschaft vorbehalten, so erlaube ich mir zugleich, Ihnen allen die freundliche Bitte ans Herz zu legen, Ihrerseits für die Verbreitung des Deutschen Museums in geeigneter Weise thätig zu sein. Das Deutsche Museum ist in verschiedenen Beurtheilungen, so wie in der von Karl Bartsch im letzten Hefte der Germania verfassten Bibliographie als 'Zeitschrift' bezeichnet worden. Als 'eigentliche' Zeitschrift wird man das Unternehmen wohl nicht anzusehen haben; ich betrachte es vielmehr als ein Sammelwerk, welches für die spätere Zeit, namentlich für das sechzehnte Jahrhundert, in den Gebieten, wie sie der Titel nennt, Stoffe zu liefern bestimmt ist. Dass ein solches Organ, welches den bestehenden Zeitschriften, wie dem Anzeiger, der Germania, dem Serapeum ergänzend zur Seite steht, wünschenswerth, ja nothwendig erscheint, wurde anerkannt und bedarf hier von meiner Seite keiner besonderen Auseinandersetzung. Wenn ich den Charakter eines Sammelwerkes hauptsächlich deshalb gewahrt wissen möchte, damit auch umfänglichere Textmittheilungen zusammenhängend und unzerrissen dargeboten werden könnten, so ist dies doch kein Hindernis, einem vielfach geäusserten Wunsche nachzukommen, dem Wunsche nämlich, das Deutsche Museum der leichteren Anschaffung wegen künftig in einzelnen Heften (am geeignetsten in Halbbänden) erscheinen zu lassen.*)

Nur über die ersten beiden Anregungen ist eine Discussion nothwendig. Bei der Kürze der Zeit schlage ich vor, das wichtigste zuerst vorzunehmen und das sind Fromanns Mundarten.

Prof. Dr. Massmann: Da ich voraussetze, dass der geehrte Vorredner mit Dr. Fromann in dieser Sache correspondiert hat, so frage ich an, ob sich der letztere für die nächste Zeit bereit erklärt habe, an den Mundarten fortzuarbeiten. Fromann ist jetzt mit einer gewaltigen Arbeit über Luthers Bibel beschäftigt, die ihn vielleicht noch lange hinhalten kann.

Dr. Bechstein: Fromann hat mir mitgetheilt, dass er einen Mann gefunden habe, der ihn bei der Zeitschrift bedeutend unterstützen würde. Ausserdem wird wohl ohnehin noch einige Zeit hingehen, ehe mit der Fortsetzung begonnen werden kann.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Möbius: Da doch hier alles auf Fromann ankommt, so machen wir ihm vielleicht Lust 'die Mundarten' wieder aufzunehmen, wenn wir ihm unser lebhaftes Interesse dafür zu erkennen geben.

Prof. Dr. Massmann erklärt sich damit einverstanden.

Dr. Bechstein: Fromann hat mir ferner geschrieben, er werde sich vorher mit Herrn Prof. von Raumer besprechen, doch wünsche er, dass die Sache immerhin in der Section vorgebracht werde.

---

*) Die Verlagsbuchhandlung von Otto August Schulz in Leipzig hat der gedruckten Bekanntmachung beigefügt, dass sie kurz nach der nächsten Ostermesse eine Subscription auf den zweiten Band der neuen Folge eröffnen werde. Auch die beiden von Ludwig Bechstein herausgegebnen Bände (1842—43) sind in denselben Verlag übergegangen und werden bis Ostern 1864 zu dem herabgesetzten Preis von 1 Thaler abgegeben.

Prof. Dr. von Raumer: Ich kann versichern, dass Fromann mit seiner Bibelarbeit bereits zu einem Abschluss gekommen ist, so dass er in einem Jahre wohl im Stande sein wird, die Mundarten wieder aufzunehmen. Freilich die Denkschrift betreffend müssen wir erst wissen, ob Fromann sie auch schreiben will und kann und bis wann und wie gross. Durch eine Subscription würden wir der Sache vorgreifen. Die Kosten für eine Denkschrift, wie sie Herr Dr. Bechstein vorgeschlagen hat, sind viel zu hoch gegriffen; sie dürfen nicht über 12—15 Thlr. betragen. Sonst wird sie zu lang und deshalb nicht gelesen. Eine solche Kleinigkeit aber kann schon die Handlung, welche den Verlag übernehmen will, auslegen. Lassen wir deshalb diesen Punkt fallen.

Dr. Bechstein erklärt sich damit einverstanden.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Möbius: Wir begnügen uns also wohl damit vor der Hand zu Protokoll zu erklären, dass wir alle von lebendiger Theilnahme für die Fortführung des Werkes beseelt sind und dass es unser Interesse ist, dieselbe zu unterstützen.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Dr. K. A. F. Mahn aus Berlin hält darauf folgenden Vortrag über die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie:[1])

Hochgeehrte Herren!

Es gieng offenbar aus einer richtigen Würdigung der Zeitverhältnisse und Zeitbedürfnisse hervor, dass auf der im vorvorigen Jahre tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Frankfurt der Beschluss gefasst wurde, eine besondere Abtheilung für die Germanisten zu bilden, an welche sich dann auch die Vertreter der romanischen und selbst der osteuropäischen Philologie, als einer Neben- oder Unterabtheilung, anzuschliessen hätten. Die germanistischen Studien werden jetzt, seit ihrer festeren Begründung durch J. Grimm, von so vielen Männern, die einen hohen Rang in der Wissenschaft einnehmen, und die hauptsächlich auf unseren Universitäten und in unseren Akademieen ihre Wirksamkeit entfalten, betrieben und vertreten. Weniger günstig steht es bis jetzt noch mit der romanischen Philologie, deren Wichtigkeit und Bedeutung noch nicht allgemein genug begriffen und anerkannt wird, obgleich sie von dem Gründer derselben und einigen seiner Nachfolger und Schüler bereits auf eine solche Höhe gehoben ist, dass sie sich dreist mit ihrer älteren germanischen Schwester messen kann. Auf den Universitäten ist dieselbe aber, eben so wie die englische, noch äusserst schwach vertreten, und in den Akademieen noch schwächer. Nur auf ungefähr 8 Universitäten Deutschlands und der Schweiz von 28 finden einzelne dahin zielende Vorlesungen statt, die einen höheren philologischen und wissenschaftlichen Charakter an sich tragen, und etwa auf 3 deutschen Akademieen von 7 werden dann und wann Arbeiten und Berichte, meistens kritischer Art, aus dem Gebiete der romanischen Philologie theils vorgelegt, theils vorgetragen. Indessen mit der Zeit wird es wohl anders werden, und es ist zu vermuthen, dass der von Ihnen gefasste Beschluss, die romanische Philologie den anderen Zweigen dieser Wissenschaft als ebenbürtige Schwester beizugesellen, viel dazu beitragen wird. Möge es mir gestattet sein, hochgeehrte Anwesende, vor Ihnen ein möglichst kurzgefasstes Bild der Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie zu ent-

1) Der Vortrag ist mit Hinzufügung eines Anhangs zur Würdigung Jacob Grimms (S. 20—24) und einer im Text S. 14 eingeschalteten, unten zu wiederholenden Erläuterung (Berlin, Ferd. Dümmler 1863) in Druck erschienen.

werfen, und zugleich einige Mittel und Wege vorzuschlagen, die mir eine grössere Verbreitung und zugleich auch einen noch höheren Aufschwung derselben zu bewirken fähig scheinen. Seitdem die neueren Sprachen, und namentlich, ausser der englischen, besonders die romanischen, und unter diesen natürlich wieder besonders die französische und italiänische, hier und da auch wohl die spanische, deren Litteraturen neben der griechischen und römischen von jeher schon auf unsere Litteratur und unsere ganze Bildung einen so bedeutenden Einfluss übten, hauptsächlich durch den zunehmenden Weltverkehr immer mehr zum Gegenstand eines ausgedehnteren Studiums gemacht wurden, und ihnen daher auch auf Schulen neben dem Lateinischen und Griechischen eine immer grössere Wichtigkeit beigelegt, und in Folge dessen auch eine bessere Stellung eingeräumt wurde, fand man, dass, wenn man diese Sprachen rein theoretisch nach den gewöhnlichen Grammatiken lehrte, man die Sprache und besonders das Sprechen und Schreiben derselben nicht lernte und die Grammatik eigentlich auch nicht, indem dieselbe in ihrer rein äusserlichen Abfassung ohne die Unterlage einer umfänglichen praktischen Kenntnis der Sprache nur schwache Eindrücke im Geiste zurückliess; lehrte man die Sprache aber rein praktisch nach der Methode der gewöhnlichen Sprachmeister, so fehlte es an der Richtigkeit und selbst Hinlänglichkeit des Ausdrucks und des Verständnisses. Man suchte daher nach beiden Seiten hin zu verbessern, einmal nach der praktischen Seite hin, indem man Ordnung, Plan und Methode in die Praxis und den derselben zu Grunde liegenden Stoff brachte, und zweitens nach der theoretischen Seite hin, indem man die Grammatik, so weit man es im Stande war, nicht blos auf Regeln, sondern auf Principien zu gründen, d. h. die Gründe der Regeln anzugeben, so wie die Formen und auch wohl Wörter analytisch zu erklären suchte, um durch tieferes Erfassen der grammatischen Theorie einen wirksameren Eindruck auf den Geist des Lernenden hervorzubringen. Diese angestrebte Verbesserung der Grammatik gelang indessen nur sehr unvollkommen, da man sich ohne alle geschichtliche Forschung und ohne Vergleichung mit den verwandten Sprachen ausschliesslich an den gegenwärtigen Zustand der zu behandelnden Sprachen hielt. Es entstanden daher zwar sogenannte wissenschaftliche Grammatiken, diese machten aber nur den Anspruch auf Wissenschaft, ohne von derselben selbst etwas zu enthalten. Dahin gehörten zum Beispiel die sogenannten wissenschaftlichen Grammatiken der französischen und italiänischen Sprache von dem sonst in mancher anderen Beziehung nicht verdienstlosen Minner, die, obgleich ihre schwächeren Vorgänger in einer gewissen zweckmässigen Anordnung und Vervollständigung der Regeln übertreffend, dennoch diesen Namen durchaus nicht verdienten. An Vorbildern und Grundlagen zu einer wirklich wissenschaftlichen Grammatik fehlte es nicht, indem die Werke von Bopp, Pott, Grimm und ihrer Anhänger und Schüler in jedermanns Händen sein konnten. Aber so hoch verstiegen sich diese Bearbeiter dieser sogenannten wissenschaftlichen Grammatiken nicht. Sie waren zufrieden, wenn sie eine der neueren Sprachen, die sie nach ihrer Ansicht wissenschaftlich bearbeiten wollten, rein äusserlich und in ihrer jetzigen Gestalt hinreichend kannten, und höchstens einige dilettantische Blicke auf das Latein werfen konnten. Dass eine Sprache streng historisch aufgefasst werden müsse, dass die Formen derselben nur unter Berücksichtigung ihrer durch rationale Vergleichuug zu ermittelnden Entstehung richtig begriffen werden können, daran dachten sie nicht. Wissenschaftliche Grammatiker dieser Art wollten z. B. das franz. Futurum j'aimerai aus lat. Fut. exactum amaro herleiten, was unmöglich ist, und wobei sie dann für das Conditionale weiter keinen Rath wussten oder es als eine aus dem Futurum hervorgehende neue

Bildung erklärten; oder sie liessen die Perfect-Endungen âmes, âtes, èrent aus avons, avez, ont, und îmes, îtes aus simus, sitis, und dann wieder is, is, it aus je suis, tu es, il est entstehen, oder sie erklärten das s in donnes-en, vas-y, das t in parle-t-il, und sogar das l in l'on für euphonische Buchstaben, oder sie betrachteten beaucoup als aus bella copia entstanden, oder bonheur und malheur aus bona und mala hora, oder comment aus qua mente, sie leiteten hébéter von bête ab, daher sie es auch lieber hébèter schreiben wollten, oder sie gaben das belle in l'échapper belle (nämlich ursprünglich la potence, jetzt le danger oder le péril) und in la manquer belle oder l'avoir belle (ursprünglich la balle im Ballspiel, jetzt l'occasion) für das lat. Adverbium belle aus, obgleich Ausdrücke wie l'avoir beau (nämlich le jeu), aber = l'avoir belle (nämlich la balle), im Wege standen. Und so trifft man bei ihnen unzähliges dieser Art an. Da erschienen in den Jahren 1836, 1838 und 1844 die drei Bände der Grammatik der romanischen Sprachen und im Jahre 1853 das etymologische Wörterbuch eben derselben von Fr. Diez in Bonn. Von der Zeit an war, insofern, wenn von Philologie die Rede ist, die Sprache als Object der Erforschung immer in erster Linie stehen muss, eine romanische Philologie im wissenschaftlichen und würdigen Sinne des Worts gegründet, und ihre Anwendung, Erweiterung und Fortbildung möglich. Ich kann natürlich bei der gebotenen Beschränkung hier nicht Rücksicht nehmen auf das was, ausser dem vielen verfehlten, an gesunden Keimen, Anfängen und Einzelheiten vor Diez vorhanden war; denn sonst hätte ich etwa schon mit Dante beginnen müssen, in dessen dahin bezüglichen prosaischen Werken, z. B. in der Abhandlung de vulgari eloquentia, philologische Ansichten entwickelt werden, die noch heut zu Tage gültig sind, namentlich über das wahre historische Verhältnis des echten und allgemeinen Italiänischen zum Lateinischen und zu den Mundarten. Auch über den Ursprung der Sprache hatte Dante schon richtigere Begriffe als vielfach in späterer Zeit, indem er im Paradiso 26, 130 sagt: „Opera naturale è ch' uom favella; Ma, cosi o cosi, natura lascia Poi fare a voi secondo che v' abbella." Seit Diez können nun die einzelnen Grammatiken und Lehrbücher der verschiedenen romanischen Sprachen, sei es dass sie bloss für Lehrer oder auch für Schüler bestimmt sind, auf eine richtigere Basis gegründet werden und einen ganz anderen und wissenschaftlicheren Charakter annehmen. Die wahrhaft wissenschaftliche und zugleich vollständige Grammatik irgend einer Sprache aber, und also auch einer romanischen oder der englischen, wird sowohl die Wortbiegung historisch und analytisch darstellen und die Wortfügung philosophisch zu begründen suchen, als auch die Lautlehre, Wortbildungslehre, ja selbst Wurzellehre in ihren Bereich zu ziehen haben, da man eine Sprache nur wirklich kennen lernt, wenn man, neben der analytischen Kenntnis der Formen und Flexionen, mit den Gesetzen der Ableitung und Zusammensetzung ihrer Wörter vertraut ist, und bis zu den einfachsten und einsylbigen Wurzeln und deren primitiver Bedeutung hinabsteigt, und sich so von den Wörtern in ihrer anfänglichen und wirklichen Gestalt und Bedeutung die vollständigste Rechenschaft ablegen kann. Dies hat nicht nur seine höhere theoretische Befriedigung für den nach Wahrheit und Wirklichkeit strebenden Geist, sondern auch den praktischen und nicht hoch genug anzuschlagenden Nutzen, dass die Wörter, die auf diese Weise zergliedert und auf ihre einfachsten und letzten Bestandtheile zurückgeführt, und dann mit den Wörtern der zunächst verwandten Sprachen verglichen werden, von dem Lernenden leichter aufgefasst und besser behalten werden. Ich kann mich daher durchaus nicht mit den Philologen oder Schulmännern einverstanden erklären, welche verlangen, dass die Wissenschaft für sich bleibe und gar keinen Einfluss auf das praktische

Erlernen einer Sprache durch den beginnenden Schüler übe, welche z. B. die Anordnung und Eintheilung des französischen Zeitworts in die vier Conjugationen, als deren Repräsentanten parler, finir, recevoir und vendre gelten, deswegen für gerechtfertigt halten und durchaus beibehalten wollen, weil französische Grammatiker sie zuerst so aufgestellt haben, und welche daher dem fremden Grammatiker die Berechtigung absprechen, eine andere richtigere Eintheilung nach inneren Gründen vorzunehmen. Dergleichen Leute sind dann natürlich auch in ihren rein empirischen Grammatiken und Lehrbüchern, abgesehen von ihrer sonstigen Unzulänglichkeit, für die Beibehaltung des que im Conjunctiv, für die Voraufschickung der unregelmässigen Zeitwörter avoir und être und für eine Menge anderer falscher und ungereimter Dinge, bloss weil sie so hergebracht sind. Selbst wenn man nur alles das, was sich in den Werken von Diez an Theorie und Stoff für eine bessere Bearbeitung und Umgestaltung der Grammatik der einzelnen romanischen Sprachen niedergelegt findet, benutzte, ohne eigenes hinzuzuthun, so würde eine jede daraus neu entstehende Grammatik eine ganz andere und weit befriedigendere Gestalt annehmen als die immer noch zu Hunderten in Gebrauch seienden empirischen und handwerksmässigen, auf eine frühere unwissenschaftliche Zeitperiode hinweisenden grammatischen Erzeugnisse.

Zweck und Ziel der romanischen Philologie können im allgemeinen keine anderen sein als die jeder anderen Philologie, nämlich hauptsächlich Erforschen und Erkennen der romanischen Sprachen und Litteraturen. Die höhere von Diez begründete und angeregte Forschung darf daher nicht bei dem was Diez geleistet hat sich beruhigen, es muss zwar sehr vieles von Diez, aber auch etwas tüchtiges durch ihn gelernt werden, es muss also weiter fortgeschritten werden sowohl in historischer, grammatischer als auch etymologischer Hinsicht, so wie dieser Meister ja, so lange er lebt, selber fortschreiten wird, wie die neuerdings von 1856 bis 1862 von ihm veranstalteten zweiten Auflagen sowohl seiner Grammatik als seines Wörterbuchs hinlänglich beweisen. Vor allem müssen die älteren Denkmäler der französischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen und provenzalischen Litteratur, die den Stoff zu den Forschungen, zu vergleichenden und speziellen Grammatiken und zu den historisch-etymologisch-vergleichenden Wörterbüchern liefern, in noch grösserer Zahl zugänglich gemacht und entweder in ihrer handschriftlichen Gestalt oder noch besser kritisch bearbeitet herausgegeben werden. Ausserdem müssen sowohl auf Universitäten und Akademien als auch in eigens dazu gegründeten Gesellschaften Vorträge über Gegenstände der romanischen und englischen Philologie gehalten werden. Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass zunächst mehr Forscher und Docenten an den Universitäten auftreten, welche die romanischen und neueren Sprachen, also besonders auch die englische, im Sinne der neugegründeten Wissenschaft lehren, um von da aus durch ihre Zuhörer und Schüler den in diese Studien gelegten wissenschaftlichen Geist auch in die Schulen und das grössere Publicum zu tragen, und auf diese Weise einen verbessernden Einfluss auf die dort gebrauchten Lehrbücher und Methoden zu gewinnen. Es bedarf dazu keinesweges unumgänglich erst der Anregung oder Aufforderung von Seiten der Regierungen, in deren Natur es weniger liegt neues zu finden und auf die Bahn zu bringen, als das bereits durch die kräftige Initiative der Individuen, d. h. hier der Forscher und der Docenten, geschaffene und schon bestehende zu fördern, zu unterstützen und weiter zu führen. Es brauchen in Zukunft nur junge befähigte Männer diesen Studien mit Eifer und Erfolg sich zu widmen, und nachher als Docenten an den Universitäten sich zu habilitieren, um ihre Wissenschaft in echt philologischer Weise zu lehren;

dann werden wohl auch, wenn sie sich durch ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit auszeichnen und sich auf diese Weise Zuhörer zu verschaffen verstehen, die Professuren und Lehrstühle nicht ausbleiben, wie sie für das Sanskrit und das Altdeutsche auch nicht ausgeblieben sind, und wie wir ja erst vor kurzem in Leipzig eine eigene Professur für die romanische Philologie haben entstehen sehen, welcher ein geehrtes und besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der romanischen und englischen Litteratur um unsere Wissenschaft vielfach verdientes Mitglied unserer Section vorsteht. Auch Wien ist in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben, indem dort ebenfalls ein geehrtes und jetzt anwesendes Mitglied unserer Section die romanische Philologie als Professor derselben vertritt, und besonders das Italiänische, Provenzalische und Altfranzösische mit bedeutendem Erfolge lehrt. Da wo einzelne Regierungeh, ihre Zeit begreifend, selbst die Initiative ergreifen, und dem allgemein gefühlten Bedürfnis entgegen-, oder, ehe dies der Fall ist, ihm sogar zuvorkommen, da ist es natürlich mit Dank auf- und anzunehmen; aber es darf nicht darauf gewartet werden, bis es geschieht, sondern es muss von den sich dafür interessierenden Individuen selbst frisch die Hand angelegt werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera. Sehr zu empfehlen wäre es, insofern man noch zweifeln müste, dass die Anstrengungen für die romanische und englische Philologie allein, wenigstens in der nächsten Zukunft, keinen hinreichenden äusseren Lohn zu gewähren im Stande wären, wenn einzelne begabte Männer, die sich dem Altdeutschen widmen, ausser den englischen auch diese romanischen Studien einstweilen mit in ihre Hand nehmen wollten, wie ja z. B. Diez, Wackernagel und Bartsch diese Studien so schön zu vereinigen wissen, da ja zwischen denselben ein so enges Freundschafts- und Verwandtschaftsband besteht, indem einmal das Altdeutsche so viele Wörter an die romanischen Sprachen abgegeben hat, und andererseits auch so manche altdeutsche Wörter aus dem Romanischen entlehnt sind und nur durch dasselbe ihre Erläuterung erhalten. Aber was noch mehr ist, die altromanischen Litteraturen, namentlich besonders die altfranzösische, übten auf die altdeutsche, d. i. hier mittelhochdeutsche, einen so bedeutenden Einfluss aus, dass ohne eine ausgedehnte Kenntnis derselben in der altdeutschen Litteratur vieles, was die Stoffe, die Sitten, die Metrik und selbst die Sprache und Ausdrucksweise anbetrifft, dunkel und unerklärbar bleibt, während ihrerseits wieder die altfranzösische Litteratur und natürlich auch die altitaliänische und altspanische, ja selbst die altenglische (ich erinnere hier nur an Chaucer) durch die provenzalische erläutert wird. Aber auch das umgekehrte Verhältnis wäre anzurathen, nämlich, dass, so lange die Aussichten auf Professuren der romanischen Philologie an den Universitäten, deren ja am Ende mehr als eine, wenigstens zwei bis drei sein müsten, noch unsicher und nicht einladend genug sind, unsere jungen Philologen, die hauptsächlich den romanischen und englischen Studien obliegen wollen, sich zugleich auch dem Altdeutschen widmeten, wofür die Aussichten besser sind, wie ja auch Diez in Bonn und Bartsch in Rostock dort neben dem Romanischen Altdeutsch lehren und eigentlich davon ausgegangen sind. Später freilich, wenn vollkommen und vollständig organisiert, würde die romanische Philologie mit ihrem eigenen Stoffe und Umfange genug zu thun haben, und im Interesse der Vertiefung sich die nöthige Beschränkung auf sich selbst auferlegen müssen.

Solche Männer nun, die an Universitäten als hinlänglich ausgerüstete Docenten der romanischen Philologie auftreten wollten, hätten dann, ausser der Litteraturgeschichte dieser neueren Sprachen und Völker, vor allem zunächst historische und vergleichende Grammatik der romanischen und englischen Sprache, so wie wissenschaftliche Grammatik der einzelnen

Sprachen, namentlich der französischen, italiänischen, spanischen, englischen, ja selbst der portugiesischen, vorzutragen, sowie die grossen Schriftsteller und Dichter, als Molière, Racine, Lafontaine, Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Calderon, Cervantes, Camoens, Shakspeare, Milton, Byron u. s. w. sprachlich, etymologisch und kritisch zu erklären, wie dieses letztere an einzelnen Universitäten auch schon geschieht, wenn auch nicht überall in der dem nothwendigen höheren und umfassenderen Gesichtspunkte entsprechenden Weise; aber dabei dürften unsere Docenten auch die älteren und ältesten Schriftsteller und Denkmäler dieser Sprachen, sowie die ältesten Dialekte derselben, namentlich das Provenzalische, Altfranzösische, Altitaliänische, Altspanische, Altportugiesische und Altenglische nicht ausser Acht lassen. Besonders ist nicht genug das Erforschen und Lehren des Altprovenzalischen zu empfehlen. Sie alle wissen, hochgeehrte Herren, was für einen hohen Werth Sie auf das Studium und die Kenntnis der ältesten und daher vollkommensten aller germanischen Sprachen, auf das Gothische, zu legen haben, von welcher unendlichen Wichtigkeit dieser Dialekt für die tiefere und wissenschaftliche Erkenntnis der deutschen und der damit unmittelbar verwandten Sprachen und Dialekte, z. B. des Altsächsischen, Angelsächsischen, Altisländischen, Alt- und Mittelhochdeutschen, des Niederländischen, Dänischen, Schwedischen, Englischen u. s. w. ist, wie ohne denselben allen diesen germanischen Sprachen der Ausgangspunkt und die sichere historische Grundlage fehlen würde, wie es nach dem sinnigen Ausspruche des ersten aller Germanisten, unseres leider uns in diesen Tagen entrissenen Jacob Grimm, in der Grammatik und Geschichte unserer Sprache nur gedämmert und nie getagt haben würde, und wie das ganze vergleichende, historische und etymologische Studium aller indoeuropäischen Sprachen überhaupt durch Abgang des Gothischen eines wichtigen und unersetzbaren Mittelgliedes beraubt, und überall viel lückenhafter und unvollständiger sein würde. Ganz genau eben so nun verhält es sich, meine Herren, mit der provenzalischen Sprache in Beziehung auf die übrigen romanischen Sprachen. Auch sie ist der älteste*) und formenreichste Dialekt derselben, auch sie ist ein Licht und eine Leuchte für die Grammatik aller, ohne sie bliebe vieles in denselben dunkel, unerklärbar und unbeweisbar. Nur vermittelst einer Kenntnis des Provenzalischen ist es möglich, die Abstammung und Grundbedeutung unzähliger romanischer Wörter richtig zu bestimmen. Wörter wie malade, bonheur, malheur, coucher, débonnaire, malotru, trop, toutefois (pr. tota via, altfrz. totes voies und toutesvoies, also nicht von fois, lat. vice, it. vece, pr. vetz), arracher, exaucer, acheter, alcove, aise, atelier, auvent, buste, balai, bluette, boite, borne, bouchon, bouger, bourde, bourreau, crétin, carrefour, choisir, effrayer, fournir, payer, même, loisir, u. s. w. lassen sich nur mit Hülfe des Provenzalischen richtig und überzeugend erklären. Die Entstehung der Futura und Conditionalia der romanischen Sprachen durch Anfügung des Hülfszeitwortes „haben“ an den Infinitiv lernte man aus dem Provenzalischen kennen. Es hätte die Entstehung derselben allerdings auch aus dem Altfranzösischen und Altspanischen ersehen werden können, indem auch dort oft der Infinitiv von dem Hülfszeitwort durch ein dazwischen

*) Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die anderen romanischen Sprachen an und für sich jünger sind, aber wir haben durch die später entstandene Litteratur nur spätere historische Kunde von ihnen. Denn im Grunde entstanden alle romanischen Sprachen als gesprochene Sprachen aus den bekannten Ursachen fast gleichzeitig. Provenzalisch ist aber eben so die ältere Schwester der romanischen Sprachen, wie Gothisch die ältere Schwester der germanischen, und Sanskrit die ältere Schwester des Celtischen, Lateinischen, Griechischen, Germanischen und Slavischen ist.

stehendes persönliches Fürwort getrennt vorkommt, aber factisch geschah es nur durch das Provenzalische. Ohne die Grundlage des Provenzalischen wäre die vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen von Diez in dieser Vollkommenheit nicht herzustellen gewesen, und dieser Meister und Begründer der wissenschaftlichen romanischen Grammatik begann daher, in richtiger Erkenntnis der Sachlage, seine grammatisch-philologische Laufbahn mit dem Studium der provenzalischen Sprache und Litteratur, und leistete darin der Qualität nach so viel als keiner vor ihm, und würde noch mehr geleistet haben, wenn ihm bereits alle Denkmäler der provenzalischen Sprache zugänglich gewesen wären. Denn die meisten derselben steckten noch unediert in den Handschriften, oder das Edierte war nur eklektisch ohne Angabe irgend einer Handschrift aus mehreren subjectiv zusammengefügt, wie bei Raynouard in seiner Choix und bei Rochegude in seinem Parnasse occitanien, wodurch denn vieles mangelhaft, unsicher und zweifelhaft blieb, und man nirgends festen Fuss fassen konnte; daher es denn dieser Forscher schon im Jahre 1826 als eine philologische Arbeit von grosser Wichtigkeit erklärte, sämtliche Lieder, Gedichte und Werke der Troubadours aus den Handschriften herauszugeben und den Freunden der provenzalischen Sprache und Poesie zugänglich zu machen. Diesem Mangel oder Bedürfnis ist nun in neueren Zeiten durch Bartsch, Conr. Hofmann und selbst durch meine Wenigkeit einigermassen abgeholfen worden, und es wird ihm fernerhin noch mehr abgeholfen werden; denn ausser dem was diese und andere neu hinzukommende Herausgeber noch leisten werden, hat sich die in Berlin bestehende Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen insofern ein grosses Verdienst um die Förderung dieser Studien erworben, als sie einen competenten Kenner des Provenzalischen, den Dr. Grüzmacher, durch Verleihung eines Stipendiums von 500 Thlrn. in den Stand setzte, durch einen längeren Aufenthalt in Italien sämtliche nur irgend zugängliche provenzalische Handschriften in Mailand, Florenz, Rom und Venedig abzuschreiben und zu vergleichen, und so eine kritische Ausgabe sämtlicher lyrischen Gedichte der Troubadours vorzubereiten. Proben bisher ungedruckter Lieder aus diesen Handschriften, so wie die Inhaltsverzeichnisse sämtlicher darin enthaltenen Lieder und Dichtungen sind bereits in dem Organ dieser Gesellschaft, in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, erschienen, und es werden deren in kurzem noch mehr erscheinen, so dass also bald kein Mangel mehr an Texten und Denkmälern dieser Sprache und Litteratur sein wird, und es dann nur noch übrig bleibt, dieselben für die romanische Philologie durch angestellte darauf bezügliche Forschungen zu verwerthen. Aber, meine hochgeehrten Herren, so wichtig nun die Kenntnis des Provenzalischen und in zweiter Linie die des Altfranzösischen, Altitaliänischen, Altspanischen u. s. w. für die wahre und tiefere Erkenntnis der romanischen Sprachen auch ist, so dürfen die romanischen Philologen doch auch dabei nicht stehen bleiben, sondern sie müssen auch noch ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf die Bestandtheile der romanischen Sprachen, auf die verschiedenen Elemente, aus denen sie bestehen, richten, namentlich, ausser dem Lateinischen und Griechischen, hauptsächlich auf das Altdeutsche, aber auch auf das Celtische, auf das Baskisch-Iberische und selbst das Arabische, um der Grundform und Grundbedeutung aller Wörter auf die Spur zu kommen, und wahre und neue Gesetze für die Lautlehre und selbst neue Aufschlüsse für die Syntax zu gewinnen. Ich will hier in Beziehung auf den letzteren Punkt beispielsweise nur daran erinnern, dass die Anwendung doppelter Dative und der Unterschied zwischen estar und ser im Spanischen seine Erklärung nur dadurch findet, dass beides schon im Baskisch-Iberischen vorhanden war, und von dort aus noch seine Nachwirkung auch auf die neu entstan-

dene ganz verschiedene romanische Sprache erstreckte (vgl. Mahn Denkm. der bask. Spr. Einleit. S. XLV.). Auf diesem Felde, meine hochgeehrten Herren, gibt es noch gar manches zu thun, so viel auch unser verehrungswürdiger Meister in Bonn schon dafür gethan hat. Es versteht sich von selbst, dass hier, wie überall, eine Theilung der Arbeit zulässig und nöthig ist, und dass diese und andere Gegenstände von verschiedenen in Monographien behandelt werden können und müssen. Aber die untersuchende und aufklärende Arbeit des einen Forschers wird dann auch einem anderen, der einen anderen Gegenstand oder eine andere romanische oder neuere Sprache gewählt hat, zu gute kommen und seine Arbeit fördern, unterstützen und erleichtern.

Noch ein anderes, vorhin schon angedeutetes Mittel gibt es, die Studien der romanischen Sprachen und des Englischen auf die ihnen gebührende Höhe zu bringen, ihnen die grösstmögliche Verbreitung zu verschaffen, und so einen grossen und bedeutenden Einfluss auf Lehrer, Schüler, Publicum, Lehrbücher und Methoden auszuüben. Dies ist nämlich, überall in den grösseren Städten Deutschlands Gesellschaften für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen zu stiften, wie deren eine, wie ich vorhin schon andeutete, in Berlin vom Prof. Herrig gestiftete seit mehreren Jahren besteht, die bereits über 100 Mitglieder zählt, und die ausserordentlich viel für die Belebung und Erhöhung dieser Studien wirkt sowohl durch mündliche Vorträge, die doppelter Art sind, esoterische durch und für die Mitglieder der Gesellschaft, und exoterische für ein grösseres Publicum, als auch durch ihr Organ, das erwähnte Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. So scheint mir besonders auch Leipzig ein sehr passender Ort zu sein, um eine dergleichen Gesellschaft zu gründen. Eine solche würde dort schon ein ausgezeichnetes Organ an dem vom Prof. Ebert herausgegebenen Jahrbuch für romanische und englische Litteratur erhalten können, und diese und jede ähnliche Zeitschrift würde sich auch ihr fortwährendes Bestehen durch den erhöhten Absatz von Exemplaren sichern, indem eine grosse Anzahl derselben an die Mitglieder der Gesellschaft um einen etwas geringeren Preis als für das durch den Buchhandel vermittelte übrige Publicum überlassen würde, wie dies eben auch bei der Berliner Gesellschaft der Fall ist, an die auf diese Weise eine grosse Anzahl von Exemplaren abgesetzt wird. Es wäre dann nur noch nöthig, dass das genannte in Leipzig erscheinende Jahrbuch sich nicht auf die Litteratur allein beschränkte, sondern auch das eigentliche und streng Linguistische mit in seinen Bereich zöge.

Aber es würde nun auch noch dringend zu empfehlen sein, dass nicht bloss die Lehrer, welche die neueren Sprachen an Schulen oder für ein grösseres Publicum lehren, dieselben zu sprechen und zu schreiben verständen, sondern dass auch die Docenten und Professoren, die an den Universitäten als Vertreter unserer Wissenschaft wirken, eine Fertigkeit im mündlichen und selbst schriftlichen Ausdruck der Sprachen, die sie philologisch vertreten, besässen, damit von ihnen aus nicht bloss die Wissenschaft, sondern auch diese für das praktische Leben so wichtige Fertigkeit, da wo sie noch nicht von unten auf hinreichend angebahnt und vorbereitet worden wäre, auf die einstigen Lehrer an den Schulen und für ein grösseres Publicum, und von da aus wiederum auf die Schüler derselben übergehen könnte, oder da wo schon hinlängliche Vorbildung vorhanden wäre, die Fortbildung und Vervollkommnung gefördert würde. Zu diesem Ende würden dann auf den Universitäten für die Studierenden philologische Seminare der neueren Sprachen, denen für die alten klassischen Sprachen bestehenden ähnlich, zu errichten sein, in welchen von Docenten und Studierenden nicht nur die Schriftsteller

in ihrer eigenen Sprache erklärt, sondern auch schriftliche Aufsätze angefertigt und die fremden Völker, Sprachen und Litteraturen betreffende Gegenstände zur Erörterung gebracht würden, wobei man sich ebenfalls der Sprache des Volkes bediente, dessen Litteratur und Sprache sie angiengen, und wodurch dann nebenher mit diese Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck entweder erzielt, oder befördert und vervollkommnet werden würde. Was diese Fertigkeit im mündlichen Ausdruck selbst anbelangt, welche die Docenten nothwendigerweise, schon des Beispiels und Vorbildes wegen, vor allen anderen besitzen müsten, besonders im Französischen und Englischen, einzelne auch im Italiänischen und Spanischen, wie ja doch auch die klassischen Philologen ihr viel schwereres Latein sprechen und auch schreiben müssen, so ist diese nicht so schwer zu erwerben, als man häufig annimmt. Es fehlt namentlich in den grösseren Städten Deutschlands nicht an guter und häufiger Gelegenheit, sich im Reden der neueren Sprachen auch mit Eingebornen zu üben, und es darin zu einem hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen, wenn man sich nur schon die erforderlichen sprachlichen und grammatischen Vorkenntnisse erworben hat, und sich dann redlich bemüht, dergleichen Gelegenheiten aufzusuchen und zu benutzen. Es gibt daher in diesen Städten Leute, Lehrer und selbst Philologen genug, die eine oder mehrere dieser Sprachen in grosser Vollkommenheit sprechen, schreiben und verstehen, ohne je einen Fuss aus Deutschland herausgesetzt zu haben. Jedoch könnten die erwähnten in den grösseren Städten Deutschlands zu stiftenden Gesellschaften viel zur leichteren Erlangung einer grossen Fertigkeit im mündlichen Ausdruck der künftigen Docenten beitragen, nämlich dadurch, dass sie Vorlesungen von allgemeinerem Interesse für ein grösseres Publicum hielten, und vermittelst der dafür erzielten Geldsummen Reisestipendien gründeten und an solche künftige Docenten verliehen, die neben irgend einer nur in Frankreich, England, Italien oder Spanien zu lösenden wissenschaftlichen Aufgabe auch den Zweck verfolgten, sich in der Umgangssprache dieser Länder zum Behuf ihrer künftigen Docenten- und resp. Lehrerlaufbahn weiter auszubilden und zu vervollkommnen. Die Berliner Gesellschaft hat auch dieses schon realisiert, indem sie, wie ich bereits vorhin zu erwähnen mich veranlasst sah, zum Behuf der Ausbeutung der Ital. Mss. der provenzalischen Troubadours einen dazu geeigneten Gelehrten nach Italien schickte, der offenbar während der 11 Monate, die er sich daselbst aufgehalten hat, sich im Sprechen des Italiänischen hat hinlänglich üben und vervollkommnen können. Auch in der Folge und noch in höherem Grade wird diese Gesellschaft sowohl als jede noch zu gründende bei Verleihung von Reisestipendien beide Zwecke vereint stets im Auge behalten müssen. Denn nur dadurch, dass die Männer der Wissenschaft auch praktisch zu wirken und dieselbe mit den Anforderungen und Bedürfnissen des Lebens zu vermitteln verstehen, werden sie nicht nur die Wissenschaft auf das praktische Leben und Bedürfnis so einwirken lassen, wie es die neuere Zeit verlangt und wie es natur- und sachgemäss ist, sondern auch der Wissenschaft selbst den Glanz und das Ansehen verleihen, die sie zu ihrem nützlichen Wirken sowohl nöthig hat als auch verdient.

Prof. Mussafia aus Wien: Nur über eine Einzelheit habe ich eine Bemerkung zu machen: die richtige Etymologie des romanischen Futurums und Conditionale wird nicht erst der neusten romanischen Philologie verdankt, sondern wurde schon von Castelvetro, einem spanischen Grammatiker des 15. Jahrhunderts, gefunden.

Dr. Mahn: Ich gebe dies zu, ohne deshalb meine Behauptung zurückzunehmen; jene Etymologie, wie sie von Castelvetro aufgestellt wurde, war nur eine Vermuthung, nicht

bewiesen. Sie wurde aber auch nicht geglaubt und angenommen und später ganz vergessen.[1])

Dr. Bechstein erbat sich hier noch einmal das Wort, um auf die vorher von ihm angeregte Angelegenheit zurückzukommen, und richtete an Prof. Dr. von Raumer die Bitte: Dr. Fromann von der Theilnahme der Section für seine Zeitschrift 'die Mundarten' gefälligst in Kenntnis zu setzen. Nachdem Prof. v. Raumer dies als dem Präsidium gebürend bezeichnet hatte, erklärt der Vorsitzende, dass dem durch die Niederlegung in das Protokoll schon Genüge geschehen sei.

Gymnasialoberlehrer Lökke aus Christiania: Da ich gestern nicht das Wort erlangen konnte, so ergreife ich es heute, um nachzuholen, was ich gestern unterlassen muste, dem Vorsitzenden Herrn Prof. Möbius aufrichtigen Dank für seinen gestrigen Vortrag auszusprechen. Es ist mir wirklich erstaunlich gewesen, wie ein Fremder eine so gründliche und wahrheitsgetreue Besprechung der skandinavischen Studien hat geben können. Ich habe denselben immer nahe gestanden und wenn ich mir deshalb ein Urtheil erlauben darf, so muss ich rücksichtlich des Thatsächlichen in allem Herrn Prof. Möbius Recht geben. Nur für die Dänen möchte ich ein gutes Wort einlegen: zuerst in Beziehung auf Rask, aus dessen Schriften doch vielleicht noch manches Gute zu holen und zu gewinnen ist; wenigstens hat v. Raumer eine derartige Bemerkung gemacht. In Dänemark und Norwegen hat allerdings eine Animosität den Deutschen gegenüber stattgefunden, aber früher ungleich mehr als jetzt. Daran dass auch jetzt noch nicht den Deutschen die gebührende Anerkennung gezollt wird, ist der allmächtige Secretär der altnordischen Gesellschaft Raffe schuld, und auch der Umstand, dass der König selbst sich gern um die Alterthumsforschung kümmern will, hindert oft mehr als er fördert. Ein zweiter Rask verspricht unter den jüngeren Lungby zu werden.

Prof. Möbius: Ich danke dem Vorredner für die Anerkennung, welche er mir ausgesprochen hat; aber von meinem Urtheil über Rask kann ich, was das Altnordische betrifft, nicht abgehen. Ich erkenne bereitwillig an, dass Rask grosse Verdienste hat, aber dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht er nicht mehr. Nebenbei erwähne ich, um meine Vertrautheit mit den skandinavischen Studien zu erklären, dass ich einer der wenigen bin, welche, ohne Naturforscher zu sein, Island besucht haben. Ausser und nach mir waren dies Rudolf Kaiser und Konrad Maurer.

Prof. Massmann: Um das Verhältnis von Rask zu den neueren Forschungen und Resultaten richtig zu würdigen, dürfen wir uns nur an folgendes erinnern: er trat gleichzeitig mit Jacob Grimm auf und gieng von demselben Gesichtspunkt aus, aber er konnte es bei Vergleichung stammverwandter Wurzeln nicht zu einem Facit bringen, während Grimm gleichzeitig sagte: Hier ist die Lautverschiebung.

---

1) In dem gedruckten Vortrag hat Dr. Mahn folgende Erweiterung seiner Bemerkung gegeben: Den Ursprung der romanischen Futura hatte sogar schon Antonio de Nebrija in seiner spanischen Grammatik von 1492 vermuthet, und nach ihm, und wie es scheint ganz unabhängig von ihm, Castelvetro, aber da beide es bloss vermutheten und nicht bewiesen, so wurde es von niemand geglaubt, von niemand angenommen und ganz und gar wieder vergessen, und blieb so ohne allen Einfluss auf die wissenschaftliche Grammatik. Castelvetro selbst erzählt, dass er einst Varchi in Florenz darauf aufmerksam gemacht habe, dieser es ihm aber nicht habe glauben wollen, und dies war nicht zu verwundern, da gerade im Italiänischen das am Ende des Futurums stehende Hülfszeitwort avere nie davon getrennt wurde, wie im Altprovenzalischen, Altspanischen und selbst Altfranzösischen.

Prof. Ad. Mussafia aus Wien hielt hierauf einen Vortrag über das von ihm herausgegebene altfranzösische Heldengedicht: *La prise de Pampelune.*[1]) Der Redner berichtet, auf seine Publication verweisend, darüber: Der Handschrift, in der das vorliegende Gedicht enthalten sei, fehle Anfang und Ende; der Inhalt bilde eine Episode aus dem Heldenleben Karls des Grossen und fülle eine bisher vorhandne Lücke aus; der Titel 'la prise de Pampelune' sei insofern nicht ganz genau, da das Bruchstück mit der Erzählung der Begebenheiten, welche nach der Eroberung von Pampelona stattfanden, beginne; doch schliesse er sich einer hergebrachten Benennungsweise an und deshalb habe er als Herausgeber denselben beibehalten; die Darstellung des Gedichts sei ansprechend, die Charakterzeichnung namentlich sehr gelungen, einzelne Gestalten neu und originell; nach der Sprache gehöre das Gedicht in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Handschrift aber sei jünger; viel Interesse biete die Sprache, indem sich aus ihr ergebe, dass ein Franzose das Gedicht nicht so abgefasst habe, dass es vielmehr zu den italienisch-französischen gehöre, die von italienischen Abschreibern und Ueberarbeitern herrühren, welche ihr Idiom der Sprache des Originals anpassten; übrigens habe Immanuel Bekker bereits aus dem Gedicht la prise de Pampelune verschiedene Abschnitte mitgetheilt und verweise der Redner deshalb auf das zweite Heft seiner handschriftlichen Studien (Wien 1863). In der Kürze gab Herr Prof. Mussafia noch Nachricht von einem umfangreichen cyklischen Gedicht ebenfalls in einer venezianischen Handschrift, von der Königin Sibille handelnd und viele Episoden enthaltend; auch hier sei die Sprache jene gemischte.

Eine Discussion knüpfte sich an diesen Vortrag nicht an.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Es wird in der morgenden allgemeinen Sitzung Hannover als Versammlungsort des nächsten Jahres vorgeschlagen werden. Ich frage die Versammlung, ob die Section diesem Vorschlage beitritt?

Geschieht einstimmig.

Der Vorsitzende fährt fort: Der Präsident unserer Section, Herr Prof. Dr. Zarncke, hat mir aufgetragen den Vorschlag zu thun, dass da das Präsidium aus Göttingen am geeignetsten zu bestellen sein dürfte, die Section der Germanisten den Germanisten Prof. Dr. Wilhelm Müller zu ihrem Präsidenten, und den Romanisten Prof. Dr. Theodor Müller zu dessen Stellvertreter erwählen möchte.

Die Versammlung tritt ohne weiteres diesem Vorschlage bei.

Wegen bereits langer Dauer der Sitzung wurde eine Pause beliebt.

Nach Beendigung der Pause hielt Prof. Dr. Dietrich aus Marburg einen Vortrag über die Runen als Bilderschrift.

Der Redner erklärte zuvörderst, dass er keinen ausgearbeiteten Vortrag zu geben beabsichtige, sondern nur in Bemerkungen die Resultate seiner Studien niederzulegen und ihre Begründung zu geben.[2]) Die hauptsächlichsten Sätze waren nach den Protokollen folgende: Es ist ausgemacht, dass die nordischen Runen ursprünglicher sind, als die angelsächsischen

---

1) Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Adolf Mussafia. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1864. I. La prise de Pampelune, ein altfranzösisches Gedicht.

2) Bei dem Vortrage wurden die Zeichen mittelst Kreide an der schwarzen Tafel zur Erläuterung gezeichnet. Wir sprechen wiederholt die Hoffnung aus, Herr Prof. Dr. Dietrich werde seinen so inhaltreichen und anregenden Vortrag in vollständiger Ausarbeitung als besondere Schrift veröffentlichen. D. Red.

oder richtiger niederdeutschen, eben so aber auch, dass sie nur zum Behufe der Zauberei und Wahrsagung, nicht zu litterarischen Zwecken gebraucht wurden. Das Runenalphabet hat zwar gewöhnlich 16 Zeichen, allein von diesen können nur 14 als allgemein üblich und alt angesehen werden. Man schob am Ende derselben noch eine Rune ein, welche sowohl für Schluss-r, als auch für den Vocal y gebraucht wird, ᛦ ŷr (Bogen). Ursprünglich gab es nur für drei Vocale a, i, u Zeichen; das o, welches unter den 16 die vierte Stelle einnimmt ist eigentlich a, wie auch der Name ôs identisch ist mit âs (ans, Gott); erst durch kalligraphische Unterscheidung entstanden besondere Zeichen für a und o. Wenn wir demnach o und y weglassen, so haben wir folgende 14 Zeichen:

f u þ [o] r k h n i a s t b l m [y].

Wollen wir über den Ursprung dieser Zeichen, ob sie von einem fremden Volke angenommen oder einheimische Erfindungen sind, uns Aufklärung verschaffen, so sind ausser der Zahl der Zeichen deren Reihenfolge und die Bedeutung der für sie gebrauchten Namen ins Auge zu fassen. Für den phönikischen Ursprung lässt sich anführen, dass bei den Phönikern der erste Buchstabe *aleph* einen Stier bedeutet, auch im Zeichen der Stierkopf unverkennbar ist, in den Runenzeichen aber *fê* voransteht, was Rindvieh (Stier) heisst, und die Hörner in den beiden Seitenstrichen ᚠ angedeutet zu sein scheinen. Ausser diesem einzigen Punkt spricht jedoch alles geradezu gegen den phönikischen Ursprung. Erheben wir dann die Frage: ist das Runenalphabet von den Römern entlehnt?, so hat man auf die Uebereinstimmung der Zeichen mit den römischen Uncialen hingewiesen, allein die älteste Gestalt der Runen, die doch dabei allein in Frage kommen kann, ist abweichend, wie die Vergleichung von ᛋ mit S, ᛒ mit B, ᚱ mit R darthut. Tritt demnach hier nichts beweisendes hervor, so ist um so mehr zu beachten, was einer Entlehnung von Fremden überhaupt widerspricht. Hätte der Deutsche sein Alphabet z. B. von den Römern erhalten, wozu hätte er dann für die Zeichen erst eigne Namen ersonnen, nicht dieselben auch mit entlehnt? Noch mehr ins Gewicht fällt die Reihenfolge, in welcher die Zeichen stehen. Dass bei Uebertragung eines fremden Alphabets die Ordnung verändert werden kann, geht daraus hervor, dass sie im Arabischen eine andere ist, als im Hebräisch-Phönikisch-Aramäischen, aber hier liegt für die Veränderung ein Grundsatz der Anschauung vor; bei den Runen wird man nach einem solchen vergeblich suchen. Der Norweger *Olaf hvitaskald* meinte, die Vocale seien in diesen nach der Entstehung im Munde geordnet u o i a; ein sinniger Einfall, aber freilich o ist kein ursprüngliches Zeichen und a von der ihm gebürenden Stellung verrückt. Kurz die Reihenfolge ist den Deutschen eigenthümlich, ist deutsch. Ferner hätte man die vollständigeren Alphabete anderer Völker vor sich gehabt, warum hätte man sich dann auf Zeichen beschränkt, welche die Härte und Weichheit der Laute unentschieden lassen (td — bp)? Dass die Runen nur zu religiösen, heiligen Zwecken verwendet wurden, macht es auch unwahrscheinlich, dass man die Mittel dazu von aussen erborgt hätte; ist ja auch das Göttersystem nicht erborgt und die Namen: þurs der Riese, âs Odin, tŷr der Kriegsgott, erscheinen ja als Namen für þ, a, t. Für die einheimische Entstehung und dann dafür, dass die Runen Bilderschrift waren, spricht zuerst die Analogie von den Völkern, bei welchen sich Benennungen oder bestimmte, nicht nur lautliche Namen für die Buchstaben finden. Wo sich solche, wie bei den Aegyptiern und Phönikern finden, überall weisen die Namen auf Bilder von Sachen hin, deren Namen mit dem Laut, welchen der Buchstabe bezeichnet, anfiengen. Die deut-

schen (nordischen) Namen für die alten 14 Grundzeichen sind ferner von sinnlichen Gegenständen der Natur hergenommen, welche unter die Anschauung fallen und darstellbar, zu malen oder zu zeichnen sind. Da erscheinen týr der lichte Himmelsgott und âs der Sturmgott, der Riese (þurs) und der Mensch (maðr), die Sonne (sôl) und der Donnerwagen (reið), das Wasser (lögr) und die Birke (biörk), der Auerochse (ûr) und der Stier (fè), der Hagel (hagal) und das Eis (is), die Wunde (kann) und die Fessel (nauð). Es ist wol zu beachten, dass wir hier 7 Paare vor uns haben, was für die Entstehung aus eignem Nachdenken des Volks nicht ohne Bedeutung ist. Für die Annahme der Bilderschrift ist von Gewicht, dass die Thätigkeit, wodurch Runen zur Darstellung kommen, nirgends mit dem Fremdwort 'schreiben', sondern theils mit 'einschneiden, eingraben', theils, was besonders wichtig ist, mit 'malen' bezeichnet wird (havamâl, Runensteine). Das letztere beweist, dass zur Runenschrift nicht blos hartes Material angewandt ward, woraus sich manches in der Form erklärt, und das Malen deutet ganz bestimmt auf die Bildnatur des Zeichens hin. Die Ordnung gründet sich nicht auf die Aehnlichkeiten der Figur, noch auf ein phonetisches Princip, sondern es waltet das sachliche, das mythologische vor. Die Namen der Buchstaben sind Dinge, die Heil oder Unheil im Leben für den Menschen bringen. Sie zerfallen sichtlich in drei Gruppen, in deren mittlerer das unheilvolle zusammensteht. Die erste Gruppe beginnt mit dem was dem Menschen Nahrung spendet: Das Rind, der Auerochs (Jagd), der Riese, der Liebhaber der Menschen, der Ase, der Siegesgott, und der Donnerwagen (der Fruchtbarkeit gebende Donner). Die zweite Gruppe stellt in vier Namen schlimmes dar; k die Wunde, h den Hagel, n die Fessel, i das Eis. In der dritten Gruppe steht voran die leuchtende Sonne (der Lichtgott), es folgt der Kriegesgott, dann die Birke als Repräsentant des lieben Waldes, hierauf das Wasser und zuletzt, worin sich alles concentriert *maðr*, der Mann, der Mensch. Natürlich gehört zur grösseren Evidenz der Behauptung, dass die Erkennbarkeit der Bilder nachgewiesen werden kann. Zuerst ist festzuhalten, dass wie im Phönikischen an manche Buchstaben Grundstriche oder Stäbe angetreten sind, so auch in den Runen, sodann dass die Darstellung figurativ, aber auch symbolisch sein kann. Das Zeichen für h ᚼ ist das leibhaftige Hagelkorn, getragen von einem Stabe; in dem für reið finden wir die Zickzackform des Blitzes, ebenfalls von einem Stabe getragen ᚱ. Die Rune nauð, Fessel, ᚾ stellt vielleicht einen gefesselten Menschen dar. Rein figurativ ist der Bogen ŷr ᛦ, symbolisch dagegen Gott ᛏ und Mensch ᛉ. Der Gott streckt die Hände segnend auf den Menschen herab, der Mensch erhebt sie betend zum Himmel. Der *Ase Odin* ist nach seiner Hauptwaffe, dem Speer, gemalt ᛏ, der Riese ᚦ nach der Keile auf der Schulter, der Stier ᚠ nach den Hörnern, der Auerochs ᚢ ᚢ nach seiner viereckigen Grundgestalt, das Eis ᛁ als Eiszapfe, die Sonne ᛟ die Scheibe mit dem Strahl, die Birke ᛒ als der nach der Sonnenseite hingekehrte Baum, wie schon die Edda sagt. Aus diesem allem glaubt Prof. Dr. Dietrich in Uebereinstimmung mit Liliencron folgern zu müssen, dass die Runen ein aus deutschem Geiste geschaffenes, einheimisches Erzeugnis seien.

Prof. Dr. Massmann: Trotz des gehörten Vortrags muss ich mich doch zu gerade entgegengesetzter Ansicht bekennen. Trotzdem dass das Vorhandensein deutschen Elements in den Runen möglich ist, können wir doch annehmen, dass unsere Vorfahren das Alphabet von auswärts überkommen haben, und bleiben mit dieser Annahme doch immer noch gute Patrioten. Hätten unsere Vorfahren wirklich ein Bild für fè das Rind malen wollen, so wäre es ganz auffällig, dass sie die Hörner beide auf éine Seite ᚠ oder ᚠ gestellt, sie nicht na-

turgemäss Ψ gebildet hätten. Solche Annahmen sind subjectiv. Veränderung der Alphabete ist nicht so leicht anzunehmen ohne ein Bedürfnis dafür, ohne eine Anregung von aussen. So hat Lepsius im Indischen sogar zwei ganz verschiedene Alphabete nachgewiesen und das Sanskritalphabet ist verhältnismässig sehr jung. Warum sollten wir nicht glauben können, dass auch die Deutschen ein Alphabet angenommen hätten. Auch gegen die Folgerung aus dem Ausdruck 'malen' muss ich Einwendung erheben. Allerdings alle Alphabete, welche wir haben, rühren aus einer Zeit her, wo gemalt oder auf weichem Grund geschrieben wurde, und die Biegungen in den Figuren rühren daher; allein eben diese Alphabete sind nicht ursprüngliche. Zuerst vertraute man die Zeichen dem Steine oder Holze an, wofür die Keilinschriften den schlagendsten Beweis liefern. Auch die Runen sind vorherschend in Stein und Holz geschnitten. ᚢ u hätte beim Malen gewis nicht die viereckige Gestalt erhalten. Unverkennbar ist die Verwandtschaft der Runen mit dem römischen Alphabet. Ist denn ᚨ so verschieden von dem lateinischen A, wo die beiden Balken im rechten Winkel zu einander gestellt sind? Ist ᚲ so sehr vom etruskisch-lateinischen Buchstaben verschieden. ᛗ enthält dieselbe Stellung zweier Striche, nur dass sie im Lateinischen auf zwei an den Enden gestützt, in den Runen durch einen in der Mitte durchgehenden getragen sind Ψ. Auch die Form der römischen Buchstaben weist darauf zurück, dass die Schrift ursprünglich in Stein eingegraben war. Die Eintheilung, welche Herr Prof. Dietrich gegeben hat, ist schön und sinnreich, aber doch zu subjectiv; die nüchterne Anschauung hat eben so viele Berechtigung als die symbolische Deutung. Haben wir aber den urverwandten Charakter der Sprachen kennen gelernt, so müssen wir auch einen solchen den Schriftzeichen zuschreiben, und die Frage ist nicht abzuweisen, warum wir nicht annehmen dürften, dass unsere Vorfahren bereits vor ihrer Auswanderung Kenntnis von der Schrift gehabt haben, woraus dann die Verwandtschaft der Runen mit anderen Alphabeten erklärt werden würde. Wären wir über die Wanderungen der Völker im Klaren, so würden manche Räthsel schwinden. Selbst die Frage nach dem früheren Ersinnen von Bilderschrift vor Lautschrift ist noch lange nicht gelöst. Noch immer ist die Frage: ist die ägyptische Bilderschrift gänzlich ursprünglich? nicht beantwortet. Babylon's und Niniveh's Zeichen enthalten nicht mehr Bilder-, sondern bereits Lautschrift. Doch kann uns dies von Untersuchungen nicht abhalten, und das ist als unumstösslich anzuerkennen, dass bei solchen auf die ursprünglichsten Zeichen zurückgegangen werden muss.

Prof. Dr. Dietrich: Ich bin Hrn. Prof. Massmann für seine Entgegnung herzlich dankbar. Die phönikische Bilderschrift zeigt wirklich den Stierkopf im *aleph*, und die entgegengesetzte Richtung der Hörner geht wirklich durch alle Aphabete, die wir kennen, hindurch. Dagegen gehört dazu, ᛗ und Ψ für identisch zu halten, auch etwas Phantasie. Was die Methode meiner Forschung anbetrifft, so glaube ich einen wirklich wissenschaftlichen Weg gegangen zu sein. Ich habe über die Namen der Zeichen nachgedacht und daran die Frage angeknüpft, ob nicht noch ein Rest des Bildes zu erkennen sei, auf welches jeder Name zurückweise, und davon konnte mich die Form nicht abhalten, da ja das phönikische Alphabet auch eine wirkliche Bilderschrift ist.

Prof. Massmann: Ich habe durchaus nicht den geehrten Redner der Unwissenschaftlichkeit zeihen wollen, sondern nur meine eigene Phantasie als gleichberechtigt der seinigen entgegengestellt.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Wegen der Kürze der Zeit verzichte ich darauf, auf den

Gegenstand ausführlich einzugehen und bemerke nur, dass die Runen doch nicht ausschliesslich zu Zauberei und Wahrsagung gebraucht worden sind; in den alten Sagas finden sich hin und wieder Zeugnisse für ihren litterarischen Gebrauch.

Da noch ein Vortrag von Dr. Hildebrand aus Leipzig angemeldet war, die Zeit aber bereits fast gänzlich verstrichen, so beschloss die Versammlung am folgenden Tage noch einmal zu dessen Anhören zusammenzukommen, jetzt aber zur Fortsetzung der Berathung über das für Jacob Grimm zu stiftende Ehrengedächtnis überzugehen.

Prof. Dr. Massmann: Nach dem was bereits gestern berathen worden, handelt es sich darum, dass, weil Dr. Firmenich bereits einen Aufruf zu einem Denkmal hat ergehen lassen und es jetzt in Deutschland viele Denkmalsüchtige gibt, ein Verfahren der Sache verhütet werde. Dazu ist zuerst eine einfache Erklärung nothwendig, dass die germanistische Section den Gegenstand in Berathung gezogen habe.

Dr. Hildebrand: Ich erinnere daran, dass man bereits beschlossen hat, die Sache an die Hauptversammlung zu bringen.

Prof. Massmann: Die noch zu beantwortende Frage ist, ob wir uns für ein bestimmtes Project aussprechen sollen, und es war die allgemeine Neigung dafür, dass nicht eine Bildsäule, sondern ein geistiges Ehrengedächtnis gestiftet werden solle. In privater Besprechung sind aber drei Vorschläge zu letzterem gemacht worden: Entweder wir prämiieren, wie Prof. Zarncke vorgeschlagen, tüchtige Werke, oder wir unterstützen Unternehmungen, welche ohne handschriftlichen Apparat nicht von statten gehen, dadurch dass wir Reisestipendien aussetzen, oder wir befördern die Vollendung des Grimm'schen Wörterbuchs. Das letztere können wir wohl fallen lassen.

Prof. Dr. von Raumer: Die noch unentschiedene Frage: ob Denkmal oder Stiftung? zu erledigen scheint mir heute die Zeit zu kurz, und wäre deshalb wohl bei der einfachen Erklärung, dass die Section die Sache in Berathung genommen habe, zu verharren.

Prof. Massmann: Ganz bin ich dafür, dass das eine zu thun und das andere nicht zu lassen ist. Deshalb soll nach meiner Ansicht die Erklärung so abgefasst werden, dass wir ein Denkmal nicht zurückweisen, aber auch auf eine wissenschaftliche Stiftung, ein geistiges Denkmal zu Ehren Grimms hindeuten.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Wäre es nicht möglich und zweckmässig, dass wir morgen noch einmal zur Berathung zusammentreten?

Prof. von Raumer: Wir werden dann vor sehr gelichtete Bänke treten.

Prof. Mussafia: Die Hauptversammlung hat morgen früh zu viel zu thun und ist nicht darauf vorbereitet, über von uns zu machende Vorschläge in Debatte zu treten. Da es sich nun vor der Hand nur um eine Kundgebung von unsrer Seite handelt, so schlage ich vor, die Hauptversammlung zu ersuchen, dass sie eine Commission ernenne, welche sich während des nächsten Jahres mit der Sache beschäftigen soll.

Prof. von Raumer: Soll etwas reelles herauskommen, so muss die Commission aus unserer Mitte hervorgehen.

Prof. Mussafia: Ich wollte einen Mittelweg vorschlagen, um einerseits die Sache durch uns zu fördern, andererseits dem gestern gefassten Beschluss treu zu bleiben.

Prof. Massmann: Dem gestern gefassten Beschlusse bleiben wir auch so treu, wenn wir eine Commission ernennen und dies der Hauptversammlung anzeigen.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Demnach würden wir an die Hauptversammlung die

officielle Anzeige ergehen lassen, dass wir jetzt so kurz nach Jacob Grimms Tode dem Gewichte der Aufgabe gegenüber nicht im Stande gewesen seien, über das zu stiftende Ehrengedächtnis einen würdigen Beschluss zu fassen, dass wir dagegen eine Commission ernannt hätten, welche in Hannover die nöthigen Vorschläge zu machen habe.

Prof. Massmann: Da die Mitglieder der Commission öffentlich zu nennen sind, so kann jeder, der einen Vorschlag zu machen hat, mit diesem sich an dieselbe wenden.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock: Die Commission soll also wohl nur Vorschläge machen, nicht schon selbst die Ausführung der Sache in die Hand nehmen.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Bei der Wahl der Commission scheint es mir nothwendig, dass Hannover stark betheiligt werde.

Prof. Massmann: Es wird dies nicht nothwendig sein, wenn der jetzt zu wählenden Commission eine spätere Ergänzung offen gelassen wird.

Prof. v. Raumer: Die Commission wird wohl am zweckmässigsten aus drei Mitgliedern bestehen.

Prof. Mussafia: Ich stelle den Antrag, dass dieselben aus der gegenwärtigen Versammlung erwählt werden.

Da sich die Versammlung mit beiden Vorschlägen einverstanden erklärt, so schlägt der Vorsitzende Prof. Möbius die Herren Weigand, von Raumer und Bartsch vor. Die Versammlung genehmigt die Wahl, hält jedoch die Hinzuziehung des Präsidenten, Prof. Dr. Zarncke für nothwendig. Deshalb beantragt Prof. Dr. Dietrich die Erhöhung der Zahl auf fünf und schlägt als fünftes Mitglied Dr. Hildebrand aus Leipzig vor. Die vier anwesenden Herren nehmen die auf sie gerichtete Wahl dankend an. Man ist von der Annahme durch Prof. Dr. Zarncke überzeugt, beschliesst aber morgen noch einmal, um die Beschlüsse zu redigieren, zusammenzukommen.

Schluss der Sitzung nach 11 Uhr.

Ausserordentliche Sitzung am 2. October Vormittags 8¼ Uhr.[1])

Vorsitzender: Vicepräsident Prof. Dr. Möbius.

Vorsitzender Prof. Dr. Möbius: Hochgeehrte Herren! Es handelt sich in dieser Stunde darum, dass wir die gestern abgebrochene oder die nur zu einem vorläufigen Abschluss gebrachte Debatte über die Art und Weise, wie wir das Ehrengedächtnis Jacob Grimms feiern wollen, hier fortsetzen. Ich erlaube mir den Hergang der Verhandlung mit wenigen Worten von Anfang an zu rocapitulieren. Am Mittwoch Morgen beantragte Hoffmann von Fallersleben, das Gedächtnis Jacob Grimms in der Weise zu ehren, dass man ihm ein Denkmal setze. Er gab dadurch unser aller Wunsch einen lebendigen Ausdruck und war das Organ für das, was wir alle im Herzen trugen. Gegen die vorgeschlagne Form eines Denkmals erhob unser Präsident Herr Prof. Dr. Zarncke Einwand und beantragte als geeigneten Modus zum Ausdruck unserer Verehrung eine Grimm-Stiftung mit dem Ziel durch aufzubringende Mittel germanistische Unternehmungen zu fördern und zu unterstützen. Die Kürze der Zeit

1) Für die Debatte über die Grimmstiftung lagen stenographische Niederschriften vor. D. R.

— es war bereits 1 Uhr vorüber — gestattete nicht die Debatte, welche sich über die Frage: ob Denkmal, ob Stiftung? entspann, zu Ende zu führen und sie wurde deshalb gestern morgen wieder aufgenommen. Der bereits vorher angeregte Gedanke, der Hauptversammlung mit einem bestimmten Vorschlage, resp. Antrag, am heutigen Tage als am Schlusstage unter die Augen zu treten, erschien um so gewichtsvoller, als wir, die besondere Section der Germanisten, d. h. die Arbeiter auf dem von Jac. Grimm geschaffnen Boden, die wir durch Grimms Thätigkeit gewissermassen existieren und bedingt sind, als diejenigen dastehen müssen, von denen dies zunächst zu erwarten sei. Gleichwohl kam es gestern zu keinem bestimmten Entschluss, da die kurze Zeit, welche uns zur Besprechung und Berathung zu Gebote stand, uns hinderte der hohen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit solcher Beschlüsse gebürend Rechnung zu tragen. Um wenigstens zu einem vorläufigen Abschluss zu gelangen, wurde eine Commission erwählt, zunächst aus drei Mitgliedern, dann bis auf fünf erweitert, mit dem Auftrage sich unter Oberleitung eines von ihnen zu bestimmenden Mitglieds — Herr Prof. Dr. Zarncke ist dazu ausersehen worden — einer Berathung und Beschlussfassung zu unterziehen und deren Ergebnisse 1864 der Versammlung zu Hannover vorzulegen. Man beschloss, diesen Beschluss der Hauptversammlung mitzutheilen, und es ist dies von mir an die beiden Präsidenten derselben geschehen. Natürlich hielt ich es für meine Pflicht, dem erkrankten Herrn Prof. Dr. Zarncke von dem Ergebnis der Verhandlungen am Vormittag Mittheilung zu machen, obgleich ich von seiner Bereitwilligkeit beizutreten überzeugt war. Mein Bemühen wurde dadurch vereitelt, dass derselbe bereits abgereist war, dagegen erhielt ich von ihm eine telegraphische Depesche, aus der zunächst hervorgeht, dass derselbe von irgend jemandem über die Sache unterrichtet worden ist. Ich bitte diesen Herrn, wenn er hier gegenwärtig ist, uns zu sagen, was er mit Herrn Prof. Zarncke verhandelt und worüber sie übereingekommen.

Oberl. Dr. Palm aus Breslau: Ich habe Herrn Prof. Zarncke von dem Beschlusse unterrichtet. Er war erfreut darüber, sprach sich aber im Augenblick darüber nicht weiter aus.

Der Vorsitzende: Wenn ich das Telegramm in seiner natürlich sehr kurzen Fassung richtig verstehe, so enthält es zuerst zwei Wünsche, 1) dass den fünf Mitgliedern der Commission die Möglichkeit einer Erweiterung ertheilt werde, 2) dass sie eventuell auch definitiv vorzugehen das Recht erhalte, und 3) die Bemerkung, dass eine Verschiebung der Sache auf Jahresfrist bedenklich erscheine. Dieses Telegramm übersandte ich noch gestern Abends an Herrn Prof. von Raumer, welcher die grosse Freundlichkeit hatte, nachdem er mit andern Herren der Commission gesprochen, noch spät Abends zu mir zu kommen und mir Mittheilungen zu machen, auf Grund deren ich jedoch nicht im Stande bin einen bestimmten Vorschlag zu machen, was ja auch ohnehin ausserhalb meiner Berechtigung gelegen hätte. Wir sind jetzt zu einem Entschlusse gedrängt, unsere Frist läuft um 9 Uhr ab. Suchen wir zu einem solchen zu gelangen, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen, den wir vor Allen rechtfertigen können. Wir müssen uns entscheiden, ob wir bei dem gestern gefassten Beschluss stehen bleiben oder davon abgehen wollen, und dann, wenn wir Letzteres nicht thun wollen, ob wir uns den Zarncke'schen Amendements anschliessen und in welcher Weise. In Bezug darauf erlaube ich mir zwei Bemerkungen und zwei Gegensätze. Die eine Bemerkung ist, dass, soviel ich weiss, die geehrte Hauptversammlung nichts von uns erwartet, und die zweite, dass wir nicht mehr die Initiative haben, als Germanisten, worauf wir Gewicht gelegt

hatten, da von Firmenich in Cöln bereits eine Aufforderung ergangen ist. Die Gegensätze sind folgende: einmal der Werth des Eindrucks und der Theilnahme, den wir unter allen Umständen auf das vortheilhafteste zu verwerthen suchen müssen, andrenseits das grosse Misverhältnis, welches zwischen einem Jahre, wenn es auch zu ganz reiflicher Ueberlegung verwendet wird, statt findet gegenüber den vielen Jahrhunderten, in denen unsere Stiftung bestehen soll. Denn sie soll ja dauernden Werth haben. Wenn sie einmal fertig ist, handelt es sich nicht darum, ob ihr Zustandekommen etwas länger gedauert hat oder nicht, wenn sie nur gut war, wenn sie sich nur bewährt hat. Sollte einer der Herren in meiner historischen Darstellung etwas zu berichtigen haben, so bitte ich umsomehr sogleich damit hervorzutreten, weil es von Gewicht für die Debatte ist, auf sichrer Basis, nicht auf falschen Prämissen zu ruhen und weiterzuschreiten.

Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig: Zunächst mögen die Herren entschuldigen, wenn einer, der nur als Dilettant zu betrachten ist, in diesem Kreise redet, aber die Angelegenheit, welche Sie hier verhandeln, berührt jeden Deutschen und vor allem jedes deutsche Lehrerherz tief, und ich glaube, dass wir alle berufen sind, den Herren, welche ihres Meisters Andenken ehren wollen, die Hände zu reichen und mit ihnen das gemeinsame grosse Werk zu fördern. Ich möchte mich nun dagegen erklären, dass in der Weise procediert werde, wie der Herr Vorsitzende vorgeschlagen hat, dass nämlich ohne weiteres abgestimmt werde, ob Sie bei dem gefassten Beschlusse beharren oder einen neuen fassen wollen. Ich glaube, dass eine Abstimmung über diese Frage erst dann möglich ist, wenn sich die hier versammelten Herren in diesem Sinne ausgesprochen haben. Sodann muss ich vor allen Dingen dagegen sprechen, was der Herr Vorsitzende äusserte, die Hauptversammlung erwarte von Ihnen gar nichts.

Vorsitzender Prof. Möbius: Nur eine kurze Bemerkung. Wir durften dies wohl voraussetzen, da uns in keiner Weise, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine officielle Notiz zugegangen ist. Das war es, was ich meinte.

Rector Dr. Eckstein: Das verstand sich von selber. Die Leiter der Hauptversammlung konnten doch niemals wagen den Herren in irgend einer Weise vorzugreifen, die Einleitung und Anordnung gebürt Ihnen in vollem Maasse. Das kann ich versichern und habe bereits zu erkennen gegeben, dass es eine allgemeine deutsche Angelegenheit ist, bei der mitzuwirken sich alle Mitglieder der gesamten Philologenversammlung gedrungen fühlen, für die wir aber das Vorangehen von Ihnen erwarten. In Bezug auf die Sache selbst möchte ich darauf hinweisen, dass es wünschenswerth ist, den frischen Eindruck, unter dem wir hier zusammengetreten sind, wo das Andenken an den Todten, dessen Hügel kaum geschlossen ist, in Aller Herzen lebt und diese voll sind von Dankbarkeit gegen den so hoch verdienten Mann, zu benützen und augenblicklich hervorzutreten, und wenn auch zehnmal Veröffentlichungen anderwärts ergangen sind, sich an das deutsche Volk, an die deutsche Lehrerwelt zu wenden, an die deutsche Wissenschaft zu appellieren, dass das Andenken in würdiger Weise geehrt werde (Bravo!). In welcher Weise es geehrt werden soll, bedarf allerdings der Erwägung. Damit aber kann ich nicht übereinstimmen, dass man Grimm durch ein Denkmal ehre. Ein solches mögen die für ihn errichten, welche sich seiner Thätigkeit zunächst zu erfreuen hatten, mag es nun in Preussens Hauptstadt geschehen oder im Hessenland, woraus er hervorgegangen ist. Wir sind berufen das Andenken in der Weise zu ehren, wie wissenschaftliche Männer ihre grossen Meister zu ehren haben, und ich erinnere namentlich an die Wirksam-

keit, welche die Naturforscher zum Andenken Alexanders von Humboldt entwickelt haben. Ich glaube, beide Herren sind parallel. Was Humboldt dort gewirkt hat, das hat Grimm in diesem Kreise gethan. Wenn ich mir erlauben darf noch ein Wort hinzuzufügen, so wäre ich dafür, in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne Grimms Namen für alle Zeiten zu erhalten zu suchen durch eine Stiftung für die Wissenschaft, welche er gegründet, auf alle Zeiten zu sichern und zu wahren. Das ist mein Votum, welches ich mir erlaubt habe, den Herren mitzutheilen.

Prof. Dr. Massmann: Ich glaube gewis in Aller Namen zu handeln, wenn ich Herrn Rector Dr. Eckstein erkläre, dass er kein Eindringling ist, wie sehr wir es vielmehr ihm Dank wissen, dass er unter uns erscheint. Er ist unwillkürlich das Echo der ganzen Versammlung für uns geworden. Ich habe mich gestern bereits dahin ausgesprochen: das eine thun und das andere nicht lassen. Die Denkmalfrage tritt aber in zweiter Linie auf und gebührt, wie Dr. Eckstein gesagt hat, Anderen. Wenn ich auch dafür wäre, dass in dem Erlass, wenn ein solcher von der Versammlung der Philologen ausströmte, doch darauf Bezug genommen würde, so bleibt doch unweigerlich das wesentliche eine Stiftung in dem Sinne, wie der geehrte Herr Dr. Eckstein ausgesprochen hat. Somit hätten wir uns denn nur über eine bestimmte Formulierung auszusprechen, über die beiden Weisen, welche gestern bezeichnet worden sind: 1) die Prämiierung von tüchtigen Werken, die in unsrer Wissenschaft erscheinen, 2) Förderung durch Herbeischaffung von Handschriften, um solche Arbeiten eben leisten zu können, die durch ein solches Verfahren, welches auch auf ähnlichen Gebieten der Sprachforschung statt findet, möglich gemacht werden.

Gymnasiallehrer Dr. Creizenach aus Frankfurt am M.: Ich glaube, dass die verschiedenen Anforderungen sich leichter vereinigen lassen, als es zuerst den Anschein haben dürfte. Es liegt das Bedürfnis vor, bald vor die deutsche Nation mit unserm Wunsch zu treten, weil sonst gar leicht weniger berufene Geister und Hände sich der Sache bemächtigen könnten. Es scheint zwar im Augenblick, und ich glaube es wird auf die Dauer so sein, dass die Idee einer Stiftung die Oberhand behalten wird, wenigstens bei uns allen, in dem Kreise, von welchem das Unternehmen ausgehen sollte. Wir können dieselbe wohl annehmen, allein näher darauf einzugehen, welche Grundlage eine solche Stiftung haben solle, ist allerdings etwas, was wohl in einer geraumen Zeit, etwa in dem Jahre, welches bis zur nächsten Versammlung verläuft, überlegt werden darf. Das wichtigste scheint mir, dass recht bald die hiesige Versammlung der Germanisten vor die Oeffentlichkeit tritt und ihre Absicht, dass sie es in die Hand nimmt ihrem Meister eine Ehre zu erweisen, erklärt. Sehr erfreulich, ja fast unentbehrlich würde es sein, wenn dazu unsere Zweigversammlung den Auftrag von der Hauptversammlung erhielte oder in Gemeinsamkeit mit ihr wirkte. Die höchst praktischen Vorschläge lassen sich ebenfalls sehr leicht damit vereinen. Wir können die Commission alsbald erweitern, wir können durch Abstimmung feststellen, ob wir im allgemeinen für Stiftung oder Denkmal sind; können im ersteren Falle die Weiterausbildung des Gedankens allerdings dem nächsten Jahre überlassen und können meiner Ansicht nach dadurch ganz gut dahin gelangen, dass wir im Laufe dieses Morgens unsern Antrag formuliert an die Hauptversammlung bringen.

Vorsitzender Prof. Möbius: Es würde sonach, wenn ich Herrn Dr. Creizenach recht verstanden habe, sich um Beibehaltung der Commission mit Rücksicht auf die von Zarncke vorgeschlagenen Veränderungen handeln, namentlich nach den beiden Punkten hin, einmal dass die Commission eine zu erweiternde sei, andererseits dass die eigentliche Entschliessung schon

im Laufe des Jahres gefasst, doch erst im nächsten Jahre der Versammlung in Hannover vorgetragen würde.

Dr. Creizenach: Das heisst, wenn ich mich deutlich ausgedrückt habe, in dem zu hoffenden Fall, dass wir uns für die Stiftung entscheiden. Die Weiterausbildung des Gedankens bleibt der nächsten Zukunft anheimgegeben, wir aber zögern nicht mit einem Aufruf an diejenigen im deutschen Volke, welche Sinn für Grimm haben.

Rector Prof. Dr. Eckstein: Eine rein praktische Frage, meine Herren! Das einfachste, das jetzt zunächst zu thun ist, ist Geld zu erlangen, mögen Sie thun was Sie wollen, mögen Sie nun ein Denkmal oder eine Stiftung, für die ich mehr schwärme, gründen wollen. Die Hauptsache ist also dass ein Aufruf an die deutsche Nation erlassen und dass zu Beiträgen für die Stiftung, oder was sonst geschieht, aufgefordert wird. In welchem Sinne diese Stiftung verwaltet, das Geld verwendet, in welchem Sinne weiter gegangen werden soll, das wird heute nicht beschlossen werden können, darüber werden allerdings nähere Berathungen unter Fachmännern nothwendig sein. Das mögen Sie in Hannover getrost feststellen, aber jetzt schon förmlich herauszutreten, das halte ich für ein dringendes Bedürfnis, und da möchte ich den Herren empfehlen, dass Sie nicht bloss als Commission, sondern sämtliche hier anwesende Mitglieder der germanistischen Section den Aufruf unterzeichneten, um so in allen Gegenden des Vaterlands auch die nöthigen Vertreter zu haben, die in Ihrem Sinne wirken und an ihren Wohnorten, in ihrer engern Heimat für die Sache sich bemühen. Es scheint mir also am allerzweckmässigsten zu sein, dass (die Berathung der Sache mag eine Commission übernehmen) der Aufruf von so vielen wie möglich unterzeichnet wird, damit allerwärts eine Vertretung sich findet.

Vorsitzender Prof. Möbius: Der Vorschlag des Herrn Rector Eckstein hat so viel ansprechendes, dass wir ihn, glaube ich, nur annehmen können, und es würde sich wohl nur darum handeln, eine bestimmte Fassung über die Art und Weise, wie wir's der Versammlung vortragen wollen, vorzunehmen.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock: Ich meine, so viel könnten wir jetzt schon von vornherein entscheiden, ob wir mehr für Denkmal oder Stiftung sind. Ich glaube, dass die Majorität hier für das letztere sein wird, aber da die Fassung des Aufrufs doch einigermassen davon bedingt sein dürfte, ob wir ein Denkmal oder eine Stiftung gründen wollen, so könnte diese Frage hier wohl durch Abstimmung erledigt werden.

Prof. Dr. Massmann: Ich bin mit dem, was die Herren Eckstein und Bartsch gesagt haben, ganz von Herzen einverstanden. Ich bin für eine Stiftung, aber ich will, dass der leise Pinselstrich, wie ich es nennen möchte, für ein Denkmal in dem zu erlassenden Aufruf einen Platz finde, eine Hindeutung auf die, ich möchte sagen, Pflicht und Würde einem solchen Manne ein Denkmal zu setzen, da so vielen Andern auch Denkmäler gesetzt werden, nicht bloss Kriegern, sondern auch Männern der Wissenschaft, der Landwirthschaft u. s. w. Die Form wird leicht gefunden werden; es ist nur ein Ton der Wärme nöthig. Vielleicht dass mancher auch dadurch der Sammlung zugewonnen wird und denkt: Du willst Dein Scherflein auch beitragen. Kommt nun so und so viel zusammen, um eine rechte Stiftung zu machen, so wird diese um so würdiger werden. Es muss aber in den Händen der Germanisten-Section, überhaupt der Philologen-Versammlung bleiben, sich darüber zu bestimmen, was zunächst geschehen soll. Zunächst also betone ich eine Stiftung, aber auch den leisen

Pinselstrich, um es in der Kürze nochmals so zu bezeichnen: das Hinblickenlassen auf ein vielleicht später zu errichtendes Denkmal möchte ich nicht missen.

Dr. Hildebrand aus Leipzig: Wir kommen vielleicht so rascher darüber hinweg. Die Meinung, ob ein Denkmal in Stein oder eine Stiftung zu gründen sei, wird unter den Gebern getheilt sein. Wie wäre es da, ob wir es vor dem Schatten des grossen Todten nicht verantworten könnten, wenn wir die getheilte Meinung beider nähmen und uns nicht entschieden, ob Denkmal oder Stiftung. Diejenigen, welche für ein Denkmal wären, würden dann für ihren Wunsch zahlen, die für eine Stiftung wären, ebenso, und wir würden uns die Hand nicht binden, sondern einer spätern Entscheidung vorbehalten, welches von beiden zu wählen wäre. Sollte es nicht erlaubt sein, in diesem Falle so klug zu verfahren?

Prof. Dr. Dietrich aus Marburg: Ich erlaube mir zu bemerken, dass es der Ansicht der Majorität am meisten entsprechen würde, wenn im Eingang vor dem Hauptvorschlag, zu dem sich die meisten neigen, die Erwartung ausgesprochen würde: obgleich es zu erwarten stehe, dass man ein Denkmal errichten würde von seiten des engern Vaterlands, so habe man sich doch entschlossen u. s. w. Sodann wollte ich mir erlauben anzufragen, ob es nicht eines ganz kleinen Zusatzes für den ganz allgemeinen Ausdruck 'Stiftung' bedürfen würde, welcher wenigstens ihre Richtung bezeichnete, etwa 'für die von den Gebrüdern Grimm vertretne Wissenschaft', damit nicht hier ein ganz leerer Raum gelassen würde. Ferner scheint es mir der Form nach etwas bedenklich, ob die ganze Versammlung in pleno einen solchen Aufruf zu unterschreiben noch die volle Freiheit haben würde, da sie bereits sich eine Commission gewählt und an diese ihre Vertretung gewissermassen abgegeben hat. Doch das ist am Ende nur eine Kleinigkeit.

Vorsitzender Prof. Möbius: Was das letztere betrifft, so möchte zu berücksichtigen sein, dass die beiden Vorschläge, die jetzt hier laut geworden sind, beide neben einander bestehen können, wenn gesagt wird etwa: 'Das erste, was von den sich der Sache unterziehenden Germanisten geschah, war, dass sie eine Commission ernannten.' Das eine würde wohl kaum durch das andere ausgeschlossen werden.

Prof. Massmann: Gewis nicht! Denn jeder, der hier mit unterzeichnete, würde damit auch die warme, freiwillige Verpflichtung übernehmen, in seinen Kreisen die Erweiterung der Commission selber darzustellen, mit andern Worten: für die Sache lebhaft zu wirken. Eine Commission kann eben nur immer brieflich, schriftlich weiter greifen, aber wenn dieses in den verschiedenen Theilen Deutschlands durch lebendige Reden in diesem und jenem Kreise geschieht, so frisst eine Sache weiter und gewinnt wie der Maulwurf immer mehr Boden.

Vorsitzender Prof. Möbius: Es dürfte nothwendig sein, dass wir uns zunächst über die Art und Weise vereinigten, wie wir heute unsern Beschluss der allgemeinen Versammlung mittheilen wollen. Es bedarf nicht erst einer besonderen Hervorhebung, wie ich schon in meinen einleitenden Bemerkungen gesagt habe, dass wir dann deren allgemeiner Zustimmung und Unterstützung — es müssten ja gar keine Deutsche sein — gewis sein dürfen. Aber dass wir nun auch unter den gegebenen Umständen uns an die Hauptversammlung wenden und, um sogleich den rechten Gesichtspunkt geltend zu machen, in möglichst concinner und richtigster Form es zu den Ohren der Versammlung bringen, empfiehlt sich gewis auch. Ich glaube demnach, es wird die nächste Aufgabe sein, über die Form in Uebereinstimmung zu kommen, in welcher wir auf Grund des bereits Debattierten unsere Meinung der Hauptversammlung vorlegen.

Prof. Dr. Massmann: Entschuldigen Sie, wenn ich immer wieder das Wort ergreife, aber

die Sache liegt mir zu warm auf dem Herzen. Mein Vorschlag ist, die Commission soll sogleich zusammentreten und sich über die Formulierung einigen, in welcher der Aufruf erlassen werden soll.

Rector Dr. Eckstein: Das halte ich für das allerschwierigste. Ich glaube sicher, dass Sie in dem Aufruf, mit dem Sie an unser Volk herantreten wollen, gewis mit weiser Ueberlegung jedes Wort wohl abwägen, um einerseits dem grossen Todten die gebürende Ehre zu erweisen und andererseits auch die rechte Form zu finden, um zu aller Herzen zu sprechen. Also eine Formulierung des ganzen Aufrufs ist jetzt nicht möglich; ich glaube aber auch, die Versammlung habe jetzt nichts weiter zu thun als zu sagen: Wir haben den Beschluss gefasst, Grimms Andenken in würdiger Weise zu ehren — es braucht kaum gesagt zu werden, in welcher Weise — um seine Wirksamkeit auf alle Zeit für die deutsche Wissenschaft im Vaterlande zu sichern und zu erhalten; deshalb erlauben wir uns in der Hauptversammlung hier mitzutheilen, dass ein weiterer Aufruf an das deutsche Volk erfolgen werde, dass eine Commission von uns ernannt worden ist, dass unsere Mitglieder ihre Unterstützung dafür zugesagt hätten und dass wir auch die Unterstützung der in der Hauptversammlung Anwesenden für diesen Zweck in Anspruch nehmen.

Vorsitzender Prof. Möbius: Das ist genau das, was ich vorhin meinte, was an die allgemeine Versammlung gebracht werden solle, und wenn es in dieser Weise geschähe, wie es Freund Eckstein eben ausgesprochen hat, so wäre nach meinem allgemeinen Dafürhalten die Absicht vollständig erreicht. Von jenem Aufruf, den wir später veröffentlichen, ist nicht die Rede; bei ihm muss natürlich jedes Wort auf die Goldwage gelegt werden. Allein jetzt ist ja eben die Absicht vollständig erreicht, die wir unter den obwaltenden Umständen bei der Kürze der Zeit überhaupt haben können, wenn wir nachher der allgemeinen Versammlung nur eine kurze Mittheilung machen.

Dr. Bechstein aus Leipzig: Wenn die allgemeine Versammlung unsere Sache zur ihrigen macht, so wäre es wünschenswerth, wenn ausser unseren Namen, die unter den Aufruf kommen, auch die Vertreter der andern Sectionen sich unterschreiben. Dadurch würde die Sache grösseres Gewicht bekommen.

Rector Dr. Eckstein: Dafür würde ich nicht sein. Es ist das eine Ehrensache für Sie! Wir werden mit dem wärmsten Herzen alle die Sache unterstützen, aber nehmen Sie nicht solche dazu, die wenigstens äusserlich der Sache fremd dastehen, nehmen Sie es nur als Ihre Aufgabe. Es wird sich niemand dadurch verletzt fühlen, wenn Sie ihn nicht auffordern, dass er auch seinen Namen dazu hergeben solle. Das Präsidium der allgemeinen Versammlung ist wechselnd, aber die Section der Germanisten ist bleibend, und in diesem Sinne müssen Sie allein die Sache in die Hand nehmen, das wird förderlicher sein, als wenn Sie einzelne noch auffordern sich mit zu unterzeichnen.

Vorsitzender Prof. Möbius: In meiner kleinen Mittheilung beim Beginn der Sitzung habe ich mich bemüht, die Sache so scharf als möglich auszusprechen, und da mir niemand darauf entgegnet, so darf ich gewis sein, dass es Ihre Zustimmung hat, dass wir, die, um uns dieses Ausdrucks noch einmal zu bedienen, durch Jacob Grimms Thätigkeit eigentlich Existierenden, unbedingt vorzugsweise diejenigen sind, die wir vor der ganzen Welt als die gelten können, von denen so etwas zu erwarten ist. Es würde sich nur noch um die Fassung desjenigen handeln, was wir jetzt der allgemeinen Versammlung mitzutheilen haben, worüber eben in der umfassendsten Weise Freund Eckstein sich geäussert hat. Was die beiden Punkte betrifft, die Zarncke hervorgehoben hat, so sind diese noch nicht erledigt. Zuerst das, was

sich auf die Commission bezieht, dass diese sich erweitern könne. Das kann durch einen einfachen Zusatz geschehen: 'eine Commission, die sich erweitern kann und soll'. Den Modus der Erweiterung kann man der Commission selbst überlassen und wird dadurch das Vertrauen auf ihre Thätigkeit ausdrücken. Die andere Bemerkung Zarncke's geht auf die Zeit, über welche wir freilich nicht hinauskommen können, da wir keinen bestimmten Zeitpunkt und Ort haben werden vor Michaelis, vor der nächsten Philologenversammlung, die zu einer solchen Mittheilung geeignet sein würden.

Gymnasiallehrer Dr. Creizenach: Die Erweiterungsfrage scheint mir in der einfachsten Weise durch den Zusatz erledigt werden zu können, dass die Commission neue Kräfte hinzuziehen kann. Es ist in dem Gange der Verhandlung bereits eine doppelte Erweiterung zum Vorschlag gekommen, wenn erstens der Aufruf von sämtlichen Mitgliedern der germanistischen Section unterschrieben wird, und wenn späterhin doch jedenfalls in den einzelnen deutschen Städten Localcomités zur Mitwirkung berufen werden, zu denen man ohne Zweifel hervorragende Schulmänner, also wichtige Mitglieder der allgemeinen Versammlung ziehen wird. Es dürfte also die Frage wegen der Erweiterung schon erledigt sein.

Dr. Hildebrand: Es wäre doch wohl wünschenswerth, wenn der Commission, zu der ich gehöre, das Recht hier förmlich zugestanden und zugeschrieben wird, sich selbst zu ergänzen. Das ist am Ende nothwendig, weil doch unvorhergesehene Fälle eintreten können, durch welche die Fünfer-Commission vermindert werden kann, Krankheit oder gar Tod.

(Die Versammlung gibt ihre Zustimmung zu erkennen).

Vorsitzender Prof. Möbius: Meine Herren, ich glaube, wir haben über die gemachten Vorschläge ein Einverständnis erzielt.

Die Versammlung trennt sich gegen $^1/_2$ 10 Uhr, nachdem sie ihr Einverständnis offenbar kund gegeben hatte.

Die vier Mitglieder der Commission blieben mit dem Vorsitzenden im Sitzungslocale zurück und entwarfen die Erklärung, welche in der allgemeinen Versammlung mitgetheilt ward und oben S. 147 abgedruckt ist.

Dr. Hildebrand aus Leipzig hielt hierauf einen Vortrag über den Meissnischen Dialekt.*)

Anknüpfend an einen früher von ihm gehaltenen Vortrag entwickelte der Redner Sachsens, d. h. Obersachsens, Meissens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache, indem er Zeugnisse beibrachte, dass die Mundart des östlichen Mitteldeutschlands, vornehmlich Meissens, lange Zeit als diejenige angesehen wurde, welche die beste, schönste und massgehendste sei. Adelung war der erste, der diese Ansicht mit einer Art wissenschaftlicher Begründung und zu wiederholten malen aussprach. Die Hauptsache findet sich in seinem Magazin, wo er sagt: 'Diejenige Mundart, deren sich ein Volk in Schriften bedient, ist weder ihrem Ursprung noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftsteller, sondern sie ist allemal die gesellschaftliche Sprache der obern Klassen der ausgebildetsten Provinz. In Deutsch-

*) Das Protokoll ist aus dem Referat in der öster. Gymn-Zeit., welchem Aufzeichnungen von Hildebrand selbst zu Grunde liegen, ergänzt und berichtigt.

land ist es die gesellschaftliche Sprache des südlichen Sachsens'. Obgleich er kein Kursachse war, sagt er doch an einer andern Stelle, das neuere Hochdeutsch brauche sich des ihm zuweilen beigelegten Namens 'Obersächsisch' eben so wenig zu schämen, als sich die ehemalige verfeinerte griechische Mundart des Namens 'der attischen' schämen durfte oder sich die ausgebildetste italienische Mundart des Namens der 'toscanischen und florentinischen' schämen darf. Ausser der Sprache sieht Adelung auch in der in Sachsen bewirkten Aufklärung des Verstandes, des Geschmacks und der Sitten die Ursache zu dem Vorzuge dieses Landes. Wenn auch diese Ansichten Adelungs sich bei verschiedenen Schriftstellern, unter anderen bei Goethe, keines Beifalls erfreuten, ja manchen Spott erfuhren, so fanden sie doch sonst allgemeinste Zustimmung und waren überdies schon vorher ausgesprochen. Bei Lichtenberg findet sich dafür eine sehr bezeichnende Stelle. Der Grammatiker Heynatz aber kommt in seinen 'Briefen, die deutsche Sprache betreffend', obgleich er über Kursachsens Ansprüche spottet und den Märkern den Vorzug einräumt, doch zu dem Ergebnis, dass, „wenn eine allgemeine hochdeutsche Sprache vorhanden sei, entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben müsse, wenn etwas zwischen anderen Mundarten streitig sei. Vor allem ist eine Stelle in Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" beachtenswerth. Eine gebildete Gesellschaft unterhält sich im Postwagen über den raschen Aufschwung der deutschen Litteratur und verhandelt unter anderen auch die Sprachfrage. Da äussert einer der Reisenden unter anderen folgendes: 'Wer bedachtsam lieset, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitz sind richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meissen spricht.' In den 'Briefen, die neueste Litteratur betreffend' (1760) findet sich eine Recension über das Werk eines Franzosen Premontral, in welchem dieser bei Besprechung des Verfalls der französischen Sprache auch die deutsche berührt und unter anderen sagt, Haller habe sich wohl gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen. Von dem Kritiker, Resewitz, wird ihm deshalb keine hinreichende Kenntnis der deutschen Sprache zugestanden und dann gesagt: 'Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen, dass er alle Spuren davon aufs sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bei seinem Aufenthalte in Deutschland das deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muss, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem sächsischen Wohlklange einige seiner vortrefflichen Gedanken aufgeopfert und muss sich wegen einiger weniger Spuren der schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen lassen'. Auch von Gesner und Zimmermann heisst es, dass sie sich bestrebt hätten es zu einer hohen Zierlichkeit in der sächsischen oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen. Bodmer und Breitinger haben sich, obgleich sie beflissen sind den anderen Provinzen ihr Recht zu wahren, doch der sächsischen Schreibart genähert, ja zuletzt sich ausdrücklich für den Vorzug und das Vorrecht der meissnischen Sprache erklärt. Bezeichnend sind besonders folgende Aeusserungen Bodmers: 'So viel mir bekannt, hat Meissen das beste Recht von anderen Provinzen Deutschlands zu fordern, dass sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen'. Ferner: 'Wiewohl die Mundart an manchem Orte sehr verderbt ist, ... das verderbte besteht meistentheils in der Aussprache, welche unseren Worten durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilt, daran sie keine Schuld haben und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meissners sublimiert werden'. Gottsched,

welcher wie Adelung kein Sachse, sondern ein Norddeutscher von den Gestaden der Ostsee war, vertrat gleichwol von Sachsen aus den Vorrang desselben als Mittelpunkt der deutschen Sprache. In der 'deutschen Sprachkunst' sagt er, ganz Deutschland wäre längst stillschweigend darüber eins geworden, dass das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei. Die Ursachen hiervon findet er in der Bedeutung des Dresdner Hofes, ferner darin, dass Obersachsen seit der Reformation der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit geworden sei, auch habe der nach Leipzig gewanderte Bücherhandel dazu beigetragen und durch die fruchtbringende Gesellschaft würden in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt. Gottsched's deutsche Grammatik hatte durch die weite Verbreitung, welche sie fand, nicht geringen Einfluss auf die allgemeine Anerkennung des Vorzugs Meissens. Ein Oesterreicher, von Scheyb, der Verfasser der Theresiade, meldete aus Wien 1749 Gottsched, dass Dero Grammatik dort haufenweise abgehe, und wie er hoffe, dass das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde. Von seiner eignen Bildung schrieb derselbe an Gottsched: „So lernte ich ein wenig Deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, Griechisch zu Leyden, Sächsisch, so viel ich weiss, durch Gottscheds Sprachlehre". Ausser einem andern Zeugnis aus dem 18. Jahrhundert verdient folgendes besonders erwähnt zu werden. Der Hamburger Dichter Brockes bespricht in der Vorrede zu Weichmann's Poësie der Niedersachsen die Frage, ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, dass keine andere Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können. Er verneint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal da ja dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Kultur aus Sachsen erhalten hätten.

Aber schon im 17. Jahrhundert genoss die Meissner Sprache derselben allgemeinen Anerkennung. Der Grammatiker Bödiker sagt, nachdem er das Hochdeutsche den Mundarten gegenübergestellt hat, dass jenem die Meissner und Obersachsen am nächsten mit reinlicher Aussprache kommen. Der Lexikograph Caspar von Stieler gibt die Städte Dresden, Wittenberg, Leipzig und Halle als 'die Richtschnur der deutschen Sprache' an. Der Grammatiker Morhof, ein Mecklenburger, erklärt, 'die Meissner Anrede sei die zierlichste', und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Unterrichts aus der deutschen Sprache, die sein Sohn besorgte, meldet dieser, dass die Orthographie nun durchaus in die Meissnische umgewandelt sei. Schottel, ein Braunschweiger, vertritt im wesentlichen dieselbe Ansicht, wenn er auch die Einbildung einiger, sonderlich aus Meissen, Richter und Schlichter der hochdeutschen Sprache um ihrer Mundart willen sein zu können, lächerlich findet und ausdrücklich sagt, es sei nicht unbewusst, wie breit und verzogen der meissnische dialectus auf dem Lande und unter den Bauern sei. Hanmann, von Geburt ein Leipziger, bezeugt in seinen Anmerkungen zu Opitz's Poëterei, dass in gemeiner Rede zu Leipzig und Halle viel falsches umlaufe, fügt aber hinzu, zur Zierlichkeit gehöre, 'dass man guter Meissnischer und jetziger Zeit üblicher Wörter und Arten im Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche'. Unsichrer äussert sich Philipp von Zesen, allein er erwähnt in seinem Rosenmand die oft ausgesprochene Aeusserung, dass man von dem fürnehmen Frauenzimmer in Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. Der Pfälzer Scioppius (1626) unterscheidet schon scharf die Gemeinsprache von den Mundarten, gibt aber an: jene, die Gemeinsprache, wie sie am kaiserlichen Hof und beim Kammergericht zu Speier gelte,

stamme aus Meissen. Auf dem Titel des 1618 zu Cöln an der Spree aufgeführten Spieles von der Liebe heisst es ausdrücklich 'auf gut Sächsich gereimt'.

Das 17. Jahrhundert hatte indes dies Ansehen des Obersächsischen schon aus dem 16. überliefert erhalten. Am Ende des letzteren spricht der Spanier Laurentius Villavincentius in der lateinischen Schrift de formando studio theologico aus, man müsse zur Erlernung der reinen Landessprache aus dem Umgang mit den Gebildetsten schöpfen oder aus den Büchern, welche in der angesehensten Mundart verfasst seien, und dafür gelte in Deutschland nach Vieler Urtheil der Meissnische Dialekt. Justus Joseph Scaliger rühmt in einem Gedicht, in welchem der Glanz der Leipziger Messe geschildert wird, die Meissnische Landessprache als eine hervorstechende Ehre Leipzigs. In der von dem Zürcher Conrad Gesner zu Josua Maler's oder Pictorius' deutschem Wörterbuch verfassten Vorrede heisst es, dass einige der oberdeutschen Mundart den Vorzug geben, andere aber der, welche in der Gegend von Leipzig gesprochen werde, in der auch Luther seine Schriften abgefasst habe. Namentlich nach dem Norden hin entschied sich durch Luthers Wirken der Sieg des Meissnischen im Princip schon während des 16. Jahrhunderts. In einem zu Nordheim bei Hildesheim 1584 geführten Streit über die Frage, ob Nieder- oder Hochdeutsch zur Kanzelsprache gewählt werden solle, wird dem dortigen Pfarrer von einem benachbarten vorgeworfen, er führe hohe Meissnische Sprache, obgleich er nie in Meissen gewesen sei. Man gieng also damals aus Norddeutschland nach Meissen, um hier an Ort und Stelle Hochdeutsch zu lernen oder sich darin zu vervollkommnen. Die erste wirkliche deutsche Grammatik der deutschen Sprache, die von Joh. Clajus, einem gebornen Obersachsen, erwarb sich grosse Anerkennung, erlebte noch im 17. Jahrhundert eine Auflage, die eilfte, und ward schon im 16. im katholischen Süden von den Jesuiten gebraucht, sie ist aber ganz auf Luthers Deutsch gegründet. Und Luthers Sprache erkennen als das rechte Muster der deutschen Rede auch die gleichgesinnten Zeitgenossen des Reformators an, unter andern der Historiker Sleidanus, der Grammatiker Fabian Frangk, der Theolog Joh. Mathesius. Indem Luther selbst in den Tischreden erklärt, er rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgen, lehnt er die Ehre, der Schöpfer einer neuen hochdeutschen Sprache zu sein, von sich ab und verweist auf eine schon vor ihm darüber stattgefundne Einigung. Dass die rühmliche Geltung des Meissnischen Deutsch schon älter als Luther und Friedrichs des Weisen Kanzlei ist, geht aus einer Primel des 15. Jahrhunderts hervor, in welcher angeführt wird: 'In Meissen teutsche Sprach' gar gut'. Ja schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ist uns im Renner Hugo's von Trimberg die Aeusserung erhalten: 'Die Misnâre si vol schürfent', welche Stelle man nur von dem Lobe einer sorgfältigen vollen Aussprache verstehen kann, wobei schürfen ein bildlicher, in Bezug auf Meissens Bergbau gewählter Ausdruck ist.

Nachdem der Redner diese litterarhistorischen Nachweise gegeben, wandte er sich zu der Frage, wie denn die anderen deutschen Stämme dazu gekommen seien, am Meissnischen Deutsch, das doch Fehler genug habe, Vorzüge zu gewahren, die es dem Hochdeutschen zunächst stellten. Das Urtheil kann nur aus dem Gehöre stammen und deshalb wurde versucht, dem heutigen Bestand des Meissnischen Klanges Züge abzugewinnen, welche, vermuthlich alt, mit Anlass zu jenem Urtheil gegeben haben mögen.

Erstens darf jenes Lob im Renner von der vollen Aussprache der Meissner auch der heutige Volksdialekt in Anspruch nehmen hinsichtlich der Bewahrung voller Endungs- und

Bildungssilben, während andere Mundarten, namentlich die süddeutschen der Apokope und Synkope einen grossen Einfluss eingeräumt haben. Im meissnischen Dialekt heisst es Brücke im Gegensatz das süddeutsche Bruck (die neue Brücke gegen d' neu Bruck), Halle im Gegensatz zu Schwäbisch-Hall. Der Sachse nennt sich nie Sachs, während so der Name des süddeutschen Dichters Hans Sachs lautet. Der Sachse sagt ferner immer Ursache, Beichte, Strasse, Thüre, Mühle, ferner alleweile (süddeutsch allweil), derweile, lange Weile, obgleich er dagegen Kurzweil hat. Gegen die Schriftsprache spricht der Bewohner Sachsens Kreuze, Glücke, Geschicke, Stücke, zurücke, Fritze (Fritzsche), Kunze, selbst Mühe, frühe, nahe und im Plural Tage. Die Adjectivendung bewahrt er in milde, müde, schöne, süsse, grüne, selbst neue, eben so in den Adverbien balde, lange, schone. Im Verbum erhält er das *e*: ich gehe mit, ich komme gleich, auch im Imperativ setze, ruhe dich aus; selbst beim Eintreten des Hiatus bleibt der Endvocal: gehe aus, höre auf, hörte auf, heute Abend, was schon in Thüringen anders ist. Aus dem Volksmund hört man: was denne, ich gehe mitte, ja sogar unorganisch wasse (quid?), iche, niche, doche. Die Synkope wird nicht vorgenommen in was gutes (thüringisch guts), selbst neues, grosses. Zuletzt werden die Vorsilben *be* und *ge* erhalten: gerade, gelingen, gelacht, Geschichte (thüringisch G'schichte, in Süddeutschland Gschicht). Eben so zu: zu sagen (anderwärts ze sagen, z'sagen).

Zweitens ist als Vorzug des Meissnischen Dialekts hervorzuheben, dass er kein nasales *m̨* und *n*, und ein reines, kein Gaumen-*l* hat, während den süddeutschen Dialekten diese eigen sind. Dass die nasale Aussprache, durch welche *m* und *n* aneinander gerückt werden, schon früher Geltung hatte, scheint daraus zu erhellen, dass schon im 13. Jahrhundert *m* und *n* reimen; auch wären sonst vielfache Versehen in der Schreibart nicht zu erklären.

Der dritte Vorzug ist, dass im Meissnischen Dialekt die Quantität, wie die Qualität der Vocale fester gehalten wird, nicht so bedeutender Störung unterworfen ist, wie in andern Dialekten.

Die vierte sehr wichtige Erscheinung ist, dass die namentlich in süddeutschen Mundarten weit ausgedehnte Assimilation innerhalb zusammengesetzter Worte oder beim Zusammentreten zweier Worte im Meissnischen Dialekt fast ganz vermieden wird. Ein Voigtländer brachte zu Gehör: Gobbewahre (Gott bewahre), ein Rothenburger Langgut (Landgut), ein Münchner Langgricht (Landgericht), ein Professor aus Schwaben Stampunkt (Standpunkt). Auch vor *f*, *m* und *w* tritt bei den Süddeutschen Assimilation ein: Haw viel (hat viel), Stapmauer (Stadtmauer) sagte ein Bamberger Primaner, der hap mig gschössn ein 86jähriger Jäger auf dem Bahnhof Geiselhörnig. Alle solche Fälle sind dem Sachsen unbekannt; die Assimilation ist so wenig üblich geworden, dass man sogar noch entfangen und entfinden hört, ja sogar in Frauenbriefen liest. Beim Volke sind allerdings Assimilationen zu vernehmen (Affocat für Advocat, Hampfel für Handvoll, eppes für etwas), sonst aber nur wo *n* und *b* zusammentreten: Zâmpulver (Zahnpulver), Kimbacke (Kinnbacke), Eismbahn (Eisenbahn), bim bald da, kam bald nicht mehr, wogegen wieder stehen: bin ganz müde, kan gar nicht mehr.

Der letzte hier in Frage kommende Punkt betrifft einen Laut, für welchen unsere Schrift kein Zeichen hat und der doch unbezeichnet und meist unerkannt mit lebt und mit wirkt, den *spiritus lenis*. Mit reinem Vocal kann kein Wort beginnen, es geht ihm stets

ein Stoss voran. Dies macht der Unterschied bemerklich zwischen 'ei-ei und dem schärferen 'ei! 'ei, noch mehr das schadenfrohe 'i! 'i! Selbst vor liquidis ist der spiritus lenis zu finden, wenigstens in *na*, wenn es im Verdruss herausgestossen wird 'na!, ja sogar 'na'!. Dieser Laut nun übt auf den Klang der gesprochnen Sprache einen nicht geringen Einfluss aus, je nachdem er häufiger gesetzt oder häufiger unterdrückt wird, und dies ist ein wichtiger Unterschied zwischen Norddeutschen und Süddeutschen. Der Norddeutsche wendet den Spiritus lenis häufiger an als der Süddeutsche und gibt dadurch seiner Aussprache einen harten Charakter, während die des Süddeutschen durch das Verschleifen der auslautenden und anlautenden Vocale etwas verschwommenes und unbestimmtes hat. Der Preusse sagt: 'ich habe 'eine 'alte 'Ausgabe, der Oesterreicher: 'ich hab' eine͡alte͡Ausgabe. Im Norddeutschen heisst es be'antragen, be'arbeiten, im Oesterreichischen schlägt ein leises j dazwischen be'jantragen, be'jarbeiten. Der Norddeutsche trennt Zusammensetzungen, wie über'all, durch'aus, der Süddeutsche verbindet sie in eins: überall, durchaus. Der Mitteldeutsche vermittelt diesen durchgreifenden Unterschied, indem er in der einen Hälfte der Fälle mit dem Norddeutschen, in der andern mit dem Süddeutschen geht. Er sagt wie der Norddeutsche: 'ich habe 'eine 'alte 'Ausgabe, aber wie der Süddeutsche überall und durchaus. Darin ist vielleicht auch zu finden, was dem Meissnischen den Vorrang verschafft hat.

Prof. Dr. Phil. Wackernagel aus Dresden: Die sehr richtige Bemerkung des geehrten Vorredners über die Körperlichkeit des spiritus lenis erschliesst das geheimnisvolle Gesetz der ältesten Poësie, dass Vocale allitterieren. Nicht die Vocale allitterieren, sondern der ihr vorangehende nicht bezeichnete spiritus lenis.

Dr. Hildebrand bestätigt dies, indem er hinzufügt, dass Lachmann zwar das Gesetz der Allitteration der Vocale gefunden, aber seinen Grund nicht erklärt habe.

Prof. Dr. Weigand aus Giessen: Ich habe zu bemerken, dass das den Süddeutschen zugeschriebene nasale *n* nicht überall sich findet. In der Wetterau wird z. B. ein klingendes *n* am Schlusse des Wortes stets gehört, wenn ein anderes Wort folgt. Auch kann ich nicht zugestehen, dass die behauptete Assimilation wirklich überall eine solche sei, es findet häufig auch Ausstossung von Lauten statt.

Dr. Creizenach aus Frankfurt a. M.: Uns Süddeutschen imponiert die Erhaltung des auslautenden *e* bei den Sachsen. Aber wir haben dagegen entschieden die Reinheit des Vocalismus voraus. Den spiritus lenis bewahren wir sehr sorgfältig, ja wir setzen oft ein volles *h* nur um den Spiritus zur Geltung zu bringen.

Dr. Hildebrand: Ich habe zunächst mich gegen die Ansicht zu wahren, als sei meine Absicht dahin gegangen, dem Meissnischen Dialekt eine Lobrede zu halten. Als Leipziger kenne ich hinreichend seine Mängel und habe dies auch in meinem Vortrag nicht unbeachtet gelassen.

Prof. Dr. Weigand: Noch eine Bemerkung: die Aussprüche im Renner sind durchaus nicht als zutreffend zu betrachten. So passt es wenigstens nicht zur Wirklichkeit, wenn dort gesagt wird, die Wetterauer würgten die Worte.

Prof. Dr. Massmann: Ich fordere dazu auf, dass solche Beobachtungen, wie sie der Redner uns vorgelegt hat, allgemein recht sorgfältig angestellt werden mögen; das Ohr muss für mundartliche Besodernheiten geübt werden. Hätte Schmeller nicht ein so ausserordentlich feines Gefühl dafür gehabt, er würde nicht so bedeutendes haben leisten können.

Dr. Rieger aus Darmstadt: Die organischen Kürzen haben sich in Süddeutschland fast alle erhalten und in meiner Gegend werden ursprüngliche Längen nur vor *ch* verkürzt.

Dr. Hildebrand: Unter Wiederholung meiner Verwahrung dagegen, dass ich den Meissnischen Dialekt habe rühmen wollen, erkläre ich, dass ich nur nach innern Gründen gesucht habe, auf welchen jenes von Nord-, wie Süddeutschen gemachtes Zugeständnis von dem Vorzug des Meissnischen Dialekts beruhe. Ich freue mich daher über die süddeutschen Kürzen belehrt zu werden, allein bei der Betrachtung der Quantitätsverhältnisse habe ich den Massstab der Schriftsprache im Auge gehabt.

Dr. Rieger: Die Schriftsprache stimmt mit den Mundarten vielfach überein.

Prof. Massmann: Im allgemeinen ist man sich in Deutschland recht wohl bewust, welcher Unterschied zwischen den Quantitätsverhältnissen in der Mundart und in der Schriftsprache stattfindet. Es geht daraus ein Fehler hervor. Will man gebildet sprechen, so betont man umgekehrt als man in der Mundart gewohnt ist, und verändert so auch die Quantität vieler Worte, die in Mundart und Schriftsprache übereinstimmen. Diese Art zu sprechen repräsentierte der Geheime Medicinalrath von Ringseis in München.

Prof. Dr. Steinthal aus Berlin: Ich gebe zu, dass der Vorzug des Meissnischen Dialekts ein unbestrittener sei, doch ist eine Frage dabei in Betracht zu ziehn: was ist Aussprache? Das Wort bedeutet nicht allein in unserem gewöhnlichen Sinn pronuntiatio, Phonetik, sondern auch Ausrede, elocutio, erstreckt sich auch auf Form und Ausdruck der Rede. Die von Dr. Hildebrand berührte Lautwandlung muss ich übrigens als Assimilation anerkennen.

Dr. Hildebrand: Wenn auch zuzugeben ist, dass unter Aussprache auch elocutio verstanden wird, so gilt das Wort doch wohl vorzugsweise in dem gewöhnlichen Sinne. Für das Zugeständnis der Assimilation bin ich dankbar und führe dafür als Beispiel noch an Bag-gast für Badegast.

Prof. Weigand: Nach den Beobachtungen, welche ich von der Mundart meiner Gegend gemacht habe, kann ich mich von dem Stattfinden einer Assimilation in vielen Fällen nicht überzeugen. Man spricht z. B. Wer'tag, wo Ausstossung offenbar ist.

Prof. Steinthal: Für Dr. Hildebrands Behauptung spricht, dass die Assimilation in den indoeuropäischen Sprachen vielfach Gesetz ist, namentlich im Sanskrit.

Dr. Bechstein: Es scheint vor allem eine lebendige Vergleichung der Mundarten nothwendig. Da Verschiedenheit in den Einzelheiten stattfinden können, so ist häufig ein argumentum ad hominem nöthig.

Dr. Hildebrand: In Bezug auf das von Herrn Prof. Weigand angeführte Beispiel habe ich noch zu bemerken, dass *t* weniger körperlich ist.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Möbius schliesst mit herzlichem Danke die Sitzung gegen 11 Uhr.

Nachtrag.

Eine angemeldete Mittheilung konnte leider durch die plötztiche Erkrankung des Prof. Dr. Förstemann aus Werningerode nicht zur Ausführung gelangen. Derselbe hatte beabsichtigt, folgende Handschriften vorzulegen:

1) einen Miscellancodex von acht verschiedenen Bestandtheilen, darunter auch ein deutscher Cato, nach Zarncke's Bezeichnung eine älteste Bearbeitung, doch in recht abweichender Form;
2) eine Handschrift des Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg;
3) die wahrscheinlich beste Pergamenthandschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems;
4) ein Gespräch zwischen Leib und Seele;
5) eine epische Marienklage.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Erste Sitzung am 30. Sept.

Was bereits auf früheren Versammlungen versucht worden war, eine bleibende archäologische Section zu gründen, wurde in Folge einer Aufforderung hier bewerkstelligt. Es fanden sich in dem dazu vom Präsidium der allgemeinen Versammlung angewiesnen Sitzungslocale die nachbenannten Herren zusammen und zeichneten sich als Mitglieder ein:

1. Staatsrath Dr. Paul Becker aus Dresden.
2. Prof. Dr. Bergmann aus Brandenburg.
3. Privatgelehrter B. Beyer aus Freystadt bei Graudenz.
4. Prof. Dr. Bursian aus Tübingen.
5. G. I. Comfort aus Newyork.
6. Gymnasiallehrer Dr. Dohmke aus Leipzig.
7. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
8. Dr. F. Hecker aus Berlin.
9. Prof. Dr. Hertz aus Breslau.
10. Prof. Dr. Hettner aus Dresden.
11. Gymnasiallehrer Dr. Hultsch aus Dresden.
12. Prof. Dr. Koner aus Berlin.
13. Dr. E. Kuhn aus Dresden.
14. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
15. Prof. Dr. W. Rein aus Eisenach.
16. Ettore di Ruggiero aus Neapel.
17. Prof. Dr. Arnold Schäfer aus Greifswald.
18. J. Schichowsky aus St. Petersburg.
19. Dr. Alfr. Schöne aus Leipzig.
20. Gymnasiallehrer Dr. Schubart aus Bautzen.
21. Adjunct Dr. Volkmann aus Schulpforte.
22. Prof. Dr. Vischer aus Basel.
23. Prof. Dr. W. Zahn aus Berlin.

Die Section erklärte sich für constituiert, wählte Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig zum Vorsitzenden, Dr. Alfred Schöne aus Leipzig zum Secretär und ernannte, da für das nächste Jahr Hannover als Versammlungsort in Aussicht gestellt sei, Prof. Dr. Wieseler aus Göttingen zu ihrem Präsidenten.

Bericht über die Verhandlungen der archäologischen Section der 22. deutschen Philologenversammlung.

Es gab Prof. W. Vischer interessante Mittheilungen über die neuerlichen Ausgrabungen des alten Dionysos-Theaters in Athen. Da der genannte Gelehrte einen ausführlichen Bericht hierüber bereits in dem 1. und 2. — 4. Hefte des 'Neuen Schweizerischen Museums (Jahrgang 1863)' veröffentlicht hat, so dürfen wir von einem eingehenden Referate absehen. Der Sprecher hob besonders die Puncte hervor, durch welche die bisherigen Anschauungen

von dem Bau des Theaters unterstützt oder berichtigt werden können, wie z. B. die Sitze und Sitzreihen, die Treppen, Umfassungsmauern und dgl. Er wies auf die vielfach aufgefundenen Sitze für weltliche und geistliche Behörden hin und erwähnte 13 Basen für Hadrian's Bildsäulen, woraus man schliessen könne, dass jede der Phylen dem Hadrian eine Statue gesetzt habe. Ferner wurde bemerkt, dass auch die Mehrzahl der gefundenen Inschriften Hadrianisch sei, dass sich der östliche Theil mehr zerstört zeige als der westliche, dass aber im ganzen der Zuschauerraum recht wohl zu reconstruieren sei, nicht so die Scene. Von der Thymele sei nichts gefunden worden, doch zeige sich in der Orchestra eine vielleicht darauf bezügliche rhomboidische Fläche mit einer kleinen Vertiefung. Das Theater könne wohl 30,000 Menschen fassen, wobei noch in Betreff der inneren Einrichtung der wesentlichen Verschiedenheit mit dem Bilde der bekannten Münze gedacht wurde. Die Meinung, dass die Orchestra von den Türken zur Cisterne eingerichtet worden sei, wurde verworfen; vielmehr sei alles Mauerwerk dieser Theile spätestens aus Hadrianischer oder wenigstens Byzantischer Zeit. Noch gedachte der Sprecher der queer über die Scene hingeführten sogenannten Valerianischen Mauer, gegen welche Benennung er die Behauptung aufstellte, dass diese ganz aus alten Bruchstücken zusammengesetzte Mauer aus den Zeiten der fränkischen Herzöge herrühre. —

Bursian (Tübingen) pflichtet dieser Vermuthung bei. —

Auf eine Anfrage von Hultsch wird bemerkt, dass den Maassen das kleinere Stadion zu Grunde zu liegen scheine. Endlich erwähnt der Sprecher noch einer aufgefundenen Basis mit Menandros als Inschrift. Da die Maasse dieser Basis auffällig übereinstimmten mit dem Maasse des Plinthos der vatikanischen Menanderstatue (Galeria delle Statue Nr. 390), so dürfe man vermuthen, dass dieselbe ursprünglich im Athenischen Theater aufgestellt gewesen sei.

Dagegen spricht Bursian. Man wisse aus den Quellen*), dass die im Athenischen Theater aufgestellten Dichterstatuen ehern waren, und so sei vielmehr zu vermuthen, dass auch die echte Menanderstatue aus Erz gewesen sei.

Hiergegen führt Vischer an, dass man trotz dem Berichte der schriftlichen Quellen Marmorstatuen daselbst annehmen könne, 'da man vielfach Fragmente von Marmorstatuen im Theater ausgegraben habe'.

Schluss der Sitzung: 10 Uhr.

Zweite Sitzung. 1. October. Vormittags 10 Uhr.

Professor Overbeck legte eine neue für ihn gefertigte Zeichnung des sogenannten Ares in der Villa Ludovisi vor. Prof. R. Rochette erkenne in dieser Statue einen trauernden Achilleus. Andere wieder erkannten Ares darin, neben welchem ursprünglich eine Aphrodite gestanden habe. Diese letztere Vermuthung sei unhaltbar wegen der Beschaffenheit der Basis. Dieselbe schneide scharf an dem Felsen ab, auf welchem die Gestalt ruht, auch erscheine der Abschnitt echt und antik, wofür auch der regelmässige Grundriss derselben spreche. Wol aber möge eine andere Figur damit verbunden gewesen sein. Denn auf der linken Schulter und dicht unter dem Knopfe der Schwertscheide seien kleine, nicht abgearbeitete Marmor-

*) Paus. I 21, 1 u. 2. Plut. vitt. dec. or. Lycurg. p. 841 f.

reste sichtbar, dicht unter dem zuletzt angegebenen Puncte aber sei eine nicht ganz handgrosse Stelle im Felsen ausgebrochen. Er glaubte nun, dass dies Figuren eines zweiten Eroten seien, welcher in nicht näher anzugebender Weise mit der Statue verbunden gewesen sei. Analogieen hierfür böten die Parismonumente, wie auch der sogenannte vatikanische Paris mit falsch restaurierter rechter Hand und abgeschnittener Schulter ähnlich ergänzt werden müsse. Gegen die Annahme einer Aphrodite spreche das völlig abgewandte Gesicht des Ares, wie auch die Spuren an seiner Gestalt, welche schwerlich mit einer denkbaren Stellung dieser zweiten Gestalt zu vereinigen seien.

Bursian opponiert. Die Stellung dieses Eroten könnte nicht schön, sondern nur sehr gezwungen gewesen sein; auch sei die Entfernung der drei Marmorreste von einander derart, dass dieser Eros unverhältnismässig gross gewesen sein würde. Die Parallele mit Vasenbildern und Reliefs genüge nicht, um die Annahme statuarischer Ausführung zu rechtfertigen. Wahrscheinlicher sei eine Aphrodite, denn auch der scharfe Abschnitt der Basis könne aus späterer Zeit herrühren. Und endlich komme hier die Stelle des Plinius (h. n. 36, 26) in Betracht, welche füglich auf eine Gruppe bezogen werden könne.

Prof. Hertz erinnert daran, dass überhaupt die Benennung der Statue als Ares unsicher sei.

Prof. Haase hingegen spricht für den Eroten, indem er die drei besprochenen Puncte als Stützen ansieht und sie für eine gewissermassen schwebende Figur genügend findet.

Prof. Koner vermuthet, dass die Statue in einer Nische gestanden und durch Stützen an jener Stelle darin befestigt gewesen sei.

Bursian erklärt sich dagegen; der Rücken der Statue sei zu schön, die ganze Statue viel zu bedeutend, als dass man eine solche Verwendung, die nur bei Decorationsstatuen vorkomme, annehmen könne. Schliesslich einigte man sich dahin, durch einen Künstler einen Versuch der Ergänzung in dem von Overbeck angegebenen Sinne vornehmen zu lassen.

Ferner legte Overbeck eine in Kreta gefundene Vase rein apulischen Stiles in einer Zeichnung vor. Gegen die von Pervanogen gebrauchte Benennung (Parisurtheil) stellte Bursian die Erklärung auf: Paris von Hermes oder einem κῆρυξ und zwei Eroten gezogen, kommt zu Helena. Die andere weibliche Figur sei Aphrodite. Diese Deutung findet allgemeine Zustimmung. Hieran knüpfte sich eine kurze Besprechung über Fundorte, Fabrikort und Stil der Vasen, als deren Resultat die Bemerkung bezeichnet werden kann, dass man Vasen bestimmten Stiles mit oftmals fremd-nationalen Zuthaten für die Bedürfnisse der Colonieen in Athen verfertigte, wobei man insbesondere auf die in Pantikapaion gefundenen Vasen hinwies.

Mit dem Ausdrucke der Befriedigung über die beendete Thätigkeit der nunmehr definitiv in's Leben getretenen archäologischen Section und dem Wunsche für ihr Gedeihen, sowie eine zahlreiche Wiedervereinigung ihrer Mitglieder bei der nächsten Philologenversammlung wurde die Sitzung um 11 Uhr geschlossen.

Protocoll der Sitzungen der orientalischen Section während der Philologenversammlung in Meissen 1863, vom 29. September bis 2. October.

Erste Sitzung. 29. September. (Beginn 11 Uhr.)

Nach Begrüssung der versammelten Mitglieder durch den Präsidenten Prof. Flügel, der bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der deutschen morgenländischen Gesellschaft wirft, wird zur Constituierung des Bureaus geschritten und werden Prof. Graf aus Meissen zum Vicepräsidenten und Dr. Mühlau aus Leipzig und Dr. Friedrich Müller aus Wien zu Secretären der Versammlung vorgeschlagen und durch Acclamation gewählt. Es folgt darauf die Ankündigung der zu haltenden Vorträge. — Da aber einzelne der Mitglieder, die einen Vortrag angemeldet hatten, nicht zugegen sind, so wird unterdessen der Geschäftsbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft durch deren Secretär Prof. Arnold aus Halle verlesen. — Der Präsident knüpft daran den Vorschlag, eine Sammlung von Photographieen deutscher Orientalisten — versehen mit Jahreszahl und Namensunterschrift — anzulegen und durch die Zeitschrift die Fachgenossen zur Einsendung der Photographieen einzuladen; worauf Prof. Brockhaus, der Redacteur der Zeitschrift, den Redactionsbericht zum Vortrage bringt. — Dabei liest Redner ein ihm eben zugekommenes Schreiben des Prof. Wüstenfeld in Göttingen vor, betreffend die Herausgabe des berühmten grossen, geographischen Werkes Yaqût's und empfiehlt dasselbe der Gesellschaft mit warmen Worten zur Unterstützung. — Nachdem hierauf der Präsident die behufs Prüfung der Gesellschaftsrechnung bestimmte Commission (bestehend aus dem Präsidenten, Vicepräsidenten, geh. Rath von der Gabelentz und dem Monenten Prof. Arnold) aufgefordert in der nächsten Sitzung Bericht zu erstatten, spricht Dr. Wolf aus Rottweil über zwei von ihm den Mitgliedern der Versammlung zur Ansicht dargereichte Photographieen (Modelle der heil. Grabeskirche in Jerusalem — gegenwärtig in Stuttgart befindlich), woran Consul Dr. Rosen aus Jerusalem einige Bemerkungen über die Localitäten dieser Modelle anknüpft.

Es folgt darauf der erste Vortrag von Prof. Rödiger über ein im Berliner Antiquarium befindliches Münzbild Nabukadnezar's, den Prof. Oppert auf Aufforderung des Vortragenden durch einige Bemerkungen, die Legende und Etymologie des Namens Nabukadnezar betreffend, ergänzt. — Nachdem die Sitzung auf eine Viertelstunde unterbrochen worden, bringt

bei Wiederaufnahme derselben Prof. Gosche den von ihm verfassten wissenschaftlichen Jahresbericht über $186^2/_3$ zum Vortrage. Schluss der Sitzung 1 Uhr.

Zweite Sitzung. 30. September. (Beginn 9 Uhr.)

Nach Vorlesung des Protocolls der vorhergehenden Sitzung durch Dr. Friedrich Müller aus Wien, wird Prof. Dr. Arnold als Monent der Gesellschaft vom Präsidenten aufgefordert den Bericht über die Gesellschaftsrechnung zu erstatten. Hierauf theilt Prof. Brockhaus Grüsse von mehreren Mitgliedern, die vom Besuche der Versammlung abgehalten worden, mit und legt mehrere unterdessen eingelaufene Schriften des Münchener Sinologen Plath der Gesellschaft vor. Daran knüpft Redner die Aufforderung um Beiträge für die Errichtung eines Denkmals des verstorbenen Giessener Professors Knobel. — Nachdem darauf Prof. Oppert seine in Gemeinschaft mit Ménant gemachten Publicationen assyrischer Keilinschriften der Versammlung vorgelegt und mit einigen Worten begleitet, hält Prof. Dieterici seinen Vortrag über die Ichwânassafâ (Brüder der Reinheit). Nach einigen Bemerkungen Prof. Fleischer's über einzelne Puncte des vorhergehenden Vortrages, spricht Prof. Weber über Menschenopfer bei den alten Indern, welcher Vortrag jedoch auf Ansuchen des Präsidenten in der Mitte abgebrochen wird, da die Mitglieder in die allgemeine Sitzung sich begeben sollen, um die dort angekündigten Vorträge von Dr. Mordtmann aus Constantinopel „Ueber die Zigeuner" und Prof. Gosche „Ueber die phrygischen Inschriften" anzuhören. — Schluss der Sitzung 11 Uhr.

Dritte Sitzung. 1. October. (Beginn 9 Uhr.)

Nach Vorlesung des Protocolls der vorhergehenden Sitzung durch Dr. Friedrich Müller setzt Prof. Weber seinen in der vorigen Sitzung abgebrochenen Vortrag fort. — Es folgt dann die Wahl der neuen Vorstandsmitglieder, wobei Anger, Arnold, Gosche, Krehl gewählt werden, und die Bestimmung des Ortes der nächsten Versammlung, als welcher Hannover bezeichnet wird. — Darauf hält Prof. Oppert einen Vortrag über liturgische Stücke der altassyrischen Literatur. — Prof. Weber liest einen Bericht des auch anwesenden Long aus Calcutta über den Zustand der Sanskrit-Studien in Indien vor, und Zenker legt das eben erschienene 5. Heft seines türkisch-arabisch-persischen Lexikons vor, die Gesellschaft um Unterstützung des mühsamen und kostspieligen Unternehmens ersuchend. — Zum Schlusse spricht Dr. Levy aus Breslau über das nächstens erscheinende III. Heft seiner phönicischen Studien, mit besonderer Berücksichtigung der karthagischen Inschriften. Nachdem hierauf der Präsident der Versammlung für das ihm geschenkte Vertrauen gedankt und Prof. Rödiger im Namen der versammelten Mitglieder dem Bureau den Dank ausgesprochen, wird die Versammlung geschlossen. — Schluss der Sitzung 11 Uhr.

PHRYGISCHE INS

1.

ATΕS : APKIAΕΓΓAIΣ : AKΕΓNAϽΓAFOS : MIΔAI

M M

Steuart nº 2. Mordtmann nº 5.

2.

BABA : MEMΕΓAIΣ : ΓPOITAFOS : KΦIJAM : AΓΕJOΣ

St. no. 1. M. nº 6.

3.

AΣ : TYATIΕMIJ : AΕ : ΕΣYPJOJOJ : IOTIN : OAΓ

Sc fehlt St Steuart nº 3. Mordtm. nº 9. fehlt M T M M M

4.

ΔATAMYYΛRATA
ΛYHAΘIKATIY

Mf. M. 7.

5.

MAI ATATAΣΛOKΛ ABASIL

Mf. M. 8 St. 4.

7.

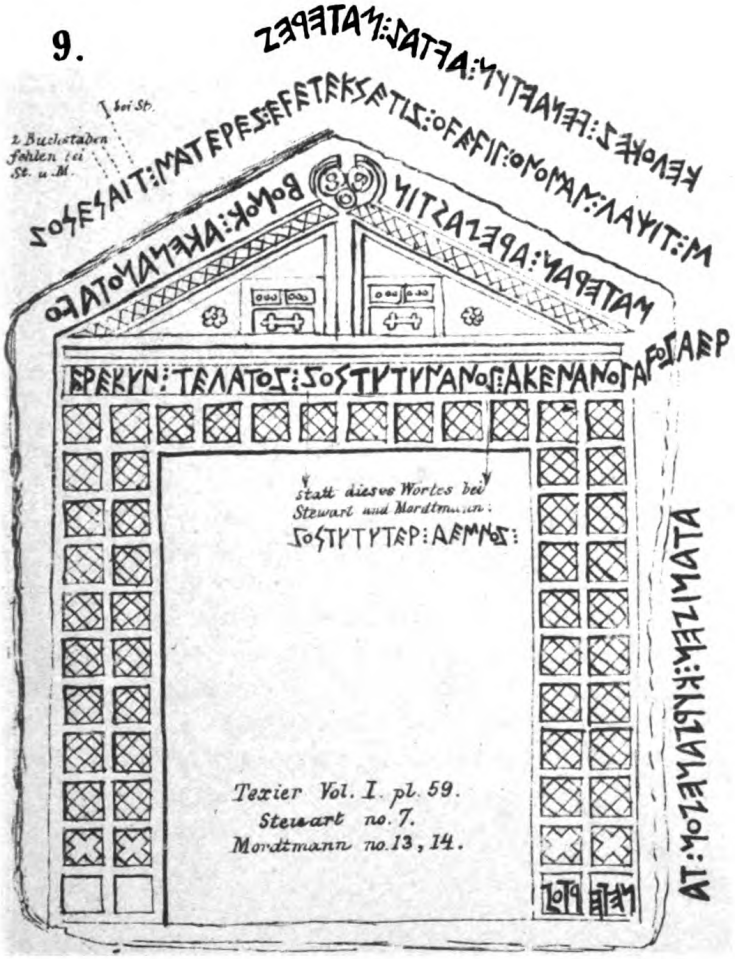
BPAMΕΓΕΓAIΣ : IPOITA
YYJATAPAKA : ΣOJΕΓAIAITY
ΓΛAΓΕ (T Mordtm.) Steuart nº 5, M nº 11.

8.

AK : AΓ : ΓΓΕAN :
ΕYIA : IK : I : AIO

T St. nº 6. M. nº

9.



Kappadokische Ins

bei
res

Mü
gef
hau
mit
Ges
ein
pe
der
Vor
Fl
Me
in
soll
die
der

Mü
Es
gew
nov
der
aus
ers
ters
spri
Stu
Prä
im
sam